Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Zweiundzwanzigster Band.

(Nr. 26—52.)

Berlin 1882.

Verlag von Georg Stilke.

Königin Augusta-Straße 12.

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

123342
OCT 17 1908
AP
G2115
22
+X47-
+G27-
22

Register.

Zweiundzwanzigster Band.

Seite

Al Hafi, Elektrische Träumereien 237
Austriacus, Junius, Der Reichskanzler und die deutsch-östreichischen Parlamentarier 33
Bagge, S., Mozarts siebenundvierzig Symphonien 188
Banville, Théodore de, Journalisten der Zukunft 157
Bauer, A. Ch., Ein moderner Sünder 329
Baumbach, Karl, Die Verfassungsfrage in der Budgetdebatte des deutschen Reichstags 425
Bewer, Max, Leibnitz und die ägyptische Frage 145
Blind, Karl, Aegypten und England 81
— Bekenntnisse eines Achtundvierzigers 131. 146
— Eine Erinnerung an Gottfried Kinkel 354
Bodenstedt, Friedrich, Kleine Betrachtungen 316
Bölte, A., Carlyle und Emerson. Eine persönliche Erinnerung . 92
Boettcher, Friedrich, Die Bedeutung der nächsten preußischen Wahlen für das Reich 18
— Unsere Parteien 97
— Vor den Wahlen 241
Bolin, Wilhelm, François Coppée's „Olivier" im deutschen Gewande 252
— L. Anzengrubers kleinere Schriften 432
Brachvogel, Udo, Rogers. Von Mark Twain 26
— Herbert Spencer über nordamerikanische Zustände 373
Brandes, Georg, Die fremden Anregungen des französischen Romantismus 231
Brasch, Moritz, Zur Erinnerung an einen halb Vergessenen . . 211
Breitinger, Heinrich, Tagebuchblätter aus der Lombardei . . 109
— Ein Sonntag in Lecco 218
— Die Bearbeiter der Victoria-Literatur 326
Brugsch, Heinrich, England in Aegypten 225
Capitolinus, Zur Geschichte der „Irredenta" 257
Daudet, Alphonse, Mein erstes Theaterstück 235
Deckert, Emil, Europa und Nordamerika im Welthandel . 161. 195
Doempke, G., R. Wagners „Parsifal" als Dichtung 85
— Ein neuer musikalischer Blaustrumpf 171
— Die Musikgeschichte von Ambros 292
Dornblüth, Fr., Dr. med., Esmarchs Samariterschulen . . . 323
Druskowitz, H., Der Briefwechsel von George Sand 51
Duboc, Julius, Die Grenzen des Ekels in der Kunst 41
Ebe, G., Zur Concurrenz um das deutsche Reichstags-Gebäude . 61
— Die Renaissance in Holland 123
Ehrlich, H., Opern und Concerte . 13. 61. 220. 269. 318. 364. 437
— Wagners „Parsifal" 89. 103
Excelsior, Zur Lage in Oestreich 393
Frensdorff, E., Baron Rothomb 375
Germann, Arnim, Der Socialismus der Jungletten und Jungesthen 409
Gerstmann, Adolf, Berliner Sittenromane 42
Geßner, L., Ueber das Kriegsrecht 339
Goldstein, Max, Joachim Raff 19
Gopčević, Spiridion, Die wahren Ursachen der herzegowinischen Erhebung 49
— Vom ägyptischen Kriegsschauplatz 113
Greif, Martin, Der Torso des Belvedere 68
— Besuch in Heidelberg 341
Groß, Ferdinand, Madame Louise Ackermann 357
Groth, Klaus, Min Port 376
Hartmann, Eduard von, Religion und Wissenschaft . . . 38. 54
— Der Streit um den Pessimismus 311
Heinze, R., Die Deutschen in Ungarn 1
Hellwald, Friedrich von, Honeggers Allgemeine Culturgeschichte 202
— Reise eines Deutschen durch Sibirien 346
Herchynius, Russische Politik 248

Seite

Herrig, Hans, Die Kritiker des „jungen Goethe" 399
Hevesi, Ludwig, Dappertutto 141
Hoenig, Fritz, Zur englischen Kriegführung in Aegypten . . . 193
Hoffmann, Hans, Spaziergänge auf der Insel Zante 57
Honegger, J. J., „Athenaïs" von Ferdinand Gregorovius . . 245
Hopp, Ernst Otto, Die Auswanderung 83
Humboldt, Alexander von, Jugendbriefe 69. 107
Janus, Nach den Wahlen 305
Jensen, Wilhelm, Unsere Zeit 411
Ihering, Rudolf von, Aesthetik des Essens und Trinkens . . 179
— Ueber die Umgangsformen 307
Katscher, Leopold, Der Canaltunnel 274
Klenz, Heinrich, Neues über Friedrich Taubmann 169
Kollm, Georg, Die Thätigkeit der Deutschen Seewarte 394
Lammers, A., Colonisation und Cultivation 353
Lector, Aus den Memoiren einer Fürstentochter 412
Lenz, Oskar, Die Militärverhältnisse Marokkos 129
Lichtwark, Kunstausstellungen 300. 332. 420
— Prells Fresken im Architektenhause 348
— Eine japanische Gemäldesammlung im Gewerbemuseum . . . 382
Lotheißen, Ferdinand, Taines Geschichte der Revolution . . 278
Lutz, Robert, Irland in Amerika 337
Lübke, Wilhelm, Bayreuther Nachklänge 313
Mähly, J., Der Streit um den Hexameter 344
Meißner, Alfred, Dresden im Herbste 1846 . . . . . 342. 362
Meyer, Victor, Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler . . . 227
Mielke, H., Felix Dahns Rechtsphilosophische Studien 361
Molendo, Ludwig, Deutsches aus den Trienter Alpen 209
Müller-Cincinnati, Wilhelm, Die amerikanische Bühnendichtung der Gegenwart 183
Noiré, Ludwig, Zur Kritik des Darwinismus 377
Peschkau, Emil, Eine Stunde im Standesamte zu Winkelsroda 44
— Mein Preisausschreiben 283
Ranzoni, Em., Wiener Frauen 75
Reber, F., Granada 401. 418. 433
Roquette, Otto, Reisepflichten 228
— Goethe und Friedrich Preller 261
Samosch, Siegfried, Pietro Aretino 396
Sarcey, Francisque, Das Militär auf der Bühne 165
Schasler, Max, Der Materialismus als erkenntnißtheoretisches Princip 99
— Der Materialismus als socialistisches Princip 276
Schl., P., Molière in Deutschland 78
Schmidt-Schwarzenberg, Die Bedeutung der Phantasie . . . 74
Scholz, August, Turgenjews „Jugendsünden" 117
Schütz, Friedrich, Egon Ebert 324
Singer, Wilhelm, Frankreich und die ägyptische Frage . . . 65
— Die Lage in Frankreich 321
Speidel, Ludwig, Moriz von Schwind 6
Spielberg, Hanns von, Die Gasfeuerung 67
Spielhagen, Friedrich, Roman oder Novelle? 198. 214
St., Ueber den Bildungsgang des Journalisten 122
Stahly, A., Epilog zum Metastasio-Jubiläum 136
Steinthal, H., Der Waldteufel 417
Steub, Ludwig, Von Bozen nach Meran 266
T., H.. Die Anfänge des Germanischen Museums in Nürnberg . 168
Thaler, Carl von, Giosuè Carducci 3. 21
Thun, Alphons, Ueber russische Justiz 35
— Die politische Oekonomie im Lichte der deutschen Wissenschaft . 177
Turgenjeff, Iwan, Gedichte in Prosa 429
Trede, Th., Von päpstlichen Gräbern 172
Vischer, Friedrich, Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland 229. 247

Digitized by Google

Seite
Bischer, Friedrich, Zum Schutz der Schutzrede für das R . . 386
Vogel, H. W., Rückblick auf die Münchner Elektricitätsausstellung 298
Volkelt, Johannes, Carl Fortlage 134
— Eine neue Novellistin 264
Wachenhusen, Hans, Vom Grafen Hahn 11
— Zum Brüsseler Friedenscongreß 279
Waldmüller, Robert (Ed. Duboc), Franz Dingelstedt . . . 149
Weisbrodt, Gustav, Die Befestigung Wiens 289
Wenzelburger, Theodor, Eine Dichterin des Protestantismus in Holland 290
Wernich, A., Der Streit um die Entwicklungslehre 259
Wiener, X., Eine slavische Schule in Wien 426
Wittmann, Hugo, Coquelin in Wien 380
X., Ein rheinisches Sängerfest 60
Zabel, Eugen, Graf Sollohub 25
— „Lorin" von P. A. Walujew 155
Zacharias, Otto, Zur Entwickelungsgeschichte der Kindesseele . 115
— A. N. Duchesne 187
Zimmern, H., Democracy. Ein amerikanischer Roman 138
Zolling, Theophil, Victor Hugos „Torquemada" 8
— „Ein Kind des Meeres" von Hieronymus Lorm 72
— Heinrich Kruses „Witzlav von Rügen" 90
— Emile Zolas „Pot-Bouille" 101
— „Gräfin Vera." Roman von Helene v. Racowitza 120
— Paul Heyses Troubadour-Novellen 152
— Ludwig Steubs „Sängerkrieg in Tirol" 167
— Die Welt, in der man sich langweilt. Lustspiel von E. Pailleron 190
— Ein Verkommener. Drama von Leonhard Marholm 204
— Kunstausstellungen 221
— Reif-Reiflingen. Schwank von G. von Moser 238
— Skalden-Kunst. Schauspiel von Felix Dahn 253
— Gesammtgastspiel des Herzoglich Meiningen'schen Hoftheaters . 268
— Novellen von Ernst von Wildenbruch 281
— Goldsand. Sensationsstück von Victorien Sardou 285
— Gesellschaftliche Pflichten. Schwank von H. Wilken und Oscar Justinus 302
— Ebbe und Fluth. Posse mit Gesang von E. Jacobson 331
— Ein neues Märchenbuch 359
— Der Westindier. Schauspiel von Franz Bittong 384
— Opfer um Opfer. Schauspiel von E. v. Wildenbruch 403
— Drei Feuilletonisten (Emil Peschkau, F. Groß, Baron v. Roberts) 414
— Ein Schwabenstreich. Lustspiel in vier Acten von Franz v. Schönthan 437

Notizen.

Aga, Die Sklaven 351. de Amicis, Konstantinopel 127. Andersen, Ausgewählte Märchen 405. Augusti, Haus und Welt 385. — Liebe um Liebe 385. Avenarius, Historischer Festzug 406. Baisch, Reinhart und seine Kreise 15. Baumbach, Von der Landstraße 239. Berg, Buch der Bücher 407. v. Biedermann, Zeitungswesen sonst und jetzt 31. Boas, Sturm und Wintermärchen 47. Bodenstedt, Vom Atlantischen zum Stillen Ocean 158. Bölte, Die Gefallene 351. Boetticher, Olympia, Das Fest und seine Stätte 222. Bredt, Riviera di Ponente 95. Brehm, Thierleben 385. Büchmann, Geflügelte Worte 319. Büchner, Weihnachtsmärchen 385. Bühne in Bild und Wort 385. Burger, Madonna della Sedia 406. Cohn, Die Pflanze 406. Daudet, Tartarin 127. Daudet-Gerstmann, Künstler-Ehen 127. Delius, Shakespeares Werke 47. Diez-Bartsch, Leben und Werke der Troubadours 366. v. Dincklage, Wir 95. Dohm-Doré, Fabeln La Fontaines 366. Dostojewsky, Raskolnikow 14. Droysen, Aristophanes Werke 287. Düntzer, Lessings Leben 350. Dumas, Catalogue du Salon 270. Eberhard, Synonymisches Handwörterbuch. Von Lyon und Wilbrandt 14. Ebhardt, Entwürfe zum Nationaldenkmal für Victor Emanuel 30. Eichrodt, Gold 79. d'Esterno, La femme envisagée au point de vue naturaliste 159. v. Falke, Kostümgeschichte 350. Fischer, Sommernachtserzählungen 158. Fontane, L'Adultera 14. Freund, Texte und Glossen 95. Gätschenberger, Nachbar-Pußten 127. Geburtstagsbuch 384. Giacomelli-Sturm, Idylle aus der Vogelwelt 303. Glasenapp, Richard Wagners Leben und Werke 385. Glaser, Aus hohen Regionen 31. Glossy und Sauer, Raimunds sämmtliche Werke 367. Göler v. Ravensburg, Rubens und die Antike 405. Goldschmidt, Russische Märchen 406. Gottheil, Berliner Märchen 405. Gries, Ariosts rasender Roland 271. Güll-Lohmeyer, Räthselstübchen 385. v. Gumpert, Herzblättchens Zeitvertreib 385. — Töchter-Album 385. v. Hagen, Morgenweckruf 143. Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere 407. — Italien 406. Hillebrand, Zeitgenossen und Zeitgenössisches 239. Hirth, Culturgeschichtliches Bilderbuch 406. Höcker, Kadett und Feldmarschall 385. Hönig, Manneszucht 79. Hofmann, Der Kinder Wundergarten 405. v. Hohenhausen, Erinnerung an Freiligrath 31. Jensen, Ueber die Wolken 334. Kanitz, Donau-Bulgarien 207. Katalog der Photographischen Gesellschaft Berlin 405. Keck, Pfingstweihe 79. Keil, Goethe, Weimar und Jena 95. v. Kellen, Und noch heute erlöset sie uns 127. Klein, Witterungskunde 126. Kleinpaul, Italienischer Sprachführer 158. Kletke, Kinder-Lieder 385. Knortz, Shakespeare in Amerika 47. Kopisch, Dante's Göttliche Komödie 222. Krauß, Shakespeares Selbstbekenntnisse 47. Kürschner, Deutsche National-Litteratur 206. Lakon, Vie littéraire 286. v. Lang, Hammelburger Reisen. Von Hartmann 222. — Memoiren 94. Lauckhard, Tausend und eine Nacht 405. Lehmann, Berliner Schattenrisse 31. Létang, Dem Manne ist Alles erlaubt 111. Lewes, Goethes Leben und Werke 350. Lichtenberger, Étude sur les Poésies lyriques de Goethe 111. Lictor, Internationaler Städtetag 29. Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres 207. Lingg, Byzantinische Novellen 207. Linke, Bild des Eros 286. Liszt, Chopin 15. Lohmeyer-Pletsch. Deutsche Jugend 350. v. Lützow, Albrecht Dürers Holzschnitt-Werk 94, — Kunstschätze Italiens 319. Mangold, Geschichte und Kritik von Molières Tartuffe 489. Marbach, Aeschylos' Tragödien 335. Meggendorfer, Allerlei nette Pflanzen 350. Meinardus, Mozart 385. Mentor 350. Meyers Fachlexika 385. — Hand-Lexikon 287. Minor, Friedrich Schlegel 1794—1802, 286. Minor und Sauer, Studien zur Goethe-Philologie 366. Müller, Rübezahl 405. Neumann, Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs 438. Nordland-Fahrten 365. Palleske, Schillers Leben und Werke 350. Palm, Briefe aus der Bretterwelt 126. Pannier, Minnesänger 127. Pinakothek älterer Meister zu München 366. Reich, Dorothea von Schlegel und ihre Söhne 79. Reißmann, Karl Maria von Weber 385. — Christoph Willibald von Gluck 385. Rückert, Leid und Lied 303. Shakespeare-Galerie 366. Scharwenka, Pädagogische Erfahrungen beim Klavierunterrichte 14. Schasler, System der Künste 270. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur 255. — Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oestreich 255. Schöll-Fielitz, Goethes Briefe an Frau von Stein 271. Schwab, Kleine prosaische Schriften. Von Klüpfel 286. Semmig, Cultur- und Literaturgeschichte der französischen Schweiz 111. Spamers Novitäten 422. Spemann, Neues Universum 385. Sterne, Werden und Vergehen 406. Graf Stillfried-Alcantara und Kugler, Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland 405. Stroefers Kinderbücher 222. Turley, Schwedische Volksmärchen 405. Völckerling, Mutter und Kind 385. Voigt, Wiederbelebung des klassischen Alterthums 79. Waitz, Karoline und ihre Freunde 47. v. Weber, Vom rollenden Flügelrade 367. Weiser, Nero 270. Weiß, Kostümkunde 127. v. Weißenthurn, Frauenliebe 127. Wichgraf, Lieder des Pagen Cherubin 407. Wieland, Hermann. Von Muncker 159. Worishöffer, Buch vom braven Mann 385. Politischer Wochenbericht 13, 175, 206, 303, 365. 438.

Offene Briefe und Antworten.

Blind, Ueber Mathy 223. — Schlußwort über Mathy 255. Bölte, Carlyle und Hettner 159. Dahn, Antikritisches 287. Duboc, Zu Lübkes Bayreuther Nachklängen 367. Gräser, Zur Aesthetik des Essens nnd Trinkens 271. Heigel, Zum Münchener Bilderdienst 15. Jansen, Zu Jean-Jacques Rousseau 47. Gottfried Kinkel, Ein ungedrucktes Gedicht 439. Küchenmeister, Zum letztenmal der Münchener Bilderdienst 63. Mathy, Gegen Blind 223. Schröder, Zu Friedrich Vischers Essay 319. Zolling, Erste kritische Kleist-Ausgabe 191.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 1. Juli 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die Deutschen in Ungarn. Von R. Heinze. — **Literatur und Kunst:** Giosuè Carducci. Von Carl von Thaler. — Moriz von Schwind. Von Ludwig Speidel. — Victor Hugos „Torquemada". Besprochen von Theophil Zolling. — Vom Grafen Hahn. Eine literarische Erinnerung von Hans Wachenhusen. — **Aus der Hauptstadt:** Opern-Sommersaison in Berlin. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Zum Münchener Bilderdienst. Von K. Th. Heigel. — Inserate.

Die Deutschen in Ungarn.

Von R. Heinze.

Die Ende 1880 ausgeführte Volkszählung hat für Ungarn mit Siebenbürgen (aber ohne Kroato-Slavonien) eine Gesammtbevölkerung von 13,728,622 Seelen ergeben. Dazu 83,708 Köpfe der kaiserlichen und der Honved-Armee. Von jenem Gesammtbestand haben sich nach den officiellen Ziffern, die freilich unzuverlässig sind und nachweisbar an schweren Irrthümern leiden, zur deutschen Muttersprache bekannt 1,798,373. In den beiden Heerkörpern war die deutsche Umgangssprache vertreten durch rund 19,500 Mann. Die Deutschungarn bilden den drittgrößten der das Land bewohnenden Volksstämme. Vorangehen mit 6,165,088 — die Angabe ist jedenfalls bedeutend zu hoch — die Ungarn magyarischer und mit 2,323,788 die Ungarn rumänischer Muttersprache. Nur sehr wenig schwächer als die deutsche ist mit 1,790,476 die slovakische Muttersprache vertreten. Hinzukommen 605,725 Kroato-Serben, 342,351 Ruthenen, 162,069 Ungarn anderer Muttersprachen, 499,054 des Sprechens unkundige Kinder; der letzteren müssen einige Hunderttausende mehr gewesen sein, die wohl hauptsächlich der Ziffer der Magyaren zu gute gekommen sind. Den Deutschen wurden früher ohne Weiteres beigezählt die Juden, deren die jüngste Zählung 624,680 ergeben haben soll. Bei diesen ist ein Umschlag eingetreten. Im Jahre 1880 haben nach den officiellen, an dieser Stelle übrigens selbst im Calcül unvollständigen Ziffern nur 33,3 % Juden Deutsch als Muttersprache genannt, 56,3 % dagegen Magyarisch. Von der Gesammtbevölkerung Ungarns mit Siebenbürgen sind die große Hälfte, genau 55,8 % römische Katholiken, nicht ganz ein Drittheil, 30,9 % Reformirte, 5,7 % (?) Juden, 4,1 % Augsb. Confessionsverwandte, 2,2 % griechische Katholiken und Armenier. Von den Römisch-Katholischen sind 53 % Magyaren, 18 % Deutsche, von den Reformirten 94,3 % Magyaren, von den Evangelischen Augsb. Bek. sind 23 % Magyaren, 34 % Deutsche. Bedeutungsvoll ist der seit Jahrhunderten fortschreitende Niedergang des Deutschthums in den Städten. Fast alle wirklichen Städte des Landes sind deutschen Ursprungs; die von Magyaren gegründeten Städte waren und sind größtentheils noch heute nichts Anderes als unförmlich große Dörfer ohne städtischen Häuserbau, ohne städtische Straßenzüge, ohne städtisches Leben. Im Jahre 1870 hatte daher nur $^1/_{10}$ aller städtischen Häuser des Landes mehr als das Eine Stockwerk zu ebener Erde. Aber auch in den deutschen Städten haben die Magyaren mehr und mehr sich einzunisten und zu Herren aufzuschwingen verstanden. So ergab die Zählung von 1880 in den 143 Städten des Landes eine Gesammtbevölkerung von 2,143,036 Seelen, und unter diesen nur 17,7 % Deutsche, dagegen 62,3 % Magyaren. Freilich stecken unter den letzteren viele Tausend Kunst- und Muß-Magyaren, namentlich magyarisirte Juden. So ist wohl auch das Mißverhältniß der Geschlechter (176,134 Männer, 201,987 Frauen) in der deutschen Städtebevölkerung zu erklären. In einzelnen Städten, namentlich in den westlichen Comitaten, im Zipserland und in Siebenbürgen, überwiegen die Deutschen noch heute. In der Landeshauptstadt, dem ungarischen Kleinparis, welches noch vor vierzig Jahren ganz vorwiegend deutsch gewesen war, sollen nach der letzten Zählung von der 360,551 betragenden Gesammteinwohnerschaft nur 119,902 deutscher, dagegen 198,742 magyarischer Muttersprache gewesen sein. Meistens den Deutschen werden zuzurechnen sein die 10,397 Ausländer (im ganzen Land 41,698), die in Ofen-Pest ermittelt wurden.

In einer anonymen Vertheidigungsschrift, welche die ungarische Regierung jüngst herausgeben und durch die Organe des gemeinsamen auswärtigen Ministeriums im Original wie in Auszügen nach Kräften verbreiten ließ, wird im Grad des Deutschthums der Deutschungarn unterschieden zwischen deutschen Christen und den etwa noch 200,000 deutschen Juden. Der ungenannte Verfasser beruft sich auf einen Brief „eines geistig hervorragenden Juden": „Was ist uns der deutsche Name? Nichts als die Erinnerung daran, daß unsere Väter oder Großväter aus Oestreich verjagt wurden wie tolle Hunde; in Böhmen und Mähren nicht bleiben konnten, weil dort die Zahl der jüdischen Familien eine unbarmherzig beschränkte war, oder endlich aus Galizien fliehen mußten, weil sie den Bedrückungen und Ausbeutungen aller Art zu erliegen drohten. Nach Ungarn zogen sie Alle, wie einst nach dem Lande Canaan ... Warum sollte Ahasver sich nicht glücklich schätzen, daß er den anderthalb Jahrtausende alten Jammer abschütteln, durch das Aufgehen in dieses jugendkräftige Magyarenvolk sich verjüngen kann!" Läßt man diese Unterscheidung zur Seite, so wird man kaum fehlgreifen, wenn man auch gegenwärtig noch reichlich 2,000,000 der Bewohner Ungarns der deutschen Muttersprache zutheilt. Viel größer würde die Zahl werden, wenn man auf den germanischen Ursprung zurückginge und die Familien, Ortschaften, Landstriche zuzählen wollte, welche im Laufe der Zeit entdeutscht, d. h. magyarisirt oder, in Siebenbürgen und den angrenzenden Comitaten, rumänisirt, in Nordungarn slovakisirt worden sind.

Vorzüge und Gebrechen unserer deutschen Stammesart haben in Ungarn sich vereinigt, um nicht blos den Individuen deutscher Zunge, sondern auch größeren und kleineren Gruppen das Aufgehen in Nationen mit höherem Selbstbewußtsein, stärkerem

Digitized by Google

Einigungsdrang, rücksichtsloserem Egoismus, mehr politischem als häuslichem und Familien-Sinn oder auch nur mit geringerem Anpassungs- und stärkerem Beharrungs-Vermögen unverhältnißmäßig zu erleichtern. Das Entscheidendste war die Zersplitterung der deutschen Colonien und Ansiedler. Beiläufig 300,000 Deutsche wohnen seit Karl dem Großen an der westlichen Grenze gegen Niederöstreich und die Steiermark, von Preßburg bis St. Gotthard. Etwa 400,000 Deutsche, meistens erst im vorigen Jahrhundert eingewandert, haben die Sümpfe des Banats umgewandelt in die ergiebigste Kornkammer des Landes; neuerdings droht die Theißregulirung die Früchte ihres Fleißes wieder zu verschlingen. In Ofen und Pest, sowie in der nächsten Umgebung sitzen an 300,000 Deutsche; im nördlichen Bergland, namentlich in den Städten der Zips, 60,000—80,000. Ein Kernvolk, der höchsten Ehren und der wärmsten Theilnahme werth, sind die 200,000 Sachsen Siebenbürgens. Die übrigen etwa 700,000 Deutsche sind versprengt durch das ganze Land, namentlich überall in den Städten zu finden. Seit im 15. und 16. Jahrhundert die Macht und die Selbstständigkeit der deutschen Städte dem magyarischen Adel erlegen sind, ist dem Deutschthum im eigentlichen Ungarn der Rückgrat gebrochen. Die Sachsen in dem seit 1526 über drei Jahrhunderte selbstständigen Siebenbürgen konnten sich auf ihre deutsch gebliebenen Städte, sowie auf die Autonomie ihrer lutherischen Landeskirche und ihrer obern Selbstverwaltungsbehörde, der Sachsenuniversität, stützen. Macht oder Unmacht der Könige stand bis zum heutigen Tag immer im Gleichklang mit Werthschätzung der Deutschen und Anerkennung ihrer Rechte oder dem Gegentheil. Im ungarischen Reichstag überwogen immer die magyarischen Elemente und Ansprüche. Die Magnaten deutscher Herkunft haben sich sämmtlich magyarisirt. Die deutschen Rathsherren sind dem magyarischen (oder auch slovakischen, aber magyarisirten) Kleinadel gewichen, der bis 1848 in einer Stärke von 100,000 bis 150,000 wehrhaften Männern das politisch berechtigte Volk ausmachte. Unentbehrlich sind dem Bestand des Staats und Volks geblieben die deutschen Kaufleute, Industriellen, Techniker, Handwerker, Bergleute, Lehrer, Beamten. Die Deutschen sind von jeher die Arbeitsbienen gewesen; die Drohnen mit dem Säbel an der Seite führten das große Wort in den Comitaten und auf den Landtagen. Diese magyarische Gentry sucht auch gegenwärtig mit Vorliebe Aemter mit guter Bezahlung und wenig Arbeit, deren es in Ungarn verhältnißmäßig wohl mehr gibt als in irgend einem andern Lande der Welt. Ohne die Beamten deutscher Muttersprache würde der Staat Ungarn vielleicht nicht eine Woche weiter functioniren können. Aber die maßgebenden Stellungen und der leitende Einfluß ist so gut wie ausschließlich in den Händen der Magyaren oder zum Magyarismus Convertirten. Dies gilt auch von der ganzen höheren Gesellschaft und Geselligkeit; nur sehr vereinzelt im eigentlichen Ungarn, durchgängig dagegen auf dem alten Sachsenboden haben anspruchsvollere Gesellschaftskreise den deutschen Charakter bewahrt. Unterstützt wird die nicht zu unterschätzende Einwirkung des geselligen Lebens und der, stark zu nationaler Schwärmerei neigenden, magyarischen Frauenwelt durch eine gewisse chevalereske äußerliche Liebenswürdigkeit, die den Magyaren wohl in höherem Grad zu Gebote steht als durchschnittlich den Deutschen. Der gesellschaftlichen Stellung und den Verbindungen ihrer Nobility und Gentry verdanken die Magyaren auch das Entgegenkommen, welches ihnen am Kaiserhofe in Wien, sowie bei der östreichischen und deutschen Aristokratie zu Theil zu werden pflegt. Diese für Aufrechterhaltung der deutschen Nationalität so ungünstigen Verhältnisse spiegeln sich deutlich ab in der ungarisch-deutschen Presse. So verbreitet die deutschen Pesther Blätter sind, keines von ihnen bietet der deutschen Nationalität einen Halt. Auch die übrigen deutschen Blätter des eigentlichen Ungarn haben, und zwar größtentheils mit demonstrativem Eifer, zur Fahne des Magyarismus geschworen. Nur einige südungarische Blätter, unter denen ich die „Bacs-Bodrogher Presse" nenne, und die deutsche Presse Siebenbürgens, voran das „Siebenbürgisch-deutsche Tageblatt", halten fest an ihrer Nationalität.

Die Staatsgewalt ist verkörpert im Reichstag; das ungarische Ministerium nimmt, darin ziemlich gleich dem englischen, die Stelle eines aus der Majorität des Unterhauses hervorgegangenen Executivausschusses ein. Für die jetzige Macht des „gekrönten Königs" in innerungarischen Angelegenheiten kann als symbolisch gelten das der ungarischen Krone eigenthümliche halbumgebogene Kreuz. Der Reichstag ist so zusammengesetzt, daß den Magyaren im Oberhaus wie im Unterhaus eine erdrückende Majorität, Kanonisten würden von moralischer Einstimmigkeit sprechen, unfehlbar sicher ist. Die Wahlgesetze, Wahlpraktiken und magyarischen Beamten aber bürgen dafür, daß diese Zusammensetzung bei jeder Neuwahl des Hauses die gleiche bleibt. In den Comitaten hat man überall durch geeignete Beamte lokale Centren des Magyarismus hergestellt, welche zugleich der Selbstverwaltung, wenn dieselbe nicht ohnedies in magyarischem Geist geführt werden sollte, die Directive geben.

So lassen Staat und herrschender Stamm deutsche Arbeit und deren Erträge, deutsche Dienste und deren Erfolge, deutsche Bildungselemente und deren Gewinn mit tausend Freuden sich gefallen; aber die deutsche Stammesart als solche wird mißachtet, jede Regung, Bethätigung, Pflege des Deutschthums einschließlich der deutschen Schulen niedergehalten, erschwert, verfolgt.

Der Patriotismus der Magyaren, eine sehr löbliche Tugend, hat leider eine sehr häßliche, für alle Nichtmagyaren Ungarns, namentlich aber für die Deutschungarn, höchst bedrohliche Kehrseite. Seit F. Deak im Jahre 1876 die Augen geschlossen hat, ist den Wortführern der Magyaren die Mäßigung und Billigkeit gegen die andern Nationalitäten des Landes mehr und mehr verloren gegangen. Sobald das Verhältniß der Magyaren zu andern Nationalitäten öffentlich zur Sprache gebracht wird, pflegen die auf der politischen Bühne auftretenden Männer einem ins Lächerliche übertriebenen nationalen Selbstbewußtsein Weihrauch zu streuen; sei es auch nur, um nicht des Mangels an Patriotismus verdächtigt, nicht von der terroristischen Presse der Vaterlandsfeindlichkeit geziehen zu werden. In diesem Selbstverherrlichungsspiegel ist es der Magyar, der sich überall unvergleichlich auszeichnet; neben seiner Tapferkeit und seinem Edelmuth erscheinen die Nichtmagyaren des Landes wie feiges, entartetes Gesindel; der Magyar ist Herr in Ungarn und kein Anderer. Um so schmerzlicher fällt es den Söhnen Arpads, wenn sie denn doch bei jeder Gelegenheit auf die Ueberlegenheit deutscher Bildung stoßen, wenn sie inne werden, daß ganz Ungarn im Bannkreis deutscher Cultur liegt. Verziehen wird dies dem „Schwaben" nur, wenn er sich zur Dienerrolle bequemt. Dabei bleibt dem Magyaren der innerste Kern und der echteste Werth des deutschen Wesens unfaßlich. Es ist nicht blos die Gabe, in Vorstellungskreis und Denkungsart einer andern Nationalität sich zu versetzen, die ihm fehlt; sondern das bürgerlich arbeitsame, sparsame, zurückhaltende und anspruchslose Treiben des Deutschen an sich, auch wo es nicht zur Caricatur des Philisterthums entartet, ist dem viel mehr zum großen Herrn zugeschnittenen Magyaren widerwärtig. Um so unerträglicher fällt der Gedanke, daß diese mißachtete und mißliebige Rasse durch Intelligenz, Geist, Geltung im kaiserlichen Heer, im Gesammtstaat und in der gesammten civilisirten Welt, den gefährlichsten Nebenbuhler darstellt für die Herrschaft der Magyaren im ungarischen Staat. Nichts jedoch haßt der Kernmagyar stärker und gründlicher als das Oestreicherthum, das in seinen Augen zwar nicht ganz, aber doch größtentheils mit dem Deutschthum zusammenfällt. Die Ströme deutschen Bluts, die für die Befreiung Ungarns vom Türkenjoch geflossen, sind längst vergessen. Unvergessen sind die Bedrängnisse, Executionen und Bürgerkriege, durch welche das katholische Oestreich nur zu oft unternommen hat, reformirte und lutherische Ungarn zur Rückkehr in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zu zwingen; unvergessen die zahlreichen Versuche, welche das dynastische Oestreich gemacht hat, die zu Recht bestehende Landesverfassung über den Haufen zu werfen. Für all diese Unbill und Drangsale vergangener Jahrhunderte und Jahrzehnte werden noch heute Oestreicher und Deutsche verantwortlich gemacht.

Digitized by Google

Seit der sogenannte Ausgleich des Jahres 1867 an Stelle eines großen Oestreichs zwei gesonderte Staatswesen und jene precäre Gemeinschaft gesetzt hat, welche starke Aehnlichkeit hat mit einer Cisleithanien gegen Ungarn auferlegten Staatsservitut, gilt die Magyarisirung der nichtmagyarischen Bevölkerung den leitenden Staatsmännern Ungarns als selbstverständliche und wichtigste Aufgabe. Nur über die Methode gehen oder gingen die Ansichten auseinander. Das Volk der Magyaren ist sich bewußt, daß es seinen nationalen Bestand nur durch künstliche Vermehrung aufrecht erhalten kann; einzig auf sich und den natürlichen Zuwachs gewiesen, würden die Magyaren, bei der geringen Fruchtbarkeit ihrer Frauen und ihrem weitverbreiteten Einkindsystem, gleich den in Europa angesiedelten Osmanli, nicht zu- sondern fortwährend abnehmen. Aber nicht nur die Nation als solche sähe sich auf den Aussterbeetat gesetzt, wenn sie nicht in der Lage wäre die eigenen Verluste durch fremdes Blut auszugleichen, sondern auch die Ziele des Staates Ungarn, wie sie seit Kossuth deutlich genug vorgezeichnet sind, drängen hin auf die gleiche Magyarisirungspolitik. Die Kernmagyaren wollen überhaupt nichts wissen von Oestreich. Das jetzige Verhältniß der sogenannten beiden Reichshälften ist auf die Dauer unhaltbar. Nach der jenseit der Leitha herrschenden Auffassung soll, wird und muß dasselbe der gänzlichen Lösung Ungarns von der cisleithanischen Ländergruppe Platz machen, sobald Ungarn der letzteren finanzielle und militärische Leistungen zu seiner Unterstützung nicht mehr bedürfen wird. Einen klassischen Ausdruck pflegt dieser tief empfundene Herzenswunsch der Nation zu finden in dem Ceterum censeo des Abg. A. Csanady: „Ein Sturm möge die östreichische Kaiserkrone vom Haupte des ungarischen Königs fortblasen." Es ist nun unschwer zu begreifen, daß die volle Selbstständigkeit viel leichter zu erreichen sein, und, wenn erreicht, ganz eine andere Bedeutung haben würde für ein Volk von 13 bis 14 Millionen Magyaren, als für die jetzigen 5 bis 6 Millionen Magyaren, denen 7 bis 8 Millionen Nichtmagyaren gegenüber stehen.

So wird denn die Magyarisirung in allen Richtungen mit Hochdruck betrieben. Die Staatsgewalt und deren Werkzeuge, der herrschende Stamm und die magyarische Gesellschaft, die ungarische Presse endlich deutscher wie magyarischer Zunge, setzen ihre vereinte Kraft ein vor Allem die Deutschen zu entnationalisiren. Wie außerordentlich erschwert der Widerstand der Deutschen ist, wie der Sieg des Magyarismus von vornherein entschieden gewesen wäre, wenn nicht jenes Heldenvölklein der Siebenbürger Sachsen „furchtlos und treu" einstände für die nationale Sache, kann jeder Leser schon aus dieser kurzen Skizze entnehmen, mit deren Entwerfung ich einem Wunsch der Redaction dieser Blätter gern entsprochen habe. Aber das Schlimmste ist, daß es in Ungarn offenkundig zweierlei Recht gibt: nur das Recht der Magyaren ist wirkliches, volles, seiner Durchführung sicheres Recht; das Recht der Nichtmagyaren ist ein unsicheres, in seinem Bestand immer auf Widerruf gestelltes, in seiner Durchführung stets vom Belieben der Machthaber abhängiges Ding. Alle Mühe jedoch, die Stimmführer der Magyaren zur Erkenntniß und zur Aenderung dieses heillosen Zustandes zu vermögen, wird vergeblich bleiben. Die Intelligenz dieser Asiaten reicht eben nicht aus, gewisse Vorurtheile zu besiegen, an deren Klippen alle Selbsterkenntniß scheitert. Der Magyar schwört und ist stolz darauf, daß man nirgends in der Welt freiere Luft athme als in Ungarn; in Wirklichkeit tritt nirgends in der civilisirten Welt die Rassendespotie, und zwar über die Mehrheit der Bevölkerung unverhüllter und begehrlicher auf als eben dort; in Wirklichkeit gibt es nirgends in der Welt für den einzelnen Mann weniger Freiheit eigener und weniger Muth selbstständiger Ueberzeugung gegenüber dem Terroismus der öffentlichen Meinung und des Zeitungs- und Straßen-Pöbels. Weil man vor vierzig Jahren mit der Steuerfreiheit des Adels aufgeräumt hat, pflegt man in Budapest mit erhobener Stimme zu verkünden, der ungarische Staat kenne keine Privilegien. Und doch ruht das ganze heutige Staatsgebäude auf dem schlimmsten aller Privilegien, dem absoluten Regiment der magyarischen Rasse; doch beruht die Zusammensetzung des Oberhauses zu neun Zehnteln auf, beiläufig bemerkt unerhörten, adeligen und kirchlichen Privilegien; doch geben selbst noch für einen beträchtlichen Theil der Wahlen ins Unterhaus beispiellose Adelsprivilegien den Ausschlag. Der Magyar ist überzeugt, daß er das edelste, großmüthigste, gerechteste der Geschöpfe der Erde ist. Aber in Wahrheit gibt es in der civilisirten Welt keinen Menschen, der weniger die Fähigkeit, den Willen und das Bedürfniß hätte, einem politischen Widersacher gerecht zu werden; keinen, welchem die Billigkeit selbst der begründetsten Forderungen eines Anderen unfaßlicher wäre, wenn das Geforderte politisch unbequem erscheint; keinen endlich, welchem fremder Tadel seines öffentlichen Lebens weniger Anlaß zur Selbstprüfung böte.

Nur zu bald wird die Zeit verstrichen sein, in der es noch in die Hand des deutschen Volks gegeben ist, ob die deutschen Colonien in Ungarn-Siebenbürgen unserm Volksthum erhalten oder unwiederbringlich verloren gehen sollen. Jene Pflanzstätten deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutschen Fleißes sind für uns, unser nationales Leben und unsern Verkehr Etappen nach dem Orient, Stationen nach dem goldenen Horn, in welchem der Schlüssel dreier Welttheile zu heben ist. Sie sind zugleich für Magyaren, für Nord- und Südslaven der Prüfstein, an dem sich die Macht des deutschen Reiches im Osten erproben soll, nach welchem Ansehen und Einfluß des deutschen Namens ostwärts sich bemessen werden. Deutschlands Arm schützend ausgestreckt über unsere ungarischen Brüder könnte leicht dazu dienen, auf längere Zeit uns das Zücken des Schwerts zu ersparen gegen die Feinde des deutschen Reichs. In Magyaren umgewandelt, würden dagegen die Deutschungarn sicher auch ihrerseits erfüllt werden von jener Sinnesweise, die im politischen Zusammengehen mit Deutschland unter Umständen zwar ein Gebot der Selbsterhaltung erblicken kann, viel lieber aber ihre Verbündeten an einer ganz andern Stelle sucht. Würde irgend eine andere große Nation dulden, daß ihrer Ehre, ihrem Ansehen und ihrem Interesse ein solcher Schlag ins Gesicht versetzt werde, wie die Magyaren wagen, ihn dem deutschen Volk und dem deutschen Reich zu bieten?

Literatur und Kunst.

Giosuè Carducci.

Von Carl von Thaler.

In weiter, fruchtbarer Ebene, zu beiden Seiten des Reno, der von den Appenninen herabströmt und den Deutschen durch seinen Namen so freundlich anheimelt, liegt das altberühmte Bologna; eine der blühendsten Städte des heutigen Italiens und mit Mailand, Genua und Bari eine der reichsten. Sein Wohlstand ist nie erschüttert worden, obgleich Krieg und Bürgerzwist es ebenso wenig verschonten wie andere italienische Städte. Im Mittelalter erwarb ihm sein üppiger Glanz den Beinamen „la grassa" — die fette — und auch heute macht es auf den Fremden den Eindruck der Behäbigkeit, ja des Luxus. Die zahlreichen Prachtpaläste sind nicht verödet und verfallen wie in Venedig oder im nahen Ferrara, sondern wohlerhalten und großentheils noch von denselben edeln Geschlechtern bewohnt, welche sie erbauen ließen. Die kühlen Bogengänge, die sich in den meisten Straßen unter dem ersten Stockwerk der Häuser hinziehen und Bologna sein charakteristisches Gepräge geben, dufte nach Acqua di Felsina, der Ahnfrau des Kölnischen Wassers, und wimmeln von geschäftigen, wohlgebildeten Menschen; nirgends in Italien wird man so wenig durch Bettler belästigt wie hier. Es ist ein arbeitsames, kräftiges und gesundes Volk, das Volk Bolognas und hat schon Goethe besonders wohl gefallen.

Die Stadt hat eine zweitausendjährige stolze Geschichte. Ueber den großen Platz vor dem unvollendeten Dome San

Digitized by Google

Petronio, der jetzt Piazza Vittorio Emanuele heißt, ziehen wie Wandervögel in ganzen Schwärmen historische Erinnerungen. Der bleiche Schatten Imelda Lambertazzis grüßt wehmüthig den Fremdling, und wer mit etwas lebhafter Phantasie an dem altersgrauen, massigen Palazzo del Podestà hinaufblickt, der glaubt wohl an einem Fenster das blonde Lockenhaupt des unglücklichen Königs Enzio zu sehen, glaubt eines jener rührenden Klagelieder zu hören, die er in seiner dreiundzwanzigjährigen Gefangenschaft dichtete. Ein deutsches und ein italienisches Gedicht des Hohenstaufensprossen sind auf die Gegenwart gekommen, das letztere gleich den Liedern von Ciullo d'Alcamo ein merkwürdiges Zeugniß für die vollständige Ausbildung, welche die italienische Sprache schon vor Dante gewonnen. So oft ich über die Piazza Vittorio Emanuele in Bologna gehe, fallen mir die traurigen Verse ein:

„Giorno non ho di posa,
Si come 'l mare e l'onda,
Core, che non ti smembra?
Esci di pene e dal corpo ti parti;
Ch' assai val meglio un' hora
Morir, che pur penare."
(Ich hab keinen Tag der Ruhe,
Gleich der Welle, gleich dem Meer.
Herz, was brichst du nicht?
Befreie dich vom Leid, trenn' dich vom Körper,
Denn besser rasch zu sterben
Als langsam zu verderben.)

Wenn es übrigens wahr ist, daß eine schöne, junge Bolognesin die Haft Enzios theilte, wenn Lucia Viadagola oder Viadogli wirklich gelebt und Enzio so treu geliebt hat, wie die Chronik berichtet, wenn die Bentivogli, die vom Anfange des fünfzehnten bis in das sechzehnte Jahrhundert Bologna beherrschten, mit ihrer Behauptung, von Enzio und Lucia abzustammen, nicht blos eine genealogische Finte schlugen, dann braucht man den Lieblingssohn Friedrichs des Zweiten, des Sarazenenfreundes, nicht allzu sehr zu bedauern. Ein Gefängniß, in dem zwei Liebende eingeschlossen sind, ist zu ertragen; ein Kerker, den die Liebe verschönert, kein Kerker mehr.

Das Zimmer, welches Enzio bewohnt haben soll, wird heute noch den Fremden gezeigt. Leider pflegt die Frau des Custode ohne Rücksicht darauf, wie nachtheilig dies auf die Stimmung der Besucher wirken muß, in der Sala d'Enzio zuweilen ihre Wäsche aufzuhängen, und vor dem Anblick der rothen Hemden, Strümpfe und Flanellleibchen entflieht die Poesie und der Zweifel regt sich, ob auch wirklich der erlauchte Gefangene in diesem Raume geweilt, ob von hier aus sein Auge sehnsüchtig über den Platz geschweift habe, auf dem sich Abends die Bürger der von wilden Kämpfen zwischen Guelfen und Ghibellinen erfüllten Stadt und wohl auch zahlreiche Studenten versammelten.

Schon damals, vor mehr als sechshundert Jahren, war Bologna eine hochberühmte Universität, und aus allen Ländern strömten Tausende von Jünglingen und Männern nach der gefeierten Hochschule, deren juristische Facultät für ebenso unübertroffen galt wie die medicinische von Salerno. Bologna zählte so viele Studenten, daß sie manchmal kaum Platz in der Stadt fanden; in einem einzigen Jahre sollen ihrer zehntausend inscribirt gewesen sein. Die Hallen des sogenannten Archiginnasio beweisen, daß diese hohe Blüthe auch noch in späteren Tagen fortdauerte. Ihre Wände sind über und über bedeckt mit den Wappen hochadeliger Studenten aus Italien, Deutschland, Ungarn, Polen und den skandinavischen Reichen. Das Archiginnasio, 1562 erbaut, war von da an bis in unsere Zeit der Sitz der Bologneser Universität, bis sie in den einstigen Palast des Kardinals Poggi übersiedelte. Dem alten Gebäude blieben die Sammlungen, und als größte Merkwürdigkeit derselben der Custode, ein geborener Czeche Namens Szeblo, dessen Deutsch sofort daran mahnt, daß er im Reiche des zweigeschwänzten Löwen geboren worden sei.

Die heutige Universität Bologna ist nur ein Schatten im Vergleiche mit der alten. Der Zuzug aus der Fremde hat lange aufgehört, und die Landeskinder sind nur in mäßiger Zahl vertreten. Italien hat viel zu viel Universitäten, die sich gegenseitig im Wege stehen. Was Lessing von den großen Männern sagte, darf man auf die Hochschulen Italiens anwenden. Sie sind zu nah gepflanzt und zerschlagen sich die Aeste. Bologna gehört zu den bedeutenderen Hochschulen des Landes, es zählt unter seinen Professoren Männer der Wissenschaft, deren Namen über die Grenzen Italiens hinaus bekannt und angesehen sind, und mehrere Poeten von hervorragendem Talent, unter ihnen den ersten Dichter des heutigen Italien, den vielgefeierten, gewaltigen Giosuè Carducci.

Ehe ich es versuche, das Bild der literarischen Wirksamkeit Carduccis zu entwerfen, möchte ich einige Bemerkungen über die italienische Literatur der Gegenwart vorausschicken. Sie theilt im Allgemeinen das Schicksal der modernen italienischen Kunst. Der Fremde, der über die Alpen nach Italien pilgert, wird von dem überreichen Erbe der Vergangenheit so in Anspruch genommen, daß er den heutigen Künstlern und ihren Werken kaum einen flüchtigen Blick schenkt. Die Antike und die Renaissance nehmen der modernen italienischen Kunst Luft und Licht weg, und indem man fort und fort den höchsten Maßstab an die letztere legt, wird man ungerecht gegen sie. Berühmte Ahnen sind zuweilen unbequem, man leidet unter dem Vergleiche mit ihnen. Wer im Anschauen des Apoll von Belvedere, der capitolinischen Venus, des Apoxyomenos, des Sophokles im Lateran, der Juno Ludovisi schwelgt, dem erscheint die heutige italienische Sculptur fast nur als Kunstgewerbe, und wer just vor einem Tizian oder Rafael gestanden, der ist sehr geneigt, einen Induno oder Rota zu unterschätzen.

In ähnlichem Nachtheil befindet sich die italienische Literatur der Gegenwart. Sie kämpft mühsam mit der Erinnerung an Dante und Petrarca, Tasso und Ariosto. Außerdem noch mit einer gewissen Gleichgültigkeit, der sie im Auslande begegnet. Der französische Schriftsteller, selbst wenn er im Sumpf der Gemeinheit wühlt und Romane schreibt, von denen sich ein fein empfindendes Gemüth mit Ekel abwendet, erobert die Welt; der italienische dringt kaum über die Alpen und findet in der höheren Gesellschaft seines eigenen Vaterlandes wenig Aufmunterung. Die feine Dame Mailands, die goldene Jugend Roms liest nur französische Romane. Was französisch ist, gilt als geistiger Leckerbissen, auch wenn es so riecht und schmeckt wie ein halbverfaulter Fasan oder ein zu lange auf dem Festlande gereister Seefisch. Ganz wie bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß der gebildete Deutsche sich auch noch um andere Literaturen kümmert. Aber gerade die italienische behandelt er stiefväterlich, und heute fast noch mehr als zu Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts. Die Werke Nicolinis, Alfieris, Giustis und Leopardis werden in Deutschland eifriger gelesen, als die der jetzigen italienischen Poeten, die es nicht weniger verdienen, gekannt zu sein, denn es sind große Talente unter ihnen, und wenn man auch nur die bedeutendsten aufzählte, so würde es ein langes Verzeichniß werden.

Da ist z. B. Mario Rapisardi, der glühende Sizilianer, dessen Häuschen am Fuße des Aetna steht. Seine Poesie athmet den reinsten Idealismus, und sein „Lucifero" scheint mir ein so hervorragendes Werk, daß ich es den italienischen Faust nennen möchte. In Livorno, der großen Seehandelsstadt, wo zehntausend Federn den ganzen Tag in den Comptoirs kratzen und die nackte Prosa des Geschäftes, der Hang nach Gelderwerb alle Einwohner zu beherrschen scheint, lebt der begabte Chiarini. Der Anblick der vielen Geldmenschen um ihn her hat ihn etwas socialdemokratisch gestimmt, und er malt gern düstere Nachtbilder aus dem Volksleben, in denen die tugendhafte Armuth und das reiche Laster in grellen Farben vorgeführt werden. Aber er ist ein schönes Talent, das zu rühren und zu ergreifen weiß; dabei auch ein trefflicher Uebersetzer, der u. A. den Atta Troll ganz meisterlich in italienische Verse gebracht hat. Von Lorenzo Stecchetti, der mit seinem bürgerlichen Namen Olindo Guerrini heißt und gleich Carducci eine Professur in Bologna bekleidet, wird neuestens auch in Deutschland viel gesprochen. Leider, möchte ich sagen,

Digitized by Google

Denn so unbestritten ich seine eigenthümliche Kunst lasse, so widerwärtig ist mir seine Richtung. Er bildet das Haupt der naturalistischen Schule, des fanatischen Realismus, den man in Italien als „Verismo" bezeichnet, und geht in dem Bestreben, wahr um jeden Preis zu sein, nicht nur bis an die Grenze der Gemeinheit, sondern manchmal auch über dieselbe hinaus. Man charakterisirt ihn am besten, wenn man ihn einen Zola in Versen nennt. Als seinen schärfsten Gegensatz möchte ich Filippo Zamboni anführen, einen epischen und dramatischen Dichter von großer Sprachgewalt, einen ausgesprochenen Idealisten, dessen „Roma nel Mille" regellos in der Form wie eine Grabbe'sche Tragödie, aber reich an hohen Schönheiten ist. Zamboni lebt seit zwanzig Jahren als Professor an der Handelsakademie in Wien, wird aber von seinen Landsleuten nichtsdestoweniger sehr in Ehren gehalten und selbst von politischen Gegnern rückhaltlos anerkannt. Bernardino Zendrini, der vor zwei Jahren in noch jugendlichem Alter in Palermo starb, genoß als Uebersetzer der Gedichte Heines und Dank einer von ihm in Deutschland wunderbar geschickt organisirten kameradschaftlichen Reclamebrüderschaft einen Ruf, der weit über sein Können hinausging. Er war ein zierlicher Dichter, nichts weiter, und nicht seine Originalpoesie, sondern lediglich die Uebertragung Heines, die allerdings vortrefflich ist, wird seinen Namen in Italien erhalten. Viel bedeutender ist Zanella, der italienische Patriot im Priesterrocke, der echte Herzenstöne anzuschlagen weiß. Den alten Prato, der seit Jahrzehnten anerkannt und gefeiert wird, kennt man im Auslande so ziemlich, ebenso den jüngst verstorbenen Dramatiker Cossa. Weniger geläufig sind uns die Namen Cavallottis und Goveans. Der Erstere, als radicaler Abgeordneter von einem unsterblichen Processe wegen Aufwieglung bedroht und von der östreichischen Polizei so sehr gefürchtet, daß sie ihn unlängst aus Triest ausgewiesen, hält nichts auf die Form, hat aber manchmal geniale Ideen. Govean ist der Verfasser eines interessanten Christusdramas von rationalistischer Auffassung und nebenbei, wodurch er sich wohl von allen andern Dichtern unterscheidet, ein tüchtiger Weinhändler. Als Lyriker verdienen Panzacchi, Patuzzi und Belcredi — der Dritte ein Hauptvertreter des „Verismo" —, als hervorragende Erzähler Verga, Farina und Edmondo de Amicis angeführt zu werden.

Und nun genug der Namen! Ich will keinen Abriß der modernen italienischen Literaturgeschichte geben, sondern nur flüchtig darauf hinweisen, wie reich auch das gegenwärtige Italien an Poeten ist und wie Unrecht man im Auslande daran thut, sich so wenig um sie zu bekümmern. Sie dürfen sich neben den französischen und deutschen Zeitgenossen mit Ehren sehen lassen, und die Frage, ob der Größte unter ihnen von einem lebenden Dichter anderer Nationen übertroffen wird, wage ich nicht zu bejahen. Dieser Größte aber ist nach dem einstimmigen Urtheil aller Italiener, dem sich selbst seine ehrlichen Nebenbuhler anschließen, dieser erste Dichter des heutigen Italien und einer der ersten der Gegenwart überhaupt ist Giosuè Carducci.

Ich weiß nicht mehr, von wem das Wort herrührt, Carducci sei der italienische Heine. Die Bezeichnung ist landläufig geworden, denn Einer entlehnt sie vom Andern, ohne daß sie eigentlich zuträfe. Was beißenden Spott und ätzende Satire betrifft, mag man Carducci wohl mit Heine vergleichen. Es ist gerade so angenehm, mit Carducci in literarische Fehde zu gerathen, als eine Polemik mit Heine erfreulich war. Wie Heine den armen Maßmann geschunden, so zog Carducci dem unglücklichen Zendrini die Haut über die Ohren. Carducci überbietet an Rücksichtslosigkeit und Schärfe sogar Heine. Wenn er angreift, so versendet er tödtliche Geschosse, und dabei klingt sein Bogen so melodisch und lieblich, daß alle Welt nicht nur lacht, sondern entzückt zuhorcht — natürlich die rettungslos hingestreckten Opfer ausgenommen. Auch darin hat Carducci große Aehnlichkeit mit Heine, daß er häufig die Stimmung wechselt, aus erhabenen Gefühlen in grellen Cynismus umspringt und einem in edelster Sprache gefügten Gedichte eine Schlußzeile oder Schlußstrophe anhängt, die wie ein kalter Wasserstrahl wirkt. Aber Carducci unterscheidet sich von Heine durch den tiefen sittlichen Ernst, durch die eherne Festigkeit seiner Ueberzeugungen. Für Heine war der Spott Selbstzweck, Carducci spottet in bestimmter Absicht. Wohl hat sich Heine gern selbst als Freiheitskämpfer hingestellt und als „verlorenen Posten im Freiheitskriege" besungen, aber streng genommen war das mehr Pose vor dem Spiegel als aufrichtige Begeisterung. Carducci dagegen ist Parteimann durch und durch, sein Republikanismus hat etwas von antiker Strenge und mittelalterlicher Raufluft. Allem Schlechten, allen Gebrechen und Lastern, allen Mängeln und Schattenseiten der politischen und literarischen Zustände Italiens geht Carducci mit unerbittlichem Grimme zu Leibe, der reine Sanct Georg, der dem Drachen der Gemeinheit die Lanze in den Bauch bohrt.

In den beiden ersten Nummern seiner gesammelten Gedichte hat sich Carducci so scharf und eigenthümlich charakterisirt, daß man ihm am besten selbst das Wort läßt. In dem einen vergleicht er sein Lied mit einem wilden Renner, der mit ihm auf pelasgischem Felsen am Gestade des tyrrhenischen Meeres auferzogen worden sei. „Fliege nur dahin," ruft er aus, „bis Jupiters Blitz uns im Feuer läutert und verzehrt, oder der Wildbach Roß und Reiter verschlingt." Noch bezeichnender ist das zweite Gedicht, das mit den Versen anhebt:

„Nein, mit der Büßerin gesenkten Blicken
Naht meine Muße nie,
Nein, eurer Wunden Fäulniß zu erquicken,
Bringt keinen Balsam sie."*)

Das Gedicht, welches die Ueberschrift trägt: „An gewisse Tadler", ist zum Theil eine leidenschaftliche Polemik wider persönliche Gegner, die so porträtirt sind, daß ganz Italien lachend mit dem Finger auf sie wies. Es ist jedoch zu lang, um es vollständig wiederzugeben, und ich will mich daher auf die letzten sieben Strophen beschränken, in denen Carducci das Wesen seiner Dichtung schildert. Sie lauten:

Kann ich empor der Zeiten Höhe steigen
Einsam und lustberaubt,
Dann schwingt sich Falken gleich empor der Reigen
Der Lieder um mein Haupt.
Und jedes Lied hat Leben; donnernd wettert
Es nieder in das Thal
Gleich wilden Rossen; die Trompete schmettert,
Es blitzt der blanke Stahl.
Und vor dem Stahle sinkt der Drachen Meute,
Der Riesen in die Gruft,
Und die Trompete zum Entscheidungsstreite
Die trägen Krieger ruft.
Der Staub der Todten, die im Blachfeld liegen,
Knirscht unter'm leichten Fuß
Der lust'gen Schaar; es senden an die Wiegen
Die Gräber Blitzesgruß.
Der bleiche Jüngling, dessen Auge Thränen
Verschleiern, kampfeswild
Wird für die Freiheit er den Tod ersehnen
Im heimischen Gefild.
Vorwärts, ihr Boten, aller Welt zu sagen,
Daß treuer Muth noch lebt;
Auf euern Flügeln schönern Zukunftstagen
Mein Herz entgegenschwebt.
Ich leb' in euch, so mag denn früh genug
Mein Grab vergessen sein;
Bekämpfet ihr nur jeden frechen Trug
Und alle Tyrannein.

*) Gleich hier sei bemerkt, daß es wohl eine deutsche Uebersetzung Carduccis von Betti Jacobsohn gibt, die von viel gutem Willen zeugt und außerordentlich treu ist. Leider verschweigt sie jedoch hartnäckig alle Vorzüge des Originals. — Betti Jacobsohn versteht vortrefflich Italienisch, aber nichts von Poesie. Sie übersetzt gewissenhaft, aber prosaisch. So blieb mir denn nichts Anderes übrig als mich selbst an die Arbeit zu machen. Ich weiß, daß sie keineswegs allen Anforderungen entspricht, aber bei einigen Strophen habe ich den Trost, daß der Dichter selbst, der Deutsch geläufig liest, mit meiner Copie zufrieden war.

Digitized by Google

Das ganze dichterische Naturell Carduccis liegt in diesen Versen. Sie zeigen uns den grimmigen Ernst, das leidenschaftliche Ungestüm, die scharfe politische Parteistellung des Dichters. Sie entsprechen auch vollständig seiner persönlichen Erscheinung, und indem ich sie überlese, steht das Bild des Mannes vor mir. Eine mittelgroße, breitschultrige Gestalt, ein höchst individuelles, blasses und bewegliches Gesicht, aus dem zwei dunkle Augen wie Fackeln hervorleuchten, um Haupt und Kinn ein Wald von krausen Haaren, in deren Ebenholzschwärze die Zeit die ersten Silberfäden spinnt — so sieht Carducci aus, so trat er mir entgegen, als ich ihn in Bologna besuchte. Er ist im Leben der liebenswürdigste, anspruchloseste Mensch, der keiner Maus weh thut; nur ein finsterer, fast fanatischer Zug um Mund und Nase verräth, wie unbarmherzig er werden kann, sobald er die Feder zur Hand nimmt. —

(Schluß folgt.)

Moriz von Schwind.

Von Ludwig Speidel.

Es ist eine eigene Sache um die Wiener Luft: wer sie einmal gekostet, kann sie so wenig vergessen, wie die Gefährten des Odysseus die süßschmeckende Lotosfrucht. Zerlegt man diese Luft in ihre Bestandtheile, so bleibt immer noch ein Geheimniß zurück, welches, wie bei allem Lebendigen, darin besteht, wie diese Theile zusammengehalten werden. Von drei Dingen besitzt Wien das Schönste: die schönsten Frauen, die schönsten Lieder und die schönsten Walzer. Nicht der Mann, seine Tüchtigkeit und sein Geist, sondern die berückenden und beseligenden Reize und Zauber der Weiblichkeit bestimmen die Eigenart der Stadt. Es geht ein weicher, sinnlicher Hauch durch den Dunstkreis Wiens, der uns umfängt wie Frauenarme, es schlummern Gesänge und Tänze in der Luft, die nur des Rufes harren, um aufzuwachen und Antwort zu geben. Wien ist eine Stätte mehr des Genießens als der Arbeit, mehr der sinnigen Träumerei als einer nüchternen Wachsamkeit des Geistes. In solcher Mitte ist die Wissenschaft nothwendig ein Stiefkind, die Sorge um das Gemeinwesen eine lästige Kette; das bahnbrechende wissenschaftliche Werk, das den vollen Stempel Wiens trägt, soll noch geschrieben, der Wiener Staatsmann, welcher in die verworrenen Verhältnisse des Reiches mit starker Faust eingreift, noch geboren werden. Wohl gibt es keine zweite deutsche Stadt, wo geistige Geweckt-heit, Leichtigkeit des Begreifens und Anlage zu jeder Art geistiger Thätigkeit so dicht über die Bevölkerung ausgesäet ist wie in Wien; aber die keckſten Schößlinge welken nicht selten mitten in der Entwicklung, und vielversprechende Blüthen bleiben wie oft die Frucht schuldig. Es ist mehr Talent als Charakter, mehr frischer Anlauf als zähes Ausharren vorhanden. Dieselben Umstände indessen, welche die wissenschaftliche Arbeit und die politische Fähigkeit verkümmern lassen, scheinen das künstlerische Schaffen begünstigen zu sollen. Ist doch die Sinnlichkeit der mütterliche Boden der Kunst! Und allerdings nach dieser Seite hin ist Wien künstlerisch weit günstiger gelegen als wissenschaftlich, nur daß der mangelnde Ernst der Anschauung, die Abwesenheit einer charaktervollen Energie auch hier die Menschen und Werke nicht immer zu dem Maß emporwachsen läßt, welches sie in ihren Anfängen versprachen. Der beste Lustspielschreiber Wiens hat es nie bis zum Humor gebracht, und Wiens hervorragendster dramatischer Dichter ließ stets den Muth sinken, wenn es sich darum handelte, die letzten tragischen Consequenzen in ihrer ganzen Schärfe zu ziehen. Der Eine verwitzelt seinen Kaiser Max, anstatt ihn zu einer humoristischen Vorsehung zu erheben, der Andere entschuldigt seine Medea, anstatt sie tragisch untergehen zu lassen. Und wenn einmal ein Wiener Künstler, wie dies bei Rahl der Fall, den schneidigsten Muth, die männlichste Consequenz besitzt, so fehlt ihm die Beweglichkeit der Phantasie und ein Theil der technischen Mittel, um seinen Idealen nachzufliegen. Dort ein oberflächliches oder ängstliches Wesen, hier eine Derbheit, die nicht selten an das Rohe streift. Einen vollendeten Künstler hat Wien nur in der Musik hervorgebracht — es ist Franz Schubert, wie Jeder weiß. Seine Lieder, seine Tänze, seine Märsche sind unvergleichlich an Schönheit und Reichthum der Erfindung, an zartem harmonischen Leben und an Frische und Eigenthümlichkeit der Rhythmik. Neben und nach Beethoven wußte er den nach höchster Entwicklung rasch absterbenden Formen der Kammermusik neue Lebensgeister einzuflößen.

Ein Bürger dieser Stadt der schönen Frauen, der Lieder und Tänze ist nun auch Moriz v. Schwind, und das kündet uns die frauenhafte Art seiner Kunst, ihre Melodie und ihr Rhythmus. Einige seiner besten Werke sind ganz dem Frauencultus gewidmet; die Zartheit des Ausdrucks, die Innigkeit und süße Schwärmerei der Darstellung rufen die Erinnerung an den deutschen Minnegesang zurück und lassen den Wiener Meister gleichsam als Minnemaler erscheinen. Der Musik aber und der Persönlichkeit hervorragender Tonkünstler verdankt er manches dankbare Motiv, ja er hat es einmal unternommen, in einer Darstellung, welche er die „Symphonie" genannt, die zeitlich verfließende Form der Tonkunst zu bannen und im Raume auszubreiten. Von der Musik kam er eigentlich her, als er sich ans Malen machte; in dem singenden und klingenden Wien machte es ihm einige Mühe, zu errathen, wo seine Begabung hinneige. Als grüner Junge, man weiß nicht, ob zärtlicher oder muthwilliger, tritt er Arm in Arm mit dem selbst noch jugendlichen Franz Schubert zuerst auf die öffentliche Schaubühne. Wir finden ihn da schon voll Selbstgefühl, mit dem Behagen an der eigenen Persönlichkeit, das ihn nie verlassen, offen für die Reize schöner Weiblichkeit, voll Interesse für die Musik und durch die Musik zu bildlichen Darstellungen angeregt. Künstlerische Genialität trat ihm zuerst aus den Reihen der Musiker entgegen. Er lernte sie an zwei großen Gegensätzen kennen. In Schubert sah er sie als reine Naturkraft walten: ein müheloses Fließen und Sprudeln der Erfindung, welches das geniale Subject blos gewähren zu lassen, dem es nur zuzusehen schien; bei Beethoven ein mächtiges Erfassen des aus der Seele aufsteigenden Gedankens, eine formende und umformende Arbeit, welche nicht ruhte, bis sie den innersten Springpunkt eines Motivs getroffen, worauf dann das Kunstwerk mit einem Schein der Plötzlichkeit und einem hinreißenden Feuer wie ein freier Erguß sich gestaltete. Den Eindruck, welchen Schwind von diesen beiden Persönlichkeiten empfangen, hat er auf manchem seiner Bilder getreulich wiedergegeben. Bei Schubert schlägt stets die Bildnißähnlichkeit vor, nie fehlt die stark gebaute Brille auf der Stumpfnase, sinnend scheint er in sich hineinzusprechen. Ganz natürlich, selbstverständlich wird da ein musikalisches Wunder hingenommen. Ganz anders Beethoven. Er erscheint bei Schwind wie ein Dämon: die Züge sind aufs Höchste gespannt, Feuer sprüht aus den Augen, die Haare fliegen empor wie Flammen. Es ist die Erscheinung Beethovens, gesteigert durch die hohe Verehrung, die Schwind für ihn empfand; zum ersten- und letztenmal ist es hier dem Maler der Weiblichkeit gelungen, eine großartige Mannesnatur mit kräftigen Zügen darzustellen.

Der dritte Musikheilige Schwinds, an welchem er wieder eine andere Seite der Kunst wahrnahm, ist Franz Lachner. Früh hatte sich Schwind dieser harten, gediegenen Natur angeschlossen und hing an ihr mit unwandelbarer Treue bis an sein Ende. Lachners Emporkommen gehört noch dem Spätabend unserer klassischen Musikperiode an. Er hat Beethoven noch gekannt, dessen letzte Werke als Zeitgenosse ans Licht treten sehen; er war ein wahrer Freund Schuberts, ein mitlebender Zeuge der wunderbaren Entfaltung dieses Geistes. Beide hat er begraben helfen. Als Beethoven gleich einer Sonne unterging und Schubert ihm wie der Abendstern nachfolgte, blieb an Lachner ein Schimmer dieser Herrlichkeit haften. Zumal für Schwind glänzte diese Wiener Glorie zeitlebens um das Haupt Lachners, er sah ihn in der That größer als er war. Im Gegensatz zu jenen musikalischen Freiherren, die von der Grundrente ihres Geistes lebten, gründete sich Lachner frühzeitig eine bürgerliche Stellung, eine

Digitized by Google

häusliche Existenz. Fest in seinem Handwerk stehend, durch seine gebietende Persönlichkeit zum Dirigenten, durch seine Kenntnisse zum Lehrer berufen, gewährt er dem Genius gegenüber das Bild eines Meisters. An solcher Geschlossenheit und Sicherheit des Mannes, die sich auch in seiner persönlichen Erscheinung eigenthümlich ausdrückt, hatte Schwind schon als Künstler seine Freude. Er ward nicht müde, die Züge des Freundes zu wiederholen, dessen Bildniß in seinen Compositionen anzubringen. Als der Töne Meister, unter dessen Hand das ungeheure Instrument des Orchesters lebendig wird, liebte er ihn besonders darzustellen. Am gründlichsten aber hat er ihn in einem Werke geschildert, welches er dem Freunde bei einer festlichen Gelegenheit zum Geschenk machte. Es ist ein auf Leinwand gezogener Papierstreifen von mindestens dreißig Fuß Länge, auf welchem Schwind in einer Folge von Federzeichnungen Lachners Lebenslauf entrollt. Was Schwind an Sinnlichkeit, an Phantastik und guter Laune besaß, dem läßt er hier frei die Zügel schießen. Die Erinnerung an Wien kommt über ihn wie ein süßer Jugendtraum, sie macht ihn kühn in der Combination und Symbolik von Thatsachen. Während Lachners Wiege in Rain am Lech steht, läßt Schwind zu Heiligenstadt bei Wien Beethoven seine heroische Symphonie entwerfen; mit dem Höchsten, was er kennt, verknüpft der zeichnende Biograph den Freund gleich bei dessen Eintritt ins Leben. Mit der Ankunft Lachners in Wien ist Schwind in seinem Elemente. Er zeigt uns in einem Bilde voll ausgelassener Lustigkeit, wie Lachner in einem Wettkampf auf der Orgel siegt und die geschlagenen Kämpen erschreckt von dannen laufen; wie er mit Beethoven, der wieder ganz Dämon, vierhändig spielt; wie er mit Schubert in einer Zeit, da Wien von Nachtmusiken durchrauscht war, einer Schönen ein Ständchen bringt; wie er mit Schwind in einem Kaffeehause oder mit anderen Freunden in dem rebenfrohen Grinzing bei einem Glase Wein sitzt. Ein Abschiedsconcert versammelt noch einmal sämmtliche Freunde und Bekannte, worunter Bauernfeld, Lenau, Grillparzer, Feuchtersleben. Lachner geht nach Mannheim, von da nach München. Hier treten sofort zwei Gestalten in den Vordergrund, die auch für Schwind nicht ohne Bedeutung waren, weil in ihnen die beiden höchsten Gegenstände, die er kannte: Weib und Musik, unter einem Dache wohnten. Es sind das die beiden dramatischen Sängerinnen Sophie Dietz und Caroline Hetzenecker, zwei begabte Künstlerinnen, für welche Schwind die anhänglichste Freundschaft hegte. Beide kehren oft wieder in seinen Bildern, noch in seinen Wiener Fresken zur „Zauberflöte" gehen sie leibhaftig um. Die Hetzenecker hat er in ihren sämmtlichen Rollen dargestellt — Darstellungen indessen, die unglaublich steif, unbeholfen, ja dilettantisch sind. Uebrigens gab dieselbe Künstlerin auch zu einer seiner besten Zeichnungen, zu dem „Weihekuß der heiligen Cäcilie", Veranlassung. Als sie nämlich heirathete, verließ sie die Bühne und trat in die Hofkapelle ein. Sich demüthig neigend, wird sie von der Muse des kirchlichen Gesanges auf die Stirne geküßt: ein innig empfundener Vorgang, in der Bewegung voll Anmuth. Der Vorwurf, welcher den Künstler persönlich und sachlich ergriff, entlockte ihm sein feinstes Empfinden.

Als Minnemaler, wie wir ihn genannt, bekundete sich Schwind vornehmlich in den Darstellungen, deren Gegenstand er dem Kreise des Märchens entnahm. Hier kam seiner weiblich zarten Empfindung ein verwandter Geist entgegen, eine poetische Welt thut sich vor ihm auf, welche dem Gemüth und der Phantasie der Frauen wohl zumeist ihre Entstehung verdankt. In seinen Märchenbildern, in „Aschenbrödel", den „Sieben Raben", der „Schönen Melusine", feierte er die Schönheit, die Treue, die Aufopferungsfähigkeit der Frauen. Durchaus erscheinen hier die Frauen als die lieblichste Blüthe der Schöpfung, als der höchste Wunsch des Mannes; was der Künstler irgend Holdes im Gemüth hegt, spendet er ihnen mit vollem Maße. Ein Hauch von der Frauenseligkeit Walthers von der Vogelweide weht durch seine Bilder. Es ist auch Schwinds Glaubensbekenntniß:

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen,
Es ward nie nichts so Wonnigliches anzuschauen
In Lüften, auf Erden, noch in allen grünen Auen.

Darin aber unterschied sich Schwind von Minnesängern, daß er die Liebe nicht im Genuß sterben oder sie in unfruchtbarer Erinnerung verklingen läßt. Ihn ließ ein gütiges Geschick ein schönes und gutes Weib finden, und was sie ihm gewesen und wie sie ihn durch reichen Kindersegen beglückte, das beweist der tiefe, lautere Familiensinn, der so oft aus seinen Bildern spricht. Galt es, ein schönes Familienleben zu versinnlichen, so brauchte er nicht weit zu suchen; mit ebensoviel Selbstgefühl als Naivetät stellte er die eigene Familie dar. Sein Familiensinn war es, der Schwind vor zerfließender Empfindsamkeit bewahrte: sind doch Kinder das Heilmittel kranker Liebe. Aber der Mann, welcher aus der Gegend gebürtig war, wo Neidhard von Neuenthal gesungen und der Pfaff vom Kahlenberg gehaust, hatte noch eine andere Wehr und Waffe, um sich vor dem Ueberdrang der eigenen Gefühle zu retten und sich zugleich die ungemüthlichen Zumuthungen der Welt vom Leibe zu halten. Das war sein Witz, seine Laune, sein Humor. Schwinds Humor tritt stets da ein, wo eine Empfindung sich ins Ueberschwängliche steigern will oder ein berechtigtes, schönes Gefühl von äußeren Unbilden betroffen wird. Im letzteren Falle reißt ihn freilich meistens ein Unmuth fort, der den humoristischen Gegenstand zur Fratze verzerrt. Wo sein Humor rein und absichtslos waltet, versetzt er den Geist des Beschauers in einen Zustand himmlischer Wohligkeit. Das ist ihm am besten gelungen in seinem „Gestiefelten Kater", jenem als Kreuzerblatt verbreiteten Holzschnitt, der vielleicht Schwinds höchste Leistung bezeichnet und ihn wohl am längsten überleben wird. Das Blatt ist in unendliche Heiterkeit getaucht; die verschiedensten Zeitalter, Gothik, Rococo, moderne Zeit taumeln in märchenhafter Trunkenheit durcheinander; während wir einen „Gestiefelten Kater" Wunder wirken sehen, sitzt der ungeschlachte, dumme Zauberer, der nachträglich als Maus verschlungen wird, seine Burg bewachend da, in der einen Faust eine Keule, in der andern eine mächtige Cigarre, die er mit grimmigem Behagen verdampft. Wie in einem Spiegel sind hier die besten künstlerischen Züge Schwinds aufgefangen, ja er bringt es in diesem Blatt zu einer Volksthümlichkeit, die nicht durch das Aufgeben der edleren Seiten der Kunst erkauft ist.

Nach den bisherigen Bemerkungen über Schwind wirft sich die Frage nach dem künstlerischen Werth seiner Werke nun von selbst auf. Alfred Woltmann nennt Dürer und Schwind in Einem Athem und setzt Schwind gar in Ansehung der Form über Dürer. Das heißt den alten Meister mißverstehen und gegen die Mängel des jüngeren blind sein. Die Wahrheit ist, daß Schwind gegen Dürer nach Gehalt und Form als ein begabter Dilettant erscheint. Er besitzt nur in geringem Grade das Geheimniß der Natur, die Gestalten von innen heraus zu organisiren. Seine Figuren weisen vielfach leere und todte Stellen auf, ihre Bewegung ist nicht selten unverstanden, steif und puppenhaft. Nach seiner Begabung fast ganz auf die Zeichnung angewiesen, ist er doch weit davon entfernt, in ihr ein Meister zu sein. Es steckt eine liebliche, aber kleine Seele in seiner Linie, eine Seele, die in verjüngtem Maßstab reizend wirken kann, aber nicht ausreichend ist für größere Dimensionen. Es kommt vor, daß in seinen Compositionen ein Rhythmus voll Wohllaut wohnt, aber fast mehr musikalisch angedeutet, als künstlerisch durchgeführt. Malerischen Sinn für Raum besitzt er nur wenig, seine Figuren stehen nicht im Medium der Luft, sie scheinen blos auf die Fläche geklebt zu sein. Dieser Mangel hängt aufs Innigste mit seinem geringen Farbensinn zusammen; mehr davon besitzt er nicht, als ein gewisses Auge für Farbenharmonie im Allgemeinen. Die Farbe zum Ton zu steigern, ist ihm nie gelungen. Licht und Schatten stehen bei ihm meistens als abstracte Gegensätze; das Licht im Schatten, der Schatten im Licht, kurz die geheimnißvoll schimmernden Spiele des Helldunkels sind ihm ein verschlossenes Mysterium. Mit der Oelfarbe weiß er daher wenig zu machen, sie fließt ihm zäh und trüb. Im Gefühl seiner coloristischen Schwäche hat er immer wieder nach der Wasserfarbe gegriffen, aber wieder nicht, um ihr die coloristischen Reize abzugewinnen, die auch in ihr schlummern, sondern nur um ein leichtflüssiges Mittel zu haben, um

Digitized by Google

über seine Darstellungen einen gewissen farbigen Schein zu verbreiten. Die Farben haften bei ihm an den Dingen, sie erblühen nicht an ihnen. Wohl wendet man gegen diese Bemerkungen vielleicht ein, Schwind sei ein Stilist gewesen, bei dem die Farbe nothwendigerweise zurücktrete. Schwind ein Stilist — es klingt gut und entschuldigend, aber es ist nicht ganz wahr. Das Stilistische an seiner Kunst ist ihm mehr angeflogen, als von innen erwachsen. Er war nicht der tief angelegte künstlerische Genius, der einen Stil, als den nothwendigen Ausdruck seiner Eigenthümlichkeit, aus sich hätte gebären können.

Haben wir aber, näher besehen, an Schwind keinen Meister ersten Ranges, so bleibt er uns immerhin als eine der liebenswürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der neueren deutschen Kunst. Es war viel vom Poeten in ihm, viel vom Musiker, und so weiß er uns über die Mängel seiner Werke hinaus dichterisch anzuregen und zu stimmen. Dann weiß er uns auch stofflich und national zu fassen; die Gegenstände seines Empfindens sind wesentlich deutsch. Und wie er als Deutscher empfunden, gelebt und gewirkt, so hat ihn auch noch sein letztes Stündlein gefunden. Als er, unrettbar verloren, auf seinem Krankenbette die Nachricht empfing, daß König Wilhelm in Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen sei, da ließ er sich ein Glas Champagner reichen und trank es auf das Wohlergehen des deutschen Reiches. So schwemmte er sich, nachdem er wirklich geworden sah, wovon er oft geträumt, die Bitterkeit des Todes hinunter. Mit ihm starb die deutsche Romantik: die Wirklichkeit selbst war zum Wunder geworden.

Victor Hugos „Torquemada".

Das große Aufsehen, welches gegenwärtig das neue Drama des greisen französischen Dichters erregt, wird nicht nur durch den äußeren Umstand begründet, daß es seit vierzig Jahren — seit den verunglückten „Burgraves" — das erste Theaterstück ist, das Victor Hugo in die Welt sendet, sondern auch durch seinen inneren Werth. Es gehört ohne Frage zu den reifsten Schöpfungen des genialen Dichters. Fast nirgends verräth sich hier das Greisenhafte, was freilich schon darin seine Erklärung findet, daß das Stück in den Hauptzügen schon seit Decennien druckfertig im Pulte des Poeten liegt. Was hat ihn wohl vermocht, es gerade im jetzigen Augenblick wieder aufzunehmen und zu veröffentlichen? Es braucht kein besonders feines Ohr für die Regungen des Welt- und Dichtergeistes, um das Motiv zwischen den Zeilen des Dramas herauszulesen. „Torquemada" ist ein Streitgedicht und geht Hand in Hand mit Hugos Briefe an den Czaren zu Gunsten der Kaisermörder und seinen Manifeste für die russischen Juden. An einigen Stellen spricht weniger der Dichter, als der Präsident des Pariser Comités zur Unterstützung der Vertriebenen. Ja, die paar Alexandriner, in denen nicht nur von dem Feuertode, sondern im Besonderen von der Verfolgung und Ausweisung der Juden durch die Inquisition die Rede ist, scheinen nachträglich ad hoc hineingeflickt zu sein. Aber gehen wir zu dem Stücke selbst über, das in künstlerischer Form einen Protest gegen die Intoleranz der Kirche und den Despotismus der Fürsten enthält.

König Ferdinand der Fünfte, der perfide Gemahl der fanatischen Isabella der Katholischen, besucht insgeheim das Kloster Lateran in Catalonien, denn er erwartet von Seiten des Bischofs von Urgel, der dort zu Besuch ist, nichts Gutes — sind doch die meisten Grenzstaaten an den Abhängen der Pyrenäen sowohl dem spanischen wie dem französischen Könige dienstpflichtig und fortwährend das Object diplomatischer Intriguen. Wie nun, wenn durch die Machenschaften des Bischofs ein Theil spanischen Bodens an Frankreich überginge? ... Der schlaue König will selbst dem Bischof aufpassen. Vermummt schleicht er ein und wird von dem Prior unverzüglich aufgefordert, von hinnen zu weichen, denn „jeder Eindringling wird bestraft, mit dem Beil, wenn er Herzog, mit dem Strick, wenn er hörig ist, und höchstens der König darf herein." — „Der bin ich." — „Wie beweisest Du das?" — „Henkt mir diesen Mann!" ruft Ferdinand den herbeigewinkten Soldaten zu. Doch verspricht er, Gnade für Recht ergehen zu lassen, wenn er wahre Auskunft erhalte. „Fürs erste: Wer ist dieser scheue Mönch, der durch den Klosterfriedhof huscht und vor jedem Kreuze niederkniet?" — „Er ist verrückt. Er wacht und fastet und träumt davon, den Papst zu seiner Pflicht zurückzuführen, wie er sich ausdrückt. Wir müssen ihn überwachen." — „Zu welchem Zweck ist der Bischof von Urgel hier?" — „Nur der Disciplin halber." — „Für wen ist dies offene Grab?" fragt der König weiter, indem er auf eine Gruft zeigt, deren Steinplatte aufgehoben ist. — „Ich weiß es nicht. Sie erwartet ihr Opfer. Vielleicht für mich oder für Euch." — „Was sucht jenes Mädchen, das dort mit einem Knaben spielt, im Kloster?" — „Es ist eine Prinzessin: Doña Rosa, die Tochter unseres französischen Schutzherrn Vicomte Orthez, Besitzers von Cahors, Dax und Bayonne. Ihr Gespiele ist Don Sancho de Salinas, der letzte Sproß des Königsgeschlechtes von Burgos. Der Vicomte läßt hier die jungen Leute zusammen erziehen und gedenkt sie später mit einander zu vermählen." — Ferdinand weiß genug. Er durchschaut sofort dies Ränkespiel. Ohne Zweifel hat der König von Frankreich den Plan, mit Sanchos Einwilligung später Burgos zu annexiren. Dem muß man zuvorkommen, indem man schnell in die Heirath einwilligt und sich dann die französische Mitgift Doña Rosas — Dax und Bayonne — zu Gunsten von Spanien abtreten läßt. Während das Mädchen einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des ausschweifenden Königs gemacht, hat der Anblick des Knaben seinen Begleiter, den greisen Markgrafen Gil von Fuentel, aufs Tiefste erschüttert. Er erkundigt sich beim Bischof, und bald bestätigt sich seine Vermuthung: Don Sancho ist sein leibhaftiger Enkel. Als Page hat er nämlich vor fünfzig Jahren mit der Königin von Burgos, die an einen ungeliebten Mann vermählt war, ein Verhältniß gehabt, dessen Folgen ihn zur Flucht nach Arragonien zwangen. Jetzt erfüllt den Höfling plötzlich eine zärtliche Großvaterliebe, und er schwört, seinen Enkel gegen den gekrönten Gebieter zu beschützen und ihm auf den Thron zu verhelfen. Mittlerweile kommt der ausgemergelte, todtenbleiche Mönch und entwickelt in einem mehr als hundertstrophigen Monolog seine Ansicht von der Hölle. Inmitten seiner ekstatischen Phantasien bemerkt er nicht, daß die Mönche des Klosters, an ihrer Spitze der Bischof, einen Kreis um ihn geschlossen haben. Der Bischof spricht:

Seid Zeugen mir, Bischof Johann, daß ich
Den Mann hier, ob er gut, ob böse, erst
Befrage, denn Gerechtigkeit verlangt,
Daß man wohl strafe, doch zuvor erst warne.
Was bist Du?

Torquemada. Prediger und Mönch.

Bischof. Dein Name?

T. Ist Torquemada.

B. Wohl, Du lehrst ein Dogma,
Wonach die Hölle nur der Holzstoß lösche,
Dieweil die Flamme ein zum Himmel führe,
Und daß die Seele rette, wer den Leib
Verbrennt.

T. Die Wahrheit ist's.

B. Ein Irrthum, Mönch!
Als Wurzel hat des Bösen Baum den Irrthum.

T. Die Seele haßt den schnöden Leib und seine
Berührung. Ihn verbrennen heißt ihn reinigen.

B. Infame Lehre! Gleich entsagst Du ihr!
Bruno von Angers wurde größer, da er
Bereute.

T. Doch ich mag nicht größer werden.
Klein will ich bleiben.

B. Stolzer!

T. Gläubiger!

B. Was willst Du denn beginnen?

Digitized by Google

T. Pilgern will ich
Baarfuß gen Rom, den heil'gen Vater warnen.
B. Er trug mir auf, daß ich Dich richte, Hund.
T. Des Hundes Bellen weckt den Schäfer auf.
Ich weck' den Papst, damit er mich erhöre.
B. Wie streng ist dieser Mensch!
T. Weil mild er ist.
B. Der vierte Sixtus, den die Welt verehrt,
Will, daß der Altar und der Glaube minder
Entsetzlich sei und streng. Erhebt der Papst
Die Hand, so ist es um zu segnen, nicht
Zu schlagen. Fast kein Scheiterhaufen flammt mehr.
T. Das ängstigt mich. Die Höllenflamme lodert
Und schlägt empor, wenn man den Holzstoß löscht.
B. (zeigt ihm das offene Grab). Da steig hinab.
T. Was ists?
B. Ein Grab.
T. Gut.
B. Halt!
Noch Zeit ist's.
T. (hinuntersteigend) Introibo.
B. O besinn' Dich.
Gehorsam schuldest Du dem Bischof. Hebt sich
Im Kloster eine Stirn, so ist es Frevel.*)
Die Kirche senkt hinab die Nacht auf den,
Der ihren Frieden schändet.
T. Amen.
B. Mönch,
Gehorch und widerrufe!
T. Nein.
B. Dann steige
Noch eine Stuf' hinab. Bei Christi Namen,
So unterwirf Dich!
T. Nein.
B. Noch eine Stufe!
Schwör ab!
T. O Nein.
B. Noch tiefer steige! — Hör',
Dein Bischof und Dein Richter bin ich. Schwöre
Die falsche und barbarische Lehre ab.
T. Wahr ist sie
B. Folge!
T. Nein!
B. Noch tiefer!
(Man sieht nur noch seinen halben Körper. Der Bischof nähert sich dem Grabe und zeigt ihm, was darinnen ist.)
Sieh da
Den Wasserkrug, dies Gerstenbrod. Wir ziehen
Den Vorhang zwischen dieser Welt und Dir,
Und bald auf ewig schwinden Dir die Sterne.
T. So sei's!
B. Steig tiefer. (Torquemada gehorcht. Man sieht nur noch seinen Kopf.) O, bedenke noch!
Luftlos, wirst Du auslöschen, gleich der Fackel.
Durst, Hunger, Tod ... O es wird schrecklich sein!
T. Nein, schön.
B. Hinunter!
T. (verschwindet) Auf dem Grunde bin ich.
B. Bedeckt ihn mit dem Stein!
T. Es sei.
B. (blickt noch einmal in die Oeffnung, bevor die Mönche die Steinplatte schließen.) Bei Gott,
Beim Ringe Petri! Bald wird es zu spät
Die Nacht harrt Deiner. Widerrufst Du nicht?
T. Nein.
B. Nur noch einen Augenblick ... Gehorche
Und schwöre Deine tolle Lehre ab.
Du unterwirfst Dich?
T. Nein.
B. So geh in Frieden!
(Die Mönche schließen das Grab.)
Ihr Brüder beten wir.
(Die Mönche beten, bilden einen Zug und gehen, das Todtenlied anstimmend, ab; der Bischof zuletzt. Ihre Stimmen verhallen in der Ferne.)
Die Mönche. De profundis ad te clamavi, Domine,
T. (im Grab.) Erbarm' Dich, Herr, der unglückseligen Welt!

In den schaurigen Gesang der Mönche und die Rufe des Eingemauerten mischen sich plötzlich fröhliche Kinderstimmen. Sancho und Rosa kommen auf ihrer Jagd nach Küssen und Schmetterlingen herbeigesprungen. Bald streiten sie sich über das Echo und gelangen zu dem Schlusse: die Todten sprechen. Und zwar unter dieser Steinplatte. Am Ende nimmt sich der Jüngling ein Herz und reißt ein eisernes Grabkreuz aus der Erde, um den Stein fortzuwälzen. Umsonst beschwört ihn das Mädchen, das heilige Symbol nicht als Werkzeug zu gebrauchen. „Durch die Rettung eines Menschen wird es noch heiliger sein," meint Sancho, und bald entsteigt der jetzt doppelt unheimliche Mönch seinem Grabe. „Kinder, Ihr rettet mich," ruft der auferstandene Torquemada, „ich schwöre, Euch wieder zu retten." Damit endet der Prolog.

Im ersten Aufzuge sehen wir den Patio des Residenzschlosses zu Burgos. Warum ist aber über dem Thronstuhle des Königs ein blankes Schwert angebracht? Fuentel nennt als Grund den Umstand, daß hier nicht der Kronvasall von Burgos, sondern der König von Aragon das oberste Recht über Leben und Tod habe. Der bucklige Hofnarr Gucho weiß eine andere Deutung. „Weil nicht der König, sondern der Mönch hier regiert." Welcher Mönch? Torquemada. Er ist bereits zum Haupt der inquisitio haeretica pravitatis avancirt und geht mit den Affiliirten des heiligen Amtes in feierlicher Procession über die Bühne, ohne sich im mindesten um den König zu kümmern. Diesem kommt die Sache in der That sehr spanisch vor, aber er hat jetzt keine Zeit über die leidige Thatsache nachzudenken, daß der niedrige Mönch, den er zu groß werden ließ, den Hof verdunkelt. Wird doch heute die Vermählung Sanchos mit Rosa stattfinden, und da hat er andere Sorgen. In seiner Brust kämpfen Staatskunst und Liebe, denn er liebt wirklich die reizende Braut. Soll er sein Herz abermals der Staatsraison unterwerfen und ruhig zusehen, wie Rosa das Weib eines Anderen wird? Er fragt seinen bösen Genius um Rath. Fuentel, der wohl weiß, daß der tückische König stets das Gegentheil von dem thut, was man ihm räth, bringt ihn gegen Sancho auf, der ohne Zweifel im Solde des französischen Monarchen stehe und ihn um Burgos bringen werde, und stimmt für seinen Tod. In diesem Augenblick führt der Bischof von Urgel das Brautpaar vor den Thron und fragt den König, ob die heilige Ceremonie beginnen dürfe. „Bist Du toll," herrscht ihn Ferdinand an, „daß Du eine Nonne einem Mönch vermählen willst, denn beide sind sie ja der Jungfrau geweiht und haben die Novizengelübde gethan?" Der Bischof hätte eine gute Antwort, denn es gibt in solchen Fällen Dispensationen für Prinzen von Geblüt. Allein der König läßt ihn nicht zur Besinnung kommen, und auf sein Zeichen werfen die Ministranten eine Kutte über Sancho und einen schwarzen Schleier über Doña Rosa. „Fort ins Kloster mit ihnen!" befiehlt der König, worauf er schlau dem Marquis ins Ohr flüstert: „Aus einem Nonnenkloster kann man entweichen." — „Aus einem Männerkloster auch," tröstet sich Fuentel.

Der dritte Act spielt in der Grotte des Eremiten Franz von Paula. Dort kehrt ein müder Pilger ein. Es ist Torquemada, der sich auf der Wallfahrt nach Rom befindet, wo er vom Papste die Erlaubniß holen will, sein blutrünstiges Rettungssystem in That umzusetzen. Beide Mönche tragen grundverschiedene Ideale im Busen, und bald platzen die Gegensätze aufeinander. Als Torquemada seine auf den Scheiterhaufen gegründete neue Weltordnung verkündet, da vergeht dem sanften Heiligen mit Recht Hören und Sehen. „Ich verstehe Dich nicht," sagt er entsetzt und sucht Hülfe im Gebet. Trotzdem fährt er fort, sehr schwer von Begriffen zu sein. „In Segovia," erzählt Torquemada,

*) „Un front
Qui se dresse au milieu du cloître, est un affront."

Digitized by Google

„sah ich einst als Novize eine Weltkugel. Da erwachte in mir der Ehrgeiz, sie für den Himmel zu erobern.“ — „Meine Weltkugel,“ entgegnet Franz, „ist dieser Todtenkopf, der mir jeden Ehrgeiz vertreibt.“ — „Ich will durch das Feuer die Welt reinigen, sie entsündigen und so für den Himmel erobern.“ — „Dann bete ich zum Himmel, daß er mit seinem Feuer, dem Blitze, Dich erschlage, bevor Dein erster Scheiterhaufen flammt.“ — „Traurige Schwäche eines vereinsamten Geistes! Dieser arme Heilige hat mich schon wieder nicht verstanden!“ seufzt Torquemada ungeduldig. Und während die beiden Pfaffen sich ihre Systeme an den Kopf werfen, der eine sein Evangelium der Barmherzigkeit und der Andere seine Theorie vom liebenden Feuer, und doch Keiner den Anderen überzeugen kann, da wird ihre Beredtsamkeit plötzlich von einer insolenten Lache unterbrochen. Ein flotter Jägersmann, der die beiden sonderbaren Heiligen eine Weile unbemerkt belauschte, tritt herein, und setzt ihnen das Dogma von der Weltlust entgegen. „Ihr seid zwei Einfaltspinsel,“ höhnt er. „Wahrlich, in Eurer Welt wäre das Leben höllisch langweilig. Dich, Torquemada, kenn' ich. Kehre nur zurück nach Spanien und thue, was Du willst. Deine Idee ist großartig, denn sie gestattet mir, die Güter der Andersgläubigen und namentlich der Juden meinen Neffen zu schenken; also gewinne ich nur bei Deinen Plänen. Aber Ihr streitet Euch ja, wozu Ihr auf Erden seid. Ich will es Euch sagen. Außerhalb dieser Welt sehe ich nichts und in dieser Welt nur mich. Ihr wollt beten oder strafen, ich aber genießen. Ich wäre wirklich ein Dummkopf, wenn ich das kurze Dasein nicht ganz und voll auskosten wollte. Ich möchte vor Allem glücklich sein. Was Ihr Verbrechen oder Laster nennt, ist Vorurtheil. Was sicht mich der Tod Anderer an, wenn ich nur am Leben bleibe.“ — „Wer ist dieser Bandit?“ fragt der heilige Franz entsetzt. Und Torquemada erwiedert: „Der neue Papst Alexander Borgia!“

Der dritte Act führt uns in den alten Maurenpalast zu Sevilla. Der spanische Hof zeigt sich in seiner ganzen Corruption, nur der starre Mönch Torquemada und das Sanctum Officium haben noch Principien, aber welche! Gerade für heute ist wieder ein Autodafé über hundert Juden angesetzt, während die übrigen aus Spanien vertrieben werden sollen. Bereits haben die Aeltesten 30,000 Goldthaler erlegt, wenn man sie ungeschoren und unverbrannt lassen wolle, denn sie kennen die königliche Habgier. Fuentel ist für die Gnade; muß er doch fürchten, Torquemadas Zorn könnte auch seinen Enkel treffen, der sich standhaft weigert, Mönch zu werden. Der König ist um so eher zur Gnade geneigt, als er immer ungehaltener über den tyrannischen Torquemada wird, der am Ende noch die vorläufig im Kloster untergebrachte Doña Rosa verbrennen wird. Er gibt daher dem Marquis von Fuentel hundert Bogenschützen und die Vollmacht, in jedes Gebäude, ob weltlich oder geistlich, einzudringen und jeden Störrigen, ob weltlich oder geistlich, niederzumachen. Auf solche Weise kann er Rosa in den geheimen Park bringen, wo der König sie erwarten wird. Es folgt eine Unterredung des Königs und der Königin. Soll man die Juden und ihr Geld behalten? Ja, denn die Juden kann man in jeder Geldnoth schröpfen. Lieber vertreibt man die Mauren. Schon unterschreiben Beide den Erlaß, wodurch die Verordnung der Judenhetze zurückgenommen wird, als Torquemada eindringt und in die historischen Worte ausbricht: „Judas hat Jesum um 30 Silberlinge verkauft: ihr verkauft ihn den Juden um 30,000 Goldstücke. Seid verflucht!“ — „Gnade!“ schreit die Königin. — „Auf die Knie, Beide!“ donnert der wilde Mönch. Die schlotterichte Königin fällt auf die Knie und zieht auch ihren Gemahl nach. „Ich habe Euch, Ihr Gottesverräther, auf offener That ertappt,“ fährt der Unerbittliche fort. „Ihr seid Beide der Inquisition verfallen, denn nur der Papst allein steht über ihr.“ Der König ist bereit, Alles zurückzunehmen und das Autodafé zu gestatten. „Glaubst Du,“ höhnt der Priester, „ich hätte erst auf Deine Erlaubniß gewartet?“ Er reißt den Vorhang vom Fenster. Man sieht — eine grauenhafte Illustration zu dem klassischen: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt!“ — auf dem Schloßplatz Holzstöße flammen und hört das Jammergeschrei der Erstickenden. Unterdessen bricht Torquemada in neronische Freude über die verbrennenden, aber geretteten Menschen aus. „Triumph, es gibt keine Hölle mehr!“

Nach diesem gewaltigen Auftritt will der mattere Schlußact nicht mehr wirken. Der Hofnarr verräth seinen königlichen Herrn an den Großinquisitor — „Verrath ist nicht hübsch, aber der Feuertod noch weniger“ — und führt Torquemada mit seinen Häschern in den Park, wo sie sich in den Hinterhalt stellen. Fuentel mit den Kindern kommt. Er hat sie aus dem Kloster befreit und will sie jetzt noch nach Frankreich schaffen. Indessen erkennt Torquemada in dem Paar seine Retter aus dem unterirdischen vade in pace. Er will ihr Helfer werden und sein damaliges Versprechen halten. Die Kinder erzählen ihm in ihrer Freude treuherzig, welche Mühe es ihnen gekostet, den schweren Gruftdeckel mit Hülfe des Grabkreuzes zu sprengen. Da erwacht wieder der religiöse Wahnsinn in dem düsteren „Spion Gottes“. Ein geweihtes Kreuz dem Christengrabe zu entreißen, ist ein furchtbares Verbrechen, das die schrecklichsten ewigen Höllenqualen nach sich zieht. Aber er wird dem Teufel diese Beute schon ablisten und sie auf seine Art retten. Die Kinder jubeln bereits der neuen Freiheit entgegen. Da erscheint der schreckliche Mönch wieder mit den Pönitenzbrüdern und der Todtenkopffahne, welche Jedem unerbittlich Tod bringt, dem sie sich nähert. Die Liebenden sind verloren. „Gerettet,“ meint Torquemada.

So endet das merkwürdige Stück, das trotz aller effectvollen, opernhaften Mache ein Buchdrama ist. Nur dem maßlos verhimmelnden Freunde dieses dichtenden Dalai Lama konnte es einfallen, den „Torquemada“ auf die Bühne bringen zu wollen, ein Vorhaben, das bekanntlich an dem Widerstand der Pariser Polizei scheiterte. Als Buchdrama kennzeichnet es schon die Form. Jeder Aufzug hat ein eigenes Personenverzeichniß. Der Prolog ist gerade so lang, als sämmtliche übrigen Acte zusammen. Der zweite Aufzug ist eine einzige Scene, die obendrein nur eine theologische Disputation enthält, welche jedem Umsetzen der Argumente in That und dramatisches Leben sorgfältig aus dem Wege geht. Die Handlung klafft an manchen Stellen, und die Entwickelung ist nicht immer logisch, wie z. B. daß Fuentel, der seinen Neffen und seine Braut nach Frankreich schaffen will, Beide vorerst in den Park geleitet, wo er den König treffen soll. Im Prolog sehen wir Torquemada als armen Mönch, im ersten Aufzug ist er schon privilegirter Menschenlieferant des Scheiterhaufens und als allmächtiger Großinquisitor auf dem Höhepunkt seiner Macht, ohne daß uns dies wunderbar schnelle Avancement irgendwie begründet wird. Ein anderer Mangel ist noch schlimmer und läßt sich nur durch einen Gedächtnißfehler des Autors erklären, dem eben nach langjähriger Unterbrechung sein Stück als etwas Fremdes gegenübertrat. Im zweiten Aufzug sieht Torquemada in des Eremiten Hand einen Todtenkopf, den er sich sofort auf seine Fahne zu setzen vornimmt. Allein dies ist ein Vorsatz, den der schreckliche Mönch vor längerer Zeit ausgeführt hat, sintemalen sein Banner schon im ersten Act — Hugo beschreibt es dort deutlich — bereits mit „einem Todtenkopf und zwei kreuzweise liegenden Gebeinen darunter“ bemalt ist. Eine weitere Unbegreiflichkeit liegt darin, daß Torquemada sich erst im zweiten Acte vom Papste die Erlaubniß zur Inquisition holt, welcher er schon im ersten Aufzug vorstand. Daß er früher einmal in Rom war und diese Erlaubniß längst erhielt, beweisen des Königs Worte im ersten Act:

„Torquemada fait un conciliabule,
Parle au Pape, revient et rapporte une bulle...“

Alles dies scheint darauf hinzudeuten, daß der erste Act irrthümlich vor den zweiten gerathen ist, der eigentlich gleich nach dem Prolog kommen sollte.

Nicht minder grobe Verstöße finden sich in der Charakteristik. Namentlich Fuentel ist ein sonderbarer Kauz. Er ist noch ganz nach Hugos altromantischer Schablone gezeichnet: ein Schandmensch mit einer einzigen erhabenen und rettenden Tugend.

Digitized by Google

Wie Lucrezia Borgia sich ungestört dem Inceſt, dem Ehebruch, der Giftmiſcherei ergeben kann, wenn ſie nur eine gute Mutter iſt; wie das verwachſene Ungeheuer Quaſimodo ſeiner reinen Liebe zu Esmeralda, und wie der ſcheußliche Hofnarr Rigoletto ſeiner Vaterliebe halber purificirt wird, ſo vollzieht ſich auch an Fuentel die Verwandlung des Dämons in einen Engel. Während noch kurz zuvor in dem naiven Duo zwiſchen ihm und dem König, wo ſich die beiden Mordgeſellen, in Hebbels Manier, ſelbſt charakteriſiren und ironiſiren — Fuentel — als ein gräßliches Scheuſal daſteht, das die Schmähungen des Königs ruhig einſteckt, ſo verwandelt er ſich, da er in Sancho ſeinen Enkel erkennt, coupartig in einen ſo muſterhaften Großvater, daß nur Victor Hugo ſelbſt, der Lobſinger ſeiner Enkel George und Jeanne, mit ihm concurriren könnte. Dieſe jähe Großvaterliebe,

„Qui supprime un démon et qui refait un ange . . .“

ſoll nun alle ſeine Schandthaten auslöſchen, ganz nach dem bekannten Recept aus „Marion Delorme“:

„Ton amour m'a refait une virginité.“

Um die Individualität der anderen Perſonen ſteht es nicht beſſer. Sie ſind alle keine Menſchen von Fleiſch und Blut, ſondern blos mit bunten Lappen und volltönenden Worten bekleidete Abſtractionen. Am beſten iſt noch der abgeſeimte König gezeichnet, aber es iſt nicht glaubhaft, daß er ſich bis zum Kniefall vor Torquemada duckt. Die Liebenden, die gleich einem Sonnenſtrahle das grau in grau gemalte Koloſſalbild erhellen, ſind in ihrer unbeſtimmten, ſüßlichen Grazie ganz farblos.

Bei aller Tendenz iſt doch dies Drama kein Pamphlet. Hugo will objectiv ſein. Auch gegen die Kirche iſt er, trotz Torquemada und Borgia, durchaus gerecht. Der treffliche Franciscus iſt einer der Ihrigen, aber freilich mit ſeiner Panacee des Gebetes auf die Thaten der Kirche ohne jeden Einfluß. Dem „Henker ohne Gleichen“ gegenüber plädirt Hugo für deſſen Unzurechnungsfähigkeit. Sein Torquemada leidet an religiöſem Aberwitz und hat nur zwei lichte Momente, wo er ſeinen Rettern Hülfe verſpricht und wo er ſich freut, ſie wiedergefunden zu haben. Uebrigens iſt ſein Wahnſinn, in dem ſo viel Methode liegt, virtuos entwickelt. Dieſer autodaväterliche Menſchenfreund, deſſen Grauſamkeit Erbarmen und deſſen Strenge im Grunde Herzensgüte ſein will, wird in ſeinem wilden Fanatismus beinahe glorificirt. Wir fühlen uns von ihm abgeſtoßen, und doch blicken wir ſtaunend zu dem reinen, unbeſtechlichen, unbeugſamen Rieſen empor, der uns vermittelſt einer Minute Leiden von ewiger Folterqual zu befreien wähnt. Dem Stoiker, der ohne Wank und Widerruf ſo gelaſſen in ſein Grab ſteigt, verzeihen wir beinahe um ſeines unerſchütterlichen Glaubens Willen. Nur Schade, daß er an der Krankheit aller Hugo'ſchen Helden leidet, an der Geſchwätzigkeit. Wenn er den Mund öffnet, ſo thut er es in der Regel nicht unter einem hundert Alexandriner, und er könnte füglich mit dem Helden jener Parodie beginnen:

„Dabord, mes chers enfants,
J'éprouve le besoin de parler très-longtemps.“

Dieſe Beredtſamkeit iſt um ſo langweiliger, als ſie unabänderlich immer das eine ewige Thema variirt, das in den „Hugenotten“ viel kürzer und bündiger in die Worte zuſammengefaßt wird: „Mordet ſie, brennet ſie!“

Ueber alles Lob erhaben iſt die Form dieſes wunderbaren Dramas, wo ſelbſt die roheſten Theatercoups geadelt erſcheinen. Leider iſt die Jagd nach Antitheſen aufs Höchſte geſteigert. Wenn vor der Cäſur etwas Gutes gelobt wird, ſo wird nachher gewiß etwas Schlechtes verdammt. Wenn im Vorderſatz der König voranſtolzirt, ſo hinkt der Nachſatz gewiß mit einem Lakai hinterdrein. Einen beſonderen Staat treibt der Dichter mit ſogenannten „reichen“ Reimen, die mir von jeher unſagbar armſelig erſchienen ſind. Exiſtirte nicht ſchon längſt die wohllautende Sprache der Hidalgos und Señoras, ſo hätte Victor Hugo ſie gewiß erfunden, blos um ſeinen „Peregrinus Syntax“ zu erweitern. Er reimt mit unendlichem Wohlbehagen rayonne auf Bayonne, indoue auf Cordoue, voilà auf Alcala, larves auf Algarves, autel auf Fuentel, hardis auf Cadix, astres auf Piastres, bourreau auf quemadéro. Die lakoniſchen Erhabenheiten verſinken leider meiſt in dem breiten Strome der Redſeligkeit, aber das iſt ein der ganzen franzöſiſchen Tragödie anklebender Fehler. Ertrinkt doch auch Corneilles berühmtes „Qu'il mourut!“ in der folgenden ellenlangen Paraphraſe. Wo aber Victor Hugo ſein Beſtes gibt, und das thut er hier mehrfach, da eröffnet er uns Fernblicke in ungeahnte Regionen und in ſein mildes und reiches Herz. Dann iſt es bewunderungswürdig, wie ſich der ſpröde franzöſiſche Vers mit ungeahnten Modulationen füllt, wie er weich, biegſam und majeſtätiſch iſt, wie er geliebkoſt, gemeiſtert und wohl auch tyranniſirt wird. Die Kühnheit der Bilder, der hinreißende Schwung der Sprache, die oft ungeheuerliche Kraft der Adjectiva ſind gleich phänomenal. Wie ſchön ſind Franz' Betrachtungen über den Todtenkopf oder Torquemadas Viſion der Hölle oder die Stelle über die Unzerſtörbarkeit des Pfaffenthums oder das reizende Liebesgetändel von Sancho und Roſa, die einmal die Schmetterlinge mit irrenden Küſſen vergleichen, die einen Mund ſuchen und Blumen finden, oder das Bild vom Baum der Erkenntniß:

Il pousse d'heure en heure une branche au péché,
Arbre fatal, rameau que Dieu vers lui ramène,
Mais qu'Ève, hélas, courba jusqu'à la lèvre humaine.

Oder die Klage des Königs, daß er kein Menſch, ſondern nur mehr eine Landkarte ſei, oder Franz' gottergebene Antwort, daß er keine Wunder thue, oder die reizende Legende vom Schnee und den Schmetterlingen:

„Im Winter läßt der trübe Himmel
Sein bleiches Bahrtuch auf die Erde fallen,
Doch kommt April, dann wächſt der Tag, die Blumen
Entſtehn und die glückſelige Erde gibt
Dem Himmel, der ſie ſchützt, in weißen Faltern
All die Schneeflocken wieder. O, dann wandelt
Leid ſich in Freud, und überall iſt Bläue
Und bebend fliegt die Luft empor zu Gott.“

Theophil Zolling.

Vom Grafen Hahn.

Eine literariſche Erinnerung von Hans Wachenhuſen.

Vom Grafen Hahn war einſtmals faſt ebenſo viel die Rede wie ſpäter von ſeiner Tochter, der Gräfin Ida Hahn-Hahn, von jenem Theaterenthuſiaſten nämlich, dem mecklenburgiſchen Karl Theodor von Hahn, von deſſen Reichthum der Volksmund erzählte, er beſitze neunundneunzig Güter, wenn er das hundertſte noch dazu erwerbe, ſo müſſe er Soldaten ſtellen.

Graf Hahn aber dachte an nichts weniger als an Erwerben, er verſtand nur zu verſchwenden und zwar in einer Weiſe, wie vor ihm wohl je kaum Einer. Der Unglückliche kümmerte ſich wenig um die Intereſſen ſeiner Standesmitglieder, der mecklenburgiſchen Ritterſchaft, er litt am Theaterwurm, er opferte Alles ſeiner Leidenſchaft, eine koſtſpielige Theater-Geſellſchaft auf ſeinem Schloß zu erhalten, die berühmteſten Künſtler als Gäſte auf ſeiner Bühne zu ſehen, ſie aufs Glänzendſte zu bewirthen, zu honoriren, ihnen die ſilbernen Rüſtungen zu ſchenken, in denen ſie bei ihm aufgetreten, und Fürſten und Könige in den Logen ſeines Schloßtheaters zu ſehen. Und ſelbſt als dieſer Wurm ihm Alles verzehrt, fand er Troſt in dem Glück, der Leiter einer Bühne bleiben zu können, und das war er bis an ſein traurig Ende.

Ich erzähle hier zwei Begegnungen mit dieſem ſeltenen Mann, von denen die letzte mir eine rührende Erinnerung geblieben.

Als Knabe mit meiner Mutter in einer kleinen mecklenburgiſchen Stadt zu Beſuch, ward ich von dieſer zum erſten Mal mit ins Theater genommen. Die Geſellſchaft des Grafen Hahn, der damals alſo mit ſeinen Gütern ſchon zu Ende war, ſpielte in dem Caſinoſaal; die Honoratioren des Städtchens waren be-

Digitized by Google

geistert von den Leistungen derselben. Ich mit meinen acht Jahren hatte, wie gesagt, noch keine Theatervorstellung gesehen, auf meinen Beifall und Enthusiasmus also durfte der Graf mit seinen Künstlern rechnen.

Ich sehe noch heute den sehr dürftigen grünen Vorhang mit der in der Oelfarbe zerborstenen gelben Leier darauf, erinnere mich auch, wie ich, der ich durch Fragen nicht ungebildet erscheinen und den Kleinstädtern imponiren wollte, mir den Kopf darüber zerbrach, was nur inmitten der Leier das kleine runde Loch mit seinem Fettrande, das bekannte Ochsenauge, bedeuten sollte.

Wir saßen an der Ecke der ersten Bank hinter dem städtischen Orchester. Der äußerste Platz neben meiner Mutter blieb unbesetzt, obgleich man schon Stühle an die Wände gestellt hatte, um dem Andrang zu genügen, und Niemand schien diesen einen zu begehren.

Man gab „Griseldis", das Rührdrama, das damals noch neu und die ganze gebildete Welt unter Thränen setzte. Nach dem ersten Act kam der Casinodiener und brachte meiner Mutter ein Bouquet. Daß das mit zur Vorstellung gehöre, glaubte ich nicht; ich schaute nur fragend umher, warum die übrigen Damen keins erhielten. Die Zwischenactsmusik war so lärmend, daß ich auch die Mutter nicht fragen konnte.

Nach dem zweiten Act herrschte schon die allgemeinste Rührung im Publicum; ich selber fühlte mich sehr bewegt und schweigsam. Da erschien ein ältlicher Herr, begrüßte meine Mutter, nahm den frei gebliebenen Eckplatz ein, zog mich an der Hand zu sich, hob mich auf seinen Schoß, fragte mich, wie mir das Stück und die Schauspieler gefielen, und gab mir Bonbons. Ich hörte, wie meine Mutter ihn „Herr Graf" nannte und sah, mit welcher an Verehrung grenzenden Hochachtung die Augen des Publicums auf ihm ruhten.

Als er vor Wiederaufgang des Vorhangs sich verabschiedete, sagte mir die Mutter, das sei der Graf Hahn, der Director der Gesellschaft gewesen. Er erschien auch noch einmal vor dem letzten Act, als Alles in Thränen schwamm, um sich zu verabschieden, und drückte auch mir die Hand.

Man denke sich, welch einen Respect ich vor der Würde eines Theaterdirectors hatte. Von den Schicksalen dieses Mannes, der früher in seinem engeren Vaterlande eine fürstliche Hofhaltung gehabt, war mir nichts bekannt, ich hätte auch kein Verständniß dafür gehabt; ich sah in ihm nur den Theaterdirector und meinte, alle diese Directoren müßten Grafen sein... Am nächsten Morgen verließen wir das Städtchen wieder. Die Griseldis wollte mir nicht aus dem Kopf, als wir im Postwagen saßen.

Wohl an zwanzig Jahre waren seitdem verflossen. Ich kehrte von meiner Reise in Lapp- und Finnland zurück und nahm für einige Zeit Aufenthalt in Hamburg, um die Poesien des finnischen Dichters Runeberg und das alte finnische National-Epos „Kalewala" zu übersetzen. Die ersteren erschienen damals, während ich bei der Arbeit war, im Druck; das andre ist unvollendet in meinem Pulte geblieben.

Doch das ist Nebensache. Rudolf Gottschall, Feodor Wehl und Robert Heller lebten damals in Hamburg; von dem letzteren möchte ich eigentlich sagen: er speiste in Hamburg, denn das war der Hauptberuf dieses so glücklich veranlagten Gesellschaftsmenschen, der dazumal das Feuilleton der Hamburger Nachrichten redigirte. Er auch war es, der, als wir eines Nachts in Wilkens Keller saßen, mich veranlaßte, einen Lokalstoff dramatisch als Posse zu verarbeiten; und daraus ward denn ein übermüthiges Machwerk, dem wir den Titel „Der Freizettel" gaben. Chéri Maurice, der unermüdliche Director des Thalia-Theaters, bekam das Manuscript in die Hände und wünschte es aufzuführen.

Das geschah denn auch. Der Schwank erregte große Heiterkeit und ward einige Wochen hindurch täglich gegeben. Darüber kam das Frühjahr, kam der Sommer.

Eben im Begriff, mich zu einer neuen Reise vorzubereiten, ward mir eines Morgens in meiner Wohnung am neuen Jungferstieg ein alter Herr gemeldet, der mich zu sprechen wünschte, und gebeugt, von Alter und Schicksal gedrückt erschien ein Mann mit dünnem greisem Haar, der trotz dürftigem Anzug in seinem Auftreten den Mann von Takt und Welt verrieth.

„Graf Hahn!" So stellte er sich mir mit einer Bescheidenheit vor, die mich fast verlegen machte. Ich rückte ihm einen Sessel hin und fand dabei Zeit, mich hinsichts der Persönlichkeit zu orientiren, denn vor ganz kurzem hatte ich gelesen, daß „der bekannte Graf Hahn" mit seiner Truppe draußen in dem Dorfe Eimsbüttel ein Sommertheater aufgeschlagen.

Indeß mein Gast ließ mich nicht lange im Unklaren; mit einer an Demuth grenzenden Ergebenheit erzählte er mir von seinem Sommertheater und seiner Hoffnung auf eine gute Einnahme. Mir that's im Herzen weh, die ärmliche, fadenscheinige Kleidung dieses Mannes zu sehen, den all das Elend, das er in Gestalt einer der ordinärsten Komödiantenbanden mit sich herumschleppte, doch nicht eigentlich unglücklich gemacht zu haben schien, denn er war noch immer zufrieden, wenn er nur eine Bühne leiten konnte. Das bezeugte mir auch das warme, fast freudige Interesse, mit welchem er von der seinigen sprach. Und damit kam er denn auf das, was ihn zu mir führte: er bat um die Erlaubniß, die oben erwähnte Lokalposse an seinem Theater geben zu dürfen mit dem lächelnden und achselzuckenden Hinzusetzen: freilich werde auf Honorar kaum zu rechnen sein.

Um den Schmarren so viel Worte! dacht' ich bei mir. Ich wollte unsern Contract, daß er mit dem Stück machen möge, was er wolle, durch ein Glas Wein besiegeln; er aber lehnte es ab; er genieße keinen Wein. Und so schied er denn von mir, mein Versprechen mitnehmend, daß ich die Vorstellung in Eimsbüttel besuchen werde.

Einige Tage später machte ich mich also auch am Nachmittag mit einigen Freunden nach Eimsbüttel auf, einem der Wallfahrtspunkte der Hamburger Sonntagspublicums. Draußen schloß sich uns noch eine Familie an, die eins der schönen Landhäuser von Eimsbüttel bewohnte, und so zogen wir zum Sommertheater.

Es war unterwegs wohl viel gescherzt worden über den Kunstgenuß, der unser warte, aber der Uebermuth verstummte, als wir vor die elende Bude und den mit rohen Bänken garnirten Rasenplatz, den Zuschauerraum, traten, in welchem bereits ein Dutzend Kindermägde und ehrsame Landbewohner Platz genommen hatten.

Am Eingang, in dem aus Latten errichteten Schilderhäuschen, saß ein altes Weib, das die Billets verkaufte. Wir traten heran und wollten unser Entrée bezahlen, als sich hinter der Alten ein Greis erhob, durch die niedere Thür hinaus trat, auf mich zuschritt, mir die Hand drückte, mit großer Verbindlichkeit meine Begleiter grüßte und jede Zahlung ablehnend uns zu der ersten Bank begleitete.

Es war Graf Hahn selbst in demselben schäbigen dunklen Rock, in dem er bei mir gewesen. Er plauderte mit uns in der harmlosesten, liebenswürdigsten Weise, in seinem unverkennbaren Elend immer noch den Cavalier verrathend, zuweilen auch einen halben Blick in den Zuschauerraum zurück werfend, um sich von der Einnahme zu unterrichten.

Kein Wort, keine Miene des Greises berechtigte uns zu vermuthen, daß er dies Elend empfinde, um dessen Willen namentlich die beiden Damen unserer Gesellschaft ihm in so mitleidsvoller Theilnahme zuhörten. Mit der Haltung eines zufriedenen Theaterdirectors stand er vor uns; sein Antlitz erheiterte sich merkbar, als er sah, wie die Bänke sich allmählich füllten; er besaß Takt genug, sich sogar unberührt zu zeigen, als einige junge Hamburger Kaufleute hinter uns, die den Grafen nicht kannten, mit lauter Stimme ihre Witze machten, und empfahl sich, als die vier Dorfmusikanten vor uns eine gottesjämmerliche Musik begannen.

Aus Rücksicht mußten wir schon aushalten, als nach dem ersten Act uns der Wunsch überkam, den Schauplatz zu verlassen. Die beiden Damen empfanden auch eine mit Rührung gemischte Dankbarkeit, als ein kleines Mädchen ihnen im Zwischenact zwei bescheidene Sträuße im Namen des Herrn Grafen überreichte. Um keinen Preis hätten sie ihn verletzen mögen.

Digitized by Google

Ich dachte an meine Mutter und den Blumenstrauß, den er ihr vor zwanzig Jahren überreichen ließ. Er war also noch derselbe galante Mann geblieben.

Im letzten Zwischenact suchte ich ihn auf der Bühne, um ihn im Auftrage meines Freundes zu einem einfachen Souper in dessen Landhaus einzuladen. Er lehnte höflich ab; er speise nie zu Abend. Aber, fügte er hinzu, er wolle den Damen noch Adieu sagen. Und das that er, uns nach der Vorstellung am Ausgang erwartend.

Die Damen sprachen unterwegs nur von dem armen, unglücklichen Manne, der in einem Alter von mehr als siebzig Jahren noch mit einer solchen Komödiantenbande in der Welt umherwandern müsse.

Ich sah den Grafen nicht mehr, denn einige Jahre später starb er in Lübeck, hülflos und verlassen — auf dem Stroh.

Aus der Hauptstadt.

Opern-Sommersaison in Berlin.

Frau Schröder-Hanfstängl. Signora Gambogi. „La Modella" von Bimboni.

Das Krolltheater, das alle Jahre mit neuen Ueberraschungen hervortritt, und das wir schon vor einigen Wochen rühmend erwähnten, hat in diesem Sommer zwei besonders interessante Gastinnen vorgeführt: eine bekannte Künstlerin, die bisher nur in Berlin nicht gehört worden war und jetzt glänzendste Erfolge errungen hat, und eine ganz und gar unbekannte italienische Sängerin, eine Anfängerin, deren Auftreten bei Kroll der erste Schritt auf einer glücklichen Laufbahn sein dürfte. Frau Schröder-Hanfstängl, Königl. Württembergische Kammersängerin, ist eine sehr bedeutende Künstlerin. Ihre Stimme ist zwar hie und da etwas scharf, aber aller Tonfärbungen fähig; die Intonation vollkommen rein, die Coloratur ist so vortrefflich, so künstlerisch geschmackvoll ausgebildet, wie wir sie bei deutschen Sängerinnen seit langer Zeit nicht gehört haben. Die gebundenen Läufer, die Staccati, die Triller und sonstige Verzierungen kamen alle mit größter Sicherheit und Reinheit zu Gehör und wurden niemals mit jener Virtuosen-Aufdringlichkeit vorgebracht, die quasi dem Hörer zuruft: „Siehe, was ich Alles kann!" Auch der Vortrag und das Spiel der Frau Hanfstängl sind meistens sehr zu loben. Sie war früher ausschließlich Coloratursängerin und ist erst in letzterer Zeit zum dramatischen Gesange (Norma, Margarethe) übergegangen; die Gewohnheiten aus der ersten Periode treten hie und da noch hervor; doch immer vernimmt man eine künstlerische und interessante Leistung. Die Gastin erfreut sich der besten Aufnahme. So oft sie auftritt, ist das sehr große Theater ganz gefüllt vom elegantesten Publicum, das reichen Beifall spendet.

Die zweite Erscheinung am Krolltheater, die Signora Gambogi, ist unter Verhältnissen vor das Publicum getreten, die man sonst mehr in einem Künstlerroman zu lesen, als in der Wirklichkeit anzutreffen gewohnt ist. Die ganz junge Dame war ursprünglich von der Direction der Italienischen Oper im Skating-Rink im Ganzen für dritte Rollen berufen, ausnahmsweise war ihr die „Gilda" in Rigoletto in Aussicht gestellt worden. Die junge Dame kam mit den besten Empfehlungen der ersten Musik-Autoritäten Italiens nach Berlin. Nach ihrem ersten Auftreten — als Begleiterin der „Traviata", in welcher sie nicht zwei Takte zu singen hatte — erklärte die Direction ihre Berufung für aufgehoben; sie war von der Unfähigkeit der Sängerin in dem Maße überzeugt, daß sie selbst einen Proceß und einen Federkrieg in den Zeitungen nicht scheute. Der findige Director des Krolltheaters, ließ die Dame Probe singen und entschloß sich sofort, ihr die Rolle der „Gilda" in Rigoletto anzuvertrauen. Das zahlreich erschienene Publicum zeigte sich im Anfang theilnehmend, aber kühl; nach der ersten Arie aber schwand die Theilnahme und laute Anerkennung trat an die Stelle, denn in Signora Gambogi zeigte sich ein bedeutendes Gesangtalent und eine ganz vortrefflich gebildete Musikerin; die Stimme ist vollständig gleich in allen Registern und unfehlbar rein und die Coloratur sehr gut entwickelt. Der Vortrag ermangelte noch der Wärme, ist dabei aber ganz gesund; nie ist ein Tremoliren bemerkbar, niemals das bei den Italienern jetzt so beliebte Ziehen eines hohen Effecttones, während welches der Kapellmeister mit dem Taktstock in der Luft dastehen muß, um das Orchester zurückzuhalten. Was aber nicht blos dem Publicum und auch den strengsten Kennern imponirte, das war die ganz ungewöhnliche, bei einer Anfängerin noch nie gesehene musikalische Sicherheit.

Schließlich sei noch einer neuen italienischen Oper gedacht, welche eigens für Berlin componirt und hier auch zum ersten Male aufgeführt worden ist: „La Modella", von Kapellmeister Bimboni, dem bewährten Leiter der Skating-Rink-Oper. Dieses Erstlingswerk des jungen maestro zeigt ganz bestimmt von sehr beachtenswerthem dramatischen Compositionstalent. Der Text ist nicht ohne Geschick gearbeitet. Die Handlung ist theilweise der italienischen Kunstgeschichte des 16. Jahrhunderts entnommen. Hauptheld ist der bekannte Maler Filippo Lippi, der aus dem Kloster entflohen ist, ein ziemlich lockeres Leben geführt hat und durch Gift gestorben ist, das ihm die Verwandten einer Dame beigebracht haben sollen. In der Oper ist die Geschichte insofern verändert, als er eine Novize aus dem Kloster entführt, für das er ein Altarblatt malt, zu welchem jene auf sein Verlangeu als „Modell" sitzt. Sein Schüler Folchetto hat ebenfalls die schöne Lucrezia in sein Herz geschlossen und will sie für sich gewinnen. Zu diesem Zwecke befördert er ihre Flucht, verräth aber Lippi an die Behörde; diesen rettet die Geliebte; er eilt herbei, zwingt den treulosen Schüler zum Dolchkampf, Lucrezia stürzt zwischen die Beiden und fällt, tödtlich verwundet; ihre letzten Worte versöhnen die Beiden. Die Musik enthält einige wirksame Stücke, unter denen besonders einige sehr melodiöse Lieder der fahrenden Sänger (menestrelli) hervorzuheben sind. Die Ausführung war eine vorzügliche, die Aufnahme eine vorwiegend günstige sowohl von Seiten des Publicums wie der Kritik.

H. Ehrlich.

Notizen.

Die politischen Ferien sind überall eingetreten, in Deutschland wie außerhalb. Die Blätter drucken gewohnheitsmäßig die eingelaufenen Depeschen ab, schreiben die üblichen Leitartikel dazu und überlassen Sensationsnachrichten den dazu in erster Linie berufenen auswärtigen Pariser oder Londoner Zeitungen. Wohin man sieht, herrscht Ruhe. Russische Conspirationen, von der Petersburger Polizei neuentdeckte Minen und geglückte Nihilistenverhaftungen fesseln weniger die Aufmerksamkeit, seit Ignatieff beseitigt ist und Europa mit ihm den schlimmsten Störenfried losgeworden ist. Wie Rußland mit seinen inneren Schäden ohne ein ernstliches Einlenken in liberale Wege fertig werden will, ist seine Sache. Ignatieff war durch die offenkundige Gunst, welcher sich die bekannten Plünderungen und Austreibungen einer verfolgten Race bei ihm erfreuten, auf die Dauer unmöglich geworden. Rußlands ohnehin prekärer Wohlstand sank auf Null, und auf den europäischen Börsen bildete sich eine Verschwörung gegen seine Rubelpapiere, deren schlimme Folgen endlich dem blödesten Moskowiter deutlich werden mußten. Was den wiederholten Vorstellungen deutscher und östreichischer Staatsmänner nicht gelungen war, das brachten einige in der westlichen Finanzwelt tonangebende Banquiers mit ihren wegwerfenden Bemerkungen über die russische Wirthschaft zu Stande. Kundige Beobachter, die sich von den wechselnden Enthüllungen und dem Gerede der Blätter nicht irre machen lassen, behaupten, Rothschild habe durch seine abwehrende Haltung Rußland gegenüber den Sturz Ignatieffs herbeigeführt, und hinter dem Ereigniß stehe die allerdings auch jetzt noch zweifelhafte Aussicht auf eine neue russische Anleihe. Der europäische Frieden hat jedenfalls durch das vorläufige Verschwinden des Mannes, der stets in die auswärtige Politik hineinpfuschte und dem Niemand über den Weg traute, eine gewisse Bürgschaft erhalten. Welchen Sinn Tolstois Ernennung zum Minister des Innern hat, und ob Rußland dabei vorwärts kommen wird, kümmert seine Nachbarn in verhältnißmäßig geringerem Maße, so lange Herr von Giers fortan unbehelligt als bescheidener Fachmann mit dem europäischen Concert den Paradeschritt hält, harmlose Depeschen für seine Botschafter dictirt und in das officiöse Petersburger Journal an

Digitized by Google

die Adresse des Temps oder der République Française polemische Repliken einrücken läßt, welche die Telegraphenagenturen alsdann wie hochweise Orakelsprüche überall hin verbreiten. Die russische Gefahr ist vor der Hand von der Tagesordnung abgesetzt. In Frankreich ist jetzt ebenfalls die Friedenssehnsucht gerade so Mode, wie es früher das Säbelrasseln war. Die Kammer beklatscht Freycinets maßvolle Sprache, die wiederholten Ankündigungen seines Programms in verschiedenen gleichmäßig reservirten Editionen und will von Gambettas bis auf Weiteres veralteten gloriosen Abenteuern nichts wissen. So ist wirklich Aussicht vorhanden, daß die Sommerruhe auf keinem Punkte von einer irgendwie erheblichen Störung bedroht werden könnte. Wir hätten allerdings bald Aegypten vergessen. Dort ist noch Zündstoff vorhanden und hält die Diplomatie scheinbar in Athem. Wir sind indessen nicht direct dabei betheiligt und können die zahllosen Lügen, die in Sachen des Pharaonenlandes Tag für Tag ausgestreut werden, ohne nervöse Erregung vorübergehen lassen. Ein Telegramm dementirt das andere und alle Welt weiß, was von der ägyptischen Nationalpartei und ihren Hintermännern zu halten ist. Auch die publicistische Behandlung des Gegenstandes macht nicht die geringste Schwierigkeit. Was mißlingt, wird auf Rechnung der Westmächte gesetzt, während jeder, wenn auch nur scheinbare Erfolg dem Reichskanzler zugeschrieben und in allen Tonarten gepriesen wird. Nahm es sich so aus, als ob die Conferenz scheitern sollte, dann wurden die Urheber verhöhnt, die sich eingebildet, man werde sie das, was sie mit ihren Fehlern und Mißgriffen verschuldet, nicht selbst auskosten lassen. Trat die Conferenz dagegen wieder in den Vordergrund, dann war das ein großes Verdienst der deutschen Politik, die auch selbstverständlich für die schönsten Ergebnisse sorgen werde. Es fehlte nicht viel, daß Arabi Pascha, weil man zum Schutz der in Leben und Eigenthum gefährdeten Europäer mit ihm unterhandeln mußte, als ein verkannter Held und nationaler Herold gepriesen wurde. So ließ sich mit wenig Witz und viel Behagen die vermeintlich deutsche Politik auch dort vertreten, wo die heimische Staatsleitung sich grundsätzlich zurückhält und von einer verantwortlichen Initiative nichts wissen will. Ob diese, dem Selbstdenken in auswärtigen Dingen entsagende Methode auch nur den Machthabern gefällt und irgendwem imponirt, kann bezweifelt werden. Jedenfalls hat sie zur Folge, daß die intellectuelle Thätigkeit des Publicums sich auf die inneren Fragen concentrirt und damit einen Widerstand zeitigt, der in den politischen Wechselfällen des Tages nicht stets willkommen sein soll.

* * *

L'Adultera. Novelle von **Theodor Fontane.** (Breslau und Leipzig, S. Schottländer.) Ein sehr eigenthümliches Buch, für das man anfänglich durchaus die richtige Stimmung nicht finden kann, und zu dem man schließlich in ein immer engeres, immer wärmeres Verhältniß kommt, bis man sich zuletzt gestehen muß, ein so prächtiges, originelles, geistvoll-anregendes Werk selten oder nie gelesen zu haben. Bei all seiner Einfachheit ergreift diese Novelle uns bis ins innerste Mark, ja, es ist etwas Nervenaufwühlendes darin, das uns nicht wieder losläßt, sondern uns immer noch gefesselt hält, wenn wir das Buch längst bei Seite gelegt haben. Und mit wie einfachen Mitteln erzielt Fontane hier die größten Erfolge! Die Ausführung ist oft nur skizzenhaft, in zwei Zeilen wird gesagt, wovon Andere ganze Kapitel schreiben würden, Vieles wird nur angedeutet, alles Nähere dem Ausdenken der Leser überlassen; die Menschen, die hier klar, scharf und kurz gezeichnet werden, sind gar nicht außerordentliche Naturen, ja, sie sprechen zum Theil sogar im echten, unverfälschten Berlinisch. Und doch: niemals ist eine Ehebruchsgeschichte geistvoll-spielender, als beinahe humoristisch, niemals mit größerem, sittlichen Ernst behandelt und zu befriedigendem Austrag gebracht worden. Auch eine decentere Schilderung als die, wie der Ehebruch hier thatsächlich vollzogen worden, läßt sich nicht ausdenken. Theodor Fontane ist eine viel zu fertige und abgeschlossene Dichtererscheinung, als daß man noch viel an ihr herumzutifteln versuchen sollte. Daß er auch Schwächen neben seinen glänzenden Vorzügen besitzt, weiß man ja, und ohne diese Schwächen möchte man ihn kaum haben. Zu ihnen rechnen wir bei dem vorliegenden Buche die etwas zu breite Schilderung der Hausfreunde des van der Straaten'schen Hauses, den etwas gar zu wunderlichen ersten Brief Melanies an Jakobim aus Rom und den zu knappen Schluß. An dem Werth dieses Buches ändert das aber nichts. T—n.

* * *

Raskolnikow. Roman von F. M. Dostojewsky. Nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henkel (3 Bände, Leipzig, Wilhelm Friedrich).

Von der modernen russischen Belletristik wissen wir, mit Ausnahme des einzigen, leider verstummten Turgenjew, so gut wie gar nichts. Und doch soll sie, wenn man den Russen Glauben schenken will, gerade neuerdings einen ungeahnten Aufschwung genommen haben und wahre Schätze, die jeder Literatur zur Zierde gereichen würden, in sich bergen. Fragt man nach Namen, so wird man an erster Stelle immer den Dostojewskys hören. Der kürzlich verstorbene Schriftsteller war ein Liebling des jungen Rußland, und sein Begräbniß gestaltete sich seinerzeit zu einer Art Demonstration gegen die Regierung. Einer seiner hervorragendsten großen Romane, der in Rußland fünf Auflagen erlebte, liegt uns nun unter mit Recht geändertem Titel in guter Uebersetzung vor und gestattet ein Urtheil des deutschen Publicums über den Poeten. Unbedingt wird dasselbe — ob man nun Geschmack an Dostojewsky finden mag oder nicht — dahin ausfallen müssen, daß wir es hier mit einem eigenartigen Romanschriftsteller zu thun haben. Scharf und schneidig ist seine Sprache, ohne Rücksicht verfolgt er sein Ziel mitten im Staub und Schmutz der Straßen, erbarmungslos enthüllt er alle Laster und Gebrechen der modernen, russischen „Civilisation" und secirt er gleichsam seine Menschen, um uns ihr Innerstes bis auf die letzte Verzweigung des Nervengeflechts bloßzulegen; nie fällt ein Wort der Beschönigung, mit unerschütterlicher Energie übt Dostojewsky seinen Beruf bis zur letzten Consequenz aus. Hin und wieder athmet uns ganz der Turgenjew'sche Geist entgegen, besonders im Dialog, aber Dostojewsky ist viel wortreicher, viel weitläufiger, nur beweisen und immer wieder beweisen, so, gerade so nur könne und müsse es sein. Und er bannt uns in der That so in einen Gedankenkreis fest, aus dem es zuletzt kein Entrinnen mehr gibt. Es ist vorzugsweise ein psychologischer Roman, eine realistische Sittenschilderung und Seelenmalerei par excellence. Die Charaktere sind zum Theil genial gezeichnet, manche Scene voll packender Realistik, manche geradezu nervenaufwühlend in ihrer unerbitterlichen Grausamkeit. Anderes ist zu grell und streift nahe an den Sensationsroman, wie z. B. das Erscheinen des Unbekannten, der Raskolnikow „Mörder" nennt. Vieles ist auch von rührender Poesie durchtränkt, so die Scene zwischen Raskolnikow und Schonja, zumal die, in der er ihr die Füße küßt. Ueberaus erschütternd ist dann die Gestalt Marmeladows, und die Erzählung von Katerina Iwanowna und ihrer Familie eine wahre Tragödie des Proletariats. Selbst an einzelnen humoristischen Streiflichtern fehlt es daneben nicht. T—n.

* * *

Pädagogische Erfahrungen beim Klavierunterrichte im täglichen Verkehre mit den Schülern am Conservatorium von Xaver Scharwenka in Berlin. (Berlin, Aloys Hennes.) Das ist der Titel einer neuen musikpädagogischen Monatsschrift, die wegen ihres originellen Inhaltes die Beachtung aller Musiktreibenden verdient. Wie aus den sechs ersten Nummern zu ersehen ist, entwirft der Verfasser von jedem einzelnen Schüler (nach der Altersstufe durch fortlaufende Nummern bezeichnet) ein Bild seines Lehrgangs, und zeigt hierdurch, in welcher Mannichfaltigkeit sich nach den verschiedenen Anlagen eine rationelle musikalische Erziehung gestaltet.

* * *

Johann August Eberhards Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. Umgearbeitet von Otto Lyon und F. Wilbrandt. Leipzig, Th. Grieben.

Eine neue Umarbeitung der von Friedrich Rückert besorgten zwölften Auflage des rühmlich bekannten Synonymenbuches, das auf der Höhe historischer Forschung steht und die reichen Ergebnisse der deutschen Philologie in umfassender Weise auf dem Gebiete der Sinnverwandtschaft verwerthet. Leider ist der von Prof. Boltz und Dr. Asher bearbeitete Theil, der die Uebersetzung der Wörter in die englische, französische, italienische und russische Sprache bringt, ebenso unpraktisch als philologisch-historisch unzulänglich. Bei einer späteren Auflage dürfte sich überdies eine größere Berücksichtigung derjenigen Fremdwörter empfehlen, die zur Nüancirung des Ausdrucks unentbehrlich sind.

* * *

Digitized by Google

Johann Christian Reinhart und seine Kreise. Ein Lebens- und Culturbild nach Originalquellen dargestellt von Otto Baisch. Leipzig, E. A. Seemann.

Eine warm und liebevoll geschriebene und vom Verleger schön ausgestattete Biographie des talentvollen Landschaftsmalers, den Schiller einen „alten und braven Kerl" zu nennen liebte. Sehr ansprechend sind namentlich die Bilder aus der deutsch-römischen Künstlercolonie, deren Senior der alte Reinhart durch lange Decennien war. Auch ein paar bisher unveröffentlichte Briefe Schillers an Reinhart sind von hohem Interesse, doch hätte es nichts geschadet, wenn einige vom verletzten Künstlerstolz eingegebene grobe Ausfälle gegen die „Kunstschreiber" in Vergessenheit gelassen worden wären.

* * *

Die Verlagshandlung von Breitkopf & Härtel in Leipzig gibt gleichzeitig mit ihrer schönen deutschen Ausgabe von Liszts Gesammelten Schriften (verdeutscht von L. Ramann) auch das französische Original von „F. Chopin par F. Liszt" in dritter Auflage heraus. Es gibt nicht leicht eine schönere und ergreifendere Lectüre als dieses dithyrambisch begeisterte Buch, das Denkmal einer überschwänglichen Künstlerfreundschaft. Das „süße und harmonische Genie" wird hier von dem congenialen Meister auf das Feinsinnigste gewürdigt, und dem lyrisch beschwingten Schlusse, wo Liszt über den Verlust seiner beiden besten Freunde, Fürst Felix Lichnowsky und Chopin, klagt, fehlte nur die gebundene Form zur elegischen Ode.

Offene Briefe und Antworten.

Zum Münchener Bilderdienst.

Geehrter Herr Redacteur!

In Nr. 22 der „Gegenwart" gab Herr Dr. Friedrich Küchenmeister eine „Erinnerung an Theodor Drobisch", die Geschichte eines von diesem Schriftsteller verfaßten Pasquill auf König Ludwig I. von Bayern, zum Besten. Dagegen läßt sich vor Allem erwiedern, daß die anstößige Abbitte vor dem Königsbild nicht unter Ludwig I. und nicht durch eine Verordnung eingeführt worden. Durch Artikel 311 und 404 des Strafgesetzbuchs für das Königreich Bayern von 1813 ist verfügt, daß diejenigen, die an öffentlichen Orten oder in öffentlich verbreiteten Schriften die Person des Souveräns oder dessen Regierungshandlungen herabzuwürdigen trachten, Pasquille verfertigen oder verbreiten u. s. w., zur öffentlichen Abbitte vor dem Bilde des Souveräns und zu ein- bis vierjährigem geschärften Arbeitshaus verurtheilt werden sollen. Als dieses Strafgesetzbuch in Wirksamkeit trat, saß nicht Ludwig I., sondern der milde, volksfreundliche Max Josef auf dem bayerischen Königsthron. Verfasser des Strafcodex aber war der von Kiel nach Bayern berufene Geheimrath Paul Anselm von Feuerbach, der in der Geschichte der Gesetzgebung sicherlich nicht als Reactionär gilt. Daß ihm die fragliche Bestimmung durch die Berathungscommission octroyirt worden sei, müßte erst bewiesen werden. Wie er auf den Gedanken gerieth, die neue Strafart, die weder Kreittmayr, noch die zeitgenössischen Gesetzgeber anderer deutscher Staaten kannten, aufzunehmen, ist freilich nicht aufgeklärt; daß sie aber der geltenden Anschauung nicht allzu fremdartig gegenübertrat, erhellt daraus, daß die Recensenten, insbesondere der bekannte Ritter von Lang, der eine volle Schale hämischen Spottes über Feuerbachs Werk ausgießt, gerade diese Bestimmung nicht anstößig fanden. Sie wurde denn auch zu Lebzeiten Max Josefs bei allen vorkommenden Fällen vollzogen. Die von einem Correspondenten der „Frankfurter Zeitung" (Beilage Nr. 160) aufgestellte Behauptung, man habe während der Regierung Max Josefs nichts von Anwendung gehört, ist aus der Luft gegriffen. Als im Jänner 1818 ein der Majestätsbeleidigung überführter Bauer die Abbitte vor dem Königsbild, das in Trostberg auf offenem Markt aufgerichtet war, vor sämmtlichen eigens deshalb einberufenen Gemeindevorstehern des Landgerichtsbezirks unter sonderbaren Ceremonien hatte leisten müssen, trug das Appellationsgericht des Isarkreises darauf an, wenigstens den Vollzug der Strafbestimmung durch eine allgemeine Instruction zu regeln. Darauf wurde auf Antrag des bekannten Gegners Feuerbachs, des Staatsraths Gönner, vom Justizministerium dahin entschieden, daß die Abbitte künftig nicht in voller Oeffentlichkeit, sondern nur bei offenen Gerichtsthüren und in Anwesenheit einiger vorgeladener Personen zu leisten sei. Nach Promulgirung der bayerischen Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 hätte das ausdrücklich als fernerhin gültig bezeichnete Gesetz überhaupt nicht mehr durch eine vom König getroffene Verordnung abgeändert oder abgeschafft werden können, sondern es waren dazu das Gutachten des Staatsraths, die Zustimmung der Kammern und die Sanction des Königs erforderlich.

Als sich nun in Folge der revolutionären Bewegung nach den Julitagen die politischen Processe in Bayern häuften, wurde den Verurtheilten Behr, Eisenmann u. A. die im Strafgesetzbuch vorgesehene Strafe zuerkannt. Niemand wird heute in Abrede stellen wollen, daß jene Vorgänge als dunkles Datt in der deutschen Geschichte zu beklagen seien. Es ist aber durchaus ungerechtfertigt, für die Härte der Strafurtheile gerade den König Bayerns förmlich verantwortlich zu machen. Wer die Acten der vom Bundestag zur Untersuchung der politischen Processe eingesetzten Centralbehörde kennt, wird zugeben müssen, daß die eigentlich drakonischen Strafbestimmungen nicht von Seite Bayerns angeregt wurden. Auch betonte König Ludwig wiederholt, daß die gegen den Souverän verübten Verbalinjurien und die Verbrechen hochverrätherischer Verbindung auseinander zu halten seien; nur in letzterem Fall, wenn auf die Absicht, die bestehende Staatsverfassung umzustürzen, zu schließen war, glaubte er schon der Abschreckung wegen ohne Schonung vorgehen zu müssen. Es läßt sich aber sogar der actenmäßige Nachweis liefern, daß König Ludwig selbst den Wunsch hegte, daß diese Strafbestimmung abgeschafft werde. Im Jahre 1827, also zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung, ließ er den Ständen des Reichs den Entwurf eines neuen Strafgesetzes vorlegen: von der Abbitte vor dem Bild war darin gänzlich Umgang genommen. Auch im Entwurf von 1831, der jedoch gleich jenem früheren nicht zur Annahme gelangte, findet sich die anstößige Bestimmung nicht vor. In der bayerischen Rheinpfalz, wo das französische Strafgesetzbuch in Geltung stand, konnten bis dahin überhaupt nur verbrecherische Anschläge gegen das Leben, nicht aber ehrverletzende Aeußerungen über das Staatsoberhaupt zur Strafe gezogen werden. Als nun im Jahre 1834 im Staatsrath ein Gesetz berathen wurde, nach welchem auch gegen Majestätsverbrechen zweiten Ranges im Rheinkreis einzuschreiten wäre, schlug der Justizminister Schrenck vor, im Allgemeinen das für das diesrheinische Bayern geltende Gesetz zu Grunde zu legen, von der öffentlichen Abbitte vor dem Königsbild aber abzusehen. Daß diese Ansicht auch die Zustimmung des Königs erlangt habe, ist im Protokoll vom 9. März 1834 ausdrücklich bemerkt. Da jedoch keine Aussicht eröffnet war, daß die in offenem Conflict mit der Krone befindliche zweite Kammer den im Staatsrath behandelten Gesetzentwürfen zustimmen werde, stand die Regierung von der Vorlage ab, so daß auch die bisher geltende gesetzliche Bestimmung in Kraft blieb.

Sie wurde überhaupt nicht unter Ludwig I. abgeschafft. Erst zwei Monate nach der Thronentsagung dieses Fürsten wurde durch den Justizminister v. Heinz ein nach jeder Richtung freisinniges Gesetz über Abänderungen der alten Strafgesetze der Kammer vorgelegt. Am 12. Mai 1848 wurde das neue Gesetz promulgirt, dessen sechster Artikel die Verfügung enthält, daß jene früheren Vorschriften über körperliche Züchtigung, Widerruf und Abbitte für alle noch nicht rechtskräftig abgeurtheilten Straffälle außer Wirksamkeit treten sollen (Gesetzblatt für d. J. 1848, S. 33).

Ich glaube darauf verzichten zu dürfen, im Einzelnen darauf hinzuweisen, wie durch diese Richtigstellung des Sachverhalts aller und jeder Antheil von Theodor Drobisch an der Abschaffung des odiosen Brauches völlig ausgeschlossen ist.

Hochachtungsvollst

München. Dr. K. Th. Heigel.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Journalist,

Norddeutscher, militärfrei, der in Nord-Amerika, Frankreich und der Schweiz thätig war, sucht Stellung als Mitredakteur eines großen oder Redakteur eines kleineren freisinnigen Blattes. Beste Referenzen. Offerten sub Chiffre **O. F. 8218.** an **Orell, Füßli & Co.** in **Zürich.**

Soeben wurden ausgegeben und stehen gratis und franco zu Diensten:
Katalog 40. **Theater. Musik.** 550 Nummern.
Katalog 41. **Geschichte.** 1540 Nummern.
Stoll & Bader, Antiquariat in Freiburg i. B.

Soolbad Nauheim
b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn.
Naturwarme, kohlensäurereiche u. gewöhnliche Soolbäder, sallnische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge. Inhalations-Salon, ozonhaltige **Gradirluft. Ziegenmolke. Sommersaison** vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.
Grossherzoglich Hessische Bade-Direction Bad Nauheim.
Jäger.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.
„ **Kaffee-Spar-Extract.**
„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Schönstes Geschenk für Damen, welche malen!

Vorlagen für Holzmalerei.

Entworfen von **E. Wendt.** Heft I und II à 6 Blatt. Gr. Folio. Preis pro Heft 4 *M.*

Diese neuen Vorlagen zeichnen sich besonders dadurch aus, dass sie die zu wählenden Farben lebendig und bestimmt zur Anschauung bringen und den vorhandenen Holzarten in Grösse u. Form genau angepasst sind.

Vorlagen für Holzmalerei.

Entworfen von **E. Zschimmer.** 34 Blatt in Mappe. Gross Folioformat. Preis pro complet 24 *M.* Einzelne Blätter à 1 *M.* Inhaltsverzeichniss gratis.

Anleitung zur Holzmalerei.

Von Dr. **F. Lahnek.** 2. Auflage. Preis 1 *M.*
Verlag von **Glaser & Garte** in **Leipzig.**

DAS NEUE ABONNEMENT
auf das **humoristisch-satirische Wochenblatt**
Kladderadatsch.
Drittes Quartal 1882
bitten wir möglichst umgehend
bei den betr. Stellen **(Buchhandlungen, Postämtern etc.)** anzumelden, da wir bei Verspätung oft **nicht** im Stande sind, die **bereits erschienenen** Nummern noch **vollständig** nachzuliefern.
Sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements für **2 Mk. 25 Pf.** vierteljährlich an.
Die Verlagsbuchhandlung **A. Hofmann & Co., Berlin** W., Kronenstrasse 17.

Literarische Neuigkeiten für die **Sommerfrische** und **Badeaufenthalt** aus dem Verlage von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig:**

Heidel, H., Jorinde und andere Geschichten. 16. 23 Bogen. *M.* 3.—
Baumbach, R., Sommermärchen. 16. 19 Bogen. II. Auflage. *M.* 3.—

Diese beiden Bände sind der Beginn einer Sammlung von Schriften, deren Inhalt bestimmt ist, die Leser erfrischend über die Alltäglichkeit zu erheben. Gleich wie wir durch Orts- und Luftwechsel uns derselben zeitweise zu entziehen suchen, so bezwecken diese Novellen und Märchen auch nichts anderes. In ihnen athmet Lebenslust, fröhliche Beschaulichkeit, Zufriedenheit mit dem beschiedenen Dasein und deshalb mögen sie sich am ersten zur Mitnahme auf Erholungsreisen eignen und dazu bestens empfohlen sein. Gleiche Richtung verfolgen die in gebundener Sprache erschienenen Dichtungen:

Mein Frühjahr, erste Gedichte von **R. Baumbach** (*M.* 2.80), dessen **Spielmannslieder** (*M.* 2.—), **Lieder eines fahrenden Gesellen** (*M.* 3.20), **Zlatorog** (*M.* 2.—), **Frau Holde** (*M.* 2.—), und die kürzlich erst erschienenen: **Der letzte Wendenkönig** von **J. v. Wildenradt** (*M.* 3.80) und **Canzonero.** Ein Buch der Lieder und Balladen von **Schafheitlin** (*M.* 1.50).

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in Leipzig.

A. W. Ambros' Geschichte der Musik.
Zweite verbesserte Auflage.
Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen.
Vier starke Bände gr. 8. Geh. *M.* 45.—, eleg. gebunden *M.* 51.—
Hierzu erschien ein Ergänzungsband — Band V — enthaltend:
Beispielsammlung zum dritten Bande
nach des Verfassers unvollendet hinterlassenem Notenmaterial mit zahlreichen Vermehrungen herausgegeben von
Otto Kade.
LVI und 605 Seiten gr. 8. Geh. *M.* 15.—, eleg. gebunden *M.* 17.—

Deutsches Dichterheim.
Neue Blätter für Dichtkunst und Kritik.
Herausgegeben von
Paul Heinze.

Diese Zeitschrift, welche soeben ihren 3. Jahrgang antritt, zählt zu ihren Mitarbeitern die namhaftesten Dichter der Gegenwart, wie **Karl Bartsch, Ed. v. Bauernfeld, Felix Dahn, K. E. Franzos, Eman. Geibel, Karl Gerok, Rud. Gottschall, Jul. Grosse, Klaus Groth, Wilh. Jensen, Gottfr. Kinkel, Herm. Kletke, Herm. Lingg, Hieron. Lorm, Alfr. Meißner, Alb. Möser, Emil Rittershaus, Otto Roquette, A. F. Graf von Schack, Jul. Sturm, Albert Träger, Robert Waldmüller-Duboc, Feodor Wehl** u. A. — Demungeachtet bahnt das „Deutsche Dichterheim" auch in weiteren Kreisen noch unbekannten Talenten bereitwilligst einen ehrenvollen Weg in die Oeffentlichkeit und ermangelt bei der Reichhaltigkeit seines Inhaltes (Gedichte, Novelletten, literar. und kulturhistor. Skizzen, kritische Revuen, ästhetische Studien ꝛc.) gewiß nicht des allgemeinsten Interesses.

Monatlich 2 Nummern in der Stärke von 16—24 Seiten. Preis 5 *M.* halbjährlich. Probenummern durch jede Buchhandlung, sowie direct von der

Expedition des **„Deutschen Dichterheim"** in **Dresden-Striesen.**

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 8. Juli 1882. Band XXII.

LANDESBIBLIOTHEK

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die Bedeutung der nächsten preußischen Wahlen für das Reich. Von Friedrich Boettcher. — **Literatur und Kunst:** Joachim Raff. Von Max Goldstein. — Giosuè Carducci. Von Carl von Thaler. (Schluß.) — Graf Sollohub. Von Eugen Zabel. — Rogers. Von Mark Twain. Deutsch von Udo Brachvogel. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Eine Erinnerung an Freiligrath. Von Fr. von Hohenhausen. — Inserate.

Die Bedeutung der nächsten preußischen Wahlen für das Reich.

Von Friedrich Boettcher.

Die Mehrheit gegen das Tabacksmonopol im Reichstage ist größer gewesen, als man erwartet hatte; zu einem wirklichen Wendepunkte in unseren inneren Dingen ist die Entscheidung über dasselbe, trotz aller Unzweideutigkeit, dennoch nicht geworden. Fürst Bismarck hat dem Votum im voraus die Spitze abzubrechen versucht, indem er unumwunden den Nachweis des Bedürfnisses einer Einnahmevermehrung als nicht genügend erbracht zugab. Der preußische Landtag hatte mit der Annahme des sogenannten Verwendungsgesetzes diesen Nachweis führen sollen; er hat den Dienst versagt. In Folge dessen wird die Fiction aufgestellt, als sei die Monopoldebatte des Reichstags im Grunde nur eine akademische Unterhaltung gewesen und die endgültige Entscheidung als bis nach den demnächstigen Beschlüssen der preußischen Volksvertretung versagt zu betrachten. Fürst Bismarck hat sich auf eine sachliche Vertheidigung des Monopolentwurfs nur nebenher eingelassen; weit in den Vordergrund stellte er seinen umfassenden Steuerreformplan, in der deutlich durchschimmernden Ueberzeugung, daß, wer diesen durchzuführen entschlossen sei, ganz von selbst das Tabacksmonopol als Mittel zum Zwecke wollen müsse. Und über diesen Steuerreformplan soll der nächste preußische Landtag entscheiden.

Damit ist der Schwerpunkt unserer gesammten inneren Politik, um den sich während der letzten Jahre in Deutschland so zu sagen Alles gedreht hat, in den preußischen Landtag oder vielmehr in die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause verlegt. Einge aus diesen Wahlen eine den Bismarck'schen Steuerreformplan annehmende Majorität hervor, so würden alsbald im Reiche die weitgreifendsten Finanzprojecte, unter ihnen ohne Zweifel auch das Tabacksmonopol, wieder auf dem Plane sein. In die Hand der preußischen Wähler also ist es gegeben, über das ganze politische System, dessen bezeichnendster Ausdruck die Monopolidee gewesen, das ausschlaggebende Urtheil zu fällen.

Wie wird dasselbe ausfallen?

Vor drei Jahren bereits war der Steuerreformfrage in der preußischen Wahlbewegung die erste Rolle zugewiesen. Im Vergleich zu jener Zeit aber hat sich die Lage erheblich geklärt. Dann ergingen sich die officiösen Organe in mehr oder weniger nebelhaften Andeutungen und Versprechungen; heute haben wir ein unzweideutiges Regierungsprogramm. Wenn nichts Besseres, so verdanken wir wenigstens dies der vielverwünschten Frühjahrssession des Reichstages. Ohne die Bismarck'sche Rede vom 12. Juni würden wir auch gegenwärtig wieder mit der Phrase von der „großen Steuerreform" lediglich im Finstern tappen; denn woran hätte man sich halten sollen, nachdem die Steuerpläne der Regierung seit Jahren in ewigem Wandel begriffen gewesen. Unter diesem Gesichtspunkte kann man es nur mit Genugthuung begrüßen, daß der Kanzler den Inhalt des letzten Verwendungsgesetzes zum Angelpunkte der Wahlbewegung gemacht hat. Ganz klar freilich ist die Stellung des leitenden Staatsmannes auch jetzt noch nicht. Das letzte Verwendungsgesetz begnügt sich mit der Aufhebung der vier untersten Stufen der Klassensteuer, während der ein Jahr früher vorgelegte entsprechende Entwurf auch alle übrigen Stufen derselben als Staatssteuer beseitigen und sie den Kreisen zur Erleichterung der Communallasten überweisen, Fürst Bismarck selbst aber nach seinen bekannten Reden von 1879 auch die Einkommensteuer für die Einkommen unter 6000 Mark fallen lassen wollte. Mit Recht fragt man, ob der Kanzler diese seine frühere Idee zu Gunsten des Vorschlages im letzten Verwendungsgesetz aufgegeben habe. Die Rede vom 12. Juni läßt eine solche Annahme nicht zu. So scharf wie nur jemals hat er in derselben seine grundsätzliche Abneigung gegen das directe Besteuerungssystem ausgesprochen. Und speciell das ganze Institut der Klassensteuer hat er in Ausdrücken bekämpft, welche ihm, sobald er nur die Macht dazu hätte, die Abschaffung desselben ihm geradezu zur Pflicht machen würden. Man ist also berechtigt, als das eigentliche Ziel seines finanzpolitischen Strebens die einseitige Ersetzung der directen Steuern, zum mindesten der Klassen- und Einkommensteuer, durch indirecte zu betrachten.

Bisher hat sich kein Finanzminister gefunden, der zu solcher Zerstörung einer der Hauptgrundlagen der preußischen Staatseinnahmen die Hand bieten möchte. Seltsam genug, daß diese Thatsache auf den Reichskanzler, der doch sonst auf die Ansichten der Fachmänner ein so großes Gewicht zu legen pflegt, ohne jede Wirkung zu sein scheint — seltsam, aber doch leicht zu erklären. In der Thätigkeit des Kanzlers läßt sich ein augenfälliger Gegensatz zwischen der Behandlung der äußeren und der der inneren Politik erkennen. Dort wird jedem kleinsten Hinderniß, das sich in den Weg stellt, mit kluger Mäßigung Rechnung getragen, hier gegen ganze Berge von Schwierigkeiten hartnäckig, fast möchte man sagen blindlings, angestürmt. Es scheint, daß er für die äußeren Dinge ein anderes Maß hat, als für die inneren. Inmitten der letzteren genügt es ihm, einen genialen Gedanken gefaßt zu haben, von dessen Richtigkeit er für seine Person überzeugt ist. Stößt er mit demselben auf Widerstand, so ist er wohl geneigt, nach Motiven aus persönlicher

Digitized by Google

Feindseligkeit zu suchen, schwerlich aber kommt ihm jemals der Gedanke, daß vielleicht nicht er, sondern der Gegner das objectiv Richtige wolle. Und so setzt er sich über alle Gegenvorstellungen, alle Warnungen hinweg, schiebt er alle Hindernisse rücksichtslos bei Seite, soweit ihm nur irgend die Möglichkeit dazu gegeben ist. Das ist die naturgemäße Folge der außergewöhnlichen, Alles überragenden Stellung, welche seine weltgeschichtlichen Leistungen, die Dankbarkeit des Kaisers und die wohlverdiente Verehrung des deutschen Volkes ihm geschaffen haben.

Ist es nicht begreiflich, wenn unter solchen Verhältnissen die technischen Bedenken eines Fachmannes ihm seine finanzpolitischen Zirkel nicht zu stören vermögen? Und muß nicht der Gedanke, die Staatseinnahmen vorwiegend auf ein System indirecter Steuern zu basiren, grade für diese gewaltige Natur einen unwiderstehlichen Reiz haben? Schon das Interesse an möglichster Unabhängigkeit von der Geldbewilligung des Parlamentes muß die Vorliebe für die indirecten Steuern hervorrufen und befestigen, ganz besonders aber das Bestreben, den Staat als Wohlthäter, zum mindesten nicht als Peiniger der Menschheit erscheinen zu lassen. Wie ein rother Faden zieht sich dies Bestreben, namentlich in den letzten Jahren, durch Bismarcks Politik, in der Begründung des Unfallversicherungsentwurfs ist es sogar ausdrücklich ausgesprochen. Während Andere tiefsinnige Untersuchungen über die beste Lösung der socialen Frage anstellen, hat der Kanzler als nüchterner Realpolitiker sich die Beseitigung der kleinen Anlässe zur Unzufriedenheit mit dem Staate als nächstes Ziel gesetzt. Und wer wollte leugnen, daß in dieser Beziehung die Verdrängung der directen durch indirecte Steuern ein wirksames Mittel sein würde? Die Klagen über den unerträglichen Druck, welchen die directen Steuern verursachen sollen, sind in Wahrheit eine ungeheuerliche Uebertreibung; nichtsdestoweniger ist richtig, daß dies Thema für die politische Bier- und Raisonnirbank ein unerschöpflicher Quell, und ebenso, daß der Steuerzettel, wie die Menschen nun einmal sind, zum mindesten nicht geeignet ist, eine staatsfreundliche Gesinnung zu erzeugen. Scheint es da nicht weit verständiger, die Steuererhebung so einzurichten, daß der Einzelne sich derselben gar nicht bewußt wird? Mag auch in der ersten Zeit nach Einführung der indirecten Steuern über die Vertheuerung dieses oder jenes Verbrauchsgegenstandes viel gelärmt werden, nach ein paar Jahren ist das vergessen, und der Staatssäckel füllt sich in der Stille ganz von selbst, ohne Mahnung, Reclamation und Execution.

Derartige Erwägungen haben den Fürsten Bismarck in einem Maße bestochen, daß er an diesem Punkte schärfer als an irgend einem andern seine obenerwähnte Behandlung der inneren Dinge hat eintreten lassen. Aber schärfer als an irgend einem anderen Punkte ist hier auch der eigenthümliche Gegensatz in den Erfolgen seiner Politik hervorgetreten, welcher darin besteht, daß er, während ihm auf diplomatischem Gebiete keine einzige nennenswerthe Schlappe nachgesagt werden kann, auf dem parlamentarischen neuerdings eine Reihe schwerer Niederlagen zu verzeichnen hat. Freilich, die Minister, welche sich seinen Finanzplänen nicht fügen wollen, gehen einer nach dem anderen; aber die in der Sache liegenden Hindernisse erweisen sich schließlich stärker, als die Gewalt des mächtigsten Ministers, den Deutschland je gesehen. Die Ueberzeugung, daß ein aus directen und indirecten Steuern gemischtes System die beste Grundlage einer gesunden Finanzwirthschaft sei, ist in Preußen, gestützt auf eine sechzigjährige Erfahrung, so festgewurzelt, daß man vergebens nach einer einigermaßen in Betracht kommenden Partei suchen wird, welche die Staatseinnahmen ganz oder zum größten Theile auf die indirecten Steuern verweisen möchte.

Aber auch das Programm des letzten Verwendungsgesetzes wird aus den nächsten Wahlen schwerlich eine Majorität für sich erstehen sehen. Fürst Bismarck irrt, wenn er dem Abgeordnetenhause vorwirft, dasselbe nicht genügend geprüft zu haben. Keine Partei hat sich dieser Prüfung entzogen. Es ist gescheitert, einmal, weil die in demselben über die Aufhebung der vier untersten Klassensteuerstufen hinausgehenden Vorschläge bald der einen, bald der anderen Partei nicht zweckmäßig und allen nicht gehörig durcharbeitet erschienen, sodann, weil keine Partei die mit der Zustimmung zu diesen großartigen Versprechungen verbundene Verantwortung übernehmen wollte, im Reiche eine Steuervermehrung von mindestens 188 Millionen herbeizuführen. Ist im nächsten Abgeordnetenhause eine für diesen Plan günstiger zusammengesetzte Majorität zu erwarten? Das Centrum wird voraussichtlich in ziemlich ungeschmälertem Bestande zurückkehren. Es behandelt den Kanzler in der Steuerreformfrage dilatorisch, und bis jetzt sind keine Anzeichen vorhanden, daß es sobald aus dieser Position heraustreten werde. Geschähe es dennoch, so darf mit Sicherheit angenommen werden, daß zum mindesten nicht die ganze Partei sich auf den Boden des Verwendungsgesetzes stellen würde. Die Conservativen aber, die Einzigen, welche diesem Gesetzentwurf immerhin eine scheinbare Sympathie entgegengetragen haben, können bei den Wahlen nur verlieren, nichts gewinnen.

Unter diesen Umständen ist die vom Reichskanzler am 12. Juni provocirte Entscheidung des demnächstigen Abgeordnetenhauses vorherzusehen. Wird wiederum ein Verwendungsgesetz mit denselben oder ähnlichen weittragenden Zielen und mit der Anweisung auf eine enorme Vermehrung der Reichseinnahmen aus unbekannten Quellen vorgelegt, so wird die Antwort dieselbe sein wie bisher. Was aber dann?

Der Führer der Nationalliberalen hat in seiner eindrucksvollen Rede vom 15. Juni ein Programm skizzirt, für welches eine Majorität im Abgeordnetenhause unter Umständen zu finden wäre. Es lautet einfach: Aufhebung der vier untersten Stufen der Klassensteuer, Reform des directen Steuersystems in sich, im Uebrigen Zurückstellung aller weitergreifenden, die öffentliche Meinung unaufhörlich beunruhigenden Finanzpläne und Vereinigung der ganzen Kraft auf die Lösung der brennendsten socialpolitischen Aufgaben. Die Frage ist, wie sich die Regierung gegebenen Falls zu diesem Programm stellen würde. Einstweilen bemühen sich ihre Organe, dasselbe so scharf wie möglich abzuweisen und herabzusetzen. Das beweist indeß nichts für die Haltung, welche man an maßgebender Stelle nach den Wahlen, nach dem ablehnenden Votum des neuen Abgeordnetenhauses annehmen wird. Fürst Bismarck findet in dem Bennigsenschen Vorschlage in erster Linie wieder, was auch das letzte Verwendungsgesetz als das zunächst zu erstrebende Ziel bezeichnete, die Aufhebung der vier untersten Klassensteuerstufen. Werden Alle, die auf ein Einkommen bis zu 1200 Mark geschätzt sind, von der direkten Staatssteuer gänzlich befreit, so wird damit den wirklich berechtigten Klagen über den „Steuerdruck" und die „Noth der Executionen" im Wesentlichen Genüge geschehen sein. Fürst Bismarck findet ferner in dem Gedanken einer Reform der Klassen- und Einkommensteuer, in der Richtung einer stärkeren Heranziehung der Capitalrente, einer rationelleren Abstufung der Scala und eines zweckmäßigeren Einschätzungsverfahrens die Beschwerden berücksichtigt, die sich mit Recht gegen das „veraltete Institut" erheben lassen. Das mag von seinem Standpunkte aus wenig sein; aber es ist immerhin etwas, immerhin ein Schritt vorwärts, den der Staatsmann nicht verachten kann. Somit erscheint zum mindesten die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Kanzler in nicht zu langer Zeit einen finanzpolitischen Frieden oder wenigstens Waffenstillstand mit der Volksvertretung abschließt. Es wäre für Reich und Staat ein nicht hoch genug zu schätzender Gewinn. Endlich wieder würde unser öffentliches Leben einen normalen Gang annehmen, endlich würden die zur gesetzgeberischen Erledigung reifen Aufgaben der Socialpolitik die Lösung finden können, welche sie zum Heile der arbeitenden Klassen und zur Sicherung einer gesunden Gesellschaftsordnung längst hätten erhalten sollen.

Vorbedingung dieser Wendung aber wäre jedenfalls, daß in dem neuen Abgeordnetenhause nicht die extremen Parteien die Oberhand hätten, daß vor Allem eine starke liberale Mittelpartei zur nachdrücklichen Vertretung einer positiven Action im Bennigsenschen Sinne vorhanden wäre. Könne es anders, oder aber hielte

Digitized by Google

die Regierung unverbrüchlich an ihrem bisherigen Standpunkte fest, so würde unser Vaterland zunächst einer Zukunft voll trüber Möglichkeiten entgegengehen, von denen die Fortdauer der traurigen Stagnation, wie sie seit den letzten Jahren eingetreten, noch die günstigste wäre.

Literatur und Kunst.

Joachim Raff.

Von Max Goldstein.

Im Weimarer Gefolge von Franz Liszt tauchte ums Jahr 1850 ein junger Musiker auf, welchem die Gemeinde der neudeutschen Zukunftsstürmer das Vermögen und die Neigung zutraute, eines ihrer streitbarsten Mitglieder zu werden. Ueber sein Vermögen hatte sie sich nicht getäuscht, wohl aber über seine Neigung. Wie sich's bald zeigte, wurde Raff von der sehr bestimmten Neigung erfüllt, sich selber eine hervorragende Stellung in der Musikwelt zu begründen. Zwar war er bis zu seinem Eintritt in den von Liszt so feurig geleiteten Hofstaat Wagners über die Neigung nicht hinausgekommen. Seine Compositionen, etwa 30 an der Zahl, darunter die Oper „König Alfred", enthielten untrügliche Zeichen eines außergewöhnlichen Talentes; aber sie zeigten keine Physiognomie. Ihr Autor hatte noch keinen Standpunkt gewonnen. Wie hätte er einen solchen auch erreichen sollen? Von seinem ganz mittellosen Vater zu philologischen Studien angehalten, dann früh vor die Nothwendigkeit gestellt, dieselben abzubrechen und als Schullehrer Brod zu erwerben, endlich fest entschlossen, die musikalische Laufbahn, für welche er durch gute Kenntnisse vorbereitet war, gegen des Vaters Willen zu betreten: mußte er wohl Anfangs Alles daran setzen, zunächst im materiellen Sinne den Weg zum Herzen Deutschlands zu finden. Von der Schweiz aus, woher man die Musiker gewöhnlich nicht erwartet, war dies keineswegs leicht. Trotzdem Mendelssohn Raffs erste Klavierstücke (1843) erfolgreich bei Breitkopf & Härtel empfahl, trotzdem Liszt, welcher den Ruhmes-Candidaten auf einer Concertreise durch die Schweiz in Basel kennen lernte, sich seiner annahm, trotzdem Bülow eine Composition von ihm in Stuttgart öffentlich vortrug, mochte der Weg sich ihm nicht ebnen. Manch apartes Mißgeschick recht herber Art vergrößerte die Noth. Mendelssohn starb, kurz nachdem er eingewilligt, Raff als seinen Schüler in Leipzig zu empfangen. Ein Wiener Verleger starb, kurz nachdem er von Liszt bewogen worden war, dem jungen Künstler in Wien Beschäftigung anzuweisen, damit dieser dort seine Studien vollende. Die ersten sieben Jahre seiner Musiker-Laufbahn, von 1843 bis 1850, ließen Raff also keine Muße, mit Regelmäßigkeit zu streben. Solches ermöglichte ihm erst der Entschluß Liszts, ihn nach Weimar zu berufen, wenn ihm auch die Sorgen ums Dasein hiermit noch lange nicht abgenommen waren. Verlassen haben sie ihn bis ans Ende nur selten.

In Weimar nun gewann Raff seinen Standpunkt, und zwar, wie oben angedeutet, nicht durch eine stetige Begleitung der Wagnerianer, sondern durch eine sicher fortschreitende Auseinandersetzung mit ihnen. Raffs Werden ist eines der fesselndsten Momente in der neuesten Musikgeschichte. Mit Bestrebungen erfüllt, so hoch wie die Berge seiner schweizerischen Heimat, und von einer Inspiration bedrängt, so eng wie ihre Thäler, wäre Raff ein Gaukler geworden, hätte sich sein Verstand damals von seinen Bestrebungen über seine Gaben und Kenntnisse täuschen lassen. Sein scharfer, kernig geschulter Verstand hieß ihn zunächst kämpfen: mit den Anderen für seine Ueberzeugung, mit sich selber um den Erwerb kunsttechnischer Meisterlichkeit, durch welche er seine karge Inspiration aufs Kräftigste stützen mußte, wollte er seine Bestrebungen dereinst in Werke wandeln. Seine Bestrebungen aber zielten sofort auf die Symphonie, und zwar gewiß nicht wegen des geringen Erfolges, den seine Oper „König Alfred" in Weimar hatte, wie das leider oft unmaßgebliche Riemann'sche Musiklexicon vermuthet, sondern weil Raff die Fortentwickelung der symphonischen Kunst gegenüber der heftig kundgegebenen Leugnung der fanatischen Wagnerianer als berechtigt und nothwendig erkannt hatte. Diese Erkenntniß stand mit dem Geschicke seiner Oper in gar keinem nachweisbaren Zusammenhange. Man erwäge nur, daß Raff seinen Standpunkt in der „Neuen Zeitschrift für Musik" präcisirt hatte, noch ehe er Bestimmtes über die Zukunft von „König Alfred" wissen konnte, nämlich im Februar 1853. Damals schon hatte Raff sich seinen Weg als Symphoniker, wie er ihn wirklich zurücklegte — zwischen Schumann und Berlioz nämlich — vorgezeichnet. Und daß er sich ohne Umschweife zum Debüt auf dem Felde seiner Sehnsucht rüstete, scheint mir dargethan durch den Umstand, daß er sich vorerst nicht mit einem neuen Versuche für die Bühne befaßte — wozu ihn doch seine eherne Ausdauer befähigt haben würde, wozu ihn ferner das Princip der Wagnerianer im Allgemeinen und das Wohlwollen ihrer Stimmführer im Speciellen hätte ermuthigen können — sondern mit der Composition von Kammermusik. Nachdem die 1852 erschienenen Klavierstücke „Frühlingsboten" von sich reden gemacht, kam 1855 das erste Streichquartett heraus, 1857 die erste Sonate für Violine und Clavier, bald darauf die zweite u. s. w. Vergleicht man irgend eine dieser Compositionen, z. B. das vortreffliche Streichquartett, oder auch die 1858 entstandene gute Ouvertüre zu Genasts Drama „Bernhard von Weimar" mit der ersten Symphonie („An das Vaterland", sie siegte 1863 in einer Concurrenz des Wiener Musikvereins), so wird man nicht ohne Staunen wahrnehmen, welch eine reiche und feine Kunst des Satzes das letztere Werk hoch über jene hebt, wie über Alles, was Raff bis dahin geschaffen hatte. Schon die kanonische Behandlung des ersten Themas wird die Richter eingenommen haben. Und von der eigentlichen Virtuosität Raffs, durch üppiges Orchestercolorit zu blenden, waren schon verheißungsvolle Proben vorhanden. Hier lag allerdings ein lange und sorgsam vorbereitetes Meisterstück zu Tage. Die Zeit dieser Vorbereitung ist im Ganzen wohl als die Epoche des künstlerischen Adels in Raffs Leben zu rühmen. Und sie bildet in seiner Laufbahn den einzigen Punkt, welcher eine Aehnlichkeit mit derjenigen von Brahms aufweist; auch dieser war über vierzig Jahre alt, als er, bis an die Zähne gewaffnet, mit seiner ersten Symphonie hervortreten zu dürfen glaubte. Größere praktische Erfolge hat Raff nachher wohl errungen; einen gleichen Erfolg der Gesinnung nicht.

Die künstlerische Gesinnung ist es auch, die uns in jener Präcisirung seines Standpunktes in der „Neuen Zeitschrift für Musik" neben der Schärfe des Verstandes zunächst wohlthuend auffällt. Nicht unabhängig von Liszt und den anderen Vormündern Brendels, welcher das bekanntlich von Schumann gegründete Blatt redigirte und in der ersten Nummer desselben Jahrganges prahlerisch ausrief, er habe die Redensart vom „überwundenen Standpunkte" den Klassikern gegenüber zuerst in die musikalische Discussion eingeführt — nicht unabhängig also von diesen Mächtigen, scheute sich Raff doch nicht, ihnen offen etwa dieses zu sagen: „Wagners Forderungen bezüglich eines neuen Stils der Oper erkenne ich an. Aber euer Vorgeben, daß die Musik nach Beethovens neunter Symphonie als Sonderkunst nicht mehr entwickelungsfähig sei, daß sie vielmehr nur noch im Dienste des Bühnenkunstwerks gedeihlich weitergefördert werden können, halte ich für Aberwitz und vor Allem für unwagnerisch. Diese Idee ist reactionär, wie das Gebahren der vertrocknetsten Formelanbeter; denn im Grunde will sie die Musik auf jene niedrige Stufe zurückdrängen, welche ihr im griechischen Drama angewiesen war." Noch entschiedener gegen den Geist der Wagnerianer spricht derjenige Theil des Aufsatzes, welcher Raffs positive Ansichten über die Zukunft der Symphonie darlegt. Die Wagnerianer dachten, wenn überhaupt, nur an die Möglichkeit einer Symphonie, welche poetisirend noch über Berlioz' haltloseste Phantasien hinausgehe; Liszt hat ihnen dann ja eine

Digitized by Google

solche Gattung von Instrumentalmusik mit seinen „symphonischen Dichtungen" auch gegeben. Raff aber will nicht nur nicht über Berlioz hinaus, sondern nicht einmal bis zu ihm hinan; vielmehr will er zwischen ihm und Schumann den größtmöglichen Orchestrirungsreichthum und die größtmögliche Freiheit der Bewegung anstreben, allerdings immer noch ohne Verzichtleistung auf Berlioz' Ideal, durch die Symphonie eine geradezu concrete Darstellung von bestimmten Gefühlen oder poetischen Vorwürfen zu erzielen. Dieser einzige irrige Punkt in der denkwürdigen Erörterung Raffs wirkte vermuthlich vorläufig versöhnend auf die Patrone der Brendel'schen Zeitung. Für die Dauer freilich wäre der Riß nicht zu verdecken gewesen, und Raff hätte Weimar gewiß auch ohne die besondere Veranlassung zu meiden gehabt, daß er 1856 seiner Braut, der Schauspielerin Genast, nach Wiesbaden folgte. Denn die Klärung seiner Gedanken schritt unaufhaltsam vorwärts; zweifellos muß ihn auch das 1854 erschienene Buch Hanslicks „Vom Musikalisch-Schönen" heilsam angeregt haben.

In die Wiesbadener Zeit (von 1856—1878; 1859 verheirathete sich Raff) fällt Raffs fruchtbarste Epoche. Die Weimarer Anregungen werden mit Bedacht, dann freilich mit Eile und endlich mit einer gewissen Raserei verarbeitet. Es entstehen über 100 Werke, darunter neun von seinen zehn Symphonien. Die erste, 1863, ist erwähnt worden; die zweite in C-dur, kurz darauf, hatte wenig Erfolg. Die dritte, 1869, „Im Walde", trägt Raffs Namen über die civilisirte Erde; sie ist sein bestes und schönstes Werk; die vierte in G-moll, 1871, findet allgemeinen Beifall, die fünfte, 1872, „Lenore" (Vorwurf: Bürgers Gedicht) ebenfalls. Der Erfolg dieser Symphonie, deren Programm schon einen beträchtlichen Schritt in das Gebiet Berlioz'scher Complicirtheit macht, verleitet ihn, seinen Grundsätzen noch einmal durch ein riskirtes Programm untreu zu werden: er schreibt 1876 seine sechste Symphonie des Titels „Gelebt, gestrebt, gelitten, gestritten, gestorben, umworben". Das Werk ist schwach, mißfällt, und Raff kehrt 1877 mit der Alpen-Symphonie zur Schlichtheit seiner ersten Vorwürfe zurück. Dann faßt er einen Plan, welcher eine scharfe Wendung in seinem Schaffen bezeichnet; er geht an die Composition von vier Symphonien auf die vier Jahreszeiten; 1878 erscheint die „Zur Frühlingszeit", 1880 die „Zur Sommerszeit", 1881 die „Zur Herbstzeit"; alle drei von mäßigem Werthe; die Skizze „Zur Winterszeit" liegt im Nachlasse.

Der Vergleich liegt nahe: wie Raff 1853 wußte, wohin er sich nach zehn Jahren als Symphoniker stellen werde, so glaubte er später eines Tages bestimmen zu dürfen, welche Symphonien er im nächsten Decennium etwa schreiben wolle. Aus dem Vergleiche hinkt aber ein betrübender Unterschied heraus: was bei dem jungen strebenden Musiker Urtheil war, hatte sich bei dem gewiegten Componisten zum Vorurtheil ausgebildet. Je reifer nämlich Raffs Geist wurde, desto ausschließlichere Herrschaft errang die Gedankenarbeit über Raffs Schaffen. Und es kam eine Zeit, da Raff die Nothwendigkeit, daß jedes künstlerische Schaffen auch vom Drange des Herzens beeinflußt werden müsse, ziemlich entschieden leugnete. Im Frühjahre 1880 sagte er mir nach einer fesselnden Auseinandersetzung über Beethovens neunte Symphonie — einem Vortrage, welcher, so lange nicht von der Qualität der Beethoven'schen Themata die Rede war, ganz aus dem „Musikalisch-Schönen" abstrahirt schien —: „Mit reichlichem Geschicke und bei reiflicher Ueberlegung kann man Alles componiren; die Gedankenarbeit ist eben für Alles hinlänglich tauglich." Ich warf etwas über die Qualität des thematischen Materials dazwischen. „Einredung, Irrthum," erwiederte Raff; „gewiß muß ein Thema gut sein; aber man kann auch das schaffen. Ich gehe jetzt überzeugt an jede Gattung; so habe ich eben ein Stück für Orchester, Chor und Klavier geschrieben; sein Titel heißt „Die Jahreszeiten" und „Concertante" nenne ich die Gattung; der Beethoven'sche Versuch (Chorphantasie Op. 80) mußte vervollkommnet werden; dies wird nicht zu leugnen sein!" Nun ist die „Concertante" aber ein durchaus schwaches Werk und vielleicht das schwächste unter den vielen ausgeklügelten Stücken Raffs geworden .... Einen seiner Jugendfreunde, einen Musiker von Rasse, jagte Raff 1876 geradezu in die Flucht durch die Behauptung, ein Satz, wie der erste in Beethovens achter Symphonie, könne heute von Jedem geschrieben werden .... Eines Tages wurden Raff Cherubini'sche Kanons, sehr eigenartige Stücke, zur Einführung im Hoch'schen Conservatorium empfohlen. Raff liest die Musik und sagt nach kurzem Bedenken zu einem jungen Lehrer der Anstalt: „Sehen sie einmal hierher; das können wir ebenso gut ....."

Es zeigte sich, daß Raffs unvergleichliche technische Fertigkeit endlich auch seinen eigenen kritischen Verstand, der ihn beim Beginne seiner Thätigkeit so sorglich geschützt hatte, zu betrügen vermochte. Wirklich war ihm selbst das Erfinden der Melodie zuletzt ein technisches Machen geworden, woher sich's erklärt, daß Raff, von Hause aus durchaus nicht reich an Melodie, im Hervorbringen derselben unerschöpflich schien. Man prüfe aber immer ein Dutzend seiner Weisen, um zu finden, daß elf davon kein Mark besitzen und so zu sagen die Naht nicht halten. Selbst in den Symphonien — ausgenommen die herrliche Waldsymphonie, die in G-moll und Theile der Lenorensymphonie — wird das thematische Material leichtlich als dünn erkannt, wenn es von der überaus feinen Führung des Satzes und von der oft entzückenden tonmalerischen Orchestrirung abgezogen wird. Besonders charakteristisch ist, daß Raffs Andanteweisen bei aller Lieblichkeit, bei aller Süße sehr selten tief ergreifen, und daß seine Scherzo- sowie seine Final-Themen oft ins Triviale fallen. Am gehaltvollsten ist gewöhnlich der Vordersatz.

Großen Gewinn wird die Aesthetik aus der Betrachtung der Raff'schen Symphonien ziehen können. Sie vermehren die geringe Zahl solcher Orchesterwerke, welche bündige Aufschlüsse geben über die Frage, an welche Naturerscheinungen oder Naturlaute durch analoge musikalische Rhythmen oder Klänge vorsätzlich und erfolgreich erinnert werden kann. Raff hat sich zumeist an gewisse musikfreundliche Erscheinungen und Laute in Flur und Wald, Berg und Thal gehalten. Er ist, man gestatte die Bezeichnung, einer unserer verläßlichsten musikalischen Landschafter geworden, was nach Beethovens „Pastoralsymphonie" nicht gerade leicht gewesen sein kann.

Im Ganzen sind von Raff etwa 250 Werke*) gedruckt worden. Alle Compositionsgattungen sind vertreten. Von einer irgendwie zuverlässigen kritischen Sichtung kann natürlich jetzt noch keine Rede sein, zumal diese massenhafte Thätigkeit eine große Ungleichheit des Schaffens verursachen mußte. Das Niedrigste dicht neben dem Höchsten! Die Betriebsamkeit von Raffs Feder hatte jahrelang etwas Unheimliches. Und Männer von künstlerischer virtus haben oft nicht gewußt, wie ihm der Vorwurf der Vielschreiberei zu ersparen!

Es ist freilich wahr: gleich manchem anderen berühmten Componisten hat auch Raff nicht selten ums Geld arbeiten müssen; viele Nichtigkeiten werden so entstanden sein. Bis zu seiner Uebersiedelung nach Frankfurt a. M., wo er 1878 die Leitung des Hoch'schen Conservatoriums übernahm, ging es zuweilen recht knapp her in seinen Finanzen, obwohl er zurückgezogen lebte und obwohl er ein gesuchter und vornehm bezahlter Lehrer war. Aber es wäre ein Mitleid unwürdig der Bedeutung dieses Künstlers, die große Zahl seiner Werke leichthin nur aus seinen Finanzverhältnissen erklären zu wollen. Mit voller Aufrichtigkeit schrieb Raff so viel, weil er sich so viel zutraute. Weniger componiren zu sollen, wäre ihm eine Strafe gewesen. So aufrichtig, wie er gewisse wortreiche Schwärmereien über den „Gefühlsinhalt" der Beethoven'schen Symphonien verlachte, so aufrichtig hat er sich des Oefteren über die nach seiner Ueberzeugung unantastbare Angemessenheit seiner raschen Schreibweise

*) 212 numerirte und etliche ohne Nummern. In dem Verzeichniß, welches Groves „Dictionary of music" gibt, fehlen zwei Opusnummern, 209 und 210. Sei Herr Grove darauf aufmerksam gemacht, daß 209 die Concertante „Die Jahreszeiten" ist, Leipzig 1880, Breitkopf und Härtel, und daß 210 eine Suite in A für Violine und Klavier ist, Leipzig 1880, Siegel.

Digitized by Google

ausgesprochen. Dabei pflegte er zuweilen, leider nur halb im Scherze, auf Mozart als auf sein Vorbild im raschen Arbeiten hinzuweisen. Seine Liebe zu Mozart war in den letzten Jahren eine sehr innige geworden. Hübsch ist die folgende Aeußerung Raffs bezüglich dieses Punktes, die Herr Gustav Erlanger in der „Frankfurter Zeitung" erzählt: „In den Jahren des jugendlichen Uebermuthes sagte ich Ich; später sagte ich Ich und Mozart; noch später Mozart und Ich; jetzt sage ich nur noch Mozart."

Der Weimarer Standpunkt aus dem Anfange der fünfziger Jahre war für Raff zuletzt ganz im Brendel'schen Sinne ein überwundener. Mehr als die Anschauungen der Wagnerianer waren ihm ihre Gehässigkeiten und Hetzereien in der Presse und sonst zuwider. Was Wagner selbst anlangt, so hat Raff den Standpunkt, welchen er in seiner Broschüre „Zur Wagnerfrage" einnahm (1854), niemals aufgegeben; mit dem „Ring des Nibelungen" aber vermochte er sich nicht zu befreunden. Daß Wagner bei einer consequenten Verfolgung seiner Theorien in eine Sackgasse wie in die Nibelungenbahn gedrängt werden müsse, hat Raff übrigens in dem oben citirten Aufsatze vom Jahre 1853 mit ruhiger Sicherheit vorhergesagt. O ja, sein Kunstverstand, licht wie der Tag, drang Kunstfragen und Kunstwerken mitten ins Innere. Vielleicht würde er ihm selber besser genützt haben, hätte er nicht aufgehört, ihn der Oeffentlichkeit zu Nutze zu geben; denn im Lehren lernt man. Aber es war ihm nicht mehr auszureden, daß die Kunstschriftstellerei Niemand bessere, Niemand nütze und dem Schriftsteller allemal schade. Im Herbst 1880 versuchte ich trotzdem, ihn zu bewegen, sich über eine gewisse Kunstfrage öffentlich auszusprechen, noch einmal mit der Freiheit, wie er es in den fünfziger Jahren gethan. Ich erhielt folgende Antwort:

„Ihre freundlichen Zeilen habe ich aufmerksam durchgelesen und Sie mir lebhaft wieder zu Seiten sitzend oder gehend gedacht, so daß Sie mir in erfreulicher Weise gegenwärtig waren. Aber ..... es muß dabei bleiben. Vorläufig nichts mehr von „über" Musik, sondern blos Musik. Erzürnen Sie sich nicht darüber! Sie wissen ja doch, warum es so sein muß! ..."

Zum letzten Male sah ich Raff in Frankfurt am 6. Mai dieses Jahres. Eine längere Krankheit, von der er vor kurzem genesen war, hatte aus dem starken Manne eine eingefallene Erscheinung gemacht. Aber rührig schritt er zur Stätte seiner geliebten Wirksamkeit, in das Conservatorium (welches an ihm allerdings eine vorläufig kaum zu ersetzende Autorität verloren hat), und heiter plauderte er von seinen Compositionsplänen. „Zur Winterszeit" sollte im Sommer fertig werden ...

Giosuè Carducci.

Von Carl von Thaler.

(Schluß.)

Carducci ist in erster Linie politischer Dichter. Schon in seinen frühesten Dichtungen, die im Jahre 1858 erschienen, brach überall der Parteimann durch, und neben der lyrischen Flöte erklang laut und gellend die republikanische Tuba. In den „Neuen Gedichten" (1873, 2. Auflage 1875), in denen der reife Mann die ganze Bedeutung seines Genies offenbart, nehmen die politischen Gesänge fast die Hälfte des Bandes ein. Meist sind es schonungslose Satiren, die sich theils gegen die Regierung Sellas und Minghettis, theils gegen die Monarchie überhaupt richten. Dem herben Tadel, den er seinen Mitbürgern ins Angesicht schleudert, liegt stets ein ehrlicher, feuriger Patriotismus zu Grunde; er züchtigt aus Liebe. Er möchte Italien groß und stolz und mächtig sehen; es greift ihm an das Herz, daß sein Vaterland fremder Hülfe bedurfte, um seine Einheit und Unabhängigkeit zu erlangen, und in edler Ungerechtigkeit klagt er den König und die Minister, die Heerführer und Soldaten darum an. Zum 2. Juli 1871 — dem Tage, an welchem die Regierung des Königreichs endgültig nach Rom verlegt ward — dichtete er ein bitteres Spottlied, in welchem er die alten Römer vor den neuen Eindringlingen davonlaufen läßt. Camillus sagt: „Machen wir denen Platz, die ein Jahr zu spät kommen." Marius ruft: „Heil den Besiegten von Custozza!" Duilius meint: „Drei Holzflöße und der Römermuth genügten einst; jetzt gehe ich, denn es braucht zu viel Talent, um Persano zu sein." Virginius beklagt sich: „Ich habe keine anderweitigen Töchter, um sie den Appiern zu geben, und mein alter Dolch taugt nicht einmal zum Pfropfenzieher." So fliehen alle die Helden des Alterthums, selbst Marc Aurel reitet auf seinem Bronzepferde davon, nur Pasquino bleibt und brüllt: „Es lebe Italien!"

Noch herber ist ein anderes Gedicht: „Gesang Italiens, welches auf das Capitol steigt". Da schleicht Italia bei Nacht und Nebel hinauf und bittet die Gänse, keinen Lärm zu machen, damit Antonelli nichts höre. „Gestern," sagt sie, „trug ich den Zuaven den Torniſter und klatschte den Turcos Beifall, heute tragen meine großen Kinder Ulanenuniform. Ob vor dem Käppi oder der Pickelhaube — immer lieg' ich auf den Knien, und schüttle den Schmutz meiner Erniedrigung nur ab, um in eine andere zu fallen. . . . . So wälz' ich mich von Jahr zu Jahr, vom linken Centrum auf das rechte, bis endlich einmal Sella am Ende des Monats Kassensturz macht und einem nach Alterthümern lüsternen englischen Lord meinen erhabenen Leichnam verkauft."

Man sieht schon aus diesen Proben, daß Carduccis Republikanismus einseitig ist. Er gehört zu jenen etwas wunderlichen Schwärmern, die alles Heil von der Form des Staates erwarten. Daher ist er für die französische Republik begeistert und feiert die Männer der ersten französischen Revolution in pathetischen Versen, die nicht zu seinen glänzenden gehören. Das liegt wohl an den Helden, die er verherrlicht. Robespierre, Saint-Just und vollends Marat sind für die Poesie sehr ungeeignete Gestalten und an Herrn Gambetta vermag man bei dem besten Willen keine poetische Seite zu entdecken, so daß selbst Carducci darauf verzichtete, ihn zu besingen, und nur im Allgemeinen der dritten französischen Republik zu Ehren in die Saiten greift. Wenn er im Vorübergehen Napoleon III. mit gewaltigen Flüchen bedenkt, so stört das den deutschen Leser sehr wenig. Die auffallende Vorliebe für Frankreich, die Carduccis Muse früher zeigte, dürfte sich jetzt stark abgekühlt haben, und die Ansichten des Poeten haben sich in dieser Beziehung wohl ebenso verändert wie die seiner Landsleute überhaupt. Die Feier der sicilianischen Vesper, die am 31. März in Palermo begangen ward, hat einen tiefen Blick in die italienische Volksseele eröffnet. Auf ihrem Grunde schlummert seitdem der Haß gegen Frankreich, und wenn man jetzt Carducci fragte, ob er den Umschwung der öffentlichen Meinung Italiens theile, so würde er wahrscheinlich mit Freiligrath antworten: „Es soll der Dichter mit dem Volke gehen."

Sobald Carducci auf heimischem Boden steht, wächst er gewaltig empor. An die Stelle der Rhetorik, die ihm bei jeder Gastrolle als Weltbürger zur Unzeit soufflirt, tritt die echte Empfindung, der wahre Ton des Herzens. Die Krone aller seiner politischen Gedichte ist das Mentanalied. Um eine, dem Original vollkommene ebenbürtige Uebersetzung zu liefern, müßte man selbst ein großer Dichter sein, aber ich hoffe, daß meine Uebertragung wenigstens einen Begriff von der Kraft und Schönheit des Urtextes zu geben vermag, und in dieser Hoffnung schalte ich sie hier ein.

In jedem Jahr, wenn flüchtig weilt
Die trauervolle Stunde,
Da uns die Niederlage ereilt
Auf Mentanas Höhenrunde —
Da birst der Grund in Berg und Thal,
Und stolz und eng geschlossen
Stehn auf den Gräbern ohne Zahl
Die todten Kampfgenossen.

Digitized by Google

Nicht grause Gespenster sind es, nein;
Die hohen, schönen Gestalten
Umweht ein milder Dämmerschein
Mit rosigen Schleierfalten.
Der jungfräulichsten Sterne Licht
Blickt durch die wunden Glieder,
Leicht schweben auf ihr Angesicht
Des Himmels Wolken nieder.
„Nun, da der Mutter Thräne thaut,
Der schlaflosen, betrübten,
Nun, da die Braut in Träumen schaut
Das Bild des todten Geliebten, —
Nun steigen wir auf mit zerschossener Brust
Aus Grabesnacht und Grauen,
Noch einmal dich, o Heimatluft,
Zu grüßen und zu schauen.
Wie einst der Ritter auf rauhen Pfad
Den Seidenmantel breitet',
Wenn seiner Dame Fuß genaht,
Daß sicher und sanft sie schreitet, —
So warfen wir das Leben hin,
Als wir um dich geworben,
Und doch vergißt dein leichter Sinn
Uns, die für dich gestorben!
Italien! für Andre gibt
Dein Lächeln süßen Schimmer . . .
Doch was sie im Leben zumeist geliebt,
Vergessen die Todten nimmer;
Roms Rächer und Retter sind wir allein
Und uns gehört's vor Allen:
Zum Capitol laßt uns're Reih'n,
Laßt zum Triumph uns wallen!"
Die todte Schaar zieht ihren Pfad
Gleich einer dunklen Wolke
Und Knirschen hört man, wo sie naht,
Im italienischen Volke.
Der letzte gold'ne Abendstrahl
Erstirbt in fahlen Tönen,
Und überm hohen Quirinal
Rollt dumpfes Donnerdröhnen.
Die Gauner aber, die nach der Stadt
Der Gracchen im Verein heut'
Geschleppt die Wänste, feist und satt,
Und ihre erhab'ne Gemeinheit,
Sie sagen: „Wird das Wetter schlecht,
So hören wir auf zu stehlen;
Dann komme die Sündflut, uns ist's recht,
Uns wird dabei nichts fehlen.

Die letzte Strophe möchte wohl Jeder gern aus diesem Gedichte hinwegwünschen. Sie wirkt wie ein erkältender Wasserguß und wirft den Leser aus der Stimmung. Sie ist eines der ärgsten Beispiele für den Heine'schen Zug in Carducci, dessen ich früher gedachte, und sie klingt im Originale noch derber als in meiner Uebersetzung. Da Carducci eine große, fast übertriebene Verehrung für Heine hegt, so möchte die Vermuthung nicht ungerecht sein, daß er an solchen Stellen, wo er plötzlich wie ein eigensinniger Componist unvermittelt in der Tonart umschlägt, wo er den hohen Flug der Poesie plötzlich unterbricht, um sich in die Niederungen des Tagesstreites herabzulassen, Heine nachahmt. Seine Welt- und Kunstanschauung hat sonst wenig mit der des deutschen Dichters gemein. Heine steckte mit beiden Füßen in dem weichen Boden der Romantik; er sagte von sich selbst:

„Meiner Jugend schönsten Jahre,
Die verbracht' ich im Kyffhäuser,
Venusberg und andern dunkeln
Katakomben der Romantik."

Carducci dagegen ist ein erbitterter Gegner der Romantik, ein Klassicist, ein echter alter Heide Goethe'scher Observanz. Zu seinen schönsten und gedankenreichsten Gedichten gehören die „Hellenischen Frühlinge", in denen der Hauch des griechischen Geistes weht. In einem derselben ruft er der Geliebten zu, er möchte die blonden Dryaden auf den grünen Hügeln und die alten Götter Homers erwecken, damit sie ihre Schönheit bewunderten, und dann folgen drei prächtige Strophen, die man herausgreifen und als selbstständiges kleines Gedicht übersetzen kann. Ich möchte ihm die Ueberschrift geben: „Den verbannten Göttern."

Den andern Göttern fiel das Todesloos,
Doch deinen, Hellas, nicht. Sie schlummern hehr
In Baum und Blume, Strom und Bergesschoß,
Im ew'gen Meer.
Die Schönheitsblume ihrer nackten Glieder
Ist vor dem Kreuz zu Marmor längst erstarrt;
Ihr Leben künden nur des Sängers Lieder
Der Gegenwart.
Und ruft ein holdes Weib um ihren Segen,
Ein Dichterherz, träumend vom Liebesschwur,
Leuchten sie lächelnd uns aus dir entgegen,
Heil'ge Natur!

Man braucht nur Heines „Götter Griechenlands" in dem Cyclus: Die Nordsee, besonders die Stelle: „Ich hab' euch nie geliebt, ihr Götter" mit diesen Strophen zu vergleichen, um den großen Unterschied in der Auffassung beider Dichter zu empfinden. Es begegnet Carducci ein- und das andere Mal, daß er einen Gedanken von Heine entlehnt. So in dem Gedicht „Versailles", wo er den Apostel des Guillotine-Evangeliums und den Weisen von Königsberg nebeneinanderstellt.

„Es kam der Tag, an dem zwei Männer schöpften,
Verschied'nen Glaubens, einsam, unbekannt,
Im Drang nach Wahrheit Kräfte, und es köpften
Den König Robespierre, die Gottheit Kant."

Da hat der stolze Italiener bei Heine geborgt. Das thut ab und zu wohl auch ein echter Prinz aus Genieland, und Carducci ertappt man so selten auf der Uebertretung, eine Lesefrucht für eigenes Gewächs auszugeben, daß man sie ihm nicht strenge vorrücken darf. Er entschädigt dafür durch seine Originalität in tausend anderen Dingen. Heine und die Romantik überhaupt steht Carducci schroff gegenüber in Bezug auf den Mond. Dies Lieblingsgestirn der Romantiker kann er nicht leiden, er verfolgt es förmlich mit seiner Feindschaft. Er schwärmt für das helle kräftige Licht der Sonne und haßt den bleichen Glanz des Mondes. Die Sonne ist bekanntlich im Italienischen männlichen, der Mond weiblichen Geschlechtes, gerade wie es im älteren Deutsch auch gewesen. Die Italiener sagen il sole und la luna, wie unsere Ahnen „der sunnen" und „diu mânin" sagten. So konnte Carducci den Mond apostrophiren mit den wenig schmeichelhaften Worten: Ich hasse dein blödes, rundes Gesicht und deinen gestärkten Rock, du lüsterne, unfruchtbare Nonne, du himmlische Heuchlerin. („Celeste paölotta" — ein bekanntes Schimpfwort für die Ultramontanen in Italien.)

Carducci hat auch den Satan besungen, und ich habe nicht wenig darüber gelacht, als ich vor einigen Wochen in einer deutschen Monatschrift eine Stelle aus seiner Hymne an den Satan als Beweis für die schreckliche Irreligiösität und Unsittlichkeit Italiens citirt las. Carduccis Absicht bei diesem Gedichte, das in Italien eine schier endlose Polemik hervorrief, ergibt sich aus den ersten Zeilen. Satan ist ihm die Verkörperung der Schönheit, der Natur, des freien Menschengeistes, der ewige Rebell gegen alle unnatürlichen Satzungen; er sieht ihn in jedem feurigen Auge, in der Traube, in den Meisterwerken der Dichtung und der Kunst, in Allem, was das Leben verschönt. Wenn der Mönch in seiner Zelle einsam über dem Livius sitzt, da zeigt ihm Satan das Volk, das jubelnd nach dem Capitole strömt, und unter der Kutte beginnt das italienische Herz zu schlagen, daß der Mönch aus dem Kloster hinausstürmt,

Digitized by Google

um wie Luther ein Bürger zu werden. Von Unsittlichkeit ist in dieser Hymne auch nicht der leiseste Schatten zu spüren, sie ist ein Hochgesang des freien Menschen, etwas bizarr erdacht und nicht für die Frommen gedichtet, aber von hohen und edeln Anschauungen erfüllt.

Bisher habe ich mit keinem Worte von Carduccis Liebesgedichten gesprochen. Wir können uns einen hervorragenden Dichter ohne Leidenschaften für Frauen nicht recht denken, und wir sind gewohnt, in der Liebe, mag sie glücklich oder unglücklich sein, den stärksten und mächtigsten Hebel der Lyrik zu suchen. Carducci macht aber, so empfänglich er stets für Frauenschönheit gewesen, eine Ausnahme. Während reichlich drei Viertheile sämmtlicher Gedichte Heines von Liebe singen und alle erdenklichen Stufen derselben behandeln, sind bei Carducci die Liebesgedichte beinahe zu zählen. Vielleicht rührt diese Enthaltsamkeit daher, daß er sehr früh geheirathet hat und in einem Alter, in welchem manche Männer erst daran denken, eine Braut heimzuführen, bereits Großvater geworden ist. Mit Liebesschmerz, mit Klagen um verlorene oder verrathene Liebe befaßt er sich überhaupt nicht, dazu ist er eine viel zu gesunde, viel zu antik angelegte Natur. Wenn er an seine Jugendliebe zurückdenkt, so schlägt er wohl weiche, aber keine traurigen Töne an; die Erinnerung des Mannes weilt mit mildem Ernste in der glücklichen Jünglingszeit. In den Stunden poetischer Selbsteinkehr schweift Carduccis Blick voll Sehnsucht nach den toscanischen Maremmen, in denen seine Wiege stand. Es ist wahrlich kein besonders schöner und reizender Landstrich, diese wellige Küstenebene mit ihrem etwas sumpfigen Boden, dem fieberkranke Menschen mühsam ihre Nahrung abringen. Uralte Städte, die Zeugen einer großen Vergangenheit, sehen von den Bergen im Osten auf die Maremma herab. Sie gleichen Greisen, denen Haare und Zähne ausgefallen und die Beine schlottrig geworden sind. Zwischen dem Gebirge und der See dehnt sich die melancholische Fläche, die der Reisende aus dem Eisenbahncoupé mißmuthig betrachtet. Wir können Angesichts dieser Landschaft kaum begreifen, wie man sie preisen, wie man sich nach ihr sehnen mag. Aber die Liebe verklärt, und Carducci sieht die Maremma mit dem Auge der Liebe, wie ein guter Sohn die Mutter sieht. Er wünscht sich manchmal dort zu leben, wo er geboren worden, wo zum ersten Male ein süßes Gefühl in sein Herz zog. Dieser Stimmung entsprang das „Idillio maremmano“, das dem Gedächtniß seiner Jugendneigung gewidmet ist. Ich habe es nicht gewagt, die Terzinen des Originals in derselben Form wiederzugeben. Im Deutschen wird diese Versart bei unserer Armuth an Reimen leicht steif und der Uebersetzer geräth in die Lage eines Sonntagsreiters, der ein störriges Roß meistern soll. Um die einfache, schlichte Weise dieses Gedichtes zu verdollmetschen, schien mir der Blankvers am geeignetsten, und in diesem mögen die ersten Strophen hier stehen.

Im Strahl der Frühlingssonne, die mein Zimmer
Rosig erleuchtet, steigt dein Bild noch einmal
Vor meiner Seele auf, blonde Maria;
Und dieses Herz, das dich vergaß, es findet
Bei dir nach so viel schnöden Kämpfen Ruhe,
Du meiner ersten Liebe Morgenroth!
Wo bist du? Unvermählt wohl nicht
Und einsam bliebst du; nein, das Heimatdorf
Begrüßt dich froh als Gattin und als Mutter.
Denn deine runden Hüften und der Busen,
Der stürmisch wogende, gar reiche Freuden
Versprachen sie dem liebevollen Gatten.
Gewiß, du säugtest starke Knaben, die
Nach deinen Blicken haschend kühn sich jetzt
Auf eines wilden Pferdes Rücken schwingen.
Wie warst du schön, o Mädchen, wenn du aus
Dem wallenden Getreidefelde kamst
Mit deinem Strauß von Blumen in der Hand,
So stolz und lieblich, und das Auge aufschlugst,
Das unter dichten Brauen groß und tief,
Von ungezähmtem Feuer leuchtete!

Oh, hätte ich dich geheirathet, blonde Maria, fährt der Dichter fort, und folgte ich lieber durch Wald und Feld den Spuren des Büffels, als daß ich meine Kraft hinter dem Schreibtisch verzehre und mit boshaften Reimen die Memmen Italiens und Trissotin züchtige!

Unter den Liebesgedichten aus den Mannesjahren Carduccis ist das eben erwähnte fast das einzige, welches einer reinen, ungemischten Empfindung Ausdruck gibt. Die anderen sind nicht frei von Absichtlichkeiten und Gedankenspielereien, welche dem Leser die Vermuthung nahe legen, sie seien weniger der Ausdruck eines tiefen Gefühls als einer dichterischen Laune. Wenn der Dichter z. B. in der „Maggiolata“ sagt, er habe drei Schlangen in der Brust und eine Nachteule im Gehirn, so glaubt ihm das Niemand. Zum Adepten des Weltschmerzes taugt Carducci nicht, und wenn er manchmal die Maske des Melancholikers vornimmt, so blitzen seine lebensfrohen Augen durch dieselbe und strafen sie Lügen. In diesem Widerspruch bewegen sich manche seiner lyrischen Gedichte, und als Beispiel habe ich jenes übertragen, das den sonderbaren Titel führt: „Anacreontica Romantica“, der an ein Ballkleid mit Trauerbesatz erinnert. Hier folgt es in extenso:

Im schönen Mond der Wonne
Begrub ich Amor, kaum
Erglänzte die junge Sonne,
Am blühn'den Akazienbaum.
Das Requiem sangen die losen
Vögel des Himmels herab;
Es lag zwischen Lilien und Rosen
Des kleinen Gottes Grab.
Zwischen Rosen und Lilien lag es
Einer heißgeliebten Brust;
Roth blühten die Blumen des Hages
In blauer Himmelsluft.
Ein traurig Gedenken setzte
Ich dort zum Wächter ein, —
Dem Todten konnte die letzte
Ehre genügend sein.
Doch ach! es ward zur Wiege
Das Grab dem kleinen Vampyr,
Daß er allnächtlich fliege
Im Mondlicht her zur mir.
Er naht der brennenden Wange
Mit wehenden Flügelein,
Er schüttelt sie leise, lange
Und schläfert mälig mich ein.
Der müden Seele zeigt sich
Ein Bach, umschattet dicht,
Aus schwarzem Schleier neigt sich
Ein weißes Angesicht.
So hält er mich gebunden
In täuschender Traumesluft
Und schlägt mir flugs zwei Wunden
An der Schläfe und der Brust.
Draus saugt das rothe Blut mir
Amor und sinnberaubt
Fühl' ich des Lebens Fluth mir
Schwinden in Herz und Haupt.
Daß nicht mehr möge brechen
Den Bann der kleine Vampyr,
So muß den Segen sprechen
Ein Priester am Grabe mir.
Dann wird der Zauber sich lösen,
Der Todte zerfällt in Staub;
Die Hülle fehlt dem Bösen
Zu neuem Gestaltenraub.
Ich öffne die Grabesstätte
In deinem Busen, Weib,
Will schauen in seinem Bette
Des kleinen Todten Leib.

Digitized by Google

Ich will, daß rasch zerfließt er
In Asche und Moder fein!
Verachtung sei der Priester,
Geweihtes Wasser der Wein! —

Im Jahre 1877 veröffentlichte Carducci ein Büchlein, welches in den literarischen Kreisen Italiens eine förmliche Revolution hervorrief. Es enthielt eine Anzahl Dichtungen in antiken Versmaßen, die der Verfasser „Odi barbare" getauft hatte. Sie zeichnen sich durch tiefe Gedanken und prachtvolle Bilder aus, und ihr Inhalt fand sofort allgemeine und unbedingte Anerkennung. Aber über die Form entbrannte der Kampf um so heftiger. Nicht nur in Zeitschriften, in dicken Broschüren, die beinahe zu Büchern anwuchsen, stritt man darüber, ob es erlaubt sei, die italienische Sprache in dies antike Gewand zu kleiden, ob es nicht ihrem Geiste und ihrer Prosodie widerspreche, in alkäischem, sapphischem, asklepiadischem Maße einherzuschreiten. Es ist das eine Frage, die man am besten den Italienern zur Entscheidung überläßt. Ich wenigstens getraue mir kein Urtheil zu in einer Sache, in welcher nur das feinste Sprachgefühl als Richter walten kann. Das aber besitzen selbst für die Muttersprache nur wenige, eigens dafür begabte und gründlich gebildete Männer; in einer fremden Zunge vermag man es kaum zu erlangen. Alles, was ich mir als Deutscher zu sagen erlauben darf, ist Folgendes. Ich bin durchaus kein Verehrer des Kunststücks, antike Metra im Deutschen nachzuahmen, und Platens Oden haben mir, so vollendet sie sind, stets den Eindruck eines mit wunderbarer Geschicklichkeit ausgestopften fremden Vogels gemacht. Das Gefieder schillert in allen Farben, die Körperhaltung ist naturgetreu und voll Ebenmaß, aber der Vogel ist kalt und todt, und ich ziehe die lebendige Amsel vor, die auf dem grünenden Zweige singt. Dagegen meine ich, daß die italienische Sprache sich besser zur Wiedergabe antiker Versmaße eignet als die deutsche, die eine accentuirende bleiben wird, so lange sie klingt. Es lassen sich die Oden Carduccis im Ganzen gut scandiren, und sein kühner Versuch ist jedenfalls interessant und um so mehr der Anerkennung werth, als er dabei einige seiner herrlichsten Gedichte geschaffen und neuerdings bewiesen hat, daß er ein Meister der Form ist. Er ward auch durch den Widerspruch und Tadel, dem er begegnete, so wenig abgeschreckt, daß er soeben ein neues Bändchen „Odi barbare" drucken ließ.

In der literarischen Fehde, welche sich wegen der „Odi barbare" entspann, blieb Carducci selbst keineswegs im Hintertreffen. Im Gegentheil, er focht in der vordersten Reihe, denn die Polemik ist nächst der Poesie sein zweites Lebenselement. Wenn er nicht dichtet, so zankt er sich mit seinen Gegnern. Die Schuld liegt nicht an ihm, sondern an den merkwürdigen Zuständen in der italienischen Schriftstellerwelt. Auch anderwärts herrschen Neid und Eifersucht unter den Männern der Feder, und man kann es erleben, daß von zwei eng befreundeten Dichtern Einer den Andern hinter dem Rücken einen Stümper und Esel nennt. Aber derlei Aeußerungen fallen doch gewöhnlich nur im vertrauten Kreise, nicht in der Oeffentlichkeit. In Italien ist es anders. In diesem höflichen Lande, wo man fast nie einen Ausbruch der Rohheit am gemeinen Volke beobachtet, herrscht im Federkrieg eine förmliche Verwilderung der Sitten, und die Dichter Italiens sind bedauerlicher Weise seine gröbsten Bürger. Wie sehr sie in ihrer Wuth gegen einen Nebenbuhler allen Anstand bei Seite setzen, davon haben wir derben Deutschen kaum einen Begriff. Rapisardi z. B., der idealistische, schwärmerische Rapisardi, hat ein Sonett gegen Carducci geschleudert, das man in Gesellschaft anständiger Frauen auch nicht annähernd wiedergeben kann. So tief in die Gemeinheit ist Carducci selbst nie hinabgestiegen, und so grimmig er auch in Versen und in Prosa auf seine Gegner losschlägt, so bewahrt er, wenigstens im Vergleich mit ihnen, immer noch eine gewisse Vornehmheit. Alles, was er im höchsten Zorn, in Angriff und Abwehr geschrieben, dürfte man im feinsten Kreise vorlesen, ohne Anstoß zu erregen. Er schwingt manchmal eine massive Keule und schießt zuweilen einen vergifteten Pfeil ab, aber er setzt sich nie in eine Pfütze, um sich zu „soulagiren".

Daß Carducci mit polemischen Artikeln so viel Zeit und Kraft verbraucht, ist bedauerlich, aber es bleibt ihm nichts Anderes übrig, als sich zu wehren. Er wird viel angefeindet, und man gönnt es ihm nicht, daß er frühzeitig einen Lehrstuhl erhielt. Geboren am 27. Juli 1835 zu Val di Castello bei Pietrasanta in der Provinz Lucca, war er fast noch ein Jüngling, als ihn 1860 der damalige Unterrichtsminister Terenzio Mamiani, selbst ein hervorragender Schriftsteller, zum Professor in Bologna ernannte. Der junge Poet, der zwei Jahre früher mit seinen ersten Versuchen in die Oeffentlichkeit getreten war, rechtfertigte die Wahl des Ministers nicht nur durch den Dichterruhm, den er später erlangte, sondern auch durch wissenschaftliche Leistungen. Seine Ausgabe des Angelo Poliziano wird von Fachmännern als ein Meisterwerk gerühmt, und sein Buch über die lateinischen Dichtungen Ariostos ist eine treffliche Arbeit voll culturgeschichtlich bedeutsamen Materials. Auch seine kleinen kritischen Aufsätze zeichnen sich, wie durch unerbittliche Schärfe, so durch reiches Wissen aus und er gilt als einer der feinsten Kenner der altitalienischen Literatur. Der Gelehrte und der Dichter sind in ihm innig verschmolzen, und wenn in seinen Gedichten mitunter die gelehrten Anspielungen sich zu sehr häufen, so belebt seine gelehrten Bücher die scharfe Beobachtungsgabe und die glücklich gestaltende Phantasie des Dichters.

Carducci ist aber mehr als ein Dichter und ein Gelehrter; er ist ein ganzer Mann. Aus jeder Zeile, die er schreibt, spricht der festgeschlossene, klare, keinen feigen Zweifeln und keinem Schwanken unterworfene Charakter. Er gehört zu Jenen, welche die Ideale der Jugend festhalten durch das ganze Leben und es verschmähen, mit jenen Anschauungen einen Compromiß zu schließen, die man praktisch nennt, um den richtigen Namen zu vermeiden. Carducci ist mit einem steifen Nacken zur Welt gekommen und hat es nie gelernt, sich zu bücken und zu beugen. Die Fanatiker der republikanischen Partei haben ihn mit den ärgsten Vorwürfen überhäuft, weil er eine Ode an die Königin Margherita richtete. Wie man einem Dichter daraus ein Verbrechen machen kann, daß er einer schönen und liebenswürdigen Frau seine Huldigung darbringt, ist schwer zu begreifen, zumal wenn diese Huldigung in so stolzer Weise erfolgt wie die Carduccis und wenn das Herrscherpaar in einem so innigen Verhältnisse zum Volke steht wie in Italien. Das junge Königreich ist das freieste Land Europas, der Monarch in Wahrheit nur sein erster Bürger In welchem anderen Staate wäre eine Ansprache möglich wie jene, die König Humbert an Carducci richtete, als er Bologna besuchte und die Professoren der Universität ihm vorgestellt wurden! „Lieber Professor," sagte der König zu dem Poeten, „unsere politischen Anschauungen gehen zwar weit auseinander, und Sie können mir das bei meinem Berufe nicht übel nehmen; aber als Dichter achte ich Sie hoch und schätze mich glücklich, ein solches Talent auszuzeichnen. Meine Frau bewundert Ihre Dichtungen und weiß manche derselben auswendig." So sprach König Humbert zu dem Manne, der am 19. November 1876 bei dem Wahlbankette in Lugo erklärt hatte: „Man wirft mir vor, Republikaner zu sein; ja ich bin es und werde es bleiben."

Bezeichnend für Carducci ist auch die Entgegnung, die er einem Kritiker zu Theil werden ließ, der ihm „plebejische Zügellosigkeit" vorgeworfen. „Plebejisch?" erwiederte der Dichter, „sei es drum. Plebejisch ist ein geschichtliches Beiwort, und ich kenne etwas Schlimmeres: gewöhnlich. Und gewöhnlich kann man auch sein, wenn man gemäßigte Gesinnungen hegt und eine anspruchsvolle und leere Prosa schreibt . . . Im Ganzen gefällt es mir, plebejisch zu sein zu rechter Zeit und am rechten Orte, im Inhalt und in der Form, in Wort und Bild, in Sprache und Stil, in Poesie und Prosa, plebejisch wie es der conservative Aristophanes, wie Dante, der Edelmann von römischem Blute, wie Herr von Montaigne und der Herzog von Saint-Simon gewesen."

Plebejisch — das will nichts Anderes heißen als volksthümlich. Und volksthümlich, national soll der Dichter sein. Die Zeit der kosmopolitischen Dichter ist vorüber und namentlich wir Deutsche haben das Recht, wie die Pflicht, von unseren Poeten

Digitized by Google

zu verlangen, daß sie im festen Grunde der Nationalität wurzeln. Wenn wieder einmal in kommenden Jahrhunderten aus der unzerstörbaren Kraft des deutschen Volkes ein Genius wie Goethe hervorgeht, dann mag er kosmopolitisch denken und fühlen. Dem deutschen Reiche der Zukunft wird das nicht schaden, denn der mythische Birnbaum auf dem Walserfelde, den Sonntagskinder im Jahre 1870 grünen sahen, wird bis dahin längst neue Blüthen, neue Früchte getragen haben, und es wird, wie es in der Bibel heißt, „ein Hirt und eine Heerde sein." Bis dahin sei es die Aufgabe unserer Dichter, unablässig den nationalen Gedanken zu fördern, ihn wie das heilige Feuer zu hüten. Ob conservativ, ob liberal, danach fragen wir Keinen, der den Gott in der Brust trägt oder wenigstens glaubt, ihn mit sich zu tragen, aber wir wollen, daß der deutsche Dichter mit derselben glühenden Begeisterung an seinem Volke hänge, wie der Sänger des Mentanaliedes, wie Giosuè Carducci.

Graf Sollohub.

Die gewöhnliche Kenntniß der russischen Literatur in Deutschland leidet an dem Uebelstande, daß sie sich zu einseitig auf einzelne besonders glänzende Namen beschränkt und den Zusammenhang der Schriftsteller unter einander nicht genügend beachtet. Zu eigentlicher Popularität hat es bei uns nur Iwan Turgéniew gebracht, der zwar den stolzesten Gipfel in der Reihe der literarischen Größen des Ostens bildet, aber doch keineswegs vereinzelt dasteht. Puschkin und Lermontow waren unserer Literatur durch Bodenstedt schon längere Zeit angeeignet, bevor sich das Interesse der Gebildeten der Romantik, die sich in ihren Werken aufthut und eine so eigenthümliche farbenreiche Gestalt angenommen hat, zuwendete. Augenblicklich wird der Begründer der realistischen Schule, der unglückliche Verfasser des Romans „Todte Seelen" und des Lustspiels „Der Revisor", Nicolas Gogol, wohl am aufmerksamsten gelesen, weil man an ihm die beiden Haupteigenschaften der russischen Literatur, den scharf ausgebildeten Menschensinn und das ganz unvergleichliche Naturgefühl in ihrer Vereinigung am besten studiren kann.

Auch der am 17. Juni d. J. in Homburg verstorbene Graf Wladimir Alexandrowitsch Sollohub gehört zu den eigenartigsten Erscheinungen der slavischen Literatur. Obwohl er in den letzten fünfundzwanzig Jahren so gut wie nichts mehr schrieb, sondern sich nur noch im Auftrage der Regierung seines Landes viel mit der Gefängnißfrage beschäftigte, hat er seinen Ruhm doch keineswegs überlebt. Manche seiner Erzählungen und Skizzen sind allerdings ohne weiteren Einfluß geblieben, aber sein Roman „Tarantaß" hat die größte Wirkung ausgeübt und wird noch lange nicht zu den überflüssigen Büchern gestellt werden. Der Kenner des russischen Lebens wird immer wieder zu ihm zurückgreifen und ihn als zuverlässiges Document allen denjenigen empfehlen, die ein culturhistorisches oder ästhetisches Interesse an den literarischen Erzeugnissen Rußlands nehmen. Wenn wir dieses Land in den Zuckungen einer theils barbarisch zurückgebliebenen, theils ungesund überreifen Bildung erblicken, brauchen wir nur die Litteratur um Aufklärung über diese auffallende Erscheinung zu fragen. Das Buch ist der getreueste Abdruck des öffentlichen und privaten Lebens, ein Werk wie „Tarantaß" führt uns das Unglückliche der russischen Culturarbeit in deutlichem Bilde vor.

Graf Sollohub stammte aus einem altlitthauischen Geschlechte und wurde 1814 in Petersburg geboren. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien in Dorpat war er Attaché der russischen Gesandtschaft in Wien, seit 1850 dem Fürsten Woronzow bei der Verwaltung Transkaukasiens beigeordnet; später lebte er in Dorpat und Moskau. Als Schriftsteller begann er seine Carriere im Jahre 1837 mit der Erzählung „Die zwei Studenten". Bis zum Erscheinen einer Gesammtausgabe seiner Werke, die der bekannte Buchhändler Smirdin im Jahre 1855 veranstaltet hatte, veröffentlichte er eine größere Anzahl novellistischer, theatralischer und kritischer Arbeiten. Der Roman „Tarantaß", der 1845 russisch und zwei Jahre später in einer guten deutschen Uebersetzung von Lippert erschien, bildet jedoch den hauptsächlichsten Anspruch dieses Schriftstellers einen Platz in der Literatur seines Vaterlandes einzunehmen. Eine kleine Erzählung „Die Apothekerin", die derselbe Uebersetzer ins Deutsche übertragen hat („Nordisches Novellenbuch", Band II, Leipzig 1846) schildert in überaus fein empfundener Weise die unglückliche Liebe einer Provinzialin zu einem gewissenlosen Petersburger Dandy. Graf Sollohub verleugnet auch als Autor seine aristokratische Herkunft in keiner Weise. Mit Vorliebe schildert er den Salon und seine Kreise, er bevorzugt das Vornehme in seinen Stoffen und wenn er ein Mal etwas tiefer in das Volksleben hineingreift, glaubt man doch immer die elegante wohlgepflegte Hand zu erkennen, welche die Feder geführt hat. Gegenüber dem verzehrenden Feuer, das in Gogols Schriften brennt, ist Sollohub der ruhigere, kühlere Mann, der sich nicht gern allzu sehr echauffirt und jedenfalls nie lauter spricht, als es in der guten Gesellschaft Sitte ist. Dabei ist er aber ein außerordentlich feiner und scharfer Beobachter, ein Analytiker des menschlichen Herzens, von dem man viel lernen kann und ein Schriftsteller von leichtem eleganten Fluß und geistreicher Ueberlegenheit.

Was bedeutet das wunderlich rasselnde Wort „Tarantaß"? Der Uebersetzer nennt es das geeignetste Vehikel, um „sicher, schnell und angenehm" endlose Entfernungen auf unpraktikablen Wegen zurückzulegen. Sollohub beschreibt es folgendermaßen: „Man denke sich zwei lange Stangen, zwei parallele Knüppel ohne Ende, in deren Mitte, wie durch einen Zufall, ein Korb hineingefallen schien, der an den Seitenwänden abgerundet, einem Riesenbecher, einem Pokale für ein antediluvianisches Gastmahl glich. An beiden Enden der Knüppel aber befanden sich Räder angehängt und diese seltsame Schöpfung erschien von fern wie die wilde Ausgeburt einer phantastischen Welt, ein Mittelding zwischen einer Heuschrecke und einer Kibitke". Diese merkwürdige Art von Landfuhrwerk gestattet die Aufnahme von allerhand Kisten, Säcken, Körben, Betten, Nahrungsmitteln, kurzum von Allem, was man bei dem Fahren über unendliche Ebenen und durch unabsehbare Steppengegenden brauchen kann. In diesem originellen Gefährte bereisen zwei Männer Rußland in südöstlicher Richtung, von Moskau nach Kasan, Wassilij Iwanowitsch und Iwan Wassiljewitsch, die uns besonders dadurch interessant werden, daß sie die beiden auseinandergehenden Zeitströmungen der conservativen und der Reformpartei vertreten und diese Unterschiede in allen Momenten ihrer Erscheinung und ihres Gesprächs zu erkennen geben. Wassilij ist ein schwer beweglicher Fettwanst, der über Moskau nicht hinausgekommen ist und mit diesem Hängen an der Scholle auch geistig ein Hinterwäldler geblieben ist, der nicht viel spricht und eine gute Fischsuppe allem Raisonnement vorzieht. Dagegen ist der spindeldürre Iwan der Schüler der Pariser Cultur, geschniegelt und gestriegelt von Kopf zu Fuß, voller Redseligkeit und zerfressen von der Reflexion. Beide lieben ihr Vaterland, der eine als naiver, der andere als sentimentaler Mensch, der Eine, weil er nichts Anderes kennt und ruhig und unverdrossen fortarbeitet, der Andere, weil er die Welt gesehen und Rußland auf die Culturstufe der anderen Völker erheben möchte. Wassilij ist ein beschränkter Mensch, der in seinem kleinen Kreise seine Pflicht thut und Gutes leistet, Iwan ein Mann voller unverstandener Ideen, der keinen gescheidteren Einfall hat, als seine Reiseeindrücke zu Papier zu bringen in der thörichten Hoffnung, seinen Landsleuten damit aufzuhelfen. Während Jener sich an dem Gegebenen genügen läßt und vor seiner Thüre kehrt, verrennt sich dieser ins Blaue, es ist der Unterschied zwischen nüchterner Praxis und ausschweifender Theorie, der sich hier aufthut und durch eine Fülle von Bildern aus dem russischen Leben illustrirt wird. Lippert hat ganz recht auf das analoge Verhältniß zwischen dem edlen Ritter von la Mancha und Sancho Pansa hinzuweisen.

Die Schilderung der russischen Zustände geschieht größtentheils in Form eines Gespräches zwischen den beiden Männern,

Digitized by Google

die ihre Gedanken über die bestehenden Einrichtungen und die ihnen begegnenden Menschen austauschen. Wir sehen in das Poststationshaus hinein und lernen den polternden Vorsteher kennen, der weiter keinen Beruf hat als die Passagiere möglichst empfindlich zu ärgern, wir treten in das armselige schmutzige Wirthshaus ein, das Sollohub in derselben anschaulichen Weise wie Gogol in den „Todten Seelen" schildert, wir begegnen einem jener Adligen, die ihr Vaterland nur dann kennen, wenn sie ihr Geld aus demselben herausziehen, die sich aber sonst für zu gebildet halten, um in demselben leben zu können, der Bauer und der Städter machen uns ihre Aufwartung und dies Alles, vom wirthschaftlichen und häuslichen Leben bis zu den höchsten Interessen der Religion, Kunst und Literatur, erscheint in der doppelten Beleuchtung der conservativen und der reformatorischen Zeitanschauung. Wenn der Dichter die Dinge einerseits mit scharfem Auge betrachtet und sie realistisch ausmalt, so ist andrerseits seine Beredtsamkeit von außerordentlicher Kraft; Idealismus und Realismus vereinigen sich bei ihm in der eigenthümlichen Weise, die sich in der ganzen russischen Literatur findet. Auf der einen Seite vollständige Verzweiflung an der Möglichkeit einer segensreichen culturellen Entwicklung, auf der anderen ein fast rührender Glaube an die Mission des Landes und Volkes. Wie Gogol und Turgéniew schwingt auch Sollohub die Geißel seiner Satire am erbarmungslosesten, wenn er auf den Mangel an nachhaltiger Kraft und Ausdauer bei den Russen, auf die Eigenthümlichkeit dieser Race, schnell aufzuflammen, um ebenso schnell wieder in Thatenlosigkeit zu versinken, zu sprechen kommt. Man höre ihn nur ein Mal: „Die jungen Leute Rußlands sind das Opfer einer halben und verfehlten Erziehung und bei allen Anlagen des Geistes und einer kräftigen Natur gehen sie in Willensschwäche und Geistesohnmacht unter. Die kochende Leidenschaft führt sie nicht zu starkem und entschiedenem Handeln, sondern zum Karten- und Würfelspiel, zu niedriger Ausschweifung oder zu tollem nutzlosen Wagen, dem sie ihr Leben opfern, oder sie spielen die Freidenker, die Liberalen, die heimlich der Regierung grollen und die Lage der Dinge verwünschen, als ob diese ihnen feindselig im Wege stände. Doch in jeder Lage der Dinge würden sie dieselben gewesen sein; denn sie sind in Keim und Wurzel schon verdorben und es ist kein kräftiges Gedeihen bei ihnen möglich. Klägliches Geschlecht, armselige Jugend!" In diesem Ton geht es das ganze Buch hindurch, Wassily vertritt dabei das geistlose, in Vorurtheile verrannte Beharren im Gegebenen, Iwan das kenntnißlose und kraftlose Hinstürmen zum Neuen, der Eine hat Recht wegen seiner zähen gleichmäßigen Arbeit, aber in seinem Schädel geht keine neue Vorstellung hinein, der Andere hat wieder eine Fülle von Einfällen, aber in unreifer Gestalt und ohne die Fähigkeit etwas Positives zu leisten.

Auf wessen Seite stellt sich nun aber der Verfasser? Im Grunde weder auf die eine noch auf die andere. Das lehrt uns das letzte Kapitel seines Romans „ein Traum", mit dem seine Muse, die so lange sich damit begnügte, die Wirklichkeit zu malen, ganz ins Phantastische übergreift, gleichsam um sich von dieser Realität, in der es kein vernünftiges Wesen mehr aushalten kann, gewaltsam loszureißen. Der Tarantaß verwandelt sich plötzlich in einen gigantischen Vogel, auf dessen Flügeln die Reisenden über die Lande getragen werden, um ein Bild der zukünftigen Entwicklung Rußlands vor sich zu erblicken. Alles erfreut sich des ungetrübtesten Glückes, harmonisch geht der Bauer mit dem Fürsten Hand in Hand, es gibt keine Dummheiten und kein Verbrechen mehr und aus dem Schooß der Familie erblüht ein himmlischer Frieden. Während sich Iwan an diesen und ähnlichen Vorstellungen berauscht schlägt aber das Fuhrwerk um, die beiden Russen liegen im Schlamm und mit ihnen auch Iwans Reiseheft, mit dessen Inhalt er seine Nation zu beglücken gedachte.

Wir sehen, mit einem Witz bewirthet uns der Dichter, während wir eine Lösung der zweifelsschweren Fragen, die er aufwirft, von ihm erwarten. Das ist das Unselige des russischen Lebens, Denkens und Trachtens, daß man überall nur Gegensätze und Widersprüche, nirgends ihre Versöhnung bemerkt. Wie Turgéniew im „Tagebuch eines Jägers" die Zustände zur Zeit der Leibeigenschaft abschreckend schildert und sich in seinen späteren Romanen: „Väter und Söhne", „Rauch", „Neuland" über die unreifen Jünglinge, welche die Reformer spielen wollen, lustig macht, so läßt auch Sollohub bei seiner Kritik der russischen Zustände die Mitte leer. Das Alte bricht zusammen und das Neue ist unfertig und unbrauchbar — wenn uns mit dieser traurigen Wahrheit die ersten Denker und Dichter abfinden, wer will es unter uns, die wir den russischen Verhältnissen ferner stehen, unternehmen, dem ungeberdigen Koloß vorzuschreiben, wie er auf der Bahn wirklicher Cultur vorwärts schreiten soll?

Eugen Zabel.

Rogers.*)

Von Mark Twain.

Deutsch von Udo Brachvogel.

Es war in der englischen Landstadt X., daß dieser Mann Rogers während meines letzten Aufenthalts in England über mich gerieth und mich zu sich verurtheilte. Wie er mir sagte, hatte seine Stiefmutter einen entfernten Verwandten des zweiten Mannes einer Tante von mir geheirathet, welcher später gehängt worden war, so daß er nicht umhin konnte, mich als durch Blutsverwandtschaftsbande mit sich verknüpft zu betrachten.

Er besuchte mich während meines Aufenthalts in X. jeden Tag, setzte sich nieder und sprach zu mir. Von allen harmlosen, naiven und unerschütterlich von sich selbst durchdrungenen menschlichen Merkwürdigkeiten, mit denen ich in meinem Leben zu thun gehabt habe, war diese die harmloseste, naivste und unerschütterlichst von sich selbst durchdrungene.

Kaum daß er sich bei seinem ersten Besuche mir vorgestellt hatte, so erbat er sich meinen nagelneu von London mitgebrachten Cylinderhut zur Ansicht. Ich willfahrte seinem Ersuchen gern, denn ich erwartete, daß er in dem Boden desselben sofort den Namen des großen Hutmachers von der Oxford-Street erblicken und von der einer solchen Entdeckung entsprechenden Hochachtung für mich ergriffen werden würde. Aber er drehte den Hut nur langsam und mit dem unverkennbaren Ausdruck aufrichtigsten Mitleids hin und her, deutete dann auf zwei oder drei nur dem schärfsten Kennerauge wahrnehmbare Unvollkommenheiten und sagte: es könne freilich von Jemandem, der erst so kurze Zeit in England sei, nicht erwartet werden, daß er bereits wissen solle, wo man ein ohnehin so schwer zu kaufendes Ding, wie einen Hut, am besten kaufe. Dann lächelte er mir zu und versprach mir, die Adresse seines Hutmachers schicken zu wollen, indem er gleichzeitig ein kreisförmiges Stück rosa Seidenpapier ausschnitt, es mit dem auf meinem Schreibtisch stehenden Klebstoff bestrich und über dem Namen meines vornehmen Hutmachers befestigte.

„Verzeihen Sie," sagte er, „aber das ist das Beste. Nun kann Niemand sehen, wo Sie diese verfehlte Kopfbedeckung da gekauft haben. Wenn Sie erlauben, schicke ich Ihnen eine Geschäftskarte meines Hutmachers, und die können Sie dann, bis Sie nach London zurückkommen, wieder über das Papier kleben."

Es war die Ruhe und Selbstverständlichkeit selbst, mit welcher er das sagte, und sie imponirten mir dermaßen, daß ich für ein paar Augenblicke meinte, nie einen Menschen in meinem Leben so heftig bewundert zu haben. Denn während er dies Alles sagte und that, konnte ich meine Augen nicht von seinem eignen Hut abwenden, der dicht vor uns auf meinem Tische stand und das abgeschabteste, verbogenste und verkommenste Exemplar eines von Wind und Wetter farb- und formlos gemachten Stürmers mit triefendem Fett- und Schweißrand in seinem

*) Aus der in diesen Tagen bei G. R. Osgood und Co. in Boston erscheinenden neuesten Skizzensammlung Mark Twains: The Stalen White Elephant etc.

Digitized by Google

futterlosen Innern war, dem ich noch je so unmittelbar nahe gekommen war!

Bei Rogers' nächstem Besuch war das Erste, daß er meinen über einer Stuhllehne hängenden Gehrock einer genauen Prüfung unterzog. Dieses Mal empfand ich jedoch nicht die mindeste Besorgniß, denn der Rock war kaum vor zwei Wochen in Regent-Street gekauft worden und das Innere des Kragens trug in gelber Seidenstickerei unter dem Namen des Verfertigers die Signatur: „Hof- und Leibschneider Sr. Kgl. Hoh. des Prinzen von Wales". Ich wußte damals noch nicht, daß fast alle Londoner Schneider der Regent-Street und verwandter prominenter Straßen dieselbe Signatur auf ihren Schildern, auf ihren Geschäftskarten und auf dem inwendigen Kragen der von ihnen gelieferten Röcke führen, wahrscheinlich um anzuzeigen, daß, während nach der allgemeinen Annahme sieben Schneider dazu gehören, um einen gewöhnlichen Menschen zu machen, deren mindestens zwei- bis dreihundert auf einen Prinzen gehen. Trotz meiner Zuversicht sollte ich sehr bald das zuerst durchaus nicht einschüchternde Gesicht meines Gastes seinen Ausdruck wechseln sehen. Aus dem eines genau und fachmännisch Prüfenden verwandelte es sich in das eines spöttischen und dann gar mitleidigen Kritikers, bis er das fragliche Kleidungsstück mit einem Achselzucken ausgesprochener Mißschätzung auf den Stuhl zurückwarf und an meinen Schreibtisch trat, um mir die Adresse seines Schneiders aufzuschreiben. Als er sie mir reichte, umschwebte ein wahrhaft erhabenes Lächeln seine Lippen. Weit entfernt mir zu rathen, mich behufs Sicherung einer besonderen Berücksichtigung dem Schneider unter meinem Schriftstellernamen vorzustellen, wie dies in ähnlichen Fällen wohl von Seiten höflicher englischer Freunde zu geschehen pflegte, sagte er vielmehr: es sei absolut nöthig, daß er dem Kleiderkünstler seine Karte gäbe, da sich derselbe unbekannten Leuten zu Liebe („unbekannte Leute" — und ich dachte der Himmel weiß, wie berühmt und bekannt ich in England wäre!) sich kaum zu der ganzen Höhe seiner Kunst aufzuschwingen pflege, angesichts dieser Karte aber bestimmt das Seinige thun werde. Trotz des tödtlichen Stiches, den mir dies „unbekannte Leute" versetzt hatte, machte ich doch noch einen Versuch, durch einen Spaß ein wenig von meinem verlorenen Grund und Boden wiederzugewinnen und sagte:

„Aber der arme Mensch möchte am Ende aus bloßem Respect für Ihren Namen Tag und Nacht an dem Rock auffitzen und seine Gesundheit ruiniren."

„So lassen Sie ihn sie ruiniren!" erwiederte Rogers. „Ich habe genug für ihn gethan, um auf irgend ein Maß des Dankes von seiner Seite Anspruch zu haben."

Ich hätte ebenso leicht eine Mumie der ersten der, bekanntlich nach Dutzenden zählenden, ägyptischen Königs-Dynastien durch einen Spaß aus dem Concept bringen können, wie diesen Mann. Gelassen fuhr er fort:

„Ich lasse alle meine Röcke dort machen, — es sind die einzigen Röcke, die wirklich sitzen."

Indessen, ich wagte noch einen Angriff.

„Ich wünschte, Sie hätten einen davon mitgebracht," sagte ich. „Es würde mir Vergnügen machen, etwas davon zu sehn."

„Der Himmel erhalte Ihre Augen!" rief er. „Habe ich denn nicht einen an? Dieser Rock da ist Morgans eigenhändigstes Machwerk!"

Jetzt war die Reihe des Prüfens an mir, obgleich das kaum nöthig war, um mich zu belehren, daß der Rock seiner Zeit, d. h. so um das Jahr 1848 herum, fertig bei einem Händler der Londoner Chatham-Street gekauft worden war. Als er neu gewesen, mochte er ein halb bis zweidrittel Pfund, allerhöchstens vier Dollars gekostet haben. Er war an allen Ecken und Enden aufgetrennt, das Tuch war abgescheuert, die Säume waren aufgegangen, und Aermel und Brustklappen starrten vor Schmutz und Fett. Ich konnte nicht umhin, ihn mit dem Finger auf einige dieser Schönheiten aufmerksam zu machen. Er machte ein so wehmüthiges Gesicht, daß es mir im ersten Augenblick fast leid war, daß ich es gethan hatte. Es war, als ob plötzlich ein bodenloser Abgrund von Schmerz und Enttäuschung vor ihm aufgeklafft sei. Dann raffte er sich zusammen und machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er damit den Schmerz eines ganzen Volkes zum Schweigen bringen wolle, und murmelte vor sich hin:

„Das macht nichts, — stoßen Sie sich nicht weiter daran, — ich kann in zehn Minuten einen bessern haben." Dann betrachtete er noch einmal einen der zolllangen Risse unter den Armen, auf welche ich ihn besonders aufmerksam gemacht hatte, und rief dann mit einem Ausdruck, als ob ihm mit einem Schlage ein Stein von der Brust gerollt wäre:

„Ah, jetzt begreife ich Alles. Mein neuer Kammerdiener hat das gethan, als er mich heute früh ankleidete. Der Unglückliche ist noch nicht mit meiner Art und Weise, in die Aermel zu fahren, vertraut."

Sein — Kammerdiener! Es lag in dieser Unerschütterlichkeit etwas, das Einem eine Art abergläubischen Respects einflößen konnte.

Von da an verging kaum ein Tag, an welchem sich Rogers nicht in der eben geschilderten Weise mit irgend einem Theil meiner Toilette beschäftigt hätte: eine Passion, welche man am allerletzten bei einem Manne gesucht hätte, der tagtäglich einen und denselben Anzug, und diesen einen aus so alten und abgeschabten Stücken bestehend zur Schau trug, daß man glauben mußte, er stamme aus der Zeit der normännischen Eroberung.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber allmählich erwachte in mir der Ehrgeiz — ein Ehrgeiz, von dem ich nur zugestehn will, daß er kein sehr würdiger war —, diesen Mann einmal etwas bewundern zu machen, das mir gehörte, oder das ich that. Ich bin überzeugt, daß es gar Manchem an meiner Stelle ebenso ergangen wäre, und glaube daher auf volles Verständniß des Lesers für das rechnen zu dürfen, was ich noch kurz vor meiner Abreise nach London mit meinem Manne erleben sollte.

Ich hatte soeben meine Wäsche von der ganzen Zeit meines Aufenthalts in X. her in einer Ecke meines Zimmers zusammengeworfen, wo dieselbe des Abgeholtwerdens durch die Wäscherin harrte. Es war ein, für eine Familie, die nur aus einem einzelnen Manne bestand, höchst ansehnlicher Berg, Alles in Allem vierundfünfzig Stücke, und es war meine Absicht, Rogers unter den Eindruck zu versetzen, daß es das Ergebniß einer einzigen Woche sei. Als er wie gewöhnlich gegen elf Uhr angetreten war, nahm ich nach einigen gleichgültigen Redensarten den von mir verfaßten Wäschzettel auf, überlas ihn und sagte dann, indem ich das Datum corrigirte, halb laut vor mich hin: „Wie ich mich nur so irren konnte. — es ist nicht von sieben sondern nur von sechs Tagen!" und legte dann den Zettel wieder auf den Tisch. Wie ich erwartet hatte, nahm Rogers ihn sofort von Neuem auf und begann ihn mit der ihm eigenen skrutinirenden Gewissenhaftigkeit zu studiren, sich in seiner Lectüre nur durch einen gelegentlichen Blick unterbrechend, den er auf den Wäschhaufen in der Zimmerecke warf. Diese Blicke drückten offenbar Staunen aus, und schon glaubte ich einer endlichen Genugthuung sicher zu sein, als er, bei der Schlußscene meines Zettels angelangt, die Ziffer derselben mit jenem mir so wohl bekannten Ton mitleidiger Geringschätzung mehrere Male wiederholte und dann den Zettel mit den Worten auf den Tisch fallen ließ:

„Kommen Sie in jeder Woche mit Ihrem Waschbudget so billig weg?"

Es war wirklich nichts Menschliches von diesem Menschen zu erwarten. Er sah und bewunderte auf der Welt nichts, als das, was er selbst hatte, oder vielmehr gerade er selbst am allerwenigsten hatte, aber doch nicht müde wurde, beständig an sich zu sehen und auch Andern, mit dem größten Ernst der Welt zuzumuthen, daß sie es dort gleichfalls sehen sollten. Seine Handschuhe waren das traurigste Fetzenwerk — aber er theilte mir wohl ein halb Dutzend Mal die Picadilly-Firma mit, wo ich die gleichen bekommen könnte. Seine Schuhe hatten so große Löcher, daß man kaum Wallnüsse darin hätte bewahren können, ohne ein Durchsickern derselben zu befürchten — aber es machte ihm das größte Vergnügen, seine Füße auf jedes Balkongeländer

Digitized by Google

und jeden Kaminsims, dessen er nur habhaft werden konnte, zu strecken und sie dort in stiller Bewunderung ob ihrer tadellosen Chaussure zu betrachten. Er trug ein kirschengroßes Stück Glas als Siegelring und nannte es, ohne weiter zu erklären, was er damit meinte, einen „morpholytischen Diamanten", von dem bisher nur zwei Exemplare gefunden seien, deren zweites im Besitz des Kaisers von China sei. — — —

Ich reiste nach London ab, aber nicht ohne von Rogers vorher durch das Versprechen beunruhigt worden zu sein, daß wir uns dort wiedersehen würden. Und richtig sollte ich in der Hauptstadt schon wenige Tage nach meiner Ankunft das Vergnügen haben, den alten phantastischen Vagabunden in seiner ganzen Großmannsmanier in die Empfangshallen meines Hotels hereinstolzieren zu sehen, um sich selbst und seine wunderliche Manie alsbald in bekannter Weise und Stärke wieder über mich zu verhängen. Wenn er mich in der Gegenwart von Fremden anredete, geschah es nie, ohne daß er seine Stimme je nach Bedürfniß mehr oder weniger erhob und mich entweder „Sir Richard" oder „General" oder „Eure Lordschaft" titulirte. Und wenn die Umstehenden aufmerksam wurden und uns anzustarren begannen, so konnte ich sicher sein, daß er mich entweder in halbtadelndem Tone fragte: „warum ich gestern Abend den Herzog von Argyll so lange vergeblich habe auf mich warten lassen?" oder daß er mich mit väterlicher Dringlichkeit ermahnte: „mich ja recht pünktlich zu dem für übermorgen verabredeten Rendezvous mit Sr. Excellenz dem Premierminister Ihrer Majestät einzufinden".

Ich konnte nicht umhin, allmählich die Ueberzeugung zu gewinnen, daß alle diese Dinge, so lange sie ihn beschäftigten, den Charakter der vollen Realität für ihn hatten. So ganz und gar ging er darin auf. Eines Nachmittags kam er und forderte mich auf, in seiner Gesellschaft den Abend mit dem Earl von Warwick in dessen Stadthaus zu verbringen. Ich erwiederte ihm, daß ich keine regelrechte Einladung erhalten hätte, worauf er mich dahin beruhigte, daß dies nichts zu bedeuten habe, da der Earl ihm und seinen Freunden gegenüber keine Förmlichkeiten kenne. Dadurch ermuthigt, fragte ich: ob ich so gehen könne, wie ich da war? Er schüttelte den Kopf und erklärte, daß dies nicht gut angehen würde, da voller Gesellschaftsanzug für Londoner Abendgesellschaften unerläßlich sei. Aber er erklärte sich bereit, zu warten, bis ich angekleidet sein würde, worauf wir uns nach seinen „Appartements" begaben, und während er sich gleichfalls in Gala werfen würde, eine Flasche Champagner trinken und eine Cigarre rauchen könnten. Der Leser kann sich denken, wie begierig ich auf den weiteren Verlauf und den Ausgang von dem Allen war, und begreift, daß ich mich beeilte, mit meiner Toilette fertig zu werden. Dann machten wir uns auf den Weg, und zwar, da er mir für den Fall, daß ich nicht gerade aufs Fahren versessen sei, zu gehen vorschlug, zu Fuß. Nachdem wir dann etwa vier Meilen durch den Staub und Schmutz durchaus nicht sehr einladender Quartiere marschirt waren, erreichten wir endlich seine „Appartements".

Dieselben bestanden in einem winzig kleinen Zimmer über einem Barbierladen in einer schmalen Seitengasse. Zwei Stühle, ein kleiner Tisch, ein alter mit Fell bezogener Koffer, ein fragmentarisches Waschbecken mit entsprechendem Krug, die sich, in einer Ecke auf der Erde stehend, nach einem Waschtisch sehnten, ein ungemachtes Bett, eine schmale Spiegelscheibe und ein Blumentopf mit einem hektischen Geranium, welches er seine Aloe nannte, und von dem er versicherte, daß es seit zwei Jahrhunderten nicht geblüht habe: das war das ganze Ameublement dieser „Appartements". Doch nein, ich thue Rogers Unrecht. Ein Messingleuchter mit dem Rest einer Ausschußkerze befand sich auch noch darin. Er zündete das Lichtstümpchen an, und ersuchte mich, es mir bequem zu machen, und mich bei ihm zu Haus zu fühlen. Er hoffe, ich sei durstig, denn es sei seine Absicht, mich mit einem Artikel von Champagner zu bewirthen, wie er nur selten über die Lippen eines bürgerlichen Menschenkindes komme. Oder ob ich etwa Sherry vorzöge, oder Portwein? Er habe namentlich von dem letzteren eine kleine Partie Flaschen, die seit Jahren von Spinneweben ganz und gar eingesponnen seien und ein Paar Generationen repräsentirten. Und auch Cigarren! Was vollends seine Cigarren anlange, so freue er sich schon darauf, mich selbst urtheilen zu lassen. Hierauf streckte er seine Hand mit der Geberde eines Höchstcommandirenden nach der Thüre aus und rief:

„Sackville!"

Aber keine Antwort kam.

„Heh, Sackville!"

Wieder keine Antwort.

„Was zum Teufel ist denn aus diesem Subject von einem Kellermeister geworden. Ich beurlaube keine meiner Dienstleute — ach verwünscht, verwünscht! Der Wart hat die Schlüssel, und ohne die Schlüssel kann ich weder zu meinem Weine noch in die anderen Zimmer."

Nachdem auf diese Weise die Abwesenheit Sackvilles zur Genüge constatirt war, begann mein Wirth nach „Anglesy" zu rufen. Aber es kam auch kein „Anglesy". Worauf über das Schicksal desselben summarisch wie folgt entschieden wurde:

„Das ist nun das zweite Mal, daß dieser saubere Patron von Stallmeister, ohne Urlaub erbeten zu haben, sich entfernt hat. Morgen früh werde ich ihn noch im Stall entlassen!"

Und nun begann er nach „Thomas" zu lärmen. Aber auch „Thomas" kam ebenso wenig, wie Sackville und Anglesy gekommen waren, und wie gleich darauf „Theodor" kommen sollte, als er nach einem solchen, als letztem seiner Dienstmänner zu rufen anfing.

Rogers sank erschöpft, aber immerhin vorsichtig genug, um seine abgelebte Lehne nicht ganz zu zerbrechen, in seinen Stuhl zurück, fuhr sich mit dem Rücken seiner Hand, wie Schweiß trocknend, über die Stirn und sagte:

„Ich gebe es auf. Die Dienstleute erwarten mich nie um diese Zeit zu Hause und so sind sie Alle auf eine kleine Spritztour aus. Das ist um so ärgerlicher, als ich zwar für heute Nachmittag ganz gut ohne den Stallmeister und den Pagen auskommen kann, aber beim besten Willen nicht weiß, wie ich ohne den Kellermeister an meinen Wein und meine Cigarren und ohne den Kammerdiener in meinen Abendanzug kommen soll."

Ich erbot mich, ihm beim Anziehen zu helfen, aber er wollte davon nichts hören, schon deswegen nicht, weil er sich unter der Hülfe einer ungeübten Hand höchst unbequem fühlen würde. Endlich kam er zu dem Entschluß, daß es bei der bewährten Intimität zwischen ihm und dem Earl von keinem Belang sei, in welchem Anzug immer er dort erscheine. So nahmen wir denn ein Cab, welches zu bezahlen er mir aus Rücksicht für unsere, im Eingang dieser Aufzeichnung näher beleuchtete, Blutsverwandtschaft erlaubte. Er gab dem Kutscher die Adresse, und wir fuhren drauflos.

Nach einer halben Stunde hielten wir vor einem großen Hause und stiegen aus. Rogers schlüpfte unter das Licht der nächsten Laterne, — und dieser Mann, den ich bis dahin nie mit einem Halskragen und einer Halsbinde gesehn, nahm aus seiner Brusttasche einen ehrwürdigen Papierkragen, an dem der Vordertheil einer ausgefaserten, mittelalterlichen Atlascravatte befestigt war, und legte beides mit vorsorglicher Accuratesse um. Dann winkte er mir zu, einen Augenblick zu warten, stieg die Treppe vor dem großen Hause empor und trat ein. Aber schon eine Sekunde danach erschien er wieder, sprang die Treppe zu je zwei Stufen auf ein Mal herunter, packte mich am Arm und riß mich mit einem athemlosen: „Schnell hinweg, um aller Götter willen!" mit sich fort. Wir stürzten bis zur nächsten Ecke, und erst als wir um diese umgebogen hatten, erlaubte er mir stillzustehen und Luft zu schöpfen, indem er die Worte hervorstieß:

„Dem Himmel sei Dank, hier sind wir sicher!"

Und er nahm seinen Kragen und seine Cravatte mit derselben Vorsicht ab, mit welcher er sie vorhin umgelegt hatte. Dann setzte er verschnaufend hinzu:

„Ein knappes Entkommen — das!"

„Was — wie?" stammelte ich.

„Nun denn, wissen Sie nicht — die Gräfin war da?"

Digitized by Google

„Die Gräfin? Was hat die mit dem Allen zu thun? Kennt sie Sie?"

„Ob die Gräfin mich kennt? Mich? Kennen nur? Sie betet mich an. — Ja wohl, das thut sie! Zum Glück wurde ich ihrer noch eben aus einem Augenwinkel ansichtig, ehe sie einen Blick auf mich erhaschen konnte. Und so vermochte ich, unbemerkt wieder hinauszuschießen. Habe sie seit zwei Monaten nicht gesehn, — dachte, sie wäre noch auf dem Lande. Es würde geradezu verhängnißvoll, möglicherweise gar tödtlich für sie geworden sein, wenn ich ihr jetzt so ohne jede Vorbereitung vor Augen gekommen wäre. Sie hätte es absolut nicht überstehn können. Auf mein Wort, ich wußte nicht, daß sie nicht mehr auf ihrem Schloß sei Es hat mir selbst einen solchen Choc gegeben — erlauben Sie mir, mich einen Augenblick auf Ihren Arm zu stützen. Nur einen Augenblick — so — ich danke Ihnen, danke Ihnen herzlich — jetzt ist es vorüber. Der Himmel bewahre mich — solch ein haarknappes Entkommen!"

Der Leser begreift, daß ich unter diesen Umständen, da ich London schon nach wenigen Tagen verlassen mußte, leider nicht mehr zu der Bekanntschaft des Earl von Warwick gekommen bin. Um so weniger, als ich mir das Haus, um im Nothfall mich allein hinzufinden, gemerkt hatte, und bei einem erneuten Besuch, den ich Tags darauf allein machte, herausfand, daß es ein ganz gewöhnliches Familienhôtel dritter oder vierter Klasse war, in welchem kein einziger Warwick hauste, wohl aber Dutzende von Smiths, Browns, Jones und Robinsons aufgestapelt waren.

Rogers habe ich nicht wieder gesehn. Aber soviel konnte ich schon nach einer so verhältnißmäßig kurzen Bekanntschaft von ihm sagen: daß er durchaus nicht in allen Dingen ein Narr war. In verschiedenen Dingen war er es allerdings, das stand fest. Aber er selbst wußte es nicht. Er war gerade in seinen Narrheiten von einem tödtlichen Ernst, und die Methode, die er hineinzubringen verstand, war einfach wundervoll.

Uebrigens ist er im vorigen Sommer zur See gegangen und an Bord eines Kriegsschiffes unter dem allgemeinen Spitznamen eines Earls von Ramsgate gestorben.

Notizen.

Ein internationaler Städtetag.

Der Gedanke, mit dem Feste der Einweihung des Rathhauses und der Säcularfeier der Befreiung Wiens von der Türkengefahr einen internationalen Städtetag in Wien zu verbinden, ist neuestens in municipalen Kreisen aufgetaucht, und er verdient wohl einen Augenblick in ernste Erwägung gezogen zu werden. Die Frage wird auch in Berlin gewiß mit Interesse verfolgt werden.

Wir wissen nicht, inwieweit dieser internationale Städtetag geplant ist, ob man in denjenigen Kreisen, in welchen der Gedanke entstanden ist und ventilirt wird, auch die mittleren Städte, die namentlich in letzterer Zeit eine wahrhaft großartige Entwickelung genommen haben, mit in Rechnung zieht, oder ob man blos die großen Weltstädte, Millionenstädte oder Großstädte im Auge hat. Unzweifelhaft haben die Großstädte eine Menge gemeinsamer Interessen und Berührungspunkte und vielfach sind die Fragen technischer und hygienischer Art solche, welche, allen Städten gemeinsam, von gemeinsamen Gesichtspunkten erörtert und durch vergleichende Auffassung und Darstellung gewinnen müssen. So hat beispielsweise Berlin vor zwei Jahren einen „deutschen Städtetag" abgehalten — wohlgemerkt, einen deutschen Städtetag —, auf welchem Fragen der städtischen Verwaltung und der wirthschaftlichen Gesetzgebung in ihrer Einwirkung auf städtische Interessen zur Sprache kamen. Allerdings war dieser Städtetag in der Hauptstadt des deutschen Reiches zumeist hervorgerufen durch Bismarcks scharfes Auftreten gegen die Berliner Stadtverwaltung, der es doch vorzüglich auch um den Nachweis zu thun war, daß ihre Verwaltung, die bekanntlich im Gegensatze zu Bismarcks Urtheil als eine musterhafte galt, auch von anderer und competenter Seite als solche anerkannt werde, und weiter darum, im Kampfe gegen den gewaltigen Gegner gewissermaßen einen moralischen Succurs für die Behauptung der städtischen Selbstverwaltung zu erlangen. Ein internationaler Städtetag in Wien aber würde selbstverständlich die Vertreter der Weltstädte hierher laden, und es würde sich darum handeln, im Verein mit denselben große Fragen der städtischen Verwaltung zu berathen.

Die Zeit seit der Wiener Weltausstellung ist für die Entwickelung Wiens eine sehr kurze und sie ist zudem eine höchst ungünstige gewesen und bedeutende Veränderungen zum Bessern haben sich in den letzten zehn Jahren nicht ausgebildet. Außerdem ist wohl zu bemerken, daß erst im Vorjahre hier in Wien der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege und der hygienische Congreß getagt haben, daß ihnen zu Liebe und zu Ehren ein Werk über die sanitären Verhältnisse und und Einrichtungen der Stadt abgefaßt wurde, und daß wir in jenen wenigen großen Werken, die wir in den letzten Jahren vollführt haben, uns allerdings schon vor der Welt selbstgefällig genug bespiegelt haben. Zudem ist der hygienische Congreß nebst Ausstellung in Berlin zu erwarten und wird daselbst Wien nach der Versicherung der officiellen Vertreter in hervorragender Weise technisch und hygienisch vertreten sein. So entfällt ein weiterer Grund, um die Welt einzuladen, Wiens etwaige Fortschritte der letzten Jahre zu besichtigen.

Wir meinen aber, daß wir auch sonst einigermaßen Grund haben, eine solche Einladung nicht in die Welt zu senden, und nur demjenigen, der über die Bannmeile unserer Stadt nicht hinaus gekommen ist und dem ein gewisser trauriger Autochthonismus innewohnt, der die Fortschritte der Welt zu verfolgen nicht in der Lage ist, dürfte es verziehen werden, wenn er in das vormärzliche „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien" gedankenlos einstimmt. So wenig unsere politische Stellung im letzten Jahrzehnt in Europa eine glänzende geworden ist, so wenig ist es die communale Verwaltung, die uns das Recht gäbe, an der Spitze der großen Städte der Welt zu marschiren. Wenn beispielsweise Berlin einen solchen Aufruf ergehen ließe, die Stadt der Siege von 1866 und 1870, wo nicht blos die Zeichen und Trophäen des Ruhmes dieser Jahre aufgehäuft sind, sondern jetzt sozusagen die Fäden der Geschicke Europas gesponnen werden, die Stadt des Congresses und der europäischen Conferenzen, eine Stadt, die in einem halben Jahrhundert die Einwohnerzahl sich vervierfachen und ihre städtischen Ausgaben sich vervierzehnfachen sah, so würde man das trotz der Jugend dieser Stadt begreiflich finden. Denn dort hat sich allerdings Alles verändert ins Riesenhafte und mächtig entwickelt. Berlin ist eine ganz moderne, ja eine modernste Stadt geworden, sein Ruhm ist ein ganz neuer und junger, während der unserer guten Stadt der Ruhm einer alten Stadt, des Geschichtlichen ist. Und weiter: haben wir etwa Grund, unsere Parks und Plätze denen von Berlin, Paris und London an die Seite zu stellen? unsere Brückenbauten mit denen von London und Petersburg zu vergleichen? oder unsere Straßen, denen es durchaus an Breite fehlt, oder unsere so mangelhaften Communicationen mit denen der anderen Großstädte, oder etwa unsere Gartenanlagen mit dem Schmucke der Pariser Plätze, der dort ein volles Viertheil des Raumes der öffentlichen Plätze einnimmt, in Vergleich zu bringen? Können wir etwa unseren Naschmarkt, der einem Markte Italiens gleichkommt, mit den Markthallen Englands, Frankreichs und Belgiens vergleichen lassen? Sollen wir uns in der Straßenbeleuchtung wie im System der nächtlichen Reinigung der Hauptstraßen von Frankfurt und Brüssel belehren lassen, wie weit diese Städte uns voran sind? oder unser primitives Armenwesen mit den „Armenvätern vom Grunde" vorführen, oder unsere Gäste aus allen Städten der Welt eine Promenade entlang des Wienflusses unternehmen und sie dort die penetranten Miasmen einathmen lassen? oder unser Kanalisirungssystem zur Ausstellung bringen, welches dem Sielsystem von Hamburg und dem der französischen und englischen Städte nicht entfernt die Wage hält? Wien mit seiner hügeligen Lage, seinen vier durchziehenden Flüßchen und Bächen und seinem mächtigen Donaustrome als Aufnahmebecken, — wie ist doch das Marchfeld gar düngerbedürftig! — müßte — so hören wir die Vertreter der Großstädte sagen — in jedem Punkte allen anderen vorangegangen sein. Und die enorme Fleischtheuerung, zeigt sie nicht aufs Deutlichste, wie schlecht und theuer wir die Stadt approvisioniren? Diese und ähnliche Fragen legen sich die Wiener in diesem Augenblicke vor. Sie würden gewiß gastlich Vertreter anderer Großstädte begrüßen, aber nicht entfernt glauben sie ihre alte Kaiserstadt jetzt als Muster vorführen zu können.

Digitized by Google

Zu allerletzt meinen wir, käme es uns zu, jetzt das große Wort zu führen, und wir predigen lieber selbst die Selbsterkenntniß und Umkehr, bevor uns diese Ermahnung von anderer Seite entgegengeschleudert wird. Der Ringtheaterproceß mit seinen Consequenzen und seinen Bildern, auf denen wir den Bürgermeister und Polizeiräthe, städtische Ingenieure und Beamte auf der Anklagebank sahen, und die zahlreichen nachfolgenden Amtsentsetzungen scheinen fürwahr nicht geeignet, ein schmeichelhaftes Bild unserer öffentlichen städtischen Zustände zu bieten und uns als berechtigte Führer an der Spitze der großen Weltstädte gelten zu lassen. „Ein Civil-Königgrätz" — war das geflügelte Wort für den Zustand unserer städtischen Verwaltung nach dem Ringtheaterbrande. Nun wohl: wenn wir etwa nach der Schlacht bei Königgrätz in Wien eine Muster-Heeresverwaltung ausgestellt hätten, wie würde die Welt uns beurtheilt haben? Oder wenn wir die Staaten im Jahre 1866 eingeladen hätten, unter unserer Leitung die großen Fragen der Heeresverwaltung zu besprechen? Ersparen wir unserer Stadt das mitleidige Lächeln dieser Gäste, die spöttischen Bemerkungen und die herben Urtheile. Im Stadium des Werdens und der großen Reformen ist es am allerwenigsten angezeigt, Gäste zu sich zu bitten und hier große Berathungen über städtische Verwaltung zu pflegen. Eine Ausstellung von Plänen an sich bringt keinen Nutzen. Zunächst ist Berlin an der Reihe mit seiner wichtigen hygienischen Ausstellung, an welcher wir uns betheiligen und von der wir wünschen, daß sie uns nutzbringend werde. Ein internationaler Städtetag scheint uns aber ganz zwecklos zu sein. Denn solche Berathungen — noch dazu vielleicht in fremden Sprachen — ohne Kenntniß der Ortsverhältnisse, der einwirkenden Gesetzgebung, der klimatischen Bedingungen, ja selbst der Volkssitten, können keine Belehrung bringen.

Wir wollen lieber warten und lernen, und erst wenn wir gelernt haben, wenn die großen Aufgaben, welche wir jetzt durchzuführen haben, bewältigt sein werden, erst dann wollen wir uns wieder sehen lassen. Dann wird es auch einer Einladung gar nicht bedürfen, denn die Verwaltungen der Großstädte werden dann an Ort und Stelle erscheinen oder mindestens begierig Erkundigungen einholen über die großen Fortschritte, welche Wien gemacht haben wird.

Wien. Lictor.

* * *

Preisgekrönte Entwürfe zum Nationaldenkmal für Victor Emanuel in Rom.

Italien hat den Schöpfer seiner Einheit in großartiger Weise für alle Zeiten feiern wollen, indem es die namhafte Summe von neun Millionen zu einem Denkmal bestimmte, welches gleichzeitig die Wiedergeburt Italiens und den Beginn einer dritten großen Aera Roms darstellen sollte. Auch die Künstler aller Völker wurden bei dieser Bewerbung zugelassen; entweder in der Hoffnung, der monumentalen Kunst neue ungeahnte Wege zu erschließen, welche unserm Jahrhundert auch in dieser Richtung ein eigenes würdiges Gepräge verleihen könnte, oder weil in einem Kolossaldenkmal für Victor Emanuel in Rom nicht nur das Andenken des ersten Königs des neuen Italien in streng und ausschließlich nationalem Sinne ehrt, sondern gleichzeitig eine große neue Epoche der Geschichte veranschaulicht werden soll. Der Phantasie der Künstler war es vorbehalten, diesen Gedanken ohne jegliche Beschränkung zu beleben. Alles war ihnen freigestellt, sowohl die Form des Denkmals als die Wahl des Ortes, vorausgesetzt daß sich derselbe innerhalb der Mauern Roms befinde. Die einzige Beschränkung, welche man den Bewerbern auferlegte, bestand in der Bedingung, daß der Voranschlag die Summe von neun Millionen nicht überschreiten durfte.

Die dreihundert eingegangenen Entwürfe haben diese Erwartungen vollständig ernüchtert. Die Commission, welche aus italienischen Künstlern, Schriftstellern und Parlamentsmitgliedern unter dem Vorsitze des Ministerpräsidenten Depretis bestand, erklärte selbst die besten Entwürfe für der Ausführung unwürdig. Gleichzeitig verkündete sie daß sie die drei Preise auch nur deshalb zusprechе, weil das vom Parlament erlassene Gesetz bestimmt vorschreibe, den drei besten unter den eingereichten Entwürfen, auch wenn dieselben nicht zur Ausführung zu empfehlen seien, die Preise zuzuerkennen. Auf Grund desselben verlieh sie dem jungen französischen Architekten Nenot, Pensionär der französischen Kunstakademie in Rom, den ersten Preis von 50,000 Lire, den römischen Künstlern Ferrari und Piacentini den zweiten von 30,000, während sie den dritten von 20,000 Lire ebenfalls einem römischen Künstler Galletti zusprach. Die Verleihung der beiden ersten Preise kann, da doch nun einmal unter jeder Bedingung Preise vertheilt werden sollten, von der Commission mit gutem Gewissen gerechtfertigt werden, obgleich mindestens ein halbes Dutzend anderer Entwürfe vielleicht gleiche Vorzüge besitzen. Die Ertheilung des dritten Preises an Galletti ist dagegen ein unverzeihlicher Mißgriff. Der Entwurf Gallettis ist ein Anachronismus; von dem Standpunkt der Kunst aus eine Verneinung jeder Erhabenheit, jedes einheitlichen Gedankens. Das einzig Gute an dem Entwurf war die geschmackvoll entworfene Basis des Triumphpfeilers, dessen mit großen Reliefs gezierter Hauptsockel auf einer von allen vier Seiten schön aufsteigenden Treppe emporstrebt, die sich ihrerseits wieder aus einer viereckigen Grundmauer entwickelt, deren Ecken mit liegenden Löwen geschmückt sind. Ein besonderes Leben bekommt die ganze Basis durch die Reiterstatuen, welche sich vor der Mitte jeder Seite des Hauptsockels befinden und zwar auf die Treppe hinansteigenden Postamenten. Diese Statuen stellen Garibaldi und sonstige Krieger der Freiheitskriege dar, während die ebenfalls lebensgroßen Reliefs auf den vier Seiten des Sockels hinter den Reiterstatuen Ereignisse aus derselben Epoche veranschaulichen. Kleine Reliefs illustriren ferner die italienische Geschichte von 1848—1870 in immer kleiner werdenden Gürtelplatten, von dem Sockel des Pfeilers an bis zu der Spitze, welche mit der Reiterstatue des Königs diesen monumentalen Schornstein abschließt, der an Häßlichkeit dreist wetteifern darf mit der Berliner Siegessäule.

Edler gedacht und künstlerisch vollendet ist der mit dem ersten Preis gekrönte Entwurf Nenots. Ein großer Halbkreis von durchaus edelgehaltenen, von klassischem Geist inspirirten Colonaden wird in der Mitte von einem römischen Triumphbogen mit drei Oeffnungen unterbrochen, auf dessen Attika sich zwei Quadrigen erheben. Statt des Obeliskes, welcher die Mitte des St. Petersplatzes ziert, begegnen wir in dem Nenotschen Project, welches für die Exedra der Diocletiansthermen am Ende der neuen Via Nationale berechnet ist, einer Trajanssäule mit der Statue des Königs. Acht sitzende Marmorstatuen umgeben die Basis der Säule. Die Colonaden des Halbkreises sind überragt von einer Attika für Inschriften und für fünfzig Standbilder berühmter Italiener. Die Wände des Porticus, welcher zweiunddreißig Bogen umfaßt, sind für Freskobilder aus der italienischen Geschichte bestimmt. An den beiden Enden des Halbkreises befinden sich große Springbrunnen: eine letzte Reminiscenz an dem Petersplatz. Die Jury hat in dem Projecte Nenots offenbar nur die bewundernswerthe technische Vollendung und die Reinheit des Stiles krönen wollen.

Umgekehrt erging es dem dritten preisgekrönten Entwurf, welche den zweiten Preis von 30,000 Lire erhielt. In ihm dominirt in eminenter Weise der historische Gedanke. Der Bildhauer Ferrari und der Architekt Piacentini, die Urheber des Entwurfes, wählten mit richtigem Takt für das Königsdenkmal das Capitol und zwar den nördlichen Abhang. Hier würde das Monument von jedem Punkte der Stadt aus sichtbar sein. Der Entwurf ist aber, wie er vorliegt, allerdings schwerlich ausführbar. Das Labyrinth von Exedren, Rampen, Porticos, Plätzen, Statuen und Gruppen ist zu verworren und uneinheitlich, an mancher Stelle zu langweilig; zu problematisch in der Perspective bei der praktischen Ausführung, um als Complex den Eindruck einer vollendeten Großartigkeit hervorzurufen. Auch in den Details fehlt es häufig an der richtigen Auffassung, was namentlich bei der Königsstatue zu tadeln ist, welche in der unthätigen, sitzenden Haltung Victor Emanuels in der großen Nische des Triumphbogens einen schreienden Widerspruch bildet gegen den Charakter des Befreiers Italiens nicht weniger als gegen den ungeheuren architektonischen Apparat, der zu der Statue emporstrebt und dessen Krönung oder Endzweck sie doch eigentlich sein soll. Trotz der Unausführbarkeit und aller Mängel dieses Entwurfes, bei welchem die Ueberschreitung des Kostenanschlages nicht die kleinste Rolle spielen dürfte, ist derselbe unseres Erachtens dennoch entschieden das fruchtbarste aller eingegangenen Projecte. Der Gedanke, welcher dem Entwurf zu Grunde liegt, ist richtig und großartig. Das Parlament würde daher gut thun, denselben zu erfassen und die neue engere Bewerbung, welche jetzt bevorsteht, auf die Errichtung des Denkmals auf den von Piacentini und Fessari bezeichneten Platz zu beschränken.

Rom. Justus Ebhardt.

* * *

Digitized by Google

Ein neuer Ahasver, Berliner Sittenbilder. Roman von Fritz Mauthner. (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.) Dieser Roman ist keine epochemachende Erscheinung, aber interessant, spannend, frisch und keck erzählt, voll witziger Pointen, scharfer, satirischer Geißelhiebe und theilweise vortrefflicher Charakteristik. Die Sprache ist durchweg rühmenswerth, hin und wieder nicht ohne poetischen Anstrich. Ein gesunder Realismus waltet vor, der beweist, daß Mauthner scharf und richtig zu sehen weiß und daß er dann rücksichtslos die Ergebnisse dessen, was er gesehen, aufdeckt. In der Technik zeigt sich nicht das Geringste vom Anfänger mehr; Mauthner hat auch in dieser Beziehung nur „nach berühmten Mustern" gearbeitet, er ist routinirt, wie Einer, der schon auf eine Vergangenheit von vierzig Romanbänden zurückblickt. Und dabei ist ihm Alles sichtlich leicht und glatt aus der Feder geflossen, nichts Gekünsteltes, nichts Gesuchtes ist in dem ganzen Buche; nicht zu viel Reflexion, nirgends ein zu aufdringliches Hervortreten der Tendenz. Alles in Allem: eine sehr anerkennenswerthe Leistung, im besten Sinne modern, auf sehr gesunder Grundlage aufgebaut und zu den besten Hoffnungen berechtigend.

Der Roman führt uns in die allerneueste Gegenwart, ja, die Ereignisse der letzten zwei Jahre haben ihn inspirirt. Der neue Ahasver ist ein moderner, gebildeter Jude — was man eben so Jude nennt. Er stammt aus dem Prager Judenviertel und hat sich nicht taufen lassen. Aber innerlich gehört er längst der großen Christenheit zu und trägt kein Bedenken, auch äußerlich zu ihr überzutreten, als seine Vereinigung mit einer jungen Dame aus adeliger Familie davon abhängig gemacht wird. Da tritt plötzlich die moderne Judenhetze ein, die Unterschiede der Confessionen und Rassen werden wieder einmal aufs Schärfste einander gegenübergestellt. Was nun? In diesem Augenblick seine Stammesgenossen zu verlassen, würde dem Doctor Heinrich Wolf eine elende Feigheit erscheinen. Nun plötzlich, da man die Juden verketzert, fühlt er sich als Jude, muß er es bleiben. Und der Ausgang muß demzufolge ein tragischer sein. Ob so tragisch, wie Fritz Mauthner ihn schildert, darüber ließe sich mit ihm rechten.

Um diesen Kern der Handlung gruppirt sich eine reiche Fülle charakteristischer Episoden. Nur im „Tagebuch des Quartaners Heinrich Wolf" fällt Mauthner aus der Rolle. So schreibt man als Quartaner nicht; das ist die vollbewußte Ironie, die uns in jenen Jahren noch fremd ist. Und weshalb soll sich denn schon der Quartaner in religiöse Zweifel verlieren? Der hat doch an Anderes zu denken! T—n.

* * *

Das Zeitungswesen sonst und jetzt. Von Detlev Freiherrn von Biedermann. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

Ein seichtes und schlecht geschriebenes Buch über die Entwickelung des Zeitungswesens von seinen ersten Anfängen bis auf den heutigen Tag, wo die Presse die „sechste Großmacht" geworden. Die Fragen, weshalb, wie und wann die Zeitungen entstanden sind, werden hier sehr oberflächlich erörtert. Auch der Anfang, welcher die bisher vorhandene Literatur über den Gegenstand oder doch einzelne Bruchstücke desselben aufführt, ist höchst lückenhaft. Die ganze Schrift kennzeichnet sich als ein gehässiges Pamphlet gegen die liberale Presse mit den bekannten Declamationen über die Käuflichkeit der Journalisten.

* * *

Aus hohen Regionen. Roman von Adolf Glaser. Wismar, Hinstorff. 2 Bde. Den Mittelpunkt dieses Buches bilden zwei jugendliche Mitglieder einer Zigeunerbande, der geniale, musikalisch reich beanlagte Basil und die liebliche, von einem einflußreichen Kardinal stammende Gemma. Beide werden durch die Hochherzigkeit einer Prinzessin dem Vagabundenleben entrissen, erhalten eine vortreffliche Erziehung und finden endlich, allerdings erst nach Beseitigung unlöslich scheinender Hindernisse, in dauernder Verbindung ihr Glück. Der Schauplatz des reich bewegten Romans befindet sich theils in Deutschland, theils in Paris und Italien, und spielt in den „hohen Regionen". Der Verfasser hat unzweifelhaft einzelne Vorgänge und Schilderungen dem Leben eines uns nicht allzu fern stehenden Hofes entnommen. Der sonst guten Composition ist entschieden der Vorwurf zu machen, daß die Familienbeziehungen derer von Linstein zu complicirt sind. Es fehlt überdies die innere Wärme. Selbst in den ergreifendsten Augenblicken paßt die Sprache sich wenig der Situation an und kommt fast gar nicht aus dem gewohnten Geleise. Am besten gelungen ist die Charakteristik. Eine kleine Ausstellung müssen wir nur bei der Schilderung des Felix von Schmidt machen. Das Vorleben dieses Herren stimmt doch wohl nicht ganz mit seinem späteren und äußerst gewandten und gewissenlosen diplomatischen Treiben überein. M.

* * *

Berliner Schattenrisse. Skizzen von Ernst Lehmann. Berlin, Sonntag. Der Verfasser hat es verstanden, eine Reihe lebenswahrer Charaktere aus dem weltstädtischen Leben herauszugreifen und nicht ohne Plastik und Frische in der Darstellung uns vorzuführen. Anklänge an Kossaks Feuilletons und Springers „Berlin wird Weltstadt" sind freilich bei solchen Arbeiten schwer zu vermeiden.

Offene Briefe und Antworten.

Eine Erinnerung an Freiligrath.

Geehrtester Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir, anknüpfend an den Artikel: Aus Freiligraths Dichterwerkstatt, Ihren Lesern von einer Jugenderinnerung an den Dichter zu erzählen. — Die erste Stätte, wo Freiligraths Gedichte in Druck erschienen, war das oft genannte Mindener Sonntagsblatt. Als Redacteur desselben zeichnete Dr. Nicolaus Meyer, ein Bekannter von Goethe, der Briefe und Geschenke mit ihm wechselte, auch lag er der Poesie ob und nebenbei ein wenig der Medicin. Er war Hausarzt bei meinen Eltern, aber in ernsten Krankheiten wurde ein Anderer angenommen. Mein Vater, der Regierungsrath Freiherr Leopold von Hohenhausen, stand in freundschaftlichen Beziehungen zu ihm und hatte ihm die Redaction des Mindener Sonntagsblattes übertragen, dessen eigentlicher Gründer und Besitzer er selber war, auch besorgte er fast alle Redactionsgeschäfte selbst, wobei ich ihm helfen mußte, obwohl ich erst sechzehn Jahr alt war. Der „Correcturjunge" wurde mir oft bis in den Ballsaal nachgeschickt; wenn es an Manuscript fehlte, mußte ich eilig nach Hause kommen um etwas herbei zu schaffen. In meiner Eigenschaft als Mitredacteur lag es mir nicht nur ob, die Correcturbogen durchzusehen, sondern auch mein Urtheil über die eingegangenen Manuscripte abzugeben. Freiligraths feste zierliche Handschrift war oft darunter; er lebte damals noch als Handlungslehrling in Soest und war vielleicht erst neunzehn Jahr alt. Beifolgendes Gedicht habe ich abgelehnt wegen der sehr komischen Schlußverse:

In der Frühlingsnacht.

Die Nachtviolen geben
Mir ihren Balsamkuß,
Die Nachtigallen eben
So ihres Lieds Genuß.

Mit wonnetrunknem Herzen
Seh' im Kastanienbaum,
So weiß wie Weihnachtskerzen,
Ich seiner Blüthen Flaum.

Du Mädchen aus der Fremde,
Holdsel'ge Frühlingspracht —
Und ich steh hier im Hemde,
Schau träumend in die Nacht!

Das Gedicht wurde natürlicherweise niemals gedruckt, aber alle anderen Erstlings-Erzeugnisse seiner Muse fand ich hochpoetisch, wenn ich mir auch zuweilen einige kleine Aenderungen darin erlaubte. Ich briefwechselte dieserhalb einige Mal mit dem Dichter, den es höchlich zu ergötzen schien, daß ein blutjunges Mädchen sich zu seiner Recensentin aufwarf.

Berlin. Fr. von Hohenhausen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur: Theophil Zolling in Berlin.
Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Digitized by Google

Inserate.

Aus dem

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin W.

(Besser'sche Buchhandlung) Behrenstrasse 17.

1882.

Theodor Birt, Das antike Buchwesen in seinem Verhältniss zur Litteratur mit Beiträgen zur Textgeschichte des Theokrit, Catull, Properz und anderen Autoren. Eleg. geh. 12 *M.*

Hans Droysen, Athen und der Westen vor der sicilischen Expedition. Eleg. geh. 1 *M.* 50 *Pf.*

Adolf Schoell, Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens. Gesammelte Abhandlungen. Eleg. geh. 9 *M.* In Leinwand gebunden 10 *M.* 20 *Pf.* In feinstem hellen Halbkalblederband 12 *M.*

Bernhard Weiss, Das Leben Jesu. In zwei Bänden. Band I. Eleg. geh. 8 *M.* 60 *Pf.* In Halbfranz gebunden 10 *M.*

Richard Maria Werner, Lessings Emilia Galotti. Nebst einem Anhange: Die dreiactige Bearbeitung. Eleg. geh. 1 *M.* 60 *Pf.*

Literarische Neuigkeiten für die **Sommerfrische** und **Badeaufenthalt** aus dem Verlage von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig:**

Heidel, H., Jorinde und andere Geschichten. 16. 23 Bogen. *M.* 3.—

Baumbach, R., Sommermärchen. 16. 19 Bogen. II. Auflage. *M.* 3.—

Diese beiden Bände sind der Beginn einer Sammlung von Schriften, deren Inhalt bestimmt ist, die Leser erfrischend über die Alltäglichkeit zu erheben. Gleich wie wir durch Orts- und Luftwechsel uns derselben zeitweise zu entziehen suchen, so bezwecken diese Novellen und Märchen auch nichts anderes. In ihnen athmet Lebenslust, fröhliche Beschaulichkeit, Zufriedenheit mit dem beschiedenen Dasein und deshalb mögen sie sich am ersten zur Mitnahme auf Erholungsreisen eignen und dazu bestens empfohlen sein. Gleiche Richtung verfolgen die in gebundener Sprache erschienenen Dichtungen:

Mein Frühjahr, erste Gedichte von **R. Baumbach** (*M.* 2.80), dessen **Spielmannslieder** (*M.* 2.—), **Lieder eines fahrenden Gesellen** (*M.* 3.20), **Zlatorog** (*M.* 2.—), **Frau Holde** (*M.* 2.—), und die kürzlich erst erschienenen: **Der letzte Wendenkönig von J. v. Wildenradt** (*M.* 3.80) und **Canzonero.** Ein Buch der Lieder und Balladen von **Schafheitlin** (*M.* 1.50).

Deutsches Dichterheim.

Neue Blätter für Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben von

Paul Heinze.

Diese Zeitschrift, welche soeben ihren 3. Jahrgang antritt, zählt zu ihren Mitarbeitern die namhaftesten Dichter der Gegenwart, wie **Karl Bartsch, Ed. v. Bauernfeld, Felix Dahn, K. E. Franzos, Eman. Geibel, Karl Gerok, Rud. Gottschall, Jul. Grosse, Klaus Groth, Wilh. Jensen, Gottfr. Kinkel, Herm. Kletke, Herm. Lingg, Hieron. Lorm, Alfr. Meißner, Alb. Möser, Emil Rittershaus, Otto Roquette, A. F. Graf von Schack, Jul. Sturm, Albert Träger, Robert Waldmüller-Duboc, Feodor Wehl** u. A. — Demungeachtet bahnt das „Deutsche Dichterheim" auch in weiteren Kreisen noch unbekannten Talenten bereitwilligst einen ehrenvollen Weg in die Oeffentlichkeit und ermangelt bei der Reichhaltigkeit seines Inhaltes (Gedichte, Novelletten, literar. und kulturhistor. Skizzen, kritische Revuen, ästhetische Studien 2c.) gewiß nicht des allgemeinsten Interesses.

Monatlich 2 Nummern in der Stärke von 16—24 Seiten. Preis 5 *M.* halbjährlich. Probenummern durch jede Buchhandlung, sowie direct von der

Expedition des **„Deutschen Dichterheim"** in **Dresden-Striesen.**

In dem **Klassiker-Verlag** des **Bibliographischen Instituts** in **Leipzig** erschien soeben:

Lenaus sämtliche Werke,

mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen.

2 Bände. Preis gebunden 4 *M.*

Die Biographie bringt zum erstenmal die Namen derjenigen Persönlichkeiten, welche von Einfluß auf die poetische Produktion und den Lebensgang des ebenso großen wie unglücklichen Dichters gewesen sind. Die Einleitungen geben über die Entstehungszeit und den geschichtlichen Stoff der größeren Dichtungen Aufschluß, außerdem sind alle in den spätern Auflagen weggelassenen Gedichte und Strophen und im Anhang eine Reihe geistreicher Bemerkungen und Schilderungen aus Lenaus Briefen beigebracht.

Verlag von **Johannes Kriebel** in **Hamburg.**

Goethes Faust

II. Theil

für die Darstellung eingerichtet, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von

Robert Buchholz.

Hrn. J. Pollini, Director d. Stadttheaters in Hamburg, zugeeignet.

7 Bogen in 16. Eleg. geh. Preis 1 *M.*

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Machiavelli, Niccolo, Mandragola. Komödie in fünf Aufzügen. Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Albert Stern. Mit dem Bildniß Machiavelli's. Preis 1 *M.*

Das dem größeren Publikum bisher fast gänzlich unbekannte derb-satyrische Lustspiel des berühmten Politikers, das genialste der italien. Literatur, zugleich ein getreues Spiegelbild der corrumpirten Sitten der altflorentinischen Republik, erscheint hier in neuer Uebersetzung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Humoristischer Roman von Alphonse Daudet.

Im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden** und **Leipzig** erschien soeben:

Wundersame Abenteuer

des edlen

Tartarin von Tarascon.

Roman

von

Alphonse Daudet.

☛ Einzig autorisirte Uebersetzung mit dem Portrait Daudet's. ☚

Preis eleg. brosch. **M. 2.50,** fein geb. **M. 3.50.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Soolbad Nauheim

b. Frankfurt a. M. Station d. Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche u. gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säuerlinge. Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirluft. Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

Grossherzoglich Hessische Bade-Direction Bad Nauheim.

Jäger.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehmann, A., Prof. Dr., **Sprachliche Sünden der Gegenwart. 3. verbesserte und vermehrte Auflage.** gr. 8. Preis geh. *M.* 2.80.

Der Herr Verfasser hat das als trefflichen Rathgeber auf stilistischem Gebiete längst anerkannte Buch aufs Neue sorgfältig durchgearbeitet, die Zahl der angeführten Beispiele beschränkt, dafür aber **vier neue wichtige Kapitel hinzugefügt** und damit den Werth seines Werkes noch erhöht.

Braunschweig, Juni 1882.

Friedrich Wreden.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 15. Juli 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Der Reichskanzler und die deutsch-östreichischen Parlamentarier. Von Junius Austriacus. — Ueber russische Justiz. Von Alphons Thun. — **Literatur und Kunst:** Religion und Wissenschaft. Von Eduard von Hartmann. — Die Grenzen des Ekels in der Kunst. Von Julius Duboc. — Berliner Sittenromane. Von Adolf Gerstmann. — Eine Stunde im Standesamt zu Winkelsroda. Von Emil Peschkau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Von Adolf Jansen. — Inserate.

Der Reichskanzler und die deutsch-östreichischen Parlamentarier.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel fiel plötzlich das Urtheil des Fürsten Bismarck über die deutsche parlamentarische Partei in Oestreich unter die Bevölkerung der deutsch-östreichischen Länder nieder. Ganz unerwartet kam den für ihre Nationalität, für ihre Sprache, für die historische Stellung des Deutschthums heroisch kämpfenden Deutschen Oestreichs dieser Berliner Flankenangriff, von einer Seite, von der man ihn am allerwenigsten erwartete. Man glaubte sich aller Sympathien versichert halten zu dürfen, welche die Stammesgenossenschaft, die Sprachverwandtschaft, eine tausendjährige geschichtliche Zusammengehörigkeit, ein brüderliches Fühlen voraussetzen lassen, und man hatte auf deutscher Seite in Oestreich unter den schwierigsten Kämpfen stets das Gefühl, daß die deutsche Mutternation an diesen Kämpfen durchaus den lebhaftesten Antheil nehme. In diesem Gefühle war man stark und führte den Kampf gewissermaßen sub auspiciis der moralischen Theilnahme der Nation. Wir haben Grund zu glauben, daß die Deutschen in Oestreich auch nach der Bismarck'schen Rede über die „Herbstzeitlosen" noch immer der brüderlichen Sympathien ihrer Stammesgenossen jenseits der schwarzgelben Pfähle sich versichert halten dürfen und glauben, daß eben auch in diesem Punkte wie in vielen anderen der Schöpfer von Deutschlands Einheit, der erste Beamte des deutschen Kaisers sich gleichwohl nicht als der Vertreter der im deutschen Volke herrschenden Gedanken und Empfindungen betrachten läßt. Immerhin ist bei der Stellung des Redners, bei seinem großen und gewichtigen Einflusse auf die Geschicke der Völker eine Aburtheilung wie diejenige, welche der deutsche Reichskanzler in seiner Rede über das Tabaksmonopol angesichts der herrschenden Verhältnisse in Oestreich ausgesprochen, von einer geradezu für das Schicksal der Deutschen in Oestreich verhängnißvollen Bedeutung.

Beobachten wir zunächst die Wirkung dieses merkwürdigen Redepassus in Oestreich, so hört man auf allen Seiten nichts als Fragen, Fragen, die sich auf die Natur der Rede, auf ihre Form, auf ihren Inhalt, auf ihren Anlaß, auf ihren Zweck und ihre nächsten oder ferneren Ziele beziehen, Fragen, die von deutscher, von slavischer, von liberaler, von klerikaler Seite erhoben werden, Fragen, die nichts beweisen als die außerordentliche Verlegenheit, welche diese merkwürdige Rede der Beurtheilung bereitet, Fragen, die nur zu deutlich zeigen, daß diese Rede weder einem anderen Bedürfnisse als dem des Kanzlers entgegenkam, noch irgendwie Jemandem zu Danke oder zu Liebe gehalten werden konnte, diese Rede, die zu gleicher Zeit die abfälligste Kritik gegen die Deutschen und die Hoffnung auf die Wiedererlangung ihres Uebergewichtes und die Berechtigung desselben ausspricht, eine Rede, deren Sinn Niemand kennt und die eine fortgesetzte Reihe von Räthseln zu sein scheint, ein großes Aenigma, ein großes Fragezeichen für uns?

Man fragt: Wie kommt der Minister eines fremden Staates dazu, so interne Angelegenheiten eines anderen zu discutiren? Wie kann ein Minister eines befreundeten Staates sich aller Rücksichten derart entschlagen, daß er von dem Verhältnisse der einzelnen Nationalitäten zur Dynastie spricht, ja sogar die Bedingungen ihrer „Erhaltung" erwägt? Doch das sind formelle Fragen. Aber man fragt auch: Fühlt sich der deutsche Reichskanzler denn so sicher in der Kenntniß der parlamentarischen Vorgänge, der Coulissengeheimnisse des östreichischen Abgeordnetenhauses, daß er das Leben der Fractionen mit-, die Beziehungen derselben zueinander und zu den Trägern der Macht so genau kennt, um daran eine Kritik auf öffentlicher Tribüne zu knüpfen? Welcher Anlaß war überhaupt dazu vorhanden, um Sätze von dem Gewichte auszusprechen, wie beispielsweise der, daß die sogenannten Herbstzeitlosen, das heißt die ganze „Vereinigte Linke" des Abgeordnetenhauses, also fast genau die Hälfte der ganzen Abgeordnetenzahl, die Möglichkeit der Regierung, mit den Deutschen zu gehen, „ruinirt" habe, ihr Maßlosigkeit und doctrinäre Forderungen vorzuwerfen und die Anklage hinzuschleudern, daß die Deutschen die Dynastie genöthigt hätten, sich mehr an andere Parteien und Elemente anzulehnen, im Interesse ihrer Erhaltung?! Und diese Anklagen wurden von der „Nordd. Allg. Ztg." vielfach erweitert und gar bis zur „chronischen Gegnerschaft gegen jede erbliche Dynastie" ausgedehnt. In dem Bismarck'schen Leiborgan wird die horrende Anklage gegen die deutsch-östreichischen Parlamentarier erhoben, daß sie den Kaiser regieren, doch nicht vom Kaiser regiert werden wollten, daß sie dem Monarchen keine andere Wahl ließen, als entweder nach dem Willen der Herren Herbst und Genossen die Regierung zu führen, oder von denselben dauernd bekämpft zu werden!

Fürwahr, man staunt über das Ungeheuerliche einer solchen schwerwiegenden Anklage und fragt sich ganz verwundert: welcher Anlaß war dazu vorhanden? Und galt es wirklich nur, die Schwierigkeit, mit Parlamenten zu regieren, an Oestreich zu exemplificiren? War das überhaupt nur der Zweck dieser Rede, dann hat der eiserne Kanzler mit Kanonen nach Sperlingen geschossen. Immer und überall hört man die Frage erheben: Kann Bismarck die Deutschen in Oestreich beleidigen wollen, welche einen schweren Kampf um die deutsche Cultur, die deutsche Nationalität führen, die Stützen des östreichisch-deutschen Bünd-

Digitized by Google

nisses sind und die Vertheidiger desselben zu allen Zeiten waren, die lebhaftesten Sympathien für das deutsche Reich mitten in den Krisen von 1870—71 bekundeten, wo sie dem kämpfenden Bruderstamme die beste Rückendeckung gaben und es verhinderten, daß die slavisch-klerikale Partei Oestreich an die Seite Frankreichs gedrängt hätte? Den Slaven will es selbst gar nicht zu Sinn, und wie sehr sie sich freuen, daß Bismarck dem Herbst das Colchycin, die aus den Herbstzeitlosen bereitete giftige Mixtura gereicht, sie können es nicht recht fassen und wittern ein gegen sie gerichtetes Manöver, bestimmt, ein Bestreben zu maskiren, die östreichischen Deutschen näher an Deutschland zu bringen, eine deutsch-östreichische Zolleinheit und was dergleichen Thorheiten mehr. Genug, er ist auch für unsere Gegner unfaßbar — dieser Bismarck'sche Angriff. Oder sind die Deutschen in Oestreich dem deutschen Reichskanzler nun so wenig werth wie die Genossen seiner Vergangenheit in dieser großen Zeit, die Delbrück, Camphausen, Falk ꝛc., die er auch verleugnet? Man fragt sich ferner: Kann Bismarck den Czechen, Polen, Slovenen und all den Hassern des Deutschthums zu Gefallen die Deutschen für regierungsunfähig erklärt haben? Hält er denn wirklich die centrifugalen Elemente für regierungsfähiger und diese slavischen Gegner des Deutschthums, die sonst bei seinem Namen drei Kreuze schlagen, jahrelang die Freundschaft mit Deutschland perhorrescirten, 1870—71 den heftigsten Haß gegen Deutschland zu Tage treten ließen, eingebildete oder erlogene französische Siege feierten oder in Memoranden an Napoleon III. gar diesem den Weg durch Oestreich nach Deutschland wiesen; hält er diejenigen, unter deren Aegide die deutschen Männer der Wissenschaft in Prag insultirt und ehemalige deutsche Reichsbürger, die in wissenschaftlichen Missionen in ihrer zweiten, östreichischen Heimat wirken, fortgesetzt in Journalen proscribirt werden, hält er wirklich diese Elemente nicht blos für regierungsfähiger, sondern auch für Deutschland befreundeter, für Oestreich vortheilhafter als die Deutschen? Und hat er auch nur einen Augenblick daran gedacht, welches Gewicht ein Votum hat wie das seinige, wenn es gegen die Deutschen fällt? Man hört hier ganz deutlich klagen: „Er hat uns bei unserem Monarchen angeklagt, er hat uns in Gegensatz gebracht zur Krone, er hat uns im Rücken überfallen und uns unsäglichen Schaden zugefügt." Und sein Urtheil wird als das des großen Staatsmannes, des sachverständigen Politikers, des gründlichen Kenners anerkannt, von den Feinden der Deutschen mit Schadenfreude wiederholt und gewiß auch an höchster Stelle ernst genommen und gewürdigt werden. Denn schon einmal wurde vom Throne herab den Deutschen „factiöse Opposition" vorgeworfen. Wie anders, denn als eine Verstärkung dieses Wortes (in einer an die Triester Abgeordneten gerichteten kaiserlichen Ansprache) wird es aufgefaßt werden, wenn ein Bismarck von der „Maßlosigkeit doctrinärer Forderungen", von der „Regierungsunfähigkeit" der Deutschen, von ihrer Art, die Möglichkeit der Regierung mit den Deutschen zu „ruiniren" auf öffentlicher Tribüne spricht! Wollte Bismarck vielleicht dem Grafen Taaffe ein Echo leihen, wollte er der cisleithanischen Regierung einen „Dienst" erweisen, zeigen, daß er mit ihr und nicht mit den Deutschen gehe, vielleicht öffentlich gegen dieselben demonstriren und protestiren; war dieser Redepassus vielleicht von Wien aus bestellt, erbeten? vielleicht längst vorbereitet und kam erst jetzt gelegentlich zum Ausdrucke? Auch das sind Fragen, die allgemein erwogen werden.

Wir sagen, der Angriff hat sich gegen die Deutschen in Oestreich gerichtet. Man wird dagegen einwenden, daß er nur die Anhänger Herbsts nenne; allein wir sagen mit gutem Bedacht gegen die Deutschen, weil das deutsch-östreichische Volk hinter seinen Abgeordneten steht, mit jenen solidarisch ist, in ihnen den reinsten Ausdruck seiner Gesinnungen sieht, sie mit seinem Vertrauen beehrt, dieselben stets von Neuem in den Reichsrath entsendet und nie und nirgends ein Dissens über die Haltung der Abgeordneten gegenüber der Regierung zwischen Wählern und Gewählten zum Ausdrucke gekommen ist. Nicht einmal die östreichische Regierung hat es jemals gewagt, eine Behauptung aufzustellen wie diejenige, daß die Vertreter des Volkes nicht auch die Gesinnungen ihrer Wahlkreise wiedergeben, und es gehört eben Bismarcks Voreingenommenheit gegen den Parlamentarismus dazu, die kürzlich in seinen Reden zu Tage getretene Fiction, daß die wahre Volksvertretung stets nur in der Regierung und in den Dynastien gesucht werden müsse, um die Behauptung zu wagen, daß die „Herbstzeitlosen" nicht die Gesinnungen des Volkes wiedergeben. Ist dies aber der Fall, dann richtet sich ja Bismarcks Anklage gegen das deutsch-östreichische Volk, gegen sein Kämpfen und Ringen. Aber in Oestreich liegen die Dinge überhaupt anders, und eine Fiction von der Art Bismarcks läßt sich hier noch viel weniger festhalten, weil eben Graf Taaffe nicht Fürst Bismarck ist und eine Concurrenz zwischen den Volksvertretern Herbst und Genossen und dem Grafen Taaffe auch nicht einen Augenblick lang gedacht werden kann, wie beispielsweise Bismarck sie zwischen sich und Richter aufzustellen liebt. Herbst speciell ist nicht der Führer des deutsch-östreichischen Volkes, er ist es leider nicht, weil er zum Führen vor Allem nicht die taktische Gewandtheit, die diplomatische Anlage, die eiserne Energie besitzt; er hat ferner keinerlei transigirendes Talent, wie Bennigsen oder Windthorst, andererseits auch keine dictatorische Natur wie Gambetta, der herrschen, seinen Willen den Parteigenossen aufzwingen wollte oder könnte, sondern er ist eben nur das größte Talent der Partei, ein Mann, der mit dem lautersten Charakter den hingebendsten Patriotismus, die erstaunlichste Vielseitigkeit in der Beherrschung der Gegenstände, eine ungeheure Sachkenntniß, ein großes dialektisches Talent von sieghafter Beredtsamkeit verbindet und sich durch diese Vorzüge gewissermaßen von selbst, ohne es zu wollen, auf die Oberfläche bringt, oder sich auf die Oberfläche bringen läßt. Es mag ja immerhin ein Unglück für die Oestreicher sein, daß dem größten Talente nicht die Führerschaft und das Talent hierzu eigen ist, und bis zu einem gewissen Grade möchten wir ihn speciell besonders unter den heutigen Verhältnissen für regierungsunfähig halten, aber nur deshalb, weil er, ein Mann gar nicht nach dem Geschmacke Bismarcks, lediglich an seinen Ueberzeugungen festhält, nicht zu Geschäften nach Art der Berliner Centrumsmänner und der östreichischen Rechtspartei geeignet, ein Mann mit wenig Glauben und viel Zweifel, ein politischer Positivist nach jeder Richtung, dabei ein bei allem durchdringenden Verstande sehr schlichter Volksmann und deshalb durchaus kein diplomatisirendes Talent, kein Mann der Gelegenheiten und also in Bismarcks Augen in der That kein Führer ist, von dem wir sehr gerne glauben, daß er seine Zeit öfter verpaßt und damit vielleicht auch die Partei geschädigt hat, soweit derselben der Machtbesitz in manchen Augenblicken zufallen konnte oder nicht. Aus all diesen Gründen glauben wir, war der giftige Witz von den Herbstzeitlosen ziemlich deplacirt und wohl nur geeignet, den Hohn und Spott der Gegner der Deutschen in Oestreich herauszufordern.

Allerdings ist es heute unzweifelhaft, daß die Deutsch-Oestreicher zwei große Fehler durch ihre Haltung in den Jahren 1878 und 1879 begangen haben, indem sie einestheils gegen die Occupationspolitik opponirten ohne jegliche Aussicht auf Erfolg, andererseits den Widerstand gegen die Verlängerung der Gültigkeitsdauer des Wehrgesetzes um zehn Jahre als Losungswort in den Wahlkampf warfen, wenn auch gestützt auf die gute Absicht, Ordnung in den finanziellen Haushalt zu bringen und das Deficit zu beseitigen. Dieser Widerstand gegen das Wehrgesetz war es zumeist, welcher in den höchsten Kreisen die Besorgniß nahelegte, daß auf der Seite der Deutsch-Liberalen nicht die genügende Rücksicht auf die Wehrkraft genommen würde und weiter das Bestreben hervorrief, sich jenen Parteien zu nähern, welche willig in der Delegation wie im Reichsrathe der Kriegsverwaltung alle Mittel zugestanden. Heute, wo wir die Folgen der damaligen taktischen Fehler einsehen und empfinden, uns vergeblich nach einem Ministerium Pretis sehnen, das die Krone den Deutschen vergeblich angeboten, heute müssen wir es wohl bekennen: Die Opposition gegen das Wehrgesetz war allerdings eine überflüssige und unglückliche. Ueberflüssig,

Digitized by Google

weil ja die beiden Häuser des ungarischen Reichstages, Abgeordnetenhaus und Magnatentafel, das Wehrgesetz bereits bewilligt hatten und von dem Herrenhause des östreichischen Reichsrathes zu erwarten war, daß es das Gesetz mit Sicherheit votiren werde, so daß bestenfalls die Majorität des Abgeordnetenhauses — die sich übrigens nie gefunden hätte — allein gestanden und allein in der Opposition gewesen wäre. Doch auch dazu kam es eben nicht. Wie ziffermäßig vorauszuberechnen war, wurde das Wehrgesetz auch dort votirt und die deutsch-östreichischen Abgeordneten hatten lediglich eine liberale Anstandsrolle gewählt, indem sie allerdings in doctrinärer, catonischer Strenge ihrem Grundsatze der Herabminderung der Lasten platonisch treu bleiben konnten. Dieser verhängnißvollen Programmtreue zu Liebe geriethen die deutsch-liberalen Abgeordneten in allerlei Irrthümer. Sie hatten von vornherein die Occupationspolitik verurtheilt. Der Natur der Sache nach sagte Andrassy vorher nicht die Wahrheit oder sogar das Gegentheil davon, um nicht die letzten Ziele seiner Politik bloßzulegen, ganz ähnlich, wie Bismarck in der Conflictepoche seine letzten Ziele nicht bezeichnete und deshalb den Widerspruch der Fortschrittspartei ertrug, sich über die Verfassung hinwegsetzte und lieber nachträglich die Indemnität einholte. Aber ebensowenig wie das preußische Abgeordnetenhaus ein Vorwurf treffen kann, daß es seinerzeit ohne Kenntniß dieser Ziele Bismarcks diesem Widerstand leistete und das verfassungsmäßige Recht vertheidigte, ebensowenig läßt sich den deutsch-östreichischen Abgeordneten aus ihrem Widerstande gegen die, wie man sieht, dem alten östreichischen Staatskörper schädliche Occupation ein Vorwurf machen. Dieser Widerstand war auch, nachdem ganz Europa Oestreich das Mandat übertragen hatte, nutzlos, und es läßt sich nur darüber streiten, ob die Negation klug und diplomatisch war; an ihrer Nutzlosigkeit konnten die Abgeordneten selbst nicht zweifeln. Sie hielten es eben für logisch, die nachträgliche Kritik fortzusetzen, mit denselben Argumenten, welche sie vorher gegen denselben Gegenstand gerichtet hatten. Aber diese „historische" Kritik änderte nichts an den Thatsachen, war also unschädlich und mußte noch nicht die Deutscheu allesammt „unmöglich" machen. Sie beraubten sich allerdings in höchsten Kreisen damit des Prädicates der Regierungsfähigkeit und schufen sich jedenfalls an Andrassy, den man sonst für den Freund der Deutschen und für einen Feind der inneren slavischen Bewegung gehalten, einen neuen und mächtigen Gegner, der, wie es schien, die Berechtigung der Führerschaft der Deutschen in Oestreich anerkannte, gleichwol aber sich gegen diejenigen kehrte, welche als Gegner der Occupation ihm entgegen traten, ihm als kurzsichtig und doctrinär erschienen. Die von den deutschen Parlamentariern vorausgesagten Folgen sind in den Occupationsländern nicht ausgeblieben. Andrassy ist vom Schauplatze abgetreten und überläßt die Sorge der Regierung Anderen. Aber es scheint, als ob die Meinung, welche Andrassy von den Deutschen in Oestreich und ihren Führern und speciell von Herbst gewonnen, in dem vielfachen diplomatischen und persönlichen Verkehre Andrassys mit Bismarck sich auf den deutschen Reichskanzler übertragen und ihm die Gesichtspunkte zur Beurtheilung der östreichischen Verfassungspartei geliefert hätte.

Vielleicht bedauert der Kanzler wie Andrassy die Wendung, welche die Geschicke der Deutschen in Oestreich genommen. Denn es ist ja auch, wie wir lesen, ein den Deutschen in Oestreich geltender wohlwollender Passus in seiner Rede enthalten, in welchem ganz deutlich die Berechtigung der Deutschen in Oestreich zur Führerschaft zugestanden und die Tradition der deutschen Dynastie und ihr Zusammenhang mit dem deutschen Elemente in Oestreich ganz besonders betont wird. Aber, um auf unsere Eingangs erwähnten Betrachtungen und Fragen zurückzukommen, die wohlwollende Beurtheilung der Stellung der Deutschen verschwindet ganz und gar gegenüber den schroffen und schweren Anklagen, die in der Rede und in dem Commentar der „Nordd.-Allg. Ztg." enthalten sind. In dem letzteren ist gar von einer „chronischen Gegnerschaft gegen jede erbliche Dynastie" die Rede, als ob nicht im östreichischen Herrenhause Fürsten und Grafen, Hofwürdenträger, Generale, die Präsidenten der höchsten Gerichtshöfe, hochbetagte Staatsmänner vom hohen Range im Ruhestande, von außerordentlich verdienstvoller Vergangenheit, die Partei Herbst in der ersten Kammer lebhaft unterstützten, weil sie gerade in dieser Partei, der sie sich anschließen, die Einheit des Reiches, die Erhaltung der kaiserlichen Macht und des kaiserlichen Ansehens, die Kräftigung aller reichseinheitlichen Elemente und Factoren, die Bewahrung der historischen Traditionen der großen Regenten, die Berücksichtigung der mächtigen Bedürfnisse der Gegenwart erblicken, während die heutige Regierung von Elementen unterstützt wird, welche jahrelang die Einheit des Reiches perhorrescirten, sich in Declamationen und Protesten ergingen, den Föderalismus und die „Entkaiserung des Landes" lehren, das Landrecht über das Reichsrecht stellen und dabei gegen die Deutsch-Oestreicher alle Rücksichten außer Acht lassen, sie einfach niederstimmen, ihnen das Wort abschneiden, wenn sie, ihrem Programme getreu, sich activ an der Politik betheiligen wollen. Nicht um von der Regierung einen Vortheil zu empfangen oder mit ihr Transactionen zu pflegen, wie Bismarck den Parlamentariern zuzumuthen scheint, betheiligen sich die Deutschen liberaler Gesinnung noch am Parlamente, sondern lediglich zur Vertheidigung der arg bedrohten Nationalität. Sie können nicht mit einer Regierung auch nur zeitweise gehen, welche die Deutschen Oestreichs mit verschiedenen Mitteln zuerst in die Minorität gebracht, sie mit dem Sprachenzwangsgesetze beglückt und ihnen einen czechischen Justizminister und zwei polnische Minister gegeben hat, die Slovenisirung von Steiermark und Krain betreibt, die Deutschen aus den höchsten Verwaltungsämtern entfernt, die Prager czechische Universität gegründet hat — von solcher Regierung hält sich die deutsche Partei der Herbstzeitlosen ferne. Sie muß ihr Widerstand leisten, weil sie sich in einer diametral entgegengesetzten Richtung heimisch fühlt, sowohl in nationaler als in der liberalen Richtung, ja sogar in der Frage der Verfassung und der Verwaltung des Reiches. Da wäre es denn ganz begreiflich, wenn die Partei der Herbstzeitlosen eine Thätigkeit verfolgte, „welche mit dem unfruchtbaren Beharren in einem selbstgeschaffenen Schmollwinkel ihren Abschluß findet", wie die „Nordd.-Allg.-Ztg." meint. Doch ist dem nicht so; denn alle Tage sind wir Zeugen von den lebhaften und heroischen Kämpfen, welche die Deutschen in Oestreich führen für die Existenz ihrer Nationalität, ihrer Sprache und Cultur, die sie gleichzeitig als die Fundamente der Einheit des Staates betrachten und betrachten dürfen. In diesem Kampfe aber verdienen sie fürwahr eher die sympathische Theilnahme ihrer Stammesgenossen als den Hohn und Spott jenes Staatsmannes, welcher sich als die Verkörperung der deutschen Reichseinheit und gleichzeitig der innigen Verbindung Deutschlands und Oestreichs darstellt.

Junius Austriacus.

Ueber russische Justiz.

Von Alphons Thun.

Im westlichen Europa steht wohl bei allen denkenden Leuten die Meinung fest, daß in Rußland die Justiz in politischen Angelegenheiten vor der Polizei die Segel streichen muß, und daß in der Verhaftung wie Verurtheilung der „nicht wohlgesinnten" Leute die vollste Willkür herrscht. Nur einmal hatte, in Folge der besonderen Bürgschaftsleistung des Justizministers Grafen Pahlen für den ordnungsgemäßen Ausgang des Processes, die Regierung sich dazu entschlossen, Wera Sassulitsch vor das Geschwornengericht zu stellen; seit der damals erfolgten Freisprechung sind aber die Nihilisten den ad hoc ernannten Special- und Kriegsgerichten überwiesen worden. Die Verhaftungen sind der Willkür der Gendarmen und Polizeibeamten überlassen und die Urtheile der Gerichte stehen von vornherein fest, falls die Ver-

Digitized by Google

hafteten überhaupt noch vor die Gerichte kommen und nicht „auf administrativem Wege" in die Gefängnisse und die Verbannung wandern müssen.

Wie ergeht es dort den politischen Verbrechern? Das ist eine Frage, auf welche die Regierung wohl kaum jemals mit voller Wahrheit antworten wird. Denn was die nihilistischen Zeitungen, insbesondere die „Narodnaja Wolja" darüber mittheilen, ist zu fürchterlich, wenn auch keineswegs unglaublich. Hat doch General Trephoff in seiner geheimen, nunmehr aber gedruckten Denkschrift an den Kaiser selbst zugegeben, daß er den Bogoljubow habe peitschen lassen, und entschuldigt er sich doch nur damit, daß jener frech und widerspenstig, und daß die Züchtigung, da jener bereits verurtheilt und überdies nur der Sohn eines Küsters, auch rechtlich zulässig gewesen sei. Die Nihilisten dagegen in einer sehr lesenswerthen Flugschrift „Die Baschi-Bozuks von St. Petersburg" stellen jeden Anlaß seitens des Bogoljubow in Abrede, schildern die maßlose Wuth und die Thätlichkeiten des Generals Trephoff, den allgemeinen Aufruhr, der in Folge dessen unter den Gefangenen ausbrach und sich in Lärmen und Schimpfreden kundgab, dann die fürchterlichen Mißhandlungen, welche sie dafür zu erdulden hatten, und endlich die scheußlichen Carcer, in welche sie gesetzt, und aus denen nicht einmal die Excremente herausgetragen wurden, bis nach mehreren Tagen ein Arzt sich ins Mittel legte, da mehrere Gefangene erkrankt waren.

Im Charkow'schen Centralgefängniß wurden die Gefangenen soweit getrieben, daß sie, um eine Besserung in ihrer Behandlung herbeizuführen, nichts mehr zu essen begannen. Man versprach ihnen nun, ihre Wünsche zu erfüllen, hat aber nichts davon gehalten. Physisch und geistig gebrochen, konnten sie einen so schrecklichen Protest gegen ihre Lage nicht wieder erneuern und ertrugen fünf Jahre lang alle Leiden; viele starben inzwischen, andere verloren den Verstand. Je ergebener sie ihr Schicksal trugen, desto grausamer behandelte sie der Gefängnißaufseher. Da beschlossen sie, denselben zu ermorden. Myschkin, der die große Vertheidigungsrede beim Proceß der 193 in Petersburg gehalten hatte, versuchte ihn in der Kirche niederzuschlagen; aber dieses Vorhaben eines Verzweifelten mißglückte, und er selbst wurde schwer verwundet.

Die jahrelange Einzelhaft mit all ihren Schrecken und die darauf folgende Zwangsarbeit in den Bergwerken sind schlimmer als der Tod. Eine Begnadigung ist kaum erwünscht. Als am 3. November 1880 der Procureur in die Kasematten kam, um drei zum Tode Verurtheilten die Begnadigung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit mitzutheilen, mußte er mit einigem Mitleid erklären, daß er den Befehl des Kaisers nicht zu ändern vermöge. In der Peter-Pauls-Citadelle von St. Petersburg sitzen die Gefangenen in Zellen, welche so kalt, dunkel und feucht sind wie das Grab. Die Fensterscheiben sind mit Farbe beschmiert und verbreiten so wenig Helligkeit, daß die Lichter nur während zwei Stunden am Tage ausgelöscht werden. Die Nahrung besteht aus Kohlsuppe und Grütze zu Mittag und je einem Stück Brot am Morgen und Abend. Die Oefen werden alle drei Tage geheizt, manchmal auch noch seltener; die Wände sind daher feucht und auf dem Boden stehen buchstäblich Pfützen. Die Gefangenen sitzen dort in Unterkleidern und in Arrestantenmänteln. Spazierengehen dürfen sie blos einen Tag um den andern und zwar nur eine Viertelstunde. Sonst haben sie keine andere Zerstreuung. Als Subkowski sich einst Würfel aus Brot formte, um die Stereometrie zu wiederholen, nahm man ihm dieselben fort mit dem Bedeuten, daß Sträflingen Zerstreuungen verboten seien. So leben sie denn wie im Grabe, und da Selbstmorde unvermeidlich erscheinen, werden wohl noch ein Gendarm und ein Soldat als Aufpasser in die Zelle gesetzt, welche das Dasein vollends unerträglich machen. Wenn dann ein Gefangener irgend etwas betrachtet, so springt der Gendarm auf und fragt ihn, was er da zu schauen habe. Jede Bewegung der Hand, jede Neigung des Kopfes wird beobachtet. Der Gendarm hat ein Hand- und ein Taschentuch bei sich, welches die Gefangenen nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse benutzen dürfen. Krankheit und Irrsinn sind unter solchen Umständen unvermeidlich; Martikowski und Zuckermann sind wegen Raserei sogar ins Carcer gesteckt worden.

Aus den Gefängnissen werden die nach Sibirien Verbannten nach Nischni-Nowgorod geführt, wo sie auf großen Holzbooten (Barschen) eingeschifft werden. Sie nehmen Platz auf dem Verdeck, welches leicht überdacht und an den Seiten mit einem dicken Drahtnetz umgeben ist. Die Hälfte der Barsche ist von Criminalverbrechern und deren Familien eingenommen. Hier ist das Reich des Todes. Diphtheritis, Typhus, Masern und Scharlach strecken erbarmungslos die Erwachsenen, namentlich aber die Kinder nieder. Fast an jedem Halteplatze tragen die begleitenden Soldaten todte Säuglinge heraus. Die enge Krankenabtheilung unter Aufsicht eines unwissenden Feldscheers ist stets überfüllt. So geht es mit geringer Unterbrechung vierzehn Tage lang fort bis Tomsk. Hier werden die Gefangenen zu dreien auf eine Fuhre gesetzt, bewacht von einem Soldaten, einem Gendarmen und dem Fuhrmann. Statt des sonst üblichen „Gott segne uns!" ertönt das Commando des Offiziers: „Ladet das Gewehr! den Hahn gespannt! Wenn Jemand fliehen will, so schießet! Tödtet ihr ihn, so erhaltet ihr fünf Rubel Belohnung für jeden Menschen!" Und der lange Zug von Wagen setzt sich in Bewegung, umschwärmt von einer großen Anzahl berittener Soldaten.

Der Weg ist abscheulich. Ist ein leichter Schnee gefallen so ist er so schmutzig, daß die Pferde sich nur mit Mühe weiter bewegen können und oftmals stehen bleiben müssen. Die Wagen sind eng und nicht selten fallen die Gefangenen in den Schmutz. Es ist eine wahre Tortur, einen ganzen Tag und noch einen Theil der Nacht in Kälte und Nässe und in der Gefahr aus dem Wagen zu fallen zuzubringen. Selbst starke Naturen leiden unter hysterischen und Ohnmachtsanfällen. Endlich taucht in der Ferne ein rohes Blockhaus auf, es ist die Etappe. Mag sie noch so abscheulich sein, man wird doch immerhin ausruhen, sich wärmen und trocknen können — denken die ermatteten Wanderer. Aber die Wirklichkeit zerstört erbarmungslos diese Träume. Die enge Behausung vermag nicht die ganze Gesellschaft zu beherbergen, die Mehrzahl muß die Nacht in dem engen Zwischenraum über den Pritschen zubringen, welche unter der Decke sich hinziehen. Auch schlafen dürfen die Gefangenen nur der Reihe nach. Auf den Pritschen und in den Ecken sind uralte Ablagerungen von Schmutz, und in den Ritzen der Holzwände eine zahllose Menge von allerlei Parasiten, welche keine einzige Minute Ruhe gönnen. Der eiserne, bis zur Rothglühhitze gebrachte Ofen trocknet bis zu dem Grade die Luft aus, daß das Athmen erschwert wird und bei Vielen eine Entzündung der Augenlider eintritt. Sobald aber das Einheizen aufhört entflieht die Wärme so rasch durch die Spalten der Wände und die aufgehenden Thüren, daß der Pelz keinen Augenblick abgelegt werden kann. Unter solchen Umständen vermag von einer Ruhe nicht die Rede zu sein, um so weniger, als viel Zeit zum Trocknen der Kleider verwendet werden muß. Welch trauriges Bild bietet zu solcher Zeit das Etappenhaus dar! In der nebligen, von Ausdünstungen erfüllten Atmosphäre drängen sich beim Schein eines flackernden Talglichtes die jungen Leute mit ihren bleichen, ermüdeten Gesichtern. Unter der Decke ziehen sich die Schnüre und Gürtel hin, auf welche die nassen Kleidungen gehängt werden. Einige trocknen ihre Kleider am eignen Körper, indem sie vor der Ofenthür sitzen, Andere halten sie direct vor den glühenden Ofen. Diejenigen, welche vor Ermüdung nicht mehr auf den Füßen stehen können, breiten sie auf dem schmutzigen und nassen Boden aus und legen sich darauf, um sie durch die eigene Körperwärme zu trocknen.

Alle diese Leiden in Verbindung mit der unzureichenden Nahrung rufen häufige Erkrankungen hervor, namentlich an Typhus; einige Personen werden wahnsinnig, wie die ihren Mann in die Verbannung begleitende Frau des Doctor Belaja. Die Lage der Kranken ist schrecklich. Sie werden ungeachtet ihres Zustandes gezwungen mitzufahren, und es bedarf des sehr ener-

Digitized by Google

gischen Auftretens der ganzen Gesellschaft der Sträflinge, um die Beamten zu vermögen, sie in einem Krankenhause unterwegs zu belassen. In den größeren Städten gibt es dann auch umfangreichere Gefängnisse, in welchen eine Rast von ein paar Tagen gemacht wird. Aber wie sind dieselben beschaffen! Sie bestehen aus zwei Kammern, vor denen sich je ein Vorzimmer befindet. Hier liegt der schrecklichste Abort, den man sich denken kann. Kein Wunder, daß die Gefangenen am Typhus erkranken, wie z. B. der Militärveterinär Sokownin und zahlreiche andere.

Unter solchen Bedingungen geht die mehr als sieben Monate dauernde Reise der Gefangenen vor sich. Nirgendwo und niemals findet die grenzenlose Verachtung des Lebens und der Leiden der Mitmenschen einen so grellen Ausdruck als hier. Wessen Gesundheit ist wohl fähig, solche Entbehrungen zu ertragen! Man füge noch hinzu den ganzen Jammer für den gebildeten Menschen, der uncontrolirten Willkür von groben und frechen Beamten unterworfen zu sein, und alle die kleinen Bedrückungen und Vergewaltigungen, welche an den Gefangenen ausgeübt werden, so ist es wohl verständlich, wie sie in Raserei oder Tobsinn verfallen können. Es bedarf außerordentlicher Geduld und Willenskraft, um die Ausbrüche alles Unwillens zurückzudämmen.

Aber alle diese Leiden sind nur die Blüthen des harten Loses der Verbannten, die Früchte warten ihrer am Orte ihrer Bestimmung. Ein Theil der zu Zwangsarbeit Verurtheilten wird in den Goldbergwerken von Kara beschäftigt. In dem dortigen Gefängnisse, einem gewöhnlichen, von einem hohen Zaun umgebenen Bauernhause, sind gegenwärtig 83 Männer untergebracht. Die Enge ist unerträglich; Stühle und Tische sind nicht vorhanden, nur Pritschen, auf denen die Gefangenen dicht neben einander liegen müssen. Die Nahrung besteht ausschließlich in Brod, da die Suppe außer ein wenig Grütze nur heißes Wasser enthält. Thee wird Morgens und Abends getrunken und nur am Abend durch Zucker versüßt. Die Wirthschaft wird auf allgemeine Kosten geführt von einer Commission, welche die Nahrung wohl verbessern darf, aber nicht kann, weil die Mittel dazu nicht hinreichen. Ein Krankenhaus gibt es nicht und die Kranken liegen in einer Reihe mit den Gesunden auf den Pritschen; sie werden von den Medicinern unter ihren Genossen behandelt. Der größte Trost ist für sie der Empfang von Büchern und Zeitungen, ihre einzige Hoffnung die Rückkehr in die Heimat. Diese Hoffnung ist so stark, daß sie sich stets in einem exaltirten Zustande befinden. Sie bemühen sich ihren Kummer zu unterdrücken und stets heiter zu erscheinen. Streitigkeiten sind eine große Seltenheit, ununterbrochen werden Scherze und Gelächter vernommen. In Folge einer Verordnung des liberalisirenden Grafen Loris-Melikow vom 15. December 1880 hat sich die Lage der Verbannten wesentlich verschlimmert. Es wurde nämlich die Unterscheidung der gewöhnlichen und der gebesserten Gefangenen aufgehoben und mehrere bereits zur freien Ansiedelung Gelangte wieder in Ketten geschlossen. Ferner mußten alle Zwangsarbeiter nicht nur bei der Arbeit, sondern auch im Gefängniß gefesselt werden, endlich wurde — was das Unmenschlichste war — die Correspondenz mit den Verwandten verboten. Die Verbannten wollten es anfangs nicht glauben, daß Loris-Melikow eine solche barbarische Verordnung erlassen habe, er, den die Zeitungen als humansten Mann in Rußland rühmten; bald jedoch wurde ihnen die Richtigkeit der Zeitungsnachrichten durch die That bewiesen.

Nicht besser als die für Zwangsarbeit Verurtheilten haben es die zur freien Ansiedelung Verbannten. So schreibt uns ein auf administrativem Wege Verschickter aus dem Lande der Jakuten im hohen Norden: „Wir leben im Dunkeln und brennen Licht während $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden, um zu lesen; mehr Geld können wir auf Lichte nicht verwenden; Brod essen wir nicht, sondern nähren uns von Fischen; Fleisch zu erhalten ist unmöglich." Etwas besser ist die Lage der Verbannten in den Städten; aber auch hier findet sich der nämliche chronische Hunger, der gleiche Mangel an Zeitungen. Eine regelmäßige Postverbindung existirt dort nicht einmal; ein Brief ist von Olekminsk nach Werchojansk (es sind dies zwei sibirische Orte) zehn Monate unterwegs gewesen. „Ich danke Euch, ihr Freunde (so schreibt ein Verbannter), für die Zusendung der Zeitungen. Nur schade, daß ich sie nicht lesen kann, da es weder Lichte gibt noch ich sie kaufen kann. Mein Scorbut wird immer ärger, und da auf einen Transport an einen besseren Ort nicht zu rechnen ist, so hoffe ich darauf, in diesem Winter zu sterben." Das Leben in der Verbannung ist schwer, ja gegenwärtig noch schwerer als in der Zwangsarbeit, und Selbstmord und vorzeitiger Tod sind dort eine ebenso gewöhnliche Erscheinung wie hier.

Die einzige Erlösung von Qualen und Tod bietet die Flucht. In letzterer Zeit haben einige glückliche Versuche dazu stattgefunden. Am bemerkenswerthesten war die Flucht der Breschkowskaja, von Tjutschew, Schamarin und Litschew im vorigen Jahre. 180 Werst lang setzte man ihnen nach mitten durch die undurchdringlichen Wälder hinter dem Baikal-See; sie überschritten reißende Flüsse, vor denen ihre Verfolger erstaunt stehen blieben, krochen steile Felsen empor, in welche sie Stufen mit ihren Beilen hieben, und wurden nur gefangen, weil sie von ihrem Führer im Stich gelassen wurden. Das Los der eingeholten Flüchtlinge ist ein hartes; ihre Strafe wird in der Regel verdoppelt.

Mancher Leser wird nun ausrufen: die Nihilisten, die Kaisermörder, haben aber auch kein besseres Los verdient! Gemach! Die Kaisermörder sind, soweit sie bekannt geworden, bereits gehenkt. Unter den Zwangsarbeitern und Verbannten befinden sich aber auch viele, welche keine andere Schuld tragen, als daß sie geheimen Gesellschaften angehört, daß sie friedliche Propaganda im Volke gemacht und revolutionäre Broschüren vertheilt haben. Ja noch mehr. Unter ihnen befindet sich eine große Anzahl auf administrativem Wege Verbannter, Leute, welche die Regierung nicht einmal vor ein Gericht zu stellen gewagt hat. Es sind dies Personen, welche man heimlich Nachts ihren Familien entrissen und in Gefängnisse gesperrt hat, so lange es gerade gut schien, und dann, ohne ihnen selbst zu sagen wofür und wohin, tausende Werste weit fortschickte und endlich in den Jurten der Samojeden und Ostjaken frei ließ. Viele Frauen und Mütter wissen bis auf den heutigen Tag nicht, wo sich ihre Angehörigen befinden. So leben in der Jakutischen Landschaft mehr als 70 administrativ Verbannte, davon in Olekminsk 7, in Jakutsk selbst 10, in Werchojansk und Kolymsk je 9, die übrigen sind zerstreut in den Lagern der Eingeborenen. Aber selbst diese schauerliche Gegend hat die Sucht die Verbannten zu martern nicht befriedigt, und es ist daher gegenwärtig jenseit der arktischen Zone in ewiger Nacht ein Centralgefängniß für politische Verbrecher erbaut worden, in Nischni-Kolymsk. Hierhin ist, wenn man Gerüchten Glauben schenken darf, Tschernyschewski übergeführt worden, den die zeitgenössischen Revolutionäre als geistigen Vater ihrer socialistischen Bewegung feiern. Er befindet sich schon seit dem Jahr 1864 in Sibirien und ist gegenwärtig ein zu Tode gequälter und, wie man sagt, geistig gestörter Greis.

Mögen bei solchen Schilderungen auch einzelne Uebertreibungen mit unterlaufen; im Wesentlichen sind sie richtig, das bestätigen alle Berichte aus früherer und neuerer Zeit. Lange schon war Sibirien das Grab der russischen Freiheitskämpfer und wird es wohl noch auf lange hinaus bleiben — eine fürchterliche Anklage gegen den Despotismus der russischen Czaren.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Religion und Wissenschaft.

Von Eduard von Hartmann.

Ohne die Vorstellung eines religiösen Objectes gibt es kein religiöses Verhältniß, ohne religiöses Verhältniß keine religiöse Geistesthätigkeit. Wäre die Vorstellung des religiösen Objectes bloßer Bewußtseinsinhalt ohne Beziehung auf ein jenseits des Bewußtseins gelegenes wirkliches Wesen und ohne Ueberzeugung von der wirklichen Existenz eines solchen Wesens, dann wäre sie schlechthin untauglich zur Begründung eines religiösen Verhältnisses. Eine blos im Bewußtsein liegende Vorstellung, von welcher man weiß, daß ihr keine unabhängig vom Bewußtsein bestehende Wirklichkeit entspricht, wird eben damit als ein blos ideales Produkt der subjectiven Bewußtseins-Thätigkeit gewußt, und macht die Anknüpfung eines religiösen Verhältnisses unmöglich. Wird die bewußtermaßen blos subjectiv-ideale Vorstellung eines Objects trotz ihrer Wahrheitslosigkeit dennoch als Anknüpfungspunkt für ein religiöses Verhältniß hingestellt, so wird letzteres damit in die Sphäre der bewußten Illusion herabgesetzt, d. h. in eine Sphäre, in welcher der Verstand kritisch aufräumen muß; auch wenn der Mensch durch seine psychische Organisation genöthigt wäre, immer von Neuem dieses illusorische religiöse Verhältniß anzuknüpfen, so würde er ebenso sehr durch seine psychische Organisation immer von Neuem genöthigt sein, den illusorischen Charakter desselben zu enthüllen und das auf Illusion ruhende Verhältniß zu zerstören. Ein solcher Kampf zwischen religiöser Phantasie und kritischem Verstand müßte nothwendig im Laufe der Generationen von dem Uebergewicht der Phantasie zu dem Uebergewicht des Verstandes führen und mit einer durch Anpassung und Vererbung gehäuften Abänderung der psychischen Organisation in dem Sinne enden, daß die Anlage und der Trieb zu den religiösen Functionen bis unter die Schwelle des Bewußtseins herabgedrückt werden und verkümmern.

Wäre dies die wirkliche Sachlage, so wäre es Pflicht jedes vernünftigen Menschen, den Sieg der Vernunft in diesem Entwickelungsgange des religiösen Bewußtseins, d. h. die Ausrottung des religiösen Triebes zu befördern und zu beschleunigen, und es ist baare Inconsequenz aus Feigheit, wenn die Vertheidiger des illusorischen Charakters der religiösen Vorstellungen dieser Schlußfolgerung durch allerlei Winkelzüge auszuweichen suchen. Wenn z. B. alle menschlichen Vorstellungen nachweislich ohne alle transcendentale (d. h. über den Bewußtseinsinhalt hinausreichende) Geltung und Bedeutung sind, so sind auch alle vorstellungsmäßigen Voraussetzungen des religiösen Verhältnisses als unwahr gewußt, insofern dieselben eine transcendentale Geltung und Bedeutung beanspruchen, wie sie es müssen, um zur Grundlage eines religiösen Verhältnisses dienen zu können; mit anderen Worten: das Dogma des transcendentalen Idealismus hebt die Möglichkeit der Religion ihrem Begriff nach auf, und läßt sie als bloße, vom Verstande stetig zerstörte Illusion der Phantasie bestehen bis zu dem Zeitpunkt, wo durch modificirte Anpassung der psychischen Organisation die Religion aufhört, selbst als Illusion zu bestehen.

Um nichts besser läge die Sache, wenn der Mensch zwar die transcendentale Unwahrheit seiner Vorstellungen nicht wissen könnte, aber ebenso wenig die Ueberzeugung der transcendentalen Wahrheit derselben zu besitzen vermöchte, denn er würde in diesem Falle zwar auf Grund der möglichen Wahrheit seiner religiösen Vorstellungen ein religiöses Verhältniß anknüpfen können, aber er würde niemals die Zuversicht gewinnen können, daß er nicht auf Grund der möglichen Unwahrheit seiner Vorstellungen sich mit illusorischen religiösen Functionen zum Narren habe. Ein solcher Zweifel muß aber auf die Intensität und Innigkeit des religiösen Verhältnisses nothwendig lähmend wirken. Man denke nur zum Vergleich an die Stimmung eines Menschen, der sich durchs Fernrohr in die schöne Bewohnerin eines fernstehenden Hauses verliebt hat, aber nie darüber ins Klare kommt, ob die vermeintliche Schöne nicht doch blos ein ans Fenster gelehntes Bild sei, oder aber an die Stimmung eines anderen Menschen, der sich in ein ihm des Nachts häufig wiederkehrendes Traumbild verliebt hat, und keinen rationellen Grund zu der Erwartung hat, daß dieses weibliche Idealbild seiner Träume die wahrträumende Vorahnung von einer wirklich lebenden und dereinst ihm begegnenden Person sei; so gebrochen wie ein solches Liebesverhältniß, so gebrochen wird das religiöse Verhältniß bei fortdauernder schwankender Ungewißheit über die transcendentale Wahrheit oder Unwahrheit der religiösen Vorstellung sein.

In dieser Lage aber wäre der Mensch, wenn die religiösen Vorstellungen bloße Postulate des religiösen Bedürfnisses, d. h. einer bestimmten Anlage der menschlichen Organisation wären, aber niemals durch theoretisches Erkennen bestätigt oder verificirt werden könnten. In diesem Falle wäre nämlich niemals auszumachen, ob die Erfordernisse des in der menschlichen Organisation gelegenen religiösen Bedürfnisses Wahrheit im transcendentalen Sinne besitzen, oder ob sie bloße Illusionen (wenngleich psychologisch bedingte Illusionen) sind. So lange der Anbeter seines schönen vis à vis die Hoffnung hat, der Dame einmal auf der Straße zu begegnen, oder durch irgend einen Zufall Gelegenheit zum Eintritt in ihre Wohnung zu gewinnen, so lange mag er die Zweifel über Bild und Wirklichkeit niederkämpfen und seine Leidenschaft durchs Fernrohr nähren; sobald er aber jede Möglichkeit der Verification seiner Annahme abgeschnitten sieht, wird er vernünftiger Weise ein Verhältniß von so zweifelhafter objectiver Grundlage abbrechen und seine Neigung zur Fortsetzung desselben bekämpfen.

Es soll natürlich keineswegs bestritten werden, daß bei einem um theoretische Speculation völlig unbekümmerten Menschen, der noch niemals über die Gründe seiner religiösen Ueberzeugung nachgedacht hat und noch gar nicht von Zweifeln an der transcendentalen Wahrheit seiner religiösen Vorstellungen berührt worden ist, die Forderung derselben durch das religiöse Bedürfniß ausreichender subjectiver Grund einer religiösen Ueberzeugung sein könne; es wird nur das behauptet, daß da, wo einmal der Unterschied zwischen religiösen Postulaten und theoretischen Erkenntnissen dem Verständniß aufgegangen ist, das Dogma von der Unmöglichkeit, die religiösen Postulate durch theoretisches Erkennen zu verificiren, nothwendig den Zweifel über die transcendentale Wahrheit derselben wachrufen und durch den Gedanken an die Möglichkeit ihres blos illusorischen Charakters die Festigkeit und Haltbarkeit des religiösen Verhältnisses in wachsendem Maße untergraben muß. Wie der transcendentale Idealismus, so muß also auch der theoretische Skepticismus die Religion im Laufe der Generationen entwurzeln, indem er zwischen den religiösen Vorstellungen und dem theoretischen Erkennen eine unüberbrückbare Kluft eröffnet und die menschlichen Geisteskräfte durch Spaltung in zwei völlig beziehungslose Gruppen nach beiden Seiten depotenzirt. Der transcendentale Idealismus wie der Skepticismus laufen beide, wenn sie die Religion retten wollen, auf eine Lehre von einer doppelten Wahrheit hinaus; die haarsträubende Widersinnigkeit dieser liefert das deutlichste Kennzeichen dafür, daß sie nur die Verlegenheitsausflucht für einen die Religion begrifflich aufhebenden Standpunkt zur Verhüllung seines wahrhaft destructiven Charakters darstellt.

Wenn es sonach ein schlechterdings unzulässiger und auf die Dauer unhaltbarer Versuch ist, die von dem religiösen Bedürfniß geforderten vorstellungsmäßigen Voraussetzungen von dem Inhalt des theoretischen, erkennenden Bewußtseins isoliren und unabhängig machen zu wollen, so bleibt nur übrig, daß die ersteren mit den letzteren übereinstimmen, zwar nicht in dem Sinne einer vollständigen Deckung beider Seiten, aber doch so, daß der Vorstellungsgehalt des religiösen Bewußtseins vom theoretisch erkennenden Bewußtsein nicht nur nicht bestritten, sondern in der Hauptsache bestätigt und verificirt wird.

Digitized by Google

Einerseits hat das theoretisch erkennende Bewußtsein ein breiteres Gebiet als das religiöse und schließt eine Menge Stoff in sich ein, der dem religiösen Bewußtsein als solchem unwesentlich dünkt; anderseits kann das religiöse Bewußtsein mit hoffender Erwartung in nebelhafte Fernen hinausschweifen, in Betreff deren das theoretisch erkennende Bewußtsein wegen Mangel an empirischen Daten über seine inductiven Entscheidungen noch nicht schlüssig geworden ist. Aber der Kern beider Seiten, der religiösen und theoretischen Weltanschauung, muß schlechterdings übereinstimmen, und diejenigen Theile, mit welchen beide sich nicht decken, sondern über einander hinausragen, müssen in solcher gedanklichen Uebereinstimmung mit dem beiden gemeinsamen Grundstock von Vorstellungen stehen, daß ein Widerspruch schlechthin ausgeschlossen bleibt.

Die für das religiöse Bewußtsein unwesentlichen Seiten der theoretischen Erkenntniß dürfen doch niemals etwas Irreligiöses oder gar Antireligiöses enthalten, sondern müssen sich bis auf das kleinste Pünktchen der religiösen Weltanschauung widerspruchslos einordnen, ja sogar, in die rechte Beleuchtung gerückt, derselben immer neue Bestätigung und Befestigung bringen, wenn auch das Gewicht dieses Zuwachses für gewöhnlich zu unerheblich scheint, um nicht die Mühe der Beschäftigung mit denselben im blos religösen Interesse zu wenig belohnt zu finden. Ebenso müssen diejenigen Theile der religiösen Weltanschauung, mit welchen dieselbe über die theoretische Weltanschauung übergreift, so beschaffen sein, daß sie nicht nur der letzteren nicht widersprechen, sondern sogar im Falle der nachträglichen theoretischen Verification eine schätzbare Vervollständigung ihres systematischen Zusammenhanges darstellen. Das religiöse Bewußtsein muß wünschen, daß diese Verification recht bald eintreten möge, beruhigt sich aber bis zu dieser erhofften Bestätigung damit, daß diese übergreifenden Hypothesen erstens mit der theoretischen Weltanschauung im besten Einklang stehen und zweitens durch die Erfordernisse des religiösen Bedürfnisses vorläufig hinlänglich gewährleistet sind.

Das theoretische Erkennen hat zwar diese aus der psychischen Organisation des Menschen stammenden Bedürfnisse und Postulate ebenfalls als empirische Daten zu respectiren, welche bei dem Inductionscalcül gleichfalls mit in Rechnung gestellt werden müssen, aber es kann ihnen bei unbefangener Würdigung nicht das gleiche Gewicht beimessen, wie das religiöse Bewußtsein naturgemäß thun muß, insofern es unter dem unmittelbaren gefühlsmäßigen Druck seines Bedürfnisses steht. Das theoretische Erkennen hat immer mit der Möglichkeit zu rechnen, daß entweder das fragliche religiöse Bedürfniß auf einer nothwendigen Illusion beruhe, oder aber, daß es nur erst einer niederen, noch unentwickelten Stufe des religiösen Bewußtseins angehöre, beim Fortgang zu einer höheren Stufe aber eine ganz andere Gestalt gewinnen und zu ganz anderen vorstellungsmäßigen Voraussetzungen führen werde; das religiöse Bewußtsein hingegen hat es nur mit sich selbst auf der jeweilig erreichten und eingenommenen Entwickelungsstufe zu thun und kann bei der Intensität seiner eigenen Bethätigung nicht zugleich noch auf die Relativität seiner Erscheinungsform reflectiren.

Wenn die Entwickelung des religiösen Bewußtseins zur höchsten Stufe gelangt ist, und das theoretische Erkennen constatirt hat, daß das religiöse Bedürfniß in dieser seiner vollkommenen Gestalt keinerlei Illusionen, weder nothwendige noch zufällige, mehr braucht und zuläßt, dann verschwindet naturgemäß jedes überschießende Plus der religiösen Weltanschauung über die theoretische, indem die Werthung der empirischen Daten des religiösen Bewußtseins als Inductionsmaterial für beide ganz dieselbe wird. Die religiöse Weltanschauung hat dann nicht mehr nöthig, im Moment religiöser Erregung das Gewicht des religiösen Bedürfnisses und seiner Postulate zu überschätzen, weil das theoretische Erkennen diese Postulate durchweg rechtfertigt; die theoretische Weltanschauung aber darf die rückwirkende Verstärkung, welche die aus anderweitigen Daten abgeleiteten Inductionen durch die psychologischen Thatsachen des religiösen Bewußtseins erfahren, um so höher schätzen, je weniger ein Divergenzpunkt zwischen beiden übrig bleibt. So wird auf der höchsten Stufe die bloße Uebereinstimmung des Grundstocks der religiösen und theoretischen Vorstellungen zu einer wirklichen Congruenz beider, wenngleich innerhalb des theoretischen Erkenntnißgebietes die einzelnen Theile einen sehr ungleichen Grad von religiösem Interesse behalten.

Jede Religion ohne Ausnahme hat sich zur Zeit ihrer Blüthe im völligen Einklang mit der theoretischen Weltanschauung des betreffenden Volkes befunden; alle Religionsgründungen haben an die vorgefundene theoretische Weltanschauung ihres Volkes angeknüpft, und alle Schwierigkeiten, mit denen neue Religionen zu kämpfen hatten, lagen nicht so sehr auf religiösem Gebiet selbst, als darin, daß sie zum Zweck der Erhebung des religiösen Bewußtseins auf eine höhere Stufe auch neue Vorstellungselemente in das vorgefundene einheitliche System der zugleich theoretischen und religiösen Weltanschauung des Volkes einführen, also diese in wesentlichen Punkten ändern mußten. Im Verlauf ihres geschichtlichen Lebens verhalten sich Religionen wie organische Species; sie accommodiren sich dem unausbleiblichen Wandel der Verhältnisse so sehr als ihre Accommodationsfähigkeit es zuläßt, und wenn diese Grenze überschritten wird, so verkümmern sie, werden auf begrenzte Lokalitäten beschränkt und sterben endlich aus.

Jede Species ist, soweit dies in ihren Kräften steht, bemüht, auf die umgebenden Lebensverhältnisse in einer ihrem eigenen Gedeihen förderlichen Weise einzuwirken; so ist auch jede Religion bestrebt, die Entwickelung des theoretisch erkennenden Bewußtseins in einer ihr selbst vortheilhaften Weise zu beeinflussen. Anfangs pflegen die Interessen des religiösen und des theoretischen Bewußtseins Hand in Hand zu gehen; die Religion und ihre Vertreter sind die wirksamsten Förderer und Pfleger der Erkenntniß und Bildung, und der Anpassungsproceß der Religion an die sich entfaltende theoretische Erkenntniß führt selbst eine Erstarkung derselben, eine Erhöhung ihrer Lebensfähigkeit und ihres religiösen Werthes herbei. Wenn aber die Religion ihren geschichtlichen Höhepunkt, ihre Blüthezeit erreicht hat und trotzdem der für die Entwickelung der Erkenntniß von ihr gegebene Anstoß fortwirkt, so daß diese sich selbstständig in einer Richtung fortentwickelt, welcher die Religion mit ihrem Anpassungsvermögen nicht zu folgen vermag, dann wendet sie sich feindlich gegen die Erkenntniß, von welcher sie sich in ihren Lebensgrundlagen, nämlich der Uebereinstimmung von religiöser und theoretischer Weltanschauung, bedroht sieht und sucht diese theoretische Entwickelungsrichtung als eine Verirrung zu bekämpfen.

Bei diesem Kampfe hat sie das Argument für sich, daß jeder Culturproceß, auch derjenige des intellectuellen Fortschritts, in der That geile Sprößlinge hervortreibt, welche im Fortgang der Geschichte erst durch die gesunden Triebe überwunden werden müssen, in der Zeit des Hervorkeimens und Aufsprießens aber schwer von den letzteren zu unterscheiden sind; sie darf sich sogar auf die Erfahrung berufen, daß solche einseitige Verirrungen des Geistes nicht selten in epidemischer Weise breitere Volksschichten ergreifen, und deshalb das bloße Pochen der Gegner auf die Masse und Zahl der Anhänger als nichts beweisend ablehnen. Dem schärferen Blick enthüllt sich allerdings der Unterschied zwischen einseitigen pathologisch-epidemischen Geistesverirrungen und gesunden Entwickelungsrichtungen der Geistescultur durch die entgegengesetzte Stellung beider zur Continuität des gesammten Entwickelungsganges der menschlichen Bildung; aber die Vertreter der Religion erkennen die Bündigkeit auch dieses Beweises nicht an.

Der Streit bleibt so lange unentschieden, als die betreffende Religionsstufe ihren Anhängern noch volle religiöse Befriedigung gewährt, weil so lange der im Dienste des Herzens stehende Verstand immer noch irgend welche sophistische Ausflüchte findet, um unter dem Widerspruch der gesichertsten Ergebnisse der Wissenschaft mit den unentbehrlichen vorstellungsmäßigen Voraussetzungen des specifischen religiösen Bedürfnisses hinwegzuschlüpfen. Der äußere Sieg der fortgeschrittenen theoretischen Weltanschauung über die zurückgebliebene religiöse wird erst dann

Digitized by Google

zweifellos, wenn die innere Kraft des religiösen Lebens erlahmt, wenn das religiöse Bewußtsein auf der gegebenen Stufe sich selbst nicht mehr so ganz heimisch und sicher, nicht mehr recht voll befriedigt findet. So lange die theoretische Kritik sich damit begnügt, die vorstellungsmäßigen Voraussetzungen des religiösen Bewußtseins als den Ergebnissen der Wissenschaft widersprechend nachzuweisen, aber nicht bestreiten kann, daß sie streng consequente Postulate des religiösen Bewußtseins auf dieser Stufe sind, so lange ist die Religion ein durch Kritik unzerstörbares Bollwerk für diejenigen Frommen, deren religiöse Herzensbedürfnisse stärker sind als ihr Verstand; sobald aber die theoretische Kritik sich auf die specifische Stufe des religiösen Bewußtseins selbst richtet, und das Gefühl der Relativität ihres Werthes, das Gefühl der specifisch-religiösen Reformbedürftigkeit der gegebenen Religion, die unbestimmte Sehnsucht nach etwas Neuem und principiell Höherem erweckt, so ist die geschichtlich gegebene Religion in ihrer Wurzel getroffen, sie siecht dahin, und es bleibt nur eine Frage der Zeit, wie lange die im Culturproceß meist um Jahrhunderte zurückstehende Volksmasse brauchen wird, um von dem bei der culturtragenden Minorität beginnenden Gefühl der Unzulänglichkeit ebenfalls ergriffen zu werden. Darum ist es ein nichts beweisendes Argument, wenn die Vertreter einer bestimmten Religion sich für die ungebrochene Lebensfähigkeit derselben auf die von der Kritik noch unberührten gläubigen Massen berufen, wenn doch schon in der culturtragenden Minderheit das Unzulänglichkeitsgefühl vorhanden ist und täglich an Boden gewinnt.

Die Vertreter einer bestimmten Religionsform sehen in der Bedrohung dieser stets den drohenden Untergang der Religion überhaupt, weil sie ihre Religionsstufe für die absolute Religion halten. Wer den geschichtlichen Proceß aus unbefangenem Gesichtspunkt betrachtet, der muß einräumen, daß die Thatsache einer principiellen Discrepanz zwischen religiöser und theoretischer Weltanschauung von vornherein unmöglich wäre, wenn nicht die bestimmte Religionsstufe mit der Endlichkeit und Relativität behaftet, zur geschichtlichen Ueberwindung bestimmt und dieser Ueberwindung nahe gerückt wäre, — der wird ferner anerkennen, daß der Fortschritt der theoretischen Erkenntniß nicht nur das religiöse Verdienst hat, die bestimmte Religion im aufsteigenden Ast ihrer Bahn zur fortschreitenden Anpassung und Vervollkommnung genöthigt zu haben, sondern auch das noch größere, im absteigenden Bahnast ihre Ueberwindung befördert und das Gefühl ihrer Unzulänglichkeit geweckt und genährt zu haben. Denn nur aus diesem für das religiöse Bewußtsein allerdings schmerzlichen und quälenden Gefühl der Unzulänglichkeit der vorhandenen Religionsform kann die Kraft zum Aufschwung auf eine neue und höhere Stufe geschöpft werden. Die Entwickelung der theoretischen Erkenntniß hat dann das dritte religiöse Verdienst, dem religiösen Genius, welcher den Aufschwung auf eine höhere Stufe vollzieht, das Vorstellungsmaterial vorbereitet zu überliefern, aus welchem er die neue Weltanschauung zu erbauen hat.

Bevor jedoch die neue höhere Stufe des religiösen Bewußtseins wirklich erreicht wird, pflegen die Vertreter der bestehenden Religion die verschiedenartigsten Versuche zu machen, ob sich nicht die vorhandene Religion sammt ihrer religiösen Weltanschauung in einer Weise umgestalten lasse, welche die verlorene Uebereinstimmung mit der theoretischen Weltanschauung wieder herstellt. Diese Bestrebungen bewegen sich also formell auf demselben Boden der Anpassung, wie der ganze Entwickelungsgang der bestimmten Religion im aufsteigenden Bahnast, aber sie unterscheiden sich sachlich dadurch, daß sie nicht mehr die relativ vollkommenste Form für das gegebene religiöse Princip suchen, sondern die bereits gefundene relativ vollkommenste Form zu Gunsten einer Concordanz mit der theoretischen Weltanschauung wieder zerstören, entstellen, verzerren oder abschwächen.

Eine solche, als Vermittelungstheologie im weitesten Sinne zu bezeichnende Arbeit kann nur zweierlei Folgen haben: entweder sie verkümmert und verwässert das religiöse Leben durch Verstümmelung und Abschwächung des religiösen Princips der betreffenden Stufe, ohne irgend welchen religiösen Ersatz dafür zu gewähren; oder aber sie gewährt für die Zerstörung und Auflösung des alten religiösen Princips wirklichen Ersatz durch ein neues höheres religiöses Princip, dessen Neuheit und Heterogenität durch Einkleidung in althergebrachte Formen möglichst verhüllt wird. Im ersteren Falle ist ihr geschichtliches Ergebniß nichts als die unvermerkte Beförderung der Auflösung des Alten; im letzteren Falle ist es außerdem noch die unvermerkte Gewöhnung an ein thatsächlich Neues unter alten mißbräuchlich benutzten Namen und Formeln. Diese letztere Richtung bereitet recht eigentlich den Durchbruch des neuen religiösen Princips, den Aufschwung zu einer höheren Stufe des religiösen Bewußtseins vor; indem sie aber den neuen Wein in alte Schläuche füllt, den neuen Geist in alte Formen gießt, bleibt sie ebenso sehr in principieller Halbheit und in historischen und logischen Widersprüchen stecken, wie die rein destructive Richtung der Vermittelungstheologie.

Die theoretische Entwickelung hat in solchem Falle der Religionsentwickelung den vierten, religiös werthvollsten Dienst zu leisten, indem sie dieselbe kritisch zwingt, das principiell ergriffene Neue auch *als* neues Princip anzuerkennen und die neue religiöse Weltanschauung nur aus solchen Elementen zu erbauen, welche von diesem neuen religiösen Princip als nothwendige Voraussetzungen postulirt werden. Diese Voraussetzungen müssen im Allgemeinen ebenso verschieden von denjenigen der überwundenen Stufe, und theilweise ihnen entgegengesetzt sein, wie das neue Princip selbst von dem alten verschieden, beziehungsweise ihm entgegengesetzt ist; sie werden hingegen ebenso übereinstimmend mit der zeitweilig erreichten theoretischen Weltanschauung sein, wie die überwundene religiöse Weltanschauung von dieser abweichend und ihr widersprechend war.

So lösen sich die anscheinend unlösbaren Conflicte zwischen religiöser und theoretischer Weltanschauung aus dem Gesichtspunkt einer culturgeschichtlichen Entwicklung in vollständige Harmonie auf. Die Wissenschaft fördert die Religion, die auf gemeinsamem Boden mit ihr erwachsen ist, sie collidirt mit ihr, sobald sie den Mutterboden der gemeinsamen Weltanschauung verläßt, welchen die Religion in wesentlichen Punkten behaupten muß. Aber dieser Kampf kann seiner Natur nach niemals zu einem Siege der Wissenschaft über die Religion als solche führen; die Wissenschaft kann nichts thun, als der Religion die Hand dazu reichen, daß sie sich selbst überwindet, d. h. von einer niederen zu einer höheren Stufe des religiösen Bewußtseins emporschwingt, und indem sie das thut, *bewährt sie sich als der beste Freund und providentielle Helfer der Religion.*

Wer freilich die Religion nicht als das in der sich entwickelnden Vielheit ihrer besonderen Erscheinungsformen durchgehende Allgemeine betrachtet, sondern ausschließlich in einer bestimmten einzelnen Erscheinungsform sieht, der kann in der Wissenschaft nur den schlimmsten Feind der Religion sehen, der allmählich ihre Wurzeln untergräbt. Aus dem beschränkten Gesichtspunkt einer bestimmten geschichtlichen Religion kann man daher mit Recht sagen, daß dieselbe besser thäte, auf eine nur mit Hülfe der Wissenschaft zu erlangende Blüthe zu verzichten, als sich diesem Bundesgenossen anzuvertrauen, der sie nur großzieht, um sie nachher zu erdrosseln; aber diese Auffassung ist selbst zu berichtigen durch die höhere Einsicht, daß gerade in diesem durch die Wissenschaft beförderten Proceß des Aufblühens und Wiederverfallens der geschichtlichen Religionen sich die fortschreitende Entwickelung der Religion vollzieht.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Grenzen des Ekels in der Kunst.

Von Julius Duboc.

Daß die moderne Kunst auf ihren verschiedenen Gebieten einen sehr starken Antheil des Grauenhaften in ihren Farbenmischungen verbraucht, wird ernsthaft wohl von Niemandem bestritten. Zeuge dessen sind eine Reihe der „sensationellsten" Gemälde der Jetztzeit, wie Skarbinas „Erwachen in einer Leichenhalle", G. Max' „Kindesmörderin", Gallaits „Pest von Tournay", Bonnets bei lebendigem Leibe verwesender „Hiob" — ein Hauptstück dieser Richtung: Jan van Beers „Volksdank gegen Jakob van Artevelde", das vor einigen Jahren in Berlin ausgestellt war, nicht zu vergessen —; Zeuge ferner ist die ganze Romanliteratur, welche die Sittenzustände der Gegenwart, wo sie Schreck und Entsetzen aufweisen, zum Gegenstande einer schonungslosen Schilderung macht, dieser Literatur, deren hervorragendster Repräsentant und Träger Zola ist. Was in E. Sue und den Mystères de Paris, die man vor etlichen dreißig Jahren in Deutschland ungefähr ebenso athemlos wie gegenwärtig Zolas Romane verschlang, nur vorspielte, ist in diesen eherne Wirklichkeit und bitterer Ernst geworden. Das Entsetzen hat jede romantische und romanhafte Draperie abgethan, nackt stellt es sich hin, nackt will es betrachtet sein, in seiner nackten Erscheinung will es wirken. Und es wirkt — kein Zweifel. Es fragt sich nur wie und es fragt sich, mit welchem künstlerischen Recht.

Ich glaube, daß man dieser letzten vielumstrittenen Frage, die den denkenden Geist doch immer wieder zur Beantwortung reizt, vergeblich näher zu kommen versucht, so lange man sich nicht die scharfe Demarcationslinie zum Bewußtsein bringt, die gewisse verwandte Empfindungsgebiete scheidet.

Der Fehler, diese Unterscheidung zu vernachlässigen und dadurch Verwirrung zu erzeugen, wird fast regelmäßig begangen. Dadurch fehlt von vornherein eine klare Erwägung des Sachverhalts. Die entstandene Lücke pflegt dann mit Formeln über Wesen und Aufgabe der Kunst ausgefüllt zu werden, die sehr leicht abstracte Gemeinplätze bleiben, weil ihnen die genaue Abrechnung mit dem psychologischen Thatbestand fehlt. Sind Grauen oder Grausen einerseits und Ekel andererseits verwandt? O ja wohl, die Verwandtschaft documentirt sich, auch ohne Nachweis eines Stammbaums, thatsächlich in uns durch die unter Umständen vorhandene Möglichkeit beide Eindrücke zu einem Gesammteindruck, an dem jene beiden Momente noch Theil haben, zu verbinden, was bei Eindrücken, die außer aller verwandtschaftlichen Beziehung stehen, nicht möglich sein würde. Aber wie weit reicht die Verwandtschaft, bis zu welcher Grenze und welche Bewandtniß hat die so oder anders zu ziehende Grenzlinie für das ästhetische Gebiet? Hier beginnt die Schwierigkeit, die meistens unbeantwortet bleibt oder der einfach die Anerkennung geweigert wird, indem man beide Beziehungen als etwas fast Gleichwerthiges, höchstens durch eine Nüance getrennt, beide als Spielarten derselben Grundempfindung, behandelt. Und doch bedarf es nur der genauen Erwägung einer prägnanten Gebrauchsanwendung, wie sie z. B. in dem Ausruf Gretchens: „Heinrich, mir graut vor Dir!" enthalten ist und der Substituirung dieses Grauens durch den Ausdruck des Ekels, um sofort zu erkennen, daß hier ein unverkennbar schärfster, bis ins Mark schneidender, unmöglich zu verwischender Unterschied gegeben ist, der vor Allem ins Auge zu fassen ist. Könnte Gretchen zu Faust wohl sagen: „Heinrich, mir ekelt vor Dir?" Wie Goethe die Situation gestaltet, die Beziehungen zwischen beiden hingestellt hat: unmöglich. Warum?

Die nächstliegende Antwort dürfte sein: weil sich bei der Empfindung des Ekels der Gegenstand, der mir dieselbe erweckt, unter mir befindet. Bei der Empfindung moralischen Ekels erscheint mir der Gegenstand verächtlich, wird also unter mir gesetzt, aber auch mit dem rein sinnlichen Ekel (Auswurfsstoffen oder gewissen Thieren gegenüber) verbindet sich stets eine oft sehr willkürliche, von den mannichfachsten Eindrücken und Ideen- oder Gefühlsassociationen abhängige Schätzung, welche aber immer darauf hinausläuft, daß dem betreffenden Gegenstand in der Auffassung des von Ekel Ergriffenen eine niedrige Stellung angewiesen wird. Kurz, der ekelerregende Gegenstand wird unter das Individuum gesetzt. Dagegen wird dem Gegenstand des Grauens ein Uebergewicht zuerkannt, weil er etwas Bedrohliches an sich hat, alles Bedrohliche aber sich als Uebermacht — sonst würde das Bedrohliche eben nur leerer Schemen sein, keine wirkliche Bedeutung besitzen — fühlbar macht. Es liegt nun nahe, daß ein Gefühl, welches dem Geliebten die ihm einmal zugewiesene und von dem Liebesgefühl untrennbare Stellung über sich beläßt, welches dem Blick in die Höhe, wo der geliebte Gegenstand thront, keinen Zwang anthut, wenn ihm auch die lichte Höhe verdunkelt erscheint, daß ein solches Gefühl an dem Liebenden, also an Gretchen Faust gegenüber, noch bestehen und als möglich erscheinen kann, während ein Gefühl, welches den Geliebten unter sich erblicken müßte, zur Unmöglichkeit wird. Aber damit haben wir nur eine Seite an dem Gefühl des Grauens charakterisirt und seinen leicht verständlichen Gegensatz zum Ekel bezeichnet. Für die ästhetische Schätzung ist noch eine andere Beziehung und gerade sie vorzugsweise ins Auge zu fassen.

Der Gegenstand des Grauens hat etwas Bedrohliches an sich und das Bedrohliche ist ja geeignet, Furcht zu erwecken. So sollte man denn, obenhin betrachtet, denken: vor dem Grauenhaften empfinde der Mensch Furcht. Und doch ist das, genau genommen, nicht der Fall und um so weniger, je reiner der Eindruck des Grauens wirkt, je ausschließlicher sein ihm eigenthümlicher Charakter gewahrt ist. Alle Furcht hat es mit der mehr oder minder lebhaft empfundenen Besorgniß für die Erhaltung des eignen Ich zu thun. Dies ist der ihr eigenthümliche Nerv. Gerade dieser Nerv vibrirt im Grauen nicht. Er liegt gewissermaßen gebannt und gelähmt. Denn die überwältigende Macht im Anschauen des Grauenvollen bewirkt, daß das anschauende Subject bei dem Gegenstand festgehalten wird und nicht zu sich selbst (und damit zur Besorgniß um sich) kommt. Im Grauen liegt auf diese Weise eine festgefrorene Furcht, der lebendige Fluß, durch dessen Bewegung das Furchtgefühl dem Herzen zugeführt werden müßte, stockt. Im Grauen kann daher das Furchtbare ohne Furcht angeschaut werden — vorausgesetzt, daß das Maß des Grauenhaften nicht eine solche Steigerung erfahren hat, daß das Anschauen sich in ein leeres, dem Bewußtsein fast entschwindendes Anstarren verwandelt. In demselben Verhältniß wie zur Furcht steht das Grauen nun zum Ekel, d. h. wenn der Künstler es versteht, durch eine Steigerung der einzelnen wirkenden Momente den ekelhaften Gegenstand zum Gegenstand meines Grauens zu machen, so erlöst er mich von dem Ekel und bewirkt, daß wie das Furchtbare ohne Furcht, so nun das Ekelhafte ohne Empfindung des Ekels angeschaut werden kann.

Von welcher Tragweite ist nun aber dieser eigenthümliche Vorgang und welche Bedeutung dürfen wir ihm für die Kunstwirkung zuerkennen? Wir können darauf nicht antworten ohne an die Aufgabe, die der Kunst überhaupt gesteckt ist, zu erinnern und diese wiederum, wenn sie anders lebendig sein und wirken soll, muß ihre Maßbestimmung aus dem Leben selbst entnehmen. Der Lebensproceß, wie er im Menschen naturgesetzlich und naturnothwendig wirkt, richtet ihn auf. Die aufrechte Stellung und Haltung des Menschen, im Gegensatz und zum Unterschied von der Thierwelt, ist das umfassendste sinnfällige, symbolisch-bedeutungsvollste Charakteristicum der Erscheinung des Menschengeschlechts. Mit ihr ist Alles in Relation und Verbindung zu setzen. Alles dient in letzter Tendenz der Erhebung und soll ihr dienen und dasselbe Gesetz wie für das Leben gilt auch für die Kunst. Nur ist diese so gefaßte Aufgabe, um keine einseitigen Folgerungen abzuleiten, in weitester Auslegung dessen, was als Erhebung zu gelten hat, zu fassen und es ist daran zu erinnern, daß die Kunst ihrer Aufgabe nicht durch Einwirkung auf den Verstand, sondern auf Sinnlichkeit und Empfindung zu genügen hat. Unter diesen beiden Vorbehalten, von denen der erstere einer genaueren, hier unstatthaften Ausführung bedarf, würde es möglich sein, mittelst dieser Formel das Gebiet und die Aufgabe der Kunst ebenso weit zu fassen als wesentlich abzugrenzen

Digitized by Google

Machen wir die Anwendung von dem Gesagten auf die Gegenwart. Wenn eine Zeit daran arbeitet sich vom Unwürdigen zu befreien, wenn sie sich zu diesem Behuf, das, was ihr Ekel macht, mit Indignation zum Bewußtsein bringt, so ist das ein Act der Erhebung. Und wenn die Kunst ihr darin in ihrer Art helfend zur Seite tritt, wenn sie mit ihren Mitteln die Empfindungen vertieft, die Eindrücke verschärft, so wirkt sie zu dieser Erhebung mit und wird also dem höheren, auch für sie gültigen Gesetz alles Seins und Schaffens nicht untreu. Dies ist der allgemeinste Rechtstitel, auf den der Künstler sich berufen kann, wenn er an Gegenständen des Ekels nicht vorübergeht, sondern sie zur Behandlung zieht. Es handelt sich nicht um Realismus und Idealismus, um Naturalismus und Materialismus, um Gleißnerei und Lebenswahrheit und wie alle die volltönenden und doch meistens sinnarmen Schlagworte heißen, mit denen die Parteien den Kampf führen, sondern um einen einfachen aber durchschlagenden Gesichtspunkt: Erhebung als Lebensgesetz und dessen Fruchtbarmachung für die ästhetische Behandlung und Wirkung. Wie aber kann der Künstler den Gegenstand des Ekels, dem er also nicht den Rücken zuzuwenden braucht, nur zu Behandlung ziehen, wie kann er ihn nur verbrauchen? Das Ekelhafte stößt ab. Wenn der Mensch sich gleichwohl freiwillig demselben nähert, freiwillig mit ihm zu schaffen macht, so kann er das, wie der Arzt oder Naturforscher oder der Socialphilosoph, Wissens- und Belehrungszwecken zu Lieb, oder wie der Menschenfreund im Drang zu helfen thun. Diese Zwecke vermitteln alsdann die Berührung mit dem, was sonst abstoßen müßte und unberührt bleiben würde. Aber die Kunst hat keinen dieser Zwecke. Sie ist wesentlich nur Darstellung, wenn auch Darstellung nach Form und Inhalt; nur mittelst der Darstellung kann sie wirken. Stößt sie in dem, worin ihr Wesen liegt, ab, so hat sie sich jeder Wirkung begeben. Jeder weist sie, ohne sich weitere Rechenschaft zu geben, aber doch mit vollem Recht zurück. Deshalb hat das Ekelerregende als solches in der Kunst keine Stätte und kein Unterkommen. Zum Grauenhaften erhöht aber gewinnt es dasselbe, weil dann die oben bezeichnete Folge eintritt, daß nun der Gegenstand einer Empfindung des Ekels ohne diese Empfindung angeschaut werden kann. Darin liegt die allgemeine psychologisch-ästhetische Bedeutung des Grauenhaften in der Kunst. Ihre Tragweite ist allgemein gültig, selbstverständlich aber noch erhöht in einer Zeit der Gährung und Neugestaltung wie der gegenwärtigen, weil eine solche dahin drängt das, was ihren Widerwillen, ihren Ekel erregt, sich zum Bewußtsein zu bringen, um es auszuscheiden.

Ein Punkt und zwar ein wesentlicher ist im Zusammenhang des bisher befolgten Gedankenganges schließlich noch zu erwähnen. Dem Menschen vermittelt sich Alles, was er an Freude und Leid erlebt, durch Nervenreize, durch Nervenerregung. In die richtigen Bahnen gelenkt, ihrem Wesen entsprechend in harmonischer Ausgleichung verarbeitet, dienen sie der Erhebung des Menschen. Aber sie sind es nicht selbst, so wenig wie der Diener der Herr, der Weg das Ziel des Weges ist. Wird der Nervenreiz an sich zum Ziel und Zweck erhoben, entweder von Seiten des künstlerisch Producirenden oder des Empfangenden, so ist also von Erhebung nicht weiter die Rede. Von dem Gesetz und Princip, das für alles Leben und Schaffen gelten soll, hat sich alsdann der Abfall vollzogen. Wir haben für den Cultus des bloßen Nervenreizes das nicht sehr schön klingende, aber immerhin charakteristische Wort: Kitzel, für das sich nicht leicht ein anderes substituiren lassen wird. Meinen und sprechen wir von künstlerisch vermittelten Nervenreizen, so scheint es am angemessensten dies sprachlich als Phantasiekitzel zu bezeichnen. Der Phantasiekitzel, der je nach der Disposition des Menschen von allen möglichen Erregungscentren aus, namentlich auch durch die starken Einwirkungen, die den Gegenständen des Schreckens anhaften, ausgelöst werden kann, verträgt durchweg eine viel stärkere Steigerung wie das Grauen in seiner ästhetischen Wirkung. Wenn der Künstler sich in dem Maß vergreift, das ihm sein eignes rein gestimmtes, keusches Empfinden lehren muß und lehren kann, so wird er nicht mehr die ästhetische Wirkung des Grauens, jene feine Narkose des gebannten, aber nicht gelähmten Seelenzustandes erzielen, der von Furcht und Ekel befreit sich ganz in den Gegenstand versenkt. Das Uebermaß würde abstumpfend wirken und diese Wirkung aufheben. Der Ekel würde zurückkehren. Wenn der Künstler aber freilich darauf ausgeht, vorwiegend oder ausschließlich Phantasiekitzel zu erregen, oder das Empfinden dessen, der dem Kunstwerk gegenübertritt, diese Richtung einschlägt, so wird eine viel stärkere, ja eine unberechenbar starke Dosis des Grauen- und Ekelhaften möglich sein, das je concentrirter desto unfehlbarer seinen lediglich stimulirenden Effect zu äußern vermag. Wir haben alsdann das Sensationsbild, den Sensationsroman in seiner schlimmen Bedeutung vor uns.

Die Grenzen des Ekels auf dem Gebiet der Kunst liegen nach dieser Auffassung im Grauenhaften, was so viel heißt als: die Zulässigkeit derartiger Stoffe hört da auf, wo die durch die künstlerische Behandlung zu erzielende Wirkung oder Erzeugung eines Eindrucks des Grauens sich versagt. Sie besteht also unter allen Umständen da nicht, wo die Stoffe einer Erhöhung zu einem Eindruck des Grauens überhaupt unfähig sind. Die Musterkarte solcher unsagbar, determinirt ekelhafter Sujets ist aber bekanntlich groß. Namentlich das, was gleichzeitig trivial und ekelhaft ist, gehört in diese Kategorie.

Ob Zola und die ihm nacheifern ein künstlerisches Recht haben zu schildern, wie sie schildern, ob seine Verehrer ein Recht haben sich seiner Erzeugnisse zu freuen und sie zu rühmen, heißt also vor Allem, ob sie mit dieser bezeichneten Gattung des Ekelhaften sich nicht eingelassen haben — darauf geben die neuesten naturalistischen Romane eine mehr wie deutliche Antwort; es heißt ferner, ob sie die Steigerung zum Grauenerregenden nicht so, das heißt so unmäßig traktiren, daß dadurch die ästhetische Wirkung im Eindruck des Grauenhaften wieder vernichtet wird und nur jene den Massen willkommenste, aber verwerfliche Wirkung übrig bleibt, welche dem Phantasiekitzel dienstbar ist. Da und nicht bei angeblichen Gegensätzen von Idealismus und Naturalismus, welche in Wahrheit gar keine Gegensätze sind, liegt die Entscheidung.

Berliner Sittenromane.

Der Lokalpatriotismus der Berliner ist in den letzten Jahren gewaltig erstarkt. Früher lobte der Berliner seine Heimat bekanntlich nur hinter ihrem Rücken, d. h. wenn er selbst nicht in ihr weilte, und auch dies that er gemeiniglich nur dann, wenn er durch das Preisen der eigenen Stadt die Vorzüge der fremden weniger begehrenswerth erscheinen lassen wollte. Die angeborene Sucht, alles Fremde zu kritisiren, das „Nörgeln", war ehedem jedenfalls weit öfter die Ursache begeisterter Lobgesänge auf Spreeathen, als wirkliche Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit so mancher Berliner Einrichtungen. Das ist, wie gesagt, jetzt ganz anders geworden. Es liegt doch ein angenehmes Gefühl in dem Bewußtsein, Bürger der dritten Weltstadt zu sein, und seitdem die Bewohner anderer Weltstädte mit Neid auf uns und unsere neuesten Errungenschaften blicken, ist der Stolz auf die liebe Vaterstadt sogar in der Brust der früheren lautesten Raisonneure erwacht. Gern nimmt der Berliner auch, aus Freude, Mitglied eines so starken Gemeinwesens zu sein, die Beschwerden in den Kauf, die ihm der Natur der Sache nach dadurch auferlegt werden. Und wahrlich, sie sind schwer, die Lasten; sie sind nur mit höchster Anspannung aller physischen und moralischen Kräfte zu überwinden, alle jene Hindernisse, die sich ihm tagtäglich entgegenthürmen. Entbrennt doch der mörderische Bruderzwist, den man „Kampf ums Dasein" nennt, und der erst mit dem Aufhören alles organischen Lebens sein Ende erreicht, nirgends so heiß, als in der Weltstadt. „Siegen oder untergehn", so lautet die grausame Parole, die in diesem Kampfe ausgegeben ist. Ein wildes Tosen, ein Sausen und Brausen, ein Wirbel, der Existenzen und ganze Familien erfaßt

Digitized by Google

und im Nu vernichtet, ein Sturm, der neue Erscheinungen auf die Bildfläche zaubert, wie er Blasen auf dem Wasserspiegel hervorbringt, eine wilde Hetzjagd nach Gewinn, Ruhm und Ehre, ein hunderttausendstimmiger Schrei der Verlassenen, Verlorenen und Untergehenden, Jubelrufe und Seufzer, Liebesflüstern und Verwünschungen, Lachen und Stöhnen und Fluchen in wildem Durcheinander — das ist das Leben der Großstadt.

Jeder von uns hört und sieht es, nur — und das ist merkwürdig genug — diejenigen, die es mit am meisten angeht, unsere Dichter, scheinen kein Auge und Ohr dafür zu haben. Sie beklagen sich über Mangel an Stoff und doch liegt der Stoff zu den ergreifendsten Trauerspielen, den spannendsten Romanen und den lustigsten Komödien hier im vollsten Sinne des Wortes auf der Straße. Sie brauchen blos an den Palästen der Reichen, an den Miethskasernen, in denen die Armen ihr Obdach haben, vorüberzugehen, um genug Material für Dutzende von Werken zu finden. Die Steine in Berlin sprechen, und wer ein wahrhafter Dichter ist, der muß die erschütternde Sprache, in der sie reden, verstehen. Wenn doch hier nur Goethes Wort befolgt, wenn doch nur „ins volle Menschenleben" hineingegriffen würde, es ist wahrhaftig interessant.

Aber unsere Dichter haben eben auch noch nicht den nationalen Fehler der Deutschen abgestreift, das Eigene klein und unwichtig, das Fremde schön und groß zu finden. Sie verlegen ihre Novellen nach Italien und Frankreich, nach Amerika und womöglich auf eine südaustralische Inselgruppe, können sich aber nicht dazu verstehen, der Heimat ihr Recht zukommen zu lassen. Das Bois de Boulogne und Trastevere bei Rom sind ja ganz schöne Gegenden, ist der Thiergarten, sind die reizend gelegenen Orte an der Oberspree denn aber so ganz poesielos?

Einem Chinesen war vorbehalten zu entdecken, was den Deutschen bisher entgangen: ein Mitglied der chinesischen Gesandtschaft zu Berlin wurde von den Schönheiten in und um Berlin zu mehreren Dichtungen begeistert und seine Gedichte: „Die Lindenallee an der Königin-Augustastraße bei Mondschein", „Im zoologischen Garten" u. s. w. sind, den Uebersetzungen nach zu urtheilen, stimmungsvoll und mit echter Empfindung geschrieben. Ein Chinese ging uns voran — recht bezeichnend!

Ein in der Hauptstadt des deutschen Reiches und in unsern Tagen spielender Roman, der möglichst alle Berufs- und Gesellschaftsklassen in den Rahmen seiner Handlung faßt, das wäre eine lohnende Aufgabe, der Mühe und des Schweißes der Edelsten werth. Selbstredend müßten diese Edelsten mit dem überlieferten Cultus des Romantismus brechen, sie müßten dem Realismus huldigen, dem echten Realismus, der in Alphonse Daudet seinen beglaubigten Vertreter gefunden hat, nicht jener potenzirten Schreibweise, dem Hyper-Realismus, der als Naturrealismus ganz mit Unrecht eine besondere literarische Species zu sein behauptet, und als dessen Apostel Emile Zola so lange gilt, als er und seine Richtung von der Mode goutirt werden.

Hans Wachenhusen hat mit seinem Roman „Was die Straße verschlingt" den Anfang in der vorbezeichneten Richtung gemacht. Es ist ohne Zweifel ein tüchtiges Werk, entspricht aber aus naheliegenden Gründen nicht allen den Anforderungen, die man an den „modernen realistischen Roman" stellen kann. Wachenhusen hat eben selbst zu lange nach der Manier der alten Romantiker gearbeitet, als daß er sich jetzt von der Schule derselben lossagen könnte, ohne Spuren dieser gewaltsamen Lösung des alten Verhältnisses zurückzulassen. Er selbst hat zu lange in der Schönrednerei geschwelgt, als daß er nun, wo er seinen Tag von Damaskus gefunden, gleich richtig Maß und Ziel innehalten könnte. Er will die Sitten unserer Zeit schildern, und schildert — die Unsitten; er vergißt, daß thatsächlich neben dem Verrotteten viel Tüchtiges, neben dem Falschen viel Wahres besteht. Er macht im Drange, die Zeit und die Menschen nicht besser zu schildern, als sie sind, den Fehler, uns schlechter darzustellen, als wir eben sind.

Max Kretzer, der Verfasser des neuen Romans „Die Betrogenen"*), befindet sich dem gegenüber von vornherein im Vortheil. Er hat nicht nöthig etwas zu vergessen, er braucht nur hinzuzulernen. Er ist ein Kind seiner Zeit, in modernen Anschauungen erzogen, hat sich von jeher die realistischen Franzosen zum Vorbild genommen und kennt die Materie, die er behandelt, durch und durch. Schon seine früheren Werke „Die beiden Genossen" und „Sonderbare Schwärmer" zeigten, daß in dem jungen Schriftsteller ein eigenartiges, starkes Talent verborgen sei. Das neueste Werk giebt den Beweis für die stetige Entfaltung der natürlichen Anlage.

Kretzer hat sich einen höchst interessanten und besonders wichtigen Factor unseres modernen Lebens zum Object seiner Studien und Arbeiten erwählt: das arbeitende Volk. Er ist der Schriftsteller des vierten Standes. Aber diesen vierten Stand, der von unsern andern Romanciers bisher kaum der Beachtung gewürdigt wurde, hat er eingehend studirt. Er kennt das Leben, das Denken und Fühlen der Arbeiter, wie kein anderer moderner Schriftsteller; er studirte das Verhältniß des Arbeitnehmers zum Arbeitgeber, er bemühte sich den Standpunkt kennen zu lernen, den unter den verschiedensten Verhältnissen der Mann, der mit schwerer Arbeit kaum so viel erringen kann, als zum nöthigen Lebensunterhalt gehört, den Reichen und den mühelos Erwerbenden gegenüber einnimmt. Er lebte lange Zeit in und mit der Berliner Arbeiterbevölkerung und hat lange Zeit ihr Lieben und Hassen, ihr Hoffen, Wünschen und Entsagen kennen gelernt. Er erfuhr, daß diese Welt im Kleinen ihre besonderen Erscheinungen hat, daß sie von besondern, an andern Stellen kaum wahrnehmbaren Ereignissen heimgesucht wird — und so ist er, ausgestattet mit außerordentlicher Beobachtungsgabe, klarem Blick zur Unterscheidung des Interessanten und Wichtigen vom Nebensächlichen, sowie mit bedeutendem Schilderungs- und Darstellungsvermögen der Schilderer des arbeitenden Berlins geworden.

Der Roman „Die Betrogenen" ist der Frau Gertrud Guillaume, geb. Gräfin Schack, jener Dame, die sich in edelster Aufopferung der Hebung einer gewissen Klasse von Angehörigen des weiblichen Geschlechts weiht, gewidmet. Daraus kann man schon auf den Inhalt des Werkes schließen; es handelt sich um eine jener bedauernswerthen Frauen, die den Liebesschwüren und Eheversprechungen des leichtsinnigen Mannes zu viel Glauben schenkten, die sich ihm ganz hingaben und dann, vom Verführer betrogen und verlassen, mit ihrem Kinde der Schande und dem Spotte ausgesetzt sind. Eine von diesen „alten Geschichten", die sich doch tagtäglich wiederholen, erzählt Kretzer in kräftiger, energischer Weise. Da gibt's keine Beschönigung und Bemäntelung, auch keine Prüderie und Rücksichtnahme am falschen Ort; da steht vielmehr, wie es sich für den Sittenschilderer geziemt, das richtige Wort am richtigen Platze. Das ist ein Stück echtes Berliner Leben, da wird an einem Beispiel das Elend einer ganzen Klasse dargethan, da klärt uns die Schilderung eines Individuums über die Existenz von Tausenden auf, mit denen wir zusammenleben, mit denen wir dieselbe Luft athmen, die tagtäglich auf der Straße an uns vorübergehen — und die wir doch so wenig kannten.

Die eigentliche Handlung, der Roman zwischen Edmund Rother und Maria Seibel, ferner zwischen Rothers Gattin, Louise, und Robert Seibel ist gut erfunden, logisch entwickelt und interessant ausgeführt, aber bei Weitem nicht so stark in der Gliederung, nicht so vertieft und nach allen Richtungen ausgenutzt, wie es hätte der Fall sein können und wie es beispielsweise Daudet sicher gethan hätte. Es hat den Anschein, als wollte der Verfasser in diesem ersten großen Roman den Leser vor allen Dingen mit der Sphäre vertraut machen, in der sich seine Figuren bewegen, um bei folgenden Werken schon auf volles Verständniß in weitesten Kreisen rechnen zu können. So nehmen denn die Schilderungen und Episoden einen ganz bedeutenden Raum ein, aber sicherlich nicht zum Nachtheil des Lesers, der dadurch in eine ihm zum größten Theil wohl ganz fremde Welt eingeführt wird. Die Schilderungen sind so klar, anschaulich und treffend, daß der Autor in dieser Beziehung schon mit den Besten ruhig einen Wettstreit aufnehmen kann. Die Darstellung des sonntäglichen Lebens im Arbeiterviertel Berlins, die Beschreibung

*) Berlin, Kogge und Fritze.

Digitized by Google

der Miethskaserne in der Manteuffelstraße, des Lebens und Treibens in den Vergnügungslokalen der Demimonde, des Café National in der Friedrichstraße einerseits, der „Neuen Welt" in der Hasenhaide andererseits sind so zutreffend, so munitiös genau, so fesselnd und den thatsächlichen Verhältnissen so entsprechend, wie es nur bei einem Meister der Darstellungskunst der Fall zu sein pflegt.

Was dem Roman an nachdrücklicher Schärfe in der Haupthandlung abgeht (das Wiederfinden der Geschwister Robert und Maria z. B. hätte weit wirkungsvoller gestaltet werden können), das wird reichlich ersetzt durch die überaus gelungenen Episoden. Der Genremaler Freigang und sein Freund, der Heiligenmaler Schlichting, der drei Tage lang, der Kunst wegen, Madonnen malt, und an drei andern Wochentagen, des Erwerbes halber, bunte Porzellanvasen producirt; der Schlossergeselle Schott mit dem Haß auf alle Bourgeois und den leisen socialdemokratischen Anwandlungen; Lina Schmidt, ehemals Fabrikmädchen, jetzt Kellnerin, die ihre Tugend in Atlaskleider und Federhüte umgesetzt hat; die Pflegemutter Frau Sandkorn, die dem berüchtigten Gewerbe der „Engelmacherinnen" angehört, die Arbeiter und Arbeiterinnen der Rother'schen Teppichfabrik, sie Alle sind so anschaulich gezeichnet, so direct dem Leben entnommen, daß sie plastisch sich vor uns erheben. Ganz vorzüglich ist aber die eine Episode, welche neben der Haupthandlung sich abspielt und fast denselben Raum in Anspruch nimmt, wie diese — die Geschichte von Jenny Hoff, dem lebenslustigen Fabrikmädchen, und Herrn Leo Brendel, dem hoffnungsvollen Volontär im Rotherschen Comptoir. Wie Jenny, die Tochter des „angestellten Beamten" (ihr Vater ist nämlich Kohlenschipper bei den städtischen Gaswerken), in die Fabrik kommt, wie sie durch ihre holde Jungfräulichkeit und natürliche Lieblichkeit den Heiligenmaler Schlichting, dem sie zur Madonna Modell gesessen, derartig bezaubert, daß er sie allen Ernstes heirathen will und sich deshalb um ihre geistige Ausbildung bemüht, wie Leo Brendel, das zweiundzwanzigjährige Mitglied der jeunesse dorée, der sich rühmt, alle moralischen Gebrechen der Gesellschaft bereits zu kennen, und der sich im dreiundzwanzigsten Jahr glücklich die Schwindsucht an den Hals gebummelt hat, das Mädchen systematisch verführt, wie Jenny trotz aller Vorhaltungen dem Laster in die Arme fällt und dann von Stufe zu Stufe sinkt, bis sie sich ganz öffentlich in den Nachtconditoreien herumtreibt, wie Schlichting sich das Zertrümmern seines schönsten Traums zu Herzen nimmt, verzagen will und schließlich in der Arbeit Trost und Erlösung findet — das trägt Alles in der Charakteristik wie in der Darstellung so durchaus das Gepräge des Echten und Wahren, das hierdurch allein schon dem Werke ein literarischer und ethischer Werth zu eigen wird. Ja, ein ethischer Werth! Denn nicht der macht sich um die Moral verdient, der das Laster einfach verleugnet oder sich mit dem Mäntelchen der Prüderie behängt nnd von solchen verfänglichen Dingen lieber nicht plaudert, sondern derjenige, welcher dem Laster den erborgten Schein raubt, ihm all den Flittertand in Fetzen vom Leibe reißt und es in seiner ganzen abschreckenden Nacktheit zeigt. Daß dem Verfasser nicht daran lag, pikante Scenen zu schildern, das geht aus der Art hervor, wie er die Sache behandelt hat; im andern Falle würde der Roman zur Klasse der „Literatur bei verschlossenen Thüren" gehören — so, wie er geschrieben ist, ist er von höchstem Interesse auch für den Psychologen und Culturforscher, schon allein durch die Enthüllungen über das Treiben der „Engelmacherinnen" und über das gemeinsame Arbeiten von Männern und Mädchen in denselben Fabrikräumen.

Wohl schießt Kretzer zuweilen über das Ziel hinaus; die Scenen im Café National und der Inhalt der daselbst geführten Gespräche überschreiten die dem Realismus gezogenen Grenzen und haben einen Zola'schen Hauch. Dieses Zuviel aber ist das Zuviel der Jugend und des Temperamentes. Studium und Zeit werden auch hier heilsamen Einfluß ausüben und richtiges Maß lehren. Kretzers Blick ist ungetrübt, er ist auch nicht Pessimist — er hält die Welt nicht für absolut gut, aber auch nicht für vollkommen schlecht. Er sieht sie, wie sie ist, er schildert sie, wie er sie sieht, und das gibt seiner Darstellung das so erfreuliche Gepräge der Wahrheit.

In einer Beziehung macht sich bei dem jungen Verfasser eine Schwäche noch recht sehr geltend — seine Ausdrucksweise ist nicht die beste, sein Stil ist oft fehlerhaft; so spricht er z. B. auf S. 254 von einem „Weiterminiren der Breschungsversuche", ferner gebraucht er die Wendung „sich des gesteckten Zieles untreu werden" (S. 139), er spricht (S. 22) von dem „gleich einer Dirne in die Stirne gekämmten, kurzgeschnittenen Haar" ꝛc. Diesem Mangel kann er nur durch sorgfältiges Studium, durch strenge Selbsterziehung abhelfen.

Kretzer hat Daudets Schreibart studirt und sich den großen französischen Realisten sichtlich zum Vorbild genommen; er hat sich die Daudet'sche Manier so ganz zu eigen zu machen gesucht, daß er auch in äußerlichen Momenten, sicherlich ohne Absicht, sich an seinen großen Vorgänger anlehnt. „Fromont jeune et Risler ainé" schließt bekanntlich damit, daß der betrogene und verlassene Mann beim Sonnenaufgang einen Scheideblick auf Paris wirft; ähnlich ist's im deutschen Roman. Schlichting will Berlin verlassen, hat sein Gepäck schon nach dem Potsdamer Bahnhof gebracht und ersteigt nun in Gesellschaft seiner Freunde Freigang und Maria Seidel den Kreuzberg, um bei Sonnenuntergang der Stadt, die ihn so lange beherbergt und in der er größte Freude und herbstes Leid erfahren, einen letzten Blick zuzuwerfen. Charakteristisch für die Denkverschiedenheit zwischen dem französischen und dem deutschen Dichter ist das Ausklingen. „Dirne!" ruft Fromont, und man weiß nicht, meinte er damit seine Gattin oder die Stadt, die sich vor ihm ausbreitete. Schlichting muß im Scheidemoment auch noch einmal Jenny Hoff, die Dirne, sehen, aber er verwindet den tiefen Schmerz, in milder, versöhnter Stimmung sagt er den Freunden und der Weltstadt Lebewohl.

Es geschah in dem vorliegenden Werke zum ersten Male, daß ein Dichter seinen Romanstoff dem weltstädtischen Leben entnommen und in würdiger Weise durchgeführt hat, und wir haben uns hier so eingehend damit beschäftigt, weil wir die Thatsache für wichtig genug halten. Wir haben jetzt einen „Berliner Roman" — mögen andere Berufene auf der von Kretzer eingeschlagenen Bahn folgen. Berlin verdient's, daß es auch in literarischer Beziehung nicht mehr so stiefmütterlich behandelt wird, wie es bisher geschah. Der zweite Grund zu dieser eingehenden Besprechung liegt aber in dem Umstand, daß wir in dem jungen Verfasser ein außergewöhnlich reiches Talent vermuthen, das noch die schönsten Früchte zeitigen wird, wenn es von der Kritik vor Abwegen gewarnt wird und selbst unentwegt an seiner Weiterbildung arbeitet. Vor Allem hüte sich Kretzer, in der Absicht deutlich zu sein, die Grenzen des Zulässigen und damit die des Schönen zu überschreiten. In der Beschränkung zeigt sich der Meister und man braucht nicht Alles zu schreiben, was man von einem Gegenstande weiß. Der Realismus ist ein lobenswerthes und achtunggebietendes Princip, der Naturalismus aber ist Unform und seine letzte Consequenz ist das Chaos.

Adolf Gerstmann.

Eine Stunde im Standesamt zu Winkelsroda.

Von Emil Peschkau.

Vor allem möchte ich nicht, daß man glaubt, Winkelsroda sei irgend ein kleines Landstädtchen in irgend einem Winkel von Deutschland. Es ist im Gegentheil eine Stadt, die sich sehen lassen kann, eine Stadt mit zwei Theatern, einer Börse und einem „Verein für Handlungscommis", welcher jährlich einen Vortragscyclus (Kinkel, Büchner, Brehm u. s. w.) veranstaltet; es ist eine Stadt, in der drei große politische Zeitungen, fünfzehn Lokalblätter, zwölf Wochenschriften, siebenunddreißig Fachorgane und verschiedene unklassificirbare Bildungsverbreiter erscheinen;

Digitized by Google

es ist eine Stadt, in der man zwar nicht zu jeder Zeit die Frösche quaken, aber doch täglich ein Concert hören kann; eine Stadt, deren Klavierconsum fast so fabelhaft ist, wie der Procentsatz der Steuer, welche sie von ihren Bürgern erhebt; eine Stadt mit Markthallen, Wasserleitung, Kunstgewerbeverein, Gesundheitsrath, nächtlicher Straßenreinigung, Trambahn, Sedansfeier, Schulpaläſten, mit einer „Deutschen Dichterhalle", vier Leihbibliotheken und 1231 Hotels, Restaurationen, Wein- und Bierstuben, mit einem Verein gegen Bettel und zahlreichen andern Wohlthätigkeitsanstalten, einem conservativen, freiconservativen, liberalen, secessionistischen, fortschrittlichen und demokratischen Wahlklub, abgesehen von einem, den man nicht nennen darf, — kurz und gut eine Stadt, in welcher für jeden Geschmack gesorgt ist, eine Großstadt comme il faut — wenn's der Herr Generalpostmeister erlaubt. Wer aber etwa meinen sollte, daß alldas nur eine Reclame sei, der gehe nach Winkelsroda und überzeuge sich selber; oder er verschaffe sich wenigstens die Resultate der letzten Volkszählung, aus denen er ersehen wird, daß Winkelsroda 100,000 Millionen Thaler Einwohner besitzt, die nicht ausgewachsenen Millionen ungerechnet. Eine solche Stadt aber kann sich gewiß sehen lassen, und wenn die Wiener und Berliner Zeitungen darüber streiten, welche der beiden Städte die größere sei (statt sich zu freuen, daß sie zwei solche Kerle besitzen), so lachen sich die Winkelsroder ins Fäustchen, denn die Hauptsache sind am Ende doch immer die Thaler und wenn man, unserer fortgeschrittenen Zeit entsprechend, nicht mehr die Köpfe sondern die Thaler zählen würde, wer weiß ob Winkelsroda nicht an der Spitze der deutschen Civilisation schritte.

Soviel zur Einleitung, die um so nöthiger war, als die folgende Geschichte sich gerade darauf viel einbildet, daß sie in einer großen Stadt passirt ist. Nun aber die Geschichte selber.

Es ist ein wahres Glück, daß wir Menschen nicht etwa so von Ewigkeit zu Ewigkeit auf dem Erdenball umhertorkeln, sondern daß wir geboren werden und sterben. Das bringt nicht nur ein bischen Abwechselung in die ganze Tragikomödie, es ist auch insoferne gut, als sonst kein Standesamt nöthig wäre und dann ein paar Tausend brave Unterthanen mehr den Kampf ums Dahaben führen müßten, während sie so in der stillen Ecke einer staatlichen Versorgung ihr beschauliches Leben absolviren. Freilich befindet sich zwischen den beiden Stationen des Geborenwerdens und des Sterbens noch eine dritte: das Heirathen, und so könnte man vielleicht der Ansicht sein, daß das Standesamt auch unter einem Geschlechte von lauter ewigen Juden nicht zu entbehren wäre. Ich glaube aber, daß dann das Heirathen gar nicht Mode sein würde, aus Gründen, die ich meinen scharfsinnigen Lesern kaum vorzuführen brauche, und selbst jene bayerischen Abgeordneten, welche zwei Liebende bestraft wissen wollten, auch wenn sie nicht zusammen wohnten, selbst jene Menschenfreunde würden unter solchen Umständen machtlos sein.

Sei dem aber wie immer, das Standesamt existirt Gott sei Dank und in Winkelsroda liegt es in der Neuenbrückerstraße Nr. 11, eine Treppe hoch. Als mich das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes vom 6. Februar 1875 dahin führte, befand ich mich in der fröhlichsten Stimmung. Ich kam ja nicht, um mich trauen zu lassen, und ich hatte auch nicht den Tod einer geliebten Person zu Protokoll zu geben. Ich kam einzig und allein in der Absicht, die Existenz eines kleinen Weltbürgers zu constatiren, damit sie diesem, wenn er sie in späteren Jahren benöthigen sollte, nicht bestritten werden konnte. Da ich mit meiner Zeit sehr sparsam umgehen muß, sintemal wohl ein Rentier (oder wie man nach der älteren Orthographie schrieb: ein Rennthier) ohne Humor, aber ein Humorist nicht ohne Geld leben kann, so fand ich mich bereits eine Minute vor neun Uhr in dem Hause Neuenbrückerstraße Nr. 11, eine Treppe hoch, ein, in der Hoffnung, auf diese Weise selbst dem pünktlichsten Familienvater noch einen Vorsprung abzugewinnen. Man kann sich meinen Aerger vorstellen, als es neun Uhr schlug und bereits der erste Concurrent, aber noch kein Standesbeamter erschien. Ich war immer der Meinung, öffentliche Beamte seien pedantisch genau, während unsereins leichtsinniges Künstlerblut in sich habe. Dies muß wohl ein Irrthum gewesen sein, denn auf der Tafel vor meinen Augen stand mit großen Lettern geschrieben:

Bureaustunden von 9 bis 2 Uhr.
Sonnabend und Sonntag
bis 12 Uhr.

Aber es wurde ½10, der Corridor füllte sich so sehr, daß wir für die Zukunft unserer Armee keine Sorge zu haben brauchen — und der Standesbeamte kam immer noch nicht. Ich weiß nicht, ob er um ¾10 oder um 10 erschien, möglicher Weise — ich will dem Manne kein Unrecht thun — kam er auch schon eine Secunde nach ½10 Uhr. Da ich aber dringend zu thun hatte, so stieg ich, als der letzte Schlag der halben Stunde ertönte, die eine Treppe hinab und verließ das Haus Nr. 11 der Neuenbrückerstraße mit der Absicht, meiner Staatsbürgerpflicht um 11 Uhr genug zu thun — dann war es gewiß wieder hübsch einsam in dem Anmeldezimmer für Geburten.

Indeß — mögen die vorhergegangenen Tage für die Vermehrung der Bevölkerung von Winkelsroda besonders günstige gewesen sein oder trafen irgend welche andere Constellationen zu, als ich in das Bureau trat, drängten sich daselbst die Väter wie Schafe vor dem Gewitter auf einem Oelgemälde. Ich schob mich so gut als möglich zwischen zwei derselben (nämlich der Väter) durch und saß nun fest. Wie ein Stratege von Geburt prüfte ich sogleich den Operationsschauplan. Das war ein ziemlich großes Zimmer mit kahlen Wänden und Spinnweben an der Decke. Es war in zwei durch ein Holzgitter getrennte Theile geschieden und in dem größeren derselben befanden sich die Pulte für den Beamten und seinen Schreiber, während der kleinere außer einem verehrlichen Publicum auch noch die mächtigen Gestelle aufnehmen mußte, auf denen die Geburtsregister, große, graue, staubige Bände, aufrecht nebeneinander standen.

Der Beamte war ein stämmiger Herr mit einem Bauch, der vor dem Schreibpult kaum unterzubringen war, trotzdem die Tische öffentlicher Aemter auf solche Eventualitäten meist eingerichtet sind. Neben sich hatte der Mann zwei Brödchen liegen und die Brosamen auf den Papierblättern bewiesen, daß es einem anderen nicht gegönnt war, das dritte im Bunde zu bleiben. Zur Zeit aber aß der Mann nicht und er trank auch nicht, obwohl das Barometer seiner Nase beständig auf „Durst" stand. Der Mann schrieb. Ja, er schrieb, und zwar setzte er die Hand so vorsichtig an und malte Haar- und Schattenstriche mit einer so bewundernswerthen Geduld, daß ein Kalligraphielehrer seine Freude daran gehabt hätte. Als das Wort glücklich beendet war, sah er auf und bemerkte, daß vor das Gitter ein neuer Vater getreten war. Da zog es wie Wetterwolken über seiner Nasenwurzel zusammen, hinter der großen Stahlbrille schossen Blicke der äußersten Verachtung hervor und die Schnupftabakinsel über dem grauen Schnurrbart verlängerte sich zusehends.

„Können Sie 's denn nicht erwarten?" begann er endlich zu poltern, aber er polterte nicht „hurtig" wie der „tückische Marmor" bei Vater Voß, er polterte langsam, bedächtig, gleichsam als wäre jedes Wort eine That, der man auch die Zeit lassen müsse, welche ihrer Wirkung entspricht. „Können Sie 's denn nicht erwarten?" fuhr er dann fort. „Sehen Sie denn nicht, daß man arbeitet, wie ein Schklav, und sich abhetzt, wie ein Droschkengaul? 'S kommt Jeder an die Reihe, Einer nach dem Andern. Es wird fortgearbeitet bis 12 Uhr und dann sind wir morgen auch wieder da ..."

„Ja wohl sind wir morgen auch wieder da," seufzte ich im Stillen, „wenn der Mann noch viel solche Reden hält."

Inzwischen begann dieser sein Verhör.

„Sind Sie denn jetzt auch an der Reihe?"

„Ja wohl."

„Ordnung muß sein. Das geht nicht, daß der Eine früher kommt als der Andere, wenn der Andere früher gekommen ist als er. 'S kommt Jeder an die Reihe, nur Geduld. Also wie heißen Sie denn?"

Digitized by Google

„Johann Bartelmus."

„So. Ist 's ein Sohn oder eine Tochter? Lebt 's Kind? Ist 's in Ihrer Wohnung geboren?"

„'S ist eine Tochter, lebt und ist in meiner Wohnung geboren."

„Na, geben Sie Ihren Trauschein her. So... Wie heißen Sie also?"

„Johann Bartelmus."

„Keine andern Vornamen?"

„Johann August Alexander Bartelmus."

„So, also Johann August Alexander Bartelmus." — Er begann den Namen langsam in sein Buch zu malen. „Johann August Alexander Bartelmus. Und welcher ist Ihr Rufname?"

„Johann."

„Johann, richtig. Wie ist ihr Stand und Ihre Wohnung?"

„Hammelmetzger, Pflaumgrubenstraße 17."

„So, in der Pflaumgrubenstraße wohnen Sie? Haben Sie auch 's Geschäft dorten?"

„Ja."

„Und 's Kind ist auch dorten geboren?"

„Ja."

„Die Frau heißt Rosa Rosalia, geborne Rübsam, nicht wahr? Und geheirathet haben Sie am 15. Januar 1880... Das war das Jahr mit dem kalten Winter. Fritzjung, schau'n Sie doch zum Ofen, man kommt ja bei der Hetzjagd gar nicht dazu."

Herr Fritzjung, der Schreiber, that, wie ihm geheißen, und legte ein paar gewaltige Scheite in das Ofenungethüm, welches ohnehin eine furchtbare Hitze verbreitete. Der Beamte sah ihm dabei mit prüfendem Auge zu, offenbar konnte er sich auf den Pflichteifer seines Untergebenen noch nicht in dem Maße verlassen, als es wünschenswerth gewesen wäre.

„So, wo sind wir denn stehen geblieben?" ging es dann weiter. „Ja richtig bei der Frau. Und was für eine Religion haben Sie denn, Herr — Herr Johann Bartelmus?"

„Gar keine."

„Was — gar keine? Sie müssen doch eine Religion haben. Das Gesetz schreibt 's vor, da ist die Rubrik und die muß ausgefüllt werden."

„So schreiben Sie freireligiös."

„Freireligiös — hören Sie, Fritzjung, schreiben Sie freireligiös."

Der Schreiber streckte seinen Kopf über das Regal, welches die beiden Pulte von einander trennte, empor und Chef und Untergebener tauschten einen verständnißvollen Blick aus, während das verehrliche Publicum über den freireligiösen Hammelmetzger kicherte.

„So, also freireligiös. Und die Frau?"

„Evangelisch."

„Was ist das Kind, Sohn oder Tochter?"

„Tochter."

„Ist's in Ihrer Wohnung geboren?"

„Ja."

„Lebt das Kind?"

„Ja."

„Welche Namen bekommt das Kind?"

„Martha — Martha —"

„Sonst nichts?"

„Martha — verdammt, jetzt hat mir's meine Frau so genau gesagt, und jetzt hab' ich sie doch vergessen . . . ."

„Na, lassen Sie sich nur Zeit."

„Martha — Martha — ja Martha, und Bertha war auch dabei; Martha, Bertha . . . ja jetzt hab' ich's: Martha, Bertha, Olga . . ."

„Martha, Bertha, Olga . . Wann ist 's Kind geboren?

„Am Montag."

„Der wievielte war das?"

„Der 27ste."

„Um wieviel Uhr?"

„Ja wir haben nicht auf die Uhr geschaut."

„Das Gesetz verlangt's aber — ich muß meine Pflicht thun."

„'S wird so zwischen sieben und acht Abends gewesen sein."

„Na also. Warum sagen Sie das nicht gleich? Um ½8 also. . ."

„Ja, zwischen sieben und acht . . ."

„So, Herr Bartelmus, jetzt unterschreiben Sie da Ihren Namen. Johann Bartelmus, Sie können auch Jean Bartelmus oder Hans Bartelmus schreiben, wie Sie wollen, ganz wie Sie wollen . . . So und den Schein können Sie morgen abholen. Adjes."

Der Beamte setzte sich wieder an seinen Tisch und schrieb nun, unbekümmert um die ungeduldig Harrenden, die auf die Geburt des Fräuleins Bartelmus bezüglichen Daten wieder hübsch langsam und kalligraphisch auf den Bogen Kanzleipapier, welchen er tagtäglich nach Schluß der Aufnahmen dem Reporter der Zeitungen überlieferte. Inzwischen waren zwei Personen an das Gitter herangetreten, ein Elegant, den eine Atmosphäre der neuesten Modeparfüms umgab, und ein verkommen aussehendes Individuum, dessen Schnapsdunst mit dem Duft von Jokeyclub & Cie. einen verzweifelten Kampf ums Dasein kämpfte. Jeder von den beiden Vätern behauptete, der erste dagewesen zu sein, und so entspann sich nun ein Wortgefecht, das wohl so bald kein Ende genommen hätte — denn der Beamte benützte diese Gelegenheit und verzehrte inzwischen in aller Gemüthsruhe das zweite Brödchen — wäre nicht plötzlich die Thüre aufgesprungen und Herr Johann Bartelmus wieder vor das Gitter gestürzt. Alles sah ihn mit dem größten Erstaunen an, während dessen er den Athem nachholte, den er bei seiner Eile versäumt hatte. Endlich ermannte er sich und begann zu sprechen:

„Jetzt hab' ich's — es hat mir immer noch 'was gefehlt. Martha, Bertha, Olga, Christina heißt sie."

Der Beamte sperrte die Augen weit auf und polterte: „Was wollen Sie denn schon wieder? Müssen Sie Einen auch noch aufhalten in der Arbeit? Was soll denn das heißen?"

„Wir haben ja die Christina vergessen. Mein Kind soll nicht Martha, Bertha, Olga, sondern Martha, Bertha, Olga, Christina heißen. Meine Frau hat mir's ja ein paarmal vorgesagt — 's ist zu dumm! Also bitte, schreiben Sie die Christina noch dazu."

Jetzt zog etwas wie Sonnenschein über das Gesicht des Beamten herauf, er begann zu lachen — ja, er lachte. Es war doch auch zu komisch, was der Mensch für Anschauungen vom Gesetz hatte. Und nun hielt er dem Hammelmetzger eine lange Rede, in welcher er ihn belehrte, daß das Gesetz keinerlei Aenderung eines fertiggestellten Protokolls dulde, so daß dem armen Hammelmetzger nichts übrig blieb, als niedergeschlagen und gedemüthigt das Gemach zu verlassen.

Nun wollten die beiden Streithähne ihren Kampf aufs Neue beginnen, aber sie machten ihre Rechnung ohne die Uhr, welche der Standesbeamte aus seiner Westentasche zog. „Es fehlen sechs Minuten auf zwölf Uhr, meine Herren," sagte er mit dem ganzen Phlegma eines Mannes, der sich als Vertreter der Staatsgewalt fühlt, „zu einem von Ihnen brauch' ich aber zwanzig Minuten, also kann ich keinen mehr nehmen. Morgen fangen wir wieder an."

Vergebens flehte der Elegant, ihn und seinen Concurrenten doch noch zu absolviren, und als er bemerkte, man könne, wenn man nur schnell sei, zwei Väter in fünf Minuten ganz gut erledigen, da brach das Gewitter los. Es war wahrhaft mitleiderweckend, wie der arme Beamte jammerte über die Hetzjagd, auf der keinen Augenblick Ruhe sei, auf der man nicht einmal sein Frühstück verzehren könnte u. s. w. Darüber wurde es endlich zwölf Uhr und der Schreiber erhielt den Auftrag, das Zimmer zu räumen und die Thüre zu schließen, was auch geschah. — —

Das ist die Geschichte einer auf dem Standesamt zu Winkelsroda verlebten Stunde. Eine lustige Geschichte werden drei Viertel meiner Leser sagen, während der Rest von dummem Zeug sprechen wird. Eine wahre Geschichte wird ein Viertel urtheilen, während zwei Viertel nur ihre Lustigkeit anerkennen und das vierte Viertel

Digitized by Google

mich als Lügner und Verleumder denunciren wird. Diesem vierten Viertel aber möchte ich zum Schlusse sagen: Seid nicht so böse, lacht Euch lieber ins Fäustchen. Kennt Ihr nicht die Geschichte vom Fuchs, der die Trauben für sauer erklärte, nur weil er sie nicht besaß? Nun seht, vielleicht bin ich selber ein solcher Fuchs, und — wahrlich — wenn man mir jetzt die Wahl stellte: Willst Du Standesbeamter oder Schriftsteller werden? — ich zupfte nicht lange unschlüssig an meinem Jäckchen, sondern antwortete rasch und sicher: Ach, bitte Papa — Standesbeamter! — Darum also keine Feindschaft! Wenn der Eine die Trauben hat, soll dem Andern wenigstens das Vergnügen unbenommen sein, sie für sauer zu erklären.

Notizen.

Unsere schon kaum mehr zu bewältigende Shakespeare-Literatur hat in jüngster Zeit durch mehrere Publicationen Bereicherung gefunden. Am wenigsten schwer wiegt die Broschüre von Karl Knortz: Shakespeare in Amerika (Berlin, Theodor Hofmann), die manches Neue und Interessante bietet, so z. B. eine Besprechung der merkwürdigen Vining'schen Hypothese, daß Hamlet eine Jungfrau sei. — Dankenswerth ist auch der Versuch von Felix Boas: „Der Sturm und das Wintermärchen in ihrer symbolischen Bedeutung" (Stettin, Dannenberg), obgleich der Verfasser in seinem Deutungseifer allzu viel „Hineingeheimnißtes" entdecken will. — Wichtiger ist die Quellenstudie: Shakespeares Selbstbekenntnisse von Fritz Krauß (Weimar, A. Huschke). Der jüngst verstorbene Shakespeare-Forscher unternimmt hier eine literarische Ehrenrettung, deren doch, wie uns scheint, die Persönlichkeit des großen Britten wahrlich nicht bedurfte, obwohl von gewisser Seite die glühenden Sonette an Southampton gründlich mißverstanden und cynisch gedeutet worden sind. Jedenfalls ist es dem Verfasser gelungen, an der Hand der Sonette, die im Anhang von ihm selbst vortrefflich verdeutscht zu lesen sind, ganz neue Standpunkte für die Betrachtung von Shakespeare als Dichter und Mensch zu gewinnen und Mancherlei zu finden, was künftig mit zu beachten sein wird. — Gleichzeitig ist von der grundlegenden und geradezu klassischen Ausgabe von Shakespeares Werken, herausgegeben und erklärt von Nikolaus Delius (Elberfeld, R. L. Friderichs, 2 Bde.) die fünfte Auflage erschienen. Textkritik und Commentar erscheinen hier in unveränderter Vorzüglichkeit, doch sind in den Einleitungen zu mehreren Stücken in Uebereinstimmung mit anderen Kritikern wichtige Revisionen angebracht, so daß das Werk vollständig auf der Höhe der heutigen Forschung steht. Wir empfehlen das unentbehrliche Buch Allen, die sich für den großen Meister interessiren.

* * *

Caroline und ihre Freunde. Mittheilungen aus Briefen von G. Waitz. Leipzig, S. Hirzel. Eine werthvolle Nachlese zu desselben Verfassers 1871 erschienenen: „Caroline", welche so wichtige Briefe der merkwürdigen Frau an ihre Geschwister, die Brüder Schlegel u. A. enthielt. Auch in diesen zum Theil auszugsweise wiedergegebenen Briefen erscheint die interessante Gattin von A. W. v. Schlegel und Schelling in ihrer ganzen Bedeutung. Mag man über manche Ereignisse ihres Lebens urtheilen, wie man will, so war doch diese rechte Schriftstellersfrau eine der begabtesten, starkgeistigen ihres Geschlechtes und der freundschaftlichen Beziehung mit namhaften Männern einer wichtigen Epoche unserer Literaturgeschichte würdig. Einzelne Phasen ihres vielbewegten Lebens, namentlich die Beziehungen zu Schlegel und seiner Familie, treten hier in ein helleres Licht, und wir lernen klar erkennen, daß dies Frauen-Ideal der Romantik uns nicht einen Dichter, sondern eine ganze Dichterschule erzogen hat.

* * *

Wir erhalten folgende Berichtigung:

In der Anzeige des Eberhard'schen Synonymischen Handwörterbuches in Ihrer Nummer vom 1. d. M. wird mein Name neben dem meines Freundes und Collegen Herrn Prof. Dr. Boltz als Bearbeiter desjenigen „Theils" genannt, den Sie für „unpraktisch und philologisch-historisch unzulänglich" erklären. Da mir aber lediglich die Uebersetzung der Stichwörter ins Englische übertragen worden und ich an der Einleitung, auf welche allein der Tadel sich beziehen kann, durchaus keinen Antheil gehabt (die Arbeit datirt übrigens vom Jahre 1863), so ersuche ich Sie hiermit, dieses Ihren Lesern zur Kenntniß zu bringen.

Leipzig. Dr. David Asher.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr Redacteur!

Da in Ihrer geschätzten Wochenschrift mein Buch: Jean-Jacques Rousseau, Fragments inédits etc., schon am 29. April sehr wohlwollend angezeigt wurde, so darf ich mir wohl auch gestatten, Ihnen zu demselben einige Berichtigungen und Ergänzungen einzusenden, die sich mir in der Zwischenzeit aufgedrängt haben und die ich den Freunden Rousseauischer Studien nicht vorenthalten möchte.

1) Die „Conseils à un Curé" (Seite 6 bis 9) sind an den Abbé Martin gerichtet, der seit 1751 Curé von Deuil bei Paris war. (Mémoires de Madame d'Épinay etc. par M. Paul Boiteau I. 362 bis 370 und La jeunesse de Madame d'Épinay etc. par Lucien Perey et Gaston Maugras S. 379 Anm.)

2) Die „Notes marginales" (S. 18—23) zu dem Arrêt du Parlement, der am 9. Juni 1762 gegen den Verfasser des Emile und sein Werk erlassen wurde, sind nicht von Rousseau gemacht, sondern sie sind von einem Freunde des Marschalls von Luxembourg gemacht (Lettres, du maréchal de Luxembourg à Mr. Rousseau, Saint Hubert, 25 juillet 1762 und Paris 4 septembre 1762, abgedruckt in J. J. Rousseau ses amis et ses ennemis etc. Par Streckeisen-Moultou I. 481 u. 483). Eine Abschrift dieser Notes marginales schickte Rousseau den 10. August 1762 an seinen Freund Moultou in Genf, den er schon durch einen Brief vom 6. Juli 1762 zu dem Entschlusse bestimmt hatte, für ihn gegen den Arrêt du Parlement zu schreiben. (Oeuvres complètes de J. J. Rousseau, Paris, Hachette X. 359. Vergl. Ebendort 346 u. 347 sowie 358. — J. J. Rousseau, ses amis etc. I. 50 und 51, 55 und 56.) Moultou kam wahrscheinlich mit dem beabsichtigten Werke nicht zu Stande; aber wie sich unter seinem Nachlasse in Genf die handschriftlichen Fragmente davon befinden (J. J. Rousseau, ses amis etc. I. 53 Anm. 1), so dürfte dort auch noch die Copie sein, die Rousseau von den Notes marginales angefertigt hatte.

3) Zu den Briefen, die in meinem Buche S. 19 Anm. 3 angeführt sind, gehört noch Lettre de Rousseau à M. Du Peyrou, le 8 décembre 1764. (Oeuvres compl. XI. 180.)

4) Am 1. Januar 1765 schickte nicht nur d'Ivernois von Genf, sondern auch Du Peyrou aus Neuchâtel (Handschriften der Bibliothek in Neuchâtel) eine Anzeige des Pasquills Le sentiment des Citoyens an Rousseau nach Motiers, und wahrscheinlich erhielt derselbe gerade den zweiten Brief zuerst. (Zu Seite 31.)

5) Was Seite 50 und 81 von dem Levasseur-Manuscripte der Confessions gesagt wird, bezieht sich nicht auf dieses, sondern vielmehr auf das Moultou-Manuscript, welches der vortreffliche Rousseau-Kenner Eugène Ritter in Genf auf meinen Wunsch gütigst nachgesehen hat.

Das sind, Herr Redacteur, die Irrthümer oder Lücken, die ich nachträglich an meiner Arbeit selber entdeckt habe; ich werde jedem Kritiker dankbar sein, der mich in meinen Forschungen weiter bringt.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Berlin, den 8. Juli 1882. Albert Jansen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Digitized by Google

Inserate.

Für ein politisch-literarisches Wochenblatt werden gut und interessant geschriebene feuilletonistische Beiträge gesucht. Die einzelnen Artikel dürfen den Raum von zwei Spalten des Gegenwartformats nicht überschreiten. Offerten sub **M. P. 59.** postlagernd **Stuttgart.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Richard Wagner's
Leben und Wirken.

In sechs Büchern dargestellt von

Carl Fr. Glasenapp.

Eine Festgabe zum Bayreuther Bühnenweihfestspiele „Parsifal".

Neue vermehrte Ausgabe mit einem Namen- und Sachregister.

2 Bände. 1882. gr. 8. XII, 404 u. IV, 552 S. Preis 12 *M.*, eleg. geb. 15 *M.*

Das von der Kritik günstig aufgenommene biographische Werk Glasenapp's erscheint gelegentlich der diesjährigen Bayreuther Festspiele in erneuter Gestalt, indem es der Verf. ergänzend bis auf die neueste Zeit fortgeführt hat. Der neu hinzugefügte Schluss umfasst in fünf Abschnitten die Lebensschicksale und äusseren Verhältnisse, welche die Ausführung des Bühnenweihfestspieles „Parsifal" begleiteten. Ein Register erhöht die Brauchbarkeit. Der Preis hat trotz des um 5 Bogen erweiterten Umfanges eine Erhöhung nicht erfahren.

Ferner erschien:

Richard Wagner's Leben und Wirken
von
Carl Fr. Glasenapp.

Supplement

die Jahre **1876—1882** umfassend nebst einem Register über das gesammte Werk.

1882. gr. 8 VII, S. 479—558. Preis 1 *M.* 50 ₰.

Dieses Supplement, welches als selbständiges Heft das bisher vorgelegene Werk bis zur Gegenwart fortsetzt, ist speciell für diejenigen bestimmt, welche bereits im Besitze der früheren Ausgabe sind und wird diesen eine willkommene Gabe sein.

Verlag von **Rudolph Hartmann** in **Leipzig.**

Nach 3 Wochen die II. Auflage.

In zweiter Auflage erschien soeben:

„Den Manen Berthold Auerbach's"

unter Mitwirkung der hervorragendsten Schriftsteller als: „F. Bodenstedt, F. Dahn, G. Ebers, G. Kinkel, J. Lohmeyer, R. Löwenstein, M. Ring, E. Rittershaus, P. K. Rosegger, E. Ziel, Th. Zolling u. A."

zu Gunsten der russischen Juden

herausgegeben von

Edm. Lichtenstein-Anageton.

Der Preis ist auf 1 *M.* 25 ₰ festgesetzt.

Die Presse hat sich über das Werkchen sehr günstig geäussert, so sagt z. B. der „Kladderadatsch":

„Den Manen Auerbach's" lautet der Titel des schönen, von E. Lichtenstein-Anageton, unter Mitwirkung der hervorragendsten Schriftsteller herausgegebenen Gedenkbuchs, dessen Ertrag für die russischen Juden bestimmt ist. Es ist in Wahrheit ein wohlthuendes Buch.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Kaus.-Altsab. Esbkn. Saison 15. Mai-30. Sept. **BAD PYRMONT.** Pferdebahn z. Bahnhof u. Bahnhof, 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Salz-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von Stahl- und Salzwasser sind an Fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Soeben erschien:

Aus

Wilhelm von Tegetthoffs Nachlass.

Von

Adolf Beer.

gr. 8. Preis 7 *M.* 60 ₰.

Die hinterlassenen Papiere des Seehelden von Helgoland und Lissa, welche wir hiermit veröffentlichen, bedürfen wohl keiner besonderen Empfehlung.

Verlag von **Carl Gerold's Sohn** in **Wien.**

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Machiavelli, Niccolo, Mandragola. Komödie in fünf Aufzügen. Aus dem Italienischen übersetzt und eingeleitet von Albert Stern. Mit dem Bildniß Machiavelli's. Preis 1 *M.*

Das dem größeren Publikum bisher fast gänzlich unbekannte derb-satyrische Lustspiel des berühmten Politikers, das genialste der italien. Literatur, zugleich ein getreues Spiegelbild der corrumpirten Sitten der altflorentinischen Republik, erscheint hier in neuer Uebersetzung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ Kaffee-Spar-Extract.

„ Kaffee-Ersatz.

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Catalog No. 139 von **J. A. Stargardt** in **Berlin,** Markgrafenstrasse 48, enth. Autographen-Sammlung, Manuscr. v. A. v. Humboldt, Militaria, Ornamentbücher, Americana, Slavica, einige Kostbarkeiten aus der Didot'schen Bibliothek u. aus der Preysing'schen von Schloss Neubeuren.

In unserm Verlage erschien:

Handbuch der Nationalökonomie

für

Studirende, Landwirthe, Industrielle, Kaufleute u. andere Gebildete.

Von

Dr. A. Wagner,

Docenten der Staatswissensch. a. d. Univ. Leipzig.

Erster Band.

Allgemeine Volkswirthschaftslehre einschließlich der Eisenbahn-, Münz-, Bank-, Versicherungs- und Armen-Politik.

32¾ Bogen. Preis *M.* 9.—

Das Ganze ist auf 4 Bände berechnet. Der II. Band, ca. 25—30 Bogen stark, soll die Agrar-, Gewerbe- und Handels-Politik, der III. Band, ca. 25—30 Bogen stark, die Geschichte der neueren National-Oekonomie seit 1776 mit einer Einleitung über die ältere Zeit behandeln. Jeder Band ist für sich verständlich und wird einzeln abgegeben. Das ganze Werk soll bis 1885 vollendet sein. Dasselbe ist mit wissenschaftlicher Objectivität und Unparteilichkeit geschrieben, aber zugleich gemeinverständlich und praktisch gehalten. Der Verf. giebt z. B. im I. Bande Tabellen über die Rentabilität der wichtigsten Eisenbahn- und Bankactien und erörtert die Gründe für und wider Capitalanlagen in ländlichem und städtischem Grundbesitz und in Werthpapieren verschiedener Art.

Leipzig. **Roßberg'sche Buchhandlung.**

Humoristischer Roman von Alphonse Daudet.

Im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden** und **Leipzig** erschien soeben:

Wundersame Abenteuer
des edlen
Tartarin von Tarascon.
Roman
von
Alphonse Daudet.

Einzig autorisirte Uebersetzung mit dem Portrait Daudet's.

Preis eleg. brosch. **M. 2.50,** fein geb. **M. 3.50.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, **nicht auf Papier,** sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach **Original-Gemälden** von H. J. Burgers, Seitz, de Block etc. Illustrirte Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 22. Juli 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 5gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die wahren Ursachen der herzegowinischen Erhebung. Von Spiridion Gopčević. — **Literatur und Kunst:** Der Briefwechsel von George Sand. Von H. Druskowitz. — Religion und Wissenschaft. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Spaziergänge auf der Insel Zante. Von Hans Hoffmann. — Ein rheinisches Sängerfest. Von X. — **Aus der Hauptstadt:** Sommeroper im Krolltheater. Von H. Ehrlich. — Zur Concurrenz um das deutsche Reichstags-Gebäude. Von G. Ebe. — Offene Briefe und Antworten. Zum letztenmal der Münchener Bilderdienst. Von Friedrich Küchenmeister. — Inserate.

Die wahren Ursachen der herzegowinischen Erhebung.

Von Spiridion Gopčević.

Nach fünfmonatlichen Kämpfen ist in den occupirten Provinzen so ziemlich „die Ruhe wiederhergestellt".

Wenn man den — in letzter Zeit allerdings etwas stiller gewordenen — officiösen Sirenenstimmen Glauben schenken darf, wartete die östreichische Regierung blos auf diesen Moment, um, nachdem sie ihre Autorität wiederhergestellt, mit liberalen Händen Reformen durchzuführen, welche künftighin Aufstände überflüssig machen würden. Man deutet auch die jüngste Ernennung Kallays in diesem Sinne.

Sollten sich diese Verheißungen bewahrheiten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Absichten der östreichischen Regierung von Erfolg gekrönt würden, denn kein mit den Verhältnissen Vertrauter kann sich der Ueberzeugung verschließen, daß blos die Mißgriffe der bisherigen Regierung es waren, welche die Herzegowiner zum Verzweiflungskampfe trieben. Denn ein solcher war es, und ich glaube kaum, daß Jemand ernsthaft der Ansicht sein könnte, fremde Emissäre allein seien im Stande, einen Verzweiflungskampf anzufachen.

Man hat sich in Oestreich während des Aufstandes gar sehr bemüht, diesen als ein Resultat fremder Einflüsse hinzustellen und als einzigen Grund der Unzufriedenheit die Einführung des Wehrgesetzes zu bezeichnen. Ich begreife es, daß man während des Aufstandes zu dem in Oestreich seit jeher beliebten Vertuschungssystem griff — schon um den Unwillen der Bevölkerung und die Anklagen der Abgeordneten hintanzuhalten. Heute aber, nach Bezwingung des Aufstandes, kann es nur im Interesse Oestreichs liegen, sich vor weiterer Selbsttäuschung zu bewahren und jene Uebelstände rückhaltslos zu beseitigen, welche den Hauptgrund zur Unzufriedenheit geben. Mir war es möglich, an Ort und Stelle die nöthigen Erhebungen zu pflegen, Eingeborne, Beamte, Offiziere und Eingewanderte aller Klassen zu sprechen und mir über die wahren Ursachen der Erhebung ein klares Bild zu verschaffen. In nachstehenden Zeilen will ich dem deutschen Publicum das Resultat meiner Forschungen mittheilen, weil es nicht nur im Interesse der Gerechtigkeit und Civilisation, sondern gerade in jenem Oestreichs sein muß, wenn Umstände bekannt werden, welche eine gewisse Klasse Leute der Welt gegenüber gerne geheim hielten.

Ein mir befreundeter Schriftsteller von Ruf und ich hatten Gelegenheit mehrere Flüchtlinge der Umgebung von Bilek zu sprechen und sie über die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit zu befragen. Ich gebe hier die Antwort mit den eigenen schlichten Worten der Leute wieder. Sie sagten:

„Als 1878 F.-M.-L. Jovanović die Herzegowina occupirte, stieß er blos auf den Widerstand der Mohamedaner. Wir Christen hielten uns neutral. Da erfuhr unser Vojvoda, Don Ivan Mussić, daß die seit einer Woche von den Insurgenten eingeschlossene östreichische Besatzung der Festung Stolac wegen Mangel an Wasser an Uebergabe denken müsse und Jovanović keine Anstalten zum Entsatz treffe. Um den verhaßten Mohamedanern diesen Triumph nicht zu gönnen, entschloß sich Mussić schnell, brach mit uns zum Entsatz auf und kam eben rechtzeitig an, durch sein Erscheinen die Belagerer zum Abzug zu bringen. Unmittelbar darauf vereinigte er sich mit den zum Entsatz herangerückten östreichischen Truppen.

„Seither operirten wir gemeinsam mit den Oestreichern, umsomehr, als uns der General dafür besondere Erkenntlichkeit versprach. Nachdem wir ihn also dergestalt nach Kräften unterstützt, kam Jovanović mit unsern Führern auf dem Goričko polje zusammen und dankte für die bewiesene Loyalität. Er forderte uns auf, jetzt die Waffen niederzulegen und ruhig an unsern Herd zurückzukehren, wogegen unsere Wünsche befriedigt werden sollten. Speciell versprach er uns fünf Gulden per Kopf, Aufbau der verbrannten Häuser, Vertheilung von Vieh, Kornsaaten und Feldgeräth. Er gab uns ferner sein Ehrenwort, daß in unserm verwüsteten Bezirk durch sieben Jahre keine Steuern eingehoben werden sollten, und daß wir auch später nie wieder verhalten würden, die Tretina (33⅓ Procent der Ernte) dem Beg zu zahlen.

„Wir verließen uns auf diese Versprechungen, denn wir dachten, einem kaiserlichen General werde eine Zusage nicht minder heilig sein, als uns niederen Leuten. Wir fanden uns jedoch schmählich getäuscht! Nicht ein einziges Versprechen wurde gehalten! Korn und Vieh bekamen wir blos als Entschädigung für geleistete Frohndienste bei Straßenbau ꝛc.; wenn Einer durch einen Monat hindurch die harte Straßenarbeit bei Bilek verrichtet hatte, bekam er dafür — sieben Oke (8 Kilo!!!) Korn als Entschädigung! Dagegen wurden nicht nur alle bestandenen Steuern aufrecht erhalten, sondern diese sogar theilweise erhöht und noch dazu neue erfunden. Die Steuer für Schafe z. B. wurde von 20 Kreuzer auf 40, für Ziegen von 20 Kreuzer auf 50, für Ochsen und Pferde von 2 Gulden auf fl. 2,50 resp. fl. 2,30 erhöht. Dagegen führte man die bisher unbekannte Hundesteuer und ebenso eine Haussteuer ein, welche 10 Proc. — nicht vom Erträgniß, sondern des Werthes (!) beträgt. Sogar das Brennholzsammeln, das uns die Türken niemals verwehrt, ist uns jetzt bei Strafe von fünf Gulden verboten! Wo sollen wir uns aber in diesem holzarmen Lande Feuerungsmaterial verschaffen?"

— Warum habt ihr keine Beschwerde erhoben? frug mein Freund den Herzegowiner erstaunt.

Digitized by Google

„Wir wollten es," war die Antwort. „Die von uns an den Kaiser abgesandten Petenten wurden jedoch in Trebinje verhaftet und in den Kerker geworfen, wo sie selbstverständlich keine angenehme Behandlung erfuhren."

Wir waren empört, hofften indeß, die Angaben der Herzegowiner seien übertrieben und erkundigten uns bei anderen Leuten; wir fanden indeß nicht blos obige Mittheilungen bestätigt, sondern erfuhren noch eine Fülle neuer, uns bis dahin unbekannter Details.

Bezüglich der Steuern gestanden uns selbst Offiziere und Beamte, daß deren Druck ein bedeutender und deren Last gegenwärtig größer sei als jene zur Zeit der Türkenherrschaft. Man wird gut thun, sich dabei zu erinnern, daß der Aufstand von 1875, welcher zur Entrollung der Orientfrage führte, gerade eben wegen des Steuerdruckes entstand und daß Graf Andrassy damals für Entlastung der ausgesogenen Herzegowiner eintrat.

Darnach wird das Vorgehen der bosnischen Landesregierung um so unbegreiflicher. Die ungerechteste und verhaßteste aller Steuern, die Tretina, wurde und ist heute noch aufrecht erhalten. Die Desetina (Zehent) sollte den Zusagen der Regierung gemäß in eine andere angemessenere (Einkommen-)Steuer verwandelt werden; statt dessen wird sie nach wie vor eingesammelt, obschon die neuen Steuern bereits in Wirksamkeit getreten. Dazu kommt noch, daß die Steuereinnehmer sich durch ihr brutales Benehmen ebenso verhaßt machen, wie seiner Zeit der Aga. Allgemein wurde uns geklagt, daß die Steuereintreiber nach der Ernte sich ziemlich lange Zeit lassen, zur Fassung des Zehents zu erscheinen. Umsonst sind alle Klagen der Landleute, daß ihnen die Frucht auf dem Felde faule; den Beamten bewegt dies nicht, es sei denn — ein ausgiebiger Bakschisch beschwinge seine Bleisohlen! Nur wenn es gilt die Eingebornen zur Frohnarbeit zu holen (denn anders kann man ja die gegen lächerliche Entschädigung erzwungenen öffentlichen Arbeiten nicht nennen), dann sind die Beamten gleich zur Hand.

Ueberhaupt wurde uns überall und von allen Seiten, ganz besonders seitens der im Lande garnisonirten Offiziere, die Willkürherrschaft der Beamten als ein Hauptgrund zur allgemeinen Unzufriedenheit bezeichnet.

„Wenn diese ... Beamten nicht wären," sagte uns ein Stabsoffizier, „hätten wir uns die Sympathien des Volkes erwerben können. Das Beamtenheer ist eine reine Landplage geworden. Obwohl wir die Steuern verdoppelten, wird doch ein großer Theil der Einkünfte von dem Beamtenheere verschlungen. Von 6½ Millionen gehen nicht weniger als 1½ auf die Finanzadministration allein auf. Man kann annehmen, daß jeder eingehende Gulden 50 Kreuzer an Administration kostet. Die Beamten thun rein was sie wollen und halten zusammen wie Stahl und Eisen. Ein Drittel von ihnen faulenzt stets auf Urlaub; man könnte ja leicht mit der Hälfte der gegenwärtig angestellten Beamten ausreichen, aber gewissen Orts betrachtet man Bosnien als eine Versorgungsanstalt für Faulenzer und Beamte, die in der Monarchie sonst unverwendbar sind."

Ich wiederhole, daß dieses vernichtende Urtheil über die bosnischen Beamten und ihre Willkürherrschaft aus dem Munde eines östreichischen Stabsoffiziers kommt, der seit 1878 im Lande weilt. Zwei Freunde waren Ohrenzeugen. Uebrigens hörten wir von Bewohnern aller Stände dasselbe Urtheil, und selbst in den Berichten ausländischer Consuln kann man die Bemerkung finden, daß die östreichische Administration in den occupirten Provinzen nicht weniger corrupt ist als vordem die türkische — und das will viel sagen!

Die Brutalität vieler Beamten tritt besonders bei den nur allzu häufigen Pfändungen hervor. Letztere sind unmittelbar die Ursache der Insurrection gewesen. Unter den Türken nämlich hatte der Beg, wenn er den Kmeten auch noch so bedrückte, doch immer ein Interesse, die Milchkuh nicht zu schlachten, d. h. er ließ den Rajah, wenn auch tief verschuldet und fast Leibeigener, doch in Haus und Hof, so daß er nicht Hungers zu sterben brauchte. Heute ist dies anders. Die östreichische Steueradministration kennt keine Unterhandlungen; da heißt es blos: „Kannst du zahlen oder nicht?" In letzterem Falle kommt die Pfändungscommission und setzt die Kmetenfamilie ohne weiteres auf die Gasse.

Was soll nun der also dem Hungertode Ueberantwortete machen? Betteln kann man dort nicht, es bleibt also nichts übrig, als daß der Gepfändete zur Puschka greift und Hajduk wird. Dann aber wundert man sich höheren Orts, wenn das Land von „Räubern" wimmelt, welche gegebenen Falls sich in „Insurgenten" verwandeln!

Daß auch die Zollbeamten durch ihre Plackereien die Bevölkerung erbittern, wird Niemanden wundern, der Gelegenheit hatte, diese unleidliche und lästige Race an den östreichischen Grenzen kennen zu lernen.

Selbstverständlich tragen die Beamten dafür Sorge, daß eine wahrheitsgetreue Darstellung ihrer Wirthschaft nicht in die Oeffentlichkeit oder zur Kenntniß der obersten Regierung kommt. Fremde, welche dies thaten, wurden als „östreich-feindlich" und ihre Berichte als „gehässig" gebrandmarkt; Oestreichern, die es versuchten, ihren Unwillen über das unpolitische, die Monarchie schädigende Vorgehen der Beamten Ausdruck zu geben, sperrte man den Mund, indem man ihnen Mangel an „Patriotismus" vorwarf — denn gewisse Leute finden blos das „Vertuschen" eines „wahrhaften Oestreichers" würdig. Waren aber Einheimische so kühn, Beschwerde erheben zu wollen, verstand man es meisterhaft, sie unschädlich zu machen. Die Petenten wurden stets rechtzeitig abgefaßt und in den Kerker geworfen, die öffentliche Meinung erdrosselt. Zu diesem Zwecke verbot man auch den „Srpski List" von Zara, weil er in cyrillischen Lettern gedruckt und national gesinnt ist. Blos die officielle „Bosanske-hercegovačke Novine" wurde geduldet.

Zum Ueberfluß beging die bosnische Landesregierung den Fehler, dem Volke sein Theuerstes — die Muttersprache — nehmen zu wollen. Man begann mit der größten Ungeschicklichkeit zu germanisiren. In Trebinje z. B. fand ich alle Straßennamen deutsch, mit deutschen Lettern, z. B. „Rudolfs-Platz", „Schulgasse"; ebenso die Aufschriften „Trebinjčica-Brücke", „Volksschule" ꝛc. Ein ehemaliger deutscher Corporal wurde schlauerweise der letztgenannten Schule als — Lehrer vorgesetzt(!). Als sich der, von der Regierung selbst ernannte Schulinspector, Professor Zore aus Ragusa in Bewegung setzte, um diese unerhörte Willkür persönlich zu untersuchen, verwehrte ihm der Platzcommandant, Oberst Babić (ein serbischer Renegat), den Eintritt in die Stadt und zwang ihn zum Rückzug. Prof. Zore beschwerte sich in Wien über diese militärische Anmaßung und diesen Eingriff in seine Rechte, wurde jedoch mit seiner Beschwerde abgewiesen, weil der „Platzcommandant thun dürfe, wie er für gut finde"(!).

Der serbische Schulmeister von Mostar, Jovo Ljepova, wurde aus dem Lande vertrieben, weil er nebst 60 Anderen eine Petition an den Kaiser unterschrieben, in welcher er wegen Aufhebung der serbischen Schulen durch die Behörden Klage führte. Daß in einem rein serbischen Lande, wo außer den Offizieren und Beamten keine Seele Deutsch versteht, das Aufzwingen einer fremden Sprache erbittert, wird Jeder begreifen, dem selbst seine Muttersprache theuer. Zudem ist gerade in den occupirten Provinzen ein Sprachzwang ganz ohne praktischen Werth.

Aber nicht blos mit dem Sprachzwang begnügt sich die Regierung; auch mit dem Religionszwang versucht sie es. Die Katholiken bilden eine verschwindende Minorität im Lande und gerade sie werden unpolitischerweise am meisten von der Regierung begünstigt. Die Griechen hingegen werden mit allen Lockmitteln und Drängen zur Apostasie verleitet. Der griechische Metropolit von Sarajevo wurde vom Regierungsrath Graf Mierosowski eingeladen zur römischen Kirche überzutreten und ihm für diesen Fall goldene Berge versprochen. Die katholische Propaganda findet überhaupt allseits kräftige Unterstützung durch die Behörden. Die Jesuiten wurden eingeführt und man gestattet ihnen, bei Sarajevo ein Kloster zu errichten. Für die paar Katholiken errichtete man noch ein Erzbisthum in Sarajevo und Bisthümer in Mostar und Banjaluka.

Digitized by Google

Wenn man sich aber gegen die, die große Majorität der Bevölkerung bildenden Griechen Alles erlauben zu können wähnt, ist man andrerseits gegen die ebenfalls in Minorität befindlichen Mohamedaner desto unterwürfiger. Aus Furcht vor einer Wiederholung der Aufstandes von 1878 (man erinnert sich, daß damals die Bezwingung von 20,000 fast ausschließlich mohamedanischen Insurgenten die Mobilisirung von 268,633 Mann, 109,365 Pferden, 29,425 Fuhrwerken, 4718 Tragthieren und 460 Geschützen, sowie zwei Monate Zeit erforderte!) schmeichelte man einigen Begs, begünstigte die Mohamedaner gegen die Griechen und stand von der Einführung aller den Mohamedanern mißliebigen Neuerungen ab. Daß es der Regiernng trotz dieser Demüthigungen nicht gelungen, sich Sympathien zu erwerben, beweist der jüngste Aufstand, in dem Mohamedaner, Griechen und Katholiken einmüthig gegen die verhaßte Fremdherrschaft in Waffen standen.

Der Handelsstand wurde ebenfalls gegen die Occupation erbittert, weil mit derselben ein zahlloser Schwarm ungarischer Juden das Land überschwemmte, überall seine „27-Kreuzer-Bazare" errichtete und durch den scheinbar so billigen „Schund" alle soliden Geschäftsleute, alle ehrbaren und von Alters her berühmten Gewerbe zu Grunde richtete. Andere Juden eröffneten allenthalben Schnapsbuden, wo sie billigen Fusel zum Ruin der Bevölkerung ausschenken.

Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, untergräbt die Armee nach Kräften die öffentliche Moralität. Hauptsächlich haben die Offiziere die bis 1878 in den occupirten Provinzen von allen Reisenden so rühmend hervorgehobene Sittlichkeit der Weiber erschüttert. Wuthschäumend sehen die ehrsamen Familienväter die Sittenlosigkeit unter ihren Familienmitgliedern einreißen; die ehemals so strenge Zucht läßt sich nicht mehr aufrecht halten. Es ist genau so wie in Cettinje. Bis 1877, d. i. zur Ankunft der russischen Offiziere und fremden Diplomaten gab es in ganz Montenegro keine käuflichen Weiber. Seither haben die Fremden in Cettinje (aber auch nur in Cettinje allein!) die Mehrzahl der Mädchen und Frauen leichtsinnig zu machen gewußt; — das ist offenbar die erste Segnung der von außen kommenden „Cultur"!

Nach all dem Mitgetheilten wird man es überflüssig finden, in der Suche nach den Ursachen der letzten Erhebung nach fremden Einflüssen auszuspähen. Möglich, daß der eine oder andere Emissär das Seinige zum Schüren beitrug, aber was hätte ihm dies genutzt, wenn nicht das Volk durch die beständigen Fehler der Regierung erbittert und unzufrieden gewesen wäre? Mein Freund und ich bemühten uns vergebens, den Leuten vorzustellen, daß sie sich nutzlos ans Messer lieferten, daß ihr Widerstand gegen eine so furchtbare Uebermacht Wahnwitz sei, indem sie von außen keine Hülfe zu erwarten hätten. Die Insurgenten antworteten uns ruhig: „Wir wissen es, aber nachdem man uns zum Aeußersten getrieben, nachdem man uns Alles genommen, was bleibt uns übrig, als mit den Waffen in der Hand zu sterben?"

Was ich hier geschrieben bezieht sich selbstverständlich blos auf die occupirten Provinzen, denn die Ursachen des bocchesischen Aufstandes waren ganz andere. Zur Aufklärung will ich darüber Folgendes bemerken:

Montenegro hatte 1813 auf Einladung Englands und der Bocchesen die Franzosen aus den Bocche di Cattaro vertrieben. Am 29. November erklärten sich die Bocchesen für ewige Zeiten mit Montenegro vereinigt. 1814 gab jedoch ein Beschluß der Wiener Conferenz die Bocche an Oestreich. Infolge Bittens des russischen Kaisers erklärte sich der Vladika zur Herausgabe der Bocche bereit, wenn Oestreich sich verpflichte, sämmtliche Rechte, Privilegien und alte Institutionen der Bocchesen für ewige Zeiten zu respectiren. Oestreich übernahm diese feierliche Verpflichtung, der Zar garantirte sie in einem Briefe vom 20. Mai und die Montenegriner schenkten der Monarchie ohne jedwede Entschädigung das von ihnen eroberte Ländchen. Unter den von Oestreich feierlich anerkannten Privilegien der Bocchesen befand sich auch jenes, nur zur See Kriegsdienste zu thun. Die Verletzung dieses Privilegiums durch Einführung der Landwehrpflicht brachte daher die Bocchesen zur gewaffneten Vertheidigung ihres guten Rechtes.

Um wieder auf die occupirten Provinzen zurückzukommen, will ich bemerken, daß angeblich jetzt große Reformen eingeführt werden sollen. Dies wäre sowohl in Interesse des Landes als auch der Monarchie zu wünschen, denn es ist das einzige Mittel, künftighin Aufstände zu vermeiden. Vor Allem müßte aber die Agrarfrage geregelt, das Beamtenheer vermindert und purificirt und die unlautern Elemente aus dem Lande entfernt werden. Durch Straßenbau allein begründet man noch keine „Cultur"!

Literatur und Kunst.

Der Briefwechsel von George Sand.

Briefe sind für die Würdigung einer Persönlichkeit meist auch bedeutsamer als Memoiren, als eine Selbstbiographie. Ist der Autobiograph, der Memoirenschreiber besonders discret, wird er oft Umstände, Vorgänge seines Lebens, bei denen andere Personen ins Spiel kommen, verschweigen und sich dadurch selbst nicht genügend erklären, oder es wird ihm widerstehen, die Geschichte eigener Seelenzustände preiszugeben. In Briefen an Freunde, an Vertraute, im Zwiegespräche gleichsam, ist die Sprache freier, aufrichtiger und manch neues Streiflicht fällt auf die Persönlichkeit. Die „Lettres d'un voyageur", von denen viele an Freunde gerichtet waren, geben einen tiefen Einblick in Gemüthszustände George Sand's, deren in ihrer „Histoire de ma vie" mit keinem Worte Erwähnung geschieht. Die soeben in zwei Bänden erschienene Correspondenz*) dieser Dichterin ist in doppelter Hinsicht bedeutungsvoll: einmal lernen wir all das Liebenswerthe und Schöne, all das Sympathische und Große in ihr so ganz kennen; dann enthüllt die „Correspondance" Umstände, durch die gewisse Handlungen der Dichterin vollkommen gerechtfertigt erscheinen, entkräftet gewisse Beschuldigungen, die man leichtsinnig gegen sie erhoben hat und immer noch erhebt, und bietet einen Einblick in allerlei interessante Einzelheiten ihres Lebens. Und welch ein reges Leben spiegeln diese Briefe; welch ein glücklicher Humor durchströmt die meisten derselben und endlich die Sprache — die zauberische George Sand'sche Sprache!

Der erste Band umfaßt Briefe vom Jahre 1812 bis 1836; der zweite von 1836 bis 1847. Viele auszeichnende Grundzüge der Dichterin treten uns schon in dieser Gruppe von Briefen entgegen: Pietät, Güte, Mütterlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Treue. Wie herzlich, wie innig, wie pietätsvoll schreibt sie ihrer Mutter, wie allerliebst ist in den Briefen an die letztere das „bavardage de mère" über ihre Kinder Maurice und Solange. Ihre mütterliche Natur verräth sich in verschiedener Form in den Briefen aus dieser Epoche. So bringt sie Boucoiran, dem Erzieher ihres Maurice, ein ernstliches Wohlwollen entgegen und hat allerlei gute Rathschläge für ihn. Obwohl sie oft über eigene körperliche Leiden zu klagen hat, erfahren wir aus einem Briefe an ihre Mutter, daß sie Dorfarzt in Nohant ist, ihren Patienten Medicamente bereitet und treffliche Kuren macht. Wie wenig ihr Gemüth in jener Zeit auch ausgefüllt war, wie sehr sich ihre häuslichen Zustände mit den Jahren verschlimmerten, ihr beweglicher Humor, ihr biegsamer Charakter hielten Herz und Geist gesund. Die Mehrzahl ihrer Briefe erwärmt sonnige Heiterkeit, Witz, ja übersprudelnder Humor. Es fehlte ihrem damaligen Leben auch nicht an Zerstreuungen mannichfacher Art. Im Sommer 1825 macht sie mit ihrem Manne Casimir Dudevant und ihrem Söhnchen eine Reise nach den Pyrenäen. Der großartige Anblick, der sich ihr hier darbietet, hebt ihre Seele aus den Angeln. Im Jahre 1827 wird eine

*) George Sand, Correspondance, I et II. Paris, Calmann Lévy 1882.

Digitized by Google

Reise nach Bordeaux unternommen, zu Hause, in Nohant, gibt es allerlei Vergnügungen, wie Cavalcaden, lustige Gesellschaften, Bälle, Maskeraden, von denen die junge Frau in ihren Briefen mit naiver Heiterkeit erzählt. Sie ist im Innersten nicht glücklich und hat Anfälle tiefer Melancholie. Schon im Jahre 1827, wo ihre häuslichen Verhältnisse noch erträglich sein mochten, schreibt sie ihrer Mutter: „J'ai eu plusieurs accidents, où j'ai failli me tuer." Welcher der Grund dieser Schwermuthsanfälle war, erfahren wir nicht. Ueberhaupt entnehmen wir aus der ersten Gruppe der Briefe fast nichts von dem, was die Dichterin in jener Zeit gedacht und empfunden habe. Diese Briefe verrathen fast nirgends einen tieferen Hang zum Nachdenken und Träumen, nirgends eine größere Fülle der Phantasie. Wir wissen, wie früh sich die schöpferische Phantasie in dem Kinde Aurora geregt, wie sich die letztere, nach dem Austritt aus dem Kloster, wo sie ihre Erziehung empfangen, mit den Anschauungen der größten Geister, freilich etwas unmethodisch, vertraut gemacht. Lesen wir die Briefe aus den Jahren 1823—1830, so scheint es, als hätte die junge Frau nie geträumt, nie Tiefsinniges gelesen, nie geistige Bedürfnisse gefühlt. Nur einmal spricht sie von Lectüre, und in einem Briefe an ihre Mutter von 1830 schreibt sie, daß ihr Los das glücklichste wäre, wenn sie Talent zur Malerei besäße. Dagegen kündigt sich die große Schriftstellerin allerdings schon in der Klarheit, Reinheit und natürlichen Grazie des Stils an. Außer den schon genannten charakteristischen Zügen macht sich in diesen Briefen auch ihre Abneigung gegen große, oberflächliche Gesellschaft, ihr Gleichheitssinn geltend.

Man weiß, wie sich die häuslichen Verhältnisse der Dichterin immer widerwärtiger gestalteten. Nicht nur, daß es zwischen ihr und ihrem Manne immer weniger zu einer Verständigung kommen wollte, daß er sie wie eine Unmündige behandelte, es wurde ihr Zartgefühl auch durch die Excesse, welche die Trunksucht ihres bei ihr wohnenden Bruders Hippolyte und seiner Zechgenossen veranlaßte, aufs Tiefste verletzt. Den entscheidenden Anlaß jedoch, der sie bestimmte, sich aus dem häuslichen Sumpfe zu retten, verschweigt sie in ihrer Lebensgeschichte. Ein Brief an Boucoiran vom 3. December 1830 bringt über diesen Punkt Klarheit und nimmt ihrer Trennung von ihrem Hause vollends jeden Anschein des Leichtsinns und der Frivolität. Sie theilt Boucoiran nämlich mit, daß sie im Schreibtisch Dudevants ein an sie adressirtes Packet mit der Aufschrift: „Ne l'ouvrez qu'après ma mort" gefunden habe. Im Gefühl, daß ihre Gesundheit zu erschüttert sei, als daß sie darauf rechnen könnte, Jemanden zu überleben und vollbewußt, keine Indiscretion zu begehen, habe sie das Packet geöffnet und das Testament ihres Mannes gelesen. Welcher war sein Inhalt? Hören wir die Dichterin selbst. „Vive Dieu! quel testament! Des malédictions, et c'est tout! Il avait rassemblé là tous ses mouvements d'humeur et de colère contre moi, toutes ses réflexions sur ma perversité, tous ses sentiments de mépris contre mon caractère." Nach dieser Entdeckung war sie ja gezwungen, sich von Dudevant loszusagen. „Je veux une pension, j'irai à Paris," lautet in demselben Briefe ihr Entschluß. In wenigen Tagen war Alles zu ihren Gunsten entschieden.

Schon am 13. Januar 1831 schreibt sie Boucoiran aus Paris, daß sie sich auf dem stürmischen Meere der Literatur einschiffen wolle. Mit der ihr eigenthümlichen Offenherzigkeit bezeichnet sie als das Motiv ihrer Absicht: „il faut vivre". Die Jahrespension, die Dudevant ihr ausgesetzt, betrug 3000 Frcs. Damit konnte die Freigebige, die nicht gern rechnete, zumal in Paris, nicht existiren. Die Literatur sollte also ihre Einkünfte verbessern. Es war zunächst ihr Traum, jährlich 1000 Thaler zu erwerben. Ausdrücklich hebt sie in einem Briefe an Charles Duvernet vom Januar 1831 hervor, daß sie keinen inneren Drang zur Literatur fühle. Einen Monat später jedoch schreibt sie einem anderen Freunde, daß ihr die Literatur *zur Leidenschaft werde*, und zu gleicher Zeit Boucoiran, daß die Schriftstellerei eine heftige, unzerstörbare Leidenschaft sei, die den Kopf nicht mehr verlasse, dessen sie sich einmal bemächtigt. Sie theilt ihren Freunden im Berry in jener Zeit mit, daß sie unter Delatouches Anleitung für den „Figaro" arbeite, da der Journalismus ein Postulat sei für den angehenden Schriftsteller. Sie weiht ihre Freunde in ihre kleinen Mißerfolge und Enttäuschungen ein, über die sie jedoch ziemlich rasch hinweggekommen ist. Wiederholt gesteht sie in diesen Briefen, daß sie keinen Ehrgeiz verspüre und daß ihr die Berühmtheit die eigentliche Ursache der Aufregungen im Schriftstellerleben erscheine. Als im folgenden Jahre das Erscheinen der „Indiana" Paris in einen Sturm von Schrecken, Entzücken und Bewunderung versetzte, als die bescheidenen pecuniären Erwartungen der Dichterin so glänzend übertroffen wurden, schreibt sie Boucoiran, daß dieser Erfolg sie ängstige und ihr die Freude am Schreiben verderbe.

Erst nach ihrer Uebersiedelung nach Paris gelangt sie zum Bewußtsein ihrer geistigen und moralischen Natur. Sie hat endlich, was sie ihrem innersten Wesen nach bedurfte: Freiheit und Arbeit. War sie doch zur Arbeit geboren und welche Arbeiterin ist sie geworden! Im Jahre 1834 schreibt sie ihrem Bruder aus Venedig (I, 202), daß sie oft dreizehn Stunden in Einem schreibe, wenigstens aber sechs oder sieben. Freilich wird sie der Anstrengungen mitunter überdrüssig und klagt sie in den späteren Briefen an ihre Freunde wiederholt über die Lucubrationen, denen sie sich unterziehe und wie sie sich oft zur Arbeit zwingen müsse; allein immer fühlte sie auch den Segen derselben und von ihr rührt der Ausspruch her, daß die Arbeit ein Naturgesetz sei, dem sich Niemand ohne Schaden entziehe. Prägt sich nicht schon in dieser Anschauung eine tiefe Sittlichkeit aus? — Das Freiheitsbedürfniß der Dichterin, ihre Verachtung der Convenienz und der Menschen kommen in den Briefen aus der ersten Zeit ihres Pariser Lebens wiederholt zum Ausdruck. Für öffentliche Angelegenheiten, für Politik zeigt sie in dieser Zeit noch wenig Interesse und schreibt sie ihren Freunden im scherzhaften Ton über politische Ereignisse. Erst in einigen Briefen aus den Jahren 1835 und 1836 beginnen die republikanischen und socialistischen Tendenzen der Dichterin, die bei ihr ja nur ein Ausfluß des poetischen Gefühls, nur Herzenssache waren, sich geltend zu machen.

George Sand lebte, der Verabredung mit Dudevant gemäß, einige Jahre abwechselnd in Paris und in Nohant. Im Spätherbst 1833 erfolgte die Reise nach Italien mit Alfred de Musset, die für beide Theile so unheilvoll werden sollte. Die Sammlung enthält nur wenige Briefe der Dichterin aus dieser Zeit. Nachdem Alfred de Musset sie in Venedig verlassen, schreibt sie am 6. April 1834 an Boucoiran: „Nous nous sommes quittés peut-être pour quelques mois, peut-etre pour toujours. Dieu sait maintenant ce qui deviendront ma tête et mon cœur." Bedeutungsvoll ist der Brief, den sie Boucoiran am 31. August 1834, bald nach ihrer Rückkehr aus Italien, von Nohant schreibt. Er athmet die tiefe Melancholie, die vielen der „Lettres d'un voyageur" einen so ergreifenden Charakter gibt. Aber was das Wichtigste ist: George Sand spricht hier zu einem ihrer besten Freunde und Vertrauten, dem gegenüber sie sich immer so offen äußert, von einem Manne, mit dem sie Alfred de Musset später eines frivolen Verhältnisses bezichtigt, in einer Weise, sie läßt demselben durch Boucoiran Worte sagen, daß wir allen Grund haben, an der Gerechtigkeit von Mussets Beschuldigung zu zweifeln. Mit welchem Unrecht man sie in jenen Jahren allerlei frivoler Freundschaften und Beziehungen beschuldigte, geht aus einer naiven Bemerkung in einem Briefe an Franz Liszt vom 5. Mai 1836 hervor. Die Gerüchte über das „leidenschaftliche Weib" waren nicht weniger falsch als die über das „emancipirte Weib".

George Sand war ihrer ganzen Natur nach viel mehr für die Freundschaft, für die gute Kameradschaft, als für die Leidenschaft geschaffen. Sie stand durch ihr ganzes Leben mit vielen Männern, die durch Geist oder Charakter sich auszeichneten, in einem kameradschaftlichen, collegialen Verhältniß. Sie war eine treue Freundin, eine treffliche Collegin, stets bereit ihre Genossen mit Rath und That zu unterstützen. Sie hatte aber auch ausgezeichnete Freunde. So schreibt sie an Gustav Papet in einem Briefe vom August 1837, wo sie ihm den Tod ihrer Mutter mittheilt: „Le ciel m'en a dedommagé en me donnant des amis

Digitized by Google

tels que personne peut-être n'a eu le bonheur d'en avoir." Je weiter wir ihre Briefe verfolgen, je mehr sehen wir den Kreis ihrer Freunde sich vergrößern. Der Ton in den Briefen an ihre älteren Freunde und Collegen ist ein völlig freier. Da fehlt es ebenso wenig an Ausdrücken freundschaftlicher Gesinnung, an Rathschlägen wie an Neckereien, an mitunter ziemlich burschikosen, robusten Späßen und Mittheilungen oder rückhaltloser Opposition. Man lese z. B. den Brief an Adolph Guéroult vom 17. Februar 1837. In diesen Briefen spricht überall Freund zu Freund, Kamerad zu Kamerad. Eben diese Offenherzigkeit, diese Unbefangenheit in Verbindung mit der schönen Uneigennützigkeit und Bereitwilligkeit, welche sich in diesen Briefen ausprägt, wird alle die sympathisch berühren, welche die Weiblichkeit nicht in der Aengstlichkeit und Prüderie erblicken, und in einem kameradschaftlichen, unbefangenen Verkehr der Geschlechter überhaupt das Ziel sehen, nach dem die Gesellschaft trachten sollte. An diese Briefe reihen sich die an die junge Gräfin Marie d'Agoult, die Freundin Franz Liszts, die später unter dem Namen Daniel Stern historische und philosophische Werke herausgab, und die an Madame Marliani. Besonders liebenswürdig sind jedoch die Briefe an Marie d'Agoult, die sich durch die Jahre 1835 bis 1838 ziehen. George Sand fühlte für diese junge Dame eine wahrhaft enthusiastische Freundschaft. Sie apostrophirt sie einmal „ma belle comtesse aux beaux cheveux blonds", sie sagt ihr, daß sie das einzige Schöne, Verehrungswürdige und wahrhaft Edle sei, was ihr — George Sand — je in der patricischen Gesellschaft begegnet wäre. Wir wissen, daß George Sand im October 1835 die Scheidung ihrer Ehe eingeleitet hatte. Ihrer Freundin d'Agoult theilt sie in einem intimen Briefe den immerhin triftigen Grund mit, weshalb sie die Scheidung um jeden Preis wünsche: Dudevant habe sie eines Abends im Zustande der Trunkenheit tödten wollen. Erst am 25. Juli 1836 wurde die Scheidung ausgesprochen, nachdem die Dichterin selbst plaidirt (II, 146).

Einige Monate nach der Auflösung ihrer Ehe sollte sie ein schönes Zeugniß ihrer Mutterliebe ablegen. Ihr Sohn Maurice erkrankt und in ihrer Besorgniß um ihn überwindet sie sich so weit, den Vater zu beschwören, er möge kommen. Der ergreifende Brief, in dem sie sich an ihn wendet, ist uns erhalten (II, 158). „Aujourd'hui, il ne s'agit plus de nos dissensions personelles," sagt sie zu dem Vater ihres Kindes, „il s'agit d'un intérêt qui passe avant tout: la santé de notre enfant. Ne le jetons pas, au nom du ciel! dans une rivalité d'affection, qui excite sa sensibilité déjà trop vive."

Ihr Verhältniß zu ihrem Sohne, der die künstlerische Begabung von seiner Mutter geerbt und sich später als Maler und Schriftsteller hervorthat, war immer ein ungemein inniges. Er wird mit fortschreitenden Jahren immer mehr ihr Vertrauter, ihr Freund. Ihre Briefe an ihn sind voll überströmender Herzlichkeit und Zärtlichkeit, voll Sorge um seine geistige Entwicklung, seinen Fleiß, seinen künstlerischen Bildungsgang.

Im August 1837 verlor die Dichterin ihre Mutter, an der sie trotz der mannichfachen Kränkungen, die sie von ihr erfahren, trotz des vielen Mißgeschicks, das sie ihr verdankte, mit treuer Liebe hing. Ihr Schmerz um die Todte scheint sehr tief gewesen zu sein, und in den Briefen, wo sie den Trauerfall erwähnt, finden sich ergreifende Stellen. Poesie ist es, wenn sie der Gräfin d'Agoult schreibt (II, 177): „Ma mère n'est plus! Elle repose au soleil, sous des belles fleurs où les papillons voltigent sans songer à la mort. J'ai été si frappé de la gaieté de cette tombe, au cimetière Montmartre, par un temps magnifique, que je me suis demandé pourquoi mes larmes y coulaient si abondamment." Das Jahr 1837 war überhaupt reich an schmerzlichen, aufregenden Ereignissen für die Dichterin. Während ihre Mutter in Paris in der Agonie lag, bekam sie die Nachricht, daß Dudevant ihre Tochter entführt habe. In einem Briefe an Duteil vom 30. September 1837 (II, 178) erzählt sie die schnöde That Dudevants und ihr eigenes energisches Handeln. Sie eilt nach Paris, telegraphirt, alarmirt die Polizei. Von da geht sie nach Nérac, in dessen Nähe, nämlich in Guillery, Dudevant damals lebte, und wohin er Solange entführt. Trotz des Ernstes der Situation erzählt sie nun mit vielem Humor, wie sie in Nérac den Unterpräfecten zu gewinnen gewußt, wie sie mit dem letzteren, einem Gendarmerielieutenant und einem Gerichtsdiener in einem Wagen sitzend, gefolgt von berittener Gendarmerie und den Einwohnern von Nérac, nach Guillery zieht, und Dudevant gezwungen wird, Solange in die Hände der Mutter zu liefern. Kaum hat sie ihre Tochter wieder errungen, zieht es sie, die elastische souveraine Künstlernatur, wie sie am Schluß ihres Briefes erzählt, nach den nahgelegenen Pyrenäen, wo sie sich ihres Töchterchens erfreut, die wie „ein Dämon" reitet.

Bald nach der Scheidung ihrer Ehe reist sie mit ihren Kindern nach Genf, wo Liszt und die Gräfin d'Agoult sie erwarten. Dort hat sie unter ihrer Berühmtheit zu leiden, sie wird, wie sie einem Freunde schreibt, Gegenstand der öffentlichen Neugierde. Auch von den schlimmeren Schattenseiten ihrer Berühmtheit spricht so manche Stelle ihrer Briefe. Buloz, der Herausgeber der Revue des Deux-Mondes, bedrängt sie hart um Manuscripte; man treibt Mißbrauch mit ihrem Namen; Flaubert bittet sie, ihm eine Vorrede zu einem Werke zu versprechen, von dem nur — der Plan fertig ist u. A. m. Doch läßt sie sich nicht zu Arbeiten verleiten, die nicht in der Richtung ihres Talentes liegen und schreibt Jules Janin im Februar 1837, daß sie nicht für die Débats schreiben könne.

Opfermuth und Güte gehörten zu den tiefsten Zügen ihres Wesens und es ist bezeichnend, wenn sie der Gräfin d'Agoult einmal schreibt, daß sie, je älter sie werde, so mehr vor der Güte sich beuge. Ein Geist der Güte durchströmt auch all ihre Briefe. Ihre Güte, im Verein mit einem feinen Gerechtigkeitsinstincte, zog sie zu dem Volke, zu den armen Klassen, sie gaben ihrer Poesie den demokratischen Charakter. Es sind ferner Offenheit, Geradheit und Einfachheit, sowie Kühnheit, Seelenstärke und eine gewisse Souverainetät des Wesens, die uns in ihren Briefen immer wieder entgegentreten. Schicksale, die so Manchen für immer niedergebeugt haben, zwingen ihr nicht mehr als ein Lächeln ab. So theilt sie ihrem Freunde Calamatta den Mißerfolg ihres Dramas „Cosima", das im Jahre 1840 in Paris zur Aufführung kam, mit sehr viel Seelenruhe unter Scherzen mit und sagt: „L'incident me paraît burlesque."

Obwohl sie in ihren Briefen oft von den Arbeiten spricht, mit denen sie sich beschäftigt, erfahren wir meist nur die Namen derselben, fast nirgends geht sie näher auf die betreffenden Stoffe ein, fast nirgends bespricht sie sich mit ihren literarischen Genossen darüber, und dies ist für ihre Denk- und Produktionsweise überaus charakteristisch. Der Gräfin d'Agoult schreibt sie im Juli 1836, daß sie „Lélia" überarbeite, und wenn diese Dichtung sie einst in den Scepticismus gestürzt, so befreie sie sie nun von demselben. Charles Poncy schreibt sie im December 1842, daß sie die „Histoire de ma vie" begonnen habe, die in einer Reihe von Erinnerungen bestehen soll, mit Details, welche Poesie und Einfachheit besitzen werden. Doch gedenke sie in dem Werke keineswegs ihr ganzes Leben zu enthüllen, da sie den Hochmuth und den Cynismus der Confessionen verachte. — Und wie spricht die Dichterin über andere Dichter, über fremde Dichtungen? Ueber die romantische Dichtung urtheilt sie wiederholt abfällig. So warnt sie Eugène Pelletan vor der romantischen Vermengung des Erhabenen mit dem Platten, und mahnt ihn correct zu sein; ebenso warnt sie Charles Poncy vor gewissen romantischen Metaphern und empfiehlt ihm als Gegengift die Lectüre von Corneille, Bossuet, J. J. Rousseau und selbst Boileaus. Von Victor Hugo sagt sie einmal, daß er zwar der größte Neuerer in der Poesie sei, über die Klassiker aber doch nicht gesiegt habe, da die Schönheit des Details nichts sei ohne die Schönheit des Ganzen. Rabelais stellt sie außerordentlich hoch (II, 263), nennt seinen Roman eines der schönsten Monumente des menschlichen Geistes und bemerkt, daß Rabelais in viel höherem Grade der Erwecker des französischen Geistes zur Zeit der Renaissance gewesen sei, als Montaigne.

Reich ist der Inhalt dieser beiden Bände Briefe. Sie sagen von schweren Schicksalen, sonnigem Glück und thatenfrohem, soli-

Digitized by Google

darischem Leben. Wir wiederholen bereits Gesagtes, wenn wir bemerken, daß sich George Sand in diesen Briefen vornehmlich als wohlwollend, opfermüthig, offen, wahrhaftig, einfach in ihrem tiefsten Wesen und frei von all den Fehlern, die man „weibliche" nennt, darstellt. Sie scheint vor Allem zur Freundschaft berufen und nicht zur Leidenschaft. Sie ist kameradschaftlich gegen ihre Freunde, sie spricht frei und rückhaltslos zu ihnen, ohne deswegen „unweiblich" zu sein. Oefter als die humane Denkerin und Kämpferin, die seine Beurtheilerin von Leben und Kunst hören wir in den Briefen das heitere, übermüthige Volkskind, welches sie von mütterlicher Seite ja war, öfter als den Schmerz und den ruhigen Ernst hören wir den lachenden Humor.

H. Druskowitz.

Religion und Wissenschaft.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Die religiöse Weltanschauung muß für denjenigen, der ein religiöses Verhältniß auf ihrem Grunde erbauen will, als Wahrheit im transcendentalen Sinne gelten; aber so wenig sie die Unsicherheit eines haltlos schwankenden Zweifels verträgt, ohne zur vorstellungsmäßigen Voraussetzung des religiösen Verhältnisses untauglich zu werden, ebenso wenig braucht sie eine absolute Gewißheit, d. h. mathematisch ausgedrückt: eine von der 1 nicht unterschiedene Wahrscheinlichkeit. Was sie haben muß, ist lediglich ein praktisch ausreichender Grad von Wahrscheinlichkeit, ein Wahrscheinlichkeitscoëfficient, der sich von der 1 so wenig unterscheidet, daß dieser Unterschied praktisch bedeutungslos und einflußlos wird.

Auch die gesichertsten Ergebnisse der exacten Realwissenschaften (die Formalwissenschaften wie Mathematik und Logik bleiben hier außer Betracht) besitzen keine absolute Gewißheit, sondern ebenfalls nur eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit; diejenigen Ueberzeugungen von der Wahrheit bestimmter Voraussetzungen, auf Grund deren wir unsere Entschließungen im praktischen Leben zu treffen pflegen, haben natürlich eine sehr viel kleinere Wahrscheinlichkeit als die gesichertsten Ergebnisse der exacten Wissenschaft, und dennoch halten wir sie allgemein für ausreichend, und es fällt uns nicht ein, im Hinblick auf den Abstand ihrer Wahrscheinlichkeit von der Gewißheit mit unsern Entschlüssen zu schwanken, oder mit unserm praktischen Eingreifen zu zaudern. In demselben Sinne wäre es logisch ungerechtfertigt, wenn das praktische religiöse Verhalten des Menschen durch die Reflexion auf die abstracte Möglichkeit gelähmt werden sollte, daß die Ueberzeugung von der Wahrheit sich infolge des Unterschiedes dieser Wahrscheinlichkeit von der absoluten Gewißheit als irrig herausstellen könnte; wenn der Unterschied dieser Wahrscheinlichkeit von der Gewißheit nur klein genug ist, so ist er praktisch auf das Verhalten des Menschen ohne Einfluß, und muß und darf es sein, weil er gegen die weitaus überwiegende Größe der positiven Wahrscheinlichkeit so wenig ins Gewicht fällt, daß er relativ in Bezug auf die Motivationskraft der letzteren verschwindet.

Nur wenige Menschen (die Philosophen nicht ausgenommen) denken scharf genug, um die Unerreichbarkeit der Gewißheit in theoretischen wie in praktischen Erkenntnissen einzusehen; die meisten verwechseln in theoretischer Hinsicht eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit mit der Gewißheit selbst, in praktischer Hinsicht eine zur maßgebenden Motivirung ausreichende Wahrscheinlichkeit mit der Gewißheit. In Bezug auf die religiöse Weltanschauung drückt sich diese Verwechselung so aus, daß die subjective Ueberzeugung von der Wahrheit derselben, oder der intellectuelle Glaube, als Bürge für die absolute Gewißheit des Glaubensinhalts angesehen wird, was er weder ist noch sein kann, noch für die religiösen Zwecke zu sein braucht; das religiöse Bewußtsein verlangt nicht mehr und nicht weniger, als einen zur Begründung eines religiösen Verhältnisses praktisch ausreichenden Grad von subjectiver Ueberzeugung.

Es ist für den einzelnen Menschen religiös gleichgültig, ob er in der Illusion befangen ist, daß religiöser Glaube absolute Gewißheit besitze, oder ob er diese Illusion kritisch durchschaut hat und weiß, daß religiöser Glaube nur einen Grad von Wahrscheinlichkeit verlangt, der zur zuverlässigen praktischen Motivirung des religiösen Verhältnisses ausreicht; allgemein genommen scheint die Identificirung der religiösen Ueberzeugung mit der Gewißheit für das religiöse Leben vortheilhafter zu sein, und doch ist dieses ein trügerischer Schein, dessen Gegentheil wahr ist. Nur derjenige, der selbst noch in der unkritischen Illusion von der Gewißheit des religiösen Glaubens befangen ist, kann fürchten, durch Zerstörung dieser Identification für sein religiöses Leben eine Einbuße zu erleiden, während derjenige, welcher diesen Zusammenhang unbefangen durchschaut, ganz genau weiß, daß eine der Gewißheit nahekommende Wahrscheinlichkeit praktisch genau dieselben psychologischen Folgen hat, wie die Gewißheit (wenn sie erreichbar wäre) nur irgend haben könnte. Die Gewißheit hätte also keinenfalls einen Vorzug vor der praktisch ausreichenden Wahrscheinlichkeit; dagegen liegt eine schwere Gefahr für die Religion in der irrigen Meinung, daß der religiöse Glaube mit absoluter Gewißheit identisch sein müsse, nämlich die Gefahr der logisch unüberwindlichen Intoleranz, und als logischer Rückschlag die Annahme der illusorischen Beschaffenheit alles Glaubens und aller auf ihn gegründeten Religion.

Jede religiöse Weltanschauung, die in sich durchgebildet und in einem geschichtlichen Entwickelungsproceß den Verhältnissen angepaßt ist, stellt ein in sich geschlossenes Ganzes dar, aus dem man keinen Stein herausnehmen darf, ohne Gefahr, den ganzen Bau zu Falle zu bringen. Je mehr Geistesarbeit von den Trägern einer bestimmten Religion darauf verwendet ist, diese religiöse Weltanschauung durchzubilden, desto mehr stärkt sich die Ueberzeugung, daß jeder Theil derselben organisches Glied des Ganzen ist und mit den wesentlichen und unentbehrlichen Vorstellungsgrundlagen des religiösen Bewußtseins in unabtrennbarem Zusammenhange steht. Die objective Wahrheit der so dogmatisch fixirten religiösen Weltanschauung gilt als unveräußerlicher Hort für die objective Möglichkeit der Religion, und die subjective Ueberzeugung von dieser Wahrheit gilt als Vorbedingung für die subjective Möglichkeit der Religion; mit einem Wort, der Glaube im objectiven und subjectiven Sinne des Wortes, und zwar der Glaube an eine ganz bestimmt fixirte und systematisirte religiöse Weltanschauung wird zur unerläßlichen Bedingung der Religion. Ein abweichender Glaube muß getrübte religiöse Functionen zu Tage fördern, ein entgegengesetzter Glaube muß das Gegentheil der Religiosität, d. h. positive Irreligiosität, zur Folge haben, wie der Mangel an Glauben den Mangel an Religiosität (privative Irreligiosität) mit sich bringt.

Wer nun die Religion für das edelste Gut und den höchsten Besitz der Menschheit erachtet, wer ihren Verlust, ihre Verkehrung ins Gegentheil und ihre Trübung und Entstellung abwehren will, der muß mit allen Kräften dahin streben, den Glauben fest und ungetrübt zu erhalten, jede Schädigung und Verdrängung des alleinseligmachenden Glaubens, jede Verunstaltung der reinen Lehre zu verhüten. Wer Wächter der Religion sein will, muß somit vor Allem Wächter des Glaubens sein, muß bis zum letzten Athemzuge kämpfen gegen Unglauben, Wahnglauben und entstellte Lehre, muß sie in ihre fernsten Schlupfwinkel verfolgen, ihrem Entstehen und Umsichgreifen unter den Menschen mit allen Mitteln vorbeugen, kurz sie wo möglich ausrotten. Wenn die Religion das höchste Lebensinteresse ist, dann muß die Intoleranz, d. h. die Unduldsamkeit gegen den religiös gefährlichen falschen Glauben und seine Vertreter, höchster Lebenszweck sein. Wer hiergegen auftritt und Toleranz im Namen der Humanität und Nächstenliebe verlangt, der weiß nicht, was er thut; denn wie läßt sich Schonung der Bösen mit dem Kampf gegen das Böse, wie Duldung schleichenden Gifts mit der Pflicht des Arztes, wie Duldung einer ungehinderten Verführungsfreiheit

Digitized by Google

mit der Pflicht der Sorge für die Seele des Nächsten vereinbaren? Toleranz kann immer nur da auftreten, wo die Energie des religiösen Lebens geschwächt ist, wo die Religion aufgehört hat, das höchste, alle andern dominirende Lebensinteresse zu sein, wo schwächliche Sentimentalität und religionslose Humanität dem Menschen die Freiheit nicht mehr verkümmern mögen, sich und Andere auf seine Façon unselig zu machen. Auch die Geschichte bestätigt es, daß alle Zeiten der Blüthe bestimmter Religionen Zeiten der grimmigsten Intoleranz und religiösen Verfolgungssucht waren, und daß Toleranz immer erst in den Zeiten des religiösen Verfalls sich einstellt.

Alle Versuche, vom Standpunkt einer Religion aus die Toleranz zu vertheidigen, müssen nothwendig als Verrath an der Religion selbst sich darstellen, und wenn sie mit noch so geschickter Sophistik geführt sind; es gibt nur einen Weg, Religion und Toleranz zu vereinigen, das ist die Anerkennung der blos relativen Wahrheit jeder bestimmten religiösen Weltanschauung. Diese Anerkennung ist aber unvereinbar mit dem Dogma, daß der religiöse Glaube absolute Gewißheit besitzen müsse, um religiös werthvoll und leistungsfähig zu sein; sie setzt voraus, daß die subjective Ueberzeugung von der Wahrheit des Glaubensinhalts einen Spielraum für die Möglichkeit abweichender religiöser Weltanschauungen von gleichfalls relativer Wahrhrit offen lasse. Und zwar muß dieser Spielraum nicht blos niederen Formen zu gute kommen, welche zu dieser Stufe des religiösen Bewußtseins hingeführt haben, sondern auch coordinirten, welche sie ergänzen, und höheren Formen, welche aus der Gesammtheit der coordinirten Formen hervorgehen sollen; denn sonst könnte man höchstens Toleranz gegen niedere zurückgebliebene Formen und gegen die Unfähigkeit ihrer Vertreter zu höherem religiösem Aufschwung, nicht aber gegen Fortschritts- und Fortbildungsbestrebungen üben, welche um so intoleranter zu verfolgen wären. Wer eine bestimmte historisch gegebene Religion für die absolute Religion hält, der wird nicht umhin können, die aus ihr consequent herausgebildete religiöse Weltanschauung für die absolute Wahrheit und den Glauben an dieselbe für eine absolute Gewißheit zu erklären, damit aber auch die Intoleranz zu einer logischen Consequenz der Religion zu proclamiren. Wer die Verschiedenheit der religiösen Weltanschauungen aus dem Gesichtspunkt der Entwickelung begreift und jeder von ihnen ein gewisses Maß relativer Wahrheit, wie es der jeweiligen Stufe des religiösen Bewußtseins entspricht, zuzuschreiben bereit ist, der wird sich auch gegen die Erkenntniß nicht verschließen können, daß seine eigene religiöse Weltanschauung ebenfalls nur ein Glied im Entwickelungsproceß des Ganzen und darum gleichfalls nur von relativer Wahrheit ist.

Diese Erkenntniß wird die Energie und Intensität des religiösen Lebens nicht im geringsten beeinträchtigen, sobald man sich darüber klar geworden ist, daß das religiöse Verhältniß gar keine Gewißheit, sondern nur einen praktisch ausreichenden Grund von Wahrscheinlichkeit für seine vorstellungsmäßigen Voraussetzungen erheischt. Das evolutionistische Verständniß der Religion ist also nur erreichbar, wenn die naive Verwechselung von Wahrscheinlichkeit und Gewißheit beim religiösen Glauben kritisch enthüllt wird; der evolutionistische Gesichtspunkt ist aber wiederum der einzige, aus welchem — wie vorhin der Conflict zwischen religiöser und theoretischer Weltanschauung — so jetzt der Conflict zwischen religiösem Glaubenseifer und Toleranz gelöst werden kann. Darum ist die kritische Enthüllung jener Verwechselung keine gleichgültige, sondern eine sehr wichtige Sache für die Religion. Wird sie versäumt, und bleibt der Anspruch des religiösen Glaubens auf Gewißheit als ein auch von gegnerischer Seite unkritisch acceptirter bestehen, so ist die nothwendige Folge davon, daß die Religion zu Schaden kommt, weil sie zu sicher gehen wollte; die Gegner erklären dann mit Recht die Concordanzversuche zwischen der Religion einerseits und der Wissenschaft und Toleranz andrerseits für sophistische Truggespinnste, ziehen aber daraus nicht mit den orthodoxen Zeloten die Consequenz, daß Wissenschaft und Toleranz zu verwerfen und auszurotten seien, sondern die entgegengesetzte, daß die Religion eine culturfeindliche Illusion sei. Der Anspruch der Religion auf absolute Gewißheit des Glaubens ist auf die Dauer jedenfalls unhaltbar; sie hat nur die Wahl, entweder sich rechtzeitig mit dem Anspruch auf Wahrscheinlichkeit zu begnügen, oder aber das Kind mit dem Bade ausgeschüttet zu sehen, d. h. die Erfahrung zu machen, daß mit der Entlarvung des illusorischen Charakters der Glaubensgewißheit dann auch der ganze Glaubensinhalt zu den Illusionen geworfen wird. —

Aus dem Gesichtspunkt, daß für den religiösen Menschen der Bestand seiner bestimmten Religion von der unerschütterten Wahrheit seiner religiösen Weltanschauung abhängt, daß mit den religiösen Vorstellungen eo ipso auch die Motivationskraft dieser Vorstellung und die aus diesem Motivationsproceß resultirenden religiösen Functionen mitgesetzt sind, erscheint die religiöse Weltanschauung als das unbedingt Maßgebende für die Religion; es kommt noch dazu, daß es schwer ist, die religiösen Functionen selbst zu beschreiben, leicht aber, die religiösen Vorstellungen zu beschreiben, durch welche sie angeregt werden, daß also alle Mittheilung von Religion und alle Darstellung bestimmter Religionsformen wesentlich auf der Beschreibung der religiösen Weltanschauungen beruht, durch welche die entsprechenden religiösen Functionen erregt werden.

Man braucht nur einen Schritt weiter zu gehen und die psychologische Auslösung der religiösen Functionen als eine bei jedem normalen Menschen selbstverständliche Folgeerscheinung von gleichsam mechanischer Sicherheit des Eintretens anzusehen, dann sinken die eigentlichen religiösen Functionen zu einem kaum noch erwähnenswerthen Zubehör oder Accidenz der religiösen Weltanschauung herab und diese letztere rückt selbst in die Stelle der Religion ein. Der Glaube an die bestimmte religiöse Weltanschauung wird nun zum unmittelbaren Maßstab der Religiosität, und die Bekundung des Glaubens im Bekenntniß zur ausreichenden Legitimation über den Besitz derselben; der Grad der Rechtgläubigkeit gilt nun als entscheidend für den Grad der Frömmigkeit, und der Grad der Eingeweihtheit und Vertrautheit mit allen Einzelheiten und Feinheiten des theologischen Systems wird maßgebend für den Grad der Heiligkeit der Frommen. Hiermit wird die Religiosität des Laien zu einer Religiosität zweiter Klasse herabgesetzt und der Stand studirter Theologen zu einer religiös bevorzugten Stellung emporgeschraubt (wie im pharisäischen Judenthum); der religiöse Eifer bekundet sich wesentlich in theologischem Gezänk um die „reine Lehre" (wie in der altlutherischen Orthodoxie), und die religiöse Hingebung und demüthige Opferwilligkeit offenbart sich nach solcher Verlegung des religiösen Schwerpunkts auf das intellectuelle Gebiet vornehmlich durch das „Opfer des Intellects", d. h. durch die vernunftwidrige Unterordnung des menschlichen Denkvermögens unter die von der Autorität der Kirche legitimirte religiöse Weltanschauung (wie im Katholicismus).

Eine solche Verwechselung der Religion selbst mit ihren vorstellungsmäßigen Voraussetzungen hat allemal eine Verkümmerung der Religion zur Folge; indem das den ganzen Menschen umfassende religiöse Leben zu einseitigem Intellectualismus vertrocknet, tritt gelehrter Hader und Buchstabendienst an die Stelle lebendiger religiöser Anregung, und die Gemeinde der Laien geht auf die Dauer leer aus; bei den berufsmäßigen Vertretern der Religion steigert solcher Intellectualismus die ohnehin schon bestehende Tendenz zur Intoleranz ins Extrem, und das an die Stelle innerer Frömmigkeit gesetzte Lippenbekenntniß führt unwillkürlich zu einer systematischen Züchtung der Heuchelei. Die Beschränkung des religiösen Glaubens auf das intellectuelle Gebiet macht den Glauben todt und unfruchtbar; wo alles Gewicht auf das bloße Fürwahrhalten der religiösen Weltanschauung gelegt und der Eintritt der religiösen Functionen als selbstverständliches Accidenz bei Seite geschoben wird, da müssen die religiösen Functionen allmählich nothwendig verdorren, d. h. das innere religiöse Leben des Gemüths stirbt ab, und darum bleiben dann auch die Früchte aus, die von ihm erwartet werden.

Die Verwechselung von religiöser Weltanschauung und Religion beruht wesentlich auf der falschen Voraussetzung, daß von

Digitized by Google

den gleichen religiösen Vorstellungen jeder normale Mensch in gleicher Weise afficirt werden müsse. Diese Voraussetzung ist darum falsch, weil bei ihr nicht nur die Verschiedenheit der intellectuellen Anlagen, der charakterologischen Gewöhnung und Gemüthserziehung und der socialen Verhältnisse und Zustände, sondern auch die principielle Verschiedenheit der vom Menschen eingenommenen Entwickelungsstufe des religiösen Bewußtseins außer Acht gelassen ist. Die ersteren Unterschiede erklären die Thatsache verschiedener Sekten, Parteien und Richtungen innerhalb derselben geschichtlich bestimmten Religion; der letztere Unterschied erklärt die andere Thatsache, daß dieselben religiösen Vorstellungen den auf der entsprechenden Stufe des religiösen Bewußtseins stehenden Menschen religiös anregen und vollkommen befriedigen, dem auf tieferer Stufe stehenden Menschen entweder unverständlich bleiben, oder doch blos durch unwesentliche Aeußerlichkeiten imponiren, den zu höherer Stufe emporgestiegenen aber als ideell überwundene historische Ueberbleibsel anmuthen und völlig kalt lassen.

Wo die Vertreter der Religion ein Volk an den Irrthum gewöhnt haben, die religiöse Weltanschauung an die Stelle der Religion zu setzen oder die religiösen Functionen wesentlich auf dem Gebiete der Vorstellung zu suchen, da dürfen sie sich nicht wundern, wenn die Vertreter der theoretischen Weltanschauung diesen landläufigen Irrthum kritiklos acceptiren und in der Ueberzeugung von dem bessern Recht ihrer theoretischen Weltanschauung nicht nur die religiöse Weltanschauung, sondern die Religion selbst durch die theoretische Weltanschauung der Wissenschaft ersetzen zu sollen glauben. Die religiöse Weltanschauung kann ja in der That nur so lange mit irgend welchem Schein von Recht eine gewisse Selbstständigkeit gegenüber der theoretischen Weltanschauung behaupten, als sie die unentbehrliche Voraussetzung des inneren religiösen Lebens und seiner Bedürfnisse bildet; sobald aber dieses Verhältniß von der Theologie auf den Kopf gestellt wird und das innere religiöse Leben als bloßes Accidenz der geglaubten religiösen Weltanschauung behandelt wird, erlischt dieser einzige Rechtstitel, und die theoretische Weltanschauung ist im unbedingten Recht, wenn sie sich an die Stelle der religiösen setzt, und diese, soweit sie von ihr abweicht, einfach negirt. Ebenso sehr aber ist die theoretische Weltanschauung unter den gemachten Voraussetzungen im Recht, sich für den vollgültigen Ersatz der Religion zu proclamiren; denn wenn sie die religiöse Weltanschauung ersetzt, und diese die Stelle der Religion vertritt, so ersetzt sie in der That die Religion selbst.

Die theoretische Weltanschauung tritt gegenwärtig meist in Gestalt der Philosophie (oder doch einer philosophisch sich geberdenden naturwissenschaftlichen Weltanschauung) hervor; der philosophische Irrthum, daß die Philosophie die Religion zu ersetzen habe, steht also auf gleicher Linie und ist der unmittelbare Nachkomme des theologischen Irrthums, daß die religiöse Weltanschauung, d. h. die theologische Dogmatik oder Glaubenslehre, die Religion zu ersetzen habe; beide sind auf dem Boden der verkehrten Annahme erwachsen, daß die religiösen Functionen wesentlich, wo nicht ausschließlich, auf dem Gebiete der Vorstellung liegen. In dem Anspruch, daß die Philosophie oder die Dogmatik die Religion ersetzen solle, ist nun aber nicht mehr Sinn als in dem gleichwerthigen, daß die Nationalökonomie das nationale Wirthschaftsleben, oder die Astronomie den Umlauf der Gestirne, oder die Aesthetik die Kunst, oder die Nahrungsmittellehre die Ernährung ersetzen solle. Die religiöse Weltanschauung ist ein unentbehrlicher und wesentlich mitbestimmender Factor für das religiöse Leben, sie ist, wenigstens für das Bewußtsein, der Ausgangspunkt des religiösen Lebens, und darum sind die auf ihre Ausbildung im religiösen Interesse gerichteten intellectuellen Functionen allerdings als religiöse Functionen zu bezeichnen; aber sie sind nur mittelbare secundäre religiöse Functionen, insofern sie lediglich darauf abzielen, die unmittelbaren, primären religiösen Functionen zu befördern, und darum bleiben diese letzteren immerdar der wahre und eigentliche Inhalt des religiösen Lebens.

Die Philosophie hat in zweifacher Gestalt versucht, die Religion zu ersetzen. Als die altlutherische Orthodoxie in der Neologie und dem theologischen Rationalismus ihr Ende gefunden hatte, da trat der philosophische Rationalismus der vulgären Aufklärung mit dem Anspruch hervor, an Stelle der abgewirthschafteten geschichtlichen Religionen die für alle Menschen von selbst evidente „Naturreligion" oder „Vernunftreligion" zu setzen; der Inhalt derselben war zunächst ein seichter Deismus mit der Ideentrias eines persönlichen Gottes, persönlicher Unsterblichkeit und persönlicher Willensfreiheit, aber schon in den Kreisen der französischen Encyklopädisten schlug dieser geistlose Deismus in ebenso geistlosen Materialismus um, wie er sich neuerdings noch bei uns in dem „neuen Glauben" von D. F. Strauß präsentirt hat. Gegenüber diesem Verfall des philosophischen Theismus in Deismus und Materialismus stand eine aufsteigende Entwickelung des philosophischen (metaphysischen) Monismus von Spinoza durch Fichte zu Schelling, Schopenhauer und Hegel; hier war es im Gegensatz zu der theistischen Transcendenz des persönlichen Gottes die monistische Immanenz des unpersönlichen Gottes, an welche die Speculation sich hielt. Wie viel höher dieser philosophische Gedankengehalt auch stehen mochte, so blieb doch der Irrthum bestehen, daß die Religion, obschon das bestmögliche Surrogat der Philosophie für die unphilosophische Volksmasse, doch für die philosophischen Köpfe in weit vollendeterer Weise ohne Rest durch Philosophie ersetzt werde; gerade bei den vorgeschrittensten Trägern dieser Entwickelung, bei Hegel und seiner Schule, tritt dieser principielle Irrthum am unverhohlensten ans Tageslicht, und obgleich der ergänzende Hinweis auf das Gefühl als die Sphäre des unmittelbaren religiösen Lebens bei Hegel nicht fehlt, so wird doch von dieser Hindeutung praktisch kein rechter Gebrauch gemacht, vielmehr die realen Momente des religiösen Processes in bloße Phasen des Erkenntnißprocesses aufgelöst und intellectualistisch verflüchtigt. A. E. Biedermann war der erste Hegelianer, der diesen Fehler gründlich erkannt und berichtigt hat.

Wenn der Anspruch der Philosophie, die Religion ersetzen zu wollen, ebenso wie der gleiche Anspruch der theologischen Dogmatik für immer zurückzuweisen ist, so erhebt sich doch dessen unbeschadet die andere Frage von Neuem, ob nicht diesem Anspruch eine gewisse Berechtigung innewohne, wenn derselbe darauf beschränkt wird, daß die Philosophie nicht die Religion sondern die theologische Dogmatik zu ersetzen habe. Zum Theil fällt diese Frage mit derjenigen nach dem Verhältniß der religiösen und theoretischen Weltanschauung zusammen, aber sie hat doch einen engeren Sinn als diese. Nicht die Philosophie in ihrer Totalität kann die theologische Dogmatik ersetzen wollen, sondern nur so weit sie die religiösen Functionen selbst und deren unentbehrliche vorstellungsmäßige Voraussetzungen behandelt, d. h. so weit sie Religionsphilosophie ist. Anderseits wird die theologische Dogmatik, wenn sie mehr als blos reproducirende Zusammenstellung der Dogmen, wenn sie wissenschaftliche Bearbeitung der Dogmen sein will, nicht umhin können, zugleich Religionsphilosophie sein zu wollen, und ihr Unterschied von einer nichttheologischen Religionsphilosophie kann nur darin bestehen, daß sie zum Ausgangspunkt und Material ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung die Dogmen einer bestimmten geschichtlichen Religionsform nimmt, während diese die letzte und höchste im gesammten Entwickelungsgange der Menschheit erreichte Stufe des religiösen Bewußtseins zum empirischen Material der wissenschaftlichen Bearbeitung wählt.

Aus dieser Unterschiedsangabe ersieht man, daß die Religionsphilosophie die Dogmatik nur deshalb und insofern nicht als reine Religionsphilosophie anerkennen kann, weil und insofern sie dieselbe des Irrthums zeiht, eine bereits ideell überwundene Stufe des religiösen Bewußtseins, wie sie in den Dogmen einer bestimmten Religion vorliegt, für das geeignetste empirische Material zur wissenschaftlichen Extrahirung des bis jetzt höchsten religiösen Bewußtseinsinhalts anzusehen und zu behandeln; die Dogmatik hingegen kann einer nichttheologischen Religionsphilosophie — abgesehen von inhaltlich abweichenden Ergebnissen — keinen andern principiellen Mangel mehr verwerfen, als daß sie die Anknüpfung an die historisch überlieferten

Digitized by Google

Dogmen einer bestimmten Religion unterläßt und darum didaktisch nicht geeignet ist für die praktische Vorbildung von Geistlichen dieser bestimmten Religion. Die Dogmatik verbindet praktisch theologische Zwecke mit wissenschaftlichen, und muß darum nothwendig ein Mehreres bieten als die Religionsphilosophie, welche nur wissenschaftliche und keine praktischen Zwecke kennt; die Rechtfertigung dieser praktischen Zwecke der Dogmatik beruht auf der Voraussetzung, daß entweder diese Religion selbst die letzte und höchste bisher erreichte Stufe des religiösen Bewußtseins repräsentire, oder daß doch der Glaubensinhalt einer ihr überlegenen Stufe nur in ihrem Vorstellungsmaterial und ihren Formeln adäquat darstellbar sei.

Sind diese Voraussetzungen richtig, so kann die Religonsphilosophie die Dogmatik unbedingt nicht ersetzen; ihr Nutzen ist alsdann darauf beschränkt, den Dogmatikern aller bestimmten Religionen Anregungen, Impulse und Beihülfen zur Fortentwickelung ihrer betreffenden Dogmatiken zu gewähren und nur für diejenigen philosophisch gebildeten Menschen die Stelle einer Dogmatik zu ersetzen, welche in keiner der gegebenen Religionen mehr eine ihrem religiösen Bedürfniß entsprechende Vorstellungswelt zu finden vermögen. Sind aber jene Voraussetzungen der Dogmatik nicht richtig und selbst nur einem einseitigen dogmatischen Vorstellungskreis angehörig, dann allerdings kann die Religionsphilosophie in stetig wachsendem Maaße die Dogmatiken aller noch bestehenden Religionen ersetzen; dann beruht das Recht des Fortbestehens dieser Dogmatiken neben der Religionsphilosophie nicht auf einer ideellen selbstständigen Bedeutung, sondern lediglich auf einer realistischen Connivenz der Wissenschaft gegen die Rückständigkeit der breiteren Volksschichten hinter der vorausgeeilten culturtragenden Minderheit. Die Dogmatik kann alsdann ihre Anknüpfung an die Vorstellungen und Formeln einer ideell überwundenen Stufe des religiösen Bewußtseins nur noch damit zu rechtfertigen suchen, daß dieselbe, obzwar wissenschaftlich inadäquat, doch praktisch unentbehrlich sei, weil die ideell überwundene Religionsstufe mit geschichtlichem Beharrungsvermögen noch in der Masse des Volkes wurzele, und es Aufgabe der religiösen Lehrer des Volkes sei, bei der religiösen Erziehung desselben an die dem religiösen Gemeindebewußtsein geläufigen Vorstellungen und Glaubenssätze anzuknüpfen und von diesen aus das Volk allmählich zu den höheren und reineren Ideen emporzuführen, welche ihren adäquaten Ausdruck allerdings nur in den wissenschaftlich geläuterten Formeln der Religionsphilosophie finden können. Aus diesem Gesichtspunkt erscheint dann die Dogmatik als religionsphilosophische Propädeutik für die Geistlichen (und somit indirect für das Volk) und das höchste Ziel, dem die Dogmatik nachstreben kann, ist dann das, Krypto-Religionsphilosophie zu werden, d. h. alle Vorstellungen und Formeln des überlieferten Dogmenkreises so umzudeuten, daß der Inhalt der Religionsphilosophie trotz der unangemessenen dogmatischen Umhüllung möglichst getreu zur Darstellung gebracht wird.

Wie groß auch in geschichtlicher Hinsicht der propädeutische Werth solcher mit sanfter Hand hinüberleitenden Dogmatik sein mag, so kann die Wissenschaft doch nicht anders, als die Unwissenschaftlichkeit derselben, soweit sie sich von der Religionsphilosophie unterscheidet, aufdecken; denn wie groß auch inhaltlich der religionsphilosophische Werth der in dieser Richtung sich bewegenden Arbeiten sein mag, es ist und bleibt formell unwissenschaftlich, erstens, daß sie ihre religionsphilosophischen Goldkörner in den Schlacken dogmatischer Umhüllung verbergen, anstatt sie als lauteres Metall darzubieten, und zweitens, daß sie den Dogmen einer überwundenen Stufe des religiösen Bewußtseins geschichtswidrige und vernunftwidrige Gewalt anthun, um sie zum Ausdruck der religionsphilosophischen Wahrheiten einer höheren Stufe brauchbar zu machen, wozu dieselben doch der Natur der Sache nach auf keine Weise wahrhaft brauchbar werden können. So gewiß demnach eine noch so scharfsinnig im Einzelnen durchgeführte Dogmatik die Religionsphilosophie zu ersetzen außer Stande ist, so gewiß ist die Religionsphilosophie dazu berufen und befähigt, die Dogmatik allmählich in immer weiteren und weiteren Kreisen zu ersetzen, und spätestens dann ganz an deren Stelle zu treten, wenn die Dogmatik ihre historische Aufgabe einer religionsphilosophischen Propädeutik in ausreichendem Maße erfüllt haben wird.

Spaziergänge auf der Insel Zante.

Von Hans Hoffmann.

In wenig mehr als zwei Stunden führt das Dampfschiff von dem kleinen peloponnesischen Hafen Katákolo — dem Ausfuhrhafen des „Deutschen Hauses" von Olympia — hinüber nach Zante oder Zakynthos; die directe Entfernung von dem nächsten Punkte des Festlandes beträgt sogar nur 2—3 deutsche Meilen. Diese schmale Wasserstraße aber trennt zwei merkwürdig verschiedene Welten, trennt Asien von Europa, eine Wüstenei von einem Paradiese.

Wer den Peloponnes durchritten hat, bringt den allgemeinen Eindruck mit sich eines höchst interessanten, manchmal sehr großartigen, manchmal hinreißend schönen, immer aber öden, einsamen, tief melancholischen Landes. Herrliche Berge hat er gesehen und romantische Thäler, beide meist völlig kahl, selten mit Buschwerk, noch seltener mit wirklichen Wäldern besetzt, einige stattliche Burgruinen des Mittelalters, sehr wenige und kümmerliche antike Reste — aber nicht hat er „vieler Menschen Städte gesehen"; kaum daß am Ende jeder langen, mühevollen Tagereise ein armseliges Städtchen winkt: denn welch elende Barackenhaufen sind selbst die größeren Orte wie Argos, Tripolis und Pyrgos! Ein gesundes Ackerfeld, sonst dem Naturschwärmer ein mäßig begeisternder Anblick, hier wird es zur erquickenden Augenweide und eine ordentliche prosaische Fahrstraße lernt man mit freudigem Staunen begrüßen. Denn wahrlich, kaum ein anderes Gefühl ist am Ende einer Peloponnesreise so mächtig als die gerührte und dankbare Bewunderung der wahrhaft seiltänzerischen Fähigkeiten des arkadischen Bergrosses! Kein Hals, kein Bein, kein Finger ist gebrochen auf solchen Pfaden!

Und welche Nachtquartiere hat man erduldet! Hier bestand das einzige Meublement des gastlichen Gemaches aus einem alten Sacke, der die Stelle des antiken Impluvium vertrat und den durch ein ansehnliches Löchlein der Decke hereinsäuselnden Regen auffing, dort rieselten die Hagelkörner durch die Spalten des Daches ohne Umstände in die Kaffeetassen, die Abkühlung des heißen Getränkes munter fördernd, während man erschöpft und frierend in denkbar engster Gemeinschaft mit Hunden, Katzen, Hühnern, Schweinen und leider sogar Menschen um das greulich qualmende Feuer kauerte und vergebens nach einer halbwegs menschenwürdigen Mahlzeit seufzte.

Wer nie Pilláf*) mit Unschlitt aß,
Wer nie den Schirm im Bett aufspannte,
Wer nie am Mangal**) fröstelnd saß,
Der kennt dich nicht, du göttliche Levante!

singt ein modernes west-östliches Volkslied, das der Peloponneswanderer seufzend als melancholischen Abendsegen zu murmeln pflegt.

Und, o heilige Fluth des Alpheios, unlieblich ist es, deine winterlich reißende Fluth auf unsicherer Furt zu durchreiten, bis zu den Knien im Wasser, und bis zum Haupte von der bleichen Furcht geplagt, aus dem schwankenden Sattel stürzend mit ganzem Leibe ein unwillkommenes und nicht ungefährliches Bad zu erleiden!

Ja es ist ein trauriges, unfreundliches, freudenleeres Land geworden, das stolze Reich des alten Pelops, und ein armseliges, schmutziges, unlustiges und gedrücktes Volk seine Kinder, unschön an Bildung und von geringer Anmuth — das ist kaum

*) Reisbrei.
**) Kohlenbecken.

Digitized by Google

mehr Halb-Asien, sondern ganz echtes, ungeschminktes türkisches Asien — — und in Zakynthos kehren wir nach Europa heim.

Betten! Gute Mahlzeit! Trinkbarer Wein ohne Harzzusatz! das sind die drei ersten Zaubergrüße, mit denen dies goldene Eiland uns empfängt! aber es sind die letzten und einzigen nicht: Zante, fior di levante! Noch heute kann es mit gleichem Recht wie vor Jahrhunderten die Blume der Levante heißen!

Der erste Anblick des Landes von der Seeseite ist freilich nicht gerade der glücklichste, obgleich die langgestreckte weiße Linie der Stadt mit dem belebten Hafen gar freundlich und gastlich herüberwinkt. Aber unmittelbar dahinter erhebt sich ein hoher, von einem alten Kastell gekrönter Hügelrücken, der durch Erdbeben vielfach zerrissen und in unmalerische und nicht eben schöne Formen zerfallen ist, während er zugleich jede weitere und schönere Aussicht völlig abschließt.

Der sich so sichtlich und greifbar darstellende Reichthum des Landes ist keine Augentäuschung, sondern glückliche Wirklichkeit; diese kleine Ebene ist eine der wenigen wahrhaft fruchttragenden Strecken des unglücklichen Hellas von heute. Und der Segen der Natur ist wacker ausgenutzt; kein Fleckchen der weiten Fläche ist unbebaut, und zahllose Gräben geben Zeugniß, daß man dem schlimmsten Feinde der südländischen Cultur, dem Wassermangel, mit Sorgfalt zu begegnen weiß. Gleich die nächsten Nachbarn von Zante, die Bauern, Winzer und Kaufleute von Kephallenia (Cefalonia) bilden den vollkommensten Gegensatz. Ihr Land ist rauh, sehr gebirgig, schroff und steinig, es fordert strenge Arbeit, um fruchtbar zu sein — und also wird diese Arbeit geleistet. Jedenfalls habe ich nie ein gastfreieres, gefälligeres und lebhafteres Völkchen kennen gelernt, im starken Unterschied — soweit meine persönliche Erfahrung reicht — von den dumpferen Peloponnesiern; und da mag man sich gern erinnern, daß wie auf den östlichen, so auch auf den ionischen Inseln nach dem Urtheil der Gelehrten sich hellenisches Blut weit reiner erhalten hat als auf dem von Slaven und Albanesen überschwemmten Festlande. Auf Zakynthos gilt dies besonders von den weltfernen Dörfern hinter jenem abschließenden Gebirgswalle.

Der beständige Anblick dieser letzteren Schranke reizte mehr und mehr meine Neugier, zu wissen, wie es drüben aussehe. Denn Genaueres, als daß es auch dort Dörfer und Menschen gebe, wußte mir in der Stadt Niemand anzugeben; Keiner, so Viele ich fragte, hatte das verhüllte Land mit Augen gesehen. So genügsam sind diese Menschen auch in ihrem Wissensdurst. Die Karte gab nur mangelhafte Auskunft; ich stellte mir etwa eine zweite Ebene vor, die sich jenseits zum Meere senke, wie man solchen plötzlichen Anblick auf Korfu von der Höhe des nördlichen Gebirgszuges mit Entzücken genießt. Ich beschloß, die Entdeckungsfahrt zu unternehmen.

Eines Morgens rüstete ich mich mit etlichen tragbaren Speisen und Erfrischungen und durchzog die Ebene, eine köstliche Wanderung in der behaglichen Februarsonne, doch ohne Zweifel im April oder gar Mai schon äußerst beschwerlich, denn nicht allzu häufig streut ein Oelwäldchen seinen lockeren Schatten über den Weg. Zante besitzt, wie alle jonischen Inseln, den im übrigen Hellas fast unerhörten Luxus vortrefflicher Straßen, welche das Land in allen Richtungen bis zu den entlegensten Dörfern durchziehen: selbstverständlich ein englisches Vermächtniß. Nach etwa zwei Stunden gelangte ich an den Fuß des Berges, an einer zufälligen Stelle, da ich aus verfehltem Abkürzungstriebe abseits von der eigentlichen Straße und dem Paß gerathen war. In eigensinniger Consequenz einen Umweg vermeidend, kletterte ich pfadlos gerade hinauf durch eine flache, steile Schlucht, ein äußerst anstrengender, aber durch den immer offenen herrlichen Rückblick beständig neu erquickender Aufstieg; es ist überall hier eitel Stein und Geröll, nur mäßig mit Gras und ganz niedrigem Gestrüpp bewachsen.

Als ich in halber Höhe meiner Schlucht in tiefer sonniger Einsamkeit betrachtend einmal ruhte, sah ich plötzlich von unten her einen wild aussehenden Kerl in unglaublich schnellen Sprüngen die Steile hinauf eilen; es war offenbar, er hatte es auf mich abgesehen. Ich lockerte mein Brodmesser, welches ich sonst ach! nur scherzweise mit dem Namen Dolch geschmückt, sah mich auch nach einem Feldsteine um: doch leider, sie waren ringsherum so groß, daß sie wohl ein homerischer Held, nicht aber zwölf Männer wie sie jetzt sind als Waffe hätten schwingen können. Der verdächtige Andringling aber war mit einem mächtigen Stabe bewaffnet, welcher dem Begriff einer Keule noch bequem unterzuordnen war. Mit einem schmerzvoll tastenden Griffe nahm ich Abschied von meinem Reisepfennig und meiner treuen Uhr und ergab mich dumpf.

Da stand der Gefürchtete vor mir, auf seine Keule gelehnt, und betrachtete mich — Gott sei Dank, nicht mit wilden, auch nicht mit arglistigen, ja nicht einmal mit mitleidigen, sondern geradehin mit vollbewundernden Blicken!

„Herr, Du bist ein Europäer!“ rief er endlich aus, „ich merkte, daß Du ein Europäer seist, und darum wollte ich Dich betrachten.“

Ich ließ mich betrachten.

„Bist Du ein Engländer?“ fragte er dann.

„Nein, ein Deutscher.“

„Ein Deutscher! Das ist besser noch! — Bismarck!!“

Seine Bewunderung meiner Person stieg nun sichtlich zu einer solchen Höhe, als wäre ich der große Kanzler selbst oder mindestens dessen leiblicher Sohn gewesen. Da hielt ich es für nöthig, ihn ein wenig über meine Unwürdigkeit aufzuklären und ihm zu versichern, daß der echte Bismarck mich schier um Hauptes Länge überrage, abgesehen davon, daß er mir auch sonst in etlichen Stücken ein wenig überlegen sei.

„Ja,“ sagte er mit der wichtigen Miene eines Wissenden, „Bismarck ist der größte Mann der Welt. *Ὁ Βίσμαρκ εἶνε ὁ μεγαλίτερος ἄνθρωπος τοῦ κόσμου!*“

Weiter forschte er, ob es Krieg geben werde. Ich mußte meine Unwissenheit bekennen, gestand aber auch, daß nach meiner Ansicht weder der König, noch der Sultan, noch der Kaiser Wilhelm, noch Bismarck etwas völlig Sicheres vorhersagen könne.

„Ja dann,“ meinte er, „wenn es der Bismarck nicht weiß, dann ist Der da oben der Einzige, der es wissen kann.“

Auch den Kaiser Gulielmos mußte ich meinem göttlichen Ziegenhirten — als solchen ließ ihn die nähere Betrachtung seines friedfertigen Stabes und seine tief unten zerstreute Herde erkennen — genau nach seinem Aussehen, seiner Größe, seinem Alter schildern, und dies Alles, sowie insbesondere die stattliche Rüstigkeit des hohen Greises erregte seine tiefste Bewunderung.

Als ich ihm endlich zum Abschied die Hand drückte, fragte er noch: „Hungerst Du nicht, dürstest Du nicht, wenn Du wanderst?“ Da ich nicht leugnen konnte, daß ich gelegentlich diesen menschlichen Schwächen unterworfen sei, gab er mir den Rath, das erste beste Bauernhaus zu betreten: „Sie geben Dir, was sie haben, und verlangen nichts dafür.“ Ich fand noch am selben Tage Gelegenheit, die Wahrheit dieser tröstlichen Verheißung zu erproben.

Nach einem letzten langen Blick der Bewunderung kehrte er in großen Sprüngen zu seinen Ziegen drunten zurück, und ich setzte keuchend, und doch gehobenen Muthes, meinen Weg zur Höhe fort. Und so sei denn jeglichem deutschen Manne, dem das undankbare Vaterland den verdienten Zoll der Anerkennnng seiner Person und seiner Thaten vorenthält, ernstlich gerathen, sich nach Hellas aufzumachen: sein Sehnen wird gestillt werden.

Endlich erreichte ich den höchsten Rand des Berges und fand hier freilich, was den erhofften Blick in das jenseitige Land betrifft, eine ziemliche Enttäuschung.

Ich sah vor mir nichts als eine wüste steinige Hochfläche von mäßigem Umfange, eine leichte Einsenkung der Berghöhe, einsam und nur wenig belebt durch einige kleine Kornfelder und ein winziges Wäldchen von immergrünen Eichen — einen kümmerlichen Rest des homerischen Waldreichthums der *ὑλήεσσα Ζάκυνθος*, und doch auch so noch erquickend für das Auge schon durch die Seltenheit des Anblicks und erquickend für den müden und erhitzten Leib durch den traulichen Schatten der dicht verschlungenen dunkelgrünen Zweige jener schönen Bäume. Ein ver-

Digitized by Google

borgenes Stückchen träumerischer Romantik auf dem lustig-nüchternen Eiland. Der friedliche Glockenklang eines nahen stillen Klösterleins konnte solchen Eindruck stimmungsvoll verstärken.

Später belehrte ich mich, daß die ganze westliche Hälfte der Insel aus ähnlichen begrenzten Hochflächen besteht, welche zwar Dörfer tragen und Menschen ernähren, aber an Fruchtbarkeit und Schönheit mit der großen Tiefebene keinen Vergleich zulassen. Zuletzt fällt dieses Bergland steil und hafenlos zum jonischen Meere ab, ähnlich wie auch Korfu eine freundliche und gastliche Seite nur dem Festlande zeigt, gegen die offene See sich mit starren Felsenwänden panzert.

Wenn nun zwar dieser Einblick in das Stückchen Bergland den mühevollen Aufstieg kaum würdig belohnt hätte, so that sich dafür um so entzückender dem rückwärts wieder nach Osten Schauenden ein gewaltiges Gemälde voll Pracht und Herrlichkeit auf, das ich getrost den allerglänzendsten Leistungen des gesammten Mittelmeeres an die Seite stelle. Breit dehnt sich als Vordergrund zu unsern Füßen die glückliche Ebene, von den freundlichen Oelbergen reizvoll umrahmt, die aus dieser Höhe wie leichte anmuthige Erdwellen erscheinen und nur zur Rechten sich kräftig zusammenfassen und erhöhen in dem isolirten, stattlichen, kühn zugespitzten, kahlen Berge Skopós, dessen Höhe von fast fünfhundert Metern ein ansehnliches Kloster krönt. Zur Linken, in schöner Gruppirung dem Skopós entsprechend, schließt sich die Nachbarinsel Kephellania mit ihrem mächtigen, 1500 Meter hohen, dunkel bewaldeten Monte nero oder Elatos scheinbar ungetrennt an Zakynthos an.

Und nun im Mittelgrunde das Meer! Nach Norden, Osten und Süden sieht man es das blühende Land umfluthen, mannichfach uud reizend gegliedert in Sunde, Golfe und Buchten, dies leuchtende Meer unter griechischem Himmel!

Das Allerherrlichste aber ist zuletzt der weite Hintergrund, der das schönste Bild mit schönerem Abschluß vollendet. Hinter jenem breiten blauen Streifen überblickt man die Küsten von Hellas bis tief ins bergige Land hinein in einer kaum glaublichen Ausdehnung. Fern im Norden thürmen sich die dichtgedrängten weißen Zacken der wilden Gebirge von Akarnanien und Aetolien, getrennt durch die tief einschneidende Bucht bei Patras von dem prächtigen Kranz der Peloponnesischen Höhen. Vor allen schön bauen sich die letzteren auf: in langen reinen Linien schwingen sich die schneeschimmernden Ketten von Achaia, Arkadien und Messenien um den weiten Horizont, bis südöstlich in letzter Ferne noch die scharfen Spitzen des fünfzackigen Thaygetos dem freudig staunenden Auge begegnen. Die ganze Westhälfte von Hellas in Einem Blick!

All diese Gebirgsmassen aber scheinen sich sinnvoll zu gruppiren, wie um einen festen, leuchtenden Mittelpunkt, um den schönsten aller Berge, den tief beschneiten Olenos oder Erymanthos, dessen wundervolle Pyramide sich gerade uns gegenüber, 2250 Meter hoch, hinter der Ebene von Elis emporhebt. Ein Meisterstück klassischer Composition, das die Natur selber hier in malerischer Laune gebildet!

Wer aber möchte bei dem Zauber solches Bildes noch daran denken, daß jene verführerisch blinkenden, lockenden Küsten und Berge in Wahrheit nichts Anderes als die traurigste Einöde verhüllen? Und gar beim Anblick dieses lachenden Riesengartens zu meinen Füßen wollte mir der eben vollbrachte Ritt durch das schöne Jammerland da drüben fast wie ein böser Traum vorkommen.

Ein geschickter Pessimist könnte hier ein sinnreiches Symbol des Verhältnisses von irdischer Schönheit und irdischem Glück zu Papiere bringen.

Ein geschulter Reisender aber pflegt — wenigstens in der für den Druck bestimmten Beschreibung — an einer solchen weitschauenden und zugleich hochklassischen Stelle unverzüglich den eigens dazu mitgebrachten Homer — selbstverständlich im Urtext — aus der Tasche zu ziehen und einen möglichst ortsbezüglichen Passus zu lesen, beziehungsweise zu declamiren, worauf ihm dann mit erfreulicher Geschwindigkeit ganz neue Lichter sowohl über die Dichtung als über die Landschaft aufgehen. Ich meinerseits verzichte bescheiden auf so hochcultivirten Doppelgenuß, ganz wie mir zu einem schönen Gemälde die schönste Musik eine höchst unerwünschte und nur verwirrende Zugabe wäre. Und wozu auch die Umstände? Wir athmen ja doch unmittelbar und ohne mühselige Beschwörung den Duft homerischer Poesie aus diesen Linien und Lüften, wir werden ihn nicht los, den göttlichen Dulder Odysseus, er schifft überall mit uns über diese Meere und schweift mit uns um alle diese Inseln und Gestade — und wiederum, wenn wir später daheim im stillen Studirstübchen die ewigen Gesänge wieder lesen, da werden wir's schon merken, daß wir nicht umsonst das Land Homers mit Augen gesehen haben. Die wohlbekannten Helden und Götter werden in neuem Sonnenglanze und auf festerem Boden fortan vor unsern Augen wandeln. Wer kann sich das Phäakeneiland Scheria je wieder anders vorstellen als unter dem Bilde von Korfu, nachdem er dies Land der Wonne kennen lernte? Und wer sähe nicht mit verdoppelter Freude seinen Odysseus heimkehren in jenes reizende Ithaka mit seinen engen, traulichen, vielgewundenen Fjorden, seinen stattlichen Felsenwänden und seinem freundlichen, rebenübergrünten Thal? Eine Heimat, nicht unwerth, mit endlosem Heimweh gesucht zu werden!

Als ich endlich von meiner hohen und herrlichen Warte auf einem besseren, gebahnten Wege hinabgestiegen, das anmuthig dicht am Bergesfuß gelegene Dorf Galaro durchschritt, kam plötzlich ein Bäuerlein eifrig hinter mir hergelaufen und rief mit freundlichem Winke: „*Κύριε, κύριε*, hungerst Du nicht? Dürstest Du nicht . . .?"

Ich durfte beides mit Ernst bejahen und ließ mich nicht zu lange nöthigen, ein Glas Wein und einen Bissen Brod in seinem Hause einzunehmen. Das Haus unterschied sich sehr erfreulich von den arkadischen Hütten des Schmutzes und Elends; es war zweistöckig und besaß in seinem oberen Stockwerk sogar eine „gute Stube" von anständigem Aeußern, in welche ich mit sichtlicher Freude und Stolz als geehrter Gast eingeführt ward. Wie ich eintrat, beeilte sich die Gattin meines freundlichen Wirthes zuallererst, eine schlimme Nachlässigkeit, die sie offenbar eben entdeckte, wieder gut zu machen: die ewige Lampe vor dem Bilde der Allheiligen war erloschen und wurde nun in Hast vor dem Fremdling wieder angezündet. Dann erhielt ich an Speise und Trank, soviel mein Herz begehrte, gebratenes Fleisch, trinkbaren Wein, zuletzt guten Kaffee und guten Tabak. Unter diesen trefflichen Spenden aber bemühte sich mein Bäuerlein, mir in der üblichen Weise durch hundert Fragen die tiefsten Geheimnisse der europäischen Diplomatie zu entreißen, und nachdem ich mit den gewohnten discreten Andeutungen meine Meinung geäußert hatte, ging er auf meine persönlichen Verhältnisse und Zwecke über.

„Was thust Du in Hellas? Gräbst Du in Olympia?"

Ich wußte schon aus älterer Erfahrung, daß es unmöglich sein würde, ihn von meiner völligen Unschuld an archäologischen Thaten zu überzeugen, schlug deshalb der Wahrheit gelassen ins Angesicht und ließ ihn bei dem Glauben. Denn in diesen Gegenden, noch so nahe dem heiligen Bezirk, ist die Kunde von dem schönen Werke des deutschen Reiches auch in die einsamen Dörfer gedrungen, und jeder Deutsche wandelt hülflos von einem archäologischen Nimbus umgeben unter den Hellenen umher. Nicht zu seinem Schaden, denn die Ausgrabungen werfen kaum minder als der französische Krieg und der Herrscher im Donnergewölk Bismarck einen stark verklärenden Abglanz auch auf das schäbigste deutsche Haupt.

Und nun doch wieder Bismarck und kein Ende! Ja wirklich, so ungefähr unter dem Bilde des olympischen Zeus stellen sich die Hellenen den großen Kanzler vor; er ist's, der in eherner Hand allein die Wage aller europäischen Reiche hält. Darum hegten sie damals einen stillen, mit demuthsvoller Bewunderung freilich immer noch verträglichen Groll wider ihn, weil er ihnen Thessalien und Epiros nicht so ohne weiteres auf dem Präsentirteller darbieten wollte — denn woran konnte es liegen als an seinem guten Willen? Es war keine leichte Aufgabe des Patrioten,

Digitized by Google

unsern Kanzler hierin weiß zu brennen und doch keinen Zweifel an seiner unbedingten Allmacht aufkommen zu lassen.

Nicht verschwiegen soll werden, daß ich — um das furchtbare Bild des ehernen Halbgottes in eine etwas menschlich-vertraulichere Beleuchtung zu rücken — gelegentlich merken ließ, daß der Gewaltige trotz alledem auch der irdischen Gebrechlichkeit gewisse Zwangszölle entrichte . . .

„Ach, den Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr . . ."

„Ja," sagte mein Bauer ernst und bedeutungsvoll, „das kommt vom Denken!" Und er wiegte bescheiden sein lockenumwalltes, struppiges Haupt.

Als ich endlich nach vollbrachter Mahlzeit meinen wißbegierigen Wirth nach der Schuldigkeit fragte, siehe da ward mir das menschenfreundliche „Nichts!" zur Antwort, und auf mein weiteres Andringen, wenigstens einen kleinen Entgelt seiner Auslagen nicht zu verschmähen, erwiederte er beharrlich: „Εἶνε χρέος! Es ist Pflicht!" Und dabei blieb es. Nicht einmal ein Trinkgeld war anzubringen: und „solches" sagt Konrad Ferdinand Meyer „ist nicht irdisch. So handelt nur ein Himmlischer."

Dagegen litt er mit sichtlicher Freude, daß ich seinen Namen zum Angedenken in mein Taschenbuch eintrug. Die alte hellenische Liebe zum Nachruhm! Stilianós Mylonàs, d. i. Stilian Müller, so hieß der Wackere.

All jene sinnvollen Gespräche konnte ich freilich nur mit bedenklichen Mühen, mit häßlichem Stottern und Radebrechen führen. Wenn ich aber solcher mangelhaften Beherrschung der Landessprache mich selbst anklagte und dagegen, um nicht ganz die Achtung zu verlieren, eine vollkommene Sicherheit im Altgriechischen heuchlerisch vorgab, so ward mir allemal, hier wie anderwärts die Antwort: „Du, Herr, verstehst die richtige hellenische Sprache, wir sprechen eine schlechte und falsche." So tief ist die archaisirende Sprachweisheit der atheniſchen Klassicisten ins Volk gedrungen. So fragte ich einst einen Knaben in einem korfiotischen Dorfe nach verschiedenen Vocabeln. Z. B. „Das Pferd?" — „Wir sagen ἄλογο, es heißt aber ἵππος." — „Der Esel?" — „Wir sagen γαΐδαρο, er heißt aber ὄνος." — „Das Haus?" — „Wir sagen σπίτι, es heißt aber οἶκος", u. s. f. Freilich durfte jener Knabe einen besonderen Grund zur Bevorzugung antiker Sprachformen anführen, denn er hieß Perikles — ὁ τοῦ Ξανθίππου, setzte er mit stolzem Lächeln hinzu und gab sogleich in wohlgesetzter altattischer Rede eine gedrängte Uebersicht der Verdienste seines großen Namensahns. Es ist aber in der That das wahrhaft fanatische Streben sämmtlicher Neugriechen, eine sprachliche Entwicklung und Neubildung von etwa anderthalb Jahrtausenden schlankweg zu verleugnen und sich mit Hast und aller Gewalt auf die Sprache des Demosthenes zurückzuschrauben — und doch muthen sie sich damit Größeres zu, als wenn uns etwa eines schönen Tages vom hohen Cultusministerium decretirt würde, uns fortan der reinen Sprache des Nibelungenliedes wieder zu bedienen! Sie werden aber allzumal ernstlich böse, wenn Jemand die Vernünftigkeit solcher Schulmeisterei bezweifelt — denn sie wittern dahinter alsbald einen blasphemischen Zweifel an der Reinlichkeit ihrer urhellenischen Abstammung! Und freilich, ist es zu verwundern, wenn ein Volk, dem die Gegenwart so wenig Grund zu Stolz und Freude gibt, sich doppelt gern einer noch so fernen Vergangenheit getröstet? —

Nach so mannichfachen und so ruhmvoll bestandenen Abenteuern dieses Marsches glaubte ich mich moralisch berechtigt, den folgenden Tag mit desto bequemerem Schlendern durch die nächste Umgebung der Stadt gemächlich hinzubringen. Und reich belohnte sich auch die genügsamere Schauluſt, ja, ich lernte noch ganz neue, stillere Reize der prächtigen Insel kennen. Unmittelbar neben der Stadt streckt sich in nördlicher Richtung eine Hügelkette am Meere hin, schroff, dünenartig zum schmalen Strand abstürzend, dicht mit Oliven bestanden. Hier haben die wohlhabenden Familien von Zakynthos ihre Landhäuser, meist einfach und von anspruchsloser Bauart, doch beneidenswerth ob ihrer Lage hoch am Bergesrand mit dem vollen, weiten Blick auf die leuchtenden Küsten des Festlandes, sie selbst umgeben von zierlichen, immer blühenden Gärten, die meist dem Wanderer harmlos offen stehen und ohne Zaun und Hecke frei in die weite Oelpflanzung übergehen. Dieser seltsame Baum mit seinem knorrig zerrissenen Stamm und seinen matten, graugrünen, wenig beweglichen Blättern ist gerade in solcher lachenden, farbenbunten Landschaft von wunderbar abtönender, mäßigender und wohlthuender Wirkung, zumal wo seine stille Eintönigkeit wie hier beständig durch die Gärten unterbrochen und fröhlich belebt wird. Wilde Rosen hängen hier auch im Februar in reicher Fülle von den hohen und starren Aloeblättern hernieder, und die allerprächtigste Ueberraschung ist es, wenn plötzlich ein fruchtbeladener Orangengarten mit seiner berauschenden Farbengluth aus dem ruhigen Waldesdämmer auftaucht.

Es sind wahrhafte kleine Paradiese, jene bescheidenen Schlößchen am Meer, köstlich schon in ihrer winterlichen Einsamkeit: und wie mag sich im Sommer diese Stille reizend beleben mit den gepriesenen Schönheiten von Zante und ein heiteres Treiben der Jugend von Haus zu Haus walten! Die träumende Phantasie wenigstens mag sich solche Zauberschöpfungen einer verschwenderischen Natur und kluger Menschenhand nicht gern anders denn als Lieblingsstätten auch des reinsten menschlichen Glückes vorstellen. —

Und nun zum Abschied noch einmal hinauf zum hochragenden Castell! Noch ein allumfassender Rundblick auf Stadt und Insel und Meer und benachbarte Küsten, ein herrlicher Scheideblick für den zumal, der das Land zuvor mit Freuden durchwandert und die höchsten und die stillsten Reize der „Blume des Ostens" Blatt für Blatt genossen hat — noch ein Gruß dem hohen Erymanthos! Und dann hinab — die Rauchsäule dort im Süden verkündet den nahenden Dampfer — und Zakynthos ist nicht die einzige glückliche Insel des jonischen Meeres!

Ein rheinisches Sängerfest.

Man braucht unseren wohlbesungenen Rheinstrom nicht häufig befahren zu haben, um von rheinischen Weinen, rheinischen Frauen und rheinischen Sängerkehlen, seinen drei edelsten Erzeugnissen, einen annähernd richtigen Begriff nach Hause zu tragen. Zur genauen Kenntniß der schönen Dreiheit ist natürlich ein längerer Aufenthalt nöthig. Weine, Frauen und Sänger müssen einer gründlichen Nagelprobe unterworfen werden, um ihren wahren Charakter zu erforschen, ein Mittel, das bei den Frauen, wenn man es in verkehrtem Sinne anwendet, allerdings sein Bedenkliches hat, richtig, d. h. im uneigentlichen Sinne gefaßt, aber seine Wirkung auch bei ihnen nie verfehlt. Von der rheinischen Sangeslust, der elementaren Kraft und Fülle rheinischer Kehlen und die fast epidemisch gewordenen permanenten Züchtungen und Neugründungen rheinischer Männergesangvereine und kleinen und großen Preis-, Fest- und Wettsingen ist man auch draußen im Reich unterrichtet. Weniger bekannt dürfte es sein, daß gerade die ältesten, besten, musikalisch leistungsfähigsten Männergesangvereine der schönen Provinz durch strenges Perhorresciren jeder Betheiligung an öffentlichen Preissingen ihrer Popularität und öffentlichen Anerkennung eine Grenze gesteckt haben, deren Ueberschreitung im Interesse des von ihnen vertretenen Kunstzweiges sehr zu wünschen wäre. Es sind die hervorragendsten Vereine der Städte Köln, Bonn, Coblenz, Düsseldorf, Neuß, Aachen und Crefeld, welche sich unter dem Namen „Rheinischer Sängerbund" zu dem Zwecke vereinten, abseits von der breitgetretenen Heerstraße des gewöhnlichen Männergesangtreibens ihre Kräfte an eine kunstgemäßere Durchbildung ihrer Leistungen und das Erstreben wahrhaft künstlerischer Ziele auch in Bezug auf ihr öffentliches Wirken zu setzen. Als äußeren Beweis der ehrlichen Anbahnung dieses Zweckes geben die sieben Vereine alljährlich ein sogenanntes Sängerfest, dessen ersten Tag ein großes Instrumental- und Vocalconcert ausfüllt, während der zweite Tag rein geselligen Vergnügungen gewidmet ist. Es wird auf diesen Jahresfesten, deren fünfzehntes am 9. und 10. d. M. hier in Bonn gefeiert wurde, unter Mitwirkung namhaftester Solisten viel gute Musik zu Gehör gebracht und was die Hauptsache ist, gut zu Gehör gebracht. Vortreffliche Dirigenten, wie die königl. Musikdirectoren Julius Tausch, der Freund und Nachfolger Schumanns auf dem Düsseldorfer Kapellmeisterposten, A. Grüters,

Digitized by Google

ein vielseitig und gründlich gebildeter Musiker, Professor S. de Lange aus Köln, F. Wenigmann und H. Lorscheidt, der feurige Dirigent der hiesigen „Concordia", haben die einzelnen Vereine auf eine Stufe technischer Leistungsfähigkeit gehoben, welche wir bei manchen in Amt und Würden stehenden Chören oft vergebens suchen und die absolute Abwesenheit jeden intoleranten Parteigetriebes verleiht auch den Concertprogrammen des Sängerbundes ein prototypisches Gepräge. In dem hiesigen Festconcerte wurden neben mehreren Liedervorträgen der Solisten, der Altistin Fräulein Anna Lankow und des nicht minder rühmenswerthen Baritonisten Carl Mayer zwei Novitäten aufgeführt: Eine dramatische Scene für Altsolo und Chor: „Die Hexe" von C. Gramann, dem Componisten der „schönen Melusine", und eine Composition des talentvollen Darmstädter Hofkapellmeisters W. de Haan, eine wirkungsvolle musikalische Umdichtung der bekannten Uhland'schen Ballade: „Der Königssohn". Außerdem sang der Gesammtchor die von Kremser musterhaft arrangirten „Altniederländischen Volkslieder", ein paar Chöre von J. de Lange und Tausch und die Crefelder „Liedertafel", welcher der Einzelvortrag zugefallen war, die beiden technisch und musikalisch gleich schwer zu bewältigenden Chöre Schumanns: „Rastlose Liebe" und „Die Minnesänger", sowie einen Chor ihres berühmten Compatrioten Carl Wilhelm, des Sängers der Wacht am Rhein, dessen schönes Denkmal jetzt eine Zierde Crefelds bildet. Die angeführten Novitäten werden auf den Schwingen ihres inneren geistigen Gehaltes schon von selbst ihren Weg machen und die relative Armuth des Männerchor-Repertoires dürfte ihren Flug kräftig unterstützen.

Die Aufführung der Gramann'schen „Hexe" hatte in unserer frommen Stadt eine kleine Verschwörung unter den Ultramontanen emporbeschworen, deren Zweck es war, die hübsche, vom Componisten für Fräulein Lankow, resp. die Bonner „Concordia" geschriebene Novität zu hintertreiben. Ob unsere lieben „Frommen im Lande" eine zu große Antipathie gegen die Gramann'sche Muse besitzen oder ob ein offenes Unmusikalischsein der Grund ihres Zornes war — ich weiß es nicht. Die poetisch und historisch gleich richtige Rolle, zu welcher Fritz Mauthner in seinem Texte zu der Composition die finstere Mönchsschaar und das bethörte Volk verurtheilt, das, gehorsam dem Befehle jener, die Fackeln auf den Scheiterhaufen schleudert, kann doch unmöglich die Veranlassung zu der Intrigue gewesen sein. Wie es bei den Hexenprocessen zuging, dürfte ja selbst Karlchen Mießnick zu erzählen im Stande sein und ich bin überzeugt, daß die Intelligenz dieses Musterquartaners durch diejenige unserer Ultramontanen tief in Schatten gestellt wird. Jedenfalls hat Fräulein Lankow als Vertreterin der „Hexe" auch insofern ihr Zaubermittel zur Geltung gebracht, als sie es war, die den Vortrag des Werkes überhaupt ermöglichte, und ist die berührte Froschmäusekrieg-Scene absolut nicht im Stande gewesen, die schöne Feier, welche eine gestern arrangirte gemeinsame Rheinfahrt zu einem animirten Diner in dem sagenumwebten Rolandseck reizend beschloß, dauernd zu trüben.

Bonn. X.

Aus der Hauptstadt.

Sommeroper im Krolltheater.

Diana von Solange, Oper in 5 Acten vom Herzog zu Gotha, Text von Prechtler, zum ersten Mal aufgeführt am 15. Juli.

Die Kritik hat gegenüber einem Kunsterzeugnisse eines regierenden Fürsten vor Allem dankend anzuerkennen, daß er seine Muße der Kunst widmet, sie hat dann eigentlich nur das Gute hervorzuheben; denn auf Fehler und Schwächen hinzuweisen wäre nutzlos; was soll der Fürst bei seiner nächsten Oper vermeiden? Diana von Solange enthält sogar einige Stücke, die selbst auch einem Fachcomponisten verdientes Lob und Ermunterung einbrächten, und von beachtenswerthem lyrischen Talente zeugen. Das Dramatische ist allerdings schwächer, wie es bei dem Texte auch nicht anders möglich. Dieser wäre ausgezeichnet zu nennen, wenn er mit dem dritten Acte begänne oder die Handlung auf drei Acte beschränkte. Daß ein König von Portugal, der seinen Tod herannahen fühlt, und im zweiten Acte hinter der Scene stirbt, auf die Scene gebracht wird, nur um sein Testament zu machen und den rechtmäßigen Erben einzusetzen, gegen welchen eine Partei am Hofe im Interesse Philipps II. von Spanien intriguirt, ist ganz überflüssig, die Handlung konnte ganz gut mit der Testamentseröffnung beginnen, und der Plan des Fuegos, durch Diana von Solange den Gesandten jenes Erben zu umstricken, konnte in anderer, jedenfalls in rascherer Weise entwickelt werden. Der zweite Act ist entschieden nur ein Lückenbüßer, der vierte und fünfte sind zu lang. Wir heben das hervor, weil der Text von einem Fachdichter verfaßt war und von einem begabten. In der Musik haben wir eine Romanze im ersten Acte, ein Terzett im zweiten, ein wirklich reizendes Troubadour-Quartett und ein Lied des Gesandten, ein Duett zwischen ihm und Diana. Der erste und fünfte Act leiden unter der Länge und dem Mangel an Interesse. Wie gesagt, vieles Lyrische dürfen wir aufrichtig loben, gleichviel von Wem es componirt wäre. Die Aufführung war eine sehr gute. Fräulein Basta in der Hauptrolle bewährte sich als vortreffliche Coloratursängerin, Fräulein Seeger führte die kleine Rolle der Herzogin sehr gut aus, die Herren Oberländer (Gesandter), Schütte-Harms (König) thaten ihr Bestes, die Chöre waren sehr gut einstudirt, das Publicum bezeugte öfters rege Theilnahme.

H. Ehrlich.

Zur Concurrenz um das deutsche Reichstags-Gebäude.

Welche Fluth von Entwürfen, und sämmtlich von deutschen Architekten, denn nur diese waren zur Concurrenz des Reichstagshauses zugelassen! Was hätte erst werden können, wenn man eine internationale Concurrenz beliebt hätte? Jedenfalls hätte man dann den Spruch: „Viel Köpfe, viel Sinne", bei gewissenhafter Betrachtung aller Pläne noch gründlicher studiren können, als schon jetzt; dann aber ohne den Genuß zu haben, den das Gefühl gewährt, sich nur vaterländischen Geistesprodukten gegenüber zu wissen. Wirklich und kaum glaublich, ist die neuestens ganz verfehmte Ausstellungshütte am Cantianplatz nahezu so gefüllt, wie dies sonst bei der großen akademischen Kunstausstellung der Fall zu sein pflegt. Eigentlich ist es Schade um das alte Lokal, daß es nicht etwas reputirlicher aussieht und etwas weniger feuergefährlich ist, denn sonst bietet es gut beleuchtete, und in bequemer Höhe, übersichtliche Wände. Es scheint schon ganz vergessen zu sein, welche Tortur die Ausstellungen im alten Akademie-Gebäude in dieser Hinsicht den Beschauern auferlegten, und wie freudig man die am Cantianplatz zum ersten Male gebotenen Bequemlichkeiten begrüßte. — Allerdings mit dem Vorwurf der Feuergefährlichkeit ist seit dem Ringtheaterbrand nicht zu spaßen; umsomehr als die seitdem in ununterbrochener Folge gemeldeten Theaterbrände, unserer Hygiene nicht zu gedenken, die Eindringlichkeit der gegebenen Lehre immer von Neuem auffrischen. Danach wäre es gar nicht zu verwundern gewesen, wenn man auf den Gedanken gekommen wäre, auch die jetzt ausgestellten architektonischen Pläne zu imprägniren. — Aber den Herren Malern war doch, wie man zu sagen pflegt, „die Braut zu schön", als sie ihren Ausstellungs-Strike so energisch inscenirten; denn gesetzt den Fall, der gefüllte Kunsttempel wäre eines Nachts mit den wohlversicherten Bildern so ganz ungefährlich abgeglimmt, so würde dies immerhin nicht unbeträchtlich zur Hebung der vaterländischen Kunstproduktion beigetragen haben. Die einmüthige Ablehnung des gefährlichen Ausstellungslokals bezeugt mindestens in zweifellosester Weise den rein idealen selbstsuchtlosen Standpunkt unserer Künstler; eine Thatsache, die wohl von denen zu beherzigen ist, welche die moderne Kunst des Materialismus anklagen.

Es sind etwa 190 Pläne eingegangen, einschließlich des einen stark an die Architektur unseres „Zoologischen" erinnernden. Jeder Plan durchschnittlich zu 12 Blättern gerechnet, macht rund Zweitausend getuschter und gemalter Zeichnungen. Eine wahrhaft überwältigende Masse, welche als Unterlage einer Berufsstatistik betrachtet eine respectable Zahl von Architekten ergibt, die sich der hohen Kunst gewidmet haben. An Architekten fehlt er danach Deutschland nicht! Was würde Plato dazu gesagt haben, der in seinem Staate keinerlei Künstler dulden wollte? — Und um in die Gegenwart vorzurücken; was sagt Herr Reichensperger dazu, daß unter dieser Fülle noch nicht einmal die Gothiker, wenigstens nicht in bemerkenswerther Weise vertreten sind? —

Namen und curriculum vitae der Sieger hat übrigens die Tagespresse längst verkündet, und es kann sich hier nur noch um eine kleine resümirende Betrachtung handeln, welche, das Persönliche ganz bei Seite lassend, sich der Erörterung einiger allgemeiner Gesichtspunkte zuwendet.

Digitized by Google

— Die ungewöhnlich zahlreiche Betheiligung erklärt sich in der Hauptsache durch den hohen idealen Inhalt der Aufgabe, aber auch das Programm, das mit seinem Versprechen von zwanzig Preisen den Himmel voller Geigen hing, mußte als verführerischer Don Juan wirken. Berlin verwandelte sich für alle jugendlich genialische Gemüther in das Heinrich Heine'sche Eldorado: „wo eine Auster, frisch und klar, in jedem Stein enthalten, und in den Straßengössen voll der beste Rheinwein fließet". Das folgerichtige Ergebniß war die endlose Liste des Leporello; aber der Zug war zu kräftig gewesen, denn im Verhältniß zur Zahl der Bewerber waren nun immer noch zu wenig Preise zu vertheilen. Die national-ökonomische Bilanz zwischen dem Verlust an Arbeitsleistung und dem Gewinn an Förderung künstlerischer Einsicht und Gestaltungskraft mag ein Anderer ziehen.

Ja, das Programm! Eine wahre monumentale Sphinx! Vorn appetitlich anzusehen, wegen der Verheißungen des krönenden Lorbeers, aber hinten die mit undurchsichtigem, nicht zu hebenden Schleier bedeckten grausigen Krallen, der räthselhaften sybillinischen Forderungen betreffs der Eingänge, der Lage und des Zusammenhangs der Räume, und was noch weiter an Wolfsgruben und spanischen Reitern vorgesehen war. — Einer oder der Andere soll zwar doch unter den Schleier geguckt haben, aber wäre dies auch, so hätte es doch gar nichts auf sich, denn die Lösung der Räthsel war doch nicht unter dem Schleier zu finden, wie es der Erfolg gezeigt hat; übrigens kann es auch vorkommen, daß der Verfasser des Räthsels selbst die Lösung nicht weiß. Von den Vielen, welche die Lösung ebenfalls nicht fanden und deshalb unbarmherzig in den Abgrund gestürzt wurden, muß wenigstens erwartet werden, daß sie mit dem Anstand und Humor des antiken Gladiators untergehen: „Ave bestia, morituri te salutant!"

Speciell die Bestimmungen des Programms über die Lage der Zugänge, welche nicht vom Königsplatze aus genommen werden sollten, haben vielfach irregeführt; aber man muß zugeben, daß diese Unklarheit in der Sache selbst steckte und überhaupt nicht in logisch einfacher Weise zu beseitigen war. Der Königsplatz fordert mit zwingender Macht die Hauptfront und den Hauptzugang für sich, gegen diese Nothwendigkeit hat auch die anderslautende Forderung des Programms nichts ausrichten können. Auch die prämiirten Pläne haben durchweg fast den Haupteingang vom Königsplatze, allerdings leider als eine Art von Maske, denn es ist jedesmal, um doch dem Programm gerecht zu werden, mit mehr oder weniger Glück der Versuch gemacht, sich von der Brandenburger Thorseite oder von der Sommerstraßenfront her, ebenfalls dahin durchzuwinden. Diese durch die Lage des Gebäudes hervorgerufene principielle Zwiespältigkeit hat sich als unlösbar herausgestellt. Im Großen und Ganzen bekommt man bei Durchsicht der Pläne den Eindruck, als ob das Lösen von Räthseln dieser und ähnlicher Art die Schöpfungskraft der Bearbeiter zu bedeutend in Anspruch genommen hätte, und weiter kommt man zu dem Schlusse, daß, wenn drei oder vier tüchtige Architekten, denen diese Sysiphus-Arbeit erspart gewesen wäre, welche mit der Sache beauftragt und im Stande gewesen wären, das Pro und Contra während derselben mit der Commission der Bauherren frei zu erwägen, also mit vollem Lichte zu arbeiten: daß diese etwas Besseres und Entscheidenderes geliefert hätten, als dies jetzt durch die Unsummen von Entwürfen geschehen ist. Diese Erwägung spricht allerdings nicht zum Vortheil des Concurrenzwesens, fast wäre man versucht zu sagen Lotteriewesens, überhaupt; indeß drängt sie sich doch mit einiger Nothwendigkeit auf, und wird von vielen Fachgenossen getheilt.

Bei der ersten Concurrenz um den Plan des Reichstagshauses vor etwa zehn Jahren folgte die Arbeit der Jury nach der öffentlichen Ausstellung der Zeichnungen; damals konnte also die öffentliche Meinung sich vor erfolgtem Wahrspruche äußern. Diesmal war das Verfahren umgekehrt und es ist deshalb natürlich, daß Jeder sich vorbehält, nachträglich, abgesehen von der Entscheidung der Jury, ein selbstständiges Urtheil zu gewinnen. Die Auswahl der Prämiirten trifft die Jury unzweifelhaft in souverainer Machtvollkommenheit und das Ergebniß dieser Wahl wird Niemand antasten wollen. Das launige Telegramm des Hauptsiegers, in dem er die Jury wegen des „ganz vortrefflichen" Resultats ihrer Arbeit beglückwünscht, ist deshalb nicht minder berechtigt. Indeß hat wohl jede Jury eine individuelle Meinung, und eine anders zusammengesetzte Jury wäre sehr wahrscheinlich auch zu einem anderen Resultate gelangt, und diesem Gedanken folgend, darf man auch wohl von den abweichenden Urtheilen Notiz nehmen, wie sie im größten Theile unserer Tagespresse ziemlich laut geworden sind. Es handelt sich dabei hauptsächlich um die Stellung der prämiirten Projecte unter einander. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob die mit ersten Preisen bedachten Pläne sich wirklich so weit über die in zweite Linie gerückten erheben, um den bedeutenden Vorzug zu rechtfertigen, den man denselben eingeräumt hat? — Viele Kritiker sind der Ansicht, daß dies nicht der Fall ist und daß es den Verhältnissen der Leistungen mehr entsprochen hätte, wenn statt der zwei ersten noch weitere drei zweite Preise zur Vertheilung gekommen wären. Für die mit den dritten Preisen behafteten Pläne tritt das Mißverhältniß des wirklichen Werthabstandes gegen den durch Prämiirung ausgesprochenen noch greller zu Tage. Die Abstufung der Preise von 15,000 bis 3000 Mark bezeichnet eine große Distanz, und doch werden Manche darin übereinstimmen, daß dies dem wirklichen Werthverhältnisse der Pläne in keiner Weise entspricht. Es liegt auf der Hand, daß dem schwerlich so sein kann und es ist kaum nöthig, dies weiter zu begründen; denn bei einer Concurrenz von etwa 190 Plänen, an der sich notorisch eine große Anzahl hervorragender Architekten betheiligt haben, müssen doch wohl mindestens zehn nahezu gleichwerthige Pläne vorhanden sein; und so ist es auch in der That, nur ist die Zahl der auf gleichem Schätzungs-Niveau stehenden Pläne noch etwas größer. Leider hat die Jury die naheliegende Gelegenheit nicht benutzen wollen, die zehn nächststehenden Projecte durch Ankauf auszuzeichnen. Selbstverständlich konnte es sich dabei nicht um die 2000 Mark des Ankaufspreises handeln, sondern um die damit ausgesprochene Anerkennung. Man hat es vorgezogen, sogenanntes „schätzbares Material" in bunter Weise anzukaufen. Diese Art der Motivirung hat wohl einigermaßen überrascht; obgleich man zum Beispiel gern zugibt, daß hierbei das vortreffliche Ferstel'sche Project wegen des geringen Formfehlers nicht ausgeschlossen zu werden brauchte.

Bedeutender als die Erwägungen über die Entscheidung der Jury, welche doch in keinem Falle eine unanfechtbare mathematische Formel sein kann, ist die Frage nach der allgemeinen Physiognomie der Ausstellung. Kann wirklich ein bemerkenswerther Fortschritt der Architektur in Deutschland seit den letzten zehn Jahren constatirt werden? — Von mancher Seite scheint dies als gewissermaßen selbstverständlich ohne Weiteres bejaht werden zu sollen; aber vor der unbedingten Zustimmung sollte hierüber wohl ein kleines Bedenken gestattet sein. Um der Sache näher zu treten und die Frage, ob diesmal im Durchschnitt Besseres und Höherstehendes geleistet wurde, gewissermaßen ad oculos zu demonstriren, ist bereits von anderer Seite der Vorschlag gemacht worden, die besten damaligen Entwürfe neben den jetzt geleisteten frischen Projecten zur Ausstellung zu bringen. Zur Ausführung wird dieser Vorschlag wohl kaum kommen, aber er hat sehr viel Vernünftiges. Das Ergebniß eines solchen Vergleichs würde vermuthlich der sein, daß, wohl den geklärten Umständen entsprechend, bei der zweiten Concurrenz mehr praktisch Zutreffendes geleistet ist, daß aber in Absicht auf Monumentalität kein übermäßiger Fortschritt nachzuweisen ist. Hierbei drängt sich die Erwägung auf, wie sehr schwer es ist, über den monumentalen Werth eines Bau-Projects im Augenblicke ein stichhaltiges Urtheil zu gewinnen. Man braucht nur an die Resultate so mancher Concurrenzen zu erinnern, bei denen die Ausführung keineswegs dem Bilde entsprach, das man sich von dem prämiirten Projecte versprochen hatte. Unserer Ansicht nach hätte das Bohnstedt'sche erste Project in diese Kategorie gehört, denn es hatte zu kleine Axenweiten und war zu niedrig für den Platz; aber in Bezug auf den Wechsel der öffentlichen Stimmung in derartigen Dingen, bleibt dasselbe ein bemerkenswerthes Beispiel. Welchen glänzenden, bestechenden Eindruck machte der genannte Entwurf damals! Und daß selbst die Fachgenossen zum großen Theil derselben Meinung waren, beweist die jetzige Ausstellung, in der an ganz, halb und viertel nachgemachten Bohnstedt'schen Projecten durchaus kein Mangel ist. Bohnstedt selbst ist auch wieder mit demselbeu Projecte in die Arena getreten, mit verändertem, dem neuen Programm angepaßten Grundrisse, aber doch für die Front nach dem Königsplatze im Wesentlichen dieselben Trümpfe ausspielend: den schönen Triumphbogen mit den begleitenden tiefen Säulenhallen. Aber, welcher Unterschied in der Wirkung! Damals allgemein bewundert, heute weder prämiirt noch angekauft, und auch vom Publicum nur so obenhin beachtet als ein wieder erschienenes Gespenst aus vergangenen Tagen. Ist dies einst

Digitized by Google

gefeierte Project nun so viel schlechter geworden, oder sind die neuen Projecte um so viel besser? O, keines von beiden! Es beweist nur, daß allein das Neue reizt und anzieht, und daß die augenblickliche relative Werthschätzung nicht mit der dauernden, absoluten verwechselt werden darf.

Was die durchschnittlich erfolgte Stilrichtung anbelangt, so gewinnt man im Allgemeinen den Eindruck, als ob wir recht kräftig ins französische Fahrwasser steuerten. Die hellenische und speciell Schinkel'sche Richtung ist bis auf Weniges verschwunden, ebenso ist das neueste Kind der wechselnden Mode, die deutsche Renaissance, die noch bei der Hamburger Rathhaus-Concurrenz mit monumentalen Ansprüchen auftrat, diesmal nur in Absonderlichkeiten vertreten, denen gerade die Monumentalität am meisten abgeht. Die Neu-Gothik hat sich ebenfalls fast ganz zurückgehalten, obgleich es derselben bei der Zusammensetzung der Jury hätte leicht werden müssen, Preise zu erreichen; dafür tritt nun aber der Einfluß der französischen Renaissance ganz bedeutend in den Vordergrund. — Der Gedanke einer national-deutschen Kunst enthält also nichts Wirkliches? Sollte er nur ein Phantom sein, dem man jedesmal vergebens nachjagt? Es ist wenigstens möglich, daß dem so ist, denn die historische Betrachtung der Stilentwicklung muß zugeben, daß in bedeutenden Kunstepochen jedesmal nur ein Stil, vielleicht in gering unterschiedenen Varietäten, über das ganze jedesmal erschlossene Culturgebiet der Welt herrschte, abgesehen von allen Nationalitäts-Verschiedenheiten,

Das Resultat der besprochenen Concurrenz soll sich, wie man hört, nicht wieder verflüchtigen; das Wallot'sche Project soll zur Ausführung kommen, natürlich mit Modificationen. Eines Theils kann man es nur gut finden, wenn dem Sieger seine Ehre wird; aber soviel darf doch gleichzeitig hervorgehoben werden: in den Augen des Publicums hat keines der Projecte durchschlagend gewirkt, nicht annähernd so, wie das früher mit dem Bohnstedt'schen der Fall war. Aber es wurde ja weiter oben schon darauf hingewiesen, daß die öffentliche Meinung sich damals wahrscheinlich geirrt hatte, und demnach kann man nur damit schließen, hier die Hoffnung auszusprechen, daß die öffentliche Meinung jetzt wieder im Irrthum ist, und die Monumentalwirkung des Wallot'schen Projectes in der Ausführung die Erwartungen übertrifft. Was hier und da gemeldet wurde über die Absicht, das Wallot'sche Project mit den andern prämiirten Projecten, und schließlich noch mit dem angekauften „schätzbaren Material" zusammenzuschweißen, und commissionsweise eine neue architektonische Schönheit in der Art zu bilden, etwa wie der Sophist Lucian seine Helena, nämlich von einer Göttin die Lippen, von der andren die Haare entnehmend und so fort, so ist das doch wohl nur spaßhafte Vermuthung! — Freilich wird auch diesmal, wie sonst überall üblich, mit Wasser gekocht werden, aber in diesem Falle handelt es sich um eine Sache von so hervorragender Wichtigkeit, daß man wohl hoffen darf, der weise Genius des jungen deutschen Reiches werde dieselbe einem gedeihlichen Ende zuführen. G. Ebe.

Offene Briefe und Antworten.

Zum letztenmal der Münchener Bilderdienst.

Geehrter Herr Redacteur!

Es hat seit Veröffentlichung der Drobisch-Affaire in Nr. 22 der „Gegenwart" von 1882 allerhand angebliche Aufklärungen und Berichtigungen geregnet, durch welche bewiesen werden soll, daß die Abbitte vor den Bildnissen der bayrischen Könige Maximilian I., Joseph und Ludwig I., gesetzlich in Baiern gestattet, nicht durch Drobisch indirect mit beseitigt worden sei. Keine hat leugnen können, daß die Aufhebung des Bilderdienstes in die nächste Zeit zwischen der Uebergabe der Pseudo-Bittschrift von Drobisch und ein paar Monaten nachher fällt. Der zur Abbitte vor Ludwigs Bildniß 1836 verurtheilte frühere Professor des Staatsrechts, Bürgermeister von Würzburg und Landtagsabgeordnete Wilhelm Joseph Behr wurde am 6. März 1848, 30 Tage nach der Affaire, 13 Tage vor Ludwigs Abdankung, von Ludwig I. amnestirt und mit 10,000 fl. für seine Haft entschädigt. Ueber Eisenmanns, dieses berühmten ärztlichen Schriftstellers und Arztes, der gleichzeitig amnestirt wurde, verwandtes Schicksal weiß ich speciell nichts; ebensowenig, ob er wirklich mit lauten Worten vor dem Bilde Ludwigs Abbitte gethan hat oder ob (was dem Eisenmann'schen Charakter entsprochen haben würde) des lautlos Daknienden Kniee, falls er überhaupt kniete, gewaltsam vor dem Bilde gebeugt worden sind.

So viel steht fest, Ludwig selbst noch hat circa 40 Tage nach Ueberreichung des Pamphlets von Drobisch die einst Gemaßregelten begnadigt. Was wir durch die bayrischen Berichtiger erfahren (die zum Theil, wie Heigel, selbst die gotteslästerigen §§ 311 und 404 des von Feuerbach, Aretin und Gönner*) verfaßten bayrischen Gesetzbuches [des sogenannten Codex Maximilianeus von 1813] ein dunkles Blatt der „deutschen", richtiger wohl der „bayrischen Geschichte" nennen) ist nichts als ein Beweis dafür, daß der König Ludwig I. die betr. §§ nicht geschaffen, sondern ererbt hatte; es ist aber weiter der deutliche Beweis dafür von ihnen geliefert worden, daß Ludwig I. diese §§ stets in Anwendung bringen ließ und — einige platonische Wallungen in 1827, 1831 und 1834 abgerechnet — diesen §§ gegenüber, (wozu er keine ständische Erlaubniß brauchte, niemals von seinem königlichen Gnadenrechte Gebrauch gemacht hat, d. h. er ließ die Justizämter nie dahin instruiren, daß, wenn auch auf Bildabbitte erkannt worden sei, er doch diese Abbitte nicht ausgeführt wissen wolle. Ebensowenig theilte er den Justizämtern mit, er wünsche von Fall zu Fall besonderen Bericht, und weiter, daß die Verurtheilten veranlaßt würden, des Königs Gnade um Erlaß dieser Strafe anzuflehen. Es steht also fest, daß Ludwig thätlich nicht eingegriffen hat in Beseitigung der Bildabbitte vor und bis Januar 1848.

Etwa 50 Tage nach Ueberreichung von Drobischs Pamphlet sah am 19. März 1848 Ludwig I. sich genöthigt, abzudanken, oder, wenn das nicht passen sollte, dankte Ludwig ab. Die erste Regierungsthat des weisen und humanen Maximilians II. war die Aufhebung der widerwärtigen Gesetzparagraphen im Codex Maximilianeus und darunter auch der §§ 311 und 404. Innerhalb 50 Tagen (19. März bis 12. Mai) passirte das Aufhebungsgesetz beide bayrische Kammern und wurde sofort publicirt zur Ehre König Maximilians II. und nachträglich des bayrischen Landes.

Ob Ludwig I. vom 1. Februar 1848 an (so lange dürfte damals wohl Zeit nöthig gewesen sein, wenn alle, auch die entferntesten Justizämter Bayerns etwa durch Ludwig I. instruirt worden wären, daß auf Gnadenwege von Ausführung der Bildabbitte abgesehen werde) bis zum 19. März 1848 die Strafe noch ausführen ließ oder nicht, ist durch die bisherigen „actenmäßigen" Ausweise von Seiten der bayrischen Autoren weder widerlegt noch bestätigt. Sub judice lis erit. Wie schon bemerkt, am 6. März erließ Ludwig I. eine allgemeine Amnestie; die Gründe des Erlasses zu prüfen, ist weitere Sache der Geschichte.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, daß ich des verstorbenen Hettners Ansicht bin, die Drobisch'sche Affaire gehöre zu denen, welche eine Veröffentlichung erheischen, nicht aus Dünkel oder sonstigen persönlichen Gründen, sondern weil derartige Schriftstücke und Vorgänge nicht dem Einzelnen, sondern der Geschichte gehören, und daß ich um Nichtnennung meines Namens, außer im Nothfalle, gebeten hatte, da mein Name irrelevant war.

Dresden. Dr. Friedrich Küchenmeister.

*) Anselm von Feuerbach war nicht der berühmte Philosoph, sondern der Vater des letzteren, der von seinem Vater hiernach kaum seine freisinnigen philosophischen Richtungen geerbt haben mag. Wenn Dr. Heigel hervorhebt, daß Feuerbachs Gegner „Gönner" 1818 die Milderung der gehässigsten Ausführung der Bildabbitte dahin, daß die Abbitte fortan nicht mehr öffentlich, sondern geheim stattfinden müsse, bewirkt habe, so hat er zu bemerken vergessen, daß außer Feuerbach noch Aretin und Gönner selbst den Codex Maximilianeus ausgearbeitet haben (vgl. Meyers Conversationslexicon). Hat denn Gönner seiner Zeit Einspruch gegen die fraglichen §§ erhoben und blieb er in der Minorität?

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Digitized by Google

Inserate.

Geistige Frische, außerordentlich **reicher und gediegener** Inhalt und **schnellste Mittheilung** aller Ereignisse sind die besonderen Vorzüge des „Berliner Tageblatt", denn hierdurch wurde es die bei Weitem

gelesenste u. verbreitetste Zeitung Deutschlands!

Für die Monate

August und **September**

abonnirt man auf das

täglich zweimal erscheinende

ca. 70 Tausend Abonnenten.

Probe-Nummern gratis franco.

Berliner Tageblatt

nebst seinen 3 werthvollen Beiblättern:
Illustr. Witzblatt „ULK",
Illustr. belletrist. Sonntagsblatt
„Deutsche Lesehalle",
„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft",
bei allen Postanstalten für

3 Mark 50 Pf.

(für alle **4 Blätter** zusammen).

Während der nächsten 2 Monate veröffentlicht das **„Berliner Tageblatt"** die neueste Novelle von

Paul Heyse

„David und Jonathan",

den neuesten **spannenden** Roman von

Balduin Moellhausen,

„Der Haushofmeister".

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Konstantinopel.

Von **Edmondo de Amicis.**

Aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen von

A. Burchard.

2 Thle. in 1 Bd. 30½ Bogen.
Preis eleg. brosch. 5 *M*, in Bädekerbd. 6 *M*.

Dies geistvolle und fesselnde Buch ist von einer großen Anzahl der bedeutendsten Blätter aufs günstigste besprochen. Die Wiener „Presse" sagt kurz und treffend: „Amicis' ‚Konstantinopel' enthält geradezu berauschende Kapitel, in denen frische Beobachtung aus dem Born der Geschichte, gesättigte Phantasie, reichstes Colorit und künstlerische Abrundung sich bestens vereint zeigen."

Rostock. **Wilh. Werther's** Verlag.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik

herausgegeben von Professor Dr. **Johannes Conrad** in Halle a. S.

Neue Folge. Vierter Band. 5. und 6. Heft.

Inhalt: **Erwin Nasse, Der Cobdenclub und die deutsche Waarenausfuhr.** — **Sartorius von Waltershausen,** Arbeitszeit und Normalarbeitstag in den Vereinigten Staaten von Amerika. — **A. v. Miaskowski,** Zur Geschichte und Literatur des Arbeiterversicherungswesens in Deutschland. — **Freiherr von Reitzenstein,** Die wirthschaftliche Gesetzgebung Frankreichs in den Jahren 1879—1881. — **Bötzow,** Die überseeische Auswanderung Europäischer Staaten in den Jahren 1871—1881. — Uebersicht über die neuesten Publikationen Deutschlands und des Auslandes. — Literatur etc.

MEYERS REISEBÜCHER.

Führer

— umfassen meist grössere Reisegebiete und verbinden die erschöpfendste Führerkenntnis mit einer reichen Ausstattung an bildlichen und topographischen Hilfsmitteln —

(Gross Format):

Süddeutschland	*M.* 7,50
Thüringen	- 3,00
Deutsche Alpen, *westl. u. östl., à*	- 3,00
Südfrankreich, *von Gsell-Fels*	- 10,00
Paris und Nordfrankreich	- 7,50
Oberitalien, *von Gsell-Fels* . .	- 12,00
Unteritalien *und* ***Sizilien*** . *à*	- 6,00

(Klein Format):

Rheinlande	*M.* 5,00
Österreich-Ungarn . . .	- 6,00
Schweiz	- 6,00
Italien in 60 Tagen . . .	- 9,00
Skandinavien	- 7,50
Orient, *I. Ägypten*	- 7,50
— II. Palästina, Türkei u. Griechenland	- 12,50

Wegweiser (Klein Format):

— beschränken sich auf allgemein gesuchte Ausflugsgebiete und entsprechen dem Reisebedürfnis der grossen Mehrzahl, welche mit Zeit und Geld zu geizen hat —

Thüringen, *mit Karten*	*M.* 2
Harz, *do.*	- 2
Riesengebirge, *do.*	- 2
Schwarzwald, *do.*	- 2
Schweiz, *do.*	- 2

Sprachführer (Taschenformat):

Touristenwörterbücher, die durch zahlreiche sprachliche und sachliche Winke dem Reisenden ermöglichen, sich über alles Vorkommende schnell und richtig auszudrücken.

Französisch, *in Leinwand geb.*	*M.* 2,50
Italienisch, *do.* .	- 2,50
Arabisch, *in Leder geb.* . . .	- 6,00
Türkisch, *do.* . . .	- 4,00

= *Vorrätig in allen Buchhandlungen.* =

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Meyers Reisebücher — Gotthardbahn.

Die neueste (zehnte) Auflage von

MEYERS SCHWEIZERFÜHRER,

mit 21 Karten, 8 Stadtplänen und 28 Panoramen,

klein Format, gebunden *M.* 6.—,

enthält die vollständigste Beschreibung (mit Plänen und Profilen) der *Gotthardroute* und berücksichtigt alle durch dieselbe bedingten Veränderungen in den Reiseplänen für *Schweiz* und *Ober-Italien*.

Dazu gehören die soeben erschienenen

MEYERS SPRACHFÜHRER,

Italienisch, von Dr. **Kleinpaul,**
Französisch, von Prof. **Pollak,**

Taschenformat, in Leder geb. *M.* 4, in Leinwand geb. *M.* 2.50.

das Non plus ultra praktischer Reisewörterbücher, welche alles enthalten, was ein der Sprache Unkundiger im Lande braucht — Vokabeln, Redensarten, Fragen, Sätze — alles in *Lexikonform*, also im Nu zu finden.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Väter und Söhne.

Schauspiel in 5 Akten

von

Ernst von Wildenbruch.

Preis 2 *M.*

In allen Buchhandlungen vorräthig.

In **Th. Grieben's** Verlag (L. Fernau) in **Leipzig** erschien:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen über die

geistige Entwickelung des Menschen

in den ersten Lebensjahren

von Professor Dr. W. Preyer.

Preis 8 *M.*

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 29. Juli 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 5gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Frankreich und die ägyptische Frage. Von Wilhelm Singer. — Die Gasfeuerung. Von Hanns von Spielberg. — **Literatur und Kunst:** Der Torso des Belvedere. Nach einer Sage. Von Martin Greif. — Jugendbriefe von Alexander von Humboldt. — „Ein Kind des Meeres" von Hieronymus Lorm. Besprochen von Theophil Zolling. — Die Bedeutung der Phantasie. Von Schmidt-Schwarzenberg. — Wiener Frauen. Von Em. Ranzoni. — Molière in Deutschland. Von P. Schl. — Notizen. — Inserate.

Frankreich und die ägyptische Frage.

In dem lichten Bau der Republik, wo die Menschen ausgesöhnt mit sich und der Welt pflegend die Menschlichkeit, die Künste und Wissenschaften, zusammenleben sollten im glücklichen Verein, ertönt wüstes Geschrei und erhebt sich wirres, unerquickliches Gezänke. In der Wölbung des Baues zeigen sich bedenkliche Risse und die Zaghaften beginnen sich bange zu fragen, ob dieselbe nicht plötzlich zusammenstürzen und die Unachtsamen da unten, welche in blinder Leidenschaft wüthig einander gegenüberstehen, unter den Trümmern begraben würde? Oder ganz unbildlich gesprochen: der schier unheilbare, geräuschvolle und würdelose Parteienzwist im republikanischen Lager droht das einstige Werk der 363 zu vernichten und die unparteiischen friedlichen Bürger, welche heute noch mit stummer Verwunderung das seltsame und unbegreifliche Schauspiel betrachten, können sich eines schönen Tages angewidert wegwenden von denen, auf welche sie früher ihre schönsten Hoffnungen gesetzt. Seit dem Sturze des sogenannten „großen Ministeriums" ist noch kein Tag der Ruhe in Frankreich eingetreten. In der Kammer zersplitterten sich die großen Parteien in eine Anzahl streitbarer Fähnlein, die blindlings dort angreifen, wo sie die Passion hintreibt. Vorgeschrittene Republikaner gehen mit der Rechten, Radicale mit den Gemäßigten, Socialisten mit den Regierungsmännern; eine Menge ungesunder Coalitionen, geschaffen um einander im Schach zu halten, lähmen die Arbeitsmöglichkeit der Kammer, benehmen ihr Kraft und Initiative und verurtheilen sie zur lächerlichen Rolle fader und abspannender Ohnmächtigkeit. Ihre ganze Kunst müssen die Parteien aufwenden, um einander nicht zu unterliegen. Wen kann es unter solchen Umständen Wunder nehmen, daß oft die seltsamsten und unbegreiflichsten Abstimmungen zu Tage kommen? Da die besten Kräfte verschwendet werden müssen an dem Akrobatenstück, die Balance nicht zu verlieren, wo will man eine systematische, ruhige, mäßige, den Landeswünschen entsprechende Politik hernehmen? Die größte und die kleinste Frage wird darnach gemessen, ob deren Durchsetzung dem Ministerium und ihrer Partei oder der Opposition nützlich oder schädlich sein könne. Dadurch werden die großen Fragen ins Unwürdige verkleinert und die unbedeutenden zu einer völlig unberechtigten Wichtigkeit emporgeschraubt. Ein schreiendes Mißverhältniß in beiden Fällen. Inmitten einer solchen parlamentarischen Unordnung wurde Frankreich von einer äußeren Angelegenheit, nämlich der ägyptischen Frage, heimgesucht. Die Organe des deutschen Reichskanzlers haben diese Frage mit Recht ein schwieriges Problem genannt. Seine Lösung bedarf einträchtiges Zusammenwirken und den guten Willen allen Factoren im Inlande wie im Auslande. Auch dieses Problems nun hat sich in Frankreich die Parteileidenschaft bemächtigt. Der Steuermann, der das Staatsschiff zwischen gefährlichen Klippen durchführen soll, findet noch ein stürmisch erregtes, hochwogendes Meer und es gehört all seine Geduld, all seine Kaltblütigkeit und all sein Vertrauen auf das ewige Princip der Gerechtigkeit dazu, um nicht muthlos und verzweifelt zu werden und sich und diejenigen, die ihm anvertraut sind, einem ungewissen Schicksal zu überlassen.

Müßig wäre es, heute zu untersuchen, ob es durchaus zweckmäßig und nothwendig war, zur Zeit als die Nationalpartei in Aegypten sich gegen den Khedive aufzulehnen begann, die ägyptische Frage aufzuwerfen und mit gewaltiger Hand in die Geschicke dieses vielgeprüften Landes hineingreifen zu wollen? Der damalige Minister des Aeußeren, Leon Gambetta, hielt letzteres für nothwendig, und nach einigem Widerstreben ließ sich die englische Regierung zu dieser Ansicht nicht völlig, aber doch bekehren. Die erste Folge der von Frankreich und England abgeschickten Collectivnote zur Befestigung und Aufrechterhaltung des Khedivates war keine Beruhigung und Unterwerfung der rebellischen Partei, sondern vielmehr die drohende Vereinigung der Ostmächte gegenüber Frankreich und England. Der Mann mit den hochfliegenden Ideen, dem als Vorbild Napoleon I. vorschwebte, erlebte nicht den endlichen Triumph seiner eingeleiteten Action. Die Kammer erinnerte ihn unsanft an seine Sterblichkeit und schickte ihn heim zu seinen Penaten. Der Urheber der ägyptischen Frage jüngsten Datums war nun zwar verschwunden, allein die Wirkungen seiner Action waren nicht aufgehoben, und wie sehr sich der Nachfolger Gambettas, Herr v. Freycinet, auch bemühte, wieder den Weg des Friedens und der Versöhnung einzuschlagen: ganz wollte Niemand mehr zurück, weder die beiden Westmächte noch die Nationalpartei, und wohl oder übel mußten die Alliirten und Europa mit dieser unerwünschten Angelegenheit sich befassen.

Wenn nun Frankreich, dessen Interessen in Aegypten selten mit denen Englands parallel laufen, in den meisten Fällen vielmehr den Gährungsstoff zum Gegensatz in sich tragen, im Innern des Landes einig und stark sich gezeigt hätte; wenn alle in lokalen Ursachen gelegenen Streitigkeiten geschwiegen und die Republikaner den äußeren Fragen gegenüber ihren Nationalwillen unzweideutig bekundet hätten, so wäre die Lösung der ägyptischen Angelegenheiten immer noch keine bequeme Aufgabe gewesen, jedenfalls aber leichter als jetzt, wo die Opposition mit größter Heftigkeit und Schonungslosigkeit eine den Intentionen der Regierung ganz entgegengesetzte Politik in Aegypten verfolgt haben will. Während nämlich Herr v. Freycinet und allem An-

Digitized by Google

schein nach die urtheilsfähige Majorität der Kammer den friedlichen Weg vorschlägt: sich zwar von England nicht vollständig zu trennen, es nicht allein in Aegypten und uneingeschränkt wirthschaften zu lassen, sonst aber im europäischen Concert zu verbleiben, um die Coaliirung der vier Westmächte nicht noch accentuirter zu machen, dictirt die Opposition unter Gambettas Führung engen Anschluß an England um jeden Preis, rasches Vorschreiten in Gemeinschaft mit England, unbekümmert um Europa, das ein fait accompli (meint die Opposition) sicherlich anerkennen würde. Dieser Zwiespalt, bewegte er sich auch in den Grenzen der Objectivität, hätte schon den einen in die Augen springenden Nachtheil, daß er zunächst dem Alliirten die Möglichkeit verschafft, alle ihm aus dieser Opposition erwachsenden Vortheile zu benutzen und sie durch eine mit derselben concordanten Haltung je nach Bedarf zu verschärfen; dann aber, daß der Alliirte, nicht wissend ob die französische Regierung die ihr in den Weg gelegten Hindernisse überwinden werde, zaudert, zögert, abwartet, sich nicht gleich entschließt, oder umgekehrt, aus Mangel an Vertrauen, unbekümmert um die Allianz seinen Weg geht. Dies ist aber noch nicht das Schlimmste. Wichtiger fällt in die Wagschale, daß die Frage eine ihr eigentlich nicht innewohnende Bedeutung erhält, indem zu den äußeren Unordnungen noch der Riesenkampf zwischen der Friedens- und der Actionspartei in Frankreich tritt, welcher es dem Minister des Aeußern völlig unmöglich macht, die Verhältnisse in Aegypten ruhig abzuschätzen und der dortigen Sachlage entsprechende Maßregeln zu treffen und vorzuschlagen, sondern welcher bedingt, daß der Minister Wege aufsucht, die auch von der zu Oppositionszwecken aufgestachelten öffentlichen Meinung gebilligt werden; ein Umstand, welcher oft zu den verkehrtesten Vorschlägen führen muß. Concret stellt sich der Fall folgendermaßen: die Opposition unter Führung Gambettas perhorrescirte unter allen Umständen das türkische Einschreiten. Alle Mächte jedoch, ohne Ausnahme, verlangten dasselbe. Da aber die öffentliche Meinung Frankreichs durch die Opposition zu weit in dieser Richtung hineingedrängt worden, mußte ihr Herr v. Freycinet Rechnung tragen, dem türkischen Einschreiten zähen Widerstand entgegensetzen, sich solcherart isolirt ganz Europa gegenüber auf einen verschiedenen Standpunkt stellen und lieber hunderterlei dilatorische Maßregeln, von welchen man sich nur halbwegs eine Wirkung versprechen durfte, annehmen, als der radicalen Maßregel der türkischen Intervention zustimmen, die wohl manche Unannehmlichkeit für Frankreich, manchen unübersehbaren Nachtheil enthält, zur Zeit aber, als der Aufstand in Aegypten noch nicht so weit gediehen war, nicht in so umfassendem Maße hätte angewendet werden müssen, als es heute der Fall wäre, und folglich auch leichter wieder zum status quo ante hätte hinübergeführt werden können. Wenn Frankreich in Aegypten jetzt eine schwächere Rolle spielt, als es zu spielen berechtigt wäre, wenn die auswärtigen Mächte seine Vorschläge zögernd und zuwartend empfangen, wenn sie sich den Expansionsgelüsten der oppositionellen Partei in Frankreich ohne Wohlwollen gegenüberstellen, wenn dadurch wirklich die französischen Interessen in Aegypten Schaden litten, so wäre dies einfach dem unverzeihlichen Umstande zuzuschreiben, daß Frankreichs politische Welt, in dem Augenblicke, als ihr im Oriente eine kritische Situation erwuchs, sich nicht durchaus, wie sie mußte, einig gezeigt hat.

Denn Niemand ist sich darüber im Unklaren, daß es sich in den jüngsten, aufgeregten Kammerdebatten über den Rüstungscredit eigentlich nicht gar so sehr darum gehandelt, ob vornehmlich mit England oder mit Europa gegangen werden solle, sondern ob Herr v. Freycinet Gambettas Ansturm bestehen werde oder nicht. Herrn v. Freycinet Schwierigkeiten, Hindernisse in den Weg zu legen, ihn als unentschlossen, unfähig, verwickelt, heuchlerisch, weiß Gott noch wie hinzustellen, nahm Keiner von der Actionspartei Anstand; mit grausamem Behagen wurde die ganze advokatische Rabulistik aufgewendet, um irgendwo einen Widerspruch in seinen Aeußerungen zu entdecken, als müßte die französische Diplomatie nicht die Maßregeln nach den Umständen vorschlagen und als wäre sie es allein, welche die Macht besäße, die Geschehnisse nach ihrem Gutdünken zu leiten, oder als entwickelten sich revolutionäre Vorgänge im Orient nach ewigen genau vorhersehbaren Gesetzen. Solcher Art ist die Frage gar nicht mehr, mit welchem Glanze und mit welcher Autorität der Leiter der auswärtigen Politik vor die Mächte treten könne, wenn er vor ihren Augen in einer manchmal geradezu unwürdigen Weise malträtirt wird; die Frage ist vielmehr, wie die Kammer, welche schließlich das entscheidende Wort führt, zur ruhigen, sachgemäßen, den Thatsachen entsprechenden Abschätzung der Sachlage gelangen soll, wenn sie zum Zeugen und Mitspielenden eines persönlichen Duells gemacht, wenn ihre Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gegenstand der Beurtheilung abgezogen und auf die inneren Kämpfe, welche mit der ägyptischen Frage an und für sich in keinem Zusammenhange stehen, mit allen Mitteln hingelenkt wird? Der kleinste Meinungszwiespalt wird zur unüberbrückbaren Kluft erweitert, jede Verschiedenheit in der Ansicht zur letzten Consequenz getrieben. Solcher Art ist dem Minister des Aeußern jedwede Freiheit der Bewegung benommen. Ein Vorwärtsschreiten wird als ein unbesonnenes Wagniß, jeder nothwendige, durch die Verhältnisse gebotene Schritt zurück als ein schmachvoller Rückzug verschrieen. Getragen vom Vertrauen der öffentlichen Meinung, unterstützt von den herrschenden Parteien hätte der Leiter von Frankreichs auswärtiger Politik jene Elasticität und Geschmeidigkeit, jene Geduld und Kraft — je nach Umständen — äußern können, welche bei Abwickelung einer jeden politischen Frage, namentlich aber im Oriente, geradezu unerläßlich ist.

Niemals ist also für das trostlose Parteigezänke ein unglücklicherer Zeitpunkt gewählt worden, als der gegenwärtige. Es ist wahr, die Kammer hat dem Ministerpräsidenten vor einigen Tagen ein Vertrauensvotum gegeben. Allein ob damit seine Position eine so starke ist, wie sie es sein müßte, ist eine wohl aufzuwerfende Frage. Haß und Zwietracht gähren und arbeiten fort und werden rastlos Anlaß zu neuem Ansturm suchen. Irgend ein unbedeutender Zwischenfall in den nächsten Tagen schon kann dem Ministerium einen zweiten Stoß versetzen und dann würde es kaum mehr Lust finden, sich den Bitternissen der Regierung weiter auszusetzen. Wer folgt nach? Jemand, der streng mit England geht? Die Frage bleibt noch offen, wie weit England sich von den Umarmungen Frankreichs wird gefangen nehmen lassen wollen, und wenn auch die französische Allianz im gegenwärtigen Momente dem Kabinet von St. James sehr willkommen sein mag, der Augenblick, wo England der Geliebten los zu werden trachten wird, kommt in nicht zu ferner Zeit — oder ist der Nachfolger Jemand, der wieder unter Gambettas Einfluß steht, der erlaubt, daß Gambetta von Neuem die „geheime Gewalt" ausübt? Dies würde Unordnung und Unruhen im Innern des Landes und eine feindselige Haltung der Mächte nach sich ziehen, welche inzwischen Gambettas Ideen über auswärtige Politik nur zu gut kennen gelernt haben. Es gibt Leute, welche behaupten, ehe dieses Jahr umläuft, käme Gambetta doch wieder ans Ruder. Auch dies ist möglich. In Frankreich wechselt die Stimmung wie das Wetter, und der tiefe Haß, der jetzt gegen ihn herrscht, kann sich durch irgend einen eclatanten überraschenden Anlaß wieder in Enthusiasmus verwandeln. Nach aller menschlicher Voraussicht, nach den Gesetzen der Logik und den Anzeichen und Wahrnehmungen aber sind die Chancen für seine Wiederkehr nur sehr geringe, ja vielfach hält man letztere für gar nicht mehr möglich. Wollte er zu viel zur Vergrößerung des jetzt schon allgemein werdenden Unbehagens beitragen, wollte eine Situation, welche alle Elemente des Gedeihens und Wohlergehens in sich trägt, auch weiterhin in so beispiellos übermüthiger Weise verdorben werden, dann kann ein öffentlicher Zornesausbruch wie ein Sturmwind die gegenwärtigen Leiter von Frankreichs Geschicken, die Gerechten wie die Schuldigen, wegfegen und ein Dritter, der im Verborgenen lauert, aus dem Streit der feindlichen Brüder unter dem verdienten Hohngelächter der gesammten Welt rücksichtslos den Nutzen ziehen!

Paris, im Juli 1882. Wilhelm Singer.

Digitized by Google

Die Gasfeuerung.

Die Beschaffung von billigem und gutem Trinkwasser und von billigem und bequemem Licht für die Bevölkerung unserer großen Städte wird unter die wichtigsten Aufgaben der modernen Technik gerechnet, und die großartigen Wasserwerke, Kanalisationsarbeiten und Gasanstalten kennzeichnen die Bedeutung, welche man der Verallgemeinerung dieser wesentlichsten Existenzbedürfnisse, die unmittelbar neben dem dringendsten Nahrungsbedarf ihren Platz behaupten, zumißt.

In neuester Zeit erst gesellt sich dem Wasser und dem Licht die Wärme insofern zu, als die Technik bestrebt ist, auch für sie den Ort der Erzeugung von der Gebrauchsstelle zu trennen und die bisherigen einzelnen Feuerstellen in einer Centralstelle zu vereinigen, von der aus die Wärme und die durch sie repräsentirte Kraft, ganz ähnlich wie Licht und Wasser, jedem Consumenten zugeführt werden soll. Wir sehen die Anfänge dieser Bestrebungen bereits in unseren Centralheizungs-Anlagen — gleichviel ob dieselben als Luft-, als Wasser- oder als Dampfheizungen hergestellt sind — hervortreten; während man in Europa aber sich nur auf einzelne Gebäude, allerhöchstens engbegrenzte Complexe beschränkt, hat sich die Centralheizung in Amerika bereits zur Districtsheizung ausgebildet, bei der die Wärme gebenden Agentien (z. B. dort fast ausschließlich nach Birdsill Hollys Dampfheizungssystem) durch Röhrenleitungen nach verschiedenen Gebäuden in einer ganzen Stadt resp. einem Stadtviertel vertheilt werden.

Es erscheint heute aber bereits zweifellos, daß die eigentliche Zukunftsheizung auf der Feuerung mit gasförmigen Brennmaterialien beruht, die zur Zeit erst in den Anfängen ihrer Entwickelung steht, sich aber sicher gleich schnell und ebenso im weitesten Umfang einbürgern wird, wie dies der Gasbeleuchtung innerhalb der letzten fünf Decennien gelungen ist, denn die Gasheizung bietet die einzig denkbare Möglichkeit einer wirklich rationellen Verwerthung der rohen Heizmaterialien!

Es ist leider eine traurige Thatsache, daß gegenüber den wesentlich auf die intensivste Ausnutzung der Rohstoffe gerichteten Fortschritten aller anderen Gebiete der chemischen Technologie, der Verlust bei dem größten chemischen Proceß unserer Erde, der Verbrennung, nahezu 90% beträgt, daß kaum 10% der theoretischen Wärmeeinheiten zur wirklichen praktischen Verwerthung gelangen. Es würde zu weit führen, hier die Ursachen dieses kolossalen Wärmeverlustes, der wesentlich in der Construction unserer Oefen, Herde und Kamine begründet liegt, eingehender erörtern zu wollen, gewiß ist aber, daß derselbe nicht nur den Betrieb unserer Fabriken und das Heizen unserer Wohnräume enorm vertheuert, sondern daß er auch die auf der Erde vorhandenen Rohstoffe in einer durch nichts zu rechtfertigenden Weise vorzeitiger Erschöpfung entgegenführt. Eine Commission des englischen Parlaments hat berechnet, daß unter Zugrundelegung des heutigen Steinkohlenconsums die mächtigen Gruben Großbritanniens in spätestens 300 Jahren erschöpft sein werden und die Frage: Was dann? ist noch in keiner Weise gelöst, wenn man auch nicht zweifeln darf, daß es dem Menschengeist bis dahin gelungen sein wird, den nothwendigen Ersatz herbeizuschaffen! Jedenfalls ist, wie Quaglio mit Recht sagt, das Mißverhältniß in der Verwerthung unserer Brennmaterialien, ihre unverantwortliche Vergeudung ein schreiender Mahnruf an unser Jahrhundert des technischen Fortschritts, die Praxis der Verbrennung dem theoretischen Inhalt der Brennstoffe an Wärmeeinheiten näher zu bringen.

Streng genommen ist freilich jede Heizung eine Gasheizung, denn alle Brennstoffe können im festen oder flüssigen Zustande überhaupt nicht verbrannt werden, vielmehr muß jedes einzelne ihrer Theilchen, jede Molecüle, erst in Gasform übergehen, ehe es verbrennen kann. Der gesammte Verbrennungsproceß zerfällt also in die Periode der Verwandlung des Brennmaterials in Gas und in die Periode der Verbrennung dieser gasförmigen Produkte. Bei unseren gewöhnlichen Feuerungsanlagen aber gehen diese beiden Perioden nebeneinander auf einem Herde vor sich, während bei der Gasheizung beide Perioden gänzlich getrennt sind: die in einem besonderen Apparat erzeugten Gase werden nach dem von ersteren getrennten Verbrennungsherde überführt. Hierbei vermag man besser als bei jeder anderen Feuerungsanlage die beiden Hauptgrundsätze eines rationellen Verbrennungsprocesses zur Ausführung gelangen zu lassen: es kann nämlich erstens die Berührung der Brennstoffe mit dem Sauerstoff (hier die Mischung der Gase mit der atmosphärischen Luft) in wünschenswerthem Maße gesteigert und zweitens die eigentliche Verbrennungstemperatur durch Vorwärmung der atmosphärischen Luft erhöht werden.

Den Apparat, in welchem die Vergasung stattfindet, nennt man allgemein den Generator (die Heizung selbst daher auch Generativheizung) und er ist im Wesentlichen nichts Anderes als ein sehr tief gelegener Rost, auf welchem man mit einer dickeren Brennmaterialienschicht als gewöhnlich arbeitet, so daß nicht mehr eine Flamme gebildet wird, sondern ein Strom brennbarer Gase (Generatorgase), die auf der eigentlichen höher gelegenen Feuerstelle mit einem gegenüber gewöhnlichen Anlagen um 20 bis 30% gesteigerten Heizeffect verbrennen. Es mag hier zugleich bemerkt werden, daß als Schöpfer der ganzen modernen Gasfeuerung nicht mit Unrecht der frühere Hüttenmeister Bischof zu Mägdesprung bezeichnet wird, der in seinem 1859 erschienenen Buche „Ueber die indirecte aber höchste Ausnutzung der Brennmaterialien" die leitenden Principien der ganzen Methode zum ersten Male klar stellte. Inwieweit sich in neuerer Zeit Thoma, Laurens, Schinz, Fischer und vor Allen Friedrich Siemens und Pütsch um ihre Ausbildung verdient gemacht und ihre Einführung in die Praxis gesichert haben, ist bekannt. Die Glasfabrikation arbeitet, man kann fast sagen jetzt ausschließlich mit Generatoren, in der Keramik gewinnt die Gasheizung immer mehr Terrain und für die Hüttentechnik ist sie heute bereits ganz unentbehrlich geworden — wobei nicht zu übersehen ist, daß die Generatoren die Benutzung auch solchen Brennmaterials gestatten, das früher verächtlich bei Seite geschoben wurde: Staubkohle, Gerölle, Torf ꝛc.

Es ist nothwendig, hier den Unterschied besonders hervorzuheben, welcher zwischen diesen Generatorgasen und dem in unseren Gasanstalten producirten Leuchtgas besteht: dieses ist ein durch trockene Destillation in Retorten erzeugtes, jenes ein Verbrennungsprodukt; dieses verbrennt seinem wesentlichsten Bestandtheil, dem Kohlenwasserstoff, zu Folge mit helleuchtender, jenes mit wenig leuchtender Flamme, da sein Hauptbestandtheil nicht Kohlenwasserstoff, sondern Kohlenoxydgas ist. Man muß ferner dem entsprechend für diejenigen Gasheizapparate, welche wir in unserem Hausgebrauch heute mit Leuchtgas speisen: Gaskocher, Gasöfen und die Gasmotoren, die genannte Gasart nur als Nothbehelf betrachten, die nur so lange zur Verwendung gelangen wird, als dem Consumenten eigentliches Heizgas nicht zugänglich ist, denn die Erzeugung des Leuchtgases ist der des Heizgases gegenüber enorm theuer.

Bisher hat die eigentliche Gasheizung nur in einzelnen Zweigen der Industrie, wie wir oben anführten, Verwendung gefunden, weil die Verbrennung der Generatorgase noch in ziemlich hohem Maße an die nächste Nähe ihrer Bildung gebunden war und ihre Fortleitung in einem Röhrennetz an verschiedenen Unzuträglichkeiten zu scheitern schien. Und doch kann man die Frage der Gasheizung in dem weiten Sinn, in dem wir heute eine Gasbeleuchtung haben, nur dann für gelöst erachten, wenn jeder Consument sich durch das einfache Drehen eines Hahnes aus der in sein Haus, unter seinen Dampfkessel geführten Röhrenleitung das erforderliche Heizmaterial zu jeder Stunde und in jeder Quantität zu schaffen vermag. Nun ist aber die chemische Zusammensetzung der Generatorgase derart, daß sie einmal außer dem Kohlenoxydgas schwere Kohlenwasserstoffgase und ca. 20 bis 30% Stickstoffgas enthalten; die ersteren würden sich bei der Abkühlung in den Röhren zu Theer verdichten, während der vollkommene unverbrennliche Stickstoff als nutzloser Ballast durch die Leitungen mitgeschleppt werden müßte und sie in ihren Dimensionen ꝛc. wesentlich vergrößern würde.

Digitized by Google

In allerneuester Zeit sind jedoch Generatoren construirt worden, bei denen die Theerbildung vermieden resp. der Theer durch zweckmäßige Condensation entfernt wird, und eine uns von Amerika überkommene Methode wird, wenn nicht Alles täuscht, auch die zweite Schwierigkeit, den überflüssigen Stickstoff, beseitigen. Die Anwesenheit dieses lästigen Stoffes in den Generatorgasen stammt nämlich aus der zur Verbrennung der Kohle nothwendigen athmosphärischen Luft und nach dem amerikanischen Verfahren, welches Strong sich vor etwa zwei Jahren patentiren ließ, soll der Zutritt von Luft zu dem Verbrennungsproceß möglichst beschränkt, dagegen stark überhitzter Wasserdampf in den Generator eingeführt werden. Der Wasserdampf zersetzt sich alsdann naturgemäß in Sauerstoff, welcher im Verein mit den Verbrennungsgasen Kohlenoxydgas bildet, und in Wasserstoff, das brennbarste, am meisten hitzgebende Gas. Der Erfinder nennt das entsprechende Gasgemenge einfach „Wassergas" und der bekannte Ingenieur Quaglio bezeichnet es mit Bestimmtheit als den Brennstoff der Zukunft, indem er berechnet, daß bei seiner Anwendung 60% der theoretischen Heizkraft des Brennmaterials als Nutzeffect resultiren gegenüber den 10%, welche wir mit unserer heutigen Feuerungsmethode erzielen.

Ausgedehnte Versuche nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa (Stockholm) haben diese Ansicht bestätigt und zugleich festgestellt, daß sämmtliche Gattungen kohlehaltiger Rohstoffe, vom reinen Anthracit bis zum ordinären Torf, anwendbar sind, so daß speciell z. B. die Staubkohle, die sich jetzt in ungeheueren Halden vor den Gruben ansammelt, wieder nutzbar gemacht werden kann. In petroleumreichen Ländern spielen außerdem die billigen Rückstände des Erdöls in dieser Beziehung eine große Rolle und sie können bei zweckmäßigen Transporteinrichtungen (Schiffen mit eisernen Cysternen-tanks) auch für uns von Wichtigkeit werden, besonders seitdem die unerschöpflichen Petroleumquellen von Baku in rationellerer Weise als früher ausgebeutet zu werden scheinen. Lieferten dieselben im Jahre 1878 doch bereits 104 Millionen Kilo raffinirtes Petroleum und 208 Millionen Kilo Rückstände. Um sich aber den ökonomischen Effect einer Centralisirung der Heizung für eine ganze Stadt in einzelnen Anstalten zu vergegenwärtigen, muß man endlich auch der kolossalen Transportkosten der Rohmaterialien in ihrer jetzigen Gestalt bis in die Häuser, des Verdienstes der zahlreichen Zwischenhändler u. s. w. gedenken und die Idee liegt nahe, sogar die Transportkosten von dem Gewinnungsort des Materials bis zu der heizenden Stadt in der Art zu beschränken, daß die Gasanstalten unmittelbar an den nächstgelegenen Kohlengruben oder Torfstichen angelegt und die Gase selbst in meilenlangen Röhrenleitungen dem städtischen Weichbild zugeführt werden. Die Erwägung, daß wir bisher im festen Brennstoff einen großen Procentsatz erdiger Natur mit bewegen, der beim Verbrennen als Asche zurückbleibt, beim Transport des Gases aber wegfällt, läßt dies Princip äußerst rentabel erscheinen und in der That haben sich speciell für Berlin zwei hervorragende Techniker, der Bauinspector Westphal und der Civilingenieur Pütsch, mit der Bearbeitung eines allerdings nicht auf das Strong'sche Wassergas gegründeten Projects beschäftigt, wonach das Heizgas auf den Rauen'schen Braunkohlenwerken bei Fürstenwalde erzeugt und in einer etwa fünf Meilen langen Leitung der Hauptstadt zugeführt wird. Das Unternehmen selbst ist keineswegs an inneren Gründen gescheitert, sondern lediglich um deswegen nicht zu Stande gekommen, weil im Publicum damals für Gasheizung noch kein Interesse und kein Verständniß vorhanden war, während man sich jetzt allmählich wenigstens mit dem Gedanken anfängt vertraut zu machen, daß unsere Brennmaterialien, speciell unsere Kohlen und der für Norddeutschland so wichtige Torf, überhaupt Heizgase zu liefern im Stande sind.

Das Strong'sche Wassergas soll aber nicht nur als Heizgas die rationellste Feuerungsmethode ermöglichen, sondern es soll zugleich durch einen secundären Proceß mittelst flüssiger oder fester Kohlenwasserstoffe carburirt, das ist leuchtend gemacht werden, und so ein Leuchtgas von höherer Lichtkraft und größerer Billigkeit, als unser jetziges, bilden. Die technische Ausführung gerade dieser Verwandelung ist eine sehr wenig umständliche; sie kann an jedem beliebigen Punkte der Röhrenleitung oder auch in der Gasanstalt selbst geschehen, und wir möchten uns nicht versagen, hier einzuschalten, daß der verstorbene Altmeister der chemischen Technologie, Rudolph von Wagner, bereits 1874 bei noch unvollkommenen Apparaten das Wassergas auch als Leuchtgas der Zukunft bezeichnet hat (Jahresbericht der chem. Techn. 1874, S. 991). Das gleiche Röhrensystem führte uns alsdann Wärme, Kraft und Licht zu und wenn alle Erwartungen, die man nach den bisherigen Resultaten zu stellen berechtigt, sich vollkommen bestätigen, erscheint der Ausspruch eines bedeutenden amerikanischen Chemikers, des Dr. Wurtz, nicht übertrieben, der die Bestrebungen, welche auf die Einführung des Strong-Gases zielen, als den nächsten großen Schritt in der Civilisation, als gleichbedeutend mit der Einführung der Dampfkraft, des Bessemerprocesses und der elektrischen Telegraphie hinstellt!

Unsere Gasgesellschaften haben der Angelegenheit bisher noch wenig Sympathie entgegengebracht, ja sich ihr in wenig kluger Nichtachtung theilweise feindselig gegenübergestellt. Und doch wird an sie gerade zunächst die Frage herantreten, ob und in wie weit sie ihr vorhandenes Röhrennetz für den doppelten Zweck der Heizung und Erleuchtung verwerthen wollen und bei der Mehrzahl wäre die Adoptirung des neuen Systems unter allmählicher Ueberführung der Betriebseinrichtungen um so wichtiger, als die größere Leuchtkraft des Strong-Gases bei gesteigertem Consum sie ohne Vergrößerung der Anlagen wieder auf Jahre hinaus hinreichend leistungsfähig machen würde. In Amerika werden bereits gegen 30 Städte, darunter als größte Baltimore, mit Wassergas beleuchtet, zwei große Compagnien beschäftigen sich zur Zeit mit der Einführung desselben im Staate New-York, wo es zugleich zu Heizungszwecken dienen soll, die Versuche in Wien und Stockholm sind ungemein günstig ausgefallen und es ist nur bedauerlich, daß die ernsten Bestrebungen des Professor Reuleaux, den Berliner Magistrat für die Sache zu interessiren, nicht von Erfolg begleitet waren und seiner Zeit durch seine Abreise nach Australien unterbrochen wurden. Wir stehen sicher, wie auf der ganzen Linie der Naturwissenschaften, auch hier vor einer umgestaltenden Reformation, die auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der Culturvölker von dem größten Einfluß sein wird.

Hanns von Spielberg.

Literatur und Kunst.

Der Torso des Belvedere.

Nach einer Sage.

Wieder durcheilte die Straßen von Rom die geflügelte Kunde:
„Eben gehoben ans Licht wurde ein herrlicher Schatz,
Eines Heroen Gestalt, zwar nur als Torso erhalten,
Aber der Nacken bezeugt, daß es ein Herkules war."
Also durchdringt es die Stadt und es schaart sich die horchende Menge,
Alle verlangenden Sinns eilen zur Stätte des Funds.
Dort das Gebilde zunächst umwandeln in ernstem Genießen
Staunende Jünger der Kunst, stumm in das Wunder vertieft.
Schweigen herrschet umher, nur selten beweget die Lippe
Einer zur Rede und spricht leis ein empfundenes Wort.
Da mit Einmal entsteht ein Gemurmel und laute Bewegung,
Schnell nach dem Wege der Stadt wendet sich jeglicher Blick.
Sieh, auf die Schulter gelehnt des besorgt ihn führenden Jünglings
Naht mit beschleunigtem Schritt ehrfurchtgebietend ein Greis.
Wohl ist sein Auge nicht mehr das Nächste zu scheiden im Stande,
Eifer der Sehnsucht treibt dennoch zu eilen ihn an.
Mächtig vom Anblick bewegt weicht rings die ergriffene Menge —
„Buonarroti!" entrang scheu sich den Lippen der Ruf.

Digitized by Google

Aber die Künstler mit Stolz den willkommenen Meister umschaarend
Bringen mit freudigem Gruß ihre Verehrung ihm dar.
Doch er vernimmt sie nur halb und lenkt die noch übrigen Schritte
Nach dem bekränzten Gerüst, drauf sich der Marmor erhebt.
Jetzt zum verwitterten Stein beugt leis er den athmenden Busen
Und er umfaßt die Gestalt gleich einem liebenden Freund.
Doch das erregte Gefühl bald weicht es vollkommener Fassung
Und in besonnener Ruh prüft er das mächtige Werk.
Langsam gleitet sein Arm den gewaltigen Nacken hinunter
Und er befühlet den Zug jeglichen Muskels genau.
Oftmals kehrt er zurück zur eben bewunderten Stelle,
Tastet zur Schulter hinauf, gleitet die Hüfte hinab.
Also weidet er sich am Einklang der herrlichen Bildung,
Statt mit verschleiertem Blick prüft er mit schauender Hand.
Wohl auch entdeckt er mit Schmerz des vollendeten Körpers Verstümmlung,
Denn nur zu Vieles verging, werth daß es dauerte stets.
Gänzlich fehlet das Haupt und es mangeln die redenden Glieder,
Leib und Hüften allein blieben noch übrig vom Bau.
Nichts sonst deutet mehr an, wie beschaffen das göttliche Werk war,
Das die Tausende einst, die es betrachtet, entzückt.
Doch jetzt spielen ihm neu auf dem Strunke die fühlenden Hände
Und aus den Trümmern ergänzt glücklich sein ahnender Geist.
Vor ihm dämmert es auf, er erblickt ihn leibhaft und wirklich,
Wie nach der irdischen Müh' ruht der unsterbliche Held.
Sieh, auf dem Felle des Leu'n, das die Rauheit des Felsens ihm glättet,
Sitzt der olympische Gast, sorglich von Hebe bedient.
Wohl zur Seite noch lehnt von den Fahrten gewohnt ihm die Keule,
Aber die Leier doch auch stützt er sich friedlich auf's Knie.
Heiter vor Allem erhebt sich das Haupt und es nicket der Göttin,
Die ihm auf Erden bereits öfters erschienen zum Trost.
Freude bewegt ihn; er dankt dem Geschick, das im Kampf ihn geläutert
Und ihm zu treten gegönnt unter die Götter ein Gott. —
So der gestürzten Gestalt bemächtigt sich wieder der Kühne,
Wie sie dem Bildner dereinst keimte aus frommem Gemüth,
Und mit der Jugend Gewalt, die frisch noch ihm grünet im Alter,
Prägt er für's Leben sich ein, was in der Seele nur steht.
Aber da kommt es ihm plötzlich, er fühlt, daß bedachtlos er schwärme,
Da nur ein Traum ihm erschuf, was er gefestet geglaubt.
Nochmals umfaßt er den Stein, doch er findet das Meiste vergangen —
Strenger Vernichtung Loos schneidet ihm mitten durch's Herz.
Und es verläßt ihn der Muth, es entstürzen ihm heftige Thränen,
Rasch vom Begleiter entführt scheidet er ohne ein Wort.

Martin Greif.

Jugendbriefe von Alexander von Humboldt.

Vorbemerkung der Redaction.

Ein Freund unseres Blattes hatte die Güte, uns einen handschriftlichen Schatz von Jugendbriefen Alexander v. Humboldts zur Verfügung zu stellen. Von seiner dankenswerthen Erlaubniß zur Veröffentlichung machen wir um so lieber Gebrauch, als sich unter diesen Manuscripten Manches findet, was zur Kenntniß des großen Naturforschers ungemein werthvoll ist. Alle sechzehn Briefe stammen aus den Jahren 1788—1790 und sind von dem damaligen Studenten an seinen Freund **Wilhelm Gabriel Wegener** aus Hohenlübbichow im Kreise Königsberg in der Neumark gerichtet. Im Herbste 1785 hatte der 18jährige Wegener, nachdem er das Gymnasium auf dem Grauen Kloster zu Berlin absolvirt, die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt auf der Hochschule zu Frankfurt a. O. kennen gelernt. Namentlich Alexander schloß sich mit ungewöhnlicher Wärme an den tief angelegten und vielseitig gebildeten Theologiestudenten an, und Beide haben dem von den Jünglingen mit enthusiastischer Hingabe gestifteten Freundschaftsbunde noch in später Zeit die Treue bewahrt.*)

In diesen Jugendbriefen haben wir schon ein gutes Stück des ganzen Humboldt. Philosophie und Naturwissenschaft sind seine Lieblingsfächer. Offen gesteht er dem Freunde: seine Philosophie sei „wie ein Kind, das noch immer am Gängelbande geführt werden muß"; aber die in diesen Briefen enthaltene (von uns nicht zum Abdruck bestimmte) Abhandlung über Wunder und Wunderglauben zeigt schon den vorurtheilslosen Denker und strengen Dialektiker. Seine Bemerkungen, zumal über Botanik sind von seltener Tiefe und lassen den künftigen Meister der Naturforschung ahnen. Dabei entwickelt er eine erstaunliche Belesenheit und namentlich philologische Vielseitigkeit. Seine Briefe wimmeln nicht blos von polyglotten Citaten, sie sind auch häufig seitenlang im besten Griechisch, Latein, Hebräisch, Italienisch oder Französisch abgefaßt. Ueberall zeigt sich ein freier, heller Kopf. Wohl lebt er nur seinen Studien und ist ihm „das alberne Genieweſen" nicht minder verhaßt, als das seichte Salongeschwätz, aber er versteht es ungezwungen und leicht — wir möchten fast sagen: in moderner Feuilletonmanier — von allerlei weltlichen Dingen zu plaudern, so daß schon da der gewiegte Weltmann erkennbar ist. Namentlich seine Bilder aus der Berliner Gesellschaft und den Frankfurter Professorenkreisen sind lebendig und von culturhistorischem Werth. Hier erweist er sich als scharfer, weltkluger Beobachter, der gar wohl die Satire zu handhaben versteht und sich oft bis zum echten Humor versteigt. Die rein menschliche Seite zeigt sich aber am schönsten in seinem Freundschaftsgefühle, das sich, nach damaliger Art, oft in überschwänglichen Worten Luft macht. Die beiden Freunde sind sich „mehr als Brüder". Sie sind „durch Aehnlichkeit in Neigungen, Gefühl, Denkart, kurz in jeder Modification des Ichs ganz für einander geschaffen". — „Wahr und vorzüglich schön," schreibt Humboldt am 8. Mai 1788, „ist Deine Bemerkung über die Weisheit des Schöpfers, der uns im physischen und moralischen mehr vor, als um und neben uns sehen läßt. Ich theilte dieselbe vor wenigen Tagen einer Freundin mit, deren Urtheil für mich eine besondere Gültigkeit hat; die Edle sagte, daß sie den Mann wünsche kennen zu lernen, der so wahr und schön empfände. Es ist die schönste und auch die klügste, nein! ich muß sagen, die weiseste unter den Frauen: Henriette (in hebräischer Schrift) Herz." Und später einmal: „Unsere Briefe sollen uns noch in späteren Jahren süße Denkmäler unserer jugendlichen Freuden und Leiden sein."

Wir geben im Folgenden eine Auswahl der interessantesten Briefe, in ihrer Integrität oder im Auszuge, ganz so wie sie geschrieben sind, nur unter Weglassung solcher Stellen, die lediglich von Persönlichkeiten oder Gegenständen handeln, welche kein allgemeineres Interesse darbieten.

I.

Berlin, (September 1788.)

Ich mache Dir keine Vorwürfe, lieber Bruder, daß Du mir auf meinen letzten Brief noch immer nicht geantwortet hast. Daß Deine Disputation gerade in diese Zeit fallen müßte, und daß ein solches Geschäft, quod, si non alea ipsa tamen aleae ὁμοιοτατον εστι, einem den Kopf ziemlich einnimmt, das alles konnte ich mir nach meiner Divinationsgabe schon selbst prophezeien. Auch höre ich von Löffler, daß ich mich nicht geirrt habe. — Wie herzlich ich mich gefreut über den glücklichen Ausgang Deiner Disputation, darf ich Dir, mein Bester, der Du mich und meine warme innige Liebe zu Dir kennst, nicht erst sagen. Wenn ein solcher Streit im Grunde auch nur ein bloßes Spiel ist, so ist man

*) Wegener wurde 1789 Feldprediger beim Regiment Gensd'armes in Berlin, in welcher Eigenschaft er u. A. den Marsch nach Schlesien im J. 1790 mitmachte und hier in näheren Verkehr mit Goethe kam. 1795 wurde er als Superintendent und Oberpfarrer nach Züllichau berufen, als unmittelbarer Nachfolger Herzliebs (des Vaters von Minna Herzlieb). In dieser Stellung ist er bis zu seinem Tode im J. 1837, höhere Aemter wiederholt ablehnend, verblieben.

Digitized by Google

anfangs doch wohl etwas dabei beklommen. Deine Disputation habe ich von Löffler erhalten. Ich kann nur über das Formale urtheilen, aber gewundert habe ich mich wenigstens, daß Du in so kurzer Zeit so viele Materialien hast sammeln können. Der Kezer Markion*) hat wenig Interesse für mich, aber alles was von Dir kommt, ist meinem Herzen wichtig.

Während meiner Anwesenheit in Frankfurth ist manches neue in meiner Lage vorgefallen. Vorigen Monat war ich in der Neumark, in Ringenwalde. Meine Mutter ging über Schwedt, ich mit Zöllner über Neustadt und Freienwalde, wo wir einige Tage blieben, um das Messingswerk, die Eisenspalterei, den Kupferhammer, Spechtshausen und die 3 Wermigobrischen Fabriken in Augenschein zu nehmen. Ich konnte Dir nicht die Zeit bestimmen, wenn ich nach dem Alaunwerk kommen würde, weil ich es selbst nicht bestimmt wußte. Auch zweifle ich, daß Du damals Frankf. würdest haben verlassen können. Sonst hätte ich schon viel darum gegeben, um Dich, lieber Bruder, zu sehen und zu umarmen. Zölluer blieb einige Tage bei uns in Ringenwalde. Er ist aus Neudamm gebürtig, eines blutarmen Försters Sohn. Ein Müller ließ ihn studiren. Sein Vater ist ein verständiger, überaus braver Mann, seine Mutter eine ganz gewöhnliche Bauersfrau. Es war für mich ein rührender Anblick, den Sohn, der stets mit vornehmen Leuten umgeht, selbst viel in den Pallästen der Prinzen ist, hier unter einem Strohdache so vergnügt zu sehen. Andere würde eine falsche Schaam verleiten, den Anblick der elterlichen Dürftigkeit zu verbergen. Er ist stolz darauf, ihn zu zeigen. Das hat mich sehr in seinem Charakter gefreut. Freilich mag sich wohl Eitelkeit mit in das Spiel mischen. Man sieht gern in das Nichts zurück, aus dem man sich durch eigene Geisteskraft riß. Doch wer will die Ursachen der menschlichen Handlungen enträtseln!

Montag, den 29. Sept.

Vorgestern war ganz Berlin auf den Beinen. Blanchard steigen zu sehen verdiente wirklich die 2 ℛ die es mich kostete. Der Anblick einer so großen, 26 Fuß breiten Maschine, eines Mannes der durch seine übermenschliche Kühnheit es wagte über den Ozean zu gehen, der majestätische Gang des Balls, und am meisten der Gedanke an den Fortschritt der menschl. Kultur, die nun schon das 3te Element sich unterwarf, alles dies machte einen großen, herzerhebenden Eindruck. Den Ball konnte man über ½ Stunde schweben sehen. Er fiel hinter Buchholz nieder. Der Fallschirm mit den Hunden that herrlichen Effekt. Er soll 16 Minuten gefallen sein. Doch das wird wohl alles in die Zeitung kommen. Blanchard selbst ist gar nicht so arg als man ihn macht. Ich habe mit ihm bei Herzens gegessen. Prahlen thut er wenig und von der Physik hat er, wie mich Herz versichert, gar keine üble Kenntnisse. Eitel ist er freilich. Aber wer wäre es nicht in seiner Stelle geworden! Daß er spielt, 3 Frauen hat ꝛc. sind platte Lügen die man aber in Berlin überall glaubt. Mußte sich der Philosoph Mirabeau dies doch auch bei uns gefallen lassen! Md. Blanchard ist eine feine, recht anständige Frau, die ich genau genug kenne. Ihr Mann ist mehr denn zu viel beschenkt worden, vom König an bis auf den kleinsten unserer Prinzen. Donnerstag war auch ein interessanter Tag! Dalberg wurde öffentlich zum Mitglied der Akademie aufgenommen. Das ist einer von den wenigen, denen es Gott auf die Stirn geschrieben, was sie sind. In seinem Gesichte herscht so eine himlische Güte, die jedes Herz für sich einnimmt. Die Geschichte weiset uns kein Beispiel auf, wo ein so großer, von der ganzen Nation so verehrter Mann zu einem geistlichen Herrscher wäre bestellt worden.**)

II.

Berlin, den 12. Dez. 1788.

... Frau von der Recke, Schwester der Herzogin von Curland habe ich gestern und vorgestern gesehen, was ich lange wünschte. Man erkennt in ihr ganz die edelmüthige Frau, die Cagliostro und Stark entlarvte, ganz und fast zu viel die erhabene geistliche Sängerin — aber auch mehr weibliche Eitelkeit und Schwäche, als man ihr bei diesen großen Eigenschaften zutrauen sollte. Sie hat wie ein Comet, wo sie geht, einen Schweif von Gelehrten aller Art hinter sich. Nicolai (nomen collectivum für das Gesindel, wie Voß sagt, was sich allgem. deutsche Bibliothek nennt), Gedicke, Reinhart, Ramler, Teller, Biester ... sind ihre Anbeter, denn einmal ist sie schön, dann Schwägerin eines Herzogs (der Gelehrte nach Mietau beruft) und dann ist sie klug. Die Berliner Gelehrten sollen sie erst verderbt haben. Allemal ist sie eine so sonderbare als wichtige Erscheinung. Sie ist lange nicht so klug als die Herz in Berlin, die, weil zu edel, zu bescheiden, nicht Herzogin, gar Jüdin ist, zu wenig geschätzt wird.

III.

Berlin, den 27. Dez. (1788).

Wenn es möglich wäre, lieber Bruder, daß ich auf Dich böse werden könnte, so hätte ich warlich jetzt ein wenig Lust dazu. Aber, dem Schicksal dank' ich es, daß ich eine so warme, herzliche, unwandelbare Liebe zu Dir hege, daß mich selbst Dein langes ich glaube Monathlanges Stillschweigen nicht zum Unwillen reizen kann. Ich weis nicht ob mich der Himmel so gut oder so böse geschaffen hat. Denn bis jetzt hat mich noch nie einer meiner Freunde beleidigen können und wie Du, lieber Wegener, der Du, wie unter meinen Freunden der beste, so auch meinem Herzen der Theuerste, Unvergeßlichste bist. Nein unwillig bin ich nicht über Dich, aber unruhig recht sehr unruhig. Täglich habe ich an Dich gedacht und nie lebhafter als seit diesen lezteren Tagen. Muß mich die Idee, daß Du krank bist, auch überall verfolgen! Ein nicht ungewöhnlicher, einfältiger Traum — wie kann er einem vernünftigen Menschen so ganz den Kopf verrükken. Und doch, doch, mein Bruder, habe ich eine so schwere Ahndung! Gott gebe daß ich unrecht gehabt, daß meine Liebe zu Dir mich mit eitlem, nichtigem Kummer erfüllt. Vielleicht erhalte ich noch Nachricht von Dir, ehe dieser Brief abgeht. O käme sie, diese Nachricht, nie war sie erwünschter nie erwarteter! Vielleicht war nur eine Reise, Geschäfte, eine Saumseligkeit was weiß ich die Ursach Deines Stillschweigens. Schreibe bald, mein Theurer! Warst Du Schuld an der großen Lükke in einem mir so frohen Briefwechsel, o so vergebe ich Dir zum voraus, vergebe Dir gern, erlasse Dir alle Entschuldigungen — wenn Du mich nur bald mit einem Briefe erfreuest.

Ich habe Dir erst einmal seit unserer lezten Zusammenkunft geschrieben. Ich hoffe der Brief ist nicht verloren gegangen. Ich hätte Dir öfter schreiben sollen, aber ich säumte, weil ich immer auf Antwort harrte.

Erwarte heute keinen langen Brief von mir. Ich bin wie die Menschen die ihre Fragen kurz einrichten, um bald die erwünschte Antwort zu haben. Doch muß ich Dir einen Gewissensfall vorlegen, in dem Du als Freund kompetenter Richter bist. Du sollst entscheiden, ob ich recht gehandelt habe: Du kennst den jungen Willdenow und weißt wie sehr er mein Freund ist. Es kam darauf an ihm einen Dienst und einen recht wesentlichen zu leisten. Ich erbot mich freiwillig dazu. Ich mußte mich bei einem Menschen für ihn verwenden, der ehemals mein Freund zu sein schien, von dem ich aber weiß daß er gegenwärtig mich verachtet. Ich sollte zu ihm gehen, ihm sagen daß ich ihn hochschäzte, ihn um etwas bitten. Der Schritt war hart. Meine Offenherzigkeit verbot ihn mir, aber die Freundschaft sie siegte und ich glaube sie siegte mit Recht. Hätte es mein eigenes Wohl betroffen, o kein — hätte mich dazu bringen sollen. Ich würde mich erniedrigt zu haben glauben. Aber bedenke nur ein Freund, den ich liebe, reine Aufopferung für ihn .... Ach es giebt der Banden so wenige die die Menschen mit Menschen knüpfen ohne Zwang, ganz nach dem Wunsche des Herzens, die durch keine äußere Kraft sanzirt sind, wo Treue und wechselseitige Liebe die Stellen des Eides vertreten. Nichts ist mir daher heiliger, verehrungswerther als Freundschaft, sie die so ganz ein Werk der Freiheit und darum so edel und herrlich ist. Ich habe lange mit mir gekämpft. Aber nach langem Kampfe habe ich heute den Schritt gethan. Du hätteſt ihn auch gethan, denn ich glaube er war recht gethan. Er hat meinem Herzen viel gekostet aber was thäte man nicht einem Freunde zur Liebe.

Ich breche hier ab. Reiße mich, Bruder, reiße mich bald aus meiner Ungewißheit. Nie habe ich mehr einen Brief erwartet. Ich flehe Dich daher um ein Paar Zeilen. Du weißt wie zärtlich ich dich liebe. Käme doch mal ein Augenblick wo ich es auch Dir durch eine Aufopferung zeigen könnte. Ich schließe Dich dreimal in meine brüderlichen Arme!

Alex: Humboldt.

*) Die Dissertation hatte folgendes Thema: Marcionem codicem N. T. adulterasse dubitatur, ursprünglich eine Streitschrift gegen Michaelis.

**) Das letzte Blatt des Briefes ist anscheinend absichtlich — zerrissen; die Ueberreste zeigen, daß es von Wöllner und dem Wöllner'schen Edikte handelte.

Digitized by Google

IV.

(März 1789.)

Liebster Bruder!

Wie soll ich, wie kann ich Dir das Vergnügen schildern, welches mir Dein Brief gewährt hat! Je länger ich Dich kenne, desto theurer wirst Du meinem Herzen, je weiter ich mich von Dir entferne, desto stärker wird meine Sehnsucht nach Dir. Die glücklichen Tage in Frankf. sind entflohen. So froh kehren sie nie wieder zurück. Doch meine innige Liebe, meine Freundschaft zu Dir, soll unsterblich sein, wie die Seele, die sie empfindet! Ich kehre jezt in meine vorige Laufbahn zurück. Mein akadem. Leben beginnt von neuem. Aber meine ganze Lage ist verändert. Ich bin bereit den ersten Schritt in die Welt zu thun, ungeleitet und ein freies Wesen. Ich freue mich dieses Zustandes, so mißlich er zu sein scheint. Lange genug gewohnt, wie ein Kind, am Gängelbande geführt zu werden, harrt der Mensch die gebundenen Kräfte nach eigener Willkühr in Thätigkeit zu sezen und sich selbst überlassen der eigene Schöpfer seines Glücks oder Unglücks zu werden. Aber ich sehe mit bescheidener Zuversicht diesem Zustand entgegen. So eingeschränkt meine Lage war, habe ich doch mannichfaltige Gelegenheit gehabt, die Menschen um mich her zu beobachten. Keine starke Leidenschaft wird mich hinreißen. Ernsthafte Geschäfte und am meisten das Studium der Natur werden mich von der Sinnlichkeit zurückhalten. Du kennst mich, lieber Wegener, unter allen meinen Freunden am besten. Du magst es selbst beurtheilen ob Du mich stark genug hälst, allein auf dem schlüpfrigen Pfade des Lebens zu wandeln. Nein glücklich, unaussprechlich glücklich würde ich sein, wenn ein Freund, wie Du, mir zur Seite ginge. Göttingen ist für mich ein wüstes Land. Bekannte finde ich dort genug. Mein Bruder, Dohna, pius Dohna*), Stiegliz, Meklenburg, Bing, und eheu! me miserum! Kieferberg quod Dii avertant malum! sind alles Leute, mit denen ich nicht harmonire. Ich zweifle nicht, daß unter 800 Menschen nicht ein Paar sein sollten, denen ich meine Freundschaft schenken könnte. Aber wie lange dauert es oft ehe man sich findet. Kannten wir uns nicht ein viertel Jahr, ehe wir fühlten, wie sehr wir für einander geschaffen sind. Und ohne Freund — welch ein Leben. Und wo ist der Freund, den ich Dir in meinem Herzen gleichsezen könnte. Meine Reise ist auf den 8ten April angesagt. Schicke keinen Brief nach Berlin, den ich später erhalten sollte. Ich habe die Hofnung gänzlich aufgegeben Dich früher zu sehen. Warum? weiß ich mir selbst nicht zu sagen. Die Reise geht über Magdeburg, Helmstädt, Braunschweig und Nordheim. Ohnerachtet ich in allen diesen Orten mich aufhalten muß, besonders in Braunschweig, wo ich an den Hof gehen muß, so weiß ich doch nicht bestimmt, ob ich Dir von der Reise werde schreiben können. Auf jeden Fall soll es in G— mein erstes Geschäft sein Dir von meiner Ankunft Nachricht zu geben und Dir meine Wohnung, Adresse pp. zur ferneren Correspondenz zu melden. Mein Bruder war 4 Wochen bettlägrig. Er war gefährlich krank an einer Art von Faulfieber. Jezt ist er wiederhergestellt. Er nuzte jede Zeit um Deutschland nach allen Seiten zu durchkreuzen. Vor kurzem war er in Gotha, Weimar, Jena, Erfurth. In den Ferien wollte er nach Strasburg gehen. Aber seine Krankheit hat ihn gehindert, diesen großen Plan zu vollführen. Er reiset daher bloß nach Minden und Hamover und kommt mir nach Braunschweig entgegen. Ich freue mich ihn nach einem ganzen Jahr wiederzusehen. — Daß Du Botanik in Erhohlungsstunden treiben willst freut mich unendlich. In Deiner Einsamkeit wirst Du kein anziehenderes Studium finden, daß Dir reinere und wohlfeilere Freuden gewährte. Die Pflanzen (ohne Empfindelei zu reden) werden unsere Freunde unter denen uns einige werther als andere sind. Auf jedem einsamen Spaziergange wandelt man wie mitten unter seinen Bekannten. Welche Freude, wenn man auf einmal viele seiner Lieblinge zusammen findet. Unbedeutende Gegenden erhalten Interesse für uns, weil wir hier zuerst eine Pflanze entdeckten, die uns noch unbekannt war, weil wir dort die Blume vermissen, die vor kurzem noch blühte. Der Pastor Hummel war mir unbekannt. Die Botanik ist eine edle Beschäftigung für Geistliche. Auch war ein englischer Priester Ray einer der größten Phytosophen der Vorzeit. Könntest Du den Hummel nicht bewegen, da er doch gewiß unsere neue Flora Berolin. kennt, ein Verzeichniß der Pflanzen zu machen, die er um sein Dorf findet u. welche in jener Flora nicht enthalten sind, damit man den Unterschied der Oerter bemerken könnte. Dies Verzeichniß würde ein angenehmes Geschenk für unsren, hiesigen botanischen Zirkel sein. Der große Jaquin in Wien, der durch sein botan. Reisen nach Jamaika und Südamerika berühmt ist, hat in seinem 70ten Jahre erst ein Kompendium für die Botanik geliefert, ein herrliches vollendetes Werk. Ich wage es, lieber Bruder, Dir 1 Exemplar davon zum Andenken anzubieten. Ich kann es diesem Briefe nicht beifügen, weil ich es noch nicht vom Buchhändler habe kommen lassen. Ich werde es daher ungebunden an Deinen Bruder, den Feldprediger, übermachen, mit der Bitte es Dir mit Gelegenheit nach Hohenlübbichow zu senden. Wenn Du es nur erhälst, wenn die Bäume grünen. Denn in der Stube die Anfangsgründe der Botanik zu studiren, ohne unmittelbare Vergleichung mit der Natur, ist ein trocknes, hüperlangweiliges Studium. — Moriz ist allerdings bis auf weitere Fußreisen in Berlin und zwar angestellt bei der Akademie der Künste, um für die jungen Künstler die Theorie der schönen Künste zu lesen. Er ist mit Göthe, der ihn sehr schäzt aus Italien zurückgereiset. Nach Berlin hat ihn der Herzog von Weimar mit gebracht. Er ist noch immer derselbe, ein wahres Genie, wahrer Sonderling. Nur in seinem Aeußeren hat er sich geändert. Er geht fast immer im Haarbeutel und seidenen Strümpfen. Sein Kollegium hat er in den Zimmern der Kunstakademie seit ohngefähr 3 Wochen mit ungeheurem Applausus angefangen. Er hat wohl 15—20 der angesehnsten Damen zu Zuhörerinnen. Der Minister Heinitz, Graf Neal und die meisten Leute vom Hofe versäumen keine Stunde. Das Kollegium ist gewiß das glänzenste, was in Deutschland gelesen wird. Ich hörte ihn einmal. Sein Vortrag ist edel, fließend und nur zu rednerisch. Aber die Materialien! Welch ein großer Gemisch von glänzenden Irthümern. . . . Höre nur: „Ein Wesen geht in das andere über, eine niedere Organisation wird von der höheren verschlungen und veredelt. Das Thier frißt die Pflanze, der Mensch das Thier. So wird die Pflanze erst Thier, dann Mensch.“ Bei diesen Worten sagte ein Hofmarschall: it est sublime! Welch ein Gemisch von Materialismus und Monadologie. Ein wahres Monadenfressen! Dann: „Die Natur schuf den Menschen um durch ihn ihre eigene Vollkommenheit zu beobachten.“ Aber neben allem diesen viel scharfsiniges, wahre Aufblize des Genius. So wenig mir Morizens Grundsäze über das Schöne gefallen, so hört' ich ihn doch gern: Seine Beredtsamkeit ist hinreißend und seine glänzendste Epoche jezt da.*)

So viel für heute, lieber Bruder. Ich umarme Dich von ganzem Herzen und höre nie auf Dich zu lieben. Dein treuer Freund und Bruder

Berlin, d. 27. Merz. Alex. Humboldt.

V.

Göttingen, Mai 1789.

. . . Ich war fast eine Stunde bei Jerusalem**) und habe in der ganzen Stunde, worin er noch mit vieler Lebhaftigkeit sprach, nichts gehört,

*) Der nachmalige Minister; er hatte mit Humboldt und Wegener zusammen in Frankfurt studirt.

*) Moritz war auf dem Gynasium zum Grauen Kloster auch Wegeners Lehrer gewesen. Derselbe entwirft von ihm — in einem hinterlassenen Tagebuche — folgende interessante Charakteristik:

„Der Professor Moritz trug uns, nachdem er seine Fußreise nach England zurückgelegt hatte, wöchentlich in 2 Stunden Allerlei planlos aus der deutschen Sprache und der schönen Wissenschaft vor. Er kam gewöhnlich erst gegen $^3/_4$ und wir versammelten uns dann um ihn, als um unseres Gleichen. Der größte Sonderling, den ich je gekannt habe. Offenbar hatte er originelles Genie, und durch seine spielende Lehrart ist er uns nützlich geworden; denn wir lernten durch ihn Geschmack am eigenen Denken und Spekuliren finden, und wenn wir gleich schlechterdings gar keine Sachkenntnisse erhielten, so war doch sein Unterricht in formeller Rücksicht nicht vergeblich. Indessen schadete es uns, daß er alle gewöhnliche Rücksichten der guten Lebensart vernachlässigte und uns dadurch in dem Wahn bestärkte, daß dies leidige Geniewesen zur Eigenschaft eines aufgeklärten, schöngeisterischen Philosophen gehöre. Wenn er sich auf dem Katheder der Länge nach hinreckte, und wie aus einem Traum erwachend, ein Blatt aus Theokrits Idyllen herausriß, solches einen „Auszug“ nannte, dann an dem Blatte allerhand kraftgenieartige Bemerkungen machte, so war diese theateralische Scene wohl fähig, uns in einer gespannten Erwartung zu erhalten.“

**) J. F. W. Jerusalem, der berühmte Kanzelredner († 2. Sep. 1789). Sein Sohn Karl Wilhelm war das Urbild des Werther.

Digitized by Google

was Scharfsinn, oder kalte Vernunft, oder freie Empfindungen, oder sonst etwas markirt hätte. Ich sah nichts an ihm, als einen Mann von 80 Jahren, der ein recht hübsches (ehrwürdiges?) Gesicht hat, mit einer rothen Mütze und der einem oft die Hände giebt. Nun frage ich mich, wie ist es möglich, daß alle Menschen so bezaubert von ihm sein können? Ich erkläre es mir so. Alle haben eine übergroße Meinung von seinem Charakter, von seiner Aufklärung, denn wenige nehmen sich wohl die Mühe (die ich mir leider! einmal nehmen mußte) die labrigen, weitschichtigen, hüperlangweiligen Betrachtungen der Natürlichen Religion durchzuschwimmen. In Braunschweig sprach man von Jerusalem, wie man in Athen mag von Jupiter gesprochen haben. (Will man etwas unwiderstreitlich machen, so sagt man Jerusalem hat es gesagt und alle glauben.) Wer nun mit solchen Ideen zu einem achtzigjährigen Greise in die Stube tritt, zu einem Mann, der von nichts öfter (aber auch darum besser??) als vom künftigen Zustande spricht, der gegen alle Menschen schon darum allein süß u. zärtlich ist, weil er immer glaubt, er sieht sie zum letzten Male, der mag freilich mit einer noch größeren Idee von Jerusalem weggehen, als er zu ihm kam. Dazu endigt sich jede Conversation mit ihm mit einem feierlichen Abschiede, wobei viel vom Tode gesprochen wird. Du kannst leicht denken, daß dieser letzte Eindruck sich stark in das Urtheil mischt. Aber glaube mir, lieber Bruder, die rothe Mütze, der kahle Kopf und das Händegeben thut viel, viel zur Sache. Ich habe viele alte Leute gesehen, die mich zehnfach mehr interessiren als Jerusalem, den mir die Aebtissin von Gandersheim den halb verklärten Jerusalem nannte. Aber ich suchte auch wenig bei ihm. Denn ich ich hatte von jeher aus seinen Büchern (und aus den Früchten sollt ihr sie ja erkennen) einen sehr niedrigen Begriff von den Kenntnissen, der Aufklärung und Beredsamkeit dieses Mannes. Dazu der nur zu begründete Verdacht, daß J— nicht alles glaubt was er sagt . . . Doch wenn man das in Braunschweig lese, würde ich strangulirt, ob ich gleich gewiß bin, daß dort viele Menschen so wie ich denken, keiner aber wagt, es zu äußern. Ich selbst habe es noch keinem andern geäußert, weil ich mir viel dadurch schaden könnte. Ich rechne auf Deine Discretion . . .

Den 16ten Aug. 89.

Ich bin nicht im Stande Dir die Empfindungen der Freude und der herzlichsten, innigsten Theilnehmung zu schildern, die der Empfang Deines Briefes in mir erregt hat. So ist denn der wärmste, sehnlichste meiner Wünsche nicht vereitelt!*) Sonderbare Führung des Schicksals! Wenn alles um uns her und in uns dumpf und düster ist, wie in den Seelen der Verbrecher, oder in den Schatten der Nacht, leuchtet oft ein freundliches Gestirn . . . . Alle Deine Hofnungen waren dahin. Dein Brief war ein sonderbares Gemisch von Empfindung und Vernunft. Aber die anklagende Empfindung tönte lauter. Wie ist auf einmal jetzt die Szene verändert. Andere mögen sich über solche schnelle Uebergänge freuen, anderen mögen sie Trost in den Stunden des Kummers geben! Ich liebe nicht solche Verkettung der Weltbegebenheiten, in der der Verstand nichts erkent, durch die der Mensch hinweggerissen, sich als des Schicksals Sklave fühlt. Mag es immer eitele Freude, elendes Blendwerk sein, wenn wir darum selbstwirkend zu sein glauben, weil wir den Lauf der Begebenheiten ahnden — preisen wir doch nicht den Schiffer glücklicher, der den Wind beobachtet, der ihn treibt, als den der von unbekannten Strudeln bald hier hin, bald dort hin geschleudert wird?

Ich bin fast an dem Ziel meiner Wünsche für Dich. Wir werden zusammen leben, zusammen traurig und glücklich sein. Aber meine jezige Trauer wird schon dadurch gelindert, weil ich die künftigen mit Dir zu theilen gedenke. Sonderbar genug, lieber Bruder, daß jeder Gedanke an meinen Berlinischen Aufenthalt mit Kummer verwebt ist. Unglückliche Familienverbindungen, eine widrige Lage, in der man Leuten zürnen muß, die man aus so manchen anderen Gründen hochschätzt, — alles wird meine künftige häusliche Ruhe stöhren. Wohl mir dann in Deiner Nähe! Du wirst mich das Glück fühlen lassen, zu wissen, daß unter allen Gütern der Erde, ein Freund das schäzbarste, so wie das unvergänglichste sei.

*) Wegener hatte kurz vorher die ersehnte Vocation zum Feldprediger erhalten.

(Schluß folgt.)

„Ein Kind des Meeres" von Hieronymus Lorm.

Hieronymus Lorm ist mehr Denker als Dichter. Sein Verstand ist stärker als seine Phantasie. Philosophische Feuilletons, geistreiche Aphorismen, lyrische Gedichte mit epigrammatischer Pointe und ähnliche scandirte Gedankenarbeit, das ist sein eigentliches Gebiet. Wenn er neuerdings auch dem Romane huldigt, gegen den er ehemals blitzende Epigramme und funkelnde Feuilletons abgeschossen, so folgt er gewiß weniger einem inneren als äußeren Drange. Der Schriftsteller, der nach starker Wirkung strebt, ist gezwungen, das Publicum da aufzusuchen, wo es ihm halbwegs entgegenkommt. So kredenzt denn auch Lorm das „Opium des Occidents", wie Lamartine den Roman genannt hat. Er ist genöthigt, unserer Romansündfluth Vorschub zu leisten, und wahrlich! man merkt seinen Produkten diese Noth an. Wohl bringt er es nicht übers Herz, alltägliche Heirathsgeschichten zum seichten Zwecke des Zeitvertreibs zu begehen, aber seine einschlägigen Arbeiten entbehren der rechten Schaffensfreude, die stimmungsvoll das Werk durchschimmert. Es fehlt ihnen auch noch mehr. Lorms Lust zu fabuliren ist gering. Es mangelt der epische Fluß, die zwingende Gewalt der Darstellung, die Anschaulichkeit der Schilderung, welche Gebrechen freilich durch ebenso große Vorzüge aufgewogen werden, die für den Erzähler jedoch erst in zweiter Linie kommen. Versuchen wir es einmal, gegenüber seinem neuesten Roman: „Ein Kind des Meeres" (Dresden, H. Minden) Licht und Schatten zu vertheilen.

Görg Ronsen, der Vater der Heldin dieses Buches, stammte aus einer skandinavischen Familie. Nachdem er in jungen Jahren verwaist, fiel ihm von Seiten seines zum Katholicismus übergetretenen und Priester gewordenen Oheims ein Legat zu, unter der Bedingung, daß er sich in einer böhmischen Klosterschule auf den geistlichen Stand vorbereite. Schon hatte Görg die Weihen empfangen, als er dem Heimweh und der religiösen Skepsis nicht länger widerstehen konnte und mit dem aufgezwungenen Berufe brach. Er entfloh, irrte lang in der Welt herum und kam zuletzt in ein Fischerdorf an der Ostsee, wo er einem alten Flunderfänger einen nicht näher bezeichneten Dienst erwies, worauf ihn der Dankbare einlud, seine Hütte mit ihm zu theilen. Diese Weltflucht schien ihm verlockend. Der Fischer verhalf ihm zur Einbürgerung und zum Eintritt in die Zunft und hinterließ ihm Hütte und Gewerbe. In dieses Paradies sollte aber auch bald eine Eva kommen. Eines Tages strandete ein Segelschiff in der Nähe, und eine halbtodte Frauensperson wurde auf die Düne geschwemmt. Sie war eine Engländerin, hieß Ella Roxlet und hatte ihren Bruder, nachdem sie sich mit ihm entzweit, verlassen, um sich in Deutschland als Erzieherin fortzuhelfen. Sie wollte nach Danzig, wo ihre längst verstorbene Mutter als Mädchen gelebt und mit Erfolg in der Sprache ihres Landes Unterricht gegeben. Nun hatte sie mit ihren Hoffnungen Schiffbruch gelitten und war der Barmherzigkeit eines ihr völlig fremden Mannes überantwortet. Allein das Mitleid ist die Mutter der Liebe. Görg und Ella wurden ein Paar und begnügten sich lange Jahre, während welcher ihre Ehe durch ein Töchterlein gesegnet worden, mit ihrer einsamen, ärmlichen Fischerexistenz. Eines Tages jedoch kehrte Görg mit triumphirender Freudigkeit aus dem Haff nach Hause. Er hatte im Binnenwasser Bernstein entdeckt. Rasch verband er sich mit dem bisherigen Krämer Veit Ulmenholz. Beide machten eine Eingabe an die Regierung, man möchte ihnen behufs Bernsteinfischerei eine bestimmte Strecke des Strandgebietes auf sieben Jahre in Pacht geben. Ella reiste sofort zu dem Verwandten ihrer Mutter, dem Schiffsagenten Ponsereau, nach Danzig und erhielt die Zusicherung, daß ihnen die Caution vorgestreckt werden solle, falls der Sohn des Hauses, der Ingenieur Victor Ponsereau aus Havre, sich für die Solidität des Unternehmens ausgesprochen habe. Victor hieß in der That Görgs Pläne gut und trat als Techniker der Association bei. Die Caution wurde ausbezahlt, der Gewinn übertraf alle Hoffnungen, und fünf Jahre später besaß Görg Ronsen ein ansehn-

Digitized by Google

liches Vermögen. Nur Einer war unzufrieden: Veit Ulmenholz. Er erklärte die Erträgnisse für viel zu gering, sprach von einem Plane, die Gewinnungskosten des Materials zu verringern, und ließ bei alledem durchblicken, daß er Görg wie einen unbefugten Eindringling betrachte, welcher nur durch den jeweilig geschlossenen Vertrag an dem Geschäft participire. Veits Plan wurde durch den Berg- und Hüttenmann von Ruf und Ansehen Jacob Pummerer der Societät vorgelegt. Es sollte an Strandstrecken, wo das Meer sich zurückgezogen, ein Bergwerksbau den Bernstein aus der Tiefe schürfen. Da einzig Görg gegen das Project stimmte, so wurde gleich mit der Arbeit begonnen. Schon hatte der Bau ein Jahr gedauert, als Wasser und Triebsand während eines Sturmes das Werk zerstörten. Ja, Görg Ronsen büßte dabei sein Leben ein. Jetzt hatte Veit sein Ziel erreicht. Da der Pachtvertrag ohnehin beinahe abgelaufen war, so beeilte sich der betrügerische Compagnon, sich der armen Wittwe zu entledigen. Zu langen Processen hatte sie weder das Geld, noch die Gesundheit. Gerne nahm sie den Antrag Victors an, der sich um ihre jetzt zur Jungfrau herangereifte Tochter Hermine bewarb. Kurz nach der Hochzeit verschied Ella Ronsen. Hermine folgte ihrem Manne nach Hâvre, aber ihr bescheidenes Eheglück währte nur wenige Jahre. Victor starb. Hermine siedelte mit ihrem vierjährigen Kinde nach Deutschland über, um den Prozeß gegen Ulmenholz, der sich mittlerweile als reicher Bankier in der Residenz etablirt, lebhafter als bisher zu betreiben. Hier beginnt der Roman.

Hermine Ponsereau erregt in der Hauptstadt durch ihre Anmuth und zumal ihre räthselhafte Lebensstellung Aufsehen. Sie besucht die Soiréen der Finanzwelt und sogar das Haus ihres Feindes Ulmenholz (!). Bei diesem Anlasse macht sie zwei Eroberungen. Die Eine ist pour le bon motif, wie die Franzosen sagen. Der junge Rechtsgelehrte Bruno Saldinger bietet ihr nach kurzer Bekanntschaft Herz und Hand an. Der andere Liebhaber ist der Sohn ihres Gegners, der leichtfertige Geck James Ulmenholz. Den ehrlosen Absichten des Letzteren gegenüber zögert sie keinen Augenblick, den Antrag des jungen Advokaten anzunehmen, der ihr überdies verspricht, ihren schwierigen Proceß durchzuführen. James gibt sich mit seinem Mißerfolge nicht so leicht zufrieden. Er fordert seinen glücklichen Nebenbuhler. Ein amerikanisches Duell wird vereinbart, und der Ausgang des Processes soll zugleich über das Todeslos entscheiden. Gewinnt Veit Ulmenholz, so tödtet sich Bruno, gewinnt Hermine Ponsereau, so opfert sich James. Vorderhand vernimmt Bruno unter solchen Umständen gerne Hermines Entschluß, auf kurze Zeit, um jedem Gerede auszuweichen, zu ihrem Oheim nach London zu übersiedeln; denn sie darf nichts von dem schrecklichen Duell erfahren. Noch ist Bruno guten Muthes; ist es ihm doch gelungen, den offenbaren Helfershelfer Veits, den seither spurlos verschwundenen Jacob Pummerer, zu entdecken. Ja, dieser ist sogar bereit, ihm sämmtliche Papiere zu Veits Entlarvung zu übergeben. Freilich verlangt er dafür 8000 Thaler. Wie soll man diese auftreiben? Ein Zufall kommt zu Hülfe. Bruno hat einen Bruder, Alfred, der Disponent bei Ulmenholz ist und eben in Geschäften nach London reisen muß, wo er 1162 Pfund Sterling einkassiren soll. Alfred veruntreut die 8000 Thaler, um seinen Bruder gegen seinen Prinzipal zu unterstützen. Aber bald wird der brave Bursche von furchtbaren Gewissensbissen geplagt. In einem Anfall von Wahnsinn gesteht er telegraphisch sein Verbrechen ein und erwartet die Häscher. Doch Ulmenholz glaubt nicht an seine Schuld, sondern nur an momentane Geistesverwirrung und läßt ihn durch Freunde festnehmen und pflegen. Allein Hermine, die durch einen schwatzhaften Freund von dem Duell gehört hat und an dem guten Ausgang des Processes verzweifelt, beschließt, lieber sich selbst zu opfern, um bei Andern die Wirren des Lebens zu lösen. Sie sucht den Tod in den Wellen und holt sich dabei eine Verkältung, an der sie bald darauf stirbt. Bruno vergleicht sich mit Ulmenholz und sendet von dem ersten Geld den unterschlagenen Betrag nach London an seinen Bruder, so daß Alles in bester Ordnung ist. Alfred heirathet eine Jugendgeliebte — dieselbe, die ihn in seinem Delirium pflegte — und adoptirt seine Mündel, das Kind Herminens.

Wüßten wir nicht, daß der Erzähler dieser Geschichte seit Jahrzehnten krank, gelähmt und des Gehörs beraubt ist und nur auf einem Auge noch geschwächtes Sehvermögen besitzt, wir könnten es beinahe diesem Buche entnehmen. Wie man es von den Werken Klopstocks behauptet hat, so ließe sich auch aus diesem Roman ein „Er über Ihn" schreiben. Der Pessimismus, der hier die Feder führte, entsteht mit Recht in einer solchen leidschweren Existenz. Wer würde nicht durch dauernde Krankheit niedergebeugt und verbittert? Die Beschaulichkeit, das Sentenziöse, das Brüten über Welt und Menschenschicksal findet so seine Erklärung. Da Lorm aber nur in sich und nicht auch um sich schauen kann und nach außen wenig erlebt hat, so schildert er die Welt nach Hörensagen. Seine Phantasie baut sich eine, vom Verstand allerdings controlirte Welt auf, die nicht immer der Wirklichkeit entspricht. Dazu kommt, daß er furchtbar viel gelesen hat, so daß er mit seinen Gebilden recht eigentlich in einer literarischen Welt lebt. Er nimmt seine Stoffe, Figuren, Motive nicht aus dem Leben, sondern aus dem Buche. Statt nach der Natur, nach Modellen, arbeitet er „nach berühmten Mustern". Und wohlgemerkt, es sind ihm dabei nicht die geringsten Reminiscenzen vorzuhalten, denn was er gibt, ist nicht anempfunden, sondern gefühlt, nicht copirt, sondern innerlich verarbeitet, und seine eigene Phantasie ist so reich und künstlerisch geläutert, daß er alle Anleihen stolz verschmähen darf. Aber darum sind seine Romanfiguren doch vorzugsweise literarische Geschöpfe, die in einer Literaturatmosphäre leben. Und jeden Augenblick verräth sich diese Provenienz. Bei Görg erinnert Lorm an das verwandte Schicksal des großen Schriftstellers Sealsfield, der auch aus der Kutte sprang; wenn Ruperta ihre Freundin Hermine durch die Erzählung ihrer Meerfahrten beglückt, so ermangelt er nicht, auf Desdemona und die Geschichten des schwarzen Generals zu verweisen; und wenn seine Personen nicht an gebrochenem Herzen sterben, so glaubt er sich dafür entschuldigen zu müssen, da dies sonst in Romanen und Romanzen allgemein gesagt und gesungen werde. Aber gleichviel, diese erdichtete Welt, in der so viel Absonderliches, wie der gütliche Vergleich mit einem gemeinen Betrüger, und so viel Unnützes, wie der Opfertod Herminens, geschieht, hat auch einen Reiz und zwar jenen romantischen, den die meisten Leser im Romane suchen. Dazu kommt noch, daß der Verfasser äußerst geschickt für die nöthige Spannung sorgt. Ein athemloses Interesse weckt er schon dadurch, daß er so gut wie Ponson du Terrail das Kapitel jedesmal dort abbricht, wo die Sache aufregend zu werden anfängt. Freilich dürfen wir nicht allzu scharf zusehen, aus welchen Gründen sich diese erstaunlichen Geschehnisse zutragen, denn gerade in der Motivirung nimmt es Lorm nicht so genau. In unserer sublunarischen Welt würde sich die Geschichte wohl ganz anders abspinnen. Das Verhältniß zwischen Veit und Pummerer ist nicht klar. Warum ignorirt Veit seinen Mitschuldigen plötzlich? Warum wird Pummerer so ohne weiters zum Verräther, der sich selbst mit compromittirt? Lorm will uns glauben machen, daß in der Wirklichkeit die Kosten des verunglückten Bergbaues, welche natürlich von beiden Unternehmern gemeinsam hätten getragen werden sollen, vorläufig von Görg Ronsen allein bestritten worden waren, ohne daß Sicherstellung für den von Veit Ulmenholz zu leistenden Antheil vorhanden gewesen wäre. Credat Judaeus Apella. Unserem Glauben muthet hier der Verfasser etwas Ungeheuerliches zu. Für gemeinsame Rechnung ausgeführte Arbeiten werden von Antheilhabern auch gemeinsam bezahlt, das ist selbstverständlich und in der ganzen Welt so Brauch. Im gegebenen Fall ist aber Görg, der uns stets als äußerst intelligent gepriesen wird, nicht unpraktisch genug, um die Kosten allein zu tragen, zumal er von diesem Unternehmen nichts wissen wollte. Und die energische, kluge Ella? Wie hätte man sie, welche sozusagen die Seele der Association war, hintergehen können? Versichert doch der Verfasser einige Seiten zuvor, daß sie stets „in die Correspondenz und Buchführung auf das genauste Einsicht" nahm und

Digitized by Google

daß „die Leute, die dabei beschäftigt waren, unmittelbar unter ihrer Controle" standen. Sie war sogar routinirt genug, um mehrere Unterschleife zu entdecken. Wie hätte sie also nicht die einfache und klarliegende Thatsache bemerken müssen, daß für den ganzen Neubau nur ihres Mannes Conto belastet wurde? Ueberhaupt steht dieser ganze kaufmännisch-juridische Theil auf sehr schwachen Füßen. Man merkt, daß der Verfasser da im Dunkeln tappt und das Dunkel geflissentlich noch vermehrt, damit — er selbst nicht ertappt werde.

Die Charakterzeichnung ist nicht eben das Beste an dem Buche. Sie streift die Figuren nur obenhin. So eigenartig sie sind und so viel hübsches psychologisches Detail auch da und dort zu finden ist, so fehlt es doch an Relief und Farbe. Obendrein sprechen alle Personen dieselbe Sprache, freilich Lorms klare und geistvolle Prosa, die immer wie ein Labsal wirkt. Schlimm ist es nur, daß er seine geistvollsten Bemerkungen oft einer unbegabten und ungebildeten Figur in den Mund legt. So beginnt z. B. der Roman gleich einem Feuilleton: „Der Regenschirm fand seinen Sänger an einem französischen Dichter. ‚O seltener, o neuer Freund!' rief der Poet, ‚Du bleibst gegen den gewohnten Brauch verborgen im Winkel stehen, wenn mir die Sonne fröhlich lacht, drängst Dich aber sogleich dienstbeflissen hervor, wenn Sturm und Wetter losbrechen.' Der Regen selbst ist nicht so glücklich, so besungen zu werden. In humoristischen Schmähungen höchstens haben die Dichter seiner gedacht, wie Shakespeare, wenn er den Narren im „König Lear" wehmüthig über den Regen, der da regnet jeglichen Tag, raisonniren läßt. Preisend gedenken seiner nur Leute, die von dichterischer Bethätigung sternenweit entfernt sind, Landwirthe, Droschkenkutscher und Parapluiemacher. In der Stille des Gemüthes aber hat ihn schon Mancher gesegnet, der in einer großen Stadt und mitten in stark bewegter Geselligkeit leben muß. In diesem Falle gewährt der Regen zwiefachen Vortheil: er schützt so ziemlich vor überflüssigen und unwillkommenen Besuchen und er gibt einige Sicherheit, diejenigen, die man gerne aufsucht, zu Hause zu treffen. So dachte der junge Rechtsgelehrte Bruno Saldinger" ... Mit Verlaub: nein so denkt ein ganz anderer vielbelesener Mann: Herr Heinrich Landesmann, genannt Hieronymus Lorm. Aehnlicher Stellen sind mehrere, und das „so dachte" vermittelt manchmal Worte und Menschen, die im Leben noch viel weniger zusammenkommen. Derlei Aphorismen lassen wir uns eher dort gefallen, wo der Autor sozusagen in seinem eigenen Namen spricht, obgleich dadurch die Objectivität der Darstellung gestört wird. Gleichviel, es ist ein geistreicher Dichterkopf, der da zwischen den Zeilen herausguckt und immer etwas Bedeutendes zu sagen hat. Man höre nur einmal folgende Aphorismen: „Die Lieblingskinder der Natur sind gewöhnlich die Stiefkinder des Schicksals ... Es gibt in dieser Welt keine Menschen, die undankbarer wären, als langgepflegte Kranke, denn sie gewöhnen sich, die ihnen gewidmete Pflege als etwas Selbverständliches und ihre Wünsche und Launen als Gesetze der Selbsterhaltung anzusehen ... Es ist das wünschenswertheste Ziel, im Lebensunterhalt mehr von der Natur, als von den Menschen abhängig zu sein. Wenn sie unsere Erwartungen täuscht, so haben wir doch keinen Anlaß, die Faust gegen sie zu ballen, und keinen Grund, unsere Entbehrungen noch durch Erbitterung zu verschärfen. Die Natur ist ohne Herz, aber dies ist etwas ganz Anderes, als die Herzlosigkeit der Menschen ... Eine günstige Wendung des Geschicks hält man nur zu gerne für den erreichten festen Schauplatz des Lebens selbst, auf dem es sich fortan immer bewegen werde, ohne zu ahnen, daß das Erreichte noch nicht die Lebensbühne, sondern nicht selten nur der verhüllende Vorhang ist, der sich unvermuthet vorziehen und hinter welchem das Schicksal erst sein eigentliches und nicht mehr erfreuliches Spiel beginnen wird ... Das Glück muß vorgebildet im Menschen liegen."

Da aber, nach meiner Ansicht, eine Recension keineswegs den Zweck hat, die Lectüre überflüssig zu machen, und der Kritiker nicht ein Buch liest, damit es das Publicum nicht zu lesen braucht, so muß ich es dem Leser überlassen, die zahlreichen anderen gedanklichen und sprachlichen Schönheiten herauszusuchen. Bei diesem angenehmen Werke wird man noch manches Anmuthende finden, wovon hier nicht die Rede war. Eine rührend eigenartige Mignon, die Circusheldin Ruperta genannt Donna Ramiglia, die originelle quäkerhafte Salonfigur Jonas Gimmelsohn, die lustige Respectsperson Frau Schallupp und manche fesselnde Episode. Schon um dieser Beigaben willen wünsche ich dem anziehenden Roman zahlreiche Leser und — was hier gleichbedeutend ist — Freunde.

Theophil Zolling.

Die Bedeutung der Phantasie.

Von Schmid-Schwarzenberg.

Mit Aristoteles überzeugt, daß wir im Grunde nichts wissen, wenn wir das Princip der Welt nicht erkennen, hat der Münchener Philosophie-Professor J. Frohschammer, unbefriedigt von den in der Geschichte hervorgetretenen Ergebnissen metaphysischer Forschung auf Grundlage eingehender Analyse der Natur und des Menschen die „Phantasie" als Princip aufgestellt.*) Die Schwierigkeit der Aufgabe — ein neues Weltprincip zu suchen — die Vieldeutigkeit des Wortes „Phantasie" im herkömmlichen Gebrauche, die vorwiegend realistische Richtung der Zeit und noch andere Ursachen mögen erklären, warum bis jetzt diesem hochinteressanten und für die Entwickelung des Geistes so wichtigen Versuche so wenig eingehende Aufmerksamkeit gewidmet worden ist, zumal nachdem dieser Versuch nicht Produkt eines subjectiven Einfalles, sondern einer tief begründeten Nöthigung ist, wie der Verfasser in den kritischen Beleuchtungen vorhandener Weltanschauungen aufweist. Die eindringlichste Nöthigung zum Forschen nach dem Grundprincipe des Weltprocesses liegt wohl in der Behauptung Schopenhauers, daß der unbewußte Wille das Weltprincip sei.

Denen, welche sich mit dem Principe Frohschammers beschäftigen wollen, ist zunächst anzurathen, sich klar und deutlich zu machen, was der Verfasser unter „Phantasie" versteht und verstanden haben will. Das Wesen der Phantasie ist nach ihm Kraft, näher: ausbildende und einbildende Kraft, sie ist als Weltprincip objectiv und subjectiv gestaltende Kraft. Diese Kraft steht in organischer Verbindung mit der Idee und bestimmt auch den Trieb. „Der Trieb, welcher das organische Ganze durchwaltet, ist nur möglich durch eine waltende, alles Einzelne in sich fassende, (ideal) bedingende, bestimmende Gesammtmacht: die lebendige Idee des Ganzen. Und dies ist wiederum nichts Anderes als die objective (concrete) reale Bildungspotenz, das Formprincip (Phantasie) des Ganzen, das allenfalls auch mehr oder weniger zu subjectiver Phantasie sich erheben kann — in leisen Anfängen beginnend. Diese im Triebe sich bethätigende lebendige Bildungskraft (objective Phantasie) zeigt sich besonders im Generationstrieb, übergreifend über den individuellen Organismus."

Ueber die „subjective Phantasie", ihr Verhältniß zum Intellectus, zum Willen u. s. w. belehrt uns meisterlich das dritte Buch des Werkes und ist auf dasselbe zum gründlichen Studium zu verweisen, da ein Beispiel anzuführen der Raum dieser Blätter verbietet.

Hat nun der Verfasser in seinem Werke „Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses" den Naturproceß und zumeist den Menschen gründlich beobachtet, um alle Daseinsweisen der Einen Natur mit dem Einen Princip zu begreifen, so hat er in seinem neuesten Werke „Ueber die Principien der Aristotelischen Philosophie"**) den großen Forscher des Alterthums befragt, wie seine Principienlehre zu dem neuen Grundprincip des Weltprocesses, zur „Phantasie" sich verhält. Mit Recht und Grund frug der Verfasser einen andern großen Forscher, um die Isolirt-

*) Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses. München, Theodor Ackermann.

**) München, Adolf Ackermann.

Digitized by Google

heit aufzuheben, in welche ihn die Aufstellung seines eigenen Weltprincipes versetzt hatte. Hatte doch auch Aristoteles, das Weltprincip suchend, gesagt: So laßt uns die hören, welche vor uns philosophirt haben, denn es liegt am Tage, daß auch sie Principien gesucht haben. Und es blieb nicht ohne Frucht; Aristoteles fand an Anaxagoras einen Vorgänger in der Weltauffassung.

Bezüglich der philosophischen Auslegung des Aristoteles sagt Frohschammer, daß es nicht genüge, an einzelnen Worten zu deuten, um Uebereinstimmung zu gewinnen; vielmehr wird es sich darum handeln, den Grundcharakter der Aristotelischen Welterklärung zu beachten, die allgemeine Erklärungsweise zu bestimmen, um dadurch trotz einzelner Dunkelheit und Schwierigkeit, die übrig bleiben mag, doch für das Ganze dieser Philosophie das allgemeine, wenn nicht deutlich ausgesprochene und ausgeführte, doch zu Grunde liegende einheitliche Princip zu finden.

Den Stagiriten von dieser Höhe aus betrachtend findet der Verfasser zunächst dieses: „Die allgemeinste und durchgreifendste Eigenthümlichkeit der philosophischen Welterklärung des Aristoteles besteht darin, daß er allenthalben die Kunst, das Verfahren bei Schaffung eines Kunstwerkes, die nothwendigen Factoren und deren Bethätigung dabei ins Auge faßt und als Analogie für die Erklärung der Natur und ihrer Wirkungen verwendet. Ja das Verfahren der Natur und der Kunst bei Schaffung ihrer Werke wird geradezu als ganz gleichartig bezeichnet." Dies weiter verfolgend kommt der Verfasser zu dem Schlusse: „Wollen wir des Aristoteles Welterklärung kurz zusammenfassend charakterisiren, so können wir sagen: Der ganzen Welt (Natur) wohnt ein allwaltender Künstler inne, der nach Analogie der bewußten Künstler wirkt und schafft, indem er das wahrhaft Seiende, die Einzelwesen oder Substanzen (οὐσίαι) hervorbringt, beständig Stoff und Form verbindend in den unendlichen Abstufungen der Arten des Daseienden."

Frage: Was ist dieser in der Natur verborgene und sich beständig offenbarende, ohne Bewußtsein wirkende Künstler eigentlich, oder was bildet das eigentliche Wesen dieser lebendigen, objectiv in der Natur wirkenden Kunst? Der Verfasser antwortet: „Das Wichtigste in der Thätigkeit des Künstlers ist die Phantasiethätigkeit; sie zeigt ja das Ziel (Bild, Form) für die formgebende Wirksamkeit desselben. Denken wir nun die Person des bewußten Künstlers hinweg und doch noch eine künstlerische Wirksamkeit, so muß jedenfalls das Wesen aller Kunstwirksamkeit: das zu erstrebende Ziel und demnach auch die schaffende Macht des Ziels, die Phantasie, noch da und wirksam sein, wenn auch ohne subjectiven Träger, nur objectiv, real und unbewußt wirkend."

Wenn wir nun die Phantasie nicht personificiren wollen, was ist sie oder wessen Eigenschaft ist sie? In den Geist des Aristoteles sich versetzend schreibt der Verfasser: „Es ist berechtigt zu behaupten, daß nach Aristotelischer Weltauffassung Ein gleiches, wesentlich einheitliches Princip in allen Sphären des sinnlichen und geistigen Daseins wirksam sei. Und dieses Grundprincip ist als εἶδος als Formprincip geltend gemacht. Dieses εἶδος ist objectiv das, was subjectiv φαντασία und das ποιητικόν überhaupt ist. Das εἶδος ist der unmittelbare Ausdruck des der Natur immanenten, ohne Bewußtsein wirkenden Künstlers, oder der immanenten lebendigen Kunst, deren Wesen wir als objective Phantasie bezeichnen können."

Vielleicht trägt meine folgende Betrachtung zum Verständniß beider Forscher bei.

Dem Aristoteles stand ein ihm wie dem antiken Geiste überhaupt unüberwindliches Hinderniß entgegen, den Proceß der Welt aus Einem Keimkerne zu begreifen und der Phantasie ihre principielle Bedeutung zu geben. Es ist der substantielle Dualismus von Materie und Form (Geist). Da die sog. ὕλη das „Erste Schlechte" und doch ein constitutiver Factor der Welt ist, konnte Aristoteles die Welt vom Absoluten nicht ableiten und bestimmte sie daher in Anschauung ihrer Principien als voraussetzungslos. Auch hilft es nichts zu sagen, es innewohne dem Stoffe eine Sehnsucht, ein Verlangen nach einem Gut, nach Vollkommenheit. Dies widerspricht (contradictorisch) dem Begriffe des Wesens der Materie, was wohl auch Aristoteles geahnt hat, indem er von allen Gestaltungen der Natur so negativ gesprochen hat. Folgerichtig konnte Aristoteles nur das contradictorische Gegentheil von dem nicht intelligenten Stoffe, den reinen Intellectus mit seiner reinen theoretischen Thätigkeit, dem Wissen und dem Wissen um das Wissen, als das Ideal aufstellen. Ist er nun Beweger des allein bewegungsfähigen Mitprincips der Welt (εἶδος), so muß das Ideal für die Welt die reinste theoretische Thätigkeit (θεωρία) sein. Darum ist auch der Tod dem Geiste Befreier vom denkunfähigen Stoff und von der Erinnerung an die mittelbare Verbindung mit ihm durch die ψυχή. Wo ist da das Ideal für die künstlerisch gestaltende Kraft, die Phantasie? Den Aristoteles kritisch behandelnd und wohl auch ergänzend hat der erste deutsche Philosoph auf Grund der Erfahrung und des Nachdenkens ausgeführt, daß durch das reine Wissen nichts wird, daß es dem Schaffen erst folgt. Unbehülflich, aber gewiß aufhebenswerth ist dann sein folgender Satz, daß Gott gefaßt werden müsse als schaffende Kraft, welche von Ewigkeit zu Ewigkeit das Beste, sich selbst als solches offenbart (hervorbringt), ohne deshalb Schaffer der Welt zu sein. Dann ist er allerdings das Ideal der natura naturans, des Inbegriffs aller Möglichkeiten. Sie bringt sich immer selbst hervor, dem höchsten Dasein, dem Ideale zustrebend, von dem sie Ahnung und Wissen durch ihre Grundeigenschaften „Phantasie" und „Denken" hat. Die (subjective) „Phantasie" allein macht nichts, so wenig wie das Denken und Wissen allein, sondern Alles die hervorbringende, gestaltende, phantasirende und denkende Naturkraft. Da weiterhin der sog. Stoff als Princip, als das Nichtseiende bestimmt worden ist, so konnte wohl auch in dem Geiste des Aristoteles der Gedanke dämmern, daß das Grundprincip des Weltprocesses eine der absoluten schaffenden und wissenden, also an und für sich seienden Kraft ähnliche, und wenigstens bezüglich ihres Processes (Daseins) nicht voraussetzungslose dem Ideal zustrebende, also phantasirende, denkende und entsprechend schaffende und weiterhin vermittelst der Phantasie durch das Denken um sich wissende Kraft sein könnte, welche um des ihr nothwendigen Processes willen extensiv und protensiv und schließlich intensiv sich bethätigen muß, wozu sie aber des Nichtseienden nicht bedarf.

Solche Gedanken mögen in dem Geiste des Aristoteles gedämmert haben, desselben Philosophen, der in seiner Physik gesagt hat: Nach meinem Princip muß die Erde sich bewegen. Aber er konnte hier wie in der Metaphysik den trägen Stoff nicht los werden.

Den halb verborgenen und manchmal verhüllten Gedanken des Aristoteles nachgegangen zu sein und ihre Bedeutung für die Phantasie im Weltprocesse lichtvoll aufgezeigt und dadurch principsuchende Geister intensiv angeregt zu haben, soll dem geistvollen Verfasser reiche Befriedigung verschaffen.

Meine Zeilen sollen beitragen zu bewirken, daß in gebildeten Kreisen das Verlangen entsteht, über das Wesen und die Bedeutung der geheimnißvollen „Phantasie", des bevorzugten Lieblings Goethes, gründlich aufgeklärt zu werden.

Wiener Frauen.

Das Weib ist der Segen, das Weib ist der Fluch des Mannes und des Hauses! so verkünden alle Frauenkenner: die griechischen und römischen Dichter, die Minnesänger, Dante, Calderon, Shakespeare, Voltaire und Goethe, ja sogar Madame Dudevant, die freilich allein mehr aus der Schule geschwatzt hat, als alle anderen schriftstellernden Frauen zusammengenommen. Allüberall finden wir die Frauen in gleichem Maße gelobt wie getadelt, d. h. überschwänglich, sie haben eben überall sowohl den Himmel als die Hölle in ihrer Brust; das war und ist so in Griechenland und Rom, in Frankreich, England, Spanien, in Deutschland und auch in Wien; ja die Wienerinnen sind nicht

Digitized by Google

weniger anmuthig, heiter und aufopfernd als ihre Schwestern irgend wo anders, aber sie sind auch nicht weniger gefährlich; sie sind schöner als die Pariserinnen, sauberer als die Italienerinnen, unbefangener als die Schwäbinnen, anspruchsloser als die Engländerinnen und übertreffen alle Weiber dieser Erde an der Dauerhaftigkeit ihrer guten Laune; jäher Wechsel des Geschickes, ja wahrhaftes Unglück erträgt keine Frau mit so herzerquickender Heiterkeit wie die Wienerin, das Bedürfniß fremdes Leid zu mildern, Trauernde zu trösten wird mit ihr geboren; der Verzweiflung nahe gebracht würde sie ihren eigenen Schmerz vergessen, wenn ihr ein anderes Wesen — sei es Kind, Weib oder Mann — in den Weg träte, das noch unglücklicher schiene. Diese tiefgehende Gutmüthigkeit unserer Frauen ist wohl der Hauptgrund der gemüthlichen Stimmung des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens Wiens, welcher es unter andern auch seinen unvergleichlichen stets regen Sinn, Armen und Unglücklichen zu helfen und den verdienten Ruf, die wohlthätigste Stadt der Welt zu sein, verdankt. Die Wienerinnen sind die gutherzigsten Frauen, die man sich denken und wünschen kann und sie lieben ihren Nächsten immer wie sich selbst, zuweilen sogar noch etwas mehr; und es ist ihre segenvollste Tugend und ihr folgenschwerster Fehler, daß sie eben „zu gut" sind.

Der Wunsch zu gefallen ist wohl allen Frauen gemeinsam, aber es scheint, daß diese weibliche Eigenschaft in der Wienerin ganz besonders ausgebildet ist, sie will durch ihre Erscheinung und durch ihr Wesen aller Welt Freude machen; sie will gelten, indem sie Wohlgefallen erregt und darin ist die Fürstin, welche ihre Toilette aus den ersten Pariser Ateliers bezieht, ganz gleich der Putzmacherin, welche höchst eigenhändig Scheere und Nadel führt, um sich „schön zu machen". Mit diesem Grundzuge hängt aber auch die weniger erfreuliche Thatsache zusammen, daß in den Augen der Wienerin nur das Geltung hat, was auffällt oder Aufsehen macht und Ansehen gewann; für das Veilchen, das im Verborgenen blüht, hat die Wienerin kein Auge, ihre Freunde und Freundinnen, ja der Geliebte, der Gatte und sogar die Kinder müssen eine Art Schmuck für sie sein, wenn sie sich freudig zu ihnen bekennen, freudig zu ihnen halten soll. Nicht der Rede und nicht des Ansehens werth, verloren in ihren Augen ist derjenige, nach dem Niemand sieht und von dem Niemand spricht, für ihn gibt es nur eine Rettung: wahrhaft elend und unglücklich zu werden, denn dann ist er, wie gesagt, des Mitleids und der Hingebung der Wienerin sicher.

Aber freilich, wäre die Wienerin weniger eifrig darauf bedacht zu gefallen, sie würde nicht die bezaubernde Erscheinung sein, als die wir sie heute preisen können, und sie würde nicht ihre Kleider so geschmackvoll zu wählen und so anmuthig zu tragen wissen, wie sie dies kann; in der Kunst, die zu ihrem Haar, zu ihrem Gesichte und zu ihren Augen passenden Farben zu finden, ist ihr nur die Pariserin zu vergleichen; sie wird, wenn sie schwarze Augen und dunkle Haare hat, ganz gewiß so schlau sein, eine dunkelgrüne Robe zu tragen und mit tiefrothen Blumen oder Bändern ihr Haupt zu schmücken; wenn sie etwas zur Fülle neigt, Rohseide und überhaupt lichte Farben vermeiden; wenn sie sich holder Vergißmeinnichtaugen und goldener Locken erfreut, stets Blau bevorzugen. Sie geht mit der Mode, allein sie trachtet doch selbst Mode zu machen; so gab es denn in Wien von jeher Frauen, welche die Reize ihrer Toilette der eigenen Initiative zu danken hatten; nicht nur Modistinnen, sondern auch bewährte Kostümezeichner konnten von ihnen lernen. Recht schlagend zeigte sich das wieder einmal bei dem im vorigen Jahre zu einem wohlthätigen Zwecke von den Damen und Herren der Aristokratie in der Hofburg veranstalteten Carousel, das bei elektrischem Lichte abgehalten wurde. Die meisten Damen fügten sich den Anordnungen des leitenden Malers und kleideten sich in tiefe und satte Farben; allein diese Farben wirkten nicht, das weißlich blaue Licht ließ das schönste Braunroth oder Saftgrün stumpf und leblos erscheinen; eine einzige Dame, die wegen ihrer Schönheit und wegen ihres Geistes gefeierte Fürstin F..., kehrte sich an die Meinung der Fachleute nicht, sie strahlte in hellblauem mit Silber und Perlen gesticktem Sammet und verdunkelte alle Anderen. Vollständig unabhängig von der jeweiligen Mode war die Fürstin Melanie Metternich, Frau des berühmten Staatskanzlers, eine geborene Gräfin Zichy; freilich war sie von der Natur ganz besonders begnadet, indem sie in einem schön geschnittenen Gesicht zu dunkelbraunem Haar, große und glänzende, ins Blaue schillernde graue Augen besaß, und also alle erdenklichen Farben wählen konnte ohne besorgen zu müssen, daß eine oder die andere als ein Mißton erscheine. Was die Damen der Welt nur unternehmen, wenn ihre Lust am Putz von einem entsprechenden schöpferischen Geschmacke begleitet ist, das wagen von der Nothwendigkeit getrieben in beengten Verhältnissen lebende Beamtens- und Bürgerstöchter, oder Frauen unter allen Umständen; und wer Augen im Kopfe hat um derlei zu sehen, wird bei einem Rundgange durch die Stadt bald bemerken, daß die Wienerin es meisterhaft versteht, sich Hüte und Roben selbst zu machen und ohne fremde Beihülfe ihre Toilette zu stimmen.

Da die Wienerin übrigens die Kunst zu gefallen von Jugend auf übt, so ist ihr alles das, was in ihrer Haltung und in ihrem Betragen darauf abzielt, so sehr zur zweiten Natur geworden, daß es durchaus als etwas Angeborenes, Ursprüngliches, höchst Natürliches erscheint. Ihr Blick, ihr Gang, ihr Grüßen, ihr Kommen und Scheiden hat nie etwas Gemachtes oder Absichtliches, Alles an ihr muthet wie selbstverständlich an und wirkt mit gewinnendster Unmittelbarkeit; sie ist bequem im Umgange und es ist bequem mit ihr umzugehn; die vornehmsten Damen halten es in dieser Hinsicht gerade so wie die einfachste Bürgersfrau. Aber freilich, indem sie sich nicht gerne Zwang anthut, sieht sie doch auch sehr darauf, daß Andere sie durch allzu große Zwanglosigkeit nicht dazu nöthigen, zurückhaltender und gemessener in ihrem Gehaben zu sein, als ihr dies nach Natur und Gewohnheit eigenthümlich ist; sie überwacht weder ihre Blicke noch ihre Zunge, aber sie nimmt es krumm, wenn Leute, denen diese Art neu ist, diese schwerer auffassen, als sie gemeint ist, oder gar soweit gehen, unstatthafte Consequenzen daraus zu ziehen; sie weist zuweilen Galanterien nicht ab, die anderswo mit mißtrauischem Unwillen abgelehnt würden, denn sie ist von Kindheit an offene und nachdrückliche Huldigung gewöhnt und der Kreis von Artigkeiten, welche sie mit der Gewissensbeschwichtigung „das verpflichtet ja zu nichts" über sich ergehen läßt, ist ziemlich weit gezogen; sie muß mit Auge und Mund sehr beredt gewesen sein, wenn es Einer ungestraft wagen will, sie beim Wort zu nehmen. Wer dies nicht weiß, der wird unseren Frauen gegenüber leicht voreilig, macht sich gründlich lächerlich und hat bei ihnen, wenn er nicht rasch und gewandt sein Spiel in anderer Weise aufnimmt, alle Chancen verloren. Die Lächerlichkeit tödtet eben in Wien so wie in Paris; nichts verabscheut die Wienerin so sehr an Andern, nichts fürchtet sie so sehr für sich. Daher vermeidet sie so ängstlich jede Bizarrerie in der Toilette und in ihrem Betragen, sie zeichnet sich gerne aus und läßt sich gerne auszeichnen, aber sie schrickt vor jeder Absonderlichkeit zurück. Durch und durch aufrichtig und wahrhaft ist sie auch im Allgemeinen gar nicht geneigt, sich irgend einen Reiz anzulügen, den sie nicht besitzt; die echte Wienerin schminckt sich weder, noch liebt sie falsche Haare und sie perhorrescirt die Watte; sie bleibt eben zeitlebens ein Naturkind und hat Lachen und Weinen in Einem Sacke.

Wien hat keine Gesellschaft wie andere Großstädte, wo die ausgezeichneten Capacitäten aller Stände sich zusammenfinden zu gegenseitiger Anregung und Förderung: Wien hat mehrere Gesellschaften, die erste, die zweite und die dritte; es war dies nie anders und ist auch nach der Revolution nur insofern anders geworden, als nun die hervorragenden Männer aller Stände oft und gerne und meist auf gleichem Fuße miteinander verkehren. Die Damen der ersten Gesellschaft sind dagegen seither exclusiver geworden, den Grund dafür hat eine wortbehende Frau aus den „besten Kreisen" längst kurz und bündig in dem Ausspruche: „Wir müssen auch in uns gehen, wir haben uns allzu sehr encanaillirt", ausgedrückt. Intimen Verkehr mit den Damen der ersten Gesellschaft genießen auch die ausgezeichnetsten Frauen der zweiten

Digitized by Google

Gesellschaft nur höchst ausnahmsweise. Die Fürstinnen und Gräfinnen schließen sich klüglich so sehr ab, daß selbst Familienvorfälle, welche, wenn sie öffentlich verlauteten, als Sensationsnachrichten wirken würden, für das große Publicum geheim bleiben. Das war ehedem ganz und gar nicht so, man kannte vor 30 und 25 Jahren die Abenteuer der Fürstin P. E., die Liaisons der unglücklichen Gräfin K.... und die grotesken Passionen der Gräfin Ch..... ganz genau und sprach in jeder Soirée laut und offen darüber. Die blaublütigen Wienerinnen halten gegenwärtig sehr auf ihren Nimbus, der freilich um so makelloser glänzt, aus um so weitrer Ferne er seine blendenden Strahlen gegen die gläubige Menge entsendet. Aber wer mit ihnen verkehrt wird gerne zugeben, daß sie an herzgewinnender Natürlichkeit und Unbefangenheit allen anderen Wienerinnen ebenbürtig sind.

Literarische und künstlerische Neigungen konnte man den Wienerinnen von ehedem, wollte man sich nicht arger Uebertreibung schuldig machen, nur sehr ausnahmsweise nachrühmen; ihre Kunstliebe concentrirte sich auf das Theater und ihre Ideale waren sammt und sonders entweder am Burg- oder Operntheater oder zuweilen auch an einem Vorstadttheater engagirt; in allen Gesellschaftskreisen wurde daher auch mit Vorliebe Komödie gespielt, und während der Dichter Grillparzer unbeachtet seine einsamen Wege ging, hatte jede Frau, die für geistig regsam gelten wollte, die Bildnisse der Rettich, der Müller, Fichtners oder Löwes, der Lutzer oder Hasselt, Moriani's oder Ander's in ihrem Boudoir. Nur in sehr wenigen Coterien widmete man ein paar Schriftstellern und Dichtern wie Bauernfeld, Lenau und Stifter und einzelnen producirenden Künstlern wie Schwind und Schubert einigen Cultus, der aber als auffällige Ausnahme die allgemeine Theilnahmlosigkeit in ein um so grelleres Licht stellte.

Das ist nun anders und besser geworden, es ist kein Vorzug mehr, das Talent und die Berühmtheit zu schätzen, darin ist nun alle Welt und sind vor Allem alle Frauen, die irgend etwas bedeuten, einig. Wie vor Jahrzehnten Taschenspieler (Döbler), Virtuosen (Liszt, Thalberg u. s. w.), Schauspieler und Sänger, so werden heute Dichter und überhaupt schaffende Künstler gefeiert und, wie um recht augenfällig darzuthun, daß diese Huldigung eine rein geistige ist, hätscheln die Wiener Frauen vor Allem solche Künstler, deren von dem Nimbus des Ruhmes umstrahlten Häupter im Schnee des Alters glänzen; so haben sie bei Grillparzer, als er ein Greis geworden, nachgeholt, was sie an ihm versäumt, da er Jüngling und Mann war; da fühlten sie auf einmal Alle für ihn, als wären sie insgesammt Schwestern Fröhlich; ja eine seiner Verehrerinnen, Frau Littrow, schrieb sogar ein gutes Buch über ihn. Nicht weniger eifrig erwiesen sich die Wienerinnen Semper zu verzeihen, als er nach Wien gekommen war, um der Welt das Abendroth seiner künstlerischen Thätigkeit zu zeigen. Sie ließen sich von ihm, der ein Schalk war, die Gesetze des Stiles erklären und lauschten gläubig seinen immer etwas dunklen Aussprüchen, womit er das Thema „im Anfange war die textile Kunst" variirte, und ihre Verehrung wurde immer verdutzter, je geheimnißvoller er sich über die wichtigen Rollen ausließ, welche die Reihung, das Band, die Decke und die Naht in der Kunst spielen. Jeder Anlaß, der es gestattete, dem hochgepriesenen Meister eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, wurde mit freudiger Hast ergriffen, man stickte und häkelte eigenhändig Comodemützen und Uhrtäschchen für ihn, überraschte ihn mit Cigarrenkästchen, deren duftiger Inhalt dem geschmackvollen Aeußeren entsprach u. dgl. Daß es übrigens einem Schriftsteller, Maler oder Baukünstler in den Augen der Wienerinnen nicht schadet, wenn er jung ist, wird man ihnen hoffentlich nicht übel nehmen, ja Jedermann, welcher die rührende Sorgfalt kennt, welche einige geistig hochstehenden Frauen dem unglücklichen Anselm Feuerbach widmeten; wie sie sich bemühten, den immer wieder an Nervenüberreizung, Weltschmerz, Lebensüberdruß, Selbstvergötterung und verzweiflungsvoller Muthlosigkeit leidenden Mann zu trösten und aufzurichten, muß sich tief vor ihnen neigen ob dieser aufopferungsvollen Bethätigung selbstloser Verehrung eines eigenartigen Talentes; ich betone diesen Einen Fall ganz besonders, weil sich da die Frauen mit einem großen Theil des Publicums und selbst des kunstverständigen in Opposition befanden, das für die Vorzüge dieses Künstlers zwar kein volles Verständniß hatte, um desto richtiger aber dessen schwache Seiten herausfühlte. Wenn die Wienerinnen Künstler wie Richard Wagner, Makart, Lenbach, Poeten wie Auerbach oder Bodenstedt mit Beweisen ihrer Verehrung überhäufen, so schmücken sie dadurch in den Augen der Leute sich selber; für ihre Huldigungen Feuerbachs blieb ihnen diese Anerkennung versagt, aber sie bewiesen damit, daß bei den edelsten unter ihnen die innere Herzensgüte stärker ist, als die Eitelkeit, der Drang, Trostbedürftigen in ihren Leiden Linderung zu bringen und sie aufzurichten mächtiger, als der Wunsch Allen zu gefallen.

Man sagt der Wienerin nicht ohne Grund nach, daß sie genußsüchtig sei; da sie aller Welt wohl will, so ist es selbstverständlich, daß sie darauf hält, sich selber wohl zu befinden; sie will überall dabei sein, wo etwas zu sehen ist und wo man sich sehen lassen kann; die Dame muß bei sensationellen Vorstellungen ihre Loge haben, den exclusivsten Ball in wunderbarer Toilette mitmachen, wenn in dem Palais eines Hochtory Komödie gespielt wird oder lebende Bilder gestellt werden, womöglich mit agiren, sie muß das eleganteste Hotel, die kunstvollste Einrichtung besitzen, die erste Modistin beschäftigen; die reiche Bürgersfrau muß wenigstens ihre Sitze in den ersten drei Reihen haben, wenn ein Stern erster Größe in irgend einem Theater sich sehen läßt, und der Kreis alles dessen, was man nach ihrer Ansicht haben muß, ist im gewissen Sinne so weit gezogen wie jener, welchen die Dame, unbekümmert um jede Möglichkeit und Unmöglichkeit, in das Budget des Herrn Gemahls hineinzeichnet; ja im Wesen bleibt sich die Sache immer gleich, ob wir nun die Fürstin oder die Putzmacheriu, die Banquiersfrau oder die Fabriksarbeiterin betrachten, alle müssen sie immer so viel haben, daß in der von der Wienerin als Axiom hingestellten Phrase „das muß man haben" das traurige Schicksal so mancher Familie begründet ist.

Die Wienerin ist nicht arbeitsam durch natürlichen Drang, sie findet von Haus aus in der Arbeit keinen Genuß, aber sie arbeitet anfänglich, um genießen zu können; das ist für sie nothwendig und diese Nothwendigkeit treibt sie zur Arbeit; da guter Geschmack ihr angeboren ist, so erreicht sie auch in allen Dingen, wozu dieser nothwendig ist, bedeutende Erfolge. Belege dafür sind die Kunststickerinnen, die Malerinnen für Kunstindustrie und auch einige derjenigen, welche der eigentlichen Kunst dienen. Wien zählt gegenwärtig an Oelmalerinnen so viele wie Berlin und München, darunter eine Künstlerin, welche in der deutschen Landschaftsmalerei mit den besten Namen zugleich genannt werden muß. Bei einem jeden Rundgang durch die Stadt kann man sich davon überzeugen, daß bei einer großen Anzahl von schönen Wienerinnen der so mächtige Wunsch zu gefallen gebändigt ist von dem Entschlusse, ehrbar das schmale Brod zu verdienen, das sich in der Eigenschaft einer Verkäuferin in einem Cigarren- oder Modewaarenladen oder als Probiermamsell gewinnen läßt, aber freilich wird der Kundige da auch erkennen, daß es nahezu ebenso viele schöne Wienerinnen gibt, welche viel lieber als pfauenartig geputzte Drohnen, denn als fleißige Arbeitsbienen durch das Leben gehn. Die Wienerin ist eben in allen Gestalten und allüberall in der großen Stadt zu finden, in einer wissenschaftlichen Vorlesung ebenso gut wie im Dingeltangel, im Burgtheater, wenn eine Shakespeare- oder Schillerwoche in Scene gesetzt ist, und beim Harfenisten, um das alte „Alleweil fidel" zu hören! Sie ist das edelste und das nichtsnutzigste, das beständigste und das veränderlichste, das selbstsüchtigste und das aufopferungsfähigste Geschöpf, da ein Engel, dort ein Teufel, hier ergeben, dort unbezwingbar, sie birgt das Paradies und den Tartarus in sich und wer es unternimmt, sich für immer an sie zu binden, der hat den Himmel oder die Hölle auf Erden.

Und so schließt sich der Ring und wir kehren zurück, von wo wir ausgegangen, und enden damit zu sagen: Die Wienerin ist so sehr Weib als seit Eva irgendwo und irgendwann ein

Digitized by Google

Wesen diesen Namen verdiente; sie lockt und verlockt gerade so wie ihre Stammmutter mit herrlich schimmernder Frucht die Adamssöhne, von woher sie auch kommen mögen; an diesen ist es zu errathen, wie viel vom Herrgott oder wie viel vom Teufel in der vielverheißenden Frucht enthalten ist. An dem, der wählt, liegt es, nicht an derjenigen, welche gewählt wird, und hier zu Lande — es ist anderswo auch so — erhält Jeder die Wienerin, welche er verdient. Em. Ranzoni.

Molière in Deutschland.

Von den dreizehn Abschnitten des letzten Buches von Ferdinand Lotheissen: „Molière, sein Leben und seine Werke" (Frankfurt a/M.) betitelt sich der dreizehnte: „Molière in Deutschland". Und wenn das Buch einen seiner Hauptzwecke erfüllt, so muß es dazu beitragen, Molière in Deutschland und Deutschland in Molière tiefer einzuführen, als es bisher geschah. Beides ist Noth. Molière muß nach Deutschland und Deutschland muß zu Molière kommen. Dort hat die deutsche Bühne, hier die deutsche Forschung ihre Aufgabe. Dort tritt der Dramaturg und der Uebersetzer, hier der Commentator und der Biograph in seine Wirksamkeit. Neben der trefflichen Uebersetzung des Grafen Baudissin, dieses Nachdichters und Anempfinders ersten Ranges, der bei freiester Form dem Sinne des Dichters am nächsten kommt, ist das biographische Werk Ferdinand Lotheissens der lang entbehrte Wegweiser in die Tiefe des Molière'schen Wesens und Wirkens. Und wenn dieser Wegweiser auch nicht überall bis auf den Grund führt — wie wenig wußte man bei uns überhaupt von dem großen Komiker. Was er seiner Nation und seinem Könige war, wie er sich zu den einzelnen Ständen und zu den einzelnen Menschen, namentlich den berühmten Schriftstellern verhielt, erfahren wir aus diesem Buche sehr genau; und seiner Lebensgeschichte, wie sie erzählt wird, folgen wir wie auf einem Flusse der durch anziehende Gegenden führt, so daß unser Blick immer auf der Landschaft ruht und den Fluß nur soweit berücksichtigt, als er selbst ein Theil der Landschaft ist. In die Tiefe des Flusses schauen wir nicht, was auf seinem Grunde wühlt und wallt, bleibt uns verborgen. Diesem Letzten aber vergleicht sich das innere Schaffen eines Dichters, seine eigentlichen Werke liegen so tief im Grunde seines Wesens, daß man sie allein an dem Bilde seiner Zeit nicht zu erkennen vermag. Der Historiker muß hier dem Aesthetiker Raum lassen. Und auch der Biograph muß, wenn er seinen Gegenstand erschöpfen will, wie der Uebersetzer etwas vom Nachdichter in sich aufnehmen. Hier liegt der Mangel des trefflichen Lotheissen'schen Buches. Der Verfasser, welchem wir eine Geschichte der französischen Literatur des 17. Jahrhunderts verdanken, hat sich durch seine tiefen culturgeschichtlichen Studien bewegen lassen, Molière allzu einseitig als typischen Repräsentanten seiner Zeit aufzufassen. Und gerade in der ersten deutschen Biographie, die des großen Gegenstandes würdig ist, wäre der Nachdruck auf die Frage zu legen gewesen: nicht nur was war Molière seiner Zeit? sondern was ist an Molière klassisch? Was trägt ihn, den größten Franzosen, mit Shakespeare und Goethe über Raum und Zeit hinweg? Was vor Allem kann er noch heutigen Tages uns Deutschen bieten und sein — dieser Histrio gallicus comico-satyricus sine exemplo, wie ihn schon 1695 sein alter Dolmetsch gleich auf den Titel der schwerfälligen aber wohlgemeinten Uebersetzung genannt hat. Jener war sich gewiß nicht völlig bewußt, welch tiefe Wahrheit er aussprach. Und als er Molières Dialog mühsam in seine holprige Prosa übertrug, wußte er nicht, daß er hier mit einer Lustspielsprache hantire, welche noch nach zwei Jahrhunderten unerreicht dastehen werde. Wenn wir Deutsche unsere überrheinischen Nachbarn um Eines beneiden, so sollte es der große Lustspieldichter sein, den wir nie besessen haben und sobald auch nicht besitzen werden. Daran krankt das deutsche Lustspiel zu allen Zeiten, daß unsere großen Dramatiker niemals humoristische Genies und unsere großen Humoristen niemals dramatische Genies gewesen sind. Jene haben sich von jeher mit Vorliebe der Tragödie, diese dem Romane zugewandt. Der einzige Meisterwurf, welcher gelang, ist vielleicht erst in letzter Linie dem Komiker in Lessing zu verdanken. Gerade die „Minna von Barnhelm" aber trägt den Stempel Molière'schen Einflusses. Von Franziska führt eine directe Linie hinauf zu den Kammermädchen der Molière'schen Komödien, und ihre derbe Grazie nachzuahmen ist nur noch Lessing gelungen. Wir haben auf unserem modernen Repertoire eine Reihe von Stücken, welche heute vielleicht stärker wirken, als Lessings Minna. So lange aber diese Komödie — ein anderer Name bezeichnet das Stück nicht — noch wirkt, so lange sollte auch Molière nicht von der deutschen Bühne verschwinden. Steht jenes Drama uns näher durch die Persönlichkeit des Dichters, durch den vaterländischen Stoff und durch das klassische Originaldeutsch: so weht uns aus den besten, den wirklich klassischen Komödien des Franzosen der Geist eines Dichters entgegen, welcher sich nicht gelegentlich mit Erfolg im komischen Genre versucht hat, sondern welcher in diesem Genre lebt und webt und eine Produktivität entfaltet hat, wie in ähnlicher Quantität bei uns nur stümperhafte Theaterlieferanten. Es ist nicht erquicklich auf die Geschichte unseres deutschen Lustspiels zurückzuschauen. Bis zur „Minna von Barnhelm" stellt sie sich fast dar wie eine Vorgeschichte dieses einzigen Dramas — im ähnlichen Sinne wie man etwa Marlowes Faust und das Volksschauspiel zur Vorgeschichte des Goethe'schen Faust rechnen darf. Alles was man seit Andreas Gryphius von Bestrebungen, ein komisches Kunstdrama zu schaffen, wahrnimmt, strebt auf der Stütze der französischen Literatur einer Höhe entgegen, welche Lessing schließlich erreicht. Der Name Molières steht über diesem beschwerlichen Pfade wie ein Leuchtstern.

Schon 1725, nachdem die dritte deutsche Molièreübersetzung erschienen war, glaubt der junge Leipziger Magister Gottsched, jener nachmals so berühmte Geschmacksdictator, einem Dresdener Hof- und Operndichter um einer erbärmlichen Allegorie willen nicht besser schmeicheln zu können, als wenn er ihn den „teutschen Molière" nannte. Gottsched ist freilich niemals der Meinung gewesen, als sei dieser Histrio Gallicus so durchaus sine exemplo. Später als er sein ästhetisches Regelbuch schrieb und das erste deutsche Repertoire „regulärer" Dramen zusammenstellte, fand es sich, daß Molières schöpferisches Genie sich in den Rahmen dieser Regeln nicht einzwängen ließ, daß es an allen Ecken und Kanten hervorragte. Darum galten dem deutschen Kunstprofessor die Epigonen Destouches und Holberg mehr als der Meister: sie hatten regelmäßiger, ergo geschmackvoller gearbeitet. Um 1750 aber war es der junge Leipziger Magister Lessing, welcher nichts sehnlicher wünschte als ein deutscher Molière zu werden, und ein gleiches seinem Freunde Mylius wünschte. Mylius gehört zu der Anzahl junger begabter Dramatiker, welche der mißgünstige Zufall um das Jahr 1750 einer vielversprechenden Produktion zu frühzeitig durch den Tod entraffte. Und Lessing — ist er der deutsche Molière auf Grund des einzigen Stückes geworden? Es ist ihm nicht einmal gelungen, das Lustspiel eine Weile auf der Höhe zu halten, auf welcher er einsam steht. Als 1766 die Minna erschien, starb in Leipzig der alte Gottsched, nachdem seinem literarischen Ruhme schon zwanzig Jahre früher zu Grabe geläutet war, und in demselben Leipzig tummelte sich der Studiosus Wolfgang Goethe. Ein Jahrhundert nach Molière begann auch in Deutschland die klassische Poesie ihre ersten Blüthen zu treiben. Aber je üppiger es aufschoß, auf dem Felde der Komödie wucherte desto stärkeres Unkraut. Goethe, dem wir einige doch etwas akademisch kühl klingende Lobsprüche auf Molière verdanken, hat mit dem Lustspiel gar nichts zu schaffen. Schillers pathetische Komik konnte wohl die Tragödie würzen, aber kein selbstständiges Lustspiel, am wenigsten im Molière'schen Sinne schaffen. Es kam der Romantiker Wilhelm Schlegel mit seinem chauvinistischen Spotte über Molière, den er nicht begriff, und endlich kam Heinrich von Kleist, welcher mehr als alle Früheren die Ader zum deutschen Molière in sich hatte. Er übersetzte den Amphitryon, den Molière selbst nach Plautus bearbeitet hatte, und — wie so viele deutsche Dramatiker dem Schicksal eines frühen Todes verfallen — dichtete ein einziges Lustspiel: während neben ihm August von Kotzebue „schmierte wie man Stiefel schmiert". Daß im Laufe dieses Jahrhunderts kein deutscher Molière aufgestanden ist, wissen wir Alle.

Um so freudiger muß daher Alles willkommen geheißen werden, was die Klassicität des alten Franzosen uns nahe rücken kann. Neben der congenialen Uebersetzung des Grafen Baudissin wird auch die Biographie Lotheissens das Ihrige thun. Den deutschen Bühnen bleibt das Uebrige unbenommen. Zwar wünschen wir nicht, daß in unserer experimentirenden Zeit auf Vorstadtbühnen Molières Komödien dem Schicksale Calderons und Shakespeares verfallen, schlecht und verständnißlos aufgeführt zu werden. Auch die Darsteller dieser komischen Charaktere müssen etwas vom aneignenden Nachdichter in sich haben. Beispielsweise darf Zöschen

Digitized by Google

Dorine, dieses herzerfrischende Bild graziösester Derbheit nicht, wie es hier in Berlin an vornehmer Stelle, wo der Tartuffe sonst würdig gegeben wird, geschah, von der Köchin des Schauspielhauses als lärmender Küchendragoner vorgestellt werden. Von unseren großen Bühnen sollten drei oder vier Molière'scher Komödien niemals gänzlich verschwinden. Der Dichter ist uns seinem Wesen und Wirken nach viel zu sehr entfremdet. Möge das leicht und flüssig wie ein Roman geschriebene Buch Lotheissens dazu beitragen, ihn uns nahe zu bringen!

P. Schl.

Notizen.

Unter dem bestechenden Titel: Gold, Sammlung des Ursprünglichen und Genialen in deutscher Lyrik (Leipzig, Fr. Thiel) hat Ludwig Eichrodt, der bekannte vielbelachte „Biedermaier", dessen Gedichte auf dem Gebiete der humoristischen und parodistischen Lyrik fast einzig dastehen — nur Vischer-Schartenmaier reicht ihm das Wasser — eine originelle Anthologie herausgegeben. Sie will ein Brevier für diejenigen sein, die das Edelste der deutschen Lyrik beisammen haben möchten. Bisweilen wird nur eine Strophe abgedruckt, oder, wo der Sinn nicht entstellt wurde, Strophen weggelassen, die matt zu nennen, jeweils auch nicht absolut nöthig sind. Die Tendenz ist eine ästhetische. Das rein Lyrische kommt zur Geltung, darum sind auch Balladen nicht vertreten; dagegen bringt das Buch lyrische Glanzstellen aus Drama und Epos, die andere Sammlungen zu bieten unterlassen. Wir bezweifeln, daß sich alle Dichter mit dieser bruchstückweisen Veröffentlichung von „Versen, die Musik in sich tragen" einverstanden erklären werden. Aber die Freunde der Poesie werden den originellen Einfall, dem das schmucke Buch seine Entstehung verdankt, gutheißen. Für eine spätere Ausgabe dürfte sich ein Register der vertretenen Dichter empfehlen.

* * *

Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Von Georg Voigt. Zwei Bände. Berlin, Georg Reimer.

Der rühmlichst bekannte Leipziger Geschichtsprofessor gibt hier eine neue Bearbeitung seines vor zwanzig Jahren erschienenen Jugendwerkes. Die seitdem erwachsene Literatur ist sorgfältig verwerthet, diejenigen Materien, die ehedem blos skizzirt waren, wurden voller zu ihrem Rechte gebracht und die humanistische Gedankenwelt nicht nur in den großen Strömungen, sondern auch auf manchem Seitenwege und in reicherem Detail dargelegt. Der Gang der Darstellung ist so gehalten, daß neben den literarischen Leistungen der Humanisten auch die typischen Persönlichkeiten und ihre Gruppenbildung ins Licht treten. Alles in Allem hat man es hier mit einem ebenso gründlich und geistvoll, als schön und prägnant geschriebenen Werke zu thun, das unter unserer Culturgeschichtsliteratur einen ersten Platz verdient. Das Vermächtniß des römischen Alterthums, wie es in Italien, der Wiege der Hierarchie und des germanischen Kaiserthums, eine Stätte findet und sein Eindringen in das geistige Leben diesseits und jenseits der Alpen, dieser ganze Receptionsproceß, nach welchem der Humanismus aufhört, lediglich Sache der Erudition zu sein und dem Mittelalter in Fleisch und Blut übergeht, ist hier aufs Klarste und Anschaulichste entwickelt. Namentlich die Kapitel über Petrarca, Boccaccio und Poggio sind geradezu meisterhaft. Voigt ist der Ansicht, daß wir die Erhaltung der klassischen Literatur zwar den Klosterbrüdern verdanken, aber daß die Kirche von den ihr anvertrauten Schätzen ebenso viel vernichtet als gerettet hat.

* * *

Die Pfingstweihe oder die Einsegnung. Von K. H. Keck. Gotha 1882, Friedrich Andreas Perthes.

Der Dichter dieses epischen Gedichtes sagt uns, daß er durch das 13. Capitel des ersten Korintherbriefes zu seinem Werke begeistert worden ist. Die suchende und überwindende Liebe ist deshalb der Inhalt des Gedichtes. Man denke aber nicht, daß das Werk in die Reihe der Tractätchen und plumptendenziösen Schriften gehört. Im Gegentheil, es ist reine Poesie und zwar idyllische Poesie mit allen ihren Vorzügen, aber ohne ihre Mängel. Die duftige Farbe, der innige Ton, das liebevolle Eingehen und die plastische Vertiefung — sie sind vorhanden; aber der Inhalt ist nicht jener kleinliche, in harmloser Behaglichkeit verlaufende Vorgang; es handelt sich vielmehr um die Gewinnung eines verhärteten, mit Gott und der Menschheit zerfallenen Gemüthes durch die Macht christlicher Liebe und Ueberzeugung, um seine Aussöhnung mit dem alten charakterfesten Vater, der ihn einst in zorniger Entrüstung verflucht hat. Wie Goethe zur Trägerin der sühnenden „reinen Menschlichkeit" die Jungfrau Iphigenie gewählt hat, so ist hier ein eben zur Jungfrau erblühendes Mädchen diejenige, durch welche sich die Macht der christlichen Gesinnung offenbart und siegreich bewährt.

Aber auch die Confirmationsrede des Pfarrers ist eine wohlthuende Zusammenfassung reinsten Christenthums. Wie dieser Pfarrer hat in der Literatur wohl noch keiner, weder der Voßische, noch auch der Goethe'sche und ebensowenig Anzengrubers Pfarrer von Kirchfeld geredet. Nur glaube man nicht, daß durch derartige didaktische Episoden die Charakteristik zu kurz gekommen sei oder die Erzählung an Spannung, die Situation an Anschaulichkeit verloren habe. Gerade in Bezug auf plastische Ausführung des Einzelnen trägt die Dichtung das Gepräge eines echten Epos, und der bedeutsame, unser Gemüth tief innerlich ergreifende Inhalt zwingt uns, dem Gange der Erzählung mit herzlicher Antheilnahme zu folgen. P. H.

* * *

Dorothea von Schlegel und ihre Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel herausgegeben von J. M. Reich. Mainz, Franz Kirchheim. Zwei Bände.

Diese interessante Veröffentlichung läßt uns das ganze Wesen der merkwürdigen Tochter Moses Mendelsohns erkennen, die nach ihrem Austritt aus den Berliner Judenkreisen mit dem „göttlichen" Friedrich Schlegel in freier Liebe lebte, ihm die berüchtigte „Lucinde" eingab und selbst ein Seitenstück zu diesem romantischen Roman dichtete, den „Florentin", der seinem Vorbilde „Wilhelm Meister" ziemlich nahe kommt. Die Briefe und Tagebuchblätter aus dieser Zeit sind überaus geistvoll und frappant und enthalten in puncto der Ehe fast alles das aufgeschrieben, was eine rechte Frau thut, ohne daß sie es weiß. Hier heißt es: „Je größer der Einfluß ist, den eine Frau auf ihren Mann hat, desto vorsichtiger sei sie, denn nun hat sie für Zwei Rechenschaft zu geben... In einer schönen Ehe ist es nothwendig, daß die Frau gerade so viel Verstand besitzt, um den des Mannes zu verstehen, was darüber ist, ist vom Uebel." — Um so unerquicklicher werden diese Mittheilungen später, wo sie aufhört ein „Literaturweib" zu sein und nur noch katholische Proselytenmacherin ist. Geradezu abstoßend ist es, wie sie die Söhne ihres ersten Mannes, des jüdischen Bankiers Veit, aus den Armen des Vaters lockt und deren Uebertritt zur alleinseligmachenden Kirche herbeiführt. Hier füllen sich ihre ehemals geistvollen, natürlichen, einnehmenden Briefe mit philosophischer Salbung und christlichem Weihrauchduft, und der Stil adoptirt zuletzt die jesuitische Terminologie. Wir können uns unmöglich dieser christlichen Nächstenliebe erfreuen.

* * *

Die Manneszucht in ihrer Bedeutung für Staat, Volk und Heer. Von Fritz Hoenig, Hauptmann a. D. Berlin, R. Wilhelmi.

Ein gut geschriebenes Buch, das manche beherzigenswerthe Wahrheiten enthält. Hochinteressant sind namentlich die Kapitel über die militärische Literatur, welche, statt der geistige Mittelpunkt des Offiziercorps zu sein, bei uns ein kümmerliches Dasein fristet. Der Verfasser erkennt die Gründe hierfür darin, daß höhere Vorgesetzte es nicht lieben, wenn von Offizieren geschriftstellert wird, daß fast ausnahmslos nur Offiziere der Kriegsakademie oder des Generalstabs, also mehr oder minder officiöse Federn, schreiben, und daß beinahe immer der Autor sich hinter Anonymität verkriecht. Auf alle Fälle begrüßen wir derlei kritische Schriften, welche der Armee den Spiegel vorhalten und ihr deutlich sagen, daß nicht Alles so ist, wie es sein könnte.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Digitized by Google

Inserate.

Hervorragende Novität

aus dem

Verlage von Hermann Costenoble in Jena.

Das Bild des Eros.

Neue milesische Märchen

von

Oscar Linke.

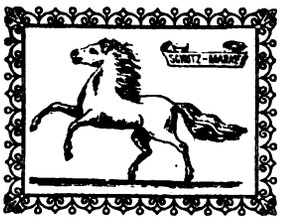
1. Band.

In eleganter Ausstattung mit Kopfleisten und Initialen.

Broch. M 5.—, in stilvollem Einbande M 6.20.

Unter dem vorstehenden symbolischen Titel entrollt der Verf. der „Milesischen Märchen" reizvolle Bilder von hochpoetischer Wirkung und Schönheit aus Altgriechenland, die an den kühnen, farbenreichen Pinsel eines Makart erinnern.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik



von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ **Kaffee-Spar-Extract.**

„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Konstantinopel.

Von **Edmondo de Amicis.**

Aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen von

A. Burchard.

2 Thle. in 1 Bd. 30½ Bogen.

Preis eleg. brosch. 5 M, in Bädekerbd. 6 M.

Dies geistvolle und fesselnde Buch ist von einer großen Anzahl der bedeutendsten Blätter aufs günstigste besprochen. Die Wiener „Presse" sagt kurz und treffend: „Amicis' ‚Konstantinopel' enthält geradezu berauschende Kapitel, in denen frische Beobachtung aus dem Born der Geschichte, gesättigte Phantasie, reichstes Colorit und künstlerische Abrundung sich bestens vereint zeigen."

Rostock. **Wilh. Werther's** Verlag.

Collection Spemann Band 27

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält:

Max. Schmidt,

Die Miesenbacher

Ein Kulturbild aus d. bayr. Hochgebirge.

Wunderbar vollendete, nicht auf Papier, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach Original-Gemälden von H. J. Burgers, Seitz, de Block etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Tübingen.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Faust.

Ein Fragment

von Goethe

(1790).

In der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von

Wilhelm Ludwig Holland,

Professor an der Universität Tübingen.

M. 8. (168 und X Seiten.)

Ausgabe auf Druckpapier M. 1.—, Ausgabe auf holländischem Büttenpapier M. 4.—

Der Neudruck ist nach Dr. S. Hirzels Exemplar des ächten Fragment-Druckes seiten- und zeilengleich hergestellt; das Format stimmt mit dem des Originaldruckes überein; die zum Neudruck verwendeten Typen sind denen des alten Druckes möglichst ähnlich gewählt worden.

Seiner eigenthümlichen Ausstattung wegen wird dieser interessante Neudruck auch Bücherliebhabern, sowie dem größeren Publikum willkommen sein.

Kritische Bemerkungen finden sich im Nachwort des Herausgebers.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig.

A. W. Ambros' Geschichte der Musik.

Zweite verbesserte Auflage.

Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen.

Vier starke Bände gr. 8. Geh. M 45.—, eleg. gebunden M 51.—

Hierzu erschien ein Ergänzungsband — Band V — enthaltend:

Beispielsammlung zum dritten Bande

nach des Verfassers unvollendet hinterlassenem Notenmaterial mit zahlreichen Vermehrungen herausgegeben von

Otto Kade.

LVI und 605 Seiten gr. 8. Geh. M. 15.—, eleg. gebunden M. 17.—

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehmann, A., Prof. Dr., **Sprachliche Sünden der Gegenwart. 3. verbesserte und vermehrte Auflage.** gr. 8. Preis geh. M. 2.80.

Der Herr Verfasser hat das als trefflichen Rathgeber auf stilistischem Gebiete längst anerkannte Buch aufs Neue sorgfältig durchgearbeitet, die Zahl der angeführten Beispiele beschränkt, dafür aber **vier neue wichtige Kapitel hinzugefügt** und damit den Werth seines Werkes noch erhöht.

Braunschweig, Juni 1882.

Friedrich Wreden.

Verlag von **Johannes Lehmann** in **Leipzig.**

Zur Geschichte der Hofnarren

Friedrich Taubmann

Ein Kulturbild

Zumeist nach handschriftlichen Quellen von

Friedrich W. Ebeling.

Mit Taubmann's Porträt und Faksimile.

☛ Zweite Auflage. ☚

Preis: Elegant geheftet M. 6.— In Originalband M. 7.—

☛ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die erste Auflage war 14 Tage nach Erscheinen vergriffen!

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 5. August 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Aegypten und England. Von Karl Blind. — Die Auswanderung. Von Ernst Otto Hopp. — **Literatur und Kunst:** R. Wagners „Parsifal" als Dichtung. Von G. Doempke. — Parsifal. Von H. Ehrlich. I. — Heinrich Kruses „Witzlav von Rügen". Besprochen von Theophil Zolling. — Carlyle und Emerson. Eine persönliche Erinnerung. Von A. Bölte. — Notizen. — Inserate.

Aegypten und England.

Von Karl Blind.

Will England, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht, kein Klein-Holland werden, so muß es wohl bei den großen orientalischen Fragen mit eintreten, selbst wenn es die Knochen einiger seiner Musketiere dabei zu opfern hat. Das bischen Suez-Kanal aber, das den kürzesten Weg nach Indien bildet, ist ihm heute von doppelter und dreifacher Bedeutung. Hat doch Rußland in neuester Zeit Riesenschritte nach Mittel-Asien hin gethan und dadurch den Völkern Indiens bedeutungsvolle Winke gegeben! Und ist doch das Zaren-Reich im letzten Türkenkriege von der kaukasischen, wie von der Donau-Seite her, durch Gebietseroberung oder durch Gründung von Vasallenstaaten sowohl dem Nil als dem Bosporus beträchtlich näher gerückt!

Dies Letztere war Alles das Ergebniß des bischens Herzegowina. Den Lesern der „Gegenwart" ist es nicht unbekannt, daß wir auf die unausbleiblichen, weittragenden Folgen der herzegowinischen Frage schon beim halb-amtlichen serbischen Vorkriege hinwiesen und ab und zu die Warnung wiederholten. Hochweise wurden wir freilich damals belehrt: für Deutschland habe die Sache nicht die mindeste Bedeutung — eine Ansicht, die durch den späteren eiligen Besuch Bismarcks in Wien kaum erhärtet worden ist.

In England können weder Tories noch Liberale von der Schuld freigesprochen werden, die russischen Zwecke gefördert zu haben. Wenigstens hielt Disraeli in früheren Tagen das Vordringen der Russen durch das damals noch unabhängige Turkestan für ganz hübsch und erbaulich. Bei einer Zusammenkunft, die ich bald nach dem deutsch-französischen Krieg, im Beisein eines liberalen schottischen Unterhausmitgliedes, in einem Parlamentssaale mit ihm hatte, und bei welcher alle auf Rußland bezügliche Fragen eingehend zur Sprache kamen, schimmerte die sonderbare Auffassung immer noch bei ihm durch. Im Uebrigen erkannte er das Wiederanwachsen der Russengefahr in Ost-Europa.

Auf liberaler Seite fand ich während des Krieges von 1875—76 John Bright, einen in inneren Dingen so trefflich fortschrittlichen Mann, bei gleich eingehender Besprechung von einem Glauben an die „Wege der Vorsehung" erfüllt, dem ich mich natürlich nimmer hingeben konnte. Der Einmischung, sei es zu Gunsten der Türkei oder Rußlands, war John Bright abhold. Gladstone dagegen hätte am liebsten englische Knochen für die „edelmüthige, wahrhaft freisinnige Politik" der göttlichen Gestalt aus dem Norden eingesetzt, damit der unsagbare Türke nur ja recht kurz und klein geschlagen werde.

Das war die Blüthezeit der Versammlungen in der St. James-Halle, wo Herr Freeman im heiligen Kreuzritter-Eifer sein „Pereat Indien!" ausrief, und Gladstone mit allem Vorbedacht die berühmten Worte schrieb: „Wenn etwa Indien durch irgendwelche Erdumwälzung unterginge, so würde die englische Thatkraft sich schon irgend anderswo auf einem bewohnbaren Theile der Erde eine neue Laufbahn eröffnen!"...

So wahr ist noch heute, was M'Neil einst sagte: „Europas Staatsmänner sind die Werkzeuge, mit denen Rußland arbeitet".

Ja, das waren, als sich Gladstone noch in der Opposition befand, die schönen Tage, wo der Ankauf von Suez-Kanal-Actien als eine schwarze Unthat, die Verbringung indischer Truppen nach Malta, zur etwaigen Verwendung gegen Rußland, als eine dunkle Verschwörung gegen die englische Verfassung gebrandmarkt, das Fußfassen auf Cypern als ein närrisches Treiben würdig der Thoren in Wolkenkukuksheim verhöhnt wurde. „Was ist es denn mit diesem Cypern?" frug Gladstone. „Es wäre ja werthlos als Stellung für Kriegszwecke, selbst wenn wir die schweren Summen, die zur Verleihung dieser Eigenschaft nothwendig sind, bereits aufgewendet hätten." Und wiederum: „Wir sind jetzt ein Jahr in Cypern. Die ruhmredigen Prophezeiungen militärischen Nutzens, der uns daraus erwachsen sollte, waren von Anfang an ganz abgeschmackt; das lag auf der Hand. Der Waffenplatz, der angeblich Malta gleich, oder gar noch besser als Malta sein sollte: wo ist er jetzt? Noch ist er nicht aus der Stadt Nephelokokkygia herabgestiegen!"

Wie sich das Alles heute liest, wo Truppen eiligst von Limasol nach Alexandria beordert werden! Beaconsfield könnte sich im Grabe darüber umdrehen, daß er seinem Nebenbuhler und Nachfolger nicht ins Auge schauen kann.

Weit über Beaconsfield hinaus ist Gladstone mit einem Male gegangen — so weit, daß der linke Flügel seiner Partei in hellen Aufruhr ausgebrochen ist und ihn, der angeblich das goldene Zeitalter bringen sollte, nicht blos der „militaristischen Imperialpolitik", sondern des „unehrenhaften, feigen, grausamen, tyrannischen, verbrecherischen Gebahrens und der gräuelvollen Metzelei" anklagt. Das sind Worte, die mitten im Parlament fielen, aus dem Munde bekannter Führer, auf die sich Gladstone bei seinem Oppositionsfeldzuge gestützt hatte. Eine Reihe Blätter, die früher berserkerhaft mit dem Streitkolben im Vordertreffen standen, um ihm den Weg ins Amt zu bahnen, sind heut empört über seine „geheime Diplomatie"; empört über die „Verschlossenheit und Doppelzüngigkeit", deren sich die Regierung gegenüber dem Parlament schuldig gemacht; empört über die Bombardirungspolitik, die nicht Krieg sein will; empört über die „Ungeheuerlichkeit des Verbrechens", das gegen so viele Unschuldige zu Alexandria verübt worden.

Digitized by Google

Es mußte einst ein Ausschuß von Liberalen in London gestiftet werden, um den mit dem Dekan von Westminster zusammenspielenden liberalen Premier von der Entehrung der „Walhalla Englands" durch Errichtung eines Denkmals für den Prinzen Napoleon abzuhalten. Nicht geringe Anstrengung kostete das. Doch schließlich wurde Gladstones beharrlicher Entschluß im Unterhause selbst niedergezwungen.

Wieder mußte ein Ausschuß von Liberalen gestiftet werden, um ihn, der früher in den klarsten Worten das Recht der südafrikanischen Republik auf volle Unabhängigkeit anerkannt hatte, von der Kriegführung gegen die Bürger des Transvaal zurückzubringen. Das kostete noch heftigere Anstrengungen, denn da war Englands Kriegsehre im Spiel. Aber auch das gelang, nachdem sich John Bright auf die mit hervorragenden Namen aus Deutschland, Oestreich-Ungarn, den Niederlanden, Frankreich und Italien bedeckte Zuschrift in günstigem Sinne durch einen öffentlichen Brief an den Schreiber dieser Abhandlung erklärt hatte.

Als Mitglied jener beiden Ausschüsse ist es uns nur allzu gut bekannt, mit welchen Schwierigkeiten die Agitation jedesmal zu kämpfen hatte. Jetzt ist ein „Aegyptischer Ausschuß" gegründet, in welchem eine Anzahl derselben Persönlichkeiten, die jene früheren Bewegungen leiteten, für Völkerrecht und Cultur gegen die Politik des Ueberfalles ohne Kriegserklärung und der rücksichtslosen Zusammenschießung einer uralten Stätte der Civilisation entschieden Einsprache erheben.

Weit größer jedoch, als beim Prinz-Napoleon-Denkmal und bei der Transvaal-Frage, sind die Schwierigkeiten diesmal, wo sich Englands Interesse am Suez-Kanal mit Macht aufdrängt, die Lage der Dinge aber, in Folge des versteckten Spieles und des unerwartet gewaltsamen Verfahrens Gladstones, sich heillos verwickelt hat. Um so anerkennenswerther ist die Bemühung derer, die für das Recht, für die Menschlichkeit, für civilisirtes Verfahren im Völkerverkehr kämpfen.

Nach jeder Richtung hin hat sich Gladstone schwerer Fehler, ja, schwerer Vergehen schuldig gemacht. Und ob nicht gerade das englische Interesse zuletzt tief darunter leiden wird, das muß die Zukunft lehren. Die Franzosen führten ehemals gern das Wort vom „treulosen Albion" im Munde. Treue aber hat Gladstone weder gegen das Parlament, das er hinterging, noch gegen die Regierung zu Konstantinopel, die er mit dem großen Wort von der „Landesfürstlichkeit des Sultans in Aegypten" täuschte, noch sogar gegen Frankreich bewiesen, mit dem zusammen er die Drohnote erließ, um nachher zu behaupten, es sei ihm gar nicht Ernst dabei gewesen, und schließlich — auf eigene Faust die Kanonen zu lösen.

Heutzutage nennt man dergleichen gern „Realpolitik". Der Nutzen, den man davon hat, ist aber oft der, daß Einem Niemand mehr traut, und die Nation, die sich auf solche Wege führen läßt, leicht in Gefahr kommt, auf fünfzig Jahre hinaus unter den Waffen stehen zu müssen. Für ein Gewerbs- und Handelsvolk, wie das englische, das an die Wehrpflicht nicht heran will, das also bei der Wichtigkeit seiner orientalischen Interessen allen Anlaß hätte, einen alten Bundesgenossen wie die Türkei nicht sinken oder zum Todfeinde werden zu lassen, ist eine solche Aussicht noch bedenklicher, als für eine waffengewohnte Nation.

Die Wendung in Aegypten, wie sie durch Arabi und die Nationalpartei sich darstellt, ist im Grunde die Frucht des von Gladstone umjubelten russisch-türkischen Krieges, ganz wie die Gründung einer halb unabhängigen Bulgarei es gewesen ist. Mit ersterer Wendung hatte man englischerseits alle Ursache, sich zu befreunden. Kann auch Herr v. Lesseps nicht als maßgebender Führer auf politischem Gebiete betrachtet werden, so ist doch gewiß der Suez-Kanal seine Specialität. Hielt er den Kanal unter Arabi für gesichert, so durfte man ihn mit Fug als ungefährdet betrachten. Warum hätte auch Arabi, sofern man ihm nur nicht als Feind entgegentrat, den Kanal schädigen sollen? War zu erwarten, daß er die Gans tödten würde, welche die goldenen Eier legt? Jetzt freilich, nachdem man mit Feuer und Schwert dreingefahren, und zwar ohne Kriegserklärung, gleich einem Seeräuber, dürfte der Kanal wohl in Gefahr sein.

Ein durch die Nationalpartei sich reformirendes Aegypten, unter der Oberhoheit der Regierung zu Konstantinopel, und unter Sicherung des Wasserweges, den England nicht in Feindeshand kann fallen lassen: das war somit das wahre englische Interesse. Die „zwiefache Finanzaufsicht" zu Gunsten von Staatspapier-Besitzern ließ sich damit nicht messen.

„Aber was soll es denn mit einer 'Nationalpartei' in dem Lande, in welchem so bunte Bevölkerung beisammen wohnt?" hört man die Leichtfertigen fragen. „Was heißt es denn, Aegypten für die Aegypter zu verlangen, da es doch gar keine Aegypter gibt?"

Geistreich sein sollender Unverstand!

Oder gibt es vielleicht auch keine Schweizer, keine Ungarn, keine Belgier, keine Engländer, weil es eben deutsche, französische, italienische und romanische Schweizer; magyarische, slavische, deutsche und rumänische Ungarn; flämische und wallonische Belgier; angelsächsische, walisische, niederschottische und gälisch-schottische, englisch-irische und stock-irische Bewohner des Vereinigten Königreichs gibt? Von Rußland, dem großen Völker-Zuchthaus, schon gar nicht zu reden.

Für Deutschland könnte das leidenschaftliche Sich-Heranwickeln Gambettas an das Bündniß mit England wohl zu denken geben. Es ist genau die Art, wie Napoleon III. schon im Januar 1852 begann. Bedenklich erscheint es jedenfalls für den Frieden und die Sicherheit Europas, wenn Frankreich abermals auf die Bahn der kriegerischen Abenteuer geworfen würde. Denn daraus ergäben sich leicht Verfassungsumstürze, deren Rückschlag nach Außen auf die Dauer nicht ausbleiben kann. Durch den neuesten Beschluß der Pariser Kammer ist allerdings die Politik der Einmischung in Aegypten noch über Gambetta hinaus, bis in Freycinets Reihen hinein geschlagen worden. Doch da dies das Ergebniß einer Verbindung höchst entgegengesetzter Parteigruppen ist, wird sich weitere Wachsamkeit gewiß empfehlen. Ließ doch Gladstone durch den Mund des Jung-Radicalen Chamberlain dieser Tage den Wink nach Paris hinüber geben: „das französische Bündniß sei der Angelpunkt der englischen Politik". Gambettas wurde dabei von Herrn Chamberlain besonders ehrend erwähnt! Das mag freilich auf der äußersten Rechten, wie auf der äußersten Linken in Frankreich wenig gefallen haben.

Ultimatums- und Bombardirungs-Politik, welche der englische Premier zuerst an der Seite Frankreichs gegen Aegypten in Aussicht stellte, dann wahrhaft bulgarisch gräuelvoll auf eigene Faust betrieb, und die er nachträglich wieder mit französischer Beihülfe fortzusetzen trachtete, ist ihm bei großen entscheidenden Fragen stets als Ideal der Staatskunst erschienen. Das vergessen in England oft seine eigenen Anhänger. Um so mehr täuscht man sich vielleicht im Auslande über sein innerstes Wesen.

Ohne Zweifel spinnt er gern endlose Reden aus und erfreut sich an schillernder Darstellungsweise, der Niemand auf den Grund sehen kann. Alles, was er sagt, läßt mehrere Auslegungen zu. Eine mittelalterlich theologische Casuistik, wie sie seiner religiösen Richtung entspricht, geht stets durch seine politischen Ausführungen. Aber diesem scheinbar auf spitzfindige Weitläufigkeiten angelegten Temperament ist ja, wie die Kirchengeschichte zeigt, das plötzliche Zuschlagen durchaus nicht fremd.

Gladstone hat es sich noch vor ein paar Jahren zum Ruhme angerechnet, daß das Kabinet, dem er während des amerikanischen Unions-Krieges angehörte, in der „Trent"-Angelegenheit auf die Verhaftung der Sklavenhalter-Gesandten Mason und Slidell sofort mit der Absendung von 10,000 Mann antwortete. Er rühmte sich in derselben Abhandlung, daß dies Kabinet den Sultan gezwungen habe, einem tyrannischen Pascha „den Kopf abzuschneiden"; und daß es beim schleswig-holsteinischen Krieg das Bündniß mit Frankreich suchte, um Deutschland zu bekämpfen.

Genau genommen, wollte er in Sachen der Sklavenhalter-Empörung noch viel weiter gehen. In Newcastle rief er damals jubelnd aus: „Jefferson Davis hat ein Heer und eine Flotte geschaffen, und steht im Begriff, eine Nation zu gründen!" Wäre es nach Gladstone und Palmerston gegangen, so hätte man den Südbund nicht blos als kriegführende Macht, sondern als un-

Digitized by Google

abhängigen Staat anerkannt und ihm durch Blockadebruch mittelst der englischen Flotte Hülfe gebracht. Die Haltung der arbeitenden Stände Englands — im Verein mit der Ansicht der Königin, die solchen Plänen entschieden zuwider war — verhinderte die Durchführung der Absichten Palmerstons und Gladstones.

Das Gleiche geschah bei der dänischen Frage. Wir aber mögen es uns merken, daß Gladstone nicht blos 1863 solcher Politik huldigte, sondern daß er noch vor seinem neuesten Amtsantritt sich gegen den Vorwurf, als habe er keinen Sinn für Englands Größe, mit den Worten vertheidigte: „Haben wir denn nicht im Jahre 1863 Frankreich eingeladen, zusammen mit uns ein Ultimatum an die deutschen Mächte zu richten und Dänemark zu vertheidigen gegen die Ränke, welche Deutschland unter dem Vorwand der Ansprüche des Herzogs von Augustenburg spann — wobei wir jedoch von Ludwig Napoleon hören mußten: das möge wohl ein großes brittisches Interesse sein, habe aber keine Bedeutung für Frankreich?"

Gesetzt den Fall, Napoleon wäre auf das von Gladstone befürwortete Bündniß eingegangen: wie viele Alexandrien hätten wir da an unseren Nord- und Ostsee-Küsten in Flammen aufgehen sehen? — —

Es hilft nicht, zu solchen Dingen die Augen zuzudrücken. Von John Bright war derlei gegen Deutschland nie zu befürchten; ebensowenig von manchen anderen freisinnigen Führern Englands. Auch von Disraeli-Beaconsfield nicht; die ersten Worte, die ich vor Jahren mit ihm wechselte, bezogen sich auf die deutschfreundliche Haltung, die er 1870 bei Beginn des Krieges bewiesen — wie er auch im amerikanischen Kriege nie die schlechten Gesinnungen anderer Tories oder Whigs kundgab. Das kann und soll man der Wahrheit halber gestehen. Dabei bleibt es natürlich ebenso wahr, daß Disraeli, trotz besseren inneren Wissens, für die stockige Landjunker-Partei, die er im Grunde seines Herzens mißachtete, oft mit den verwerflichsten Waffen den Kampf gegen die Fortschrittssache kämpfte.

Wie aber Gladstone sich noch 1878 seiner deutschfeindlichen Ultimatums-Politik rühmte, welche er sogar im Bunde mit dem zweiten Kaiserreich mit Waffengewalt durchführen wollte, so hat er auch kurz vor seinem neuesten Amtsantritt einmal sonderbare Zweifel erhoben: „Wer wohl eigentlich der Urheber des Krieges von 1870 gewesen sein möge?" Er behauptet, noch nicht ganz klar darüber zu sein! Was das im Munde eines Mannes bedeutet, der der Schleswig-Holsteiner und unser sonnenklares Nationalrecht für eine „Intrigue" erklärt, das versteht wohl Jeder, ohne daß sich ihm im Verkehr mit ausländischen Politikern der Gehörsinn besonders geschärft zu haben braucht.

Auch bei Beginn des letzten russischen Krieges hatte Gladstone, im Gegensatz zu denjenigen Liberalen, welche die Nichteinmischung wollten, gerade die Einmischung empfohlen. Sein Gedanke war: mit den Kriegsschiffen eine Sperrkette gegen die Herüberbringung türkischer Truppen aus Asien und Afrika nach Europa zu ziehen, also im Nothfall die ottomanischen Fahrzeuge zu bombardiren. Da hätte Rußland doppelt leichtes Spiel gehabt. Gegenüber der russenfeindlichen Gesinnung der damals im Amte befindlichen Tories einer- und den Friedensgrundsätzen eines Theiles der liberalen Partei andererseits vermochte Gladstone damit nicht aufzukommen. Es gelang ihm nur, durch planmäßige Obstruction die Parlamentsverhandlungen so zu zerrütten, daß England in der Meinung des Auslandes tief in sich gespalten erschien und zu keiner rechten That kam.

Sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß während jenes Krieges dem Beaconsfield'schen Ministerium — das übrigens auch in Folge der Haltung Lord Derbys in sich gespalten war — einmal von Wien aus, auf nichtamtlichem Umwege, ein Bündniß-Anerbieten gemacht wurde; daß aber von Berlin her ein „Halt" nach Wien hin gerufen wurde?

Während der bulgarischen Gräuel-Agitation in England empfahl Herr E. A. Freeman, der Geschichtschreiber, in der beliebten edlen Sprache: „Man solle den Türken wie ein wildes Thier an der Kette niederziehen und auspeitschen." Da Gladstone seinerseits die Türken als die „eine, unmenschliche Abart der Menschheit" bezeichnete, somit für vogelfrei erklärte, so war die Uebereinstimmung mit Freeman, der den Engländern rieth, „gleich Peter dem Einsiedler die Kreuzfahrt zu unternehmen", gewiß zur Genüge vorhanden. In Ermangelung des ächten turanischen Türken muß nun der Aegypter, gleichviel ob arabischer Semit oder Fellah, oder was sonst, herhalten. Wenn man nur einen Mohammedaner hat, so genügt das vorerst schon.

Das sind jedoch Spiele, bei denen bekanntlich Zwei oder Mehrere mitspielen können. Der nächste Erfolg der Politik Gladstones ist: daß ein altes, wieder in der Hebung begriffen gewesenes Culturland in barbarische Zustände zurücksinkt; daß auf die furchtbare Lohe in Alexandria vielleicht mit den Wassern des Nils, mit der Zertrümmerung des Kanals geantwortet wird; daß in der ganzen mohammedanischen Welt Nord-Afrikas (und in Afrika überhaupt ist der Islam eine mächtig zunehmende, große Bevölkerungstheile Jahr um Jahr zu sich herüberziehende Religion) eine Christen-Hetze ausbricht.

Wer weiß, welche Wirkungen das auf die Mohammedaner in Indien haben wird, wo der Islam ebenfalls unter den gedrückten Ständen — wie die neueste Statistik zeigt — große Fortschritte macht. In häufigem Verkehr mit Indern der verschiedensten Abkunft und des verschiedensten Glaubensbekenntnisses hat sich uns die Ueberzeugung seit Jahren eingeprägt, daß trotz der tiefen inneren Zerklüftung der dortigen Bevölkerungen ein böser Haß gegen die Fremdherrschaft glimmt. In welche Lage geriethe aber England, wenn zu dem blutigen Durcheinander in Aegypten, zu der andauernden grausen Wirrniß in Irland, noch eine Wiederholung der Ereignisse von 1857 in Indien träte!

Mit der frischen Erinnerung an die Vorgänge im Transvaal erscheint dies Würfeln um die Zukunft des Reiches leichtsinniger, als man es von dem in seinem dreiundsiebzigsten Jahre stehenden Staatsmann erwarten sollte. Aber der Würfel ist nun geworfen — und England, das als Volk und in seinem Parlament über Gladstones wahre Absicht Monate hindurch listig getäuscht worden, sieht sich nun seiner „Waffenehre" halber (wenn da von Ehre die Rede sein kann!) in eine Verwickelung gezogen, die ihm dereinst noch Ströme Blutes kosten und die schwersten Verluste eintragen kann.

Und darum mußte im Namen des Parlamentsrechtes und der humanen, gerechten und offenen Behandlung auswärtiger Angelegenheiten die sog. Imperial- und geheime Kriegspolitik Beaconsfields gestürzt werden!

Die Auswanderung.

Von Ernst Otto Hopp.

Die Gegenwart hat ihre brennenden Fragen, bei deren Beantwortung die Mehrheit des denkenden Volkes weit tiefer interessirt ist, als es sich manche unserer Fachpolitiker vorstellen mögen oder träumen lassen, und daß zu denselben das trübe Thema von der deutschen Auswanderung gehört, wird nur der leugnen, dem unbekannt ist, welches Leid unsere Zeit bewegt. Die Auswanderung ist fast so unberechenbar wie der Cours an der Börse, ganz aufhören wird sie fortan nicht mehr; nach einer mehrjährigen Ebbe ist wieder einmal Hochfluth eingetreten, die eine erstaunlich große Summe von Arbeitskraft und Kapital aus dem deutschen Reiche wegschwemmt. In den drei ersten Monaten dieses Jahres sind bereits 64,129 deutsche Emigranten nach Amerika verzogen, und manchen Patrioten überkommt bei dem Bekanntwerden dieser Thatsache ein Gefühl heißer Scham. Wir sind ein mächtiges Volk, das über 45 Millionen zählt, und lassen es ruhig geschehen, daß uns alljährlich Hunderttausende unserer Kinder verloren gehen?

In den Tagesblättern liest man hier und da eine Notiz: „Der Hausbesitzer Schulze in Berlin hat eine Portierstelle ausgeschrieben, zu der sich, obwohl dieselbe sehr mäßig dotirt war, 173 Bewerber meldeten"; oder: „Für die vacante Bürgermeister-

Digitized by Google

stelle in Dingsda — das Gehalt beträgt 2000 Mark — sind 117 Meldungen eingelaufen"; oder: „man schätzt die Zahl der erwerbslosen Handlungsgehülfen in Berlin auf viele Tausende"; oder: „es gibt im deutschen Reiche jetzt über 300,000 Landstreicher". Ergibt sich heraus, wie sehr alle Erwerbszweige an Ueberfüllung leiden — wir erwähnen hier nur die Bautechniker, Lehrer, Bildhauer, Kaufleute, Postbeamten, Schriftsteller, Juristen — so muß sich uns unwillkürlich die Frage aufdrängen: „Leiden wir in Deutschland an Uebervölkerung?" Die kolossale Zunahme der Vagabondage und der langsam, aber stetig anwachsende Pauperismus zwingen uns, dieselbe zu bejahen, wenn auch statistisch festgestellt sein mag, daß manche Gegenden des deutschen Vaterlandes per Quadratkilometer nur eine mäßige Ziffer an Einwohnern aufweisen. Die jährliche Zunahme an Köpfen beträgt für Deutschland durch den Ueberschuß der Geburten ca. 550,000. Man hat nun behauptet, daß eine auch noch so starke Auswanderung es nicht verhüten könne, daß die Uebervölkerung immer mehr Platz greife; doch hat man dabei nicht berechnet, daß durch große überseeische Kolonien unsere Gewerbthätigkeit und unser Handel in dem Maße vermehrt und erweitert werden könnten, daß noch auf lange Jahrzehnte, vielleicht auf Jahrhunderte hinaus, eine ansehnlich vermehrte Bevölkerung im Stande sein dürfte, sich in Deutschland zu ernähren.

Zu hemmen ist die Auswanderung durch keine Edicte; aber der Strom könnte in ein anderes Bette gelenkt werden. Dieses alljährlich und regelmäßig vor sich gehende Entnationalisiren von Hunderttausenden hat etwas unsäglich Trauriges. Wer im Auslande lange Jahre verbracht und es miterlebt hat, wie die deutsche Ehre dort mit Füßen getreten wird, wie das Renegatenthum unter den Kindern der eingewanderten Deutschen immer größere Dimensionen annimmt, wie die Erbgüter der Väter, deutsche Sprache und Sitte, immer häufiger verloren gehen, wie das Kind sich vor dem Deutschthum seines Vaters schämt, wie unter den Auslandsdeutschen Generationen emporwachsen, die von der Macht des deutschen Gedankens, wie er sich in unseren großen Geistesheroen repräsentirt, keine Vorstellung mehr besitzen, den mag wohl oft ein bitteres Gefühl überschlichen haben. Die großen historischen Ereignisse, die sich in den Jahren 1864 bis 1871 abgespielt haben, sind von gewaltigem Einfluß auf die Hebung des deutschen Nationalstolzes gewesen, aber man täusche sich nicht: in zwölf Jahren läßt sich die lange deutsche Geschichte von Zerrissenheit, Ohnmacht, Schwäche und Sonderinteressen nicht vergessen machen. Alle großen Wandlungen vollziehen sich langsam. Man frage doch die achthundert Zwischendeckler, die jetzt mit jedem Dampfer den Elbe- und Weserstrom hinunterziehen und die westatlantischen Gestade aufsuchen, welche Vorstellung sie von der deutschen Größe und Einheit haben? Für so viele derselben sind die großen Sentenzen unserer Helden der Feder nicht gedacht worden, die Bücher, Broschüren, Zeitungsartikel, die auf sie berechnet waren, kommen gar nicht vor ihr Auge. Von guten Rathschlägen werden sie nicht satt, und für den blutigen Ruhm haben sie verzweifelt wenig Verständniß, unbewußt stimmen sie mit dem bösen Heine'schen Wort überein:

„Unser Grab erwärmt der Ruhm —
Thorenworte, Narrenthum!"

Und das bischen deutsche Sentimentalität, das sich in einer heimlich zerdrückten Thräne zeigt und zum Durchbruch kommt, sobald der letzte Streifen der vaterländischen Küste entschwindet, das treibt ihnen bald die Berührung mit dem Amerikanismus aus, der die Taschen füllt und das Gemüth ausdörrt.

Zu allen Zeiten fast sind die Deutschen gern ausgewandert; man sagt, es wohne ihnen eine Sehnsucht nach den blauen Wundern der Ferne und eine Lust zu reisen inne. An den Kreuzzügen betheiligten sie sich lebhaft; und als jene Epoche zu Ende ging, pflanzten sie das Kreuz an den Gestaden der Ostsee auf und setzten sich das baltische Meer entlang bis zum finnländischen Golf fest. Später, nachdem sie sich von den Gräueln der Reformationskriege einigermaßen erholt hatten — ganz sind sie nie davon genesen — zogen sie in die neuentdeckten transatlantischen Gebiete, weniger um der Messer- und Gabelfrage willen, als aus religiösen Gründen und des schändlichen Druckes wegen, der in der Aera der Raubstaaten auf den in halbe Sklaverei Versunkenen lastete. Der Uebervölkerung halber begannen sie in diesem Jahrhundert auszuwandern. Bekanntlich gibt es nichts Neues in der Geschichte: es ist Felix Dahns Verdienst, nachgewiesen zu haben, daß sie schon in den Jahrhunderten, die man mit dem Schulausdruck „Völkerwanderung" bezeichnet, aus derselben Ursache ihre heimischen Wohnstätten verließen. Damals, wie heute wieder in manchen Gauen Deutschlands, war die Uebervölkerung nur eine relative; die volkswirthschaftlichen Kenntnisse waren so gering, daß sich die Stämme der Cimbern und Teutonen, Vandalen, Heruler, Rugier, und wie sie alle heißen, auf ihrem Grund und Boden nicht zu ernähren vermochten. Heute sind wir in der Volkswirthschaftslehre etwas weiter gekommen, und viele Millionen ernähren sich von der Industrie. Man sucht nun zwar dieselbe immer mehr zu heben und die Gewerbthätigkeit zu fördern; aber der drohenden Verarmung entgehen wir dadurch nicht, denn wo Fabriken sich an Fabriken reihen, entsteht auch Pauperismus, er ist von diesen modernen Erfindungen fast unzertrennlich. Man kann durch bessere Verkehrswege, rationellere Wirthschaft, zahlreichere Schulen gewiß Manches thun, aber die großen sterilen oder doch wenig erträglichen Bodenflächen Norddeutschlands und das ungünstige Klima mit seinen verderblichen Frühlings-Nachtfrösten kann man nicht beseitigen, man müßte denn Deutschland unter eine Staatsglasglocke setzen. Alle Bestrebungen, dem Volke Broderwerb zu schaffen, haben eine Grenze. Die in wahrhaft entsetzlichen Proportionen zunehmende Vagabondage fordert zur Entdeckung von durchgreifenden Heilmitteln auf; die Vereine gegen Bettelei, wie die Gesellschaften, welche sich die Sicherung des Fortkommens der aus den Zuchthäusern entlassenen Sträflinge zum Zweck gesetzt haben, und ähnliche verwandter Tendenz mögen ja sehr nützlich sein, aber weit wirksamer wäre eine Association, die sich damit befaßte, den Verarmten und Verkommenen eine neue Heimstätte zu bereiten, wo sie aus eigener Kraft emporkommen könnten. Die Gefängnisse füllen sich immer mehr, und der Kampf ums Dasein wird für Hunderttausende ein so schwieriger, daß er alle Kraft absorbirt und ihnen nicht mehr gestattet, an der Culturtafel mitzuspeisen. Die Moral der Nation leidet unter der Uebervölkerung, die Nervenzerrüttung unseres Zeitalters ist ihre Folge. Die Zunahme der Selbstmorde, der Mangel an idealem Sinn, das Fehlen ethischer Grundstützen, die Verrohung der Gemüther lassen sich zu einem beträchtlichen Theil aus demselben Grunde herleiten. Ueberall, wo wir hinsehen, macht sich ein elender banausischer Geist bemerkbar, auf den Hochschulen handelt es sich vielfach nicht mehr um das Studium, sondern um das Brodstudium, die Nahrungssorge hemmt die Schwingen des Talents und bannt den Geist in eine dumpfe Atmosphäre.

Die Auswanderung ist kein nationales Unglück, sondern eine Nothwendigkeit und wird sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer dringender als eine solche gestalten; nur müssen Mittel und Wege gefunden werden, daß das Vaterland Nutzen aus ihr zieht. Gebt uns Kolonien! ist ein Ruf, der immer lauter ertönt. Wir wollen nicht mehr für Amerikaner und Engländer arbeiten! Vor nunmehr zweihundert Jahren war es ein kurbrandenburgischer Regent, den man mit Recht den Großen nennt, der weitsichtig genug war, um auch die Zukunft zu bedenken. Das Saatkorn, das er auszusäen bestrebt war, ist verkümmert, aber die Erinnerung an seine Pläne ist noch nicht verloren; es ist immer noch nicht zu spät, wenn wir nur energisch wollen. Wir brauchen keinen Krieg mit einer auswärtigen Macht, um die gährenden Elemente unter uns zu beschwichtigen und zu befriedigen, aber wir brauchen mehr Raum für unsere Ellenbogen, wir müssen für unsere überschüssige Kraft einen Schauplatz aussuchen, auf dem sie sich versuchen und entwickeln kann. Die Zeitepoche der großen Städte, die jetzt angebrochen ist, birgt ihre großen Gefahren in sich; Irreligiosität, Unsittlichkeit, Armuth und Rohheit sind da, wo hunderttausende von Menschen zusammenströmen,

Digitized by Google

niemals ganz zu verbannen und auszurotten, sie bilden Ansteckungsheerde, von denen aus unheilvolle Krankheiten das gesammte Land überziehen. England wäre schon längst mit seiner Fabrikbevölkerung und seinen schreienden Gegensätzen von Arm und Reich in schwere sociale Kämpfe verfallen, wenn es nicht seinen Kindern so reichliche Gelegenheit bieten könnte, sich in fernen Ländern ein Heim zu gründen, oder doch, nachdem sich die Anschauungen eben dort geklärt, nach Hause zu kehren mit ruhigerem Herzen und gefüllterer Tasche. Was jetzt schon für Deutschland wünschenswerth erscheint, wird nach einigen weiteren Decennien unabweisbarer Zwang werden, und vielleicht liegen die Verhältnisse dann noch ungünstiger, als heutzutage.

Die Vereinigten Staaten von Amerika werden stets ein Ziel vieler Auswanderungslustigen bleiben; das dem Deutschen zusagende Klima und das zahlreiche dort bereits ansässige Deutschthum sind Magnete, die ihre Anziehungskraft nicht verlieren werden; allein daß, wie es jetzt der Fall ist, nahezu der ganze Strom der deutschen Auswanderung sich dorthin ergießt, um früher oder später vom Yankeethum amalgamirt zu werden, das ließe sich durch Gründung von Kolonien verhindern. Wenn man es für wahr hält, daß die materiellen Interessen, reichliches Essen und Trinken und lohnender Gelderwerb, das Höchste im Leben und das einzig Begehrenswerthe für den Menschen sind, dann ist Amerika das richtige Land; es ist nicht zu leugnen, daß es vielen Tausenden deutscher Einwanderer dort recht gut geht, daß sie nicht nur ihr Brod, sondern auch die Butter und das Fleisch darauf sich verdienen, aber mehr muß man nicht verlangen wollen. Der kränkliche fade Pietismus, der in so vielen Kreisen herrscht, die kolossale Heuchelei und die Corruption zahlreicher „Ringe" wie des ganzen politischen Lebens sind Mißstände, die auf die Moral des Einwandernden nur entsittlichend einwirken können. Die Freiheit ist da; aber sie blüht ohne Poesie, dem amerikanischen Leben fehlt die „geistige Humusschicht" der alten Culturvölker, eine Geschichte, die der allmächtige Dollar glücklicherweise nicht kaufen kann. In ihrem ganzen Sein ist zu viel Praxis und zu wenig Theorie, es mangelt an einer geistigen Basis und an Respect vor der Wissenschaft, das Handwerksmäßige herrscht vor, „Probiren geht über Studiren", sagt der smarte Yankee. Das Wort „ideal" ist in ihrer Sprache ein seltenes und wenig gehörtes; sie kennen seine Bedeutung und seinen Werth nicht. Der deutsche Handwerker, der Tagelöhner und Kossäthe, die nach Amerika ziehen und die große Masse der Auswanderung bilden, verstehen dieses Manquo zuerst nicht; sie fangen erst an zu begreifen, daß etwas fehlt, wenn sie vor Gericht beschieden werden und einsehen, daß die Rechtsverhältnisse so überaus traurige sind. Im Grunde leidet ja Amerika auch an der Krankheit unserer Zeit, daß der Verstand auf Kosten des Gefühls großgezogen und vorgezogen werden soll. Davon wissen die Zuzügler allerdings so wenig wie solche Reisende, die nur einige Monate in der großen transatlantischen Republik verleben und dann in hastigem Urtheil links und rechts gefährliche Lobpreisungen austheilen, ohne Land und Leute richtig erkannt zu haben.

Afrika und Südamerika enthalten Millionen Morgen fruchtbarsten Landes, die entweder eine Wildniß bilden oder doch nur von Wilden bewohnt werden oder von weißen Ansiedlern spärlich besiedelt sind. Die Deutschen haben es zu allen Zeiten verstanden, zu kolonisiren; in welchen Ländern, so darf man fragen, gebe es keine Deutsche, die nicht ihr gutes Fortkommen gefunden? Wir sind mindestens ebenso gute Kolonisatoren wie die Engländer, wir sind noch zäher, geduldiger und weniger verwöhnt, wir verstehen es, uns zu akklimatisiren, uns überall anzuschmiegen und den Verhältnissen anzupassen. Durchaus auf friedliche Weise könnten wir uns den Besitz von Kolonien sichern. Wenn — um hier nur ein Beispiel anzuführen — die deutsche Regierung oder eine Kolonisationsgesellschaft oder beide zusammen für zehn Millionen Thaler Landankäufe im westlichen Südamerika machen und alljährlich an 50,000 Kolonisten dorthin spediren wollten, so wäre die größte Wahrscheinlichkeit, ja, fast Gewißheit vorhanden, daß das ganze westliche Südamerika in einigen Jahrzehnten germanisirt werden könnte. Aehnliches wäre in Afrika zu erreichen. Dann hätten die Zurückbleibenden, die mit den Fortziehenden in steter Handelsverbindung bleiben würden, von der Auswanderung einen bestimmten Nutzen, und unser Export könnte sich, wie unsere Fabrikation, wesentlich heben.

Im Lärm der schnelllebigen Zeit und unter dem gehässigen Hader der Parteien ist der Auswanderungsfrage noch nicht die Aufmerksamkeit geschenkt worden, die sie verdient; doch die Stunde wird schlagen, da man ihr auf der Tagesordnung des öffentlichen Interesses eine andere als die letzte Stelle einräumt. Trotz allen gegenseitigen Nörgelns und Grollens, trotz aller Bemühungen, eine Rückwärtsconstruction unserer Geschichte einzuleiten, trotz aller inneren Fehden pflegen in Deutschland sonst dissonirende Stimmen sich in einen harmonischen Accord aufzulösen, sobald es sich um das Sein oder Nichtsein einer deutschen Zukunft handelt. Gott sei Dank! Die große Majorität unserer Nation glaubt an die deutsche Mission; der dilatorischen Behandlung der tiefernsten Auswanderungsangelegenheit wird endlich einmal die That folgen, und ein deutscher Staatsmann, der dasjenige durchsetzt und erfüllt, was Millionen als wünschenswerth und nöthig begehren, wird wahrlich ein „magnus Apollo" für das von den Ausländern so oft bespöttelte Vaterland werden.

Literatur und Kunst.

R. Wagners „Parsifal" als Dichtung.

Eine gerechte Beurtheilung des Musikers Wagner ist ungleich complicirter als diejenige des Poeten. Er selbst und seine getreuesten Anhänger leugnen zwar gelegentlich mit aller Emphase die Möglichkeit und Vernünftigkeit jeder getrennten Untersuchung seiner Qualitäten. Aber die Wissenschaft, auch die ästhetische, ist nun einmal die Lehre vom Unterschied, und Wort und Ton bleiben ewig und trotz aller Leitmotive zweierlei. In dem Streite um Wagners Musik ist die Frage nach dem Werthe seiner Methode bis zu einem gewissen Grade von der Frage nach der Intensität seiner Erfindungskraft und seiner Technik zu trennen, so mannichfaltig sich auch ohne Zweifel diese beiden Factoren in ihrer Entwickelung gegenseitig beeinflußt haben mögen. Es ist ganz wohl denkbar, daß Jemand ein Antiwagnerianer heißen kann, auch wenn er für das ursprüngliche musikalische Talent Wagners aufrichtige Bewunderung hegen sollte. Und umgekehrt hat es wenigstens nach Wagners früheren Operncompositionen Beurtheiler gegeben, welche deren Principien im Allgemeinen billigten, im Punkte der erfinderischen Begabung aber den Autor z. B. einem Meyerbeer nicht für ebenbürtig erachteten. Nimmt man noch dazu die Länge und die innere Ungleichheit der Wagner'schen Partituren und die bekannten Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten der musikalischen Analyse überhaupt, zumal einem größeren Publicum gegenüber, so erscheint die Betrachtung der dichterischen Leistungen Wagners jedenfalls einfacher, verlockender, die Debatte immerhin aussichtsreicher. Das Wort gestattet bis zu einem hohen Grade die Abstraction von der praktischen Wirkung, und das Wesen des künstlerisch Gewollten offenbart sich in der nur gelesenen und in der Phantasie reproducirten Handlung mit kaum minderer Klarheit, als in der realen Wiedergeburt durch die Bühnenkunst.

Wenn wir es hier versuchen, von dem Eindruck Rechenschaft zu geben, welchen R. Wagners „Parsifal" als Dichtung auf uns gemacht hat, so liegt uns ein durchgängiger Vergleich mit dem Urquell des Stoffs, dem mittelalterlichen Epos Wolframs von Eschenbach fern. Wir sehen von demjenigen, was wir über und aus Wolframs großartig-weitschichtigem Gedicht kennen und nicht kennen, bei der Lectüre des Wagner'schen Buchs ganz ab, welches übrigens nach jeder Richtung hin in vollster Ungebundenheit von seiner Quelle abweicht, und bean-

Digitized by Google

spruchen vorerst keine andere Erklärung, als die Dichtung über sich selbst zu geben im Stande ist.

Der erste Aufzug des Wagner'schen „Parsifal" versetzt den Zuschauer in einen Wald auf dem Gebiete der Gralsburg Monsalvat in den nördlichen Gebirgen des gothischen Spanien. Auf Monsalvat herrscht tiefe Trauer: denn Amfortas, der König des Grals, leidet an einem Uebel, welches aller Heilkunst trotzt und nur auf dem übernatürlichen Wege höchster Gnaden- und Wunderwirkung gebannt werden kann. Den Zusammenhang der Dinge, die Exposition des Stücks, erhalten wir aus dem Munde des biederen, in Treue und Tugend bewährten Gralsritters Gurnemanz. Dem frommen königlichen Helden Titurel sind einst in „heilig ernster Nacht" „des Heilands sel'ge Boten" erschienen:

„Das Weihgefäß, die heilig edle Schale,
darein am Kreuz sein göttlich Blut auch floß,
zugleich den Lanzenspeer, der dies vergoß —
der Zeugengüter höchstes Wundergut, —
das gaben sie in unsers Königs Hut."

Den „Heiligthümern" baute Titurel in den Bergen ein „Heiligthum", zu dem nur Reine den Weg finden konnten, und sammelte so um sich eine Ritterschaar, die durch des Grales Wunderkraft zu den höchsten Rettungswerken gestärkt wurden. Jenseits der Berge aber, im „üpp'gen Heidenland" hauste der Zauberer Klingsor. Um gleichfalls heilig zu werden, hatte er, da er in sich die Lust nicht zu tödten vermochte, die Hand an sich selbst gelegt (eine andere Stelle S. 30 und 31 bestätigt, daß Selbstverstümmelung gemeint ist), wurde aber von Titurel zurückgestoßen. Daher sein unversöhnlicher Haß gegen die Gralsritter. Um sie zu verführen, schuf er sich auf seinem Gebiet einen Zaubergarten voll teuflisch schöner Frauen, denen viele Gralsritter erlagen. Auch Amfortas, Titurels Sohn, der dem Altersmüden in der Herrschaft auf Monsalvat gefolgt war, hatte mit Klingsor ein unheilvolles Zusammentreffen, bei dem der heilige Speer in des Zauberers Händen geblieben war. Mit ihm hatte Klingsor dem Könige eine unheilbare Wunde beigebracht. Den Speer der Macht des Unholds zu entreißen, war Niemand im Stande gewesen, und Amfortas, unsterblich durch den Anblick des Grals, fuhr fort, durch die böse Wunde bei lebendigem Leibe Todesqualen zu leiden. Heilende Rettung und Wiedereroberung des Speers hat der Gral auf Amfortas' heißes Flehen durch ein Orakelwort in Aussicht gestellt, welches den zu erwartenden Retter, wie folgt, bezeichnet:

„Durch Mitleid wissend,
der reine Thor,
harre sein',
den ich erkor."

Als dieser heiß ersehnte „reine Thor" scheint sich der Jüngling Parsifal einzuführen, wenigstens treffen nach Gurnemanz' stiller Herzensmeinung alle Anzeichen seines Wesens mit dem Orakelwort zusammen. Rein ist er, da sich ihm der Weg nach Monsalvat geöffnet hat, der jedem Unreinen verschlossen bleibt, und auch an der erforderlichen Portion Thorheit scheint es ihm nicht zu gebrechen, da sein erstes Debut auf dem geweihten Gebiete der ahnungslose Bruch des Friedens war, indem er in kindischem Uebermuth einen der heiligen Schwäne des Waldsees tödtete. Auf näheres Befragen zeigt sich seine Thorheit immer deutlicher. „In Oeden" von seiner Mutter Herzeleide erzogen, kennt er weder die Welt, noch sich selbst. Der Unterschied zwischen Recht und Unrecht ist ihm so fremd, wie sein Name. Die Mutter hat er verlassen, ohne zu ahnen, daß seine Flucht ihr das Herz brechen werde, und ist knabenhaftem Abenteuerspiel nachgegangen. So hat sich sein Fuß willenlos in den Gralswald verirrt. Gurnemanz ahnt in dem weltfremden Jüngling den Retter und führt ihn per Wandeldecoration nach Monsalvat, wo sich eben die tägliche Wunderspeisung der Gralsritter vollzieht. In einem mächtig gewölbten Saale der Burg findet Parsifal die letzteren an langen Tafeln versammelt. Auf Befehl des greisen Titurel, der durch des Grals Wunderkraft im Grabe täglich neues Leben gewinnt, waltet der kranke Amfortas seines Amts. Unter bittern Selbstanklagen, daß er, der einzige Sünder unter Allen, des höchsten Heiligthums pflegen müsse, öffnet er einen goldenen Schrein und enthüllt die heilige Krystallschale. Die Knabenstimmen singen die Formel des christlichen Abendmahls: „Nehmet hin mein Blut um unserer Liebe willen! Nehmet hin meinen Leib, auf daß ihr mein gedenkt!" — Der Gral erglüht in purpurnem Licht, die Tische zeigen sich besetzt mit Wein und Brod, und die Ritter machen sich daran, die durch den Grahl gespendete Abendmahlsnahrung zu sich zu nehmen. „Starr und stumm, wie gänzlich entrückt" steht der Jüngling unter dem Banne dieses fremden Schauspiels; nur als Amfortas' unheilvolle Wunde aufs Neue zu bluten beginnt und der König laute Klagetöne ausstößt, greift Parsifal krampfhaft nach dem Herzen. Sein Benehmen befriedigt indessen Gurnemanz keineswegs, und als der Jüngling auf die Frage, ob er wisse was er gesehen, stumm den Kopf schüttelt, stößt Gurnemanz ihn mit dem unholden Wort: „Du bist doch eben nur ein Thor — laß Du hier künftig die Schwäne in Ruh und suche Dir, Gänser, die Gans," aus dem Saale hinaus.

Die höhere Erleuchtung, deren Parsifal im Reiche des Gral nicht theilhaftig geworden war, kommt über ihn erst in Klingsors Zauberschloß, wohin uns der zweite Aufzug versetzt. Hier lernen wir auch das seltsame Weib Kundry näher kennen, welches sich im ersten Act nur episodenhaft als unschön gestaltete, willige, aber in ihrer Weise fremdartig und abstoßend berührende Dienerin des Grals zeigt. Sie war in ihrer Urexistenz jene Herodias, die den Heiland auf seinem Leidenswege verlachte, und nun, ein weibliches Seitenstück zu dem „ewigen Juden" Ahasverus, verdammt ist, durch die Jahrhunderte fortzuleben unter immer erneuten Anfällen jenes „verfluchten" Lachens, bis sich ihr der Erlöser wieder naht. Kundry steht unter Klingsors mächtigem Einfluß, so daß er sie, wenn auch nicht für immer festhalten, so doch auf Zeiten an sich bannen und zu Diensten zwingen kann. Er benutzt die Lüsternheit ihrer Teufelsnatur dazu, um die Ritter des Grals, die sich seinem Gebiete unvorsichtig nahen, zu verführen. Das Werk ihrer buhlerischen Künste war es, daß Amfortas fiel und Klingsor ihm die heilige Lanze entwand, und heute soll sie ihre Macht an einem neuen Opfer üben, an dem Knaben, den Klingsor von einem offenen Thurm seines Gemachs aus schon in der Ferne „kindisch jauchzend" nahen sieht. Er citirt Kundry, die in tiefem Schlaf aus dem Erdboden emporsteigt, und befiehlt ihr, ihre Kunst an Parsifal zu üben. Sie weigert sich, da sie weiß, daß Jeder ihr unterliegt, und doch nur der sie erlösen kann, welcher ihr trotzt. Allein Klingsor ist der Meister ihres Willens, weil (aus gutem Grunde) einzig an ihm ihre Macht nichts vermag. Und daß Klingsor bereits ihren Willen bezwungen hat, beweist das unheimliche Lachen, in welches sie ausbricht, der unzweideutige Vorläufer des zu verrichtenden Werkes. In diesem bestialischen Paroxysmus versinkt Kundry und mit ihr das Gemach. Die Scene verwandelt sich in einen märchenhaften Zaubergarten, in dem schöne Mädchen in Blumengestalt ihr Wesen treiben. Sie empfangen den über die Mauer eindringenden Parsifal und verfolgen ihn mit lüsternen Neckereien, bis das Erscheinen Kundrys, die sich in eine verführerische Frauengestalt verwandelt hat, ihrem Treiben ein Ende macht. Sie ruft Parsifal bei seinem Namen, den er hier zum ersten Male hört, und erinnert ihn zugleich dadurch an seine Mutter. Parsifal sinkt „furchtbar betroffen" an Kundrys Lager nieder, tiefes Weh überkommt ihn, daß er der Mutter habe vergessen können. Da heftet die Zauberin ihre Lippen zu einem langen Kuß auf seinen Mund und — urplötzlich geht eine „furchtbare Veränderung" in dem reinen Thoren vor sich. Ein zerreißender Schmerz brennt in seinem Herzen, der ihn zunächst an Amfortas' Wunde mahnt. Bald aber erkennt er, daß das „furchtbare Sehnen", welches alle seine Sinne faßt und zwingt, „Qual der Liebe" sei, die ihn durchschauert „in sündigem Verlangen". Allein aus diesem Taumel der erwachenden Wollust wird er ebenso schnell in das Extrem religiöser Ek-

Digitized by Google

stase geworfen. Er sieht im Geist das Heilsgefäß, welches er aus unwürdigen Händen hätte befreien sollen, und er, der Verbrecher, blieb stumm und floh davon zu Knabenthaten! Zugleich erkennt er aber auch in Kundry die Verführerin. Die Scene steigert sich zu immer heißerer Leidenschaft: auf ihrer Seite glühende Liebesleidenschaft, die sich als Erlösungssehnsucht halb fühlt und halb maskirt, auf der seinen Abwehr, „Weltenwahns Umnachten", „höchsten Heiles heiße Sucht". Er stößt sie von sich, sie ruft um Hülfe, Klingsor erscheint und schleudert gegen Parsifal den heiligen Speer, der wirkungslos über dessen Haupt schweben bleibt. Parsifal erfaßt ihn und schlägt damit das Zeichen des Kreuzes: das Schloß versinkt, der Blüthenhain wandelt sich in eine Einöde, die Zaubermädchen sinken als welke Blumen zu Boden, Kundry ist schreiend zusammengebrochen. Zu ihr sich wendend, ruft Parsifal: „Du weißt, wo einzig Du mich wiedersiehst," und verschwindet.

Geraume Zeit nach der Handlung der beiden ersten Acte, an einem frühlingsfrischen Charfreitagmorgen, in einer freundlichen Gegend des Gralgebiets spielt der Schlußact. Gurnemanz ist zum Greise gealtert und lebt in einer Hütte als Einsiedler. Die Noth der Gralsritter ist aufs Höchste gestiegen. In dumpfer Verzweiflung weigerte Amfortas sich, des Graldienstes weiter zu walten; er ließ den Gral unenthüllt. Den Rittern ist damit die heilige Nahrung entzogen und „gemeine Atzung" nun ihr Theil. Auch Titurel ist ohne den lebenspendenden Anblick der Wunderschale dem Tode verfallen, und heute, zu seiner Leichenfeier, soll der Gral zum letzten Male in Amfortas' Händen erglühen, um dann für immer verborgen zu bleiben. Da naht nach langen Buß- und Fehdefahrten noch rechtzeitig Parsifal mit der zurückeroberten heiligen Lanze. Entzückt begrüßt ihn Gurnemanz und auch Kundry naht in ihrer dienenden Gestalt, aber demuthvoll und ohne die frühere Wildheit. Parsifal tauft sie mit dem Wasser des nahen Quells auf den Christusglauben, nachdem sie, eine mittelalterliche Maria Magdalena, ihrem „Erlöser" die Füße gewaschen und sie mit ihren aufgelösten Haaren getrocknet hat. Hierauf werden die Drei durch Decorationswechsel nach der Gralsburg entrückt, wo eben Amfortas in wüthender Verzweiflung das Gewand von seiner entsetzlichen Wunde reißt und den Tod fordert. Da tritt Parsifal herein mit den Worten: „Nur eine Waffe taugt: — die Wunde schließt der Speer nur, der sie schlug" streckt er die heilige Lanze gegen Amfortas aus, dessen Seite er mit der Spitze berührt. Amfortas ist geheilt und — ein neues Wunder! — von der Spitze des Speeres fließt heiliges Blut, das Blut, welches sich nach dem „verwandten Quell" im Grale sehnt. Der Gral wird enthüllt und leuchtet. Eine Glorie ergießt sich durch das ganze Gemach. Der todte Titurel, für einen Augenblick wieder belebt, erhebt sich segnend im Sarge. Aus der Kuppel herab senkt sich eine weiße Taube, das Symbol der christlichen Dreifaltigkeit, auf Parsifals Haupt herab. Kundry sinkt entseelt zu Boden, Amfortas und Gurnemanz huldigen knieend dem neuen Könige des Grals, und „kaum hörbar leise" klingt im Chor das mystische Schlußwort:

„Höchsten Heiles Wunder:
Erlösung dem Erlöser."

Versuchen wir es, die allgemeinen äußeren Umrisse der in diesen drei Acten vor unserer Phantasie aufgebauten Handlung festzuhalten, so ergibt sich uns zunächst der Eindruck eines auf decorative Mittel basirten, mit sinnfälliger Stärke wirkenden Zaubermärchens, wie es etwa ein aus dem Altmodisch-naiven ins Modern-reflectirte übersetzter Raimund mit dem raffinirten Bühnenapparat der Gegenwart hätte in Angriff nehmen und zu Stande bringen können. Der eminent „theatralische" Blick Richard Wagners, der das Specificum seines dramatischen Talentes bildet und ihn zu einem der besten Bühnenarrangeure der Gegenwart macht; das in all seinen Musikdramen hervortretende Geschick, seinen Stoff scenisch zu ordnen, um ihm mit ausgesprochenem Sinn für den Stimmungsgehalt decorative, „opernhafte" und balletmäßige Effecte abzugewinnen — diese für die praktische Wirkung höchst werthvollen Tugenden bewähren sich, soweit die Lectüre erkennen läßt, auch im „Parsifal" wieder im vollen Maße. Ungleich einfacher in der Textur, übersehbarer dem Umfange nach, und freier von epischen Wucherungen als die Nibelungentetralogie, gibt die Dichtung sich auch im sprachlichen Ausdruck weniger schwülstig und manierirt, als jenes letzte Erzeugniß der Wagner'schen Muse und als der an stilistischer Abenteuerlichkeit alles deutsch Gedruckte der Neuzeit übertreffende „Tristan". Gleichwohl finden sich auch im „Parsifal" gesuchte Alterthümeleien, Vergewaltigungen der Sprache in Wortbildung und Construction, namentlich aber ans Unverständliche grenzende Dunkelheiten des Ausdrucks immer noch in Menge. Das Princip der Alliteration, welches in der Sprache der Nibelungen so viel schadenfrohes Unheil angerichtet hat, kommt bei dem Parsifalstoff nicht zu Wort; und in den mehr lyrischen Partien des Werkes versüßt oft der Reim (dem Wagner übrigens so viel zu Liebe thut wie nur irgend ein Versschmied) die Ungefügigkeit des sprachlichen Ausdrucks.

Was die „tiefere Bedeutung" der Dichtung, die ideelle Tendenz anlangt, die nach der Wagnerschwärmer wörtlicher Versicherung die höchsten Offenbarungen des großen Weltgeheimnisses vor dem staunenden Zeitalter entfaltet, so ist dieselbe auch ohne Bayreuther Commentare nicht schwer zu entdecken. Es ist der uralte, durch alle Weltanschauung und Dichtung gehende Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, hier repräsentirt durch das Reich des heiligen Grals und das Zauberschloß Klingsors. Die Kinder des Lichts (Amfortas und die Gralsritter) sind durch die Schwachheit des Fleisches den Verlockungen der sündigen Finsterniß (Kundry) erlegen. Sie zu erretten, sendet der oberste Herr des Lichts einen Auserwählten (Parsifal), der durch ahnungslose, ungeprüfte und daher auch noch unbewährte Reinheit zu dem Kampfe mit den Mächten der Finsterniß prädestinirt ist, sich aber erst durch den siegreichen Widerstand in der Stunde der Versuchung als würdig erweisen muß. Nach mannichfachen Gefahren besteht er die Probe, vernichtet durch diesen Sieg das Reich der Finsterniß, bringt dem bedrohten Lichtreiche die Gewähr seines unzerstörbaren Fortbestehens und wird selbst zum Könige des Lichtreiches erhoben. Die indische Religion drückt den einfachen, aber tiefen Gegensatz durch die Begriffe des Ormudz und des Ahriman aus; die schönste und individuellste Analogie dafür bietet die Geschichte Christi.

Seinen Grundgedanken aus den Banden des transcendental Symbolischen zu erlösen, ist dem Dichter des „Parsifal" freilich nicht gelungen, und hierin liegt, wie fast durchgängig in Wagners Bühnendichtungen, die dramatische Schwäche des Stücks. An die Stelle der sittlichen Freiheit, welche die Seele des Handelns in jedem echten Drama höherer Art sein muß, setzt Wagner in seinem „Parsifal" unbedingter noch als im Nibelungenring, in „Tristan" und in „Lohengrin" die fatalistische Vorausbestimmung, die Orakelformel, das Wunder in des Wortes dogmatischster Bedeutung. Das Wunder setzt in Erstaunen, aber es läßt kalt; die That und das Leiden, die sich uns aus dem freien Gefühl der Menschenbrust entsprungen darstellen — mögen wir ihrem Pathos nun zustimmen oder es verwerfen — greifen warm an das Menschenherz, erschüttern und erheben künstlerisch unsere Gedanken und unser Empfinden.

Von einer „höheren Bestimmung" geleitet, sich selber ein Räthsel, betritt Parsifal das Gebiet des Grals. Mit stummem Staunen, wie es die Fremdartigkeit des Anblicks rechtfertigt, sieht er die Vorgänge auf Monsalvat und das Leiden des Königs mit an; er benimmt sich durchaus so, wie es einem naiv verblüfften jungen Menschen so seltsamen Zuständen gegenüber natürlich ist; dennoch müssen wir erfahren oder vielmehr auf Treue und Glauben hinnehmen, daß in seinem Verhalten eine schwere Verschuldung liege. Wolframs Epos gebietet demjenigen, welcher Amfortas erlösen soll, als stricte Bedingung eine aus freien Stücken zu stellende Frage, und Parsifal unterläßt — im Widerspruch mit seiner richtigeren Empfindung — diese Frage, indem er der trügerischen Belehrung eines weltklugen Rathgebers folgt. Zum großen Schaden der dramatischen Deutlichkeit und Folge-

Digitized by Google

richtigkeit weicht das Drama in diesem Punkte von der Erzählung ab. Wagners Parsifal hat nicht die ausgesprochene Verpflichtung, zu fragen, allein seine Situation hat dadurch nicht an bewußter sittlicher Freiheit, sondern nur an nebuloser Unbegreiflichkeit gewonnen. Es soll etwas Unbestimmbares in ihm vorgehen, eine innere Wandlung, eine Bekehrung — wer kann sagen, was. Da sich ihm ohne sein Zuthun der Weg zur Gralsburg geöffnet hat, scheint er ja doch der Auserwählte, den Gurnemanz sogleich in ihm ahnt, wirklich zu sein. Dennoch trifft das Kriterium des Orakels, daß er „durch Mitleid wissend" werden solle, bei ihm dem Anscheine nach nicht zu. Wie hängt das zusammen? War er also von vornherein doch noch nicht der Auserwählte? Der Fortgang der Handlung zeigt ihn uns auf dem Wege der Prüfung, und hier wird er in der That „wissend", aber nicht, wie das Orakel es will, „durch Mitleid", sondern durch eine heftige Reaction gegen die Anfechtungen der Sinnenlust. Die fatalistische Bedingung ist also auch so nicht einmal erfüllt. Und am letzten Ende ist es sogar nicht das „Wissen" Parsifals, sondern der heilige Speer, wodurch die Krankheit des Königs geheilt wird. Die Schuld Parsifals aber, auf die der Fortgang der Handlung ein so entscheidendes Gewicht legt, wird in der Wendung, welche Wagner der Sage gegeben hat, eine pure Fiction. Hier fehlt jeder Zusammenhang der logischen Causalität, und die beflissene Vorspiegelung „höherer" oder „tieferer" Tendenzen kann uns nicht über einen Grundfehler hinwegtäuschen, dessen Ursprung nirgend anders als in dem Talent des Erfinders und Gestalters zu suchen ist.

Und wie im ersten Act das unlogische Orakel, so übt im zweiten Act das unpsychologische Wunder seine verwirrende Macht an dem Helden und seinem Publicum. Es soll hier unerörtert bleiben, wie weit das Wunder im Drama und speciell in dem der Musik vindicirten Drama statthaft sei, und wir wollen uns, wenn es sein muß, den Gesetzen seiner Magie willig unterwerfen, wo es als äußerliches Zaubermittel den dürren Stab in einen grünenden, den Schwan in einen Prinzen verwandelt. Wo es aber die Charaktere des Dramas angreift, wo es ohne psychologische Vermittelung den Guten böse, den Thoren klug hext, da beginnt der Widerstand unseres dramatischen Gewissens. So im zweiten Act des „Parsifal". Wenn hier der total ahnungslose Jüngling „in furchtbarer Veränderung" vor seines Geistes Auge plötzlich die ihm bisher verborgen gewesenen Geschicke des Gral erblickt, wenn sich ihm ohne jeden thatsächlichen Anlaß durch innere Erleuchtung das Schicksal des Amfortas und seine eigene Mission enthüllt, und der naive Thor im Handumdrehen als ein Wissender ersten Ranges vor uns steht, so verliert die Menschennatur mit der Handlung und ihrem Helden alle Fühlung; das ästhetische Genießen hört auf und man hat nur noch seine Brust zu bekreuzen, sich aufs Angesicht zu werfen und anzubeten die Macht des Grals und des Dichters, dessen Kraft in dem Schwachen am mächtigsten ist. Selig sind die im Geiste Armen! Gestalten, in welchen bis zu diesem Grade die Macht des Uebersinnlichen waltet, die in den entscheidendsten Momenten ihrer Entwicklung so ganz und gar nur Marionetten einer sie willenlos überwältigenden spiritistischen Dämonie sind, kann man unmöglich noch im dramatischen Sinn Charaktere nennen. Sie sind Besessene, maniaci, nicht Menschen, an denen ein menschlicher Antheil möglich ist.

Etwas individueller, als der aus sich selbst gar nicht bestimmbare und von täppischer Urwüchsigkeit unvermittelt ins Pathetische und „Weihevolle" überschlagende Parsifal ist Kundry, diese seltsame Mischung aus teuflischer Sinnenlust und büßendem Magdalenenthum, die wenigstens den Reiz einer phantastischen Curiosität besitzt. Unfrei unter dem magischen Einflusse Klingsors, strebt sie doch instinctiv dem Lichte zu. Den Beruf der Verführung, der ihr Schicksal ist, verwünscht sie mit verzweiflungsvollem Sehnen, aber durch die vis major wieder einmal in seine Strudel hinabgestoßen, kann sie sich den schaudervollen Wonnen seines Genusses doch nicht entziehen und wird Verführerin „con amore". Sie endet als „una poenitentium" und stirbt entsühnt am Ueberschwang der Heilsempfindung. Man kennt diese Figur, des Symbols entkleidet, auf der Bühne in anderem, modernerem Gewande unter einem unliebsamen Namen. Wagner hat für die Charakterisirung ihres schwer faßlichen Zwitterzustandes manchen überraschenden Zug gefunden. An elementarer Kraft, die nur zu oft ins Rohe und Unschöne ausartet, fehlt es ihr nicht.

Amfortas bleibt neben Parsifal und Kundry eine total passive Figur, der keine Art von Entwickelung zugedacht ist, und die nur das Zuständliche des zerknirschten, klagevollen Leidens personificirt. Klingsor in seiner fragwürdigen Verfassung und der biedere Gurnemanz sind Nebenpersonen, für die Handlung freilich unentbehrliche. Zu den sonderbarsten Bühnenfiguren gehört der im Grabe lebende Greis Titurel, der im letzten Act todt ist und im Schlußtableau auf einen Moment „wieder lebendig" wird.

Bis zu welcher schwindelnden Höhe der Wunderwirkungen sich dieser letzte Act erhebt, braucht nach unserer obigen Inhaltsangabe nicht weiter ausgeführt zu werden. Er versetzt uns in Geistesregionen, welche weit zurückliegen hinter der Weltanschauung der abgestorbensten dramatischen Heiligengeschichten des katholischen Calderon. Das ist das Schlimmste, das Fremdeste an Wagners neuester Dichtung — das Schlimmste schon darum, weil es nicht etwa als ein Fehlgriff aufgefaßt werden darf, sondern offenbar sich als ein bewußter Wille, eine Tendenz, eine trostlos irrige Orthodoxie des Meisters von Bayreuth darstellt. Wie ein Zauberschleier, der alle gesunden Züge der Natur als Verzerrungen erscheinen läßt, umhüllt der Mysticismus diese merkwürdige Dichtung ganz und gar. Wunder, Ekstase, Zerknirschung, Verzückung, Heiligenschein, Apotheose! Und das Alles am Sonnenlichte unseres aufgeklärten Jahrhunderts! Mysticismus, asketische Hysterie und ihre Genossin, die bis zur Krampfhaftigkeit aufgereizte Sinnlichkeit feiern in diesem Stück einen Hexensabbath, wie man ihn sich abenteuerlicher nicht vorstellen kann. Sein Endzweck aber ist — nach dem Willen und der Vorstellung des Meisters — die denkbar höchste Weihe, zu der die Kunst sich erheben kann. Deshalb scheut Wagner sich auch nicht, hier die Bühne zum Schauplatz solcher Vorgänge zu machen, welche bisher für das ausschließliche Privilegium der Kirche gegolten haben. In einem Sinnbilde, welches in seiner Handgreiflichkeit kein Moment des ursprünglichen Vorganges verkennen läßt, führt er das Mysterium des Abendmahls vor. Unter seinen kunstfertigen Händen gewinnt im dritten Act der Erlöser der Gralsritter von Moment zu Moment mehr die Gestalt des redemptor mundi; die Fußwaschung und Salbung muß seinem Spiel die Weihe der sublimsten Empfindungen verleihen, und wie auf den „Sohn", senkt sich am Schluß gar die Taube auf das Haupt des Parsifal herab, während von der Lanze, die Christi Seite durchbohrt hat, das heilige Blut in lebendigem Strome herabfließt. Was sagt der Gläubige, der in der Mysterienlehre seines Dogmas noch ein untastbar Heiliges sieht; was sagt vollends das profanum vulgus dazu? Für wen ist dieses fremdartige Schauspiel erdacht? Für den, welcher im Theater die Kirche sucht? Oder für den, welchem die Kirche nichts als ein Theater ist? In einen ästhetischen Genuß bei diesen Vorgängen wird sich unserer unmaßgeblichen Empfindung nach nur jene hysterische Ueberschwänglichkeit hineinzuträumen im Stande sein, welche sich auch auf den Marmorfliesen der Kirche, von Weihrauchsdampf umnebelt, in theatralischen Andachtsübungen gefällt. — Wagner hat mit besonderem Nachdruck die Absicht verkündigt, sein Weihefestspiel nicht über die esoterische Pilgergemeinde von Bayreuth hinausbringen zu lassen, und aus dem Geist, der dieses Zukunftsdrama durchweht, ist jene Absicht des Meisters erklärlich genug. Diesmal glauben wir ihm.

G. Doempke.

Digitized by Google

Parsifal.

I.

Die Beurtheilung einer Wagner'schen Kunstschöpfung ist für uns eine der schwersten Aufgaben. Es tritt so viel Großes vor uns, das wir gerne und dankbar bewundern, weil alles Hochkünstlerische uns erhebt; es tritt uns aber auch gar vieles Gewaltsame, Verletzende entgegen, das wir bei allem Hervorrufen der Erinnerung an jenes Große nicht vergessen können. Auch erscheint uns nicht blos manches ethische Princip Wagners wenig haltbar, sondern auch die Verwirklichung desselben in der künstlerischen Darstellung sehr oft recht bedenklich vom rein ästhetischen Standpunkte, der nicht das Was, sondern das Wie, also nur die Kunstleistung, die äußere Erscheinung ins Auge faßt, und den aprioristischen Grundsätzen weniger Aufmerksamkeit widmet. Im großen Publicum vermischen Freunde und Gegner Wagners das Urtheil über seine Schöpfungen mit dem über seine geschriebenen Grundsätze. Es ist ja durch sein und der Partei gebieterisches Verlangen dem gebildeten Laien nicht möglich, einer andern Methode zu folgen, und beim Parsifal ist selbst der Fachmann und Aesthetiker in der schwierigen Lage, diese Mischung der Urtheile nicht immer vermeiden zu können. Denn hier ist der Glaube an das Princip so nothwendig, daß von ihm ein Theil der Wirkung auch der Musik abhängt; wessen Gefühl sich gegen die neue Art der theatralischen Frommheit sträubt (wir werden diesen Punkt noch genauer erörtern), der wird auch manchem Musikstücke gegenüber nicht die Begeisterung Jener fühlen, welche sich in die Kirche versetzt glauben (es sind allerdings gar sehr wenige Kirchengänger darunter), wenn er auch andererseits durchaus nicht in die Negation einstimmt, die, weil das, was auf der Bühne vorgeht, nicht wahres Christenthum ist, auch die Schönheit der Musik nicht gelten lassen will. Die „Gegenwart" hat schon beim Erscheinen des Textbuches vom „Parsifal" eine eingehende Besprechung von Dr. Paul Lindau gebracht, auf die wir zurückweisen. Wir müssen aber dennoch einige Stellen des Textes der Prüfung unterziehen, weil ja aus diesen Textstellen die Musik so zu sagen herausgewachsen ist, und nicht anders als mit ihnen gedacht werden kann. Die Sage vom Parsifal, wie sie von Wolfram nach Chrestien de Troye gedichtet ward, die verschiedenen Auslegungen des Wortes Gral, des Klingsor, der verschiedenen Darstellungen des letzteren als Klinschor, clin du soir ꝛc., die Unterschiede zwischen dem Charakter derselben Persönlichkeiten in Wolframs und Wagners Gedichten haben für den Zweck unserer Besprechung keine Bedeutung; wir wollen hier nur vorübergehend bemerken, daß wir nicht ohne gründliche Vorstudie auch an den Text gegangen waren, und nur bei der Art, wie Wagner seine Anschauungen darstellt, ein wenig verweilen. Parsifal ist (wie bei Wolfram) „der reine Thor", den Amfortas zu heilen berufen. Er kommt zuerst in den Gralstempel auf Monsalvat, wo er die Abendmahlsfeier sieht und gar nicht begreift, was da vorgeht; dann geräth er in das Zauberschloß Klingsors, wo er gegenüber der Verlockung der schönsten Mädchen und selbst der bisher unwiderstehlichen Kundry fest und rein bleibt und die Macht des bösen Klingsor vernichtet; endlich nach langer Wanderung gelangt er, ohne es zu wissen, nach Monsalvat zurück, heilt Amfortas und wird König vom Grale. Denn nur der ganz Reine und der fromm Büßende kann den Weg zum Gral finden.*) Diese christliche Tendenz wird in Wagners „Parsifal" mit größtem decorativen Aufwande, ja mit größtem Luxus der Ausstattung und mit der allerrealistischesten Darstellung der tiefsten Mysterien zu Tage gelegt. Da sind wandernde Decorationen, während Parsifal mit Gurnemanz gen Monsalvat schreitet und letzterer dem ersteren den Unsinn lehrt: „Du siehst mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit." Dann senken sich die Decorationen, der wunderbar schön gemalte, in allen Theilen meisterhaft erfundene und ausgeführte Gralstempel erscheint erst dunkel, dann durch oben herabfallendes Licht magisch beleuchtet. Langer Zug von Rittern, Knappen, Knaben, Leuchten des Grals, Abendmahl der Ritter mit Knabenchor von der obersten Kuppel. Im zweiten Acte ein Zaubergarten mit tropischer Vegetation, üppigster Blumenpracht, der alles bisher Gesehene übertrifft, herrliche lüsterne Kostüme der schönen Mädchen, die zuerst in „flüchtig übergeworfener Kleidung, wie soeben aus dem Schlafe aufgeweckt", erscheinen, dann in Blumengewändern den Parsifal durch die allerzärtlichsten Reden und Liebkosungen verlocken wollen, und Kundry, die in „leichter, verhüllender, phantastischer Kleidung" vor ihm auftaucht; endlich ein wahres Wunderwerk von Maschinerie und Verwandlung der Decoration: das Zusammenstürzen des Schlosses und das Verdorren des Gartens zur Einöde, als „Parsifal" den nach ihm geschleuderten aber über ihm in der Schwebe bleibenden heiligen Speer (den Klingsor dem Gralkönig Amfortas entwendet hat) erfaßt und mit ihm das Zeichen des Kreuzes macht.

Im dritten Acte erscheint Parsifal, der im ersten noch Knabe, im zweiten Jüngling, nunmehr Mann geworden, auf blühender Aue, mit vollkommenem blonden Christuskopfe; als ihm Gurnemanz und die büßende Kundry die letzten Theile der Rüstung abnehmen, sitzt er im weißen wallenden Hemde da, Kundry wäscht ihm die nackten Füße, trocknet sie mit ihren Haaren — die Erzählung vom büßenden Weibe im Evangelium wird hier in den kleinsten Einzelheiten ganz anschaulich dargestellt; in der letzten Scene taucht wieder der Gralstempel auf, am Schlusse noch herrlicher beleuchtet, als Parsifal, der neue König, die heilige Schale emporhebt, und die weiße Taube sich über ihm herabsenkt. Unwillkürlich drängte sich uns öfters der Gedanke auf: Ist es möglich, daß ein vom Christenthum durchdrungener großer Künstler die heiligen Mysterien in solcher luxuriöser Ausstattung vor ein gemischtes Publicum bringe; daß er nicht gerade aus dem Evangelium die von Christus immer gebotene Demuth und Einfachheit als Vorwurf seiner Schöpfung nehme, *da ja gerade die Tonkunst ihren herrlichsten Triumph feiert, wo sie ohne allen Apparat die religiösen Ideen wachruft und nährt?* Waltet hier nicht ein Raffinement, das weit abliegt von der wahren christlichen Gesinnung? Man wird uns vielleicht die Oberammergau-Spiele entgegenhalten. Aber abgesehen davon, daß wir diesen aus dem Mittelalter überkommenen Darstellungen, zu denen so viele Lustreisende herbeieilen, keine religiöse Bedeutung zuerkennen, glauben wir auch nicht, daß die Darsteller eine solche in starkem Grade beanspruchen. Und — wohlgemerkt! jene Passionsspiele bieten keine Episode wie jener zweite Act des Parsifal, in dem der Componist unmittelbar nach den heiligen Vorgängen im Gotteshause die Vorgänge in einem ganz anders zu benennenden Hause bis zur äußersten Grenze sehen läßt! Wir bewundern die Vielseitigkeit des Künstlers, der das Alles so nebeneinander zu schaffen vermag, aber wir protestiren auf das Allerentschiedenste, daß für

*) Es dürfte vielleicht manchen Leser interessiren, wie Immermann, der lang Vergessene, einst im „Merlin" die Gralmythe behandelt. Bei ihm sagt Parsifal zu Lohengrin:

„So ist es Lohengrin, die Schelmenlist,
Das höchste Kleinod durch den Pfennig Tugend
Sich zu erhandeln, hier verrufen ist.
Auf Monsalvatsch gibts wilde frohe Jugend,
Auf Monsalvatsch gerathen kühne Sünder,
Segun, Amfortas, eitle Lüste suchend.
Das aber gilt uns Schelmenlist nicht minder,
So Einer meint, wenn er entsage und leide,
Da werd' er gleich des hehren Grales Finder."

Und Lohengrin:

„Des Menschen That, die einzig kenntliche,
Ist fühlen sich im Stande der Erwählten."

Offenbar wollte Immermann, daß der edelstrebende, thätige, wenn auch sündigende Mensch mehr werth ist, und mehr Hoffnung auf Gottes Gnade hegen darf, als der Entsagung predigende, aber seine Gesinnung weiter nicht bethätigende.

Digitized by Google

ein Musikdrama, in welchem solche Nebeneinander und mit der glänzendsten Ausstaffirung zur Anschauung kommen, eine tief religiös christliche Bedeutung in Anspruch genommen werde. Oder sollen vielleicht die Darstellerinnen der schönen Mädchen zur Frömmigkeit angeregt werden, weil Parsifal ihren Liebkosungen, die sie Monate lang einstudiren mußten, widersteht? Soll etwa der Sänger, der die Christus-Perücke aufsetzen muß, durch diesen Theater-Friseurapparat höhere Weihe erhalten? Nein, und tausendmal nein! „Parsifal" ist kein Werk christlichen Glaubens, sondern ein Werk großer künstlerischer Kraft, die mit vielem Geiste, außerordentlichem Geschicke und Raffinement evangelische Erzählungen und katholische Mythen zur Bühnenwirkung zu verwenden wußte. Und alle wahren Christen, die in Matthäi 5 und 6, in Lucä, in dem Gleichnisse vom Pharisäer die unvergänglichen Lehren des Christenthums erkennen, werden sagen: Nein, dieser Parsifal ist kein Werk christlichen Glaubens! Es mag zwar viele Besucher des Bayreuther Bühnenweihfestspieles geben, die sich dort religiös angeregt fühlten, besonders wenn sie bisher wenig an Religion dachten. Ei, es gab gewiß manche gute Leute, die, als sie vom Krämer Tetzel Ablaßzettel kauften, mit deren Ertrage Leo X. seine Bauten und die Künstler bezahlte, fest überzeugt waren, ein frommes Werk zu üben, und sich entsetzten, als der Luther gegen den Handel eiferte! Die Peterskirche, die unsterblichen Kunstwerke der Maler, bestehen noch heute, wer kümmert sich, wie und wodurch sie entstanden? Der „Parsifal" ist in vieler Hinsicht ein großartiges Werk, was kümmert mich die Gesinnung? Nur vom Ablasse will ich nicht reden hören, den man sich in Bayreuth holen konnte, wenn man an christliche Tendenz des Parsifal glaubte. Die lange Darlegung erschien mir sehr nothwendig, bevor ich zur rein ästhetischen Beurtheilung jedes einzelnen Musikstückes überging. Dixi et salvavi animam meam! Und nun zur Musik!

(Schluß folgt.) H. Ehrlich.

Heinrich Kruses „Witzlav von Rügen".

Wir sind gewohnt, Heinrich Kruse stets solche Stoffe dramatisiren zu sehen, die früher schon von Anderen, Großen und Kleinen, behandelt wurden. Brutus, Wullenweber, Moritz von Sachsen, Erich, Faliero, Rosamunde sind sämmtlich in der Geschichte schwankende Gestalten, die oft sich schon dem müden Recensenten gezeigt. Trotzdem ist es Kruse nie gelungen, sie auf der Bühne festzuhalten. Außer der „Gräfin" sind nur seine zwei letzten Stoffe: „Raven Barnekow" und „Witzlav von Rügen" meines Wissens noch nie vordem verarbeitet worden. Mit „Wullenweber" zusammen bilden die letztgenannten zwei Dramen eine Trilogie, welche den historischen Glanz der nordischen Hansastädte verherrlichen soll. „Raven Barnekow" und „Witzlav von Rügen" (Leipzig, S. Hirzel) spielen in Stralsund, Kruses schicksalsreicher Vaterstadt, und man kann wohl sagen, daß selten eine Stadt von ihrem berühmten Sohne so würdig im Liede gefeiert worden ist. Leider wohnt derlei stadtgeschichtlichen Stoffen, so wichtig sie auch dem Dichter und seinen Mitbürgern erscheinen mögen, eine mehr als lokale Bedeutung selten inne. Sie sind für ein engeres und engstes Vaterland interessant; des Dramatikers Vaterland muß aber größer sein. Es fragt sich daher in erster Linie, ob ein weiter geistiger Horizont, welthistorische Perspectiven, hinreißende dramatische Schlagkraft diesen Mangel vergessen lassen. Die Antwort wird für das neue, auch von frischer Seeluft durchwehte Stück weniger günstig lauten, als für „Raven Barnekow", wo ebenfalls der Kampf eines Stralsunder Bürgermeisters für die verbrieften Rechte seiner Stadt gegen die Vergewaltigung des angestammten Fürstenhauses geschildert ist. Auch hier ist der Titelheld, der übrigens vor der Lichtgestalt des Bürgermeisters Arnold Brandenburg ganz in den Schatten tritt, ein slavischer Fürst: Witzlav, Herr von Pommern und Rügen, zugleich einer der späteren fürstlichen Minnesänger aus der Jenaischen Handschrift.

Im Schloß auf dem Rugard läßt sich eine Deputation des Raths von Stralsund anmelden, an deren Spitze Arnold Brandenburg, der älteste Burgemeister, und der junge Ritter Bertram Wulflamm stehen. Witzlav empfängt die Abgesandten sehr ungnädig, denn er weiß wohl, was die störrigen Städter herführt. Der fürstliche Vogt hat am Strande zu Stahlbord eine Fähre angelegt, obgleich nach alten Rechten die Stadt das Recht auf die einzige Fähre hat, die nach Rügen übersetzt. Die Gesandten bringen ihr Anliegen vor, Brandenburg erst ruhig aber nachdrücklich, Wulflamm heftig, stürmisch, mit der Faust auf dem Degenknauf. Nachdem Witzlav einen wilden Zornausbruch gewaltsam bemeistert, lädt er die Stadtherren mit falscher Freundlichkeit ein, vorläufig auf der Burg zu bleiben und mit ihm und seinen Vasallen gemeinsam Ostern zu feiern. Insgeheim empfängt er aber einen dänischen Unterhändler, denn er plant mit dem Prinzen Hakon einen gemeinsamen Anschlag wider die Stadt. Die Beiden werden handelseinig. Morgen, am Ostersonntag, soll die dänische Flotte, achtzig Segel stark, in den Sund einlaufen und die Wasserthore stürmen, indessen Witzlav mit seinen Mannen, unterstützt von seinem städtischen Anhang, das Fahrthor öffnen, den alten meuchlerischen Rath entsetzen und neue Rathsherrn wählen will. Aber die beiden Patrizier haben auf Rugard den verdächtigen Schleicher bemerkt, schöpfen Argwohn und reiten ohne Abschied aus der Herrenburg nach Hause. Witzlav stört dies sonderbare Benehmen nicht sonderlich, hat er doch andere und wichtigere Gäste geladen. Da kommen sie, seine Getreuen und alle, wie er es befahl, mit ihrem ganzen Troß: der lustige Fritz Krassow, der bedächtige Malte Putbus, Degen Buggenhagen, Bugslav Bagevitz und andere Rügensche und Pommersche Edelleute. Er eröffnet ihnen, daß er sie weniger zum Osterschmaus geladen habe, als um sofort mit ihnen gen Stralsund zu ziehen. Während der Vorhang fällt, machen Alle lebhafte Zeichen der Verwunderung. In Anbetracht des aufgetragenen Eberbratens scheint mir dies ziemlich motivirt.

Der zweite Act ist der Belagerung und dem Entsatz von Stralsund gewidmet. Brandenburg und Wulflamm sind noch rechtzeitig eingetroffen, um den Widerstand zu organisiren. Nachdem ihr erster Angriff auf die Orlogschiffe abgeschlagen worden, gelingt es den braven Fischern und Bogenschützen unter Wulflamms Führung, das Königsschiff zu kentern, und sie hauen mit ihren Bootshaken und Aalharken so weidlich ein, daß bald die dänische Löwenflagge fällt, der Reichsschatz erbeutet wird und die ganze übrige Flotte in panischem Schrecken davonsegelt. Noch niemals war wohl eine Seeschlacht leichter gewonnen, und mit Recht erhebt sich in ganz Stralsund ein wildes Siegsgeschrei.

Wir sind schon beim dritten Aufzug angelangt und erfahren zunächst, daß es auch der fürstlichen Landarmee mittlerweile nicht besser ergangen, als den Dänen. Die meisten Edelleute sind schon nach Hause geritten, aber Witzlav gibt darum seine Sache noch lange nicht verloren. Er reist stehenden Fußes nach Rostock, wo eben anläßlich der Vermählung einer mecklenburgischen Herzogstochter mit einem braunschweigischen Prinzen die ganze Fürstenschaft Norddeutschlands versammelt ist. Dort will er die Stiftung einer Fürstenhansa anregen, die Macht von Stralsund, Rostock, Wismar und sogar Lübeck brechen und den Rittern wieder zu ihrer alten Herrschaft verhelfen. Umsonst sucht ihn sein Kanzler von seinem Beginnen abzuhalten. Witzlav bestellt sein Haus, übergibt das Schloß und seinen jungen Sohn Jaromar dem Schutze seines Kanzlers, schickt an die Sundischen den Fehdebrief und macht sich auf den Weg nach Rostock.

Indessen werfen wir einen Blick in das Familienleben bei Brandenburg. Dort ist Amor unters Dach geflogen. Der Burgemeister hat längst bemerkt, daß Wulflamm seine Tochter Anna liebt, und ist jetzt, nachdem sich dieser bei dem Strauß mit der Dänenflotte so hervorgethan, bereit, ihn zum Eidam anzunehmen freilich erst nach der Fehde, die Witzlav wirklich mit Hülfe der Fürstenhansa beginnt. Die Vorbereitungen zum gebührenden Empfang der Belagerer und die drohenden Gefahren stören das süße Getändel der Verliebten.

Auch der vierte Aufzug ist einer Belagerung von Stral-

Digitized by Google

sund gewidmet. Die Fürstenhansa hat mit großer Uebermacht die Stadt eingeschlossen. Wulflamm hat ausgespäht, daß die feindliche Macht heute noch getheilt und nur der Vortrab todtmüde im Hainholz vor der Stadt gelagert ist. Morgen wird Witzlav mit großem Heerschild herbeieilen. Dem will Brandenburg durch einen nächtlichen Ueberfall zuvorkommen. Er ruft die Bürger zu den Waffen und läßt die Hufe der Pferde mit Filz beschuhen, um eine geräuschlose Annäherung zu ermöglichen. Und die Sache gelingt abermals. Die vom Schlaf übermannten Feinde werden fast sämmtlich erschlagen, und der Prinz von Sachsen fällt nebst großer Beute in die Hand der Stralsunder. Allein Brandenburg, den man schon todtgesagt, ist schwer verwundet. Seiner Schmerzen ungeachtet, säumt er nicht, die Bürger zur sofortigen Ausnutzung des Sieges anzufeuern und ihnen die Zerstörung des Rugard zu gebieten, denn wenn das feste Nest, worin Witzlav seine Pläne spinnt, nicht verwüstet werde, so könne nicht Ruhe und Frieden einkehren. Eine Schlußscene bringt eine dritte Belagerung. Kanzler Platen verweigert den Sundischen die Uebergabe der ihm anvertrauten Burg und fällt, wie wir aus dem fünften Aufzug vernehmen, sammt der Veste und dem Prinzen Jaromar.

Darüber ist großer Jubel in Stralsund, wohin uns der Schlußact zurückführt. Doch Brandenburg fühlt, daß es mit ihm zu Ende geht. Er versammelt Rath und Bürgerschaft und verabschiedet sich von ihnen und dem Leben in einer langen Ansprache, die das edle Pathos Attinghausens durch eine schlichte, phrasenlose, aber verständige und ergreifende Sachlichkeit ersetzt. In der Schlußscene begegnet sein Leichenzug, dem die ganze trauernde Stadt folgt, einem zweiten, aber schlichteren: Fürst Witzlav, jetzt ein gebrochener Greis, bestattet jammernd seinen einzigen Sohn. Sein Haß ist mit den Thränen weggeschmolzen, die er an Jaromars Sarg geweint hat. Er grüßt die Leiche seines großen Feindes, übergibt alle Hoheitsrechte der Stadt und will die letzten Tage als Bürger mit Bürgern verleben. —

Heinrich Kruse ist ein gemüthlicher Tragiker, und seine Helden sind Diderot'sche Hausväter, die der Zufall in heroische Lagen gebracht hat, ich möchte fast sagen: tragische Biedermaier. Sie sind so natürlich, daß sie fast trivial werden. Ihre nicht überschwängliche, doch thatkräftige und um Worte verlegene Vaterlandsliebe und ihr biderber, rechtlicher Sinn sind das einzig Ideale an ihnen. Ihre Manieren haben gar nichts Theatralisches. Sie hassen nicht nur das falsche, sondern überhaupt jedes Pathos und reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Kruse glaubt diesen rauhen, knappen Jargon entschuldigen zu müssen:

„Es lebt in dieser Stadt ein trotzig Seevolk,
Das mehr gewohnt ist an das kurze Tauend'
Auf seinem Schiffe, als an lange Reden."

Die Schimpfwörter nehmen einen breiten Raum ein. Hund, Geck, Hundsfott, fauler Schlingel, Fruchtlöffel, Grünnasen, Schranzen, Schmarotzer, Schneiderpüppchen, Strolche, Gänsejunge, Lümmel — kein Wunder, daß einer der also Regalirten bemerkt:

„Es sammelt sich bei mir, so wie sich die
Maulschellen sammeln bei dem Schneiderburschen."

Diese fürsichtigen, ehrbaren und weisen, ingleichen günstigen und lieben Herren brauchen aber auch kräftige volksthümliche Wendungen und sprüchwörtliche Redensarten, an denen man sein Behagen hat.

„Ihm steht der Hofdienst, wie der Sau das Halsband." —
„Sie werden's halten, wie der Hund das Fasten." —
„Platz! Platz für sieben Mann! es kommt ein halber!" —
„Zum argen Kind will Niemand Vater sein!
Verbrannten Brei schob Keiner an das Feuer!"

Oder man höre folgende zutreffende Bemerkungen, prägnante Wendungen und anschauliche Bilder, an denen das Stück sehr reich ist:

„Die Treue soll nicht wie ein blinder Hund
Dem Herrn auf alle Wege folgen — nein,
Ihn leiten, ist der Herr selbst blind geworden."
. . . „Ihr thut das Rechte, doch Ihr thut's nicht recht." —
. . . „Nennt Ihr das ruhig sein? Ihr hört uns gar nicht
Und unsre Rede fließt von Euch zurück
Wie Wellen, die der Sturm an Jasmund peitscht:
Sie werden weiß gefärbt; der Kreidefels
Bleibt unveränderlich."

Eine ganz eigene Physiognomie erhalten Kruses Dramen durch die trockene, volksthümlich derbe Komik. Freilich ist der Humor oft forcirt und nicht alle Witze sind treffend; eine große Rolle spielen zumal die frostigen Silbenstechereien, für die sich Kruse allerdings mit einem Hinweis auf den damaligen Zeitgeschmack und auf Shakespeare entschuldigen kann.

. . . „Auf Ehr', er hält es mit dem Bürgerpack!"
— „Die Bürger werden Euch schon packen, ja!"
. . . „Seid unbesorgt, wir haben glatte Bahn."
— „Du hast ein glattes Kinn, das ist gewiß." —
. . . „Ihr habt wohl unterdeß bei Eurem Schatz
Herumgelöffelt, Junker Bertram?"
„So?
Da habt Ihr eine falsche, ungerechte
Vermuthung aufgegabelt."
„Sieh einmal!
Wollt Ihr noch mit mir Silben stechen, Herrchen?
Dazu bin ich zu alt."
„Und ich, ich bin
Für solche Hudelei nicht jung genug."
— „Das heiß ich prahlen wie ein Junker, Herr!"
— „Ich junkre nicht, wie leere Aehren, nein!
Ich habe heute, denk' ich, Frucht geschafft."

Wenn sich aber an nur allzu vielen Stellen die platteste Prosa breit macht, wie z. B.

„Da ist nun dieser Zabel Oseborn,
Ein herzensbraver Mann, gewiß! Allein
Ein wenig ängstlich und ein wenig förmlich.
Wir wissen, was wir aneinander haben;
Doch manchmal ist es schier um zu verzweifeln.
Ein wenig Thorheit minder oder mehr,
Drauf kommt in Friedenszeit es gar nicht an" u. s. w.

dann ist man zu der Frage berechtigt, ob diese Sprache, die einen Ersatz für den verschmähten Schwung in der Natürlichkeit sucht, zum Stil der doch beabsichtigten hohen Tragödie paßt und ob es überhaupt der Mühe lohnt, diese hausbackenen und grobmateriellen Ergüsse, die man sich neben Spiegelbergs ausgelassenen Rodomontaden und des Berlichingers altfränkischem Fluchen in Prosa eher gefallen ließe, erst sorgfältig zu scandiren.

Kruses Diction dient eben weniger der poetischen Schönheit, als der Charakteristik. Diese ist gesund, wahr, originell, aber nicht reich und abwechselnd genug. Was wir da vor uns sehen, sind weder Abstractionen, noch Drahtpuppen, sondern lebende, handelnde Menschen, doch sie scheinen wie die Glieder einer Familie einem einzigen Typus anzugehören. Diese Familienähnlichkeit erstreckt sich jedoch nicht nur — die zwei Frauen und Junker Wulflamm ausgenommen — auf die Sprache, wohl aber zeigt auch ihr Wesen die nämliche treuherzig polternde Gemüthlichkeit. Der geringste Strandträger ist in Thun und Reden dem Burgemeister und sogar dem Regenten zum Verwechseln ähnlich, obwohl der letztere emphatisch ausruft:

„Ich bin ein Fürst und fürstlich will ich reden."

Ueberhaupt ist der so schwierig darzustellende Zwiespalt in der Natur Witzlavs, der neben der rohen Falschheit eines Tyrannen die weichen Gefühle eines Minnesängers haben sollte, nicht prägnant genug zur Anschauung gebracht, und wenn Brandenburg dessen Dichterei „nicht für ihn" (?) harmlos nennt und sententiös hinzufügt:

Digitized by Google

„Des Dichters Herz ist wie ein weiches Wachs,
Des Fürsten Sinn muß härter sein, als Stahl;
Er präget einer Welt das Siegel auf . . .“

so wird uns ein Gemeinplatz geboten, wo wir eine psychologische Motivirung erwartet haben. Das Sängerthum Witzlavs ist keineswegs genug betont, und ich begreife kaum, warum Kruse nicht eines der von Ettmüller und van der Hagen herausgegebenen und von Pyl übersetzten Lieder eingelegt hat. Statt dessen braucht Witzlav seine Kunst zu Anfang einmal blos, um seine falschen Gedanken zu verbergen:

„Ich dacht' an Andres.
Wie Vögel über Land und Meere ziehn,
So ziehn und wandern die Gedanken manchmal.
Ist Sängerbrauch! Das kommt vom Reimen, sagt man.“

Später wird er seiner Verse halber verspottet und am Schlusse erinnert er sich gern seiner Trösterin, der Harfe, um die allgemein beliebte Rührung hervorzurufen. Abgesehen von dieser Dichterei, gleicht er in allen Stücken seinem Widerpart, dem Burgemeister Brandenburg. Und auch dieser hat sein Steckenpferd. Er ist ein Alter Herr, ein ehemaliger stud. jur. Wo er als Anwalt seiner Stadt auftritt, da klingt seine Rede in ergötzlicher Weise an den schwerfälligen Kanzleistil des vierzehnten Jahrhunderts an. Wie Witzlav den Dichter, so kehrt Brandenburg gerne den Gelehrten heraus. Kurz, statt der Gegensätze finden wir den reinsten Parallelismus.

Das Stück hat vom Drama zu wenig und von der Historie zu viel. Sehr zum Schaden seiner dichterischen Freiheit und seiner dramatischen Schlagkraft, schließt sich Kruse immer eng an die geschichtliche Ueberlieferung an. Mit unleugbar großem Geschick hat er die chronikalischen Züge dichterisch zu beleben gewußt, aber seine Sorge um die historische Treue ist so peinlich, daß er lieber auf die schönsten Effecte, sobald sie der Tradition widersprechen, Verzicht leistet. Nehmen wir gleich ein Beispiel. Im zweiten Act ist der erste Sturm von den Dänen abgeschlagen worden, und in kläglicher Deroute kehren die Fischer wieder in die belagerte Stadt zurück. Da kommt plötzlich ein junges Weib aus dem Volke mit fliegenden Haaren, den Säugling auf dem Arm, durch das Thor gelaufen, drängt sich durch die Menge und hebt ihr Kind mit beiden Armen hoch empor.

„Soll ich mein armes neugebornes Kind
Von Feindes Hand in Mord und Brand verlieren,
So werf ich lieber gleich es hier ins Wasser.
Mein herzig Kind ist tapfrer, als Ihr feigen
Elenden Männer!
Fischer. Weib, halt ein! Wir wenden,
Und wir versuchen nochmals unser Glück.“

Ohne Zweifel ist dies ein historischer Zug, aber was soll uns dieses Weib, das wir nicht kennen und das gleich nachher wie ein Gespenst, spurlos auf immer verschwindet? Ein echter Theaterdichter hätte sich da den Teufel um die Chronik gekümmert und diese wirkungsvolle Harangue unbekümmert einer uns Näherstehenden zugewiesen, etwa — praemissis praemittendis — der durch ihr ewiges Flennen störenden Frau Burgemeisterin oder noch besser ihrer ohnehin etwas zu physiognomielosen Tochter, die sich wenigstens bei dieser Gelegenheit als das würdige Kind ihres Vaters erweisen würde. Kurz, der Dichter versteht es nicht, seinen Stoff zu concentriren. Die besten Motive und Scenen wiederholen sich sogar. Wir haben nicht weniger als vier Schlachten zu erdulden und drei Belagerungen auszustehen, von denen die letzte am Rugard ganz überflüssig ist, und diese Keilereien sind gerade so schwerfällig und grotesk, wie alle Theater-Schlachten. Blos die prächtige Figur des Strandträgers Clas macht uns die erste Belagerung erträglich, doch die heitere Wirkung dieser Episode wird durch eine nicht minder breite Wiederholung hinterher aufgehoben. Gleich Brandenburg in Witzlav, so hat Clas aus Stralsund sein Analogon in Fritz Krassow auf Rugard, der ebenfalls ein jovialer Patron und großer Schlemmer vor dem Herrn ist. Wie Clas sich die Seeschlacht vom Frühstückstisch aus ansieht, so läßt Krassow seine Vettern allein in den Kampf ziehen und schläft derweil seinen Rausch aus, — ein lustiger Einfall, der nur den Fehler hat, zweimal zu kommen.

„Witzlav von Rügen“ ist ein Buchdrama, mag der Verfasser noch so sehr im Hinblick auf die Bühne gearbeitet haben. Wie die Charaktere eine Entwickelung und Steigerung vermissen lassen, so auch die Handlung. Die Exposition hebt stimmungsvoll und lebendig an — die Situationsmalerei ist überhaupt vorzüglich —, aber von da ab liegt Alles in epischer Breite ohne Ueberraschung vor uns, eine unausgesetzte Retardation. Das Unwesentliche wird betont, die Episode überwuchert die Handlung, nebensächliche Motive werden zur Füllung der Acte in langen Scenen exponirt. Das würde bei der Aufführung noch greller zu Tage treten. Zahlreiche Decorationswechsel innerhalb eines Aufzugs und Sprünge in der Zeitfolge heben überdies die theatralische Illusion auf. Endlich gibt es noch ein Hinderniß für die Aufführung. Kruse verlangt nicht nur zu viel von den Schauspielern, er verlangt auch zu viele Schauspieler. Statt sich auf wenige Rollen zu beschränken, legt er dem geringsten Statisten ein halbes Dutzend Blankverse in den Mund. Sobald etwas hinter der Bühne vorgeht — und es wimmelt von Meldungen und Botenscenen — so stürzen viele ganz unbekannte Herrschaften herbei, die sich einen Augenblick wichtig machen, ein Schock Verse aufsagen und dann auf Nimmerwiedersehen abgehen. Außer den im Personenverzeichniß angegebenen 16 Herren und 2 Damen, gibt es noch folgende sprechende Rollen: eine Nachbarin, ein Stadtpfeifer, ein Rottmeister, ein gewisser Schiffer Altermann, der Vogt, ein alter Knecht, ein junges Weib, ein Stadthauptmann, ein Abt und oft lange Zwiegespräche haltende erste, zweite und dritte Bürger, Dänen, Strandträger, Fischer, Rathsherren, Frauen, Diener, Hauptleute; ganz zu schweigen von den zahlreichen stummen Personen, denn jeden Augenblick wird zu Schlachten, Triumphmärschen, Mahlzeiten, Leichenzügen der ganze Landsturm der Statisterie aufgeboten. Sogar ein Stallmeister macht einmal den Charakterspieler. Kurz, unser Dichter gleicht einem glücklichen Schatzgräber, der das Geheimniß seines Fundes aller Welt anvertraut. Durch seine großen Ansprüche erschwert er nur die Aufführung. Und das ist für einen Dramatiker von der Bedeutung Kruses sehr bedauerlich. Er sollte eben nicht vergessen, daß — um mich seiner Bildersprache zu bedienen — zu viel Köche den Brei und zu viel Schauspieler ein Stück verderben.

Theophil Zolling.

Carlyle und Emerson.

Eine persönliche Erinnerung.

Es war im Jahre 1833, als ein blonder, junger Gelehrter, den man in Europa kaum noch kannte, von Boston kam, um seinen Idealismus durch die Bekanntschaft mit den bevorzugten Männern unserer Zeit zu stärken. Rom und Paris wurden zuerst von ihm besucht, dann überschritt er den Kanal, sah sich das große London an, wo ihn zu seiner Freude seine eigene Sprache mit heimatlichen Klängen begrüßte, und pilgerte dann den Hochlanden zu, wo einsam ein junger Mann lebte, für den er die größte Sympathie empfand; weil er, gleich ihm, der höchsten Wahrheit nachforschte, den Zweck des Daseins zu enträthseln suchte.

Es ward ihm nicht ganz leicht gemacht, zu diesem zu gelangen. In Dumfries angekommen, fragte er: wo Craigenputtock zu finden sei? Denn auf seiner Karte stand es nicht.

Die Antwort lautete, daß ein Pachthof in Nithdale, in dem Kirchspiele von Dunscore, sechzehn Meilen von Dumfries entfernt, so genannt sei.

Keine öffentliche Heerstraße führte dahin, keine Postkutsche und kein Omnibus fuhr des Weges; er mußte ein eigenes Gefährte miethen und die Rückfahrt mitbedingen, um nicht, wie auf einem verlassenen Felsen, ausgesetzt zu werden.

Das kleine Haus, worin der junge Philosoph seine großen

Digitized by Google

Gedanken nährte, lag zwischen kahlen, mit Haidekraut bewachsenen Höhen. Carlyle machte auf Emerson den Eindruck eines Mannes, der seinen Lesern mit offenem Visir entgegentreten kann, dessen männliches Selbstbewußtsein, man möchte sagen, mit ihm geboren, dem die Würde des Mannes jenen Stempel der Vornehmheit aufgedrückt, wie sie die beste Gesellschaft Londons in dem hochgeborenen Aristokraten repräsentirt.

Er fand ihn groß und schlank von Wuchs, mit vorspringender Stirne, vollkommen die Formen beherrschend und seine glänzende Unterhaltungsgabe nach allen Seiten hin leicht entfaltend. Er sprach mit schottischem Accent und schien darauf Werth zu legen, daß er es that. Er erzählte lebendig, mischte eine Menge Anekdoten ein, lachte herzlich und floß über von Humor. Auch das Kleinste gewann durch die Betrachtung seines Geistes Wichtigkeit und wurde zum Farbenspiele seiner Anschauungen. Sechzehn Meilen in der Runde besaß er keine lebende Seele, mit der er ein Wort austauschen konnte, außer dem Geistlichen von Dunscore, und so waren Bücher seine einzigen Gefährten, ihr Inhalt allein seine Beschäftigung.

Er hatte eine Menge Worte für sich erfunden, die dem eigenthümlichen Gange seiner Gedanken genügten und seine Rede wie mit rothem Lichte durchzogen. So nannte er z. B. das Magazin von Blackwood: das „Sandmagazin", und das von Fraser: das „Kothmagazin". Ein Feld in der Nähe seines Hauses, das einem Bau hatte dienen sollen, bezeichnete er als: „Ein Grab der letzten Groschen".

Wenn man ein Talent zu sehr herausstrich, einem Genie eine zu große Bewunderung zollte, so warf er ein, daß das kleine Schwein in seinem Stalle auch nicht ohne Anlagen sei; denn gelegentlich gelinge es ihm auszubrechen und sich im Freien zu belustigen, was gewiß von Genie zeuge.

Dabei fand jedoch der Mensch, als solcher, vor ihm die Anerkennung, daß er auf diesem kleinen Planeten die Hauptperson sei und der Tod Neros gefiel ihm — Qualis artifex pereo! — besser als die meisten Geschichten.

Jeder Verkündiger irgend einer Wahrheit war ihm interessant.

Er hatte früher einmal viel über Amerika gelesen. Ludors Grundsätze deuteten ihm auf Rebellion, und er hegte die Besorgniß, daß diese Hinneigung, mehr oder minder, in Amerika vorhanden sei. Was ihm am besten dort gefalle, das sei, meinte er, die Möglichkeit für Jeden, für seine Arbeit Fleisch essen zu können.

Sie sprachen dann von Büchern.

Carlyle las Plato nicht und war für Sokrates nicht eingenommen; schließlich erhob er Mirabeau zum Helden. Gibbon nannte er eine herrliche Brücke, um von der alten Welt in die neue zu gelangen.

Er hatte sehr viel gelesen und alles durcheinander gelesen. Eines seiner ersten Bücher war: Tristram Shandy, und dann kam Robinson Crusoe. Hierauf folgte: Robertsons Amerika.

Aus Rousseaus Bekenntnissen zog er die Folgerung, daß er kein Dummkopf sei.

Vor zehn Jahren hatte er angefangen Deutsch zu lernen auf den Rath eines Mannes, der ihm versicherte, er würde in dieser Sprache finden, wonach er suche.

Die Literatur der Zeit verspottete er; — so wie den Aufwand an Geld, den die Buchhändler machten, um das zu preisen, was schlecht sei. So habe das Publicum denn alles Vertrauen zu der Glaubwürdigkeit der Presse verloren und stelle das Bücherkaufen ein. Statt Gewinn erzielt zu haben, drohe nun Bankerott.

Dann erging er sich über die Noth der ärmeren Klassen in England, die Uebervölkerung, den Egoismus der Staatsmänner, die dem öffentlichen Wohle keine persönlichen Opfer bringen wollten. Es sei an den oberen Klassen, den unteren den Weg zu zeigen. Die hungernden Irländer irrten auf der Haide umher. Seine Gattin reiche jedem Sohne Adams, der an ihre Thüre klopfe, ein Stück Brod. Das friste das Leben bis an das nächste Haus. Dort aber liege meilenweit unbebautes Land, das, urbar gemacht, nicht nur Brod, sondern auch Fleisch abwerfen würde, und Keiner lehre die armen Leute, es anzubauen. Schließlich würden sie die Reichen zwingen, sich ihrer anzunehmen, indem sie ihnen die Häuser über den Köpfen anzündeten.

Carlyle und sein amerikanischer Gast unternahmen einen langen Spaziergang über die einsame Haide, erstiegen eine Höhe, schauten nach Criffel hinüber, und dann hinab in die Niederung, wo der Dichter Wordsworth lebte. Sie setzten sich auf einen Felsblock hin und sprachen von der Unsterblichkeit der Seele. Es war nicht Carlyle, der dies Thema in Anregung brachte, denn er hegte, wie alle feinbesaiteten Geister, eine natürliche Abneigung, mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen und sich Beulen zu holen ohne jeglichen Nutzen. Allein einmal diese Saite angeschlagen, tönte sie rein und voll bei ihm aus; er sah Ursachen und Wirkung, sah, wie das Einst mit dem Jetzt sich verknüpfte, die Gegenwart in ihrem Schoße die Zukunft trug und alle Zeitalter eine unsichtbare Kette vereinte.

„Christus starb am Kreuze," schloß er seinen Satz, „die Folge davon war der Bau jener Kirche, deren Thurm sich dort in Dumfries erhebt; und auch, daß wir Beide hier nebeneinander sitzen. Die Zeit hat nur eine relative Bedeutung."

Sein Blick richtete sich stets nach London hinüber, als einem Centrum menschlicher Intelligenz. Er nannte London das Herz der Welt. Ihm war dieser ungeheure Markt sympathisch, worauf Jeder wieder seinen Nucleus bildete: Alles geht dort seinen ruhigen Gang, der Bäckerjunge bringt am Morgen die frischen Wecken und der Empfänger fragt nicht, wie und wo sie bereitet worden sind. Die Stadt gleicht einer ungeheuren Maschine, worin alles Räderwerk wie von selbst sich dreht, es ist ein Kunstwerk, wie nur Jahrtausende fortrückender Civilisation es schaffen konnten. —

Vierzehn Jahre nach diesem Gespräche sehen wir Emerson wiederum auf englischem Boden, diesmal als geladener Gast, um Vorträge in den verschiedenen Städten des Nordens zu halten. Carlyle wohnt jetzt in London, und dorthin eilt der Amerikaner, sobald seine eingegangenen Verpflichtungen es gestatten.

In einer Vorstadt Londons, wenige Schritte vom Ufer der Themse, findet er ihn, in einfacher, jedoch behaglicher Häuslichkeit, nur wenig gealtert wieder. Die hohe Gestalt hat sich vielleicht im Laufe dieser Jahre um etwas geneigt, das volle dunkele Haar einen kleinen Zuwachs von Silberfäden erhalten. Das schmale Gesicht mit den gerötheten Wangen, den leuchtenden Augen, ist das gleiche geblieben. Sein Lachen, sein Humor sind unverändert.

Beide Männer sind sich bewußt, als Denker an der Spitze ihrer Zeit zu stehen. Diese Spitze aber ist für sie selbst keine; denn sie haben die Räthsel des Daseins nicht einmal annähernd gelöst. Sie wissen, daß sie nichts wissen, und sollen dabei Andere lehren weise zu sein! . . .

Sie hatten manche Stunde in ernstem Zwiegespräche verbracht, als die Stunde der Trennung nahte, und Emerson vorschlägt, daß vor seinem Scheiden noch ein gemeinsamer Ausflug nach Stonehenge das Siegel auf ihre gegenseitigen Zugeständnisse drücken solle, die der Welt ein ewiges Geheimniß bleiben müßten.

England, das aus allen Hemisphären Kunstschätze zusammenträgt, die Monumente des alten Ninive in seine Museen übergeführt hat, die Keilschrift zu entziffern lernte, die Nadel der Kleopatra zu Hause aufstellte, das sich nichts entgehen läßt, was auf die Entstehung des Menschengeschlechtes, auf dessen Civilisation und Cultur hinweist — England kennt bis heute nicht die Bedeutung des merkwürdigsten Monumentes seines eigenen Bodens und weiß nicht, wer den Druidentempel in Stonehenge aufrichtete und wie man dort die Gottheit, dem er gewidmet war, verehrte.

Auf einsam öder Haide erhebt sich eine graue Steinmasse, die, näher betrachtet, aus einer Colonade besteht und hundert Schritte im Durchmesser haben mag. — Die Philosophen umgingen sie,

Digitized by Google

und dann auch eine zweite, innere Säulenreihe. Sie schauten den grauen Himmel an, der tief über ihnen lag, und vor Jahrtausenden, als diese Steine von nicht zu enträthselnder Hand hier aufgestellt wurden, in eben der Weise die düster melancholische Landschaft überwölkt haben mochte; und sie fragten sich, wer die Geschichte dieses Tempels zu schreiben berufen sei — eines Tempels, der alle später errichteten Kirchen in seiner Stärke überdauert. Die Zeit, die Ewigkeit und darin der Mensch, sie stellten das einander gegenüber.

Eine Lerche zog jubelnd über ihren Häuptern dahin. Carlyle sah ihr nach und sagte: sie sei das Produkt des Jahres; der Wind aber, der sie trage, sei von allem Anbeginne da gewesen.

Sie zählten die Steinblöcke und betrachteten das Material, das sonst in diesen Regionen nicht zu Hause ist. Woher aber kam es und wer trug es hierher? Das Buch der Vergangenheit, wie viele Kapitel bietet es, die mit Nutzen zu lesen wären, wenn man das Alphabet kennte? Carlyle, dem die Geschichte vergangener Zeiten von so großem Interesse war, der einen so mächtigen Drang fühlte, Glied an Glied zu reihen, um die große Kette vollständig zu machen, erging sich in Betrachtungen des Einst und Jetzt, die Jahrtausende zu Minuten machten. Er vergaß auf kurze Zeit, daß der Mann neben ihm Amerika angehöre, und sprach mit ihm, als ob sie die Welt mit gleichen Augen anzuschauen vermöchten. Was diese Steine zu ihnen sprachen, das durften sie zu deuten versuchen, ohne daß ihre Nationalität damit in Zusammenhang kam. Emerson hieß das Geheimniß, das sie einhüllt, schweigen und hoffen; Carlyle aber sprach davon, daß er auch hier, wie überall, wo ihm eine Frage unbeantwortet bliebe, Cypressen pflanze, denn der Schmerz sei das Losungswort seines Lebens. So schieden sie.

Sie haben sich nicht wieder gesehen.

A. Bölte.

Notizen.

Albrecht Dürers Holzschnitt-Werk in Auswahl mit Text herausgegeben von Professor Dr. Carl von Lützow. Nach den Originalen durch Lichtdruck als Facsimile ausgeführt von Arnold und Zettler in München. Nürnberg, S. Soldan.

Wenige Jahre sind verflossen seit die Verlagshandlung von S. Soldan in Nürnberg eine treffliche Auswahl von Dürerischen Kupferstichen in wohlgelungenen Facsimile-Nachbildungen herausgegeben hat. Wurde jenes Unternehmen nun auch mit wohlverdientem Beifalle aufgenommen, so mußte man sich gleichwohl sagen, daß es nicht ausreichen würde, den echt deutschen Künstler in der ganzen Tiefe und Fülle seines Geistes, in der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit der Phantasie und dem unbegrenzten Reichthum der Gestaltungskraft unserem Volke zu erschließen. Dazu bedurfte es einer Ergänzung, und diese konnte einzig und allein in einer ähnlichen Auswahl aus des Künstlers Holzschnittwerk bestehen, denn gerade in diesen beiden Arten der vervielfältigenden Kunst tritt uns Albrecht Dürer als der größte unter allen Meistern der Renaissance entgegen.

Es läßt sich unmöglich verkennen: Dürers Hauptbedeutung liegt nicht in der Malerei, wo ihm der Mangel an Ausbildung im Coloristischen, die Unschönheit der Gesichter und die Plattheit der Formen hinderlich im Wege standen, wenn es galt den vollkommen idealen Stil zu erreichen. Sie liegt im Kupferstich und Holzschnitt; Dürer ist der Ausgangspunkt der ganzen nachfolgenden Kunstentwickelung dieser Art und zwar nicht blos für Deutschland allein, sondern für alle Culturvölker. Nicht in seinen Bildern, in seinen Kupferstichen und noch mehr in seinen Holzschnitten können wir Dürers tiefen Geist und originelle Phantasie vollständig ermessen. Namentlich in seinen Holzschnitten mit ihren einfachen Umrissen offenbart sich die ganze Fülle seines Wesens. Nirgend anderswo tritt sein schlichter, gemüthvoller und volksthümlicher Sinn so schön zu Tage als gerade in ihnen, nirgend anderswo wird uns der Geist seiner Zeit klarer vorgeführt. Wir sehen da in die Tiefe des religiösen Lebens, es tritt das Dämonische und der Teufelsspuk ebenso nahe an uns heran, als die auf dem Humanismus beruhende Allegorie, Mittelalter und neue Zeit reichen sich hier die Hände, und kein anderes Werk macht uns mit Tracht und Sitte, Straße und Haus, Stadt und Land so vertraut wie es Dürers Holzschnitte thun. Wenn wir aber darin dasjenige vermissen, was unser an den ewigen Mustern der Antike gebildete Geschmack schön nennt, so dürfen wir uns dadurch nicht zurückschrecken lassen: es wird uns durch Eigenartigkeit, Kraft und Gediegenheit vollständig ersetzt.

Angesichts dessen erscheint v. Lützows Dürer-Werk, das mittels vorzüglichen Lichtdruckes die Originale des großen Meisters in ihrem künstlerischen Gehalte trefflich zum Ausdrucke bringt, als ein höchst dankenswerthes. Es soll eine namhafte Anzahl hochinteressanter seltener Blätter vorführen, welche Dürer besonders charakterisiren. Daß die große Passion und das Leben Maria darin keine Aufnahme finden, erklärt sich leicht genug aus der weiten Verbreitung, welche dieselben bereits früher erlangt haben. Dagegen werden landschaftliche und architektonische Bilder, herrliche Wappen und Charakter aus der Zeit Maximilians I., Scenen aus dem Leben Christi ꝛc. vorgeführt werden und Dürers Holzschnitte mit Lützows erläuterndem Texte ein lehrreiches und anregendes Hausbuch bilden. Um die treueste Imitation zu ermöglichen ließ die Verlagshandlung das Papier, worauf die Facsimiles gedruckt sind, in der Stärke und Farbe des alten Büttenpapiers in Holland eigens anfertigen. Carl Albert Regnet.

* * *

Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. 2 Bde. München, Bibliographisch-artistisches Institut.

Die Deutschen legen sich es zu hohem Ruhme aus, als Kosmopoliten erster Ordnung zu gelten, das weitestgehende Verständniß für nationale Individualitäten zu besitzen. Aber während sie es dahin bringen, die feinsten Schwingungen jeder Volksseele mitzuempfinden, haben sie der persönlichen Individualität insofern Schranken gezogen, als sie ihr das Recht, die Zeitgeschichte in subjectivem Spiegel aufzufangen, nur ungern zugestehen. Wir klagen, daß unsere Memoiren-Literatur in keiner Hinsicht einen Vergleich mit jener Englands und insbesondere Frankreichs zu bestehen vermöge, vergessen aber, daß wir fast nichts zur Pflege dieses Zweiges thun und im Grunde gar nicht so arm sind, um stets neidischen Blickes über die Grenze schielen zu müssen. Man wage doch einmal einen vorurtheilsfreien Griff in die verstaubten Repositorien, wo diese literarischen Schätze schlummern! Da ist von der Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen und den „Denkwürdigkeiten des Ritters Hans von Schweinichen" angefangen bis hinauf zu Varnhagen von Ense's „Denkwürdigkeiten" und Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", bis zu den einschlägigen Arbeiten von Bogumil Goltz, Fr. Raumer, Hoffmann v. Fallersleben u. A. eine lange Reihe von Autobiographien, die in ihrer Gesammtheit eine bilder- und gestaltenreiche Chronika des nationalen Lebens während mehr als zwei Jahrhunderten abgeben. Auch edle Frauen haben daran mit gearbeitet, wie die Aufzeichnungen der Markgräfin von Bayreuth und der Prinzessin von Orleans bezeugen. Wir besitzen ferner aus unserer klassischen Zeit allein Selbstbiographien von K. Ph. Moritz, Franz Xaver Bronner, K. Fr. Bahrdt, J. Chr. Brandes, K. Spazier und Anderen, durchweg Werke, die durch die darin erzählten Schicksale wie durch ihre geistige Signatur in hohem Grade zu fesseln im Stande sind. Aber Alles, was das gebildete Publicum aus dieser Epoche kennt, ist Goethes „Wahrheit und Dichtung" und bestenfalls noch Jung-Stilling, der wie Klopstock zu den oft Gepriesenen aber selten Gelesenen gehört. Alles Uebrige liegt für jenes Häuflein von Deutschen, welche nicht Literarhistoriker von Fach sind, im Dunkel und würde heute, von einem geschickten Verleger lancirt, allgemein wie eine Novität überraschen.

Man wird vielleicht einwenden, daß die französischen Autobiographen Männer von Welt gewesen seien, Repräsentanten einer hohen socialen Rangstufe, die mit freiem Blicke auf das gesellschaftliche Getriebe hinabsahen, während bei uns zumeist trockene Gelehrte ihr Leben beschrieben haben. Das wäre jedoch eine leere Ausflucht, denn der deutsche Gelehrte ist kein Schulfuchs, dessen Horizont von den vier Wänden seiner Studirstube umfangen wird. Dies bekräftigen die „Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang", die gerade in einem Neudrucke des

Digitized by Google

Bibliographisch-artistischen Instituts in München vorliegen, wieder in schlagender Weise. Der Held dieser Selbstbiographie, ein Historiker, dessen Werke für die Geschichte der deutschen Kleinstaaterei grundlegend geworden — Behse citirt ihn wohl über hundertmal — und der sich auch auf anderen Wissensgebieten ehrenvoll bethätigt hat, vereinigt in sich alle Eigenschaften, die wir den französischen Autoren nachrühmen. Obwohl schlichter Leute Kind, hat er sich dennoch stets auf weitem Plane bewegt und durch wechselvolle Schicksale zu einer glänzenden Lebensstellung aufgeschwungen. Er war der Vertraute und Gehülfe des Fürsten von Hardenberg, verkehrte mit Souverainen, stand in regem brieflichen und mündlichen Gedankenaustausche mit Jakob und Wilhelm Grimm, mit Lachmann und dem Minister von Montgelas, mit dem Orientalisten Hammer und dem Historiker Woltmann, kannte Bernadotte und Iffland, Matthison und van Swieten, Fürst Pückler-Muskau und Heinrich Zschokke, und sein Itinerarium reicht von Amsterdam bis Belgrad, vom Rhein bis zu den Ufern der Weichsel. Diese Selbstschau führt uns von Scenarium zu Scenarium, überall stoßen wir auf merkwürdige Menschen und originelle Gestalten, überall spielen sich die seltsamsten Historien ab, wir sind Zeugen einer wahrhaft „naupengeheuerlichen Geschichtsklitterung", um mit Fischart zu reden, und wenn auch Lang stets der Hauptacteur ist, um dessen persönlichstes Wohl und Wehe es sich handelt, er läßt nichts von Befangenheit spüren, er hält den Kopf aufrecht und das Auge offen für Alles, was ihm auf seinen Wegen begegnet. Vor Allem bewahrt er jedoch seinen guten Humor! Die unverwüstliche Laune, die selbst die gewöhnlichsten Ereignisse goldig umspielt, macht diese Memoiren zu einem der fesselndsten und belustigendsten Bücher. Man durchsuche die ganze hochgepriesene Memoiren-Literatur der Franzosen, man wird schwerlich ein Werk finden, das in diesem Maße von Esprit, von echtem Esprit erfüllt erscheint. Und trotz alledem lebt das Andenken dieses Mannes nur in einem verhältnißmäßig sehr kleinen Kreise, das große deutsche Lesepublicum, das immer nach guten Büchern schreit, hat ihn so gut wie vergessen.

Auf den culturhistorischen Werth seines Buches lege ich besondern Nachdruck, größern sogar als auf die köstliche Laune, die darin waltet. Freilich würde uns ohne die letztere Manches trocken und belanglos erscheinen, was nun, von allen Lichtern des Humors umleuchtet, reizvoll und fesselnd sich gestaltet. Lang besitzt eben jene bei Schriftstellern und Künstlern ebenso werthvolle als seltene Gabe: Temperament. Er ist ein „Causeur" im besten Sinne, wie die Deutschen wenige besessen. Anekdotisches Rankenwerk schlingt sich um alle Ereignisse, die er erzählt, und die Episode, das witzige Detail unterbricht jeden Moment die Haupt- und Staatsactionen. Er schreibt nicht Geschichte, aber er plaudert Geschichte — und gerade das hat ihm in den Augen mancher Philister so sehr geschadet. In der That zielt von dem Wenigen, was im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte über Lang veröffentlicht wurde, fast Alles dahin, die Unglaubwürdigkeit desselben zu erweisen. Ich gestehe offen, daß auch ich manche in dem Buche enthaltene Darstellung von Personen und Ereignissen nicht beschwören möchte, weil ich eben auf Grund anderer Quellen zu einer andern Vorstellung von denselben gelangt bin. Aber ist dies ein Grund, es zu verwerfen? Vergessen wir doch nicht, daß uns Memoiren nie die Contouren, sondern blos die Farben für ein Zeitgemälde geben sollen. Und damit hat sich Lang sehr freigebig gezeigt; er ist ein vorzüglicher Colorist, getreu im Lokalton und harmonisch in der Gesammtstimmung. Ihm wissentliche Entstellungen vorzuwerfen, wäre eine nicht zu rechtfertigende Verdächtigung. Daß häufig persönliche Tendenzen durchschlagen, ist nicht zu leugnen, scheint mir aber ebenso nothwendig als lobenswerth. Denn jedes echte Leben hat eine ausgesprochene Tendenz, die sich auch auf die Lebensbeschreibung übertragen muß, soll sie nicht ihren Hauptreiz und Werth verlieren. Worin dieser liegt, hat Lang in der Vorrede selbst hervorgehoben: „Ich weiß aus eigener Erfahrung, mit welcher geheimen Kraft alle und jede etwas ausführliche Lebensbeschreibungen an sich ziehen und wie sehr sie geeignet sind, wenn sie uns nur häufiger geboten würden, versöhnende Blicke in das menschliche Herz und das irdische Treiben zu öffnen."

Siegmund Feldmann.

Texte und Glossen. Resultate kritischer Gänge durch politische und unpolitische Gebiete mit besonderer Rücksicht auf socialpsychiatrische Phänomene. Von Leonhard Freund. Zürich, 1881, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Dies Buch scheint nur den einen Zweck zu haben, sich den Aerger über allerhand öffentliche und persönliche Mißstände in unklar gährender Darstellung vom Halse zu schreiben, und dabei all und jedem unserer Zustände und Personen einen kleinen giftigen Nadelstich zu versetzen. Daß wir häufig den Unwillen des Verfassers theilen, kann uns beim besten Willen die Thatsache nicht verbergen, daß das Buch gänzlich unwirksam bleiben muß. G. v. S.

* * *

Wir. Emsland-Geschichten von E. von Dincklage (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Auch von Emmy von Dincklage, einer der eigenartigsten unter unseren zeitgenössischen Novellistinnen, kann man sagen, daß ihr Genre klein, daß sie aber in diesem Genre groß ist. Als sie sich einmal daran machte, italienische Erzählungen zu schreiben, fiel der Versuch so schwach aus, daß man beinahe fürchtete, sie hätte sich bereits ganz „ausgeschrieben". Nun, das vorliegende neue Buch beweist gerade das Gegentheil. Der Preis unter diesen emsländer Erzählungen gebührt der letzten „Der Zipfel vom Mantel." Da ist Alles klar geschaut, warm empfunden und ansprechend erzählt; eine Heldin, wie „Bille" ist trotz des poetischen Lichts, in das die Verfasserin sie gerückt, so durch und durch ein echtes Kind des Volkes, daß man nur seine herzliche Freude an solcher Idealisirung haben kann. In der „Dorfpenelope" ist die erste Hälfte der Erzählung meisterhaft, nachher fällt der durchaus nicht emsländische „Naturdoctor" etwas aus der Rolle. Schwächer sind die beiden Novellen „Das blaue Herz", wo doch gar zu viel Lärm um nichts stattfindet, wenn auch die Gestalt des alten Wirths durch ihre schlichte Naturwahrheit ergreift, und „Oelbild", wo die Ausführung nicht ganz der Anlage entspricht und nur der derb-fröhliche Humor des alten Matrosen uns über die Mängel siegreich forthilft. Emmy von Dincklages Sprache aber verdient überall das gleiche Lob; es ist der echte, schlichte, markige Erzählerton für norddeutsche Dorfgeschichten, den sie anzuschlagen versteht. Aus dem ganzen Buche weht es uns mit dem kräftigen Erdgeruch frischer Ackerschollen entgegen. T—n.

* * *

Riviera di Ponente. Novellistische Culturbilder von B. R. Bredt (Leipzig, Otto Wigand).

Ein sehr wunderliches Buch, das der Verfasser „halb Libelle (?), halb Novelle, halb Reiseberichte, halb Herzensgeschichte" nennt und das in der That über Alles und noch etwas handelt. Er hätte entweder nur Culturbilder oder eine Novelle mit landschaftlichem Hintergrund geben sollen, denn so, wie es ist, kann das Buch keinen Leser befriedigen. Uebrigens schreibt der Verfasser sehr fließend und gefällig, und wer an der Riviera heimisch ist oder sie auch nur von kürzerem Aufenthalt her kennt, wird immerhin manche freundliche Erinnerung beim Durchlesen der Schilderungen in den ersten Abschnitten auffrischen können. Der Titel freilich wird durch das Buch nicht gerechtfertigt. T—n.

* * *

Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Herausgegeben von Richard und Robert Keil. Leipzig, E. Schloemp.

Es ist dies jedenfalls die bedeutendste Festschrift zu Goethes fünfzigjährigem Todestage und sie beweist aufs Neue, wie ungerecht Börnes Declamationen gegen den „großen Egoisten" sind. Goethe, welcher in der allgemeinen Noth keinen Augenblick den Muth verlor und nicht nur an seine eigene Sicherheit dachte, sondern in aufopferndster Weise Rath und Hülfe spendete, steht hier als Mensch groß und liebevoll da. Unter den publicirten zehn Briefen von und vierundvierzig an ihn ist ein jeder ein Beweis für sein warmes, patriotisches Herz. Das wichtigste Actenstück ist der bisher ungedruckte größere Bericht über die geistigen Zustände von Weimar und Jena, in Folge dessen die berühmte Universität nicht aufgehoben wurde und beide Städte französische Schutzbriefe erhielten. Die etwas hastig geschriebene Publication ist leider in den historischen Abschnitten noch sehr der Ergänzung bedürftig.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Digitized by Google

Inserate.

Hervorragende Novität

aus dem

Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Das Bild des Eros.

Neue milesische Märchen

von

Oscar Linke.

1. Band.

In eleganter Ausstattung mit Kopfleisten und Initialen.

Broch. *M.* 5.—, in stilvollem Einbande *M.* 6.20.

Unter dem vorstehenden symbolischen Titel entrollt der Verf. der „Milesischen Märchen" reizvolle Bilder von hochpoetischer Wirkung und Schönheit aus Altgriechenland, die an den kühnen, farbenreichen Pinsel eines Makart erinnern.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Konstantinopel.

Von **Edmondo de Amicis.**

Aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen von

A. Burchard.

2 Thle. in 1 Bd. 30½ Bogen.

Preis eleg. brosch. 5 *M.*, in Bädekerbd. 6 *M.*

Dies geistvolle und fesselnde Buch ist von einer großen Anzahl der bedeutendsten Blätter aufs günstigste besprochen. Die Wiener „Presse" sagt kurz und treffend: „Amicis' ‚Konstantinopel' enthält geradezu berauschende Kapitel, in denen frische Beobachtung aus dem Born der Geschichte, gesättigte Phantasie, reichstes Colorit und künstlerische Abrundung sich bestens vereint zeigen."

Rostock. **Wilh. Werther's** Verlag.

Verlag von **Johannes Lehmann** in **Leipzig.**

Zur Geschichte der Hofnarren

Friedrich Taubmann

Ein Kulturbild

Zumeist nach handschriftlichen Quellen von

Friedrich W. Ebeling.

Mit Taubmann's Porträt und Faksimile.

Zweite Auflage.

Preis: Elegant geheftet *M.* 6.— In Originalband *M.* 7.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die erste Auflage war 14 Tage nach Erscheinen vergriffen!

Buchhandlungslehrling! In meinem Geschäfte ist am 1. October die Lehrlingsstelle zu besetzen. Ich reflektire nur auf einen jungen Mann mit guter Schulbildung, dem daran liegt mit zur Familie seines Chefs gerechnet zu werden; Kost und Wohnung im eigenen Hause! Etw. Reflektanten wollen sich gefl. mit mir direkt in Korrespondenz setzen.

A. **Helmich**, Buchhandlung in Bielefeld.

Collection Spemann Band 28 enthält: *Andersen, Der Improvisator.* Roman. Mit Einleitung von E. LOBEDANZ.

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1.25 Pf.

Monumentales geschichtliches Bilderwerk.

Soeben erschien im Verlage von

PAUL NEFF IN STUTTGART

Die zweite verbesserte Auflage:

BILDERATLAS

ZUR

WELTGESCHICHTE

Nach Kunstwerken alter und neuer Zeit.

146 Tafeln gross Folio mit über 5000 Darstellungen.

Gezeichnet und herausgegeben

von

Professor Ludwig Weisser,

weil. Inspektor des Königl. Kupferstich-Kabinets in Stuttgart.

Mit erläuterndem Text von Dr. Heinrich Merz.

In elegantestem Halbfranzband nur *M.* 30.—

Das Werk ist auch in 25 Lieferungen à *M.* 1.— oder complet broschirt à *M.* 25.—, eventuell auf Ratenzahlungen zu beziehen.

Weisser's „Bilder-Atlas zur Weltgeschichte" ist ein willkommenes Supplement zu jeder Welt- und Kunstgeschichte, zu jedem Conversations-Lexikon. Der Bilder-Atlas will all das Grosse, Schöne, Bedeutungsvolle im Leben der Menschheit, die Götter- und Mythenwelt der Alten, die Trachten der Vorzeit, das kriegerische Leben, das alltägliche Treiben öffentlich und daheim, die Gesichtszüge berühmter Männer und Frauen, die denkwürdigen Thaten und Ereignisse zur Darstellung bringen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **Otto Meißner** in Hamburg.

Die Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else.

Von J. von Wildenradt.

Zweite Auflage.

24½ Bogen. 5 *M.*, elegant gebunden 6 *M.*

Diese Dichtung steht dem besten, was in der Neuzeit bei uns der kulturgeschichtliche Roman geleistet hat, an innerem Gehalte gleich; sie überragt diese Romane durch die reinere und höhere Kunstform. „Roman-Ztg."

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sang und Klang.

Lieder zum Compuniren und andere praktische Kleinigkeiten

von

Heinrich Flemmich

(Parcival).

Preis 3 *M.*

Freiburg i. B.

Adolf Kiepert's Hofbuchhandlung.

Tisch für Magenkranke

von Med. Dr. **Josef Wiel** (Verf. des „Diätetischen Kochbuches"). Fünfte verb. und verm. Aufl. Brosch. *M.* 4.—, geb. *M.* 5.— Das Buch ist ein getreuer Rathgeber, ein ehrlicher und billiger Hausarzt für Jedermann. — Hofrath k. k. Professor Th. Billroth in Wien empfiehlt den „Tisch" im Vorwort seines neuesten Werkes „Die Krankenpflege im Hause und im Hospital" ganz besonders.

K. k. Hofbuchhdlg. **Hans Feller** in **Karlsbad.**

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben:

Geschichte der Ethik.

Erste Abtheilung:

Die Ethik der Griechen und Römer.

Von

Theobald Ziegler.

Preis *M.* 8.—

Verlagsb. von **Emil Strauß** in **Bonn.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 12. August 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Unsere Parteien. Von Friedrich Boettcher. — **Literatur und Kunst:** Der Materialismus als erkenntnißtheoretisches Princip. Von Max Schasler. — Emile Zolas „Pot-Bouille". Besprochen von Theophil Zolling. — Wagners „Parsifal". Von H. Ehrlich. II. (Schluß.) — Jugendbriefe von Alexander von Humboldt. (Schluß.) — Tagebuchblätter aus der Lombardei. Von H. Breitinger. — Notizen. — Inserate.

Unsere Parteien.

Von Friedrich Boettcher.

Die Klage über ungesunde Parteibildung ist so alt wie unser parlamentarisches Leben. Zwei große Parteien, hieß es, eine liberale und eine conservative, seien die allein normale und zweckentsprechende Theilung einer Volksvertretung. Die bei uns thatsächlich bestehende Vielheit von Absonderungen wurde den „politischen Kinderschuhen" zugeschrieben. Vielleicht darf man doch einige Zweifel hegen, ob diese an sich so einleuchtend scheinende Theorie den Grund der Sache richtig erfaßt habe. Und dies um so mehr, als das Musterbild, auf welches hingewiesen zu werden pflegt, nämlich das englische Parteiwesen, heute gar nicht mehr zutrifft. Die landläufige Unterscheidung von Whigs und Tories ist in Wirklichkeit nur noch eine historische Reminiscenz. Nicht allein die Irländer bilden eine selbstständige Partei, neben den Liberalen der alten Schule besteht auch eine sich deutlich abzeichnende radicalere Richtung, von anderen Nüancen gar nicht zu reden. Und ist dies auch nicht ganz erklärlich? Jene geschlossene Zweitheilung konnte bestehen, so lange das Parlament die Domäne einer im Wesentlichen auf denselben socialen Voraussetzungen beruhenden Aristokratie war. Je weiter das Wahlrecht ausgedehnt wurde, um so zahlreicher wurden natürlich die Unterschiede der politischen Meinungen und Bestrebungen. In Preußen umfaßte das Wahlrecht von Anfang an die Gesammtheit der Staatsbürger, im Reiche kam noch die vollständige Gleichheit der Berechtigung hinzu; daher denn auch die Parteispaltung hier noch weiter geht, als dort. Zu der Allgemeinheit und Gleichheit des Wahlrechts gesellte sich dann noch die dem Deutschen eigenthümliche Neigung, aus jeder Angelegenheit eine Gewissensfrage zu machen, in allen Dingen eine bis an Eigensinn streifende selbstständige Ueberzeugung zu haben. Wenn wir trotzdem vor der Gefahr einer individualistischen Atomisirung unserer Parlamente bewahrt geblieben sind, so liegt das eben daran, daß die Wirkung geschichtlicher Verhältnisse, gemeinsamer materieller und geistiger Interessen, vor Allem aber die Erkenntniß der Ohnmacht des Einzelnen schließlich denn doch stärker gewesen ist, als persönliche Lieb- und Rechthaberei.

Natürlich soll nicht behauptet werden, daß eine Vereinfachung unseres bestehenden Parteiwesens weder wünschenswerth noch überhaupt zweckmäßig wäre. Nur ist es gut, sich in dieser Beziehung keinen Täuschungen hinzugeben. Der Versuch der Bildung einer „großen liberalen Partei", wie er seit zwei Jahren unternommen worden, beruht ohne Zweifel auf einem sehr ansprechenden Gedanken. Aber sein bisheriger Erfolg ist lediglich, den früheren zwei liberalen Fractionen eine dritte hinzugefügt zu haben. Der thätigste und bedeutendste Führer der Fortschrittspartei warnt vor dem „Aufgehen in den allgemeinen liberalen Brei", und andererseits zeigen auch die Nationalliberalen keine große Lust, ihren besonderen Parteiverband aufzulösen. Man würde sehr Unrecht thun, wollte man dafür einem unberechtigten „Fractionsparticularismus" oder „Fractionsfanatismus" schuldgeben. Vielleicht ließe sich für alle auf dem Boden der constitutionellen Monarchie stehenden Liberalen ein in den letzten Zielen gemeinsames Programm ohne große Mühe aufstellen. Aber leider liegen diese Ziele noch in ferner Zukunft; die politische Arbeit des Augenblicks vollzieht sich in Deutschland unter einer außergewöhnlichen Verkettung der mannichfaltigsten Schwierigkeiten. Und diesen wirklichen Verhältnissen gegenüber haben Nationalliberale und Fortschrittspartei von jeher grundsätzlich verschiedene Stellungen eingenommen. Jene hat an der Gesetzgebung einen theils unterstützenden, theils selbst anregenden Antheil gehabt, freilich um den Preis mancher Zugeständnisse an der ihrigen entgegengesetzte Auffassungen; diese hat ihre Hauptaufgabe in der Wahrung der Reinheit ihrer Principien erblickt, daher ihre positive Mitwirkung zu den wichtigsten Gesetzen versagt und die Nationalliberalen sogar wegen ihrer „Compromißpolitik" aufs Aeußerste bekämpft. Heute kann man nun oft den Rath hören, das Vergangene begraben sein zu lassen. Das ist gewiß ein guter Rath; aber er hilft nicht über die Thatsache hinweg, daß jene Verschiedenartigkeit in der Methode zwischen Fortschritts- und nationalliberaler Partei, trotz der jede positive Thätigkeit der letzteren so außerordentlich erschwerenden augenblicklichen Umstände, noch heute fortdauert. Der Gegensatz in der Militärfrage ist bekannt; und nach den von der Fortschrittspartei während der letzten Reichstagssession gefaßten Fractionsbeschlüssen ist ein ähnliches Auseinandergehen in Bezug auf die socialpolitischen Gesetzentwürfe zu befürchten. Bei so weitgehenden Verschiedenheiten in den wichtigsten Angelegenheiten der praktischen Politik ist eine Verschmelzung zu einer einzigen Partei selbstverständlich ausgeschlossen.

Wenn die „Provinzialcorrespondenz", das anerkannte Organ der Regierung, dies neuerdings wiederholt in langathmigen Auseinandersetzungen zu beweisen versucht hat, so hat sie sich die Mühe genommen, offene Thüren einzustoßen. Vor Allem hätte sie zu diesem Zwecke nicht nöthig gehabt, den Unterschied zwischen Nationalliberalismus und Fortschritt weit über das Maß der Wirklichkeit hinaus zu übertreiben. Andererseits begeht sie den Fehler, die Bedeutung dessen, was sie dem gesammten Liberalismus als das einzige Gemeinsame zuerkennt, der Negation nämlich, zu unterschätzen. Es mag immerhin sein, daß eine volle Uebereinstimmung unter den Liberalen nur bezüglich der Abwehr gewisser in den letzten Jahren aufgetauchter Bestrebungen

Digitized by Google

besteht; aber, wie die Dinge liegen, ist dies für den Augenblick auch vollkommen ausreichend. Zu positivem Schaffen im Sinne selbst der gemäßigtern Liberalen wird die nächste Zeit wenig angethan sein. Die Hauptaufgabe des Liberalismus wird in der Erhaltung des Wesentlichen der in dem Jahrzehnt nach 1866 zu Stande gebrachten Gesetzgebung bestehen. Der Eifer, mit welchem sich die Fortschrittspartei der Vertheidigung jener Errungenschaften, welche sie einst nicht geringschätzig genug zu tadeln wußte, heute widmet, gewährt — nebenbei bemerkt — den Nationalliberalen nachträglich eine glänzende Genugthuung. Sind aber die Liberalen in diesem Abwehrzwecke ausnahmslos einig, so ist ihnen damit auch ein gemeinsames Verhalten gerade jetzt, zur Zeit der preußischen Wahlbewegung, von selbst geboten. Sie alle haben in erster Linie das Interesse, die conservativ-klerikale Majorität, welche das Abgeordnetenhaus während der letzten Legislaturperiode beherrscht hat, zu beseitigen. Sie müssen also, bei aller energischen Wahrung ihrer besonderen Standpunkte, in erster Linie eine numerische Schwächung der Gesammtheit des Liberalismus zu verhüten, demselben vielmehr in dem neuen Abgeordnetenhause die Mehrheit zu verschaffen suchen.

Es wäre ein bedenklicher Irrthum, wenn man sich von diesem ersten Gebote des diesmaligen Wahlfeldzugs durch die neuerdings eingetretene Veränderung in dem Verhältniß der Regierung zur Centrumspartei entbunden glauben wollte. Noch wissen wir überhaupt nicht, ob der plötzliche Rückfall der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in die Culturkampfssprache nicht blos ein diplomatisches Pressionsmittel, vielleicht gar nur die Anwandelung einer augenblicklichen Laune gewesen ist. Aber auch dann, wenn die Regierung der Curie wirklich auf die Dauer wieder einen festeren Willen zeigen würde, wäre die Gefahr, welche eine conservativ-klerikale Majorität in Verbindung mit den Herren v. Puttkamer und v. Goßler in sich birgt, keineswegs zu unterschätzen. Auf dem Gebiete des Schulwesens z. B. könnte noch unsäglich viel verdorben werden. Nicht minder bliebe der Möglichkeit, durch Nachgiebigkeit in kirchenpolitischen Dingen Zugeständnisse auf dem staats- und volkswirthschaftlichen Gebiete zu erlangen und umgekehrt, Thür und Thor geöffnet. Im Reichstage ist eine derartige Schacherpolitik durch die letzten Wahlen ziemlich aussichtslos gemacht, wie dies erst vor wenigen Wochen die wiederholten Niederlagen der von Windthorst geführten früheren Mehrheit gezeigt haben. Gelänge es, im Abgeordnetenhause die conservativ-klerikale Coalition zweifellos in die Minderheit zu drängen, so würden damit die rückschrittlichen Bestrebungen derselben auch im Reiche einen weiteren derben Stoß erleiden. Der ganzen von dieser Seite wirklich drohenden Reation wäre ein Riegel vorgeschoben. Und damit würde die „negative Einigkeit" der Liberalen einen Erfolg erreicht haben, wie sie ihn sich unter den obwaltenden Umständen besser gar nicht denken könnten.

Die „Provinzialcorrespondenz" verwendet ferner viel Scharfsinn darauf, die Unfähigkeit des Liberalismus zu positivem Schaffen darzuthun. Wenn sie in demselben Zusammenhange die schöpferische Thätigkeit der Nationalliberalen anerkennen muß, so hat sie sich damit schon selbst widerlegt. Aber was soll überhaupt diese Auseinandersetzung im gegenwärtigen Augenblicke? Fragt man nicht unwillkürlich, welche Schöpfungen denn die von der Regierung so wohlwollend behandelte conservativ-klerikale Majorität aus ihrer dreijährigen Herrschaft aufzuweisen hat? Bei einer genaueren Untersuchung würde, fürchten wir, das Wort von der Einigkeit nur in der Negation und von der Unfruchtbarkeit im Schaffen auf diese Parteien noch besser zutreffen, als auf die Liberalen. Wie könnte es auch anders sein! Was das Centrum in seiner jetzigen Gestalt zusammenhält, ist sein confessionell-katholischer Charakter. In ähnlicher Weise trägt unsere hochconservative Partei den Stempel eines einseitigen protestantischen Orthodoxismus. Beide Richtungen haben untereinander bis zu einem gewissen Grade gemeinsam den Gegensatz zum modernen Staate, insofern dieser die äußere Machtsphäre der Kirche beschränkt hat. Sobald sie aber das gemeinsame Ziel ihrer diesbezüglichen Bestrebungen erreicht hätten, würden sie sich als Todfeinde gegenüberstehen. Das Centrum im preußischen Abgeordnetenhause ist außerdem aus ganz heterogenen politischen Bestandtheilen zusammengesetzt, und im Reichstage bildet es vorwiegend den Sammelpunkt jener Elemente, welche den Umschwung von 1866 und 1870 bekämpft und sich mit demselben auch jetzt innerlich noch nicht versöhnt haben. Eine zwischen ihm und den preußischen Conservativen oder gar der Regierung gemeinsame positive Politik ist demnach schlechterdings undenkbar; man kann sogar zweifelhaft sein, ob es für sich allein über das kirchenpolitische Gebiet hinaus einen gemeinsamen Boden positiver Wirksamkeit finden könnte. Ganz richtig ist oft gesagt worden, daß eine confessionelle Partei nach Weise des Centrums in einer politischen Körperschaft überhaupt nicht berechtigt sei. Nichtsdestoweniger wäre es müßig, auf eine baldige Auflösung des Centrums zu speculiren, selbst nicht für den Fall einer wirklichen Beilegung des kirchenpolitischen Streites. So weit auch die verschiedenen Bestandtheile des Centrums oft auseinander streben mögen, schon die Macht der Gewohnheit und die Rathlosigkeit, wohin sonst man sich wenden könnte, schließt den alten Verband immer wieder zusammen. Auch im Falle einer Auflösung der Partei aber würde immer etwas — im Reiche z. B. eine rein particularistische Partei — an ihrer Stelle zurückbleiben.

Die Conservativen für sich betrachtet bieten auch nichts weniger als das Bild der Einheitlichkeit. In einem ganz ähnlichen Verhältniß, wie die Nationalliberalen zum Fortschritt, stehen die Freiconservativen zur eigentlichen conservativen Partei. Selbst die letztere aber kann nicht viel von ihrer Homogenität rühmen. Der Gegensatz in der Stellung zur kirchenpolitischen Frage, welcher zwischen ihr und den Freiconservativen so grell hervortritt, ist, wenngleich in geringerem Grade und mühsam vertuscht, auch in ihren eigenen Reihen vorhanden. Diese innere Verschiedenartigkeit mag die Conservativen in ihrer Thätigkeit einigermaßen gelähmt haben; aber sie erklärt und rechtfertigt doch keineswegs den gänzlichen Mangel an productiver Initiative, welche man von ihnen als der stärksten und deshalb führenden Partei verlangen und erwarten durfte.

Es begreift sich, daß mit einer Gestaltung des Parteiwesens, wie sie bei uns besteht, am wenigsten die Regierung, die eine Majorität im Parlamente haben muß, zufrieden sein kann. Ganz natürlich erörtern ihre Organe immer wieder den Gedanken, daß es in der praktischen Politik nur zwei Richtungen geben sollte: Regierungspartei und Opposition. Sie übersehen dabei nur den Widerspruch, in welchen sie sich mit sich selbst setzen. Erster Grundsatz des Fürsten Bismarck gegenüber dem Parlamentarismus ist, daß die Regierung keiner Partei angehören dürfe. Will oder kann sie das aber nicht, so ist die selbstverständliche Folge, daß sie auch nicht eine eigentliche Regierungspartei für sich beanspruchen darf. Nun liegen bei uns die Verhältnisse in der That so, daß die Regierung sich mit einer einzelnen Partei nicht identificiren *kann*; denn keine der bestehenden Parteien kann hoffen, jemals für sich allein eine starke Mehrheit in unseren Parlamenten zu bilden. Andererseits aber sind diese Parteien nicht aus Willkür entstanden, sondern aus wirklich vorhandenen Richtungen unseres Volkslebens hervorgegangen. Jede einzelne von ihnen hat bereits ihre Geschichte. Eine fundamentale Umgestaltung dieses Verhältnisses ist für absehbare Zeit nicht wahrscheinlich.

Positives kann unter solchen Umständen bei uns nur durch das Zusammenwirken der Regierung mit *mehreren* Parteien geschaffen werden. Würde jede einzelne Partei unerschütterlich auf jedem Titelchen ihres Programms verharren, und bestände andererseits die Regierung ebenso hartnäckig auf ihrem eigenen Standpunkte, so wäre unser politisches Leben zu verderblicher Stockung verdammt. Die vielgeschmähte Compromißpolitik also ist es, die sich aus unserem Parteiwesen als naturnothwendig ergibt. Selbstverständlich aber muß eine solche Politik, wenn sie zum Heile führen soll, auf gegenseitiges Vertrauen und aufrichtige Verständigung gegründet sein, nicht auf gegenseitiges „Früheraufstehen"

Digitized by Google

und gegenseitiges Ueberlisten. Mit jener Methode ist Großes in Deutschland geschaffen worden, mit dieser sind wir in einen Zustand allgemeiner Verstimmung, allgemeinen Mißtrauens, allgemeiner Verwirrung gerathen, dem wir uns nicht eher entwinden werden, als bis man in jene frühere Bahn zurückgekehrt sein wird.

Literatur und Kunst.

Der Materialismus als erkenntnißtheoretisches Princip.

Von Max Schasler.

In den Bemerkungen über „die materialistischen Tendenzen der heutigen Zeit"*) ist zwar vom Materialismus als falschem Gegensatz zum Idealismus die Rede gewesen; sein Wesen aber, d. h. das Princip, welches er als das einzig wahre alles Lebens behauptet, ist dort nicht näher bestimmt worden — außer daß, was ja schon im Namen ausgedrückt ist, dies Princip als die „Materie" bezeichnet wurde. Sehen wir nun einmal zu, was es mit diesem Princip eigentlich auf sich hat.

Hierbei ist vorläufig billiger Weise von jener ebenfalls unter dem Titel M. auftretenden Lebensanschauung abzusehen, welche, unter Leugnung aller idealen Zwecke, die sie nur als selbsttrügerische Illusionen betrachtet, lediglich auf Befriedigung des praktischen Egoismus ausgeht. Mit diesem praktischen M. darf der wissenschaftliche, welcher zunächst eine wesentlich erkenntnißtheoretische Bedeutung hat, schon deshalb nicht confundirt werden, weil letzterer sich sogar ernsthaft, wenn auch — wie wir sehen werden — vergeblich bemüht, die aus seinem Princip auch für das praktische Leben sich ergebenden Consequenzen als vereinbar mit den ethischen Grundlagen des öffentlichen und individuellen Daseins darzustellen; ja sogar ausdrücklich behauptet, daß, wo ein Zusammenhang zwischen seinem und dem Princip des praktischen M. sich zu manifestiren scheine, dies eben nur ein Schein sei, der lediglich aus der mißbräuchlichen Anwendung seines Princips resultire. Ob indeß die Bemühungen des theoretischen M., eine solche bedenkliche Verwandtschaft mit dem praktischen M. abzulehnen, nicht vielleicht doch nur mit Hülfe einer sehr durchsichtigen Sophistik zu einem anscheinenden Erfolg gelangen, wird sich aus der Prüfung seines Princips ergeben müssen.

Die Aufgabe für alle Erkenntnißtheorie wurzelt in dem Problem, einen dem Denken genügenden Erklärungsgrund des gesammten Weltorganismus und folglich auch des geistigen Organismus des menschlichen Daseins zu finden. Der M. nun stellt dafür die Hypothese auf — aber eine Hypothese, welche angeblich durch „die Thatsachen der Erfahrungswissenschaften" bewahrheitet werde —, daß die gesammte Erscheinungswelt mit ihrem unerschöpflichen Reichthum an organischer Gesetzmäßigkeit und ideeller Zweckmäßigkeit ausschließlich auf die Materie und deren rein mechanische, blos zufällige und daher zwecklose Bewegung zurückzuführen sei. Was ist nun aber die „Materie" als Princip, d. h. nicht diese oder jene Materie, sondern die Materie an sich, also ohne jegliche innere und äußere Bestimmtheit — denn hiermit würde sofort ein Unterschied gesetzt —, die Materie folglich ohne Form, Qualität, Quantität, Gewicht u. s. f., kurz die unorganisirte Materie? — Da die Materie als Gegenstand der Wahrnehmung nur als schon organisirt zu denken ist, so — sagt der M. — ist es nothwendig, über diesen ihren positiven Zustand hinaus zu jenem Urzustand derselben zurückzugehen, in welchem alle solche Bestimmtheit aufgehoben ist. — Wessen Auge nicht durch den Nebel des aprioristischen Construirens getrübt ist, dem muß sofort der Widerspruch in dieser Vorstellung auffallen: ein Etwas, das real existiren soll, ohne doch irgend eine Bestimmtheit zu besitzen, welche erst die Bedingung seiner Realität enthielte! Dies immaterielle (und gleichwohl nicht idealistische) Princip der Materie wird nun — denn einen Namen muß es doch haben — Atom genannt. — Der Begriff des Atoms*), etymologisch bekanntlich „das Untheilbare" bedeutend, gründet sich auf die unwissenschaftliche Vorstellung, daß man sich die organisirte Materie so lange getheilt denken soll, bis man zu einem Punkte gelangt, wo die Theilung ferner nicht mehr möglich ist; als ob dieser letzte, kleinste Abschnitzel der Materie, der bis dahin immer noch Form, Gewicht und bestimmte Qualitäten besaß, nun, durch die bloße Theilung und Verkleinerung, plötzlich körperlos, formlos und überhaupt qualitätslos werden könnte! Selbstverständlich kommt der M. zur Idee des Atoms nicht durch wirkliche Theilung, d. h. auf dem Wege des Experiments — obschon er dies sonst immer als die einzig wahre Methode, die Wahrheit zu erkennen, behauptet —, sondern er kommt dazu auf dem Wege des sich jeder Wahrnehmung und Erfahrung entziehenden Denkens, d. h. vermittelst einer ganz willkürlichen und abstracten Construction a priori. So ist in der That das Atom nichts als ein reines Abstractum, ein leeres Gedankending. — Um nun aber ja die Unkörperlichkeit des Atoms zu bewahren, die für diesen Begriff im Gegensatz zur organisirten Materie, welche ja erst daraus entstehen soll, nothwendig ist, macht der M. noch einen feinen Unterschied zwischen dem Atom und dem „Molecüle" (einer Erfindung der französischen Materialisten): das Molecüle soll nämlich das unendlich kleinste Theilchen einer bestimmten, d. h. schon organisch gestalteten Materie sein, während das Atom durchaus gar keinen substanziellen Unterschied zeige. Zum Molecüle gehören daher mindestens zwei, unter Umständen aber auch mehr Atome. Wie sich diese Addition mit dem Begriff des „unendlich kleinsten Theilchens" — eine Bestimmung, die ja auch dem Atom zukommen soll — vereinigen lasse, bleibt freilich ebenso unerklärt und unerklärbar wie die Möglichkeit, daß aus der (ohnehin, wie der M. behauptet, gänzlich zufälligen) Addition zweier immaterieller, qualitätsloser, kurz anorganischer Atome ein allerdings kleinstes, immerhin aber stoffliches Theilchen einer qualitativ differenten, organisch gegliederten Materie entstehen könne. Der Fortgang von dem leeren Gedankending, Atom genannt, zum bereits substanziellen Molecüle wäre allerdings als ein sehr wesentlicher Fortschritt für die Begründung der materialistischen Theorie zu betrachten, wenn dieser Fortgang sich auf irgend eine plausible, oder wenigstens widerspruchslose Weise rechtfertigen ließe. Hier stehen wir also vor dem eigentlichen Problem, mit dessen Lösung die Hypothese der materialistischen Welterklärung steht oder fällt. Aus der etymologischen Bedeutung des Atoms als untheilbaren, d. h. unendlich kleinen Theilchens der Materie, läßt sich schon seines blos negativen Werthes halber und weil ja dem Molecüle im Grunde dasselbe Prädicat zukommt, ein solcher Fortgang nicht deduciren; es muß also nach einer etwaigen positiven Bedeutung desselben gesucht werden, und diese hat man denn auch in dem volltönenden Begriff „Kraftcentrum" finden zu können geglaubt. Das Atom soll nichts als ein Kraftcentrum sein! — Centrum nun, wenn dabei — wie ja hier nothwendig — durchaus von jedem substanziellen Inhalt, von jeder stofflichen Existenz, von welcher die Begriffe der Ausdehnung und der körperlichen Eigenschaften überhaupt untrennbar sind, abstrahirt wird, bedeutet zunächst weiter nichts als eine lokale Bestimmung, d. h. einen mathematischen Punkt; und dies materielle Nichts soll Träger einer Kraft sein! — Abgesehen von dem darin abermals zu Tage tretenden Widerspruch solchen Begriffs — denn eine Kraft ist nur als „wirklich" denkbar, wenn sie wirkt; wirken kann sie aber nur durch ein materielles Substrat, was

*) S. Gegenwart Nr. 46. 1881.

*) Um einem naheliegenden Mißverständniß vorzubeugen, ist zu bemerken, daß der in der Chemie vorkommende Begriff des Atoms, welcher zur Erklärung gewisser Erscheinungen eine praktische Bedeutung haben mag (obschon besser dafür Molecüle gesetzt würde), mit dem metaphysischen Begriff Atom der materialistischen Philosophie nichts zu thun hat, also auch von uns nicht berücksichtigt werden kann.

Digitized by Google

dadurch zum Organ wird; mit andern Worten: eine Kraft ist nur als Ursache einer Wirkung real, sie ist der logische Rückschluß von einer wahrgenommenen, also materiellen Wirkung auf eine ihrem Wesen nach gänzlich unbekannte Ursache — also abgesehen von diesem Widerspruch, der schon im Begriff des „Kraftcentrums" liegt, merkt der M. auch gar nicht, daß er mit der Aufstellung dieses Princips in den allerabstractesten Spiritualismus verfällt. Denn wenn man sich unter „Kraftcentrum" überhaupt etwas Positives vorstellen könnte, so wäre es lediglich der Begriff der Idee in der abstractesten, nämlich von jeder Realität abstrahirenden Bedeutung des Worts als bloßer Idee; kurz: „Kraftcentrum" ist ebenfalls nichts als ein leeres Gedankending und in dieser Hinsicht allerdings dem Atom identisch. Damit ist freilich für die materialistische Theorie nichts gewonnen.

Selbst dieser interessante Begriff des „Kraftcentrums" bringt uns also noch keinen Schritt weiter in dem Fortgang vom Atom zum Molecüle. Dies hat denn auch der Materialismus sehr wohl begriffen; er hat eingesehen, daß Kraft ein leerer Name, ein todtes Nichts ist, dem kein irgendwie faßbarer Begriff entspricht, wenn ihr nicht die Eigenschaft sich zu äußern, d. h. nicht blos die Aeußerungsfähigkeit, sondern der Aeußerungsnothwendigkeit beiwohnt. Man erwäge: ein mathematischer Punkt ohne irgend welchen substanziellen Inhalt, also auch ohne irgend welche Bestimmtheit in qualitativer Beziehung, soll nun plötzlich, um das Wunder des Fortgangs vom Atom zum Molecüle zu realisiren, eine Eigenschaft besitzen: die Eigenschaft der „Bewegung" nämlich, nach dem Machtspruch des Materialismus. Wahrhaft kindlich erscheint aber die Vorstellung, welche sich die Materialisten von diesem Proceß machen: die Atome nämlich, welche als mathematische Punkte plan- und zwecklos im leeren Weltenraume umherschwärmen, gerathen zufällig an einander und — je nach ihrer Natur! — stoßen einander ab oder ziehen einander an. Diese als gänzlich unterschieds- und qualitätslos gedachten Punkte besitzen also von vornherein eine differente, ja geradezu entgegengesetzte Natur, welche in Folge dessen auch ihre Bewegung zu einer entgegengesetzten macht: Anziehung und Abstoßung. Selbstverständlich ist niemals ein Materialist in der glücklichen Lage gewesen, solch wunderbares Spiel der Atome auf irgend welche Weise wahrzunehmen, sondern diese jenseits jeglicher Erfahrung liegenden Vorstellungen sind sämmtlich reine Erfindung, wissenschaftlich titulirt: Hypothesen, die jeder substanziellen Basis entbehren. Nun konnte man sich ja dergleichen Hypothesen, wenn sie schließlich durch die Thatsachen der Erfahrung bestätigt werden, gefallen lassen; allein weit entfernt davon, enthalten sie, wie wir sehen, ein solches Nest von in sich selbst widersprechenden Vorstellungen, daß es in Wahrheit unbegreiflich ist, wie ein einigermaßen mit gesunder Logik begabter Verstand dabei beharren kann.

Im Grunde dient die Hypothese des Atomismus nur als metaphysisches Hülfsaxiom, mittelst dessen der Materialismus Das, worum es ihm hauptsächlich zu thun ist, nämlich die Lehre von der lediglich mechanischen, d. h. durch die blos zufällige Bewegung der Atome hervorgebrachten Entstehungsweise der Welt und aller Lebewesen, plausibel zu machen versucht. Sofern er also als „Mechanismus" sich nothwendig auf den Atomismus stützt und nur aus diesem die angeblichen Beweise für seine Weltanschauung schöpfen kann, war es nothwendig, die völlige Haltlosigkeit dieser Basis durch Nachweis ihrer vielfachen inneren Widersprüche aufzuzeigen. Wird freilich die Berechtigung des Atomismus zugegeben, d. h. die Möglichkeit statuirt, daß sich jene wesenlosen Punkte vermöge einer ihnen innewohnenden Kraft bewegen, anziehen und abstoßen, so ist das Weitere, nämlich die zufällige Cumulation der Atome zum Molecüle und weiter zur differenten Materie umsomehr ein Kinderspiel, als es dazu für den Materialismus ja gar keines von Innen heraus wirkenden Organisationstriebes, keines ideellen Princips, sondern einzig und allein des Zufalls bedarf. Consequenterweise leugnet daher der Materialismus jede von dem Begriff einer ideellen Wirksamkeit untrennbaren Zweckursache (causa finalis), indem er nur eine wirkende Ursache (c. efficiens), anerkennt.

Die weiteren Consequenzen liegen nun auf der flachen Hand: da alle Zweckmäßigkeit in der Naturbildung für den M. nur eine scheinbare ist, weil alle qualitativen Differenzen sich auf quantitative (Größe und Zahl) zurückführen lassen, so haben auch alle Aeußerungen eines anscheinend geistigen Lebens lediglich den Werth materieller Molecularbewegungen. Nicht blos der thierische Instinct, auch die menschliche Seele ist nichts als ein Phänomen der durch zufälligen äußeren Anstoß in Bewegung gesetzten Hirnmolecüle; von einer „Seelenlehre" kann daher nur allenfalls als einer Abtheilung der Physiologie, von einer „Ethik", d. h. der Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens als Grundlage der praktischen Sittlichkeit, aber nur insofern die Rede sein, als sie den Werth einer aus Opportunitätsgründen aufgestellten und „nach der Analogie der socialen Instincte der Thiere" (wie Häckel sich ausdrückt) aufgestellten Hypothese beansprucht, welcher es an jeder substanziellen Berechtigung mangelt.

Hier stehen wir nun an dem bereits angedeuteten Punkt, wo der theoretische M. durch seine Consequenzen unwiderstehlich zum praktischen M. fortgetrieben wird, von dessen außerhalb der Wissenschaft stehenden Vertretern sie denn auch mit anerkennenswerther Offenheit ausgesprochen werden. Wenn dagegen im Allgemeinen die wissenschaftlichen Vertreter des M., besonders seit Darwin, theils in unbegreiflicher Selbstverblendung, theils aus einem Rest des Pietätsgefühls, sich der vergeblichen Mühe unterziehen, den tiefen Abgrund, welcher zwischen ihrem Princip und den ethischen Grundlagen des gesammten geistigen Lebens der Menschheit liegt, durch Sophistereien aller Art zu überbrücken, so gibt es doch auch unter ihnen Männer, die vor jenen Consequenzen nicht zurückschrecken und, wie Ernst Häckel es in seinen populären Vorträgen gethan, nicht nur „die Idee von einem allgütigen Schöpfer", sondern auch die „von einer sittlichen Weltordnung und Alles, was damit in Zusammenhang steht", als bedeutungslose Illusionen kennzeichnen. Einige den erwähnten Vorträgen (über „Anthropogenie" und „Natürliche Schöpfungsgeschichte") entnommene Citate mögen als Belege dienen: „Die ganze Völkergeschichte oder die sogenannte Weltgeschichte muß durch natürliche Züchtung erklärbar, muß ein physikalisch-chemischer Proceß sein, der auf der Wechselwirkung von Vererbung und Anpassung im Kampf ums Dasein beruht. Und das ist in der That der Fall ...." „Alle verschiedenen Regungen unserer Seele beruhen auf rein materiellen Veränderungen unsres Gehirns, auf molecularen Plasmabewegungen, welche mittelst der Sinne durch die verschiedene Einwirkung des Lichts, der Wärme, der Feuchtigkeit u. s. f. hervorgebracht werden. Wir sind ein Spiel von jedem Druck der Luft ...." „Der Wille der höheren Thiere ist, ebenso wie die anderen Geistesthätigkeiten, von denjenigen des Menschen nur quantitativ (nicht qualitativ) verschieden. Der Wille des Thiers, wie des Menschen, ist niemals frei." Zu diesem Satz ist nur zu bemerken, daß derselbe auf der althergebrachten sophistischen Verwechslung von Motivationslosigkeit und absoluter Unabhängigkeit im Begriff der Freiheit beruht. — „Was die vielgerühmte Zweckmäßigkeit in der Natur betrifft, so kommt Jeder, der tiefer in die Organisation eindringt, nothwendig zu der Anschauung, daß diese Zweckmäßigkeit nicht existirt, eben so wenig wie etwa die vielgerühmte Allgüte des Schöpfers ...." „Alle diese optimistischen Anschauungen haben leider eben so wenig Begründung als die beliebte Redensart von der sittlichen Weltordnung, welche durch die Weltgeschichte in ironischer Weise illustrirt wird." Dies wird genügen.

Nun kann man es ja keinem Menschen verargen, irgend welche Ueberzeugung zu haben, mag diese noch so einseitig oder widerspruchsvoll sein, noch auch ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn er dieselbe wissenschaftlich zu begründen und Anhänger dafür zu gewinnen sucht; ja dies kann für einen Mann der Forschung sogar als eine Pflicht seines Berufs betrachtet werden, vorausgesetzt, daß sich dieselbe eben innerhalb der Grenzen wissenschaftlicher Forschung hält. Wenn aber eine Theorie, die sich bei Weitem noch nicht über das Niveau einer bloßen Hypothese erhoben

Digitized by Google

hat und die ohnehin auf einem so seichten Grunde wie der Atomismus beruht, während sie andererseits in ihren Consequenzen so tief in das substanzielle Leben des Volkes eingreift, über jene Grenzen hinaus auf den großen Markt öffentlicher Vorträge „für das gebildete Publicum" getragen und mit der ganzen Kraft glänzender Beredtsamkeit als zweifellose Wahrheit verkündet wird — dann steht die Sache doch etwas anders. — Denn was vermag der Erfinder der Plastidultheorie für die vom ihm zerstörten Illusionen — angenommen selbst, es wären solche — als Ersatz zu bieten? Er spricht — in seiner bekannten Entgegnungsschrift gegen Virchow — von den „segensreichen Folgen, welche diese Theorie" (er nennt sie Entwicklungslehre) „in Bezug auf Politik und Religion nach sich ziehen werde, indem die wahre, auf Vernunft gegründete Naturreligion an die Stelle der dogmatischen Kirchenreligion tritt" — (als ob in einem System, das Alles auf den blinden Zufall basirt, überhaupt noch von Vernunft die Rede sein könnte!) — „und deren Grundlage, das menschliche Pflichtgefühl" — (Pflichtgefühl ohne sittliche Selbstbestimmung, d. h. ohne Willensfreiheit!) — „aus den socialen Instincten der Thiere historisch ableitet". — Er weist dabei auf „das bewundernswürdige Pflichtgefühl der Ameisen" hin, das er als „im besten Sinne geradezu christlich" erklärt und ist sogar bereit zuzugestehen, daß „die christliche Religion einen vortrefflichen humanen Kern enthalte", ja daß dieser „im besten Sinne social-demokratische Theil der christlichen Lehre, der die Gleichheit aller Menschen vor Gott und die Nächstenliebe, überhaupt die Liebe im edelsten Sinne ist, predigt, so naturgemäß (?), so edel und rein" sei, daß er „sie unbedenklich auch in die Sittenlehre seiner monistischen Naturreligion aufnehmen könne".

Was soll man, wenn man sich an die Grundanschauung der materialistischen Theorie erinnert, zu solchen Phrasen sagen? — Da von diesem Standpunkt aus die Begriffe edel, sittlich, Pflichtgefühl, Liebe, Gott u. s. f. überhaupt keinen Sinn haben, so bleibt, wie gesagt, nur eine Wahl zwischen unbegreiflicher Selbsttäuschung oder bewußter Sophisterei. Was beispielsweise den Begriff Liebe betrifft, so hat der Verf. selber dazu einen interessanten Commentar geliefert, den wir anzuführen nicht unterlassen können: In seiner Anthropogenie (S. 657) sagt er: „So wunderbar ist die Liebe und so unendlich bedeutungsvoll ihr Einfluß auf das Seelenleben, auf die verschiedenen Functionen des Markrohrs" — das „Seelenleben" reducirt sich nämlich für den Materialismus natürlich nur auf die Functionen des Markrohrs! —, „daß gerade hier mehr als irgendwo die übernatürliche Wirkung jeder natürlichen Erklärung zu spotten scheint. Und doch führt uns trotz alledem die vergleichende Biologie und Entwicklungsgeschichte ganz klar und unzweifelhaft auf die älteste und einfachste Quelle der Liebe zurück, auf die Wahlverwandtschaft zweier verschiedenen Zellen: Spermazelle und Eizelle."

Dies Beispiel dürfte genügen, um auch für die anderweitigen Begriffe idealer Bedeutung denjenigen Standpunkt zu finden, von welchem aus ihr Inhalt durch die Brille der materialistischen Weltanschauung nothwendigerweise erscheinen muß: nämlich als leerer Dunst.

Emile Zolas „Pot-Bouille".

So lange das vor ein paar Monaten in Paris erschienene Werk Zolas noch ungehindert von Hand zu Hand gehen durfte, habe ich mich wohl gehütet, durch eine einzige, wenn auch verdammende Zeile dafür Reclame zu machen. Weiß ich doch, daß kein Buch mehr gelesen und gekauft wird, als wenn die Kritik ihre Stimme im Namen der beleidigten Moral dagegen erhebt. Nun jedoch „Pot-Bouille" endlich von der Berliner Polizei confiscirt worden ist und jeden Augenblick ein allgemeines Verbot kommen kann, um den Roman innerhalb der deutschen Grenzen unschädlich zu machen, suche ich mein Exemplar von zu unterst in meiner Bibliothek hervor, nicht um diese neueste Hervorbringung des Naturalismus zu vertheidigen, denn ich rechne sie zur pornographischen Literatur, wohl aber um von jenen Partien zu sprechen, in denen sich ein gewaltiges Talent offenbart, das man nimmermehr todtschweigt.

Die Handlung kann nicht erzählt werden. Uebrigens ist sie nach dem Codex der neufranzösischen Schule nebensächlich. Ich sage nur so viel, daß „Pot-Bouille", dessen Titel offenbar von dem Pariser Ausdruck „faire pot-bouille" (gemeinsame Wirthschaft führen) kommt und vielleicht am besten etwa mit „Sudelküche" übersetzt werden kann, die Geschichte einer bürgerlichen Miethkaserne ist, deren sämmtliche „Parteien" sich an Lumpenhaftigkeit der Gesinnung überbieten. Ehebruch, Incest, Betrug haben da ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Von den hundert und einigen Personen, die Zola uns vorführt, sind nur drei nicht moralisch angefressen und wirklich unserer Theilnahme werth: der brave schwache Cassier Josserand, der von seiner verworfenen Frau zur Mitschuld eines Betruges gezwungen wird, worauf er an den Gewissensbissen gebrochenen Herzens stirbt; der liebenswürdige Abbé, der nur allzu leicht die Corruption seiner Beichtkinder verzeiht, und der demokratische Hausarzt Dr. Juillerat. Alle Anderen sind, wie sie die Magd Lisa kurz und treffend nennt: Cochon et Compagnie.

Daß Zola dies verdammende Urtheil nicht nur auf die Helden seines Romans, sondern auf die ganze Bourgeoisie ausdehnt, hat uns früher schon ein Schüler und Intimus Zolas, Paul Alexis, verrathen. Zola will, schrieb er einmal, in „Pot-Bouille" zeigen: „le pot au feu bourgeois, le train-train du foyer, la cuisine de tous les jours, cuisine terriblement louche et menteuse sous son apparente bonhommie", und so ist denn das Buch ein richtiges Pamphlet gegen das Pariser Bürgerthum geworden. Der Haß gegen die Bourgeois ist nicht nur eine Gewohnheit der Socialdemokratie, sondern auch des französischen Romanticismus. Unter der moralischen Ordnung von 1840 entstand dieser heftige Widerwille, der noch heute in den Studenten und Malerschülern des Lateinischen Viertels fortlebt. Es ist dieselbe polternde Wuth gegen die „bürgerliche Dummheit", die auch Zolas berühmter College Flaubert hegte, obgleich der wahre Weise höchstens ein Lächeln dafür hätte, und dem wir noch dessen unglückliche nachgelassene Novelle: „Bouvard et Pécuchet" verdanken. „Pot-Bouille" kann man also gewissermaßen die Revanche der Bohème nennen. Fragen wir jedoch, ob Zola überhaupt die Pariser Bourgeoisie kennt, dann müssen wir nach sorgfältiger Prüfung seines Buches mit einem entschiedenen Nein antworten. Der Verfasser ist noch ganz von den Vorurtheilen der Provinz und des Lateinischen Viertels über die Pariser „Mastburger" befangen, so daß wir uns wohl hüten sollen, die Bourgeoisie, von deren Fleiß, Unternehmungslust, Sparsamkeit und Ideenreichthum schon die Pariser Industrie zeugt, mit diesen Scheusälern zu identificiren. Der Pariser Bürger ist besser, als Zola ihn darstellt, gerade wie der Arbeiter besser ist, als uns das „Assommoir" sagt. Die zahlreichen Irrthümer beweisen klar, daß Zola sein Terrain nicht kennt, von vorgefaßten Meinungen beherrscht ist und von der Ausnahme auf die Regel schließt. Schon das postulatum, die Voraussetzung, der Ort der Handlung ist falsch. Der Roman spielt in einer vornehmen bürgerlichen Miethkaserne an der Rue Choiseul, also im Herzen von Paris, wenige Schritte vom Boulevard des Italiens entfernt. In diesem großen Hause kennen sich Alle, besuchen sich und plaudern zusammen, sogar auf der Treppe. Dergleichen kommt nur in Provinzstädten und in den Arbeitervierteln vor. Im „Assommoir" ist es auch ganz richtig geschildert, denn die Wohnungen des Proletariats sind klein und die Familien groß: man läßt also die Thüre offen und annectirt die Treppe bis zum Straßendamm, woraus sich von selbst die allgemeine Bekanntschaft und Verbrüderung ergibt. Für das vornehme Zinshaus des Bürgers gilt dies nicht. Nur ein Einziger kennt alle Parteien: der Concierge. Man kann Jahrzehnte in einem solchen Mikrokosmus wohnen, ohne den Namen oder auch nur etwas von der Existenz seines Nachbarn zu er-

Digitized by Google

fahren. Es gilt dasselbe, was Tell von den Wanderern in der Hohlen Gasse sagt:

„Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz."

Und diese Reserve, diese Abgeschlossenheit ist nöthig, wenn man seine Unabhängigkeit bewahren will. In einem solchen vornehmen Hause würde man auch die skandalöse Aufführung der Dienstboten keinen Augenblick dulden. Aber freilich, bei derlei angeblichen Bourgeois ist Alles möglich. Da haben wir einen Appellationsgerichtsrath, der seine Freunde, darunter einen Ladenschwengel, bei seiner Maitresse einführt; zwei junge Mädchen, die ihren Onkel betrunken machen und ihm am Ende 20 Francs aus der Hosentasche ziehen; einen braven Ehemann, der seinen Freunden erklärt, er würde den Betrug seiner Frau begreifen „si elle faisait ça pour de l'argent"; einen Commis, der mit seiner durchaus braven und ehrbaren Principalin hinter verriegelten Thüren rein geschäftliche Dinge bespricht, und bei einem Besuche ruhig Noten liest, während der Herr des Hauses einen Schlaganfall hat; ein Scheusal von einer Mutter, die offen von der Liaison ihres Sohnes mit einer 20 Jahre älteren Frau spricht; die ihre Töchter auf den „Mannfang", wie Friedrich Vischer sagen würde, dressirt, und sie prügelt, wenn sie sich nicht von jungen Männern abküssen lassen wollen; ein Mädchen, das einen alten Herrn heirathen will, obwohl er seit Jahrzehnten mit einer braven Arbeiterin in kinderreicher wilder Ehe lebt; eine durchaus anständige Frau, die ganz ruhig die Gründe entwickelt, warum sie nicht der Verführung zugänglich sei: 1) weil es dumm ist, 2) unnütz und 3) „parce que je n'en ai pas la moindre envie! ... kurz eine Gesellschaft, deren Bekanntschaft man nur mit dem Stoßgebet des Kirchenvaters wagen kann: „Erlaube mir, o Herr, daß ich unter die Säue fahre." Und dann die Sprache dieser Gesellen! Wohl ist das Geld in solchen Kreisen viel oder vielleicht Alles, doch auch die Ehrbarkeit hat hier großen Werth. Selbst der frechste Spießbürger würde wenigstens in seinen Reden den Schein philiströser Respectabilität zu wahren suchen. Anders in diesem Mischmasch von wilden und unglücklichen Ehen. Schwurgerichtspräsident, Architekt, Geistlicher, Arzt, Kaufleute, sie alle bedienen sich derselben cynischen, knotigen Redensarten, und erstaunt fragen wir, wo denn die Damen den Jargon der Boulevards extérieurs gelernt haben. Diese ordinäre Sprache ließ man sich bei dem Pöbel des „Assommoir" gefallen; hier ist sie im Munde von Bürgern ganz am unrechten Ort. Cynisch ist nicht bourgeois, das Lupanar nicht Rue de Choiseul.

Zola hat keinen Witz und noch viel weniger Humor. Aber zuerst in diesem Romane, wahrscheinlich als Antwort auf den Spott der Kritik, bestrebt er sich, seine traurige Geschichte da und dort nach Kräften aufzuheitern. Er thut dies, indem er einen komischen Charakter erfindet, freilich komisch in seinem Sinne. Onkel Bachelard, der reiche Commissionär und unappetitliche Wüstling, verspricht seiner Nichte eine Aussteuer, stellt sich aber betrunken, sobald er sie bezahlen sollte; lieber steuert er eine Unschuld vom Lande, seine Maitresse, aus, nachdem er unter Thränen der Rührung constatirt hat, daß sie ihn hinterging. Aehnlich verhält es sich auch mit dem alten Vabre, über dessen einfältige statistische Arbeiten Jedermann und auch der Autor lächelt; er entpuppt sich aber noch posthum als gefährlicher Börsenspieler, der alle Welt hinters Licht geführt hat. Hier erkennt man, daß sich Zola für den ihm versagten Humor durch die Ironie entschädigt, auch auf die Gefahr hin, die von ihm selbst geforderte Objectivität der Darstellung zu stören. Freilich ist es es nicht die weltüberlegene Schalkhaftigkeit der Romantiker, aber eine giftige Ironie, welche von ihrer Warte herabsteigt und jeden Augenblick Partei nimmt und die Handlung durchbricht. So ist der Don Juan, der allen Schürzen nachläuft und dem die Spießbürgerinnen um den Hals fallen, der würdige Sprosse der berüchtigten Familie Rougon-Macquart, ein Ellenreiter (Calicot), und so uninteressant als nur möglich. Ironie schwebt z. B. über den ergötzlichen Debatten bei Pichons über — um mit Augier zu sprechen — „le luxe d'un enfant"; nach dem dritten Kind wird das junge Ehepaar im Namen des heiligen Malthus von den über solchen Leichtsinn empörten Schwiegereltern in aller Form Rechtens enterbt. Ironie liegt auch darin, daß in dieser lüderlichen Bourgeoisie-Wirthschaft die legitime Frau eines Mansardenbewohners aus dem Arbeiterstand, die ihren Mann besucht, vor der sittlichen Entrüstung des Hausherrn, der Miether und des Concierge weichen muß und hinausgewiesen wird. Hier merkt man freilich schon die Charge. Ebenso manchmal in den Beschreibungen. Schon der einleitende Accord ist zu sehr pointirt. Der Architekt Campardon leuchtet dem eben aus der Provinz angekommenen Octave die Treppe in sein Mansardenzimmer hinauf und nennt ihm unterdessen alle Miether, indem er stets bei jeder Wendung der Treppe mit gravitätischem Ernste hinzufügt: „Rien que des gens comme il faut." Derselbe Baumeister, zugleich Vertheidiger von Thron und Altar, der auf Wunsch seiner dummen, sexualkranken Frau seine Maitresse als autre madame Campardon in sein Haus nimmt, endet jede Conversation mit dem typischen: „On a beau dire il n'y a encore que la famille." Dazu paßt Duveyriers, des Ehebrechers und Erbschleichers, stereotypes: „Moralisons le mariage!" Ironie ist es auch, wenn sich die Helden immer da, wo die Handlung tragisch wird, lächerlich machen. August Vabre überrascht seine Frau bei Octave Mouret, aber indem er die Thüre sprengt, fällt er der Länge nach auf den Boden hin. Sogar der Tod ist vor Zolas Ironie nicht sicher. Der alte Vabre bekommt einen Schlaganfall, aber dabei stößt er sich den Kopf ins Tintenfaß, so daß seine verzerrten Züge mit dem Klecks im Auge eigentlich komisch aussehen. Diese Ironie geht oft so weit, daß sich Zola mit seinen literarischen Neigungen, ja selbst mit seiner Persönlichkeit in Scene setzt. Das Bürgerpack will nichts von Balzac wissen. Clotilde liest die „Revue des Deux-Mondes", indem sie dazu Klavier spielt. Marie Pichon wird von der Lectüre Lamartines und George Sands zum Ehebruch angeregt. Frau Campardon liest Dickens. Duveyrier ist Romantiker, und da er sich tödten will und zwar auf möglichst romantische Weise, so schießt er sich in den Mund an jenem Orte, wo die Hälfte des ganzen Romans hingehört. Sogar seine eigene Person und Familie versetzt Zola mitten unter diese schamlosen Spießer, so gut wie Kaulbach auf seiner Reformationsfreske oder A. v. Werner auf dem Congreßbild zu finden ist. Im zweiten Stock wohnt nämlich still und zurückgezogen eine glückliche, ehrbare Schriftstellersfamilie, ohne jeglichen Contact mit der Nachbarschaft, aber sie entgehen darum den Lästerzungen nicht. Der pater familias weckt die Entrüstung des ganzen tugendhaften Hauses durch seine „unanständigen Romane voller Schweinereien über die anständigen Leute", wie der Concierge versichert. „Die Polizei wird ihn nach Mazas schaffen; er thut wohl daran, sich zu verbergen und mit Niemand im Hause zu verkehren; sogar unseren Hausherrn soll er in seinem Roman abgezeichnet haben, ja wohl: Herrn Duveyrier in Person."

Die Composition ist das Beste an dem Buche. Die Handlung, obwohl durch viel überflüssiges Detail belastet, ist übersichtlich und gut erzählt, freilich ohne eigentlichen Abschluß, denn die Geschichte, die weniger zu Ende kommt als aufhört, könnte noch sehr wohl einen zweiten Band füllen. Die Bilder sind oft schief, geschmacklos, übertrieben. So sagt Zola von den Schultern der Mme. Josserand, sie seien „pareilles à des cuisses luisantes de cavale!" Dieselbe Dame bläst einmal die Lampe aus „d'une haleine si forte que la suspension en tremblait". Also ein wahrer Blasebalg! ... Die Charakterzeichnung kann man zum Theil großartig nennen. Ich kenne keinen zeitgenössischen Dichter, der in einem Roman gegen hundert grundverschiedene, freilich niemals geistvolle und selten erfreuliche Typen mit so erschreckender Lebendigkeit vor uns hinzuzaubern verstünde. Namentlich Bachelard, der Portier Gourd, der blödsinnige Saturnin, Josserand sind wunderbar individualisirt. Den von Spielhagen ausgeplauderten Kunstgriff, Nebenpersonen nur eine leicht ins Gedächtniß fallende Außerordentlichkeit z. B. eine Warze, eine lispelnde Sprache zu geben, um über die Schärfe der Charakteristik zu täuschen, kennt Zola aus seinem Dickens auch, aber er macht davon beinahe keinen Ge-

Digitized by Google

brauch. Sogar die nebensächlichsten Episodenfiguren sind sorgfältig individualisirt, wenn auch oft blos durch Dialogfragmente, bei denen freilich jedes Wort charakteristisch ist. Eine Ausnahme macht einzig Verdier, der nur seinen breiten Rücken zeigt.

Wie meisterhaft sind ferner die kannegießernden Spießbürger gezeichnet oder die natürlich immer über ihre Mägde klatschenden Damen! Man kann eine Menge feiner und frappanter Züge entdecken. So heißt es von dem Cassier Josserand: „Er verschwand ganz bei sich zu Hause (s'effacait), so sehr, daß man ihn für einen Gast genommen hätte und daß man ihn immer suchte, selbst wenn man ihn vor Augen hatte." Ergötzlich ist auch der verkümmerte Bureausclave Pichon mit seinen Manieren eines alten Junggesellen: „Er ging über die Straße, indem er angstvoll auf die Droschken aufpaßte, denn in seinem Leben wurde er von der einzigen Sorge geplagt, kothig zu werden." Unerschöpflich ist Zola besonders in Beweisen für die kleinbürgerliche Beschränktheit, doch übertreibt er da meistens, z. B. wenn er schreibt: „Während des Diners unterhielt man sich über die englische Sprache, die das kleine Mädchen des Hauses lernen sollte. Campardon hatte zu diesem Zweck ein Dienstmädchen engagirt, die bei einer von London zurückgekehrten Schauspielerin gedient hatte. So gab denn jede Mahlzeit den Anlaß, ein philologisches Gespräch über die aufgetragenen Gerichte anzuknüpfen. Am heutigen Abend mußte man nach langen vergeblichen Versuchen, das Wort rumpsteack auszusprechen, den Braten wieder wegtragen, denn man hatte ihn über dem Feuer vergessen, so daß er hart wie eine Stiefelsohle geworden war."

Das Buch enthält endlich ein Dutzend packender Schilderungen, zu welchen ich Josserands Tod, die Ueberraschung der beiden Ehebrecher durch August Vabre und vor Allem die auch ethisch bedeutsame Scene rechne, wo Octave und Bertha in ihrem Versteck, ohne sich rühren zu dürfen, ihr Urtheil aus den unfläthigen Mäulern der keifenden Dienstboten anhören müssen. Andere Tableaus sind bei aller Complicirtheit unheimlich, naturgetreu, mächtig und anschaulich. Da ist keine dürre pragmatische Relation, sondern eine kräftige epische Darstellung mit wirklichen Menschen in Action. Hierher gehört der barocke nächtliche Besuch Duveyriers und seiner Freunde im ausgeräumten Apartement seiner durchgebrannten Maitresse; ferner die Salonscene, wo die geladenen Dilettanten den Verschwörungschor aus den „Hugenotten" singen, indessen sich die abgefeimte Bertha von dem naiven Heirathscandidaten in einem Winkel compromittiren läßt, so daß er sie anständigerweise heirathen muß. Geradezu großartig entworfen und ausgeführt ist die Hochzeit; zuerst die kirchliche Trauung, wobei die Messe immer von der heftigen Skandalscene unterbrochen wird, welche sich links vom Chor zwischen dem betrogenen Ehemann und dem vermeintlichen Liebhaber abspielt; und dann das gestörte Brautmahl mit Clotildes Ohnmacht und ihres Mannes Wuth, bis sich dieser am Ende zu einer Versöhnung herbeiläßt, aus welcher er noch viel lächerlicher hervorgeht. Freilich zeigt sich hier schon eine gewisse Manier. Wir bekommen zuerst eine bis ins Kleinste sorgfältige farbenstrotzende Beschreibung mit einer nebenher laufenden und sie immerfort unterbrechenden Handlung. Man braucht nur Flauberts „Madame Bovary" aufzuschlagen, um zu wissen, wem Zola dies Verfahren abgeguckt hat.

Bei all dem unleugbar außerordentlichen Talent, das es offenbart, ist es doch ein widerliches Buch, das im Leser zuletzt nur Unbehagen und Uebelkeit erweckt. Zolas Schwarzseherei, seine Scheu vor dem Schönen und Wohlthuenden fälschen die Wirklichkeit gerade so, wie die rosenfarbige Convention der von ihm an den Pranger gestellten Romantiker. Es fehlt Zola die Liebe. Man sehe nur seine amantes amentes! Sie haben keine Leidenschaft, sondern nur thierische Instincte. Die Liebe ist für sie ohne Illusion, und wenn sie ihre Gefühle erklären wollen, so machen sie keine idealistischen Redensarten, sondern genügen sich mit dem ekelhaft albernen Schwur: „On ne le saura pas, je ne le dirai à personne!" In Zolas sämmtlichen Romanen gibt es keine echte Mutter, kein echtes Kind. Die Zärtlichkeit ist ihm unbekannt. Das einzige Kind, das eine Rolle spielt, ist in „Page d'amour": ein kleines hysterisches Mädchen, das aus Eifersucht auf den Geliebten ihrer Mutter stirbt. Zumal in „Pot-Bouille" zeigt Zola so recht, wie niedrig er von der Mutterschaft denkt. Aus dem Schlußkapitel, wo die von Allen verachtete und bei ihrer Herrschaft fast verhungernde Magd in ihrer Dachstube heimlich niederkommt, hätte sich ein ergreifendes Gemälde von socialer Bedeutung schreiben lassen. Was wird aber daraus unter der Feder des naturalistischen Großmeisters? Ein Bild von sträflicher Gemeinheit. Ohne Nutzen für Handlung oder Charakterzeichnung, beschreibt er den Gebäract mit der Genauigkeit eines Scanzoni, aber statt der medicinischen termini technici — „le latin brave l'honnêteté" versichert ja Boileau — bedient er sich der rohesten Ausdrücke des Straßenjargons. Das Kind erblickt das Licht der Welt „ohne zu miauen" (sans miauler), wie eine Katze, und von der Kreißenden spricht er, als handelte es sich um eine werfende Kuh. Das heilige Mysterium, wo die Mutter an des Kindes Leben das ihrige wagt, wird von Zola auf empörende Weise profanirt. Ohne Zweifel ist es das Schändlichste, was er je geschrieben.

Schillers Taucher ist das Sinnbild des Dichters, der aus dem finster fluthenden Schooß des Lebens einen glänzenden Becher heraufholt. Nun, auch die Naturalisten wollen Taucher spielen, aber was sie heraufbringen, ist nicht der goldene Pokal der Poesie, sondern ein wesentlich anderes Gefäß ...

Theophil Zolling.

Wagners „Parsifal".

(Schluß.)

II.

Obwohl wir voraussetzen dürfen, daß jeder einigermaßen musikalisch gebildete Leser die Wesenheit und Bedeutung des Wagner'schen Leitmotives kennt, wollen wir den Gegenstand dennoch hier gründlich erörtern, damit spätere Behauptungen und Darlegungen Jedermann ganz vollkommen klar und begründet erscheinen. Wagner erfindet für jeden Hauptcharakter, sowie für jedes Moment der Handlung, das mit seelischen Vorgängen in Verbindung steht, eine gewisse melodische Phrase oder bestimmten harmonischen Gang. So oft nun ein Träger jener Hauptcharaktere hervortritt, so oft von ihm die Rede ist, oder das Gespräch ein erwähntes Moment der Handlung berührt, erscheint das betreffende Motiv in Orchester, und zwar nicht immer in derselben Gestalt wie zuerst, sondern, je nach der durch die Handlung gegebenen Stimmung, in verschiedensten Tonfärbungen und Wendungen, in Dur und Moll, als Gegensatz zur ersten Erscheinung mit verschiedenartigsten Harmonien, manchmal nur in einzelnen Theilen als Anspielung. Auch läßt Wagner dort, wo verschiedene Charaktere und Gefühle gleichzeitig in einander und gegen einander wirken, auch die verschiedenen bezeichnenden einzelnen Motive charakteristisch in und gegen einander ertönen. So wird der Hörer gewöhnt, fast gezwungen, die Bedeutung dessen was er hört, mit dem was er sieht, vollkommen zu vereinen; das oft vernommene Leitmotiv prägt sich seinem Gedächtnisse ein und, sobald er es vernimmt, erzeugt sich in seinem Geiste eine Ideenverbindung zwischen Ton und Wort. Er braucht auch zuletzt der Musik gar nicht die zusammengefaßte Aufmerksamkeit zuzuwenden und kann der Handlung mit voller Spannung folgen. Im „Tristan", im „Ring des Nibelungen" ist dieses Princip mit vollster Ausdauer und mit großem Glücke durchgeführt; denn hier sind die Motive auch musikalisch glücklich erfunden, d. h. sie sind ganz originell.

Niemand wird nun bestreiten können, daß wo schärfste Charakterisirung durch ein immer wiederkehrendes Motiv bezweckt ist, die erste Bedingung zur Erreichung des Zweckes in der vollkommensten Eigenthümlichkeit und Unverkennbarkeit dieses Motives liegt. Es muß so scharf und präcis, so ganz für sich bestehend erscheinen, daß es eben nur den einen Charakter, die eine seelische Regung bezeichnet. Der mindeste Anklang an ein schon gehörtes, ähnliches Motiv, das zu irgend welcher anderen

Digitized by Google

Erscheinung einer Persönlichkeit oder Thatsache erklang — und das „Leitmotiv" verliert den größten Theil seiner Bedeutung; es soll ja eine ganz bestimmte Vorstellung hervorrufen, wie ist das aber möglich, sobald schon einmal die Erweckung einer anderen Vorstellung mit gleichen Tönen bezweckt worden war? Wenn der Leser sich an die Hauptmotive in den Nibelungen erinnert, wird er sofort erkennen, wie wir vollkommen im Rechte sind, wie jedes derselben so ganz für sich besteht, so daß man es sofort erkennt, wenn es auch nur am Klavier ausgeführt wird, und es mit einem andern nicht verwechseln kann; sie sind alle melodisch und rhythmisch gleich prägnant und bestimmt, also „absolut" musikalisch, d. h., auch vom Worte abgelöst, originell!

Dem ist aber ganz entschieden nicht so im „Parsifal"; mit Ausnahme des Motivs „Aus Mitleid wissend" und des sehr schönen Amfortas-Leidens-Motiv sind fast alle zwar ganz Wagnerisch, d. h. nur bei ihm zu finden, aber sie bieten Anklänge an schon früher von ihm, und zwar zu ganz anderen charakteristischen Darstellungen erfundenen. Wenn Parsifal der Reine die Zaubermädchen scherzend in Tönen beschwichtigt, die ganz einer Phrase aus Siegfrieds Anrede an Brünhilde beim Abschiede im ersten Acte der Götterdämmerung ähnelt; wenn ein Kundry-Motiv klingt wie der Fluch des Nibelungen Alberich; wenn man einmal das Motiv der Walkyre als Todesverkünderin zu vernehmen wähnt; wenn Kundry auf die Beschwörung Klingsors auftaucht und die Musik an Erdas Erscheinen erinnert; wenn das Vorspiel des zweiten Actes eine große Verwandtschaft mit dem Duette Telramunds und Ortruds im Lohengrin beurkundet; wenn die Zaubermädchen manchmal singen, daß man an die Rheintöchter denken muß, und im Duette zwischen Parsifal und Kundry, selbst bei dem Motive, das von der Mutter Parcifals, Herzeleide, erzählt, Tristan und Isoldens Klänge emporquellen: so darf man wohl sehr berechtigte Zweifel an der Unfehlbarkeit des Leitmotiv-Princips aussprechen und darauf hinweisen, daß dieses Princip vom originellen Stile zur Manier verführt. Wir wollen das deutlicher darlegen.

Wer die Haupt- und Mittelthemen der Beethoven'schen Symphonien, von der dritten beginnend, ebenso der Quartette und Sonaten prüft, der wird erkennen, daß sie alle nur von Beethoven sein können, d. h. alle seinen Stil, seines Geistes Gepräge zeigen, daß aber keines Manier zeigt. Jedes besteht für sich, keines deckt das andere; selbst die Themata der verwandten Stimmungen sind in der äußern Erscheinung einander nicht ähnlich; Keiner darf sagen: wenn ich dieses Thema kenne, so ist mir jenes schon einigermaßen bekannt; jedes ist eine neue Erscheinung. Nimmt man Fidelio in die Hand: wo ist in Beethoven ein Satz, der an das Vorspiel des zweiten Actes erinnert, wo ist wieder ein Thema zu finden, wie das des unbeschreiblichen Grab-Duettes? Wo ist in der Missa solemnis ein Ton, der früher erklungen? Alles ist Beethoven'scher Stil, nichts ist Manier. So auch in den „Meistersingern", dem Prachtwerke ohne Leitmotive, im ersten und letzten Acte der „Walkyre", in den ersten zwei Acten von Siegfried, im letzten der „Götterdämmerung".

Man weiß zwar immer, daß man Wagner hört, aber man hört es zum ersten Male, man wird an früher Gehörtes nur durch den Geist erinnert, nicht durch den Klang. Dagegen ist im Parsifal oft das Gegentheil der Fall, der Klang ist Wagnerisch, aber das Packende, Geistige tritt seltener hervor; die Motive decken sich, d. h. wenn man den „Tristan" und die „Nibelungen", den „Lohengrin" gehört hat, und nicht im vorhinein von Allem, was da kommen wird, begeistert ist, nicht über den neuen Stoff die nicht neue Musik vergißt (wir kommen auf diesen Punkt noch zurück), so wird man eben finden, daß früher gehörte Motive Vorläufer derer in Parsifal und zwar in der Art sind, daß die letzteren quasi als Epigonen erscheinen mögen.

Gehen wir nun vom Allgemeinen zum Besonderen über, zur Prüfung jedes einzelnen Theiles des Bühnenweihfestspieles. Das Vorspiel ist ganz in der Weise dessen vom „Lohengrin" gehalten, mit dem Unterschiede, daß hier nur das eine Motiv (in einer ganz unvergleichlichen Weise) durchgeführt ist, während im Parsifal drei verschiedene nach einander erscheinen ohne eigentliche Durchführung. Zuerst erklingt langsam getragen im Unisono der Streichinstrumente und Bläser das „Abendmahl"-Motiv, dessen letzter zweiter Takt den Schlußtakten des ersten Absatzes des Lohengrin-Motiv in einer Weise gleichen, daß man auf Absichtlichkeit schließen könnte; ein langes Harfen-Arpeggio folgt, durch welches dasselbe Motiv, von Trompeten und Oboen aufgeführt, leise durchklingt; es kommt nun dasselbe Motiv in Moll, mit demselben Harfennachspiel. Posaunen lassen das Graltempel-Motiv ertönen; Trompeten deuten das Glaubens-Motiv an, in scharfem Tonartwechsel — dann lassen Flöten und Hörner es in zarter Klangfarbe wieder erscheinen. Diese Wiederholungen dauern fort, durch Tremolo der Streichinstrumente unterstützt, bis dann ein Motiv vorübergehend auftritt, das später bei den Wanderungen Parsifals und Gurnemanz' nach dem Gralstempel öfters ertönt; das Vorspiel schließt nicht ab und geht in die Scene über, der Vorhang öffnet sich, und Gurnemanz mit zwei Knappen verrichten nach kurzer Ansprache des erstern ein Morgengebet unter den Klängen des Abendmahl-Motives; das darauf folgende recitativische Gespräch mit den zwei Rittern über den Zustand des leidenden Königs ist wenig bedeutend, die Anspielung auf den erwarteten Retter („Verheißungsmotiv") ist nur verständlich, nachdem man das Ganze gehört hat und den Klavierauszug wieder vor sich hat. Das Motiv, mit welchem Kundry zuerst von den Rittern und Knappen, die nach der Ferne blicken, angekündigt wird, zeigt Verwandtschaft mit mancher Wendung im dritten Acte der Walkyre; die Phrase, mit der Kundry dem Gurnemanz ein Balsamfläschen für den kranken König überreicht, ist dem Nibelungen-Alberichfluch auffallend ähnlich. Sehr schön und ganz eigenthümlich ist das Motiv, unter dessen Klängen der leidende Amfortas auf die Bühne getragen wird; auch sein Klagegesang ist schön erfunden.

In seinem Danke an Kundry für das Fläschchen tönen Anklänge an „Tristan" durch. In dem nun folgenden Gespräche der Knappen, die in wenig christlich-milder Weise die am Boden liegende Kundry anfahren, glaubt man zweimal den Zwerg Mime aus dem „Siegfried" zu vernehmen; in der Erinnerung Gurnemanz' an den heiligen Speer tritt ein Walkyre-Motiv hervor. Von dem Klingsor-Motiv das in dieser Scene schon angedeutet ist, werden wir später sprechen. Hehr und einfach klingt das Motiv des Verheißenen „durch Mitleid wissend", das Gurnemanz zuerst und nach ihm die Knappen im Quartett singen. Das erste Zwiegespräch Gurnemanz' mit Parsifal, der Vorwurf, daß er aus kindlicher Mordlust den Schwan getödtet, ist außerordentlich wirksam. Das dazwischen klingende Parsifal-Motiv ist frisch und energisch, trotz einer an das Walhalla-Motiv erinnernden Wendung. Das Motiv, das bei Parsifals Erzählung von seiner Mutter Herzeleide ertönt, ist Tristanisch; die Zwischenreden Kundrys bis zu ihrem Verschwinden sind wenig bedeutend. Dagegen in dem Zwischenspiel des Orchesters, während der Wanderung Gurnemanz und Parsifals zum Gralstempel, während die vorüberwandelnde Decoration die verschiedenen Gegenden zeigt, durch welche sie zu schreiten scheinen, entfaltet sich wieder das mächtige Genie Wagners in seiner vollen Kraft; es ist ganz unmöglich, wenn man es nicht vom Orchester hört, einen Begriff von der Großartigkeit dieser Klangwirkungen und von der Wirkung der thematischen Durchführungen zu fassen; eine Steigerung wie eben nur Wagner sie schafft. Die Glocken schallen; der Graltempel erst dunkel, dann immer heller erleuchtet, erscheint dem Blicke; ernst und feierlich tönt der Gesang der Ritter, die das Abendmahl zu nehmen kommen. Die Knappenchöre antworten, zauberhaft erklingt von der obersten Kuppel das Knabenchor, das Glaubensthema. Es ist das eine Wirkung, wie sie nur eine so ganz außerordentliche Begabung für die Bühne und verbunden mit so großer künstlerischer Schaffenskraft erdenken konnte; aber es ist eben eine Bühnenwirkung: kirchlich-mystische Handlung, wunderbare Decoration, magische Beleuchtung, sehr schöne Musik. Alles Aeußerliche ist mit großer Kunst angelegt, um das Auge des Publicums magisch zu fesseln und dieses in eine erregte Stimmung zu bringen, welche von der Tonkunst dann zur Extase gesteigert wird. Der Hörer, der nur künstlerisch

Digitized by Google

hört, dessen Auge ästhetisch sieht, bewundert den herrlichen Moment in der Musik, namentlich den wunderschönen abwechselnden Chor bei der Vertheilung der Brode; aber ein wahrhaft religiöses Moment findet er nicht bei solcher Entfaltung des decorativen Luxus.

Von großer Wirkung ist die Schlußscene, da die Ritter, die Knappen und Knaben sich allmählich unter einem Nachspiele des Orchesters entfernen, der Tempel immer dunkler wird, Parsifal und Gurnemanz allein zurückbleiben, dieser dem Thoren, der nicht ahnt, was er gesehen, die Thür weist, und der Vorhang sich langsam schließt unter den von den obern Kuppeln verhallenden Gesängen des Verheißungs-Motivs, dem die letzten Takte des Glaubensthemas folgen.

Der zweite Act beginnt mit einem sehr stürmischen Vorspiel, dem Klingsor-Motiv, das sehr stark an das vom zweiten Acte des „Lohengrin" erinnert, welches dem Duette von Telramund und Ortrud vorangeht; eine Stelle ist tonlich fast dieselbe; das erste Recitativ Klingsors ist gleichgültig, dagegen erscheint uns die Beschwörung Kundrys meisterhaft gedacht, obwohl sie auf der Bühne wirkungslos bleibt. Das folgende Zwiegespräch Klingsors und der Heraufbeschworenen ist wenig anregend, die Erscheinung der Kundry ähnelt in den Tönen jener der Erda im „Nibelungen", auch die Erzählung des Zauberers, der zum Fenster hinausschauend sich freut, daß Parsifal die von den Zaubermädchen bethörten ehemaligen Gralsritter, die nun im Schlosse weilen und ihm den Eingang wehren wollen, arg zurichtet. Der zwölfstimmige Mädchenchor, in welchem diese über den Frevler Wehe rufen, der ihre Geliebten verwundete, erinnert stark an eine chromatische Stelle der Venusgesänge im „Tannhäuser", die auch in der Ouverture öfters erscheint; diese Art der Chromatik, von Wagner ziemlich viel angewendet, hat viel von ihrer Wirksamkeit eingebüßt; es ist eben „Manier". Dagegen sind die ersten Gespräche zwischen den Mädchen und Parsifal und der Verführungschor, trotz des widerlichen Textes und der Darstellung, von bestrickendem Reiz des Wohlklanges und der orchestralen Klangfärbung. Vieles erinnert allerdings an den Rheintöchtergesang; doch wenn man wie wir nicht an die Unfehlbarkeit der Leitmotive glaubt, so erfreut man sich gern des Schönen, auch wenn es nicht ganz neu ist; daß in den unbedingten Anhängern des Meisters nicht Bedenken aufsteigen gegenüber solchen Aehnlichkeiten, ist freilich sonderbar und zeigt, daß die Parteien, wenn sie einmal in Hitze gerathen sind, auch Widersprüche nicht mehr erkennen. Die künstlerische Factur in diesen Chören ist ein wahres Prachtstück. Das Duett Parsifals und Kundrys ist eine jener langen Liebesscenen, die nur Wagner mit so spannender Kraft zu schaffen vermag. Manches ist ja auch „Isoldisch", besonders ein chromatischer Gang ist derselbe, der vom Vorspiele des „Tristan" angefangen durch jenes ganze Tondrama geht; aber bei all dem ist die Steigerung in dem Duett, die Kunst der Instrumentation und auch die dramatische Entwickelung, das allmähliche Erwachen zum Bewußtsein Parsifals von großartigster Wirkung. Nur der Schluß ist abschwächend, und, vom Standpunkte des Leitmotives betrachtet, sogar nicht folgerichtig ausgeführt. Parsifal hat den heiligen Speer, den Klingsor gegen ihn geschleudert, erfaßt und macht das Kreuzeszeichen; das Zauberschloß zerfällt in Trümmer, Kundry sinkt zu Boden; der reine Held, der Sieger schreitet von dannen; von der Höhe ruft er Kundry zu: Du weißt, wo du mich finden kannst! Hier müßte nach unserem Gefühl entweder das Grals- oder das Glaubens-Motiv ertönen; statt dessen führt das Orchester einen kurzen Satz aus, der ganz so klingt wie das Motiv der Todesverkündigerin Walkyre, das auch unmittelbar vor dem Trauermarsche nach Siegfrieds Tode vernommen wird. Gewiß hat der Dichter-Componist hier seine besonderen Absichten verfolgt — uns sind sie unerrathbar.

Der dritte Act beginnt mit einem Vorspiele, in welchem die Meisterschaft der Klangfärbung den geringern Reichthum der Erfindung verdeckt. In der Bemerkung Gurnemanz' über die Haltung Kundrys, die er aus der Erstarrung geweckt, und über die Wirkung des heiligen Charfreitags, treten starke Erinnerungen an „Tannhäuser" und „Lohengrin" hervor. Ganz prächtig, ganz hochgenial ist der Eintritt Parsifals gezeichnet, der in der schwarzen Rüstung mit dem Speere erscheint und stumm zum Rasenhügel schreitet; die Wirkung des Parsifal-Motives in düsterem Moll ist eine ergreifende. Das darauf folgende Gespräch zwischen Gurnemanz enthält mancherlei Stellen, die nicht als Reminiscenzen, aber als in der bekannten Manier ausgeführt, zu bezeichnen sind; viele Wendungen erinnern an „Lohengrin", besonders die Stelle „O Herr, war es ein Fluch, der dich vom rechten Pfad vertrieb"; die chromatische Behandlung der Erzählung vom Leiden Amfortas' ist auch nicht mehr neu. Die ganze nunmehr folgende Scene von der Stelle „Die heilge Quelle erquickt" bis zum „Charfreitagszauber" ist voll hoher Schönheiten; auch der „Zauber" reiht sich diesem an, wenn hier auch mehr die herrliche Klangfärbung des Orchesters wirkt, als die Neuheit der Erfindung; die bekannte Quarte „Mein lieber Schwan" kommt öfters zur Anwendung. Die Wanderung nach dem Tempel ist wieder ein echter großartiger Wagner, die ersten Chöre, die Klaggesänge auf Titurels Tod sind sehr schön, dagegen ist die lange Verzweiflungsscene des Königs Amfortas, der den Gral durchaus nicht mehr enthüllen will, entschieden zu grell gehalten, und die vielen chromatischen Gänge auf- und abwärts bieten auch nichts musikalisch Neues. Allerdings wirkt um so schöner das Erscheinen des Parsifal mit dem heilenden Speere, die Entsühnung des leidenden Königs, die Krönung des Helfers als Gralkönig unter „Glorienbeleuchtung", und während die weiße Taube sich von oben über ihm herabsenkt. Aber auch hier wiederholt die Musik das schon im ersten Acte Gehörte, und das geblendete Auge ist der Hauptsinn, durch welchen die Stimmung erzeugt wird.

Aus der ins Einzelne gehenden Prüfung und Darlegung wird der unbefangene Leser entnommen haben, daß „Parsifal" große Schönheiten enthält, aber in der Neuheit der Erfindung, in der Großartigkeit und Macht der Rhythmen und charakteristischen Melodien nicht mit den Nibelungen verglichen werden kann. Wenn nichtsdestoweniger manche selbst nicht unbedingte Anhänger glauben mögen, daß sie Neues gehört haben, so ist das, weil sie Sehen und Hören verwechseln, und weil im Parsifal bisher noch nie Gesehenes mit unerhörter Kühnheit, Geschick und genauester Kenntniß der Zeitströmung auf die Bühne gebracht worden ist. Im „Tristan" und „der Ring des Nibelungen" war die Entfesselung der sinnlichen Leidenschaften bis zur Selbstvernichtung der Hauptstoff; jetzt mit einem Male wird die höchste Entsagung, die Reinheit von allem Irdischen gepredigt; außer einer Sünderin und den Zaubermädchen kommt kein Weib auf die Bühne; die Sinnlichkeit, welche in den obenerwähnten zwei großen Werken die Hauptrolle spielte, ist hier die Sünde. Nichts Irdisches hat da ein Existenzrecht; Amfortas ist zwar Sohn des Titurel, aber von seiner Mutter ist nicht die Rede; Parsifals Sohn wird Lohengrin sein — aber die irdische Liebe ist dem neuen Gralkönig fremd. Solche starke Gegensätze, solche widernatürliche Verhältnisse, die eben nur in der erhitzten Phantasie, niemals im Leben ihren Ursprung haben, sind einem großen Theile der jetzigen Theatergeneration höchst willkommen. Das Christenthum, das man zur Schau trägt, ohne im mindesten christlich zu sein, von den in öffentlichen Versammlungen viel geredet wird, und dessen Gegentheil so viele Thaten darthun, dieses Christenthum war ein herrlicher Vorwurf für ein neues Bühnen-, Effect- und Kunstwerk. Es gibt auch keinen Künstler auf Erden, der aus den unmerklichsten Anzeichen den Lauf der Zeitströmungen mit solch wahrhaft prophetischem Geist zu erkennen vermag, neue Ideen mit so mächtiger Begabung künstlerisch zur Geltung bringt, und mit solcher Ausdauer, Rücksichtslosigkeit und Thatkraft sich als den Höchstvertreter der höchsten Ideen hinstellt (die er mit den Zeitbedürfnissen ganz geschickt in Verbindung zu bringen weiß) wie Wagner. Keinen besseren Beweis für das Zusammenwirken der stärksten Zeitbedürfnisse mit Wagners meisten Werken können wir geben, als die „Meistersinger". Dieses Werk ist, vom künstlerischen Standpunkte betrachtet, unbedingt sein Höchstes, in Reichthum der Erfindung, in melodischem Flusse, Schönheit der Harmonie (wie herrlich ist der Choral!), in vollendetem Aufbau und Durchführung ohne irgend welche

Digitized by Google

Leitmotive, in schönster Wirkung mit oft kleinsten Apparaten. Auch der Stoff ist gar liebenswürdig und oft meisterhaft behandelt. Aber die Schilderung des Bürgerlebens, die Liebe eines braven Mädchens zu einem tüchtigen Ritter, Lebemann und Dichter, ein edler, braver, beschaulicher und versöhnlicher Ehrenmann wie Hans Sachs gewinnen unserer Zeit sehr wenig Interesse ab; sie will ganz Anderes, ganz sinnlichste oder ganz übersinnliche Regungen. Daher werden die „Meistersinger" erst allgemein gewürdigt werden, wenn einmal die Wagnerfrage in die Kunstfrage übergegangen ist. So lange sich die Leute um die Missionsfrage streiten, so lange die „Bayreuther Blätter" noch als das neue Evangelium gelten, können die „Meistersinger" nicht zur vollen Geltung gelangen, und der Parsifal wird gepriesen werden als eine neue Phase, als eine Erhebung der Bühne zur religiösen Bedeutung. Der zweite Act?! nun der muß so mit in den Kauf genommen werden!

Aber der Parsifal wird eine Probe zu bestehen haben, an der seine Zukunftsfähigkeit sich erproben muß. Auf den Bühnen soll er ja nicht vorgeführt werden und nur als ein wahres Weihfestspiel für Bayreuth gelten, nicht profanirt werden. Das ist sehr löblich. Aber die Vorführung der religiösen Scenen im Concertsaale als geistliche Musik wäre gewiß keine Entweihung, im Gegentheil eine Erhöhung der Mission, der beste Beweis für die reine Schönheit- und Inhaltswirkung ohne irgend welche äußerliche Zuthat. Wurden doch vom Nibelungenring lange vor der Aufführung in Bayreuth Bruchstücke in Concerten aufgeführt und mit großem Beifalle — obwohl doch bei diesem Tondrama die dramatische Darstellung als eine wichtige Mitbedingung der Wirkung betrachtet werden durfte; dennoch drangen die Siegfriedlieder, das Duett der Brünhilde, der Trauermarsch siegreich durch in ihrer absolut-musikalischen Schönheit. Um wie viel mehr müssen daher die religiösen Scenen des Parsifal den Hörer begeistern, wenn sie wirklich so herrlich sind, daß sie nicht ohne die bestehenden Decorations- und Darstellungs-Zuthaten wirken! Diese Probe ist abzuwarten; sie wird entscheiden, ob der Parsifal auf der Höhe der Nibelungen steht, oder ob dem neuen Bühnenstoffe der größere Antheil gebührt in der Wirkung, als dem Kunstwerke an sich.

Im Mythus vom Grale steht vom Abendmahle: Und Jedem schmeckt es nach seinem Wunsche; Alle werden satt; Jedem schmeckt es nach seinem Hunger. So ist's auch mit der heiligen Kunst. Wenn nach den unbeschreiblichen letzten Takten des Scherzos der C-moll-Symphonie das Finale aufgeht in göttlicher unvergänglicher Herrlichkeit, wenn die Klänge von Saraſtros Gebet — „Gebet der Tugend ihren Lohn, nehmt sie in Eurem Wohnsitz auf" — den Hörer durchschauern, dann kann man sagen: Jeder wird satt, Jedem schmeckt es nach seinem geistigen Hunger. Wird man das von Parsifal sagen können? Und doch ist's ein großartiges Werk!

Die Darstellung war über jedes Lob erhaben. Die Künstler haben alle wahrhaft Großartiges geleistet! Frau Materna sang die Kundry am ersten, Fräulein Brandt am zweiten Abende. Die erstere gebietet über besonders schöne Stimmmittel, und ihr Aeußeres ist auch der Rolle günstig. Sie war ganz ausgezeichnet im zweiten Acte. Dagegen bot Frl. Brandt in Auffassung und Spiel eine unübertreffliche Leistung; der dritte Act, als Kundry wieder aus dem Zauberschlafe erwacht, und sich gleich zum Dienen als Magd vorbereitet — dies erschrockene Entzücken beim Anblick des herannahenden Parsifal, dessen Wiederkehr sie ja von dem Fluche befreien wird, war hochkünstlerisch in jeder Beziehung. Parsifal sangen die Herren Winkelmann und Gudehus. Beide sind ausgezeichnete Künstler. Herr Winkelmann zeigte sich als trefflicher, bühnengewandter Darsteller, Herr Gudehus glänzte in den Scenen, die an die Entfaltung der Stimmmittel stärkste Anforderungen stellen. Herrn Scarias Gurnemanz ist die glänzendste Leistung, die man von ihm gesehen. Herr Reichmann entfaltete als Amfortas den ganzen Reiz seiner herrlichen Stimme; auch seine Darstellung hatte schöne Momente. Die Leistung ist um so höher anzuschlagen, als Amfortas fast immer liegend und vom Hintergrunde der Bühne singen muß. Die Stimme des alten Titurel ward von Herrn Kindermann trefflich gesungen. Die Mädchenchöre boten einen ebenso schönen Anblick, als herrliche Klangwirkungen. Die Männer- und Knabenchöre waren wie man sie wohl nirgend anderswo so vernehmen wird. Das Orchester unter Hofkapellmeister Levys Leitung war unvergleichlich, und wohl hatte Wagner Recht, in seiner letzten Rede das große Verdienst des trefflichen Kapellmeisters besonders zu betonen. Die Decorationen und Maschinerien übertrafen alles bisher Gesehene, und das Zusammenwirken gab wieder den Beweis von dem großen Organisationsgenie Wagners. Wir müssen diesen Mann bewundern, der so Ungemeines in den verschiedenen Kunstrichtungen schafft; aber wir wiederholen: Erst wenn alle diese Zuthaten nicht mitwirken, wird sich das Urtheil des Publicums über Parsifal feststellen.

Denn aus den ersten zwei Vorstellungen, selbst aus den folgenden, läßt sich eine richtige Ansicht über den allgemeinen Erfolg nicht bilden. Die unbedingten Anhänger behaupten, der Erfolg wäre bei weitem der größte, den ein Werk des Meisters gehabt, viele Andere, und selbst warme Verehrer, fanden ihn nicht so durchschlagend, nicht so nachhaltig, wie den des Ringes; besonders Diejenigen, welche auf den Kunstwerth und nicht auf Tendenz den Schwerpunkt legen, theilten die zuletzt erwähnte Ueberzeugung. Doch während der Vorstellung selbst waren nur Beifall- und Hochrufe zu vernehmen; nicht so allgemein, nicht so spontan wie z. B. im „Siegfried", als nach dem ersten Acte die Unabhängigen sich erhoben und ihre lauten Huldigungen darbrachten, aber immerhin stürmisch genug. Wagner dankte am ersten Abende mit einigen freundlichen Worten nach dem zweiten Acte, und bat, man möge bei der Sache bleiben und nicht hervorrufen. Nach der Vorstellung aber forderte er die Versammlung auf, den Künstlern durch Beifall die Zufriedenheit mit ihren ausgezeichneten Leistungen kundzugeben. Nach der zweiten Vorstellung erschien er auf der Bühne, umgeben von allen darstellenden Künstlern. Er dankte ihnen, daß sie durch ihren Fleiß und die große Mühe sein Werk zu solcher Geltung gebracht hatten, er erwähnte des erhabenen Beschützers, der seinem Wirken so edle Unterstützung gewährte; er dankte dem vortrefflichen Kapellmeister Levy, dessen unermüdliche Ausdauer und Gewissenhaftigkeit einen großen Theil des Gelingens beigetragen hatte. Er dankte den „Freunden", den Mitgliedern des Orchesters. Er sprach wie ein großer Künstler selbstbewußt, aber nicht mehr herausfordernd, ohne verletzende Nebenbemerkungen. Die Rede hat uns einen freundlichen Eindruck hinterlassen, und mit ihm wollen wir schließen.

Bayreuth, Nürnberg, München, im August.

H. Ehrlich.

Jugendbriefe von Alexander von Humboldt.

(Schluß.)

VI.

Göttingen, den 17. Aug. 1789.

Ich fahre fort Dir auf Deine Briefe zu antworten. Ich habe sie beide Ledülx mitgetheilt und wir haben zusammen empfunden, was sich dabei empfinden läßt. Schade um unseren Freund, dem der düstere Gedanke, jenseit der Ufer des Hindus zu leben*), jede Freude verbittert. Du willst Nachrichten haben über Michaelis, Eichhorn, Planck, Käſtner und Spittler.**) Hier sind sie! Doch kenne ich in diesem Poikile großer Männer nicht allegleich genau. Michaelis — ich sah ihn noch heute morgen. Seine Gelehrsamkeit brauche ich Dir nicht anzurühmen. Er bringt kaum noch (seitdem Eichhorn über das alte Testament lieſet) ein Kollegium zu Stande. Sein Vortrag abscheulich, wie sein Sprachorgan, und voller Zoten. Von seinem Charakter folgendes

*) le Dulx, aus Ostindien, hatte vorher mit Wegener und Humboldt zusammen in Frankfurt studirt.

**) Göttinger Professoren.

Digitized by Google

Gespräch mit meinem Bruder über Barth: mein Bruder: „man wird den D. Barth wohl 4 Jahr nach Spandau sezen.“ Michaelis (lächelnd): Vier Jahr, das läßt sich hören; das geht schon immer an. Ich würde zwar rathen, man sezte den Herrn auf Lebenslang, aber (mit dem Tone der äußersten Billigung) vier Jahr das geht schon immer an. Mein Bruder: „und zwar nach Spandau.“ Michaelis: „Spandau ist ein angenehmer Ort, ich würde rathen man brächte den Herrn nach Magdeburg auf die Sternschanze. Zwar unter dem vorigen König wäre er gar nicht bestraft worden. Darum 4 Jahre nach Spandau geht schon immer an.“ Mad. Michaelis: Gott, die Frau und die armen Kinder. Michaelis: „Das thut nichts, die können ihn nicht entschuldigen, die Ehre Gottes auf Erden muß maintenirt werden. Der Bösewicht hat so viele vornehme Leute (hier meinte er sich) beleidigt.“ Ein sonderbarer Zug in Michaelis Charakter ist seine Liebe zu König und Militär. Die Schanzen die der König bei Danzig aufwerfen läßt beunruhigen ihn sehr. In der Preuß. Rangliste lebt er ganz. Sein Haus ist übrigens sehr angenehm. Es herrscht ein feiner, ungenirter Ton darin. Ich bin viel da. Er hat ein Paar Töchter, die sehr gebildet sind, von denen die eine aber gar die Gelehrte spielt. Eichhorn — ein junger Mann von angenehmer Bildung und großer Lebhaftigkeit. Er ist mir ein gar liebenswürdiger Mensch, ohnerachtet er eine etwas übertriebene Höflichkeit und große Eitelkeit hat. In seinem Pentateuchon sind über 300 Studenten. Er kann es in seinem Hause wegen Mangel an Platz nicht lesen. Er hat sich des alten Böhmers Auditorium geliehen. Ich höre ihn gern. Er spricht deutlich und zusammenhängend, fast ohne Heft, hat aber den sonderbaren Fehler einer singenden Monotonie, wie in d. Deklamation d. Rhapsoden. Seine Freimüthigkeit über d. alte Testament und Wunder überhaupt ist groß. Als er hier her kam, wurde ihm mehr Vorsicht von Hannover aus befohlen. Das neue Testament bleibt daher nicht sonderlich erklärt. (In Jena werden publica in den Ferien über die Unmöglichkeit der Wunder gelesen!) Griechisch soll Eichhorn wenig wissen, daher seine Erklärung des neuen Testaments nur mittelmäßig und seine allgemeine Litterargeschichte gar schlecht ist. Daß Eichhorn ein Mitglied unsres Heynischen Seminariums war, zu dem ich mich nun auch halte, weißt Du wohl schon. (Harles, Wolf, Schütz, Köppen, Schneider, Jakobs, Hugo, Schlichtegroll, Reitemeier, Voß, Stollbergs, Heeren, Buhle — — — sind alles Seminaristen.) Wenn man Heynens Homer hört, die Art wie er die ältesten Mythen interpretirt, seine Art über die Kindheit des Menschengeschlechts zu raisonniren und seine immerwährenden Vergleichungen des Homers und Moses — so sieht man die richtige Erklärung des Alten Testaments gleichsam von selbst entstehen. Heyne ist der Mann, dem unser Jahrhundert gewiß am meisten verdankt, religiöse Aufklärung durch eigne Lehre und Bildung junger Volkslehrer, Liberalität im Denken, Anfang einer gelehrten Archeologie und erste Verbindung des Aesthetischen mit dem Philologischen. Dennoch hat Heyne noch nie ein Kompendium geschrieben, ohnerachtet er über 12 Kollegia liesst, Röm. Litteratur, Griech. Litteratur, Archeologie, über die Tragiker, über den Aristophanes, über den Homer, Virgil, Horaz, Plautus und Cicero, Griech. Antiquitäten u. Röm. Antiquitäten. Diese Collegia folgen alle in gewisser Reihe auf einander, weil sie ursprünglich für's Seminarium und dann für solche sind, die (wie mein Bruder) sich zum Seminarium halten. Heynens Hefte sind so weitläufig und genau ausgearbeitet, daß man sie hier für 3—5 Louisd'or kauft. Köppens Kommentar ist in der That nichts als ein gestohlenes Heft von Heyne. Oft ist die Konstruktion kaum verändert. Wenn Du die Einrichtung unsres Seminariums nicht kennst, so will ich es Dir, wenn Du es verlangst, einmal beschreiben. Noch jezt ist es in dem herrlichsten Flor. Es sind 3 Menschen darin, Mathiä, Kries und Woltmann die an ausgebreiteter Gelehrsamkeit in Deutschland wohl künftig nicht viele ihres Gleichen finden werden. Man muß hier in G— erstaunen, wie die Menschen so schnell zu solcher Bildung gelangen können. Den Namen Mathiä mußt Du Dir merken. Innigst vertraut mit der Kantischen Philosophie, voller neuerer italien. engl. und spanischer Litteratur, und ein Grieche, wie außer Wolf wohl keiner unter Heynens Schülern gewesen ist, wird er sich in kurzem berühmt machen. Er hat die philos. Preisschrift über die Verbindung der Moral mit der Religion nach Kantischen Grundsäzen geschrieben. Jezt kommen Emendationen über die Tragiker und ein Kommentar zu Homers Hymnus an den Apoll von ihm heraus. Die Seminaristen sind mein angenehmster und lehrreichster Umgang. Mit Woltmann, der ein (wie es Bürger selbst nennt) bewunderungswürdiges Talent zur deutschen ja selbst griechischen Dichtkunst hat, bin ich täglich zusammen. Es ist ein trefflicher Mensch von Charakter, an den mich manche auffallende Aehnlichkeit mit Dir gezogen hat. Er ist von dem jüngsten Stollberg erzogen, hat den sonderbaren Enthusiasmus für die Alten von ihm eingesogen u. wird sich gewiß mal auszeichnen. Ich bin täglich Abends von 9—11 Uhr mit ihm zusammen, wo wir den Plautus u. Petron lesen. Es ist der Göttingische methodus vivendi, nicht früher auszugehen. Denn alles hat hier einen affektirten Fleiß. Durch Woltmann bin ich auch mit Lebülz, dessen bester Freund er ist, bekannt worden. — Aus dem Seidel in Berlin schließe gar nicht auf das Götting. Seminarium. Man hält ihn hier für einen elenden Menschen. Auch auf die Jurisprudenz hat Heyne durch sein Seminarium gewirkt, wo immer viel Juristen sind. Der junge Prof. Hugo (welcher viel Aehnlichkeit mit Reitemeier hat) interpretirt hier die Röm. Gesetze mit philolog. Gelehrsamkeit, weil man den Sinn des Gesetzgebers nur dann fassen kann, wenn man weis, in welchem Gehalt die Worte bei ihm u. überhaupt bei seinem Zeitalter stehen. — Erinnere Dich daß Heyne an des großen Gesners Stelle das Seminarium erhielt. Wen kann man in Deutschland ihm zum Nachfolger geben. Schütz, den Heyne schon bei seinem Leben hier her ziehen wollte, ist unthätig und durch die Litteraturzeitung gebunden. Wolf taugt seiner schlechten Methode wegen nicht einmal für Halle. Harles ist ein geschmackloser Kompilator. Man wird wohl einen Holländer, Friesemann, hohlen müssen. Denn in Deutschland sieht es armselig aus, wenn es darauf ankommt, eine Stelle zu besezen, die Gesner und Heine gehabt haben.

Spittler — Ich höre bei ihm neueste Geschichte; ein feiner Kopf, mit einem prächtigen Vortrage, der für die meisten Menschen das Ideal der höchsten Beredtsamkeit ist. Für mich ist er zu schwülstig. Völker sind reißende Ströhme, das preuß. Haus eine alte Eiche, unter deren Schatten sich der Freiheitliebende Deutsche hinwirft. Seine Darstellung der Geschichte, seine Aneinanderkettung der Begebenheiten ist meisterhaft. Schade daß er nicht Kirchengeschichte liesst. Er läse sie gewiß besser, als der, wegen seiner Freimüthigkeit schäzbare Plank. Spittler vermag nächst Heyne und Leß das meiste in Hannover. Er überschwemmt alles mit Schwaben. Jezt wird wieder ein Landsmann Seiffert, ein unberühmter Mathematiker, Professor hier. Gmelin, Reuß, Plank, Hugo sind auch Schwaben.

Kästner*), die lächerlichste Figur, welche die Erde trägt. Sein Vortrag ist undeutlich, da er keine Zähne hat. Er ist immer wizig, belacht sich aber selbst immer vorher, so daß man den Wiz selten versteht. Dafür ist er, wenn man ihn oft belacht, auch von Zeit zu Zeit so artig, den Dritten zu belachen, wenn man auch garnichts witziges gesagt hat. Ein großer Fehler unserer Akademie ist der geringe Eifer für Mathematik, der hier herrscht. Kästner ist dabei der gutmüthigste, gefälligste Mensch, den man sehen kann. Ich bin viel bei ihm. Er kann es nicht lassen beißend zu sein, fühlt aber selbst solche Gewissensbisse darüber, daß er stets um Verzeihung bittet. Er hat einen guten, aber höchst schwachen Charakter.

Eben habe ich bei Leß in der Moral hospitirt. Etwas elenderes habe ich nie gehört. Er hat viel ähnliches mit Fromm in Frankfurth an Charakter, Sprache und Gedanken. Nur ist Fromm noch beredt gegen ihn. Er sprach davon ob es einem Christen erlaubt sei ins Lotto di Genoua (so nennt er unsere Zahlenlotterie) zu sezen. Heißt das nicht recht kasuistisch die Moral vortragen. Ebenso kann man fragen, darf ein Christ l'Ombre spielen oder Schach.... Unsere englischen Prinzen müssen täglich 1—2 Stunden dieses Gewäsch hören. Die unglücklichen Kinder! Dabei müssen sie jede Stunde ausarbeiten und von Leß corrigiren lassen. So will es die elende englische Orthodoxie.

Ich lebe hier ganz der Philologie. Wenn ich noch ein Paar Jahre hier bleibe, denke ich mich (so sauer es mir wird) in die griechische Litteratur gut hineinzuarbeiten. Meinen Bruder hat der hiesige Aufenthalt treflich genuzt. Du glaubst nicht, mit welchem Sinn man hier alles zu betrachten anfängt. Mein Bruder hat sich hier und am Rhein durch seinen vertrauten Briefwechsel mit Forster und Jakobi (der vielleicht bald etwas davon herausgiebt) viel Namen gemacht. Ich muß gestehen, daß ich seine jezige Bildung, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit selbst zu

*) Abraham Gotthelf Kästner, der berühmte Mathematiker und witzige Epigrammatiker, war in Göttingen Ordinarius der Naturlehre und Geometrie.

Digitized by Google

bewundern anfange. Heyne hat von ihm gesagt, er habe lange keinen so treflichen Philologen aus seiner Schule entlassen. Nimm dazu seine schönen juristischen, historischen und politischen Kenntnisse, seine tiefe Einsicht in das Kant'sche System (worüber Rehberg mir selbst sein Erstaunen bezeugte), seine italien., franz., und englische Sprachkenntniß — und Du mußt gestehen daß Du wenige seines gleichen kennst, die nicht ex professo Gelehrte sind.

Wenn Du bald eine kleine philologische Schrift in Göttingen herauskommen siehst, wo auf dem Titel steht mit Zusäzen und herausgegeben von Heyne — so denke sie sei von mir. Es ist ein Versuch über den Weberstuhl der Lateiner und Griechen. Das opus ist gar wunder gelehrt — so daß es mich selbst anekelt. Ich habe die Entdekkung gemacht, daß der Weberstuhl der Alten gerade der Haute lisse stuhl sei, den die Sarazenen nach Frankreich gebracht haben. Das läßt sich aus Kupfern aus d. Herkulanum, aus dem Onomastikon des Pollux, aus dem Isidor, aus den Vatikanischen MSS des Virgil, aus dem Homer u. s. w. erweisen. Der Beweis ist sehr lang. Heyne hat viel Freude darüber. Was scapus, pecten, radius, insubulum etc. gewesen sei, wird nun alles leicht.....

Mein Bruder ist jezt mit Campe in Paris. Ledülx grüßt. Könnte ich Dich doch einmal sehen! Schreibe bald, lieber Bruder! Ich umarme Dich. A. Humboldt.

(Zerstreute Randbemerkungen.)

Ich habe mehrere Reisen von hier aus in's Hessische und durch Nieder-Sachsen gemacht. 8 Tage war ich Pirmont, wo ich täglich mit Jacobi, Rehberg, Möser, Markard, Eschenburg, Mauvillon pp. leider aber auch mit 7—8 Prinzen zusammen war. —

VII.

Göttingen, den 10. Jan. 1790.

Bei Gott, lieber, theurer Wegener, es ist das erste mal daß ich vor Dir beschämt da stehe. Die Art, wie ich Dich behandelt habe, ist mir selbst unbegreiflich. Du weißt (ich will, ich mag nicht glauben, daß Du es vergessen hast!) wie innigst ich Dich liebe, wie ich so von ganzer Seele an Dir hänge. Gewiß hast Du bisher wenige Korrespondenten gehabt, die so fleißig schrieben, als ich. Und nun auf einmal in vollen 3 Monaten keine Zeile. Ich darf nicht versuchen mich vor Dir zu entschuldigen, denn ich kann mich selbst nicht freisprechen! Aber erzählen will ich, was mit mir vorging, seitdem ich Deinen lezten langen, lieben Brief vom 16. Sept.!!! erhielt.

Ich war seit dem 24. Sept. nicht mehr in Göttingen. Ich machte während unserer Ferien mit einem Hrn. van Geuns aus Holland, der sich durch kleine botanische Schriften bekannt gemacht hat, eine naturhistor. Reise über Cassel, Marburg, Gießen, Frankfurth a/M., Darmstadt, die Bergstraße herunter nach Heidelberg, Speier, Bruchsal, Philippsburg, Manheim, Alzei, Mörsfeld ins vougesische Queckfilbergebirge, von da nach Mainz (wo wir 8 Tage im Hause bei Forster waren) dann zu Wasser den Rhein herab von Mainz bis Bonn, dann zu Lande nach Kölln, Düsseldorf (eigentlich Pempelfort, wo wir 8 Tage bei Jakobi wohnten) von da über Duisburg, Münster, Warendorf, Rittberg, Paderborn, Cassel zurück nach Göttingen. Von dieser wunderschönen Reise darf ich Dir nichts sagen, weil sie hundertmal beschrieben ist, weil keine Beschreibung die Rheinischen Naturschönheiten als z. B. das Binger Loch, die Bank von St. Goar, das Siebengebirge bei Bonn, die Unkler Basalthöhle pp. erreicht u. weil ich wegen Mannichfaltigkeit der Gegenstände nirgends anzufangen weis. Dein Brief wurde mir nach Manheim nachgeschickt, wo ich 3 glückliche Tage zubrachte, freilich in einem eigenen Genuß. Wir lagen die 3 Tage ununterbrochen in dem prächtigen botanischen Garten des Regierungsrath Medicus, der die Schäze beider Indien enthält. Die Ankunft Deines Briefes (Schmeicheleien erwartest Du nie von mir) half jene Freuden um ein großes vermehren. Ich hatte so lange auf Nachrichten von Dir gehoft und nun erhielt ich auf einmal eine umständliche Erzählung aller Deiner sonderbaren Schicksale*), die mich warlich wie die meinigen interessiren. Jede Zeile trug das Gepräge Deines schönen, liebenswürdigen Charakters und alles ließ mich fühlen den Werth brüderlicher Liebe, ungeheuchelter Freundschaft. Unter den vielen Zerstreuungen der Reise, die bald zu Fuß, bald zu Wagen gemacht wurde und auf der wir immer mit Steinen und Pflanzen zu packen hatten, war es in der That nicht gut möglich, an Dich zu schreiben. Es gehört bei mir eine eigene Stimmung dazu an Freunde zu schreiben. Sie läßt sich nicht herbeilokken und käme sie noch so spät, so müßte ich sie abwarten. Meine Reise war im Anfange des Novembers geendigt. Die Zeit seit meiner Zurükkunft bis jezt war ein Gewebe von Störungen und Widerwärtigkeiten. Eine Menge von Kollegien, die ich höre (ich habe deren 6!) nehmen einen großen Theil des Tages hin. Die Bibliothek, die ich noch zu meiner Philologischen Arbeit über die Webereien brauche, kann ich nur des Sontags benuzen. Ich habe ausdrükliche Erlaubniß von Heyne mich da einschließen zu lassen. Dringende Nebenarbeiten nehmen ohnehin Zeit weg, z. B. einiger Antheil den ich an dem Zürcher botan. Magazin nehme, wo noch im lezten Stück eine lateinische Abhandlung von mir steht. Meine Reisejournale sollten ausgearbeitet werden. Forster forderte von mir eine mineralog. Beschreibung der Unkler Basalte für den folgenden Theil seiner kleinen Schriften, in dem auch von meinem Bruder ein vortreflicher Aufsatz über den Einfluß des Theismus, Atheismus und Skepticismus auf die Sitten der Menschen erscheinen wird. Diese Beschreibung wuchs am Ende so an, daß sie jezt wahrscheinlich bald wird besonders gedrukt werden. Glaube nicht, lieber Bruder, daß ich mit meinen vielen Geschäften renommiren will. Unterliegen braucht' ich freilich der Last nicht, aber für meine Korrespondenz blieb mir in der That wenig Zeit übrig, besonders wenn Du bedenkst daß ich bestimmt alle Woche 1 auch wohl 2 mal an meine Mutter od. Kunth schreiben muß. Wilhelm, der mit Campe in Paris gewesen war, aus Frankreich nach Mainz zurückkam, dort 3 Wochen beim jungen Forster im Hause lebte, dann nach der Schweiz über Zürch, Schafhausen, Costniz, Bern, den Grindelwalder Gletscher, den St. Gotthard, Lausanne, Geneve hinein und über Neusschatel und Basel herausging, wieder 14 Tage in Mainz lebte, und durch Sachsen auf Berlin reisete, dieser Wilhelm, der mich eine so schändliche Periode bauen läßt, wollte mich in Gotha sprechen. Ich ritt im Anfange des Dez. in einem scheuslichen Wetter und bei noch scheuslicheren Wegen im Eichsfelde allein hin. Die Beschwerden der Reise waren leicht zu überstehen, um einen Bruder wiederzusehen, welcher Augenzeuge von so merkwürdigen Begebenheiten gewesen war. Wir wohnten 2 Tage bei Löfler im Hause. Es ist ein trauriger Anblik den armen, verlassenen Mann mit seinen 2 kleinen Kindern allein in seinem großen, leeren Hause zu sehen. Er glaubt den Schmerz nicht mehr zu fühlen, aber seine Zerstreuung, sein Tiefsinn alles zeugt von dem, was in ihm vorgeht. Er hat viel warme Liebe für Dich, mein Bester. Es war mir viel Werth mich mit ihm so ganz in die Frankfurth. Verhältnisse zurükzudenken. Ich war nie glüklicher als zu dieser Zeit. Meine Sommerreise nach Frankfurth a/O auf der ich Dich zu sehen glaubte, war mir lieber als alle meine jezigen Reisen am Rhein, am Main u. am göttlichen Nekkarthale. Was sind alle Empfindungen, die die tote Natur einflößt, gegen die Empfindungen der Freundschaft, gegen das Gefühl von guten Menschen geliebt zu werden. Löfler sagte oft, Du fehltest noch im Hause. Da schlug mir immer sehnsuchtsvoller das Herz. —

Löfler wird von dem Herzoge und der Herzogin angebetet. Er isset fast täglich bei Hofe. Der Herzog hat (es ist ganz entschieden!) die Genfer Reise bloß gemacht, um den tief gebeugten Mann zu zerstreuen. Gotter ist jezt Löflers vertrautester Freund, woran man sich in Gotha sehr stößt, da es allgemein bekannt ist daß Gotter ein ..... *) ist. Außer Gotter sah ich noch Ewald, den Philosophen, Weishaupt, den traurigen Antikantianer, dem man es eben nicht ansieht daß er die Welt illuminiren wollte, den Bibliothekar Reinhard, mit seiner wunderschönen Frau, Manso, u. die jungen treflichen Philologen aus unserem Seminarium Schlichtegroll und Jakobs. Da der neugierige Hof meinen Bruder

*) Bezieht sich wohl besonders auf folgenden Vorgang: Bei Besetzung der Feldprediger-Stelle im Regiment Gensd'armes stellte der General von Prittwitz die Entscheidung der Stimmen-Majorität der Offiziere anheim. Nun stimmten gleich viele der letzteren für Wegener wie für einen seiner Mitbewerber, Candidaten Löffler. Daher wurde, unter den Auspicien der Frau Generalin, das Los geworfen, das für Löffler entschied. Indeß erkrankte dieser einige Zeit nachher, resignirte in Folge dessen, und so ward — zu seiner Ueberraschung — Wegener berufen.

*) Die hier ausgelassenen Worte enthalten einen schweren sittlichen Vorwurf. (Bemerkung Wegeners, der das betreffende Wort ausgeschnitten hat.)

Digitized by Google

immer zerstreute so gingen wir den 3ten Tag noch nach Erfurth, wo es aber wegen der ausnehmenden Güte des Coadjutors Dahlberg (mit dem wir täglich aßen) nicht weniger Zerstreuung gab. Von Erfurth ging mein Bruder nach Weimar, Jena, Leipzig ... An dem lezten Orte vermuthete ich ihn jezt.

Bei Löslers hatten die Kinder kurz vor meiner Ankunft die Masern gehabt. Ich vermuthe daß sie mich anstekten. Denn kaum war ich nach Göttingen zurück, so bekam ich sie mit einer Heftigkeit, die Gefahr fürchten ließ. Sie gingen doch glücklich vorüber, ohne böse Folgen, außer der gewöhnlichen Augenschwäche. Ich durfte in 3 Wochen nicht lesen schreiben. Seit 8 Tagen besuchen ich wieder meine Kollegia und nun soll mich auch nichts mehr abhalten, Dir redlich zu schreiben.

Du siehst, mein bester, theurer Bruder, daß mich mancherlei Widerwärtigkeiten und Zerstreuungen zwar nicht lossprechen, aber doch entschuldigen können.

Gott wenn ich bedenke, wie wunderbar sich die Verhältnisse fügen. Als wir vor 2 Jahren so oft zusammen im Steinbarthischen*) Hause auf Deinem großen Stuhle beim Ofen saßen, ließen wir es uns nicht träumen, daß Du jezt schon ordinirter Prediger sein würdest. Die Art wie Du es geworden bist, gleicht einem ordentlichen Roman, anfangs mit so weniger Wahrscheinlichkeit des glücklichen Ausgangs und dann auf einmal — Meine sehnlichsten Wünsche sind erfüllt. Wie manchen Kummer werd' ich in Deinen Schooß ausschütten, wie viel aus Deinem Umgange lernen. Nichts, nichts darf je die brüderlichen Bande zerreißen, die uns an einander knüpfen. Böse Familienverhältnisse machen mir oft den Gedanken schwer in mein Vaterland zurück zu kehren. Die Erinnerung an Dich, mein Theurer, erleichtert alles.

Deine Lage ist die glücklichste von der Welt. Du hast Muße fortzustudiren. Bei Deinen Kenntnissen kannst Du einmal viel leisten. Umgang mit Collegen mag wohl nicht angenehm sein. Diese Menschen sind alle verschroben. Weil sie so viel verkehrte Dinge sagen müssen, so verlernen sie am Ende vernünftig zu raisonniren. Willst Du Empfehlungen an Herzens haben?

le Dülx grüßt. Es ist ein braver Mensch aber voller Sonderbarkeiten. Es ist nun wohl entschieden, daß er in Europa bleibt.

Wenn Du an Albinus od. Mezner schreibst, so grüße sie herzlich von mir, besonders den letzteren. Dohna ist in Hamburg auf der Handelsakademie, wo ich auf den nächsten Winter auch hingehe. Im Sommer 1791 reise ich dann nach Holland und wahrscheinlich über Paris zurück.

Wenn Du großmüthig bist, so verzeihe mir meine halbverschuldeten Sünden. Ich schreibe Dir bald wieder, auch wenn Du nicht antwortest.

Dein

Alex. Humboldt.

Tagebuchblätter aus der Lombardei.

Von H. Breitinger.

Auch wer schon Alles gesehen, was an Städten zwischen Verona und Neapel liegt, wird in dem alten Bergamo eine Ortschaft sui generis entdecken, die mit keiner anderen sich vergleichen läßt. Schon die Lage auf der Bergeshöhe ist für eine italienische Stadt eine seltene Auszeichnung. Man denke sich eine alte Provinzstadt venezianischen Stiles, mit ragenden Palästen, imponirenden Amtsgebäuden, einer architektonisch reizenden, echt italienischen Piazza, uralten Ritterthürmen und Kirchen, umgeben von gewaltigen, mit prächtigen Baumreihen bepflanzten Bastionen, von welchen hier unabsehbare Horizonte, dort ein lieblich wechselndes Hügelland beherrscht werden. Aber wie die vortreffliche Stute des rasenden Roland hat diese Stadt nur einen Fehler: sie ist todt.

„Morta là sull' altra ripa giace:
Altro diffetto in lei non mi dispiace."

Die drei an ihren Berghängen haftenden Borghi der Neustadt sind die grausamen Blutsauger, die der ehrwürdigen Matrone das Leben aus den Adern gesogen haben.

Das alte Bergamo hat eine Vergangenheit, welche den fleißigen Forscher und den gemüthvollen Betrachter von Zeiten und Sitten mit köstlichen Funden zu lohnen reich genug ist. Vieles hat in dieser Richtung Professor Pasino Locatelli geleistet, sei es in Biographien bergamaskischer Berühmtheiten, sei es in historischen Novellen. Seine 1877 erschienenen Racconti versetzen uns so recht in die große Vergangenheit Italiens; sie schildern in einfach schöner Sprache den Charakter mehr als einer italienischen Culturepoche. Locatellis Buch wird Jeder, der den Reiz einer spannenden Erzählung an den tieferen Gehalt der Belehrung zu tauschen vermag, mit Genuß und Befriedigung lesen. Derartige Publicationen bilden ein heilsames Gegengewicht zu den vielen halbfranzösischen Erzeugnissen, die auch der italienische Büchermarkt immer massenhafter verbreitet. Leider sind es Stimmen in der Wüste. Die gedankenlose Menge zieht Unterhaltung ohne Inhalt dem Inhalte vor, welcher der heißen Gewürze entbehrt.

„Sie wollen stark Getränke schlürfen,
D'rum braut mir unverzüglich d'ran!"

So lautet die Weisung des Goethe'schen Theaterdirectors, so lautet auch heute die Weisung des Romanverlegers.

... Turin und Mailand! ein scharfer, aber keineswegs wohlthuender Gegensatz des Eindruckes. Turin ist eine Großstadt ohne großstädtischen Charakter. Die weiten Arkaden seiner schnurgeraden Straßen sind zu geräumig für die Zahl ihrer Beschreiter, wenigstens im Herbstmonate. Und wie verschieden von den Lombarden sehen diese Piemontesen aus! Statt des schönen, lombardischen Typus, statt der stattlichen Männer mit dem tiefschwarzen Haare und den feurigen Augen, dem schön geschnittenen Gesichte und dem schlanken, wohlgebauten Hals, — meist Leute von mittlerer oder kleiner Statur, unansehnlich, eckig oder vierschrötig: phlegmatische, berechnende, philiströse Wesen mit grauen Augen und ins Blonde spielenden Haaren. Statt des eleganten Schnittes der Mailänder Kleiderkünstler, ein biederer, ländlicher Schick, wie ihn der ostschweizerische Gemeindepräsident am großen Tage seines Besuches in der kantonalen Metropole zu entfalten pflegt. Kein Wunder, wenn über dieser Welt regelrechter Gassen und Menschen das tödtlich wirkende Gas einer fürchterlichen Langeweile schwebt. Aber gerade auf die erbarmungslose Symmetrie seiner Stadt ist der Turiner stolz; so lange Mailands Regelmäßigkeit noch zu wünschen übrig läßt, blickt er mit Verachtung auf die moralische Hauptstadt Italiens. Und dann die Sprache! Der Piemontese aus dem Volke spricht häufig nur sein Piemontesisch und steht dem Italienischen wie einer landesfremden Sprache gegenüber. Ein Mann, mit dem ich mich seit einer Viertelstunde zu verständigen gesucht, — fragte mich, ob ich Venezianer sei!

Ein herrlicher Morgen war angebrochen, als ich von Turin über den kaffeebraunen Po nach dem Kapuzinerberge schritt, von welchem aus man die Stadt gerade so übersieht, wie Salzburg vom Kapuzinergarten. Dann bestieg ich den Tramway, der in einer Stunde zwischen Landhäusern und Po nach Montecaglieri führt. Frau Clotilde Plomb-Plomb bewohnt da ein weitläufiges, die Po-Gelände weithin beherrschendes Schloß. Eine zweite Tramwaylinie, welche ich nachher benutzte, führt stromabwärts nach dem Dorfe Madonna del Pilone, von wo ein guter Fußgänger die savoyische Fürstengruft Superga in zwei Stunden leicht ersteigen kann. In der Stadt selbst hat mich nur Eines lebhaft interessirt, die prächtige Waffensammlung (Armeria reale) im Palaste des Königs. Sie ist weder sehr alt noch sehr umfangreich; denn sie wurde erst 1834 begonnen und besteht aus einem einzigen, freilich sehr großen Saale. Aber sie wirkt auf den Betrachter nach dem Recepte der Luxemburger Galerie in Paris: Wenig aber Ausgesuchtes. Meinem Erklärer gab ich von vorne herein ein schönes Trinkgeld mit der Weisung, mich nicht zu jagen, um mir Alles mit Ruhe

*) Der Professor Steinbart in Frankfurt a. O., später auch beliebter Lehrer und Freund von Zschokke und Heinrich v. Kleist.

Digitized by Google

betrachten zu können. Er parirte willig gegen zwei Stunden und so gewann ich bleibende Eindrücke und Belehrungen.

Der Schnellzug von Turin nach Rom, der behendeste von ganz Italien, setzte mich nach einstündiger Fahrt im Bahnhofe von Asti ab, der Geburtsstadt Alfieris. Sie ist voll Erinnerungen an den großen Mann, der Italiens Zukunft in seiner Seele trug. Die halbstündige „Via Maestra" der langgestreckten „Stadt von hundert Thürmen", die heute über dreißigtausend Einwohner zählt, führt den stolzen Namen „Corso Alfieri". Fast am Ende derselben liegt Alfieris Stammhaus, immer noch Eigenthum der Familie. Man zeigt da das authentische Bett, in welchem der Dichter geboren wurde! Eine hinter seinen Vorhängen angebrachte Marmortafel bezeugt es den Besuchern. Ein sehr ausdrucksvolles Kniebild, Briefe und Handzeichnungen Alfieris und ein altes Rococo-Mobiliar bilden die übrigen Reliquien des Palastes. Auch jener innere Hof, wo nach Alfieris Selbstbiographie der störrige Junge in einem Wuthanfalle durch Grasessen sich vergiften wollte, ist noch unversehrt. Er verließ sein väterliches Haus, um die Junkerschule in Turin zu besuchen, von welcher er short and sweet berichtet: „Jo era un asino fra asini e sotto un asino." Auf dem großen Marktplatze, der „Piazza Alfieri", steht sein modernes Standbild in etwas theatralischer Haltung.

... Im Monat August bietet Mailand eine verhältnißmäßig schwach belebte Physiognomie. Es ist die todte Jahreszeit, und die Vergnügen der lebenslustigen Stadt sind bald gezählt. Equipagen sind selten, denn die Reichen leben jetzt draußen an den oberitalienischen Seen, oder am Meere oder sie sind auf Reisen gegangen. Die Uebrigen, die Träger der täglichen Arbeit, strömen Abends in die einzig schöne „Galleria" zusammen. Selbst Paris hat nichts, was sich mit dieser großartigen Halle vergleichen ließe. Hier pulsirt auch im September von 7 Uhr Abends bis gegen 10 Uhr ein bewegtes und frisches Leben. Der elegante Offizier, der junge Stutzer, die stattliche Matrone mit ihren feinen Mädchen, der Arbeiter, die Grisette, das Blumenmädchen wogen hier in immer wechselnder Fülle durcheinander. Auch wer nach unserer Weise beim Biere länger sitzen bleibt und die Nachzügler des späteren Abends sich ansieht, kann noch allerlei Erheiterndes erleben. Ein armer Teufel declamirt ihm für wenig Geld Manzonis „fünften Mai" mit einem Aufwande von Pathos, der eine Million verdiente. Bald kommt ein Anderer, ein wahrer Typus, eine groteske Zwerggestalt mit rabenschwarzen, fliegenden Locken, verwachsenen Schultern und gebrechlichen Beinchen. Auch der bereitet eine Aufführung vor. Die Arme auf der Brust gekreuzt, schreitet er ein paar Mal auf und ab, um die rechte Sammlung zu gewinnen. Dann bricht er los mit dem Untergange des Aristodemus von Monti. Am Schlusse zieht er den Dolch — eine alte Feile mit schmutzigem Holzgriff —, stößt ihn oder vielmehr sie heldenhaft in die Seite und wälzt sich zappelnd zu den Füßen des schläfrigen Kellners.

Aber auch literarische Gespräche gedeihen in Mailand. Mit meinen Begleitern, den Herren Verga und Capuana, beide den italienischen Romanlesern wohlbekannt, setzten wir uns im Café Biffi der Gallerie Victor Emmanuel zu Tische. Ein Vierter gesellte sich zu uns, der Deputirte C. von Neapel, ein alter Freund Ranieris, ein Mann von ruhigem und ernstem Wesen, einsilbig und vornehm in seiner Haltung. Nicht lange, so warf sich das Gespräch auf Ranieris neuliche Publication: „Zehn Jahre vertrauten Umganges mit Leopardi."

Das Thema kommt mir eben recht, dachte ich. Ein persönlicher Freund Ranieris wird mir ein Räthsel zu lösen und eine Frage zu beantworten im Stande sein.

„Ranieris Buch," bemerkte ich, „hat mir von dem sterbenden und geknickten Leopardi immer noch eine bessere Meinung gelassen, als von seinem gesunden, wohlconservirten Biographen."

„Wie das?" fragte Herr C. etwas hastig. „Sie kennen Ranieri sehr wahrscheinlich nicht. Ich kenne ihn seit vielen Jahren. Ich habe seine Enthüllungen über Leopardi gelesen, und ich stehe dafür, daß Alles, was Ranieri von seinem Freunde berichtet, die reine Wahrheit ist, mag nun auch Leopardis Ruhm darunter leiden, Leopardi, der Mensch, entschieden klein, Leopardi, der Idealist, sogar verdächtig erscheinen."

Herr Capuana nickte Beifall und lachte. Seine klaren, grauen Augen blickten vergnügt über den Tisch hin, und um den grauen Schnurrbart spielte das Hohnlächeln eines hartgesottenen Realisten.

„'s ist mir immer ein Hauptspaß," begann er, „wenn so ein platonischer Kunstreiter, mag sein Idealismus auch in realistische Pessimistenlauge getunkt sein, nachträglich als ein ordinärer Sonntagsreiter, mit anderen Worten, als ein Schwächling, ein Genüßling im kleinen Stil, oder wie in unserem Falle, als ein „Monologist der Liebe", als ein Confecthascher, Bonbonvertilger und Glaceschlemmer zum Vorschein kommt. Da sieht denn nachgerade doch ein Jeder, wie es mit diesem gefeierten Idealismus eigentlich bestellt ist. Dazu kommt das Lustige, daß, lange vor Ranieri, Leopardi selbst uns hinter die Coulissen seiner Marktbude geführt hat. Heißt es nicht im Auferstehungsliede:

„Mancano, il sento, all' anima
Alta, gentile e pura,
La sorte, la natura,
Il mondo e la beltà."

Das bedeutet doch wohl: „Mein Genie und meine Bildung und mein Idealismus sind schmählich im Stiche gelassen worden, vorerst vom Schicksale; denn meine Börse ist concav, — zweitens von der Natur; denn mein Rücken ist convex und mein Kopf sitzt tiefer als die Schultern, — drittens von der Welt; denn die elegante Gesellschaft ignorirt mich, — und last not least von der Schönheit; — denn ach! kein schönes Weib erbarmt sich meiner!"

Herr Verga sagte nichts als ein bezeichnendes Ecco! und der Deputirte machte keine Miene, die Autorität dieser Stimme zu Ranieris Nachtheil untergraben zu wollen. So blieb ich denn allein, um für die gute Sache des Idealismus eine Lanze zu brechen.

Schon hatte ich ein energisches „Che!" als vorläufigen Generalprotest vorausgeschickt, als mir zu guter Zeit noch beifiel, daß Herr Capuana mit Bezug auf Leopardis Weltschmerz, wenn auch etwas derb und naturalistisch, im Grunde nur die Anschauungen Paul Heyses wiederhole und bestätige, deren zwingenden Nachweisen Keiner sich verschließen wird. Was mich geärgert, war das Zusammenwerfen des Principes und seiner Vertreter. Daher ich denn versetzte:

„Ein hochstrebender Idealist kann ein sehr defecter Mensch sein. Rousseau, Byron und Leopardi bezeugen es, jeder auf seine Art. Aber sie suchen weder sich noch uns zu täuschen, sind ehrlich in ihrem „excelsior", und deshalb bereitet mir eine sogenannte „Enthüllung" über sie und ihres Gleichen nicht die boshafte Freude, die mir der vierte Act des Tartuffe gewährt."

Ein hartnäckiges, höfliches Schweigen verrieth mir das nachsichtige Mitleid meiner Tischgenossen. Ich benutzte die Pause, um Alles zu sagen.

„Die sogenannten Enthüllungen über das Räuspern und Spucken, über die schmutzige Wäsche und die fehlenden Hosenknöpfe großer Geister sind selten mehr als ein recht gemeines Futter gedankenloser Neugier. Was nützen sie? Sie verschaffen Philistern die Genugthuung, die erlauchteste Gesellschaft auf der Armensünderbank beisammen sitzen zu sehn, und wie der Hase in Lessings Fabel, bei der Entdeckung einer gewissen Schwäche des Löwen, vergnügt zu schmunzeln: „Nun begreife ich, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten." Diese Naseweisen der Enthüllungsliteratur suchen nur die schönsten Bilder zu bekleksen. Gott sei Dank, daß Shakespeare keinen Boswell gefunden hat! Sein Leben ist ein Geheimniß, und nur seine Werke leuchten in einsamer Schöne wie die vier Monumente auf dem Rasenplatze von Pisa!"

Meine Freunde sahen mich ob meines Eifers groß an, aber ich fuhr unbekümmert fort:

„Und wie verhält es sich mit Ranieris Enthüllung? Welches Motiv hat Leopardis „besten Freund" veranlaßt, vierundvierzig

Digitized by Google

Jahre nach dessen Tode den großen Dichter dem Gespötte der Nationen preiszugeben; — mit schleichender und süßlicher Rhetorik, unter fortwährender Betheuerung innigster Pietät durch hundert Druckseiten hindurch nichts, aber auch gar nichts vorzubringen, was Leopardi nicht herabsetzte, nicht als einen kleinlichen, sinnlichen, kindischen, eitlen und häßlichen Menschen erscheinen ließe? Ranieri, der einstige Jesuitenfresser, liefert heute seinen angebeteten, unvergleichlichen Freund dem gemeinsamen Gegner lächelnd ans Messer, und die „Civiltà cattolica" schreibt denn auch frohlockend: „Bisher haben wir Leopardi wenigstens als Menschen geachtet, von heute ab vermögen wir auch das nicht mehr." Wollte Ranieri der Wissenschaft, der literaturgeschichtlichen Wahrheit einen Dienst erweisen? Aber diese hat ja nicht eine Thatsache dabei gewonnen. Ganz im Gegentheil. Die einfachsten Dinge sind verwirrt worden. Nach Ranieri, um nur Eines anzuführen, hätte Leopardi keinen Sinn für Naturschönheit besessen, die Reize der südlichen Landschaft sogar gehaßt! Je länger ich aber nach dem Motive einer so seltsamen Freundschaftsbezeugung forsche, um so ausschließlicher entdecke ich dieses in dem Interesse tiefverletzter Eitelkeit. Seitdem Leopardis Briefe im Druck vorliegen, hat Ranieris selbstgeschaffene Rolle eines unvergleichlichen Wohlthäters und eines einzigen Freundes beträchtlichen Seeschaden erlitten. Sie nimmt sich heute etwas legendenhaft und mythisch aus. Daher denn in unserem Buche die komische Entrüstung über Leopardis Briefe, „die Ranieri niemals gelesen hat noch je zu lesen gedenkt, deren Inhalt er nur vom Hörensagen kennt" (!!); daher denn auch der Versuch, die Glaubwürdigkeit jener Briefe zu erschüttern durch die auffallende Angabe, Leopardi habe von Ranieri förmlich Erlaubniß eingeholt, seine Angehörigen über seine ökonomische Lage fortwährend zu täuschen; daher denn endlich der versteckte Groll gegen den Schatten des heißgeliebten Freundes, eine Rancüne, die wie ein rother Faden durchs ganze Büchlein läuft, an zwei Stellen mit wohlberechneter Dunkelheit des Ausdrucks die häßlichsten Dinge insinuirt; und das Alles gegen einen Todten, gegen einen Freund, gegen einen Großen der Literatur, das Alles in einem Momente, wo die unbequemen Entlastungszeugen sammt und sonders das unfehlbare Schweigen der Todten beobachten."

„Die italienische Presse," versetzte Ranieris Freund, „hat Ranieris Buch mit Interesse besprochen und dessen Inhalt als ein unverdächtiges und wichtiges Zeugniß hingenommen. Nur Montefredini in der „Rivista minima" hat mit gewohnter Leidenschaft protestirt, aber nichts als Behauptungen und Gefühle den Thatsachen einer Zeugenaussage entgegengestellt."

„Gleichviel, sagte ich. Ich behaupte keck: Wer durch Ranieris verzwickte Rhetorik — er hat Leopardis klassischer Prosa doch verflucht wenig abgesehen! — bis zur wahren Meinung des Autors hindurchgedrungen, dem wird es sonnenklar, daß unser Zeuge nicht aus Liebe, sondern aus Haß, nicht aus historischem, sondern aus persönlichem Interesse schreibt, somit nicht eine Urkunde, sondern ein absichtlich und aus guten Gründen verspätetes Pamphlet zu Tage gefördert hat. Mag auch an Allem, was Ranieri uns erzählt, viel Wahres sein, der Verurtheilte ist nicht der abgezehrte, sterbende Dichter, sondern der wohlgenährte, alte Herr, der sein abgestandenes Gift unter den künstlichen Blumen einer nicht minder abgestandenen Rhetorik versteckt."

Der Deputirte protestirte hier lebhaft.

„Weder ich noch meine Landsleute haben in Ranieris Buch das herausgelesen, was Sie darin entdecken wollen: Ich wiederhole es —"

Draußen erscholl in diesem Augenblicke das Hornsignal, welches allabendlich die Neugierigen ins Centrum der Galleria Vittorio Emmanuele ruft, wenn hoch über ihren Köpfen die Kuppel sich entzündet. Wir traten hinaus und blickten träumend hinauf zu der braven kleinen Locomotive, die in muthwilligem Umlaufe ihr Flämmchen von Bec zu Bec trägt und im Nu ihre Strahlenkrone geflochten hat. Ich dachte an die Aureole, die man dem großen Leopardi rauben wollte.

Notizen.

Étude sur les Poésies lyriques de Goethe par Ernest Lichtenberger. Paris, Hachette & Cie.

Mezières' derzeitiger Vertreter auf dem Katheder für fremde Literaturen an der Sorbonne gibt soeben die zweite Auflage seines von der Akademie gekrönten Buches über Goethes lyrische Dichtungen heraus. Lichtenberger ist ein Goethomane reinsten Wassers, der auch dort, wo wir — um mit Lessing zu sprechen — „mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd" vor dem Meister stehen, mit dem Tribut seiner unbedingten Bewunderung nicht kargt, aber er zeigt sich immer als ein Mann von Geschmack und Kenntniß, der überdies warm und lebendig zu schreiben versteht. Er unternimmt es, Goethes Gedichte aus seinem Leben und sein Leben aus seinen Gedichten zu erklären, und kommt mit seiner biographischen Methode zu überraschenden Resultaten. Weniger gelungen ist der rein ästhetische Theil, wo ein wenig zu viel schematisirt wird. Das mag der Verfasser selbst gefühlt haben, denn er hebt mit Recht die Schwierigkeit hervor, über die Lyrik zu schreiben, bei welcher die Kritik „keine greifbare Substanz vor sich hat". Das fleißige und feinsinnige Buch verdient eine Uebersetzung ins Deutsche.

* * *

Dem Manne ist Alles erlaubt. Schauspiel in vier Aufzügen von Anna Baronin Létang. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Die Verfasserin, eine Belgierin, hat sich vor Jahresfrist durch einen Tendenzroman bekannt gemacht und erweckte Hoffnungen für die Zukunft. Durch ihr neues Werk sind dieselben nur unvollkommen erfüllt, vornehmlich deshalb, weil die Dichterin in seltsamer Verkennung ihres Talents die dramatische Form für die Kundgebung ihrer originellen Ideen wählte, während doch ihre Begabung offenbar auf dem Felde des Romans liegt. An die Aufführung ihres Stückes hat sie selber nicht gedacht, aber auch als Buchdrama kann ihr Werk die Aufmerksamkeit nicht erwecken, die es um seines Inhalts wie um seiner Diction willen wohl verdiente. Der Stoff ist zu spröde für die gewählte Form, fast überhaupt zu heikel, um von einer Frau behandelt zu werden, was allerdings andrerseits dem Buche auch wieder einen pikanten Reiz verleiht. Sehr beachtens- und disputirwerth ist die mit schneidiger Beredtsamkeit verfochtene Tendenz freilich unbedingt, und wer über die vielen Seltsamkeiten in Form und Sprache fortsieht, wird eine eigenthümlich anregende Lectüre in dem Buche finden. T—n.

* * *

Cultur- und Literaturgeschichte der französischen Schweiz und Savoyens in ihrer selbstständigen Entwickelung. Zum ersten Male dargestellt von Hermann Semmig. Zürich, Trüb.

Der Verfasser gibt in diesem Werke unter Zugrundelegung von Auszügen aus heimischen Schriftstellern ein Bild der Geschichte, Literatur, Kunst und Landschaft der welschen Schweiz und Savoyens und weist auf den Gegensatz zwischen der Entwickelung einer protestantisch-französischen Civilisation und Literatur und der katholischen oder voltairisirenden des eigentlichen Frankreich. Es gelingt ihm auch wirklich der Nachweis, daß nicht französischer Einfluß es gewesen, der die Literatur der welschen Cantone so sehr gehoben, sondern daß in eigenartiger Entwickelung mit naher Verwandtschaft und Anlehnung an das Germanenthum auf eignem Boden dieser Aufschwung gediehen ist. Es fragt sich nur, ob diese ein bischen altkluge, prüde, beschränkte Poesie wirklich der großen französischen Literatur gegenüber so gepriesen werden darf. Leider wird die Lectüre des anregenden Buches durch eine Unzahl von Druckfehlern erschwert.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Digitized by Google

Inserate.

MEYERS REISEBÜCHER.

Führer
— *umfassen meist grössere Reisegebiete und verbinden die erschöpfendste Führerkenntnis mit einer reichen Ausstattung an bildlichen und topographischen Hilfsmitteln* —

(Gross Format):

Süddeutschland	M. 7,50
Thüringen	- 3,00
Deutsche Alpen, *westl. u. östl.*, à	- 3,00
Südfrankreich, *von Gsell-Fels*	- 10,00
Paris und Nordfrankreich	- 7,50
Oberitalien, *von Gsell-Fels* . .	- 12,00
Unteritalien *und* ***Sizilien*** . à	- 6,00

(Klein Format):

Rheinlande	M. 5,00
Österreich-Ungarn . . .	- 6,00
Schweiz	- 6,00
Italien in 60 Tagen . . .	- 9,00
Skandinavien	- 7,50
Orient, *I. Ägypten*	- 7,50
— *II. Palästina, Türkei u. Griechenland*	- 12,50

Wegweiser (Klein Format):
— *beschränken sich auf allgemein gesuchte Ausflugsgebiete und entsprechen dem Reisebedürfnis der grossen Mehrzahl, welche mit Zeit und Geld zu geizen hat* —

Thüringen, *mit Karten*	M. 2
Harz, *do.*	- 2
Riesengebirge, *do.*	- 2
Schwarzwald, *do.*	- 2
Schweiz, *do.*	- 2

Sprachführer (Taschenformat):
Touristenwörterbücher, die durch zahlreiche sprachliche und sachliche Winke dem Reisenden ermöglichen, sich über alles Vorkommende schnell und richtig auszudrücken.

Französisch, *in Leinwand geb.*	M. 2,50
Italienisch, *do.* . .	- 2,50
Arabisch, *in Leder geb.* . . .	- 6,00
Türkisch, *do.* . . .	- 4,00

= *Vorrätig in allen Buchhandlungen.* =

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Collection Spemann

Band 29

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält:
EDGAR A. POE
Seltsame Geschichten.
Uebersetzt u. eingeleitet
v. Alfr. Mürenberg.

Meyers Reisebücher — Gotthardbahn.

Die neueste (zehnte) Auflage von

MEYERS SCHWEIZERFUHRER,

mit 21 Karten, 8 Stadtplänen und 28 Panoramen,

klein Format, gebunden M. 6.—,

enthält die vollständigste Beschreibung (mit Plänen und Profilen) der *Gotthardroute* und berücksichtigt alle durch dieselbe bedingten Veränderungen in den Reiseplänen für *Schweiz* und *Ober-Italien.*

Dazu gehören die soeben erschienenen

MEYERS SPRACHFÜHRER,

Italienisch, von Dr. **Kleinpaul,**
Französisch, von Prof. **Pollak,**

Taschenformat, in Leder geb. M. 4, in Leinwand geb. M. 2.50.

das Non plus ultra praktischer Reisewörterbücher, welche alles enthalten, was ein der Sprache Unkundiger im Lande braucht — Vokabeln, Redensarten, Fragen, Sätze — alles in *Lexikonform*, also im Nu zu finden.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, **nicht auf Papier**, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach **Original-Gemälden** von H. J. Burgers, Seitz, de Block etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Soeben erschien bei **E. Schloemp** in Leipzig:

Bayreuther Briefe.

Augenblicksbilder
aus den
Tagen der Patronatsaufführungen des **Parsifal.**

3½ Bogen. Preis 1 M.
(Umgehend franco Kreuzband.)

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Richard Wagner's Leben und Wirken.

In sechs Büchern dargestellt von
Carl Fr. Glasenapp.

Eine Festgabe zum Bayreuther Bühnenweihfestspiele „Parsifal".
Neue vermehrte Ausgabe mit einem Namen- und Sachregister.
2 Bände. 1882. gr. 8. XII, 404 u. IV, 552 S. Preis 12 M., eleg. geb. 15 M.

Das von der Kritik günstig aufgenommene biographische Werk Glasenapp's erscheint gelegentlich der diesjährigen Bayreuther Festspiele in erneuter Gestalt, indem es der Verf. ergänzend bis auf die neueste Zeit fortgeführt hat. Der neu hinzugefügte Schluss umfasst in fünf Abschnitten die Lebensschicksale und äusseren Verhältnisse, welche die Ausführung des Bühnenweihfestspieles „Parsifal" begleiteten. Ein Register erhöht die Brauchbarkeit. Der Preis hat trotz des um 5 Bogen erweiterten Umfanges eine Erhöhung nicht erfahren.

Ferner erschien:

Richard Wagner's Leben und Wirken

von
Carl Fr. Glasenapp.

Supplement

die Jahre **1876—1882** umfassend nebst einem Register über das gesammte Werk.
1882. gr. 8 VII, S. 479—558. Preis 1 M. 50 Pf.

Dieses Supplement, welches als selbständiges Heft das bisher vorgelegene Werk bis zur Gegenwart fortsetzt, ist speciell für diejenigen bestimmt, welche bereits im Besitze der früheren Ausgabe sind und wird diesen eine willkommene Gabe sein.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik

von

Lousmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.
„ **Kaffee-Spar-Extract.**
„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 19. August 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Vom ägyptischen Kriegsschauplatz. Von Spiridion Gopčević. — Zur Entwickelungsgeschichte der Kindesseele. Von Otto Zacharias. — **Literatur und Kunst:** Turgenjews „Jugendsünden". Von August Scholz. — „Gräfin Vera." Roman in drei Theilen von Helene v. Racowitza. Besprochen von Theophil Zolling. — Ueber den Bildungsgang des Journalisten. Von St. — Die Renaissance in Holland. Von G. Ebe. — Notizen. — Inserate.

Vom ägyptischen Kriegsschauplatz.

Von Spiridion Gopčević.

Alexandrien, Ende Juli.

Wenn ich in nachstehenden Zeilen versuche, dem Leser ein klares Bild der jüngsten Vorgänge in Aegypten zu entrollen, so kommt mir dabei der Umstand zustatten, daß ich denselben als Augenzeuge beigewohnt habe.

Durch eine glückliche Verkettung von Zufällen war Oberst Arabi Bey zu einer Art Dictatur gelangt. Arabi ist von niederer Herkunft, Sohn eines Fellachen, und kaum des Lesens und Schreibens kundig. Seine Unwissenheit ist unglaublich. Im Jahre 1870 frug er z. B. erstaunt, wie es denn nur möglich sei, daß Deutschland und Frankreich ohne Erlaubniß des Sultans Krieg führen dürften? Anno 1877 war er entrüstet, daß die türkische Flotte nicht — Moskau beschieße, und 1878 wunderte er sich, daß der Sultan den Einmarsch der Oestreicher in Bosnien nicht mit der Belagerung Wiens beantworte.

Bei solch fabelhafter Unwissenheit wäre es Arabi niemals gelungen eine Rolle zu spielen, wenn er nicht ausnehmend vom Glücke begünstigt worden wäre. Anfangs machte er schnell Carrière, da er sich vom frühern Chediv Said Pascha als — „Liebling" gebrauchen ließ; unter Ismail Pascha kam ihm seine Frau zustatten. Die erste größere Rolle spielte er 1879, da ihn Ismail Pascha als eines der vier Werkzeuge benützte, die durch eine abgekartete Emeute den europäischen Einfluß brechen sollten. Der Coup mißlang und Ismail mußte abdiciren; Arabi jedoch und Complicen hielten sich und wurden von Tag zu Tag populärer. Um sich dauernd zu befestigen, war es jedoch nöthig eine Partei zu bilden, und so flüsterte man Arabi die Parole ein: „Aegypten den Aegyptern!"

Dieses schöne Schlagwort ist ein Unsinn, da es gar keine ägyptische Nation gibt. Die Bewohner des ägyptischen Reiches setzen sich aus ein paar Dutzend verschiedener Nationalitäten zusammen, von denen auf das eigentliche Aegypten allein schon neun kommen (Fellachen, Kopten, Stadt-Araber, Beduinen, Berberiner, Neger, Türken, Levantiner und ansässige Franken), die sich untereinander verachten und anfeinden. Eine nationale Idee nach europäischen Begriffen gibt es nicht in Aegypten und es ist purer Schwindel, wenn einzelne islamophile Federn die ägyptische Bewegung als eine nationale hinstellen wollen. Arabi und Complicen verfechten keine nationale Idee; sie folgen lediglich ihren eigenen egoistischen Plänen und Absichten, indem sie das getäuschte Volk als Staffage verwenden. Bis vor wenigen Jahren lebten Eingeborene und Europäer in der schönsten Harmonie. Nie fiel es den Ersteren ein, die Superiorität der Letzteren anzufeinden oder auf dieselbe eifersüchtig zu sein. Jeder Europäer wurde als ein höheres Wesen betrachtet; sein Wissen, seine Cultur, sein Geld berechtigten ihn hierzu. Der Eingeborene lebte vom Europäer und war damit zufrieden.

Unter solchen Verhältnissen wäre es den Verschwörern nicht gelungen, das Volk aufzureizen, wenn sie sich hierzu nicht der verwerflichsten Mittel bedient hätten. Sie ließen in allen Moscheen gegen die laxe Religiosität predigen, erfanden die albernsten Verleumdungen gegen die Europäer, stellten diese als Tyrannen, Blutsauger des Volkes, Verworfene und Verdammte hin, citirten unermüdlich jene Koranstellen, welche von der Vernichtung der Andersgläubigen sprechen und betonten die unendlichen Vortheile, welche den Eingeborenen durch Vertreibung aller Europäer erwüchsen. Sie verstanden darunter nicht nur die Besetzung aller öffentlichen Stellen mit Einheimischen, sondern ließen auch durchblicken, daß man sich durch Confiscation des gesammten europäischen Besitzes in Aegypten bereichern könne.

Es läßt sich begreifen, daß bei einem naiven, unwissenden Volke, dessen Religion den Fanatismus geradezu bedingt, solche Predigten nicht ungehört verhallten. Der schon vergessen geglaubte religiöse Fanatismus erwachte; die schüchterne Abwehr der Europäer gegen die Uebergriffe und Anmaßungen der Partei Arabis war dazu geeignet, dem Volke Selbstbewußtsein einzuflößen, und die Armee, welche sich von der Militärpartei selbstverständlich die größten Vortheile versprach, bildete einen eisernen Ring um ihren Führer. Kein Wunder, wenn dieser unablässig die Vermehrung des Heeres verlangte, ein Begehren, dem sich der Chediv durch den Rath der Mächte schon im Interesse der Finanzen stets widersetzte.

Dadurch wuchs die Spannung immer mehr und mehr. Arabi sollte durch Beförderung zum Pascha und Geld geködert werden. Aber schon war es zu spät. Arabi konnte die von ihm beschworenen Geister nicht mehr loswerden. Seine Complicen — allen voran das blutrünstige Scheusal Tulba Pascha — wollten von einer Umkehr nichts wissen; Arabi sah sich gezwungen mit den Wölfen zu heulen; er konnte nicht mehr zurück!

Da er nicht mehr zurückkonnte, wollte er vorwärts; er glich einem Reiter, dessen durchgehendes Pferd ihn im Galopp an den Feind heranführt, und welcher deshalb von seinen Kameraden als tollkühner Held bewundert wird, während es doch blos das Pferd ist, das ihn wider seinen Willen fortreißt. Arabi ließ jetzt seine Blicke nach dem Thron des Chediv schweifen. Tevfik Pascha ist ein guter, aber unglaublich schwacher Mensch; ein Louis XVI! Kein Wunder, wenn manche europäische Vertreter (besonders der östreichische!) sich mit dem Gedanken zu beschäftigen begannen, Arabi Pascha als Chediv anzuerkennen. So stand also

Digitized by Google

der Dictator im Mai d. J. auf dem Höhepunkt der Situation, und wenn er nur ein Fünkchen Verstand besessen hätte, wäre er heute Chediv. So aber beging er ein Verbrechen, das gerade das Gegentheil von dem veranlaßte, was sich Arabi davon versprochen.

Durch die Anwesenheit der fremden Schiffe belästigt, dachte Arabi über Mittel und Wege nach, solche zu entfernen. Seine diesbezüglichen Vorschläge fanden jedoch nicht den Beifall des türkischen Commissärs Derwisch Pascha, welcher Arabi so schroff behandelte, daß dieser für seine Stellung zu fürchten begann. In seiner Angst verfiel Arabi Pascha auf ein entsetzliches Mittel, den drohenden Sturm zu beschwören. Er bildete sich ein, daß er sich am besten dann in seiner Stellung behaupten könne, wenn er seine Unentbehrlichkeit documentire. Daraus entsprang der teuflische Plan zum Massacre vom 11. Juni. Arabi Pascha calculirte so: Wenn ich einen Volksaufstand gegen die Europäer inscenire, einige hundert derselben zum heilsamen Beispiel todtschlagen lasse, dann mit der Armee intervenire und die Ordnung aufrecht halte, so habe ich den schlagendsten Beweis geliefert, daß ich durch meinen Einfluß und meine Gewalt über die Armee allein im Stande bin, die öffentliche Sicherheit zu verbürgen und die Ruhe zu sichern. Arabi Pascha verabredete daher mit Tulba Pascha, dem Polizeipräfecten Kandil von Alexandria und dem fanatischen Volkstribunen Nadim (welcher öffentlich zur Ermordung sämmtlicher Christen aufforderte) die Revolte vom 11. Juni, bei welcher 350 Europäer von den Arabern mit Knütteln (Naputz) todtgeschlagen wurden.

Arabi Pascha hatte aber seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die einzige Folge des Massacre war, daß jetzt die erschrockenen Europäer schaarenweise das Land verließen. Von 100,000 waren nach vier Wochen kaum mehr 1000 in Aegypten. Umsonst bemühte sich der verblüffte Arabi Pascha der Auswanderung Einhalt zu thun, umsonst verschwendete er seine schönsten Lockungen, umsonst beklebte er alle Straßenecken mit beruhigenden Plakaten, umsonst hielt er den Auswanderern die rührendsten Reden — das Geheimniß war schlecht bewahrt worden, man erfuhr, daß Arabi Pascha selbst das Massacre angeordnet hatte und schenkte dem Mordbrenner kein Vertrauen. Die Mächte verlangten Bestrafung der Schuldigen, aber die ägyptische Regierung erklärte sich außer Stand, diese ausfindig zu machen, und als man nun viele der Mörder, darunter Nadim, namhaft machte, stellte die ägyptische Regierung deren Existenz frech in Abrede. Im Gegentheile, die Unverschämtheit auf die Spitze treibend, verlangte Tulba Pascha die Bestrafung jener Europäer, welche sich am 11. Juni in ihren Häusern vertheidigt und dabei 100 Araber erschossen hatten.

Da riß endlich der englischen Regierung zuerst die Geduld. Da die Pforte den Antrag der Conferenz, türkische Truppen nach Aegypten zu senden, ablehnte (hauptsächlich wohl deshalb, weil Arabi Pascha höflich aber entschieden dem Sultan erklärt hatte, er würde die landenden Türken als Feinde empfangen), beschloß England auf eigene Faust zu handeln. Nachdem über Aufforderung des Admirals Seymour sämmtliche Franken (einige Halsstarrige ausgenommen) Alexandrien verlassen hatten, nahm ersterer die heimliche Befestigung der Stadt durch Tulba Pascha zum Vorwand, um am 11. Juli das Bombardement gegen die Fortificationen des Hafens zu eröffnen. Es begann um 7 Uhr 10 Minuten Morgens und währte bis 5½ Uhr Nachmittags, nachdem schon um 2 Uhr alle feindlichen Geschütze zum Schweigen gebracht worden. Andern Tags kam noch ein Nachtrag zur Beschießung, welcher von 10 Uhr 40 Minuten Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags währte.

Das Resultat war ein furchtbares. Mit dem lächerlich geringen Verluste von 6 Todten und 27 Verwundeten war es der englischen Flotte (8 Panzerschiffe, 6 Kanonenboote) gelungen, sämmtliche Forts und Batterien von Alexandrien bis zum Marabut zu zerstören. An 2000 Aegypter sollen dabei umgekommen sein. Die Schiffe selbst hatten nur unbedeutende Schäden. Von den englischen Geschossen fielen nur sehr wenige in die Stadt selbst und das waren keine Sprenggranaten. Obwohl ich die Stadt nach dem Bombardement nach allen Richtungen durchstreifte, sah ich blos zwei Häuser, welche durch Schüsse beschädigt waren und nur fünf (wohlerhaltene) Projectile in den Straßen.

Bis jetzt kann man den Engländern keinen Vorwurf machen; aber nach dem Bombardement benahmen sie sich nicht sehr geschickt. Admiral Seymour hätte wohl als Militär wissen können, daß man kein Bombardement unternimmt, wenn man nicht die nöthigen Landungstruppen bereit hat; als Politiker hätte er sich denken können, daß, nach dem Abzuge der ägyptischen Truppen, der fanatisirte und durch die Beschießung erbitterte Pöbel die vollständige Anarchie zu einem communistischen Aufstande benutzen würde. Es gereicht ihm daher nicht sonderlich zur Ehre, daß er nach dem Abzuge der feindlichen Streitkräfte ruhig zusah, wie der Pöbel die blühende Stadt vernichtete.

Es ist jetzt festgestellt, daß der Befehl hierzu von Arabi und Tulba selbst ausging. Diese beiden Ober-Schufte ließen erst alle in den Gefängnissen sitzenden Unter-Schufte aus und betrauten sie mit den bereits angesammelten Petroleumvorräthen. Um seine Truppen bei frischem Muthe zu erhalten, erlaubte ihnen Arabi Pascha, vor dem Abzuge die verschlossenen Häuser der geflohenen Europäer zu erbrechen und zu plündern. Unter Führung ihrer Offiziere plünderten sämmtliche ägyptische Soldaten die europäischen Häuser und Buden; ihnen folgte der Pöbel und schließlich, nach gethaner Arbeit, kam das Gesindel mit dem Petroleum und steckte die Stadt in Brand.

Das Feuer verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit. Bereits am 12. Abends stand das ganze europäische Viertel um den Mehemed-Ali-Platz in Flammen. Da sich die Engländer nicht ausschifften, griff der Brand immer schrecklicher um sich. Das entsetzliche Schauspiel, welches 4000 brennende Häuser — besonders des Nachts — boten, muß man gesehen haben! Beschreiben läßt es sich nicht!

Da die Engländer unthätige Zuschauer blieben, gingen die Amerikaner und Griechen mit gutem Beispiele voran, indem sie Truppen landeten, die Plünderer niederschossen und zu löschen versuchten. Jetzt erst wurden auch englische Seesoldaten und Matrosen ausgeschifft. Das Standrecht trat in Wirksamkeit, das erschossene Gesindel wurde ohne weiteres in zahlreiche auf dem Hauptplatze geöffnete Gräber geworfen.

Das Aussehen der Stadt läßt sich nicht in wenigen Worten malen. Der dritte Theil ist zerstört und zwar stehen kaum noch von den bestgebauten Häusern die Mauern. Im Allgemeinen sieht man blos riesige Ruinenhügel.

Die Engländer, einmal gelandet, thaten ihr Bestes, das Versäumte einzubringen. Sie organisirten den Polizeidienst, und wenn sie auch in ihrem Eifer z. B. so weit gingen, auf mich als vermeintlichen Plünderer eines Abends ein Pelotonfeuer zu eröffnen, so schadete dies nichts, umsoweniger, als die 12 Kugeln in der Dunkelheit unschädlich an mir vorbeipfiffen. Lord Beresford machte sich als Chef der Polizei um die Stadt sehr verdient. Daß es noch 12 Tage nach dem Bombardement stellenweise brannte und viele Straßen noch verschüttet waren, ließ sich bei der Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht vermeiden.

Den Befehl über die Besatzung übernahm Generalmajor Sir Archibald Alison, welcher in den nächsten Tagen auch Recognoscirungen unternahm.

Wir müssen hier auf Arabi Pascha zurückkommen. Nachdem er und Tulba Pascha die Ohnmacht ihres Widerstandes erkannt hatten, beschlossen die beiden Mordbrenner ein neues Heldenstück, das sich ihren vorhergehenden würdig anschließen sollte. Sie sandten nämlich 600 Mann nach Ramle, wohin sich der Chediv und Derwisch Pascha zurückgezogen hatten, mit dem Auftrage, diese Beiden zu ermorden und Ramle (eine europäische Sommerfrische nächst Alexandrien) zu verbrennen.

Als die 600 Rebellen anlangten, verstand es der geriebene Derwisch Pascha, die Offiziere durch alle möglichen Versprechungen zu gewinnen, während der gutmüthige Chediv die Soldaten durch eine warme treuherzige Ansprache so zu Thränen rührte, daß sie ihn zu vertheidigen schwuren und auch thatsächlich die beiden Paschas glücklich nach dem Palaste Ras et Tin geleiteten.

Digitized by Google

Arabi Pascha hatte sich unterdessen mit der Armee nach Kafr el Dauar zurückgezogen, wo er zwischen den Seen von Abukir und Mariut eine feste, durch 70 Geschütze vertheidigte Stellung einnahm. Die erste Recognoscirung Alisons zeigte, daß Arabi Pascha 15,000 Reiter, 2 reguläre Infanterie-Regimenter und 6000 Irreguläre bei sich habe.

Das Fort Abukir sollte von den Engländern genommen werden, da es jedoch die weiße Flagge aufzog und sich neutral erklärte, blieb es unbelästigt.

Am Suezkanal war ich Augenzeuge, wie die Araber in Folge eines falschen Siegestelegrammes Arabi Paschas ein großes Siegesfest hielten.

In Port Said liegen jetzt 17 Kriegsschiffe; hier dürfte schwerlich etwas zu besorgen sein; Suez hingegen ist bereits von 450 Engländern besetzt; ebenso Ismailia.

Wie heute die Sachen stehen, sehen sich die Engländer zum Weitergehen gezwungen. Zurückweichen würde nicht nur schimpflich sein, sondern auch die Existenz der Europäer in Aegypten unmöglich machen. Es handelt sich nur darum, ob die englische Regierung die Sache richtig erfaßt. Wie es heißt, sollen 20,000 Mann von England und 7000—10,000 von Indien her landen und Unterägypten besetzen. 27—30,000 Mann sind nicht viel, wenn es gilt ein so großes Land zu erobern und dauernd zu occupiren. Man darf nicht vergessen, daß Arabi Pascha mit 40,000 Mann — die sich möglicherweise auf 60- bis 80,000 Mann verstärken können — zwischen den beiden englischen Corps eine treffliche strategische Stellung einnimmt, welche es ihm mit Hülfe des Eisenbahnnetzes ermöglicht, sich bald auf den einen, bald auf den andern Gegner mit bedeutender Uebermacht zu werfen. Aber selbst angenommen, den Engländern gelänge es Arabi Pascha zu schlagen und zum Weichen zu bringen, so gewönnen sie dadurch nicht viel, denn wenn sich der Rebell nach Oberägypten oder Nubien zurückzöge, hätten die Engländer vielleicht noch jahrelang einen Guerillakrieg an ihren Grenzen. Man müßte daher von Suez her zuvörderst Kairo nehmen und dann erst von Alexandria vorrücken, um dergestalt Arabi Pascha den Rückzug unmöglich zu machen und ihn abzufangen. Bevor Arabi, Tulba und die anderen Complicen nicht dingfest gemacht sind, kann in Aegypten von Wiederherstellung der Ruhe keine Rede sein.

Zur Entwickelungsgeschichte der Kindesseele.

Von Otto Zacharias.

Was einer auf bloßer Selbstbeobachtung beruhenden und nur mit den Thatsachen der eigenen inneren Wahrnehmung operirenden Psychologie niemals gelingen wollte, nämlich die Entwickelungsfolge der seelischen Vorgänge festzustellen und ihren Zusammenhang unter einander zu ergründen: das ergibt sich bei Anwendung der naturwissenschaftlich-inductiven Methode wie von selbst, und es ist überraschend, wieviel der an der Wiege des Säuglings sitzende oder in der Kinderstube verweilende Beobachter lernen kann, wenn er die Zeichenschrift zu deuten vermag, die ihm in den primitiven Lebensäußerungen der kleinen Geschöpfe entgegentritt.

Zur Erhärtung des Gesagten kann ein interessantes Werk dienen, welches einer unserer namhaftesten Physiologen, Prof. Dr. Preyer in Jena, vor kurzem veröffentlicht hat.*) Dieses Werk enthält zahlreiche, völlig neue Beobachtungen über die Entwickelung des Menschen in den ersten Lebensjahren, und eröffnet uns eine unversiegliche Quelle für das psychologische Studium. In seinem ersten Theile handelt es von der Entwickelung der Sinne, im zweiten von der des Willens und im dritten über die allmähliche Ausbildung der Verstandeskräfte.

Seitdem uns durch Charles Darwins unsterbliche Forschungen die Tragweite des Evolutionsprincips zum klarsten Bewußtsein gebracht worden ist, hat unsere Auffassung des Verhältnisses von Ursache und Wirkung, unser Begriff von Causalität auf organischem Gebiete, insofern eine wesentliche Modification erfahren, als wir nun den hohen Grad des Einflusses würdigen gelernt haben, den die körperliche und geistige Constitution der Voreltern auf die Nachkommenschaft, auf Kinder, Enkel, Urenkel und noch weiter, ausübt. Jedes organische Individuum, es sei Thier oder Mensch, ist das Produkt seiner Erzeuger, und es erbt von diesen nicht blos die allgemeine Körperstructur, sondern auch specielle Anlagen und Neigungen. Das domesticirte Kaninchen wird in Folge der permanenten Gefangenschaft, in der es lebt, zahm; der Hund in Folge seines Umganges mit dem Menschen gelehrig. Der Jagdhund lernt sogar apportiren, und alle diese Fähigkeiten vererben sich weiter.

Auch am Menschen findet das Gesetz der Vererbung seine Bestätigung. Die Seele des neugebornen Kindes gleicht nicht der berühmten Tabula rasa des Philosophen Locke, welche erst durch die Hand der Erfahrung beschrieben werden muß, sondern lange vor der Geburt schon ist jene Seelentafel mit unsichtbaren Zeichen, den Spuren von Inschriften bedeckt, welche längst vergangene Generationen darauf zurückgelassen haben. Der Sensualismus, wie er in der englischen Erfahrungsphilosophie des vorigen Jahrhunderts zum Ausdruck kam, findet durch die Beobachtungen Preyers seine endgültige, wissenschaftliche Widerlegung. Die Entwickelungsgeschichte der Kindesseele liefert uns einen positiven Beweis dafür, daß die Fähigkeit zum Empfinden, Denken und Wollen angeboren ist und nicht etwa erst durch Sinneseindrücke erzeugt oder geweckt wird. „Kein Mensch" — sagt Preyer — „ist ein bloßer Emporkömmling, der durch eigene Erfahrung allein seine Psyche zur Entfaltung brächte, vielmehr muß jeder durch sie die ererbten Anlagen, die Reste der Erfahrungen und Thätigkeiten seiner Ahnen ausbilden und wieder beleben."

Was ist nun im Kinde als angeboren und ererbt, was ist als erworbenes geistiges Besitzthum anzusehen? Die Beantwortung dieser Frage hat nicht blos ein physiologisches, sondern ein ganz allgemeines philosophisches Interesse. Sehen wir zu, was uns die aufmerksame Beobachtung lehrt.

Angeboren ist dem Kinde zunächst und vor Allem die Beweglichkeit seines Rumpfes und seiner Gliedmaßen; es krümmt und reckt sich, es bewegt Arme und Beine, spreizt die Finger, spitzt den Mund, wendet die Augäpfel hin und her, übt die Stimme und macht noch eine Anzahl anderer Bewegungen, die Preyer als impulsive, d. h. als solche bezeichnet, die ohne äußere Anlässe zu Stande kommen. Bei diesen Bewegungen ist das Großhirn ganz unbetheiligt; die Impulse dazu scheinen vielmehr von den motorischen Ganglienzellen des Rückenmarks auszugehen. Während der Säuglingszeit vermindern sich diese Bewegungen immer mehr und beim Erwachsenen kommen sie höchstens noch im traumlosen Schlafe vor.

Eine andere Art von Bewegungen, zu denen das Kind die Fähigkeit auch gleich mit auf die Welt bringt, sind die sogenannten Reflexbewegungen. Hierzu gehört das Schlucken und Niesen. Diese Bewegungen sind sehr merkwürdig, weil sie eine angeborne complicirte Coordination vieler Muskeln benöthigen. Die Reflexempfindlichkeit der Nasenschleimhaut ist eine rein erbliche Eigenthümlichkeit, ebenso die der Lippen und der Augenlider. Preyer hat beobachtet, daß die Reflexmaschinerie, d. h. die Fähigkeit auf einen gegebenen Reiz mit einer Bewegung zu reagiren, beim Kinde ihre volle Ausbildung mit Regelung der Athmungsthätigkeit erhält. Die Uhr, die vorher zwar schon aufgezogen ist, kommt dann erst in richtigen Gang. Die Reflexbewegungen der Neugeborenen sind darum von großer Bedeutung für die seelische Entwickelung, weil durch ihre häufige Wiederholung das harmonische Zusammenwirken vieler Muskeln als Mittel, Schädliches und Unlusterregendes abzuwehren, vervollkommnet und so die Willensausbildung ermöglicht wird. Zu den Reflexactionen gehört auch das Spreizen der Zehen, welches man wahrnimmt, sobald man ein Kind an der Fußsohle kitzelt; ebenso

*) Die Seele des Kindes. Leipzig 1882, L. Fernaus Verlag.

Digitized by Google

das Lachen, welches aus demselben Grunde erfolgt. Das Erschrecken kleiner Kinder bei starken Schalleindrücken, das Zusammenfahren derselben bei rascher Annäherung eines Gegenstandes u. s. w. ist auch auf Reflexthätigkeit zurückzuführen.

Eine dritte Art von angeborenen Bewegungen sind die instinctiven, welche (wie die Reflexactionen) gleichfalls nur nach gewissen sensorischen Erregungen, aber nicht mit der typischen Gleichförmigkeit der Reflexe hervortreten. Sie sind auch innerhalb gewisser Grenzen modificirbar, und es ist wohl schwer zu entscheiden, ob eine Handlung rein instinctiv oder zum Theil beabsichtigt ist. Ein gutes Beispiel für typische instinctive und angeborene Bewegungen beim Menschen ist das Saugen. Beim Hühnchen muß das Scharren und Picken, sowie das Sich-Schütteln und -Putzen als rein instinctiv gelten. Alle diese Bewegungen haben ein Ziel, einen ausgesprochenen und deutlich wahrnehmbaren Zweck, sie sind aber dennoch unbewußt und mechanisch, nicht gewollt. Wenn das soeben aus dem Ei geschlüpfte junge Huhn über sandiges Terrain läuft, so muß es — in Folge des Reizes, den der Sand auf seine Fußsohlen ausübt — scharren, nicht weil es ein Bewußtsein davon hat, daß durch Scharren ein Getreidekorn entdeckt werden könne, sondern darum, weil alle seine Vorfahren zahllose Generationen hindurch auf diese Weise ihre Nahrung gesucht und gefunden haben. Der Scharrmechanismus ist vererbt und wird rein instinctiv in Bewegung gesetzt. Dabei soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß das Hühnchen, wenn es älter geworden ist, nicht auch absichtlich den Sand auseinanderkratzen und Körner suchen könne. Bestritten wird nur, daß das kleine, eben erst aus dem Ei geschlüpfte Thierchen, aus angeborener Intelligenz so handele, wie wir es handeln sehen.

Instinctiv sind unzweifelhaft auch die Greifbewegungen, welche der Säugling schon in der 17. oder 18. Woche seines Lebens macht. Die geistige Entwickelung beginnt mit diesen Versuchen das Wahrgenommene zu er- und begreifen, und es ist kein Zufall, sondern tief begründet, daß wir das letztgenannte Verbum auch in der Bedeutung des lateinischen intelligere und cognoscere gebrauchen. Nach Preyer entsteht die Bewegung des ganz jungen Kindes, welche wir „Greifen" nennen, folgendermaßen: Das Hin- und Herfahren mit den Händen, besonders gegen das Gesicht, ist angeboren und impulsiv. Das Umfassen eines in die Hand des Säuglings gelegten Fingers (in den ersten Lebenstagen) rein reflectorisch. Hierauf folgt das mechanische (längere) Festhalten der in die Hand gelegten Gegenstände als unbewußte und instinctive Bewegung. Allmählich kommt ein Bewußtsein von der Thätigkeit des Festhaltens hinzu und schließlich betheiligt sich auch der Wille activ an der complicirten Handlung des Greifens. Letzteres geschieht aber nicht eher, als bis — wie es in der Sprache des Physiologen heißt — die Verbindungsbahn zwischen den motorischen und sensiblen Nervenfasern im Gehirn hinlänglich wegsam geworden ist. Es ist dies eine Sache steter und unablässiger Uebung, wenn auch die Tendenz zu einem harmonischen Zusammenwirken in den Tausenden von Muskel- und Nervenfasern, die bei einer Greifbewegung in Action treten müssen, als schon vorhanden und lange ererbt anzusehen ist. Prof. Preyer hält aber nicht blos das Saugen und Greifen, sondern auch das Sitzen, Stehen, Kriechen, Springen, Klettern und Werfen für überwiegend instinctive Bewegungen.*) Zur Begründung seiner Ansicht hebt er hervor, daß ein Kind, welches Niemanden habe rutschen oder klettern sehen, dennoch unfehlbar sich auf diese Weise fortbewegen werde, wenn man ihm nur die Freiheit lasse, es zu thun. Merkwürdiger Weise führt ein anderer Naturforscher, nämlich A. R. Wallace, in einer Abhandlung über Instinct bei Menschen und Thieren, das Gehenlernen gerade als Beweis für seine Ansicht an, daß der Mensch keinen angeborenen Instinct besitze.**) Das Gehen, sagt Wallace, sei augenscheinlich abhängig von der Anordnung der Knochen und Gelenke und der angenehme Gebrauch der Muskeln, welcher zum aufrechten Gange führe, werde allmählich der wohlthuendste. So könne wenig Zweifel darüber herrschen, daß ein Kind von selbst laufen lernen werde, auch wenn es von einem wilden Thiere aufgezogen würde. Das ist die Ansicht des berühmten Mitentdeckers der Selectionstheorie. Wie mich dünkt, ist dieselbe im Princip nicht von derjenigen Prof. Preyers verschieden. Denn da „die Anordnung der Knochen und Gelenke" beim Kinde zweifellos als vererbt anzusehen ist, so ist sicherlich auch der primitive Gebrauch dieser Körpertheile beim Rutschen und Kriechen als aus der gleichen Quelle entstammend zu betrachten. Es läuft demnach auf einen bloßen Wortstreit hinaus, wenn wir sagen Romulus und Remus hätten sich „instinctiv" am Fell der sie säugenden Wölfin festgehalten und aufgerichtet, oder wenn wir, den Ausdruck Instinct vermeidend, das Gehen und Stehen als „einfache, sich aus der Organisation von selbst ergebende Acte" bezeichnen. Man muß die detaillirten Ausführungen Prof. Preyers auf S. 147—176 seines Werkes mit den abweichenden Ansichten des englischen Naturforschers über denselben Gegenstand vergleichen, um sich eine eigene Meinung darüber zu bilden, auf wessen Seite die gewichtigeren Gründe zu finden sind. Ich persönlich fühle mich mehr von Preyers Argumentation überzeugt.

Zwei andere Arten von Bewegungen, die aber erst in den späteren Stadien des Säuglingsalters wahrgenommen werden, sind die imitativen und die expressiven. Die erste dieser beiden Bewegungsarten setzt die Thätigkeit des Großhirns voraus und je nach der langsameren oder rascheren Entwicklung eines Kindes, lassen sich solche Imitationen im 7.—9., ja manchmal sogar erst im 10. Lebensmonat nachweisen. Am leichtesten wird das Mundspitzen nachgeahmt; schwerer fällt es dem Kinde schon, wenn es das Geräusch des Pustens oder das Schwingen mit den Armen reproduciren soll (vgl. Preyer l. c. 177—179). Besonders mächtig sind die imitativen Bewegungen der Sprechmuskeln, und Preyer hat in Bezug auf die hier in Betracht kommenden Verhältnisse ein für den Anthropologen und Linguisten höchst interessantes Material gesammelt, über das sich jedoch nicht auszugsweise referiren läßt. Wer sich specieller für die Entwicklung der kindlichen Psyche interessirt, wird den Theil des Preyer'schen Werkes, der sich speciell mit dem Sprechenlernen der Kinder beschäftigt (S. 222—359), mit Genuß und Nutzen studiren.

Was die expressiven Bewegungen betrifft, so ist es schwer zu entscheiden, wieviel davon auf Nachahmung und wieviel auf ursprünglicher, instinctiver Thätigkeit beruht. Die Ausdrucksbewegungen des Lächelns und Lachens, die des Mundspitzens, des Stirnrunzelns und die Produktion der Gefühlslaute — scheinen sämmtlich reflectorischen oder instinctiven Ursprungs zu sein. Später können alle diese Bewegungen freilich auch willkürlich und mit vollem Bewußtsein erzeugt werden.

Ueber das Mundspitzen ist an dieser Stelle noch nachzutragen, daß dasselbe auf einer angeborenen und erblichen Facialis-Erregbarkeit beruht, die stets eintritt, wenn die Aufmerksamkeit des Kindes in höherem Grade angespannt wird. Wir können die Beobachtung machen, daß der Säugling sein Spielzeug immer mit Vorliebe an den Mund, resp. an die vorgeschobenen Lippen führt. Diese höchst merkwürdige Gewohnheit, über welche Ammen und Mütter keine Zeit haben nachzudenken, ist auf den altererbten Instinct der Nahrungsaufnahme, den natürlich schon die ältesten thierischen Vorfahren des Menschen besaßen, zurückzuführen. Der Schluß, daß Alles was interessant ist, in den Mund gehört, wird unbewußt und instinctiv gezogen; erst später belehrt uns die Erfahrung darüber, daß es noch viele Dinge gibt, die schön und interessant sind, aber doch — in die Mundhöhle gebracht, ein unangenehmes Gefühl erregen. Die Bewegung der Hand nach dem Munde ist seit zahllosen Generationen so fest mit der Vorstellung eßbarer und angenehmer Dinge associirt, daß sie stets ausgeführt wird, wenn der Tast- und Gesichtssinn in entsprechender Weise

*) Die Seele des Kindes S. 175 u. 176.

**) Beiträge zur Theorie der natürlichen Zuchtwahl. Deutsch von Dr. B. Meyer, 1870 S. 234 u. 235.

Digitized by Google

afficirt werden. So finden wir selbst noch an dem Kinde eine Reihe von Merkmalen, welche unseren Ursprung in einer niederen Form bezeugen. Wir müssen — sagt Ewald Hering — wie dem übrigen Körper, so auch dem Gehirn des neugeborenen Menschen ein weitgehendes Erinnerungs- und Reproduktionsvermögen dessen zuschreiben, was schon tausendfach an seinen Ahnen zur Entwicklung kam und vermöge dessen er die zum Leben nöthigen Fertigkeiten, soweit sie ihm nicht schon vollständig angeboren sind, wohl ungleich rascher und leichter erlernt, als es sonst möglich wäre. Nur erscheint das, was wir beim Thiere Instinct nennen, hier in freierer Form als Anlage. Freilich die Begriffe sind ihm nicht angeboren, aber daß sie aus dem complicirten Gemische der Empfindungen so leicht und sicher herauskrystallisiren, das verdankt das Kind nicht seiner Arbeit, sondern der vieltausendjährigen Arbeit der Gehirnsubstanz seiner Vorfahren.

Zum Schluß will ich noch auf die sehr interessanten Untersuchungen Professor Preyers über die Entwickelung des Ich-Gefühls (S. 361—370) hinweisen, aus denen unwiderleglich hervorgeht, daß es kein einheitliches Ich im Sinne der bisherigen theoretischen Psychologie gibt. Das Ich ist vielmehr ein Abstractum, das nur in dem Sinne eine Existenz hat, wie andere Abstracta eine solche haben. Das Kind lernt sich erst nach und nach als ein Ich, als Ursachwesen, von welchem Wirkungen ausgehen, auffassen: indem es beim Spielen mit beweglichen Dingen die Entdeckung macht, daß es Veränderungen in der Außenwelt herbeizuführen im Stande ist. Mit dem Gefühl des Ursacheseins beginnt die Entwickelung des Ichgefühls, des Selbstbewußtseins, und der Schmerz, den das Kind dann und wann bei Anstellung seiner Experimente unvermeidlich empfindet, macht ihm den Unterschied von Subject und Object noch deutlicher klar. So bilden sich im Laufe der Zeit verschiedene Centra, verschiedene Ichgefühle aus: vor Allem ein Gehirn- und ein Rückenmarks-Ich. Man kann aber ebenso gut noch ein Ich, welches hört, ein Ich, welches riecht und ein solches, welches schmeckt, unterscheiden. Ursprünglich sind alle diese Empfindungsmittelpunkte ohne nähere gegenseitige Verbindung; erst allmählich bilden sich die intracentralen Verbindungsfasern aus. Es ist also wesentlich wechselseitige Association der verschiedenen Sinneseindrücke, welche das Empfinden, Wollen und Denken im Kinde zu dem Ichgefühl vereinigt. Dieses Gefühl ist wie alle anderen Gefühle einer Steigerung fähig, und der gereifte Mann hat nicht blos im figürlichen, sondern im buchstäblichen Sinne des Wortes ein ausgebildeteres Selbstbewußtsein wie das Kind.

So hat uns die Betrachtung der Lebensäußerungen des Menschen im frühesten Kindesalter auf die Höhen des philosophischen Denkens geführt und den Beweis geliefert, daß die wahre, fruchtbare Philosophie in der Naturwissenschaft durchaus keine Gegnerin, sondern eine Bundesgenossin besitzt.

Literatur und Kunst.

Turgenjews „Jugendsünden".

Von August Scholz.

Seit der „Neuen Generation" hat Turgenjew nur noch etliche weniger umfangreiche Arbeiten veröffentlicht, welche an dem endgültigen Urtheil über ihn nichts ändern können. Zwar soll er sich wiederum mit dem Plane einer größeren novellistischen Dichtung tragen. Ob es sich um Bilder aus der Zeit handelt oder nur um Reminiscenzen aus der Vergangenheit, ist uns nicht bekannt. Indessen wenn auch die Gicht, welche den Dichter schon seit Jahren quält, die neue Frucht zur Reife gelangen läßt, so wird doch für den Kenner der Turgenjew'schen Muse kaum eine Ueberraschung zu erwarten sein. Weit interessanter scheint es daher, die Aufmerksamkeit auf die Vergangenheit, auf Turgenjews Entwickelung, auf seine Jugend zu richten. Ist dieser Geist ersten Ranges, auf den ganz Europa mit Bewunderung und Verehrung blickt, urplötzlich erstanden? Als Turgenjew seine „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" zu schreiben begann, war er nicht mehr fern von den dreißiger Jahren. Wie stand er bis dahin zur Literatur? Was hat er zuvor geleistet?

In Wirklichkeit zerfällt Turgenjews literarische Existenz in zwei scharf geschiedene Epochen. Ehe er seine „Skizzen" schrieb, hatte er mit der Literatur bereits einmal gänzlich abgerechnet und den Entschluß gefaßt, sich aller literarischen Thätigkeit zu enthalten. Fast ein Zufall ist die Veranlassung zu nennen, welche Turgenjews Talent von Neuem und in neuer Form zur Entfaltung brachte. In Deutschland weiß man von jener ersten literarischen Epoche des russischen Dichters so gut wie gar nichts. Auch in Rußland selbst ist von seinen Jugendwerken nicht viel bekannt. Die russische Literatur war so fruchtbar und hatte so viel glänzende Erscheinungen auf einmal aufzuweisen, daß die Kritik selbst einem Turgenjew die gehörige Aufmerksamkeit noch nicht bezeigen konnte. Gleichwohl ist Turgenjew das vermittelnde Glied zwischen der älteren romantischen Epoche, aus welcher die Namen Puschkin, Lermontow und Gogol hervorragen, und der modernen realistischen Schule, in welcher Dostojewski, Pissemski, L. Tolstoj, Reschetnikow, Ostrowski, Saltykow und Nekrassow glänzen.

Turgenjew war in seiner ersten Periode, die etwa bis 1846 reicht, ein Nachahmer Puschkins und Lermontows, also ein legitimer Abkömmling Lord Byrons, der wohl in keinem Lande einen so mächtigen Einfluß auf die Literatur ausgeübt hat, wie gerade in Rußland. Unter den ersten poetischen Versuchen Turgenjews befand sich ein Drama „Sthenio" — eine ziemlich unselbstständige Nachahmung des Byron'schen „Manfred". Es war im Jahre 1836, als der damals achtzehnjährige Turgenjew dieses Drama verfaßte und seinem russischen Literaturlehrer auf der Petersburger Universität, dem Professor Pletnew, zur Beurtheilung übergab. Pletnew sprang zwar mit dem Erstlingswerke des jungen Poeten nicht sehr zart um, doch gab er ihm gleichzeitig zu verstehen, daß „etwas in ihm steckte". Im Laufe der vier folgenden Jahre veröffentlichte Pletnew auch ab und zu kleinere poetische Beiträge seines begabten Schülers in seinen „Zeitgenossen". Im Jahre 1841 wurden zwei Gedichte Turgenjews in den „Vaterländischen Annalen" veröffentlicht. Sie waren „Der greise Gutsherr" und „Ballade" betitelt und zeichneten sich im Uebrigen in keiner Weise besonders aus. Der Held des ersten Gedichtes ist ein russischer Gutsbesitzer, der kurz vor seinem Tode einen Rückblick auf sein verflossenes Dasein wirft und nur das Eine beklagt, daß er die Liebe nie kennen gelernt hat. Im Jahre 1843 publicirte Turgenjew seine „Parascha", ein Epos im Genre des Puschkin'schen „Onjegin". Der geniale Kritiker Bjelinski begrüßte in dem jungen Dichter, der ihm damals noch nicht persönlich bekannt war, sogleich ein hervorragendes Talent und widmete der „Parascha" eine sehr freundliche, ausführliche Kritik, welche auch weitere Kreise auf die, übrigens pseudonym unter der Chiffre T. L., erschienene Dichtung aufmerksam machte.

Die „Parascha" ist vollständig unter dem Einfluß des Puschkin'schen Genius geschrieben. Turgenjews Eigenart war damals kaum im Keimen begriffen, der junge Poet hielt es noch für eine rühmliche Aufgabe, den großen „russischen Byron" nachzuahmen. Die allgemeine Stimmung, der Gang der Handlung, die Schilderung der Charaktere, die Landschaftsmalerei ist durchaus im Genre des „Onjegin" gehalten. Die Fabel ist recht anspruchslos. Parascha, ein russisches Edelfräulein, verliebt sich in einen russischen Edelmann, der sich seinerseits in Parascha verliebt und sie — im Gegensatz zu Onjegin und Tatjana — heirathet. An diesem höchst primitiven Spalier rankt sich die Dichtung empor. Die Entwickelung der Charaktere ist die Hauptaufgabe, welche der Autor sich gestellt hat, außerdem wendet er der Situationsmalerei seine besondere Aufmerksamkeit zu.

Was die Gestalt der Parascha anlangt, so ist sie mehr oder

Digitized by Google

weniger eine Copie der Tatjana in Puschkins Epos Onjegin. Von dieser wird gerühmt, daß sie der erste echt russische Frauentypus ist. Die „russische Frau", wie sie seither zum poetischen Ideal erhoben wurde, ist ein eigenthümliches Wesen — vom deutschen Gretchen unterscheidet sie sich in gleicher Weise, wie von der feurigen, geistreichen, moussirenden Französin und der leidenschaftlichen Tochter des Südens. Ihre Stärke liegt im Verstande — nicht in dem hausbackenen Verstande, welcher die Wirthschaft zusammenhält und die Häuslichkeit schafft, sondern in einer gewissen reflectirenden Geistesschärfe, die gern in die Metaphysik hinüberschweift, aber doch durch einen natürlichen Takt vor Verirrungen der Reflexion bewahrt wird. Dabei zeichnet sich diese ideale Frau der russischen Poesie vor dem Manne sehr vortheilhaft durch Kraft des Charakters und Schnelligkeit des Entschlusses aus. Sobald man die Unthätigkeit bedenkt, zu welcher das Individuum in Rußland seit Jahrhunderten verdammt war, scheint es in der That kein Wunder, wenn auch die heutige Generation der russischen Männer den „Hang zum süßen Nichtsthun" noch nicht gänzlich überwunden hat und schwankend, wie mit verrenktem Rückgrat umhergeht. Wie anders nehmen sich dagegen die Frauen aus, welche die russischen Dichter uns zeichnen! Es scheint, als ob der beste Theil der Männlichkeit, der thatkräftigen Frische in sie übergegangen wäre, als ob sie berufen wären, dereinst in der Zukunft der russischen Gesellschaft eine bestimmende Rolle zu spielen. Aus der Vergangenheit und dem gesammten socialen Leben des großen russischen Reiches läßt sich dieses auffallende Verhältniß sehr wohl erklären, und die Russen selbst haben interessante Untersuchungen über diesen Gegenstand angestellt. Hier scheint uns indessen nur die Thatsache wichtig, daß Puschkin den Typus der specifisch russischen Frau zuerst entdeckt und in die Poesie eingeführt hat, und daß Turgenjews Parascha eine Geistesschwester der Puschkin'schen Tatjana ist. Und wenn Parascha auch nicht in die Lage kommt, die Kräfte, welche in ihr ruhen, in Bewegung zu setzen, so muthet sie uns doch neben ihrem blasirten Liebhaber frisch und lieblich an, wie ein Stück Natur. Unwillkürlich fesselt uns ihr Wesen; ist sie auch erst in der Entfaltung begriffen, so ahnen wir doch schon die Fülle inneren Lebens, die ihre junge Seele birgt. Zum ersten Male keimt in Paraschas Herzen die Leidenschaft empor. Noch ist der Gegenstand nicht gefunden, dem die liebesbedürftige Brust sich mit der ganzen Gluth ihrer Innerlichkeit hingeben kann; aber deutlich fühlt Parascha die Wirkung der unbekannten, unbestimmten Empfindung. Nicht lange sollte sie indessen von diesen Qualen der ungestillten Sehnsucht gepeinigt werden.

An einem heißen Sommertage wandte
Parascha zu der dunklen Grotte sich.
Vor ihr der See, der Garten, die sie kannte —
Auch dort der Hügel mit dem Wäldchen glich
Sich selber nur, wie sonst. Doch sieh! — was bannte
Im Hohlweg dort ihr Aug'? Ein Jäger saß —
Welch' sonderbarer Anblick! — unter'm Strauch,
Schnitt mit dem Taschenmesser Brod und aß.
Recht vornehm däucht' er sonst nach Art und Brauch,
Ein Gutsherr schien's — die Kleidung fein, die Hände
Bedeckt mit Handschuh'n. Als sein Mahl zu Ende,
Nimmt er vom Kopf die Mütze, ruft dem Hunde,
Gähnt, streckt sich unter'n Busch — und schläft zur Stunde.
Er schläft. Parascha blickte nach ihm hin,
Und zwar nicht einmal nur, ich will's bekennen!
Sie sinnt — oft sprachen Nachbarn vor — doch ihn
Sah sie noch nie — (ich will ihn jetzt nicht nennen
Noch schildern, wie er ist; ich weiß, ich bin
Ein Wortverschwender, dem nicht leicht zu lauschen).
Der Jäger schläft — es spielet leis der Wind
Mit seinen Locken, und die Blätter rauschen
Ob seinem Haupt so traulich und gelind!
Parascha schaut — er ist so übel nicht!
Und plötzlich lächelt lieblich ihr Gesicht,
Jedoch, warum? — vermag ich nicht zu künden —
Ich lernt' der Frauen Lachen nie ergründen.

So schwand ein Stündchen schnell; die Schwüle wich
Dem kühlen Abendwind — die Schatten ziehen
Sich länger — sieh, da regt der Jäger sich,
Wacht mälig auf, steht träge auf den Knieen,
Setzt lässig seine Mütze auf, erhebt
Sich halb vom Boden, sinkt dann plötzlich wieder
Zurück — vor seinem Blick Parascha schwebt!
Er sieht sie, lächelt, blickt verlegen nieder,
Dann plötzlich springt er auf — Parascha bebt —
Er eilet durch den Hohlweg kühn und leicht
Dem Garten zu — Parascha jäh erbleicht.
Verbindlich grüßend, bleibt am Zaun er stehn
Und sinnt und sinnet — soll er weitergehn?
Vor Scham erröthend, stand Parascha da,
Das Aug' zu Boden senkend; heftig pochte
Ihr Herz und regellos. Der Jäger sah
Ihr grad' in's Antlitz — nicht die Erste mochte
Sie sein. Er fragt: „Verzeihen Sie — hm, ja —
Wie spät ist's wohl?" Sie wußt' nicht ein noch aus,
Sie blickt ihn an und sagt: „Fünf Uhr ist's eben!"
Doch weiter fragt er: „Wem gehört dies Haus?"
Und eh' sie ihm noch Antwort recht gegeben,
Bat er wohl tausendmal für die Entweihung
— Gott weiß, für welche! — dringend um Verzeihung.
Doch ging er nicht — sagt, daß er Nachbar ja,
Daß sein verstorbner Ohm und ihr Papa
Stets Freunde waren — daß er wirklich froh
Der unerwarteten Begegnung wäre,
Und zwanzig Mal wohl seinem Mund entfloh
Die Frage, ob Verzeihung sie gewähre,
Bis endlich über'n Gartenzaun er sprang —
(Nicht hoch sind unsre Zäune, Gott sei Dank!)
Sein Antlitz lächelte so wunderbar,
So freundlich strahlt' sein braunes Auge wieder,
Daß es ihr lächerlich und sonderbar
Erschien, zu fliehen. Sieh — er beugt sich nieder,
Er sagt ihr etwas — lachen muß sie drüber,
Erst laut, dann leiser. Noch einmal hinüber
Er zärtlich lächelnd zu der Holden sah,
Drauf ging er fort und murmelte: Comme ça!
Sie schaut ihm nach, und eh' er noch entfloh'n
Dem späh'nden Auge, wendet er sich heiter
Zurück und geht alsdann, als ob er schon
Gewohnt des Sieges, achselzuckend weiter.

Parascha hatte gefunden, wonach ihr Herz sich sehnte. Freilich ist es ein ziemlich kläglicher Held, den der Dichter ihr entgegen führt: einer jener faden, blasirten Jünglinge der nikolaitischen Periode, deren Kraft und Natürlichkeit in der dumpfen Atmosphäre verdorben war, welche sie umgab. Petschorin, der Heros in Lermontows „Held unserer Zeit", ist das Vorbild dieser vor der Zeit geknickten Existenzen. Aber während Petschorin noch in träger Unthätigkeit und Selbstquälerei umkommt, da er keinen Ausweg sieht aus dem verpesteten Labyrinthe, in dem er wandelt, ist in Turgenjews Dichtung schon ein frischerer Hauch zu verspüren. Der Protest der Natur gegen die Unnatürlichkeit regt sich. Die russische Poesie steht seit Puschkin im engsten Zusammenhange mit dem gesellschaftlichen Leben, sie kann ohne Kenntniß desselben nur oberflächlich verstanden und beurtheilt werden. Alle besseren Dichtungen der russischen Literatur — und so auch die „Parascha" Turgenjews — tragen den Stempel der Zeit, in welcher sie entstanden sind. Wenn daher der Pseudo-Petschorin Turgenjews auch nur so weit zur Besinnung kommt, daß er, statt in träger Blasirtheit unterzugehen, sich in ein frisches, gutherziges Mädchen ernsthaft verliebt, so ist dadurch schon der Fortschritt bezeichnet, den die vierziger Jahre im Allgemeinen gegenüber den Dreißigern gemacht haben. Unter der starren Decke, welche der Despot Nikolaus über sein Reich ausgebreitet hat, regt sich und keimt wieder frisches Leben — das ist schon ein erfreuliches Vorzeichen der Besserung.

Digitized by Google

Auch Turgenjews Held ist ein Alltagsmensch und seine Historie eine Alltagshistorie. Aber Turgenjew haschte nie nach Effecten, er nahm sie nur, wo sie die Alltäglichkeit bot. In der „Parascha" geht's ohne alle Extravaganzen ab; schon nach dem zweiten Zusammentreffen mit dem Jäger wird Parascha so wunderlich zu Muthe, und auch er, der Held, der „kommende, sehende, siegende Cäsar", verspielt sein Herz. Die Liebenden sehen sich öfter und öfter, und eines schönen Tages, beim abendlichen Spaziergange, geschieht, was Jedermann erwarten mußte.

Und immer weiter, weiter gingen sie,
Er schaut sie an — o, welche Augenweide!
Sie blüht und strahlt so hold und lieblich, wie
Die Erde strahlt und blüht im Frühlingskleide,
Wenn feuchter, warmer Thau ihr Schmuck verlieh
Und leichte Nebel leise sie umfluthen.
Er blickt ins Antlitz ihr — er fühlt es klar,
Daß hell für ihn des keuschen Herzens Gluthen
Erglommen — daß er selbst bezaubert war.
Sie schwiegen beide; heilig ist dies Schweigen
Im Sturm der Herzen! Doch die Lippen neigen
Sich nieder und Paraschas kleine Hand,
Von seinem heißen Kusse leicht entbrannt'.

Sie sind beide glücklich — der Dichter aber ist mit dem Resultat, welches seine eigene Phantasie herbeigeführt hat, nicht zufrieden. Und zwar scheint es ihm nicht um den Helden — der schließlich kaum besser fortkommen konnte — sondern vielmehr um Parascha leid zu thun, die in der Ehe mit einem faden, wenn auch schließlich zur Umkehr gelangten Roué endet, während sie ihrer ganzen Veranlagung nach zu Besserem berufen ist. Turgenjew schildert die Stimmung Paraschas in der Nacht nach der Liebeserklärung in folgender Weise:

Sie ging in ihrem Zimmer auf und nieder —
Nicht Furcht noch Sehnsucht kannte nun ihr Herz.
Ihr Denken war verstummt; im Augenblick
Schien gänzlich umgewandelt ihr Geschick;
Sie sank in Schlummer bald; im Traum erschien
Ein traulich Bild ihr — sie erkannte: ihn!
Ihn — — ach, wie wird so traurig mir zu Muth!
Fast möcht' ich weinen, seh' ich dort die Holde
Am Fenster sitzen. Auf dem Kissen ruht
Ihr blasses Antlitz, von der Locken Golde
So leicht und mild umflossen. Leise thut
Ihr Mund sich auf zu einem stillen Lächeln,
Von ihren Schultern gleitet sanft das Tuch —
Ein leiser Abendwind mit lauem Fächeln
Des Mondes bleichen Strahl ins Dunkel trug.
So selig fliegt sie hin auf Traumes Schwingen —
Doch wie ein Glöcklein hör' ich zitternd klingen
Ein spöttisch Lachen — eine Stimme tönt,
Die — ach, wie wird so bang mir! — also höhnt:

Wenn der Sommersonne Brüten
Längst entfesselt' jeden Keim,
Oeffnen sich der Linde Blüthen,
Reift im Kelch der Honigseim.
Und es fliegt der muntren Bienen
Emsig Völkchen flink heran —
Süße Labung bieten ihnen
All die holden Blümlein an.
Tausend zarte Blüthenstengel
Beugen sich dem lieben Gast,
Und der kleine Bienenengel
Plündert mit geschäft'ger Hast.
Einer Knospe, dicht verschlossen,
Glichst auch du, mein holdes Kind —
Doch im jungen Herzen sprossen
Süße Keime hold und lind;
Und in heller Sommerwonne
Bist du herrlich nun erblüht —
Von der Schönheit Zaubersonne
Ist dein Wesen ganz durchglüht.
Neige denn zur Liebesfeier
Deinen Stengel, Blümelein —
Schau, dort kommt ein wackrer Freier,
Möchte gern dein Bienchen sein!

Die Ironie, mit welcher Turgenjew den Abschluß seiner Dichtung persiflirt, ist in diesen Zeilen nicht zu verkennen. Aber was soll geschehen? Welche Stellung soll er seiner Parascha in der todten russischen Gesellschaft anweisen? Nun, so ist es wohl das Beste, er läßt sie heirathen und auf dem Lande verbleiben, wo sie wenigstens der verderbende Hauch der Hauptstädte nicht zu erreichen vermag.

Wie bereits oben erwähnt, wurde Turgenjews Parascha von der Kritik günstig aufgenommen. Zwei Jahre später veröffentlichte er, und zwar diesmal unter seinem Namen, ein etwa 40 Seiten umfassendes Gedicht: „Das Gespräch", in welchem er zum ersten Male mit seiner Zeit scharf ins Gericht geht. Während die „Parascha" wesentlich unter dem Einfluß Puschkins entstanden war, lehnt sich Turgenjew im „Gespräch" mehr an Lermontow an.

Die Fabel ist ebenso einfach, wie diejenige der „Parascha". Ein Greis, welcher der menschlichen Gesellschaft überdrüssig geworden ist, zieht sich in die Einöde zurück, um hier, fern vom Getriebe der elenden Welt, seine Tage in stiller Beschaulichkeit zu beschließen. Der bedauernswerthe Alte hat viel gelitten, aber nicht ohne eigne Schuld. Ihm fehlte die Kraft, dem Drange der Dinge zu widerstehen; er ergab sich ihnen auf Gnade und Ungnade, in der Hoffnung, daß die jüngere Generation vollbringen würde, was die ältere nicht vermochte. Aber er täuscht sich in dieser Erwartung. Ein Vertreter der jüngeren Generation begegnet dem Alten in der Einsamkeit — auch er, der Jüngling, welcher kaum einen Blick ins Leben hineingeworfen hat, trägt schon den Stempel der Apathie, des Greisenthums!

Der Alte ist bei diesem Bericht, welcher ihm zeigt, daß Alles beim Alten geblieben ist, betrübt und niedergeschlagen. Er macht dem Jüngling Vorwürfe darüber, daß er nicht kraft- und muthvoll das Banner der Freiheit ergriffen hat. Der Jüngling erkennt die Berechtigung dieses Vorwurfs nicht an. Zum Propheten fühlt er sich nicht berufen, zum Nachfolgen jedoch ist er jeden Augenblick bereit:

Ja, wenn ein heiliger Prophet,
Der Wahrheit kündend vorwärts geht,
Mir sagte: Auf denn, folge mir! —
Ich nähme freudig sein Panier,
Und führte mich des Herzens Drang
Zu Schande selbst und Untergang,
Und sollte auch mit Spott und Hohn
Die feige Sklavenschaar mir droh'n.
Doch sag', wo gibt's Propheten?

„Einen Führer!" verlangt der Jüngling der Turgenjew'schen Dichtung; „einen Führer" verlangte auch die russische Jugend in jener Zeit, als sich die Zungen wieder zu lösen begannen und die Zügel, welche Nikolaus der Gesellschaft angelegt hatte, zu zerreißen drohten. Der Jüngling gibt zu, daß seiner eigenen Trägheit ein guter Theil seiner Unzufriedenheit zur Last falle. Aber wenn er hinblickt auf die Vergangenheit und das Verdienst der Alten prüft, so erscheint die eigne Schuld ihm doch geringer.

Alter, nun —
Du hast den Tadel nicht gespart —
Ich schwieg. Doch sag' — ihr Alten, war't
Ihr besser wohl? Was hat mein Ahn
Für seinen Enkel denn gethan?
Ihr Herr'n, so stark und tugendhaft,
Wo sind die Proben eurer Kraft?
Was habt ihr für das Volk vollbracht?
Nichts kann ich sehen — allerwärts Nacht!

Digitized by Google

O, weiset mir doch eine Spur
Von euren stolzen Thaten nur!
Du bleibst die Antwort schuldig? Ach
Ihr steht den Enkeln wenig nach!
Statt frisch und kühn ans Werk zu gehn,
Verdarbet ihr im Müßiggehn!
Zwar, daß wir besser, sag' ich nicht,
Und gleich Verdienst will gleichen Lohn —
Sieh — über'm Walde dort das Licht
Verkündet uns den Morgen schon!
Bald bricht der helle Tag herein —
Es flieht vor seinem lichten Schein
Der Schatten Heer. Uns beiden, traun,
Ist's nicht beschieden, ihn zu schaun!
Und wenn das Licht des Himmels dann
Durchbricht der dunklen Wolken Bann
Und rings die Erde sich verjüngt —
Dann schallt im lauten Jubelchor
Das Siegsgeschrei — doch nimmer dringt
Der frohe Laut an unser Ohr.
Eh' noch die Finsterniß entfloh'n,
Hat uns das Grab verschlungen schon —
Bezwungen hat uns beide bald
Der Gram der Seele — dumpf und kalt
Umnachtet uns des Todes Bann.
Vorüber geht der Enkel dann
Mit stolz erhobenem Gesicht —
Er kennt uns nicht und — ehrt uns nicht.

In der That war es dem Geschlechte der vierziger Jahre noch nicht beschieden, Großes zu vollbringen. Erst ein Jahrzehnt später fanden sich die ersehnten Führer, welche die russische Jugend ans Werk führten. Nicht lange freilich währte die Zeit der gesellschaftlichen Thätigkeit: neue Wolken thürmten sich über dem russischen Leben auf, und der frische Windhauch der Freiheit floh vor dem starren Froste des neuerwachten Despotismus.

Wir haben gesehen, daß Turgenjew sich schon in seinen beiden größeren Jugendgedichten als ein scharfsichtiger Beurtheiler seines Volkes und seiner Zeit erweist. Gleichwohl faßte er bald nach dem Erscheinen des „Gesprächs", dem zunächst noch eine Reihe von Gedichten, Novellen und dramatischen Arbeiten folgte, den Entschluß, sich gänzlich vom literarischen Felde zurückzuziehen. Das Gefühl, nicht mehr als ein Nachahmer zu sein, peinigte ihn. Auch Bjelinski, der scharf urtheilende Kritiker, mit dem der junge Poet übrigens auf freundschaftlichstem Fuße stand, bekannte Turgenjew offen, daß er ihn nur für ein Talent zweiten Ranges halte. Da übernahm im Jahre 1847 Panajew den „Zeitgenossen" und bat Turgenjew, ihm doch eine Kleinigkeit für den Abschnitt „Miscellen" zu schicken. Nur mit Widerstreben willfahrte Turgenjew und sandte eine kleine Skizze, „Chor und Kalinitsch", welche ihm gerade zur Hand war. Die „Kleinigkeit" machte Aufsehen, man verlangte mehr in diesem Genre, und so entstand im Laufe der nächsten Jahre eine Sammlung von Scenen aus dem Volksleben, welche unter dem Namen „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" veröffentlicht wurde und den Autor mit einem Schlage unter die Schriftsteller ersten Ranges versetzte.

Als Turgenjew seine Mission als prosaischer Dichter erkannt hatte, sagte er sich von seinen „Jugendsünden", wie er selbst die poetischen Producte seiner ersten literarischen Periode nennt, förmlich und feierlich los. „Ich fühle," sagt er in einem Briefe, „eine entschiedene, beinahe physische Abneigung gegen meine gereimten Dichtungen, und besitze nicht nur kein Exemplar derselben, sondern gäbe auch wer weiß was darum, wenn überhaupt keins davon auf der Welt existirte." In der That sind sowohl „Parascha" als auch „Das Gespräch" in Rußland selbst nur schwer zu bekommen. Aus den Gesammtausgaben seiner Werke hat Turgenjew alle Gedichte ausgeschlossen. Nur mit großer Mühe konnte Wengerow, Turgenjews russischer Biograph, Einsicht in die beiden Hauptdichtungen erhalten. Um zu zeigen, daß Turgenjew seinen Jugenddichtungen Unrecht thut, hat Wengerow dieselben einer eingehenden Analyse unterzogen und größere Piecen aus ihnen mitgetheilt. Auch wir sind der Ansicht, daß Turgenjew seinen Gedichten Unrecht thut. Seine „Scenen und Komödien" und manche seiner kleineren „Erzählungen" sind sicher nicht alle besser, als „Parascha" und „Das Gespräch", und doch haben jene in den Gesammtausgaben Aufnahme gefunden. Aber zugegeben selbst, daß die genannten Dichtungen nicht zu den Produkten ersten Ranges zählen, so ist doch sicherlich die Bekanntschaft mit ihnen zur Beurtheilung der gesammten literarischen Persönlichkeit Turgenjews unerläßlich. Der Forscher hat das Recht, nicht nur die reifen Früchte und die duftigen Blüthen, sondern auch die Wurzeln und Vorfrüchte eines Gewächses zu untersuchen. Wir wissen nun, daß Turgenjew, bevor er Blüthen trug, im russischen Leben und in der russischen Literatur erst Wurzel fassen mußte.

„Gräfin Vera."

Roman in drei Theilen von Helene v. Racowitza.

(München, G. Pollner.)

Es wäre ebenso geschmacklos als unverständig, wenn man, wie es wohl noch geschieht, der Frauenschriftstellerei das Recht der Existenz absprechen wollte. Wir verdanken einer George Sand, der Baronin de Staël, George Eliot und Fanny Lewald so treffliche Romane, einer Madame de Girardin so geistsprühende Feuilletons und der Marquise de Sévigné, Rahel und Fichtes Caroline so meisterhafte Briefe, daß wir Männer wohl oder übel genöthigt sind, diese durch Geist und Talent ehrlich verdiente weibliche Errungenschaft zu respectiren. Wenn wir trotzdem unseren Spott über die Weiber, welche die Tinte nicht halten können, nur gewaltsam unterdrücken, so ist es keineswegs darum, weil wir in ihrem Wirken, wie der geniale Murrkopf Proudhon, eine „Prostitution des Herzens" erkennen, sondern weil uns die Thatsache unbestreitbar scheint, daß alle die Damen, die da „ohn' Ende die fleißigen Hände" regen, uns in der Kenntniß des Ewig-Weiblichen um keinen einzigen Schritt gefördert haben. Das Buch über die Frau ist bis jetzt nur von Männern geschrieben worden. Die Schriftstellerinnen geben immer ein mehr oder minder kunstvoll arrangirtes Bild ihres Herzens, nie die ganze Natur, und von ihren Werken gilt das Wort der Mme. Staal-Delaunay über ihre „Memoriren": Je me suis peinte seulement en buste. Die Blaustrümpfe sagen uns nie Alles oder wenigstens nie das, was sie besser wissen, als die Männer. Ihre Leidenschaft verschleiern sie, ihren intimeren Empfindungen fehlt das richtige Wort, das feinste Gefühlsleben der Frau verbirgt sich hinter conventionellen Redensarten. Auch nicht Eine schreibt, um sich mit der furchtbaren Gewissenhaftigkeit eines Jean Jacques selbst zu zeichnen. Sie greifen zur Feder seltener aus innerer Nöthigung, als aus äußerer Noth. Manche schriftstellern, wie sie einen Strumpf stricken, aus Gewohnheit, weil es ihnen Spaß macht, um mit der Feder zu klatschen. Andere aus unglücklicher Liebe, um sich zu erinnern,

Per ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.

Und noch Andere aus Ehrgeiz, aus Reclamesucht, aus Freude am Skandal. Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß die Frauen Blaustrümpfe werden, wenn Niemand sich mehr um die Farbe ihrer Strümpfe kümmert.

Zu welcher Kategorie die neueste Romanschriftstellerin: Frau Helene von Racowitza gehört, kann man schon aus der Persönlichkeit der Autorin deduciren. Hat sie doch selbst in ihrer unbedeutenden und unerquicklichen Schrift: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" ihr Conterfei und ihre Skandale getreulich aufgezeichnet, gerade wie sie neuerdings, da kein Mensch mehr

Digitized by Google

nach ihr fragte, Veranlassung genommen, anonym eine Broschüre unter dem Titel: „Ein Münchener Kind in der Fremde" erscheinen zu lassen. Offen gesagt: ich kenne letztere Publication nicht, denn ich habe schon genug von der Versicherung des Verlegers, daß aus den neuesten Schicksalen der „durch ihre weltbekannten Beziehungen zu Lassalle berühmten" Geheimrathstochter „viele bedeutungsvolle Schlaglichter auch auf ihre früheren Lebensjahre fallen". Sicher ist, daß die männerberückende Salondame und spätere talentlose Schauspielerin, die gegenwärtig mit literarischen Arbeiten beschäftigt in New-York lebt und eben ihren ersten Roman: „Gräfin Vera" vom Stapel läßt, uns gewiß manches Unerhörte zu sagen hätte und bei dieser Gelegenheit die Unterlassungssünden ihrer Colleginnen von der Feder füglich gutmachen könnte. Leider will auch sie nicht, denn ihr Roman ist eine ziemlich banale Liebesgeschichte ohne Geist, ohne Tiefe, ohne Beobachtung, ohne Werth.

Die Erzählung beginnt mit der Schilderung eines Balles im Hause des Grafen Nikolai Kurakin. Wir lernen da eine ganze Musterkarte der verschiedenartigsten russischen und ausländischen Aristokraten kennen, zumal den Attaché Briatoff, der mit Vera Ivanowna, der schönen Herrin des Hauses, auf dem besten Fuße zu stehen scheint. Doch den vertrauensseligen Ehemann hat das Glück, an der Seite der schönsten, reichsten und gefeiertsten Frau Moskaus zu leben, ganz blind gemacht. Wie groß ist daher sein Staunen, als Vera sich gleich nach dem Ball ihm mit thränenüberströmtem Antlitz zu Füßen wirft und mit klagender Stimme ausruft: „Kola! ich liebe Dich nicht! ich muß Dich verlassen! — Kola! Kola! Kola! Du bist gut und schön und edel. Der beste Mensch der Welt — aber Du hast mich genommen ohne meinen Willen — im Schlafe meiner Seele hast Du meinen Leib gestohlen — — und meine Seele ist erwacht und fordert ihr Gut zurück!" — — Wohl weiß Graf Kola, daß seine Frau, die des „fortlaufenden" häuslichen Lebens überdrüssig ist — weshalb sie eben fortlaufen will — ihn, den um siebzehn Jahre Aelteren, als fünfzehnjähriges Mädchen geheirathet hat, aber von einem Diebstahl zu reden, scheint ihm doch etwas gewagt. „Nikolai war aufgestanden und in unmuthigem Weh ans Fenster getreten, wo er, ohne zu wissen, was er that, das Rouleaux" — ohne x wäre mir lieber! — „heraufzog und dann mit den Fingern einen heftigen Marsch auf die Scheiben trommelte," was in diesem Buch ein häufiges Zeichen verhaltenen Zornes ist. Doch Vera nimmt keine Rücksicht darauf, denn „sie war ein Weib und sie liebte". Sie fährt also in ihrer Beichte ruhig fort: „Da kam Er! Er!!! und — Kola! Kola! ich kann nicht bleiben — ich muß und will zu ihm — gib mich frei! Laß mich gehen!" Auf seine Frage erwidert sie, daß, was er schon geargwohnt, sein bester Freund Briatoff der Glückliche ist. Jetzt gibt er sie frei, und sie nimmt unverzüglich Abschied von Nadine, ihrem reizenden Kinde, und fährt mit ihrer Zofe nach Petersburg, wo sie von einem alten Diener in Empfang genommen und in einem Hotel zweiten Ranges in den „Zimmern für Herrn von Briatoff" untergebracht wird. Eine eigenthümliche Situation für eine Gräfin Kurakin und geborene Fürstin Wolchuzoff! „Wer war sie nun? von dieser Stunde an? Verstecken mußte sie sich, zitternd, daß Jemand sie erkenne als die, welche sie war, zitternd, daß Jemand sie erkenne für das, was sie nicht war!!" Der Galan aber hat seine Moskauer Geschäfte noch nicht abgewickelt und trifft erst mehrere Stunden später in Petersburg ein. Er steigt im vornehmsten Gasthof ab, worauf ihn Vera in einem „mackartrothen" Sammetkleide empfängt, gegen das wir sonst — bis auf das c — nichts weiter einzuwenden haben. Am nächstfolgenden Tage kehrt Briatoff in sein Hotel zurück, um dort den Besuch eines gewissen Herrn Teitelberg zu erhalten. „Ein mittelgroßer, behäbig aussehender Mann in kostbaren Zobelpelz und Mütze; als er beides abgelegt hatte, freilich ein bischen stark semitisch aussehend: breite schwere Uhrkette, die Biberweste mit Rubinknöpfen geschlossen, auf der leicht gebogenen Nase einen goldenen Kneifer, die Finger voll Brillanten und im Halstuch einen großen Solitär." Dieser Herr Teitelberg ist Wucherer, mit einem etwas schöneren Titel: Bankier, übrigens in jeder Beziehung ein ganz idealer Jude, welcher dem jungen Diplomaten, der ihm vor Jahren einen wichtigen Dienst geleistet, das für seine neueste Liaison nöthige Geld sofort vorzustrecken bereit ist. Zum Dank dafür wird er auch bei Vera eingeführt, nachdem er sich mit einem Schluck echten Danziger Goldwassers — „Huipp!" macht er dabei — Courage eingeflößt hat. Vera empfängt den Freund ihres „Freundes" aufs Beste, ja sie bestrickt ihn völlig.

Am nächsten Morgen steht Nadine vor ihrem Bette, und die alte Dienerin Akulia erzählt ihr, daß sich das Kind im Auftrage des Vaters hier befinde. Als Nadine nach der Mutter Verschwinden „allerlei Französisches an ihn hin geliebkost", da sei Graf Kurakin weich geworden und habe Akulia und die übrige Dienerschaft geheißen, sammt dem Kinde nach Petersburg zur Mutter zu reisen. Darauf habe er einen Brief geschrieben und sei auf seine Güter in die Krim abgefahren. In dem Briefe, den Akulia jetzt ihrer Herrin übergibt, steht u. A. Folgendes: „Ich will nichts behalten, was mich an Dich gemahnen könnte, deshalb sende ich Dir das Kind. Weil es aber mein Kind ist und bleiben soll, so darf es auch weder Mangel leiden, noch je das Gnadenbrod von Deines Geliebten Tisch essen. Auch Du wirst meinen Namen weiter tragen. Erstens, weil Du die Mutter dieses meines Kindes bist und ich es nicht dulden werde, daß die Mutter anders heißt, — und zweitens, weil nicht ich, sondern Du den uns trennenden Schritt gethan und ich an Allem festhalte, was einst zwischen uns beschlossen war. Du wirst daher mit meinem Kinde eine jährliche Revenue beziehen, die, so lange ich lebe, aus der Hälfte meines Einkommens, das heißt — aus 350,000 Rubeln, bestehen wird. Davon könnt Ihr Beide — und auch der Dritte — leben, wie Ihr es gewohnt seid und wie ich es für mein Kind und dessen Mutter wünsche."

Ueber den Inhalt, die eigentliche Meinung dieses Briefes und die Folgen denkt Vera nicht weiter nach — ihr hat der Ton und das Geldanerbieten darin am wehesten gethan; nicht aber die Thatsache, daß sich der sonderbare Vater zu ihres und ihres Geliebten Gunsten seines Kindes entledigt. Um so besser versteht Briatoff, daß Kurakin die Scheidung verweigert, wodurch Vera in ihrer schiefen Stellung bleiben soll. Es ist dies Briatoff um so unangenehmer, als er auf seinen Posten nach Rom zurückkehren und Vera dort gleich als seine Frau oder doch wenigstens als seine Braut vorstellen wollte. Jetzt bleibt dem Pärchen nichts anders übrig, als nach Nizza oder Kairo oder sonst an einen Badeort zu reisen, wo man die Dinge nicht so streng nimmt. Briatoff ist entschlossen, von Kurakins Geld gar nichts anzunehmen, und den Starrsinn des Alten hofft er mit Teitelbergs Hülfe noch zu brechen. Letzterer, der Briatoff als einen „leichtsinnigen Strick" kennt, anerbietet sich sogar, sich der kleinen reisenden Familie anzuschließen, was mit Dank angenommen wird.

„Jetzt fehlt uns nichts mehr zum Glück," meint Vera.

„Nur Papa!" ergänzt Nadine, schon jetzt ein enfant terrible, indem sie sich mit ausgestreckten Händchen der Thüre zuwendet. Tableau! wie die Franzosen sagen.

Es kann nicht meine Absicht sein, das vierblättrige Kleeblatt auf seinen jahrelangen Kreuz- und Querzügen durch Europa zu begleiten. Die Andeutung mag genügen, daß Briatoff und Vera ihre schiefe Stellung in treuer Liebe ertragen, daß Teitelberg sie als „Großvater" begleitet, und daß Nadines Haß auf Briatoff immer größer wird. Sie leben meist in Italien, und der unzertrennliche Teitelberg, der für Mutter und Kind eine immer innigere Zuneigung empfindet, würde bis an sein seliges Ende bei der Familie Briatoff ausharren, wenn nicht ein „hundsgemeiner" Artikel in dem Pariser „Witzblatt (!) Figaro" den alten reichen Juden als den zahlenden Geliebten Veras persiflirt hätte. In Folge dessen reist Teitelberg sofort nach Petersburg zurück, und da Graf Kurakin sich gerade dort befindet, so will er versuchen, Letzteren zur endlichen Scheidung und Zurücknahme des Kindes zu bewegen. In der That läßt er sich bei dem Grafen melden und zwar, indem er ihm einen Brief

Digitized by Google

und ein Porträt seines Töchterchens bringt. Der Alte ist davon entzückt, aber von der Scheidung will er nichts hören.

Jahre vergehen. Der Gesandtschafts-Attaché von Briatoff ist nach Rom übergesiedelt. Bald nimmt er bei der Gräfin Vera Kurakin im Palazzo Orsini Quartier, und „wie im Himmel war ihnen die erste Nacht vergangen". Natürlich wissen die Leute bald, was sie davon halten sollen. Der unselige Trotzkopf Nadine wurde mittlerweile immer größer und unangenehmer. Die bekannte Schlußscene aus des jüngeren Dumas „Prinzessin von Bagdad" hat auch die ältere Helene von Racowitza nachzuzeichnen versucht. Vera schläft. Briatoff will zu ihr. Nadine vertritt ihm den Weg. Er stößt das Kind von der Thüre zurück. Keinen Laut brachte Nadine hervor, aber seither brennt des Kindes Haß lichterloh. Und wie hier Dumas'sche Lesefrüchte unverkennlich sind, so kann man das Ende der Geschichte auf viel angenehmere Weise aus Meilhac und Halévys „Frou-Frou" erfahren. Briatoff wird Spieler, läßt sich von Vera seine Schulden bezahlen, und hintergeht sie zuletzt mit einer gewissen Fürstin Hohenasten — „verflucht interessantes Haar und teufelsmäßig gierige Augen" — und dann mit der Cocotte Lucy von Arnstein. Vera, die mittlerweile „einem miserablen Endchen von Menschenkind", d. h. einem kränklichen Knaben, das Leben geschenkt hat, entdeckt die doppelte Untreue. Das erste Mal vergibt sie. Das zweite Mal hat sie nichts zu verzeihen, denn die Geliebte ihres Geliebten schleudert ihr ihre Schande ins Antlitz, und Briatoff, der die Wahl zwischen Vera oder der berechnenden Jüdin hat, folgt der letzteren, nachdem Vera „eine abweisende, beinahe abwesende Bewegung" gemacht hat. Vera erkrankt und geht der Auflösung entgegen. Ihr Knäblein eilt ihr im Tode voran. Ihr letzter Blick fällt auf den durch Teitelberg und Nadine aus Rußland herbeigeholten Kurakin. „Vergib mir," ruft der letztere, „daß ich ohne es zu wollen Dein Leben gestohlen" — also doch! — „und zerstört habe, und daß ich Dich nicht frei gab, als es vielleicht Dein Glück gewesen!" Allein es ist zu spät. „Sie ist gerettet, Graf! Gräfin Vera ist todt!" constatirte der Arzt, der solche Scherze zu lieben scheint. Damit endet das hübsche Buch.

Aber ich habe ja ganz die pikanten Episoden zu erwähnen vergessen, welche den Zweck haben, die traurige Hauptaction angenehmer zu machen und die Bogenzahl zu vermehren. Die Heldin dieses besseren Theils ist eben die Baronin Lucy Arnstein — gewöhnlich wird sie „Lucylein" genannt —, eine deutsche Jüdin, die wegen schlechten Lebenswandels von ihrem Gemahl geschieden ist und nun auf eigene Rechnung und Gefahr weiter liebt. Da sie ein überaus aufgewecktes und schönes Weibchen ist, so geht es ihr dabei recht gut. Ihre Verbindungen reichen bis in die höchsten Kreise der Petersburger Gesellschaft, und wenn sie Jemand los sein will, so braucht sie nur einen Wink zu geben, und die Ausweisung des Lästigen erfolgt ohne weiteres. Nebenbei macht sie mit einem alten Juwelier Geschäfte auf Halbpart, indem sie die ihr geschenkten Brillanten verkauft oder das Pendant — das Münchener Kind in der Fremde schreibt lieber „Pendent" — verloren zu haben vorgibt, so daß der großmüthige Geber zu einem Ersatz gezwungen wird. Scharfsinnig sind auch ihre religiösen Machenschaften. Sie sammelt für wohlthätige Zwecke, vertauscht je nach Bedarf die leichtfertigen Bilder ihres Boudoirs mit frommen Sujets und läßt sich als Nonne malen, damit ihr Gatte sie im Kloster glauben soll. Nicht minder reinlich und zweifelsohne sind ihre Beziehungen zu einem Commis, der sich um ihretwillen an der Kasse vergreift und nach Sibirien geschafft wird, aber derlei kommt ja vor. Etwas dunkler ist ihr Verhältniß zu „der berüchtigtsten Schönheit der Petersburger Halbwelt" Julie Fechani, mit welcher sie eine Ausfahrt in ein Koster unternimmt, wobei die Freundin in prächtigem Schlafrock aber ohne Strümpfe mitfährt. In Petersburg — Brrr! Ueberhaupt gibt sich diese Cocotterie alle erdenkliche Mühe, Pariser Chic zu haben, aber sie ist ganz von grabähnlicher Heiterkeit. Es fehlt die Ueberzeugung, das cannibalische Wohlsein. Schon der Jargon, den „das Rrrack' Rrrrack' des Fächers" begleitet, ist von einer gequälten Fröhlichkeit. „Ich habe so wie so bis heute Abend nichts vor, und ob ich nachher die paar faulen Visiten annehme oder nicht ist gänzlich — beinahe hätte ich „Wurscht" gesagt — enfin, ist gleichgültig." Na, uns ist es auch Wurscht oder farcimentum, wie Bismarck sagen würde. Eine Andere beklagt sich über die Nothwendigkeit des Schminkens. „Schlimm genug, daß ich mein Fell später am Tage mit der verdammten Anstreicherei verderben muß!" Die Damen, die so gerne das „rothschattirte"(?) Boudoir öffnen, reden auch sehr despectirlich von dem „Singsang in Form Schubert'scher Lieder", als ob es sich um den Kohl Racowitzascher Romane handelte. „Bah, muß man zu so etwas immer gleich lieben!" meint eine dieser gar nicht „anständig benehmerigen" Damen, denen eine Liaison und 100,000 Francs „elende Lumperei" sind. Dabei gibt es reizende Stillleben, wie das folgende: „Auf der andern Seite des Schiffes stand Lucylein und neben ihr ein Mann, den Nadine sofort als Briatoff erkannte. Er küßte die Hände der kleinen Frau, die er beide in den seinen hielt, wieder und immer wieder und legte sie dann auf sein Herz, indem er seinen Rock darüber zuschloß und seine Arme verschränkt darauf legte. Ohne zu überlegen, sprang Nadine auf die Gruppe zu und rief: 'Chère petite Baronne! Frieren Ihre kleinen Pfötchen? Dann bitte, bitte, lassen Sie mich sie erwärmen!' Bei dem Ton dieser Stimme waren Beide zusammengefahren und Lucylein hatte schnell ihre Hände zurückgezogen." — Ich kann mir nicht helfen, aber ich finde diese Pfötchenheizung entzückend.

Uebrigens ist das Buch flott geschrieben, manchmal nur zu flott. Wollte ich alle die sprachlichen Vermessenheiten in Bezug auf Orthographie, Stil, Satzbau und Logik hier anführen, die Leporello-Liste der Verfasserin wäre nicht groß genug. Nur einige der duftigsten Veilchen, die im Verborgnen blühn, will ich pflücken. „Der Lärm und der Tumult stiegen auf seinen Gipfelpunkt," ist sehr nett gesagt. „Die herrlichen Schätze, die der Weinkeller des Grafen, einer geographischen Karte gleich, aus allen weinbauenden Ländern der Welt geliefert hatte," würde aber der ungalante Polonius ein schlechtes Bild nennen. „Sie ist doch ein charmantes Geschöpf und Sie doch auch kein Cato" ist gerade so kühn wie: „daß ich an Ehrenhaftigkeit mit keinem Lord tauschen möchte noch brauchte." Ueber die Schnur springen kann man Seite 11 schon, allein im vorliegenden Fall würde ich lieber hauen. Scherzhaft scheint mir die Chaise, „in derem niedrigen Fond — auffallend durch die zarte graue Färbung, die gleichsam über Pferde, Kutschen (?) und Diener, Kissen und Herrin gebreitet lag". Niedlich finde ich auch einige Gallicismen. „Sie sind wirklich gut" würde ich lieber mit dem ironischen vous êtes vraiment bon! wiedergeben. „Sie bezeugten nicht gerade ihren Geist, den sie nicht besaßen," ist ganz französisch; deutsch würde man besser und logischer sagen: „denn sie besaßen keinen". Ein gutes Wort ist im Deutschen etwas ganz Anderes als ein bon mot. Aber das reizende Deutsch paßt vortrefflich zu dem allerliebsten Französisch. Für un huit ressort würde ich un huit-ressorts und auch mangeur de coeur lieber am Ende in der Mehrzahl schreiben. Noch heiterer steht es mit dem Italienischen. Da bringt es die Verfasserin fertig, in zwei Worten drei Schnitzer zu machen: „Ellissire d'ammore", wo ein l und ein s und ein m für den Hausgebrauch gerade genügen würden.

Theophil Zolling.

Ueber den Bildungsgang des Journalisten.

Das Wort des Fürsten Bismarck: „Die Journalisten sind Leute, welche ihren Beruf verfehlt haben", hat viel Wahres, ohne jedoch einen Vorwurf für die Angehörigen der Presse in sich zu schließen.

Ein Berufszweig, in welchem in den letzten Jahrzehnten eine so ungeheure Nachfrage nach neuen Kräften entstand, mußte sich nothwendig auch aus anderen Branchen rekrutiren. Ganz selbstverständlich waren aber nur solche geneigt, ihren alten Beruf zu verlassen, welche sich in diesem aus irgend einem Grunde

Digitized by Google

nicht mehr behagten oder doch im neuen besser fortzukommen hofften. In dieser Hinsicht theilt der Journalist das Schicksal aller anderen neuen Berufszweige. Wir denken hier besonders an das Eisenbahn- und Telegraphenwesen, an die Statistik, die Annoncenbureaux u. s. w. u. s. w. Einer neuen Erwerbsquelle strömen so lange Kräfte der verschiedensten Art zu, als bis auch der neue Beruf eine ausschließlich für ihn berechnete Vorbildung verlangt.

Auf diesem Punkt ist gegenwärtig mehr oder weniger auch der Journalismus angelangt. Die Frage erscheint daher der Erörterung werth: Welche Vorbildung ist dem Journalisten zu empfehlen?

Wenige Stände verlangen so universelle Kenntnisse und so sehr die Fähigkeit, sich über die verschiedensten Verhältnisse ein Urtheil zu bilden, als der Journalismus. Der Redacteur hat oft in wenigen Augenblicken zu entscheiden, ob eine eingelaufene Nachricht innerlich wahr ist, oder ob eine Täuschung versucht wurde, eine Reclame, eine Börsenspeculation u. s. w. vorliegt. Daher wird an erster Stelle zu fordern sein, daß der angehende Journalist eine höhere Schule, ein Gymnasium oder eine Realschule absolvirte.

Auch akademische Studien sind ganz unerläßlich, wenn auch die Zurücklegung eines Trienniums auf der Universität nicht unbedingt gefordert werden sollte. Auf der Universität wird der angehende Journalist eine größere Zahl von Fächern zu hören haben, als seine Studiengenossen; aber sein Pensum wird dadurch erleichtert, daß er von Vorlesungen über wissenschaftliche Details absehen und sich mit dem Anhören der allgemeiner gehaltenen Vorträge begnügen kann. Er wird anregende Docenten über Geschichte, schöne Literatur und Kunst, über gemeinfaßliche Theile der Naturwissenschaft, eine Einleitung in das Rechtsstudium, über National-Oekonomie und philosophische Vorlesungen zu hören haben. Speciellen Fachstudien wird er sich indessen nicht widmen dürfen. Immerhin wird Jeder nach Neigung gewisse Studien bevorzugen. Der Eine wird der volkswirthschaftlichen Disciplin mehr Zeit als den übrigen zuwenden, der Andere der Jurisprudenz, ein Dritter den Naturwissenschaften. Und dies ist auch wünschenswerth, denn auch im Journalismus schreitet die Arbeitstheilung rüstig fort. Auch von dem Journalisten ist nicht zu verlangen, daß er alle Fächer beherrscht. Es werden daher schon jetzt vor Allem solche Journalisten gesucht, die in speciellen Fächern besonders Routine haben. Das Universitätsleben ist die Zeit, in welcher der angehende Mann sich seiner wahren Neigungen und Talente bewußt wird. Dies ist auch die Zeit, in der sich der studirende Journalist für ein begrenztes Gebiet in seiner späteren Laufbahn entscheiden sollte. Daher wird sich der an der Politik Interessirte besonders dem Studium der neueren Geschichte und den Staatswissenschaften zuzuwenden haben, während sich der Freund des gewerblichen Lebens vorzüglich in die Naturwissenschaften zu vertiefen hat. Nebenbei wird mit Ausdauer an der Bildung des Stiles und der Gewandtheit im Auffassen der Gedanken Anderer zu arbeiten sein. Dies kann am besten dadurch geschehen, daß der Student die von ihm gehörten Vorträge nach dem Gedächtnisse, ohne sich durch Notizen zu unterstützen, ausarbeitet. In größeren Städten wird er auch Versammlungen und Vereine besuchen und seine Referate über das Gehörte in den Zeitungen zu veröffentlichen streben. Kann er sich doch auch hierdurch einen Verdienst verschaffen, welcher dem Unbemittelten über die Studienzeit hinweghilft und auch dem Bemittelten einen ersten Einblick in die geschäftlichen Seiten der Journalistik gestattet.

Die Vorbildung des Journalisten wird jedoch hiermit keineswegs erschöpft. Ganz hauptsächlich wird der junge Mann durch Studien in Anspruch genommen werden müssen, die sich speciell auf sein Fach beziehen. Die Literatur der Presse ist wenig umfangreich; mit den vorhandenen Arbeiten wird er sich aber bekannt machen müssen. Vor allen Dingen hat er täglich mehrere Zeitungen verschiedener Richtungen zu lesen.

Ferner muß er sich genaue Kenntniß von der Organisation des Post- und Telegraphenwesens verschaffen; hat er doch später mit diesen beiden Factoren beständig zu rechnen.

Weiter empfiehlt es sich dringend, daß er in einem Annoncenbureau oder in dem Inseratencomptoire einer größeren Zeitung eine Zeit lang als Volontär arbeite, um in die Technik des Inseratenwesens eingeführt zu werden.

Endlich aber hat sich der angehende Journalist mit dem Buchdruckereiwesen vertraut zu machen. Die Differenzen, welche so oft zwischen einer Zeitungsredaction und der Druckerei entstehen, erklären sich zum großen Theile daraus, daß der Redacteur nicht genügend in die Technik des Druckereiwesens eingeweiht ist, daher oft Anforderungen stellt, die ganz unerfüllbar sind. Auch zum Abschluß von Verträgen ist es dringend erforderlich, über die Buchdruckerkunst genau unterrichtet zu sein. Hierbei schweigen wir ganz von den zahllosen kleinen Erleichterungen, die sich im Verkehr zwischen Redacteur und Druckerei ergeben, wenn der erstere die technische Sprache der letzteren redet.

In dieser Weise ausgebildet, wird sich der Journalist in jeder großen Stadt einen angesehenen und segensreichen Wirkungskreis eröffnen können. Will er es aber in seinem Berufe zur Meisterschaft bringen, so empfiehlt es sich dringend, daß er sich nicht sogleich an einen Redacteurposten fesseln läßt, sondern zunächst auf einige Jahre in das Ausland, nach Rom, Paris, London und, wenn irgend möglich, auch nach New-York geht, um hier als Correspondent thätig zu sein. Abgesehen von der Kenntniß von Land und Leuten, die er sich hier verschafft, wird er durch Aufenthalt in der Fremde allein befähigt, sich gründliche Kenntniß von den ausländischen Preßverhältnissen zu verschaffen. Man kann jede amerikanische Zeitung auch in Deutschland lesen; über die Organisation des „New York Herald", die Thätigkeit der amerikanischen Reporter, den Einfluß der Weltjournale auf das öffentliche Leben wird man sich aber erst dadurch unterrichten können, daß man mit den Männern der ausländischen Presse persönliche Beziehungen anknüpft. Auch bestehen jetzt in jeder großen Stadt Journalistenvereine, in denen der lernbegierige auswärtige Journalist stets gastfreundlich aufgenommen und hier in die internen Verhältnisse des Berufes eingeweiht wird. Nun würde ja nichts verfehlter sein, als auswärts zweckmäßig befundene Einrichtungen ohne Weiteres auf das Vaterland zu übertragen. Der Charakter jedes Volkes zeigt sich in nichts so sehr, wie in seiner Presse. Die Zeitungen, die gelesen werden wollen, werden daher vor allen Dingen dem Geschmacke der Leser entsprechen müssen. Der „Figaro" würde in London unmöglich, die „Times" in Paris langweilig sein. Nichtsdestoweniger kann doch gerade der deutsche Journalist in Ländern sehr viel lernen, deren öffentliches Leben mehr ausgebildet als das unsrige, und deren Presse daher auch mehr entwickelt ist, als die deutsche.

Wenn die neuere Journalisten-Generation diese oder eine ähnliche Vorbildung sich angelegen sein läßt, so wird es künftig heißen, die Journalisten sind Leute, welche ihren Beruf verstehen.

St.

Die Renaissance in Holland.

Von G. Ebe.

Mit dem Namen Holland verknüpft sich für unsere binnenländische Phantasie von altersher der Begriff des überseeischen Handels, des phlegmatischen, auf seinen in Borneo oder Sumatra erworbenen Reichthümern ausruhenden Mynhers, und der auf endlosen schnurgeraden Kanälen im langsamsten Tempo fortschwimmenden Treckschuite. Das Bild mag einmal annähernd richtig gewesen sein; aber heute ist es ganz und gar unzutreffend, denn mit dem sprichwörtlichen Reichthum steht es jetzt nur mäßig, seit die Colonien nicht mehr die ergiebige Milchkuh von vordem sind, sondern Zuschüsse vom Mutterlande verlangen; der

Digitized by Google

gebildete Holländer spricht rascher als wir es gewohnt sind, fast wie ein Franzos, und die Treckschuite hat längst dem Dampfschiffe Platz gemacht. Andererseits kann man auch wieder eine große Zähigkeit des Volkscharakters beobachten, der seine niederdeutsche Abstammung nicht verleugnet. Man hört bei Gelegenheit der überlustigen Kirmeß in Amsterdam dieselben derbsinnlichen neckenden plattdeutschen Volkslieder, genau gleichlautend in Text und Melodie mit denen, welche von der Dorfjugend beiderlei Geschlechts an der Weser und Aller während des üblichen abendlichen Wandelns gesungen werden; und Jeder, der echt plattdeutsch vocalisirt, versteht die Jungen auf der Straße und wird verstanden. Eine Kirmeß in Amsterdam — sie ist seit einigen Jahren verboten — war übrigens ein besonderes Stück und vorzüglich geeignet, zum Verständniß der holländischen Malerschulen des siebzehnten Jahrhunderts anzuleiten. Jeder, der die grotesken Gruppen von Männlein und Weiblein in schnapsseliger Stimmung johlend vorbei hopsen sah, die Weiber mit rothen runden Gesichtern, plumpen Taillen und in den Nacken hängenden Hüten, die Männer mit halbquer stehenden Augen und weit ausgegrätschten Beinen, der konnte sich von dem packenden Realismus eines Jan Steen, Ostade und Brouwer überzeugen; besonders da der Vergleich an den Bildern im Ryksmuseum sofort vorgenommen werden konnte. Amsterdam ist zum Ueberdruß das Venedig des Nordens genannt worden, auch gibt es eine gewisse Aehnlichkeit, einmal in der Quantität des vorhandenen Wassers und dann in der an beiden Orten naturnothwendigen Pfahlbauweise; aber die holländischen Grachten riechen doch noch schlechter, als die Lagunen, und außerdem gibt es in Amsterdam viel mehr Katzen und vermuthlich in der Folge auch weniger Ratten als in Venedig. Von der melancholischen Mondscheinpoesie der vielbesungenen Stadt an der Adria ist in dem praktisch nüchternen Holland kein Hauch zu spüren, derartige Schwärmereien läßt schon der immer vorhandene Häringsduft nicht aufkommen, und, um alles mit eins zu sagen: Holland imponirt nur bei hellem Tage, wenn man sich durch Augenschein überzeugen kann, daß Alles blank gescheuert ist und die Souterrains der Häuser, wie nicht minder die Trottoirs der Straßen rein gewaschen und mit dem Wischtuche sauber abgetrocknet sind, wie bei uns die Stuben. Also, romantisch erhabenen Schwung oder prunkvoll Formelles darf man im holländischen Leben nicht suchen, eher kann die gelegentlich zu Tage tretende unbefangene Nichtbeachtung des letzteren Moments auf den fremden Beobachter sogar lächerlich wirken. Ein solcher kleiner Vorfall, der sich in Haag abspielte, mag hier zur Bestätigung stehen: Der König sollte zur feierlichen Eröffnung der Kammer fahren, dazu war ein Carré von Soldaten vor dem Palais gebildet. Das Publicum stand bereits in einiger Spannung, das Heraustreten des Königs erwartend, da öffnete sich die Thür des Palais, aber nicht der Erwartete erschien, sondern ein schmuckes Dienstmädchen im üblichen hellen, getüpfelten Kattunkleide mit ihrem Scepter, das heißt diesmal mit dem Kehrbesen bewaffnet, und fegte harmlos, angesichts der ganzen Festversammlung und der militärischen Machtentfaltung, die Schloßrampe rein. Die Scene war komisch, aber nicht für den Holländer, wie man wohl bemerken konnte.

Die Kunst ist auch hier das getreue Spiegelbild, die monumentale Verkörperung des Lebens, und es ist deshalb nur selbstverständlich, wenn man in der holländischen Kunst einem Zuge derber praktischer Verständigkeit begegnet. Indeß ist diese, das Hochideale bei Seite lassende Richtung doch nicht in ihrem Werthe zu unterschätzen, sie ist, besonders auf dem Gebiete der Baukunst mindestens soviel, wenn nicht mehr werth, als die Coulissenarchitektur, welche, den praktischen Zweck ganz bei Seite schiebend, nur auf das Erreichen einer vorgefaßten künstlerischen Erscheinungsform ausgeht. Das in der holländischen Architektur vorzüglich Hervorragende ist die Gestaltung der Gildehäuser und bürgerlichen Wohnungen, und die betreffenden Leistungen dürfen noch heute ein praktisches Interesse in Anspruch nehmen. Hat doch unsere eigene deutsche Richtung viel Verwandtes mit der holländischen, in Anbelang des geringen Anspruchs an monumentale Durchbildung unserer Bauten. Wenn Altmeister Goethe in einem Frankfurter Reisebericht vom Jahre 1797 äußert: er würde anrathen, der italienischen Manier nicht weiter zu folgen und mit steinernen Wohngebäuden sparsamer zu sein; und wenn er weiter hinzusetzt: es ist auch zu bedenken, daß ein steinernes kostbares Haus nicht so leicht den Besitzer verändert, und der Bürger, bei dem Alles Waare ist, sollte sein Haus niemals anders als Waare betrachten; so läßt dies gleichfalls in praktischer Verständigkeit nichts zu wünschen übrig, und ist allerdings dem Sinne der Italiener, wie er sich in der Renaissanceperiode so überwiegend in dem Bestreben äußert, das Haus zu einem Monument für das Dasein und die Dauer der Familie zu gestalten, geradezu entgegengesetzt.

Uebrigens ist die Originalität Hollands unbestreitbar. Schon in Folge seiner geographischen Lage, als eine Art Insel zwischen Nordsee, Ems und Maas herausgeschoben, hat das Land in Trachten und Sitten, wie in der Kunst ein eigenstes Gepräge bewahrt. Belgien und Holland haben von altersher soviel Bezüge zu einander, aber die Grenze dazwischen ist doch nicht blos eine politische. Während die alten belgischen Städte ein echt niederrheinisches Gepräge zeigen, ist in Holland, obgleich es die Rheinmündungen in sich schließt, von einem solchem Zusammenhange sehr wenig zu spüren. Hier zeigt sich in Folge der Lage und des Seeverkehrs ein vollständiges Vergessen und Nichtbeachtenwollen des Binnen-Hinterlandes, wie dies ähnlich, wenn auch nicht so schroff, auch in unseren deutschen freien Reichs- und Hafenstädten zu Tage tritt.

Im Mittelalter gehört Holland immerhin zur niederdeutschen Kunstschule; das Romanische verspätet sich hier bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts, während in Frankreich bereits in der ersten Hälfte desselben Jahrhunderts die Gothik bis zum Gipfelpunkt der Entwickelung geführt wird. Diese Verspätung im Anschlusse an die jedesmal herrschende Stilbewegung bleibt für Holland langehin charakteristisch, und die eigene Originalität kommt erst in einer viel weiter zurückliegenden Zeit, in der Renaissancepoche des Landes, aber ebenfalls verspätet zum Vorschein. Zur romanischen Zeit wirken in Friesland besonders die westfälischen Bauten ein, dagegen sind in Belgien die niederrheinischen Einflüsse von größter Bedeutung. Indeß macht sich schon damals eine Besonderheit in der holländischen Architektur geltend, welche in den nachfolgenden Zeiten von entscheidend stilbildender Bedeutung werden sollte, nämlich der vorherrschende, durch den absoluten Mangel an Vorkommen natürlichen Gesteins im Lande selbst bedingte Backsteinbau. Der gothische Stil findet in den Niederlanden erst mit dem 14. Jahrhundert Eingang, und damit wird der Unterschied zwischen den südlichen und nördlichen Provinzen noch einschneidender. Belgien erbaut seine schönen Kathedralen und seine nicht minder schönen weltberühmten Rathhäuser, während Holland arm an öffentlichen Gebäuden bleibt. Letzterem könnte nur das massenhafte und fast ausschließliche Auftreten des Ziegelmaterials einen eigenthümlichen Charakter verleihen, aber dazu kommt es doch noch nicht, weil die Bildung der Einzelformen nichts Selbstständiges hat. Die Herrschaft der Gothik in den Niederlanden dauert durch das ganze 15. Jahrhundert, und daß diese Richtung als tiefer innerlicher Ausdruck der Volksschule gelten muß, beweist die im ersten Viertel des Jahrhunderts in Flandern blühende wunderbare Malerschule der Eycks, welche weit über die Abendländer, bis nach Spanien und Italien umgestaltend wirkt. In Italien hatte damals die Renaissance bereits begonnen, und die unmittelbaren Nachfolger der Eycks sind Zeitgenossen der Brunellesco, Michelozzo, Ghiberti und Masaccio, aber von daher geht vorläufig nichts auf die Niederlande zurück, welche ihren spätgothischen Charakter getreu bewahren. Selbst im letzten Viertel des Jahrhunderts, als in Italien die höchste Blüthe der glänzenden decorativen Arbeiten der Frührenaissance eintritt, als Pollajuolo, Mino da Fiesole in Florenz und Rom ihre Meisterwerke schaffen, als Lionardo, Ghirlandajo, Mantegna, Bellini die mächtigen Sonnenstrahlen der Hochrenaissancekunst über die erstaunte Welt aussenden, und auch im benachbarten Deutschland durch Dürer sich der Uebergang zur Renaissance vorbereitet,

Digitized by Google

ist in den Niederlanden immer noch ein zähes Festhalten an den Ueberlieferungen der Spätgothik bemerkbar. Zumal in Holland läßt die Leydener Malerschule, mit Cornelis Engelbrechtsen, dem Zeitgenossen Dürers, an der Spitze, noch keinen Umschwung nach der neuen Richtung ahnen. Wenn die Renaissance in Deutschland und Frankreich etwa hundert Jahre braucht, um von Italien aus vorzudringen, so sind es in Holland anderthalb Jahrhunderte. Dies ist bei dem regen Handelsverkehr, der damals zwischen den betreffenden Ländern herrschte, immerhin ein bemerkenswerthes Factum; und diese Zähigkeit des Festhaltens erklärt sich eben nur aus der breiten volksthümlichen Basis, welche die Gothik sich in Holland erworben hatte, aus dem Zusammenstimmen ihrer Formen mit den intimsten Regungen der Volksphantasie.

Erst mit dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts beginnt der Einfluß der italienischen Renaissance in den Niederlanden, vermuthlich durch das Herüberkommen der Kupferstiche des Marc Anton von Bologna vermittelt. Der Ornamentstich mußte gleich nach seiner Entdeckung eine kolossale Wichtigkeit und Ausdehnung gewinnen, einmal als ein neues bequemes Mittel des bis dahin durch Zeichnungen schwierig vermittelten Verkehrs, dann weil so sehr viel Neues geschaffen wurde. Seine Wirkung auf das Kunstschaffen in allen Gebieten ist deshalb unberechenbar, es bildet sich hierdurch zuerst eine Art europäischer Kunsttradition. Zugleich beginnt nun die Herrschaft des conventionellen Schönheitsideals, und damit verschwindet die frühere markige Charakteristik, bis die Fluth des fremden massenhaft zudringenden Stoffs geistig verdaut und dem eigenen Geschmacke jeder Nation zusagend verarbeitet werden kann. In den Niederlanden sind Claasen, Lucas von Leyden und Boos die ersten Ornamentstecher, welche im Sinne der Renaissance arbeiten; danach kommen die weit berühmteren Floris, Cornelius und Jacob in Antwerpen, beide Architekten, Bildhauer und Ornamentstecher, welche ein neues Genre der Ornamentirung einführen, heute noch in den Niederlanden der Stil Floris genannt. In Italien war die Hochrenaissance zu dieser Zeit bereits im Absterben, und die in den nördlichen Nachbarländern auftretende Renaissance ist bereits von einer Nachahmung des Michelangelo abgeleitet. Dies Verhältniß läßt die Ornamentik der Floris ebenfalls erkennen, sie geht von dem Kartuschenwesen aus und bildet dies in der Art weiter, daß die Formen an geschnittenes und gerolltes Leder erinnern. Hiermit verbindet sich eine reiche Zuthat von Figuren, Thieren, Vögeln, Blumen, Früchten, Bändern und Draperien, dem naturalistischen Zuge niederländischen Gefühls entsprechend. Das Ganze fußt wohl auf der italienischen Spätrenaissance, wird aber erst von den Flamändern zur Vollendung gebracht.

Mit dieser Zeit, der Mitte des 16. Jahrhunderts, beginnt die allgemein interessante kunstgeschichtlich wichtige Entwickelung der holländischen Renaissance, und es ist hier auch wohl der geeignete Punkt auf ein uns vorliegendes, soeben erschienenes, von Herrn Galland verfaßtes Werkchen aufmerksam zu machen, welches denselben Gegenstand behandelt.*) Der Verfasser hält die eigenthümliche holländische Mischbauweise aus Ziegel und Haustein, in Verbindung mit der oben geschilderten Ornamentik, für wohl geeignet, um bei der Gestaltung des einfacheren Bürgerhauses, vorzugsweise in unseren mittleren und kleineren Städten, wieder erneute Anwendung zu finden. Man kann dieser Ansicht nur zustimmen, denn die Herstellung der Façaden aus Ziegeln mit Haustein-Detaillirung ist solide und verhältnißmäßig billig, und kann jedenfalls als ein bedeutender Fortschritt gegen die viel übliche Mörtelputzerei und Stuckverkleisterung betrachtet werden. In Wirklichkeit hat sich diese Bauweise bereits ein Feld erworben, auch speciell in Berlin, nur wäre zu wünschen, daß an der specifisch holländischen Auffassung der Giebelfaçade festgehalten würde, und daß nicht, wie es leider zu oft vorkommt, die charakteristische Sandsteinprofilirung mit ihrer derben Rustika in Mörtelputz nachgeahmt würde; denn diese Surrogatherstellung vernichtet vollständig das Princip der Bauweise, welche gerade darauf ausgehen muß, die am meisten dem Wetter ausgesetzten Bautheile aus dem solidesten Material zu bilden. Das erwähnte Werk des Herrn Galland ist ganz geeignet, in das Studium der holländischen Renaissance einzuführen; dasselbe gibt in knapp gezogenen Umrissen das Wesentliche der geschichtlichen Entwickelung. Vielleicht wäre von den Wohnhäusern etwas Ausführlicheres wünschenswerth gewesen, besonders die Grundrisse der meist üblichen, auf das knappste Frontmaß beschränkten Dreifensterwohnhäuser anbelangend. Auch die Ornamentik hätte man etwas eingehender behandelt sehen mögen, weil dieselbe hier mehr als anderwärts den Schwerpunkt der künstlerischen Durchbildung gibt. Indeß ist die Arbeit, so wie sie ist, als Anregung auf diesem noch wenig bearbeitetem Specialgebiete willkommen zu heißen.

Aus dem, was weiter oben über das Verhältniß der holländischen zur italienischen Renaissance gesagt wurde, ist zu schließen, daß es keine Frührenaissance von selbstständiger Bedeutung geben kann. Die Anfänge derselben sind bereits vom Barockstil beeinflußt, und während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in der Insurrectionszeit, geht die Architektur Hollands sogar wieder zur Spätgothik zurück. Indeß gewinnt die holländische Ornamentschule am Ende des Jahrhunderts eine selbstständige, vom Einflusse der Italiener freiere Richtung. Jan Bredemann de Briese aus Leuwarden in Friesland, Maler, Architekt und Ornamentstecher, nimmt die Traditionen der Floris auf und bildet dieselben in echt nationalem Sinne aus. Dieser große Künstler wird deshalb in seinem Vaterlande der König der Architekten genannt und ist wirklich der Begründer der holländischen Renaissanceschule, der Ducerceau der Niederländer. In größeren Kreisen wirksam wird diese Richtung erst nach 1581, dem Jahre der Unabhängigkeitserklärung der Niederlande von Spanien. Das neue berauschende Gefühl nach langen Kämpfen errungener bürgerlicher Freiheit läßt die Malerschule in Haarlem aufblühen, welche zum ersten Male den reinen Realismus der Existenzmalerei künstlerisch voll zur Geltung bringt. Die Kraft der neuen holländischen Richtung läßt sich am besten ermessen, wenn man in Betracht zieht, daß der damals in Italien herrschende Klassicismus des Palladio, dem auch Süddeutschland folgt, hier ganz und gar wirkungslos bleibt; Holland beharrt in der Weiterbildung seiner eigenthümlichen Giebelfaçade. Das Verhältniß der typischen Backsteinflächen zu den umsäumenden Rustikapilastern und Gebälken in Haustein wird immer klarer, und die in derb-naturalistischem Geschmacke gehaltene Ornamentik ist ganz dazu angethan, den angegebenen Stimmungsaccord zu vollenden. Allerdings kommen gleicherzeit die Barockformen mehr und mehr zum Vorschein, wie dies die eigenthümliche, an Schlosserarbeit erinnernde Ornamentik des Rhynlandhauses in Leyden erkennen läßt.

Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts erlebt Holland seine Epoche der Hochrenaissance, und der engverbundene flamänische Einfluß wirkt durch das Genie Rubens sogar nach Frankreich hinüber. Dies beweist die gewonnene Selbstständigkeit umsomehr, als gleichzeitig in Italien Borromini, Bernini, Tiepolo und Andere die letzten Consequenzen des Barockstils ziehen, und in Deutschland die speciell nationale Renaissance zu Ende geht. Wenn, wie schon weiter oben erwähnt, die selbstständige nationale Kunstentwickelung in Holland, auf Grund der früher von Italien eingedrungenen Kunstformen schon von der Unabhängigkeitserklärung von Spanien her datirt, so gewinnt diese Richtung seit 1609, nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes mit Spanien, erst die volle Breite der Entwickelung. In der Malerei wird diese große Epoche am besten durch den Meister der Haarlemer Schule, den bewunderungswürdigen Frans Hals, gekennzeichnet. Aber auch auf dem Gebiete der Architektur entstehen nun ganz klassische Schöpfungen, die sich durch zähes Festhalten an den durch nationalen Charakter bedingten Hauptformen auszeichnen. Mit Recht hebt das citirte Werk von Galland die

*) Georg Galland, Die Renaissance in Holland in ihrer geschichtlichen Hauptentwickelung. Mit erläuternden Zeichnungen Berlin 1882, Carl Dunker (E. Heymons).

Digitized by Google

Schlachtwaag zu Haarlem als ein mustergültiges Beispiel hervor, denn hier ist wieder die originelle Ziegel-Haustein-Rustika vorhanden, aber der Renaissancegiebel ist mit einer Klarheit gelöst, die vorher nicht seines Gleichen findet.

Auf dieser Höhe sollte die holländische Kunst nicht lange bleiben, denn die genialen Uebertreibungen eines Rubens, des Michelangelo der Niederländer, wurden durch seine ungeschickten Nachahmer die Ursache des Verfalls für die verbundenen Provinzen. Rubens hatte, seit seiner italienischen Reise, einen unbedingten Einfluß auf die Schöpfungen der Künstler seines Vaterlandes in allen Gebieten; aber er selbst verließ schon die feinen und graziösen Formen der Renaissance, um eine schwerfällige und weiche Manier der Ornamentirung einzutauschen. Das Genre, welches Rubens nach seiner Rückkehr in sein Vaterland daselbst einführt und welchem die Uebertreibungen eines Borromini nicht fremd sind, wird noch heute in Flandern „Stil Rubens" genannt und wirkte selbstverständlich auch nach Holland hinüber. Indeß mußte eine Richtung, die vor Allem durch das unübertragbare Genie des Meisters groß war, bald durch die minderbegabten Schüler ausarten, ähnlich wie das Erhabene des Michelangelo seine Nachahmer zur Caricatur führte. Aus dem Vollen und Breiten der Rubens'schen Formgebung fiel man in das Verschwommene und in eine übergroße Schwerfälligkeit.

Als Reaktion gegen das Ueberhandnehmen der Barockformen, als erste Regung des wieder beginnenden Klassicismus in Holland, erscheint im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts der Bau des Stadthauses in Antwerpen durch van Kampen. Der Bau ist ganz in Haustein ausgeführt, mit durchgehender Pilastergliederung und Gebälken und ist wohl gelegentlich in seinem Werthe überschätzt, denn die Gesammtwirkung ist nüchtern und akademisch kalt. Jetzt ist das Gebäude in ein königliches Palais verwandelt und hat damit viel verloren. Die seinerzeit originelle Grundrißbildung, welche durch die Anlage der Vierschaar, des Sitzes für das Viermännergericht, in der Mitte der Hauptfront wesentlich bedingt wurde, ist jetzt unverständlich geworden und für die neue Bestimmung fehlt nun ein passend gelegener Hauptzugang. In gleiche Zeit mit dem Entstehen des erwähnten Baues fällt das Wirken Rembrandts, und im Jahre 1640 ist der Umschwung der holländischen Malerei vollendet. Ersichtlich fehlt hier schon der Zusammenhang mit der gleichzeitigen Richtung in der Architektur. Die Malerei war reine Staffeleimalerei geworden und hatte die Fühlung mit der Schwesterkunst verloren. In Deutschland tobte damals der dreißigjährige Krieg, und als man sich über unendlichen Ruinen wiederfand, hatte sich auch hier ein totaler Umschwung in der Kunst vollzogen: der Einfluß Frankreichs hatte nachgerade alles Eigene der Nachbarländer überfluthet. Streng genommen schließt mit demselben Zeitpunkte auch die Entwickelung der specifisch holländischen Renaissance ab, wenn auch noch mit dem einmal gewonnenen Formenschatze gedankenlos weiter gearbeitet wird.

Eine Episode bewirkt noch im dritten Viertel des 17. Jahrhunderts das Eindringen des Jesuitenstils, welcher durch die Kupferwerke des Pozzo eine rasche und weite Verbreitung fand; indeß wird diese Richtung sehr bald durch den Stil Louis XIV., dessen Hauptträger in Frankreich Charmeton, Lepautre, Berain, Perrault und Hardouin-Mansart sind, überflügelt. In Deutschland übt der Ornamentstil „auriculaire", so genannt, weil die Ornamente wie gerollte Ohren aussehen, eine kurze Herrschaft, verschwindet aber auch bald vor der beliebten Nachahmung der Franzosen. In Holland treten in der Malerei die Nachfolger Rembrandts, die Bauernmaler und Stimmungslandschafter auf, aber wie schon erwähnt ohne Zusammenhang mit den plastischen Künsten.

Verfolgen wir nun noch in kurzen Daten die Kunstbewegung der nachfolgenden Zeiten in Holland und seinen Nachbarländern, so finden wir, wie durch den Rest des 17. Jahrhunderts der Stil Louis XIV. sich in Frankreich fortsetzt und mehr und mehr in Holland und Deutschland eindringt. Der Anfang des 18. Jahrhunderts bringt in Frankreich den Stil de la Régence, die erste liebenswürdige Phase des Rococo, graziös, bequem und besonders für die Ausbildung des Innern geeignet, willkommen als eine Befreiung von der übertriebenen Majestät des Perückenstils. Robert de Cotte ist wohl als eigentlicher Erfinder dieses Genres zu nennen. Die Schäferidylle drängt sich in den monumentalen Stil und wird mit ihren Attributen durch die Kunst verkörpert. In Deutschland beginnt der Zopfstil sich zu bilden, allerdings in seiner phantasielosen Vernüchterung der Antike noch durch einzelne glänzende Leistungen genialer Meister aufgehalten. Schlüter baut in Berlin das königliche Schloß im engen Anschluß an die norditalienische Spätrenaissance; Pöppelmann schafft den Zwinger in Dresden als echter Schüler des römischen Guarini; Fischer von Erlach errichtet in Wien seine phantasievolle Karl-Borromäus-Kirche. In den Niederlanden bleibt dagegen der Stil Louis XIV. uneingeschränkt an der Tagesordnung, und erst im zweiten Viertel des Jahrhunderts dringen die Formen des Louis XV.-Stils, der zweiten zopfigen Phase des Rococo, auch hier ein. Indeß bleibt das Muschel- und Schnörkelwesen der Oppenord und Meissonier überall mehr auf die Innendecoration beschränkt, und wenn dieser Stil nach außen vordringt, läßt derselbe nur die überkräftige Plastik des Barocco verschwinden, ohne wesentlich Neues an die Stelle zu setzen. In Deutschland bildet sich nun der echte verwässerte Zopfstil, fast gleichbedeutend mit Stillosigkeit, besonders unter Friedrich Wilhelm I. in Preußen breit und behaglich aus, während in Süddeutschland das Rococo durch die beiden Neumanns eine glänzende Ausprägung erfährt.

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts tritt in Frankreich das Genre Louis XVI. auf und findet noch in Salembier einen originellen Ornamentiker. Aber während nun der Zopf in ganz Europa seine Geltung behauptet, taucht der Klassicismus von Neuem mit Macht auf. Die Aufdeckung von Herculanum und Pompeji, sowie die englischen Publicationen der griechischen Bauten durch Stuart, geben die Anregungen zu den Bauten Knobelsdorfs in Berlin und Soufflots in Paris. Mit den antiken Bestrebungen unseres Winkelmann und Carstens und den gleichzeitig auf Wiederbelebung des Mittelalters gerichteten der Boisserée und Mollers, finden wir uns mitten in das Tohuwabohu der modernsten Kunst versetzt.

Notizen.

Die durch Spemanns Collection angeregte, unter dem Titel: Das Wissen der Gegenwart bei G. Freytag in Leipzig erscheinende Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete erweist auch in ihrem eben erschienenen 3. Band: Allgemeine Witterungskunde von Hermann Klein ihren mehr populär-wissenschaftlichen Charakter, der sie eben von den schon bestehenden billigen Collectionen unterscheidet. Die Witterungskunde nach dem gegenwärtigen Standpunkte der meteorologischen Wissenschaft ist ein überaus interessanter und populärer Gegenstand, der unmittelbar und allgemein in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens eingreift. Die Fortschritte, welche die Meteorologie in Bezug auf die Vorausbestimmung des Wetters gemacht hat, sind unleugbar, wenn sich auch die ganz übertriebenen Erwartungen, zu denen diese modernste Wissenschaft Veranlassung gab, bis jetzt nicht erfüllt haben. Das vorliegende, klar und anschaulich geschriebene Buch, das überdies mit zahlreichen Bildern und Karten geschmückt ist, legt in gemeinverständlicher Weise die Grundzüge der Witterungskunde dar, besonders auch unter Berücksichtigung der gegenwärtig von verschiedenen Centralstellen ausgehenden Wettervoraussagen, so daß sich der Leser ein Urtheil über den Werth dieser Prognosen bilden und selbst den Wetterpropheten spielen kann. Auf eine andere Publication dieser Sammlung: Gindelys Geschichte des dreißigjährigen Kriegs kommen wir nach Erscheinen des Schlußbandes zu sprechen.

* * *

Adolf Palm, Briefe aus der Bretterwelt. Stuttgart, A. Bonz & Comp. Der als guter Feuilletonist bekannte Herausgeber des Stutt-

Digitized by Google

garter Tageblatts bietet. hier in anziehender Form ernste und heitere Bilder aus der Theatergeschichte der schwäbischen Residenz. Von Nicodemus Frischlin und den „Engelländischen Komödianten" an, betrachten wir Schritt für Schritt die Entwicklung der Stuttgarter Bühne bis auf unsere Tage, wobei es an interessanten Parallelen und Episoden nicht fehlt. Die Karlsschule als Pflanzstätte für das Theater des Herzogs Karl, Schubart als Bühnenleiter, die Entstehung des Hof- und Nationaltheaters, der Lewald'sche Cirkel und die Romantiker, Dingelstedts Schwabenstreiche, die Direction Feodor Wehls und treffliche Charakteristiken der vorzüglichsten Mitglieder von Schauspiel und Oper, das Alles ist in angenehmstem Plauderton geistreich, gründlich und unparteiisch dargestellt. Da der Autor die Eigenliebe manches verkannten Genies allerdings etwas unsanft berühren mußte, so ist es begreiflich, daß eine Gegenschrift: **Briefe aus der Blätterwelt von Adolfine Fichte** (Kirchheim, Oßwald) zu reagiren versucht. Die Persiflage ist aber so langweilig und ohne jeden Witz und die Antikritik zeugt von einem so ungebildeten Geiste, daß Adolf Palm ruhig darüber zur publicistischen Tagesordnung übergehen kann.

* * *

Constantinopel. Von Edmondo de Amicis. Aus dem Italienischen von A. Burchard. Rostock, W. Werther.

Dem bekannten italienischen Deutschenfresser und Gallophilen, der in dem seichten Revanche-Poeten Paul Deroulède die Quintessenz des neufranzösischen Genius feiert, geschieht unseres Wissen hier zum erstenmale die Ehre einer Uebertragung ins Deutsche. Der Stoff ist jedenfalls, so lange es eine orientalische Frage geben wird — und wir fürchten noch auf Jahrhunderte hinaus — äußerst actuell, und da es dem Uebersetzer gelungen ist, die echt italienischen Ueberschwänglichkeiten und rhetorischen Floskeln des Originals auf geschmackvolle Weise zu mildern, so können wir diese durch farbenreiche Schönheit und gedanklichen Schwung ausgezeichnete Reisebeschreibung des jungen Genuesers bestens empfehlen.

* * *

In der verdienstlichen „Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen", welche **A. Foersters Verlag in Görlitz** herausgibt, enthält der neueste Band: **Die Minnesänger, ausgewählt und übersetzt von Karl Pannier**, seit Simrock der erste nennenswerthe Versuch, diese Dichtungen in wortgetreuen Uebersetzungen einem weiteren Leserkreise zu erschließen. Mit feinem Sinn hat der Herausgeber die allzu farblosen Lieder weggelassen und unter den charakteristischen aber selten eines übergangen. Die Uebersetzung schließt sich möglichst genau an den Wortlaut und das Metrum an und vermittelt auf solche Weise die viel genußreichere Lectüre der Originale. Unreine Reime und Ungelenkigkeiten in der Sprache waren nicht immer zu vermeiden und sind oft gewollt, um eine genauere Anlehnung an den Urtext zu bewirken.

* * *

Das liebenswürdigste und lustigste Buch **Alphonse Daudets** ist ohne Zweifel sein vor etwa zehn Jahren erschienener „Tartarin", von dem es uns längst wundergenommen, daß er noch keinen deutschen Uebersetzer gefunden hat. Diesem entschiedenen Bedürfniß kommt nun endlich die bei **H. Minden in Dresden** erscheinende autorisirte Ausgabe nach: **Wundersame Abenteuer des edlen Tartarin von Tarascon.** Wer bei diesen frisch erzählten Abenteuern des phantasiereichen Südfranzosen, der durch seinen grundlosen Ruhm genöthigt wird, nach Afrika auf die Löwenjagd zu gehen, seinen Ernst behält, dem ist allerdings nicht mehr zu helfen. Dieser köstliche Typus des furchtsamen Bramarbas, der, nach des Dichters Intention, Don Quijote und Sancho Pansa in sich vereinigt, wurde, wie wir wissen, getreu nach der Natur aufgenommen und hat dem Autor die schriftliche Verwünschung des Rathes der Stadt Tarascon eingetragen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch auf die bei **Philipp Reclam jun. in Leipzig** (Universalbibliothek) erschienene vortreffliche Uebersetzung von Daudets: „Femmes d'Artistes" unter dem Titel: „**Künstler-Ehen**", deutsch von **Adolf Gerstmann**, aufmerksam machen.

Die Nachbar-Pußten. Roman aus der ungarischen Gesellschaft von Stefan Gätschenberger (Leipzig, Wilhelm Friedrich).

Der Verfasser, der offenbar in alle Verhältnisse des heutigen ungarischen Lebens genau eingeweiht ist, gibt hier eine Anzahl interessanter, der allerletzten Gegenwart entnommener Bilder aus dem Treiben der modernen Magyaren in Stadt und Land. Irren wir nicht, so hat er sogar lebende Persönlichkeiten und wahre Begebnisse so geschildert, daß sie unter der durchsichtigen Verschleierung wohl erkennbar sind. Insofern ist das Buch sicherlich nicht ohne actuelles Interesse, gerade jetzt, wo die Wogen des Deutschenhasses in Ungarn oft so hoch gehn. Ob der Verfasser in der Schilderung des hohlen, leeren, geradezu erbärmlichen Treibens der heutigen Magnaten übertreibt, vermögen wir nicht zu beurtheilen. In seinem Stil vermissen wir hin und wieder den höheren Schwung; nur in der prächtigen, anschaulichen Beschreibung der Szegediner Ueberschwemmung beweist er dichterisches Feuer und dramatische Gestaltungskraft. T—n.

* * *

Und noch heute erlöset sie uns! Erzählung von Oskar von Kellen (Leipzig und Lüneburg, L. Pollmann).

Das vorstehende Buch wurde in allen Zeitschriften als hervorragende belletristische Novität angekündigt. Und das ist es denn auch. Es ragt durch seine unfreiwillige Komik über Alles hervor, was uns der Büchermarkt seit langem brachte, es ist hervorragend schwülstig, ungesund, affectirt und spaßhaft. Das ganze, ziemlich dicke Buch ist ein riesiger Dithyrambus, überfüllt mit mehr oder minder geschmacklosen Metaphern; kein Satz ist, wie ihn andere vernünftige Menschen bilden, und das soll offenbar poetisch sein; Herr und Diener, Fährmann und Schloßvogt, Maler und Graf, Alles spricht nebst dem Erzähler selber in Trochäen und Jamben, dicht gespickt mit Hyperbeln und unmöglichen Vergleichen aus den Mythologien aller Völker für die gewöhnlichsten Dinge dieser Welt. Es herrscht hier eine Uebespanntheit und Exaltation vor, daß man sich mehr als einmal an den Kopf greifen muß, um sich zu überzeugen, daß er nicht schwindelt. Allmählig tritt aber entschieden ein Gefühl der Seekrankheit ein. Die Fabel des Romans selber ist ebenso dürftig als rührend-naiv. Und doch ist der Verfasser kein gewöhnlicher Stümper, es ist Methode in seinem Unsinn. Vielleicht würde er bei einiger Enthaltsamkeit in gebundener Rede etwas leisten können. Vorläufig empfehlen wir sein Buch als bedeutende Erscheinung auf dem Gebiet der humoristischen Literatur; wer es liest, bei dem wird, um mit dem Verfasser zu reden, „die Wonne, wie ein goldnes Lämmlein, durch die Fluren hüpfen". Für die gelungenste der übrigen Metaphern erklären wir die, daß „die Kandelaber im Palast des Lebensglücks verloschen sind, aber die Sonne hoch über der Alhambra der Liebe" steht. Der Roman gewährt auch eine Art pathologisches Interesse. T—n.

* * *

Von **Prof. Hermann Weiß'** rühmlichst bekannter **Kostümkunde** (Stuttgart, Ebner und Seubert) ist soeben der erste Band der zweiten, gänzlich umgearbeiteten Auflage erschienen. Er enthält die mit zahlreichen Holzschnitten und farbigen Tafeln geschmückte Geschichte der Tracht und des Geräths der Völker des Alterthums, ganz dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft entsprechend noch mehr auf das Praktische gerichtet, als dies in der ersten Auflage der Fall war. Jetzt ist der Stoff eingehender, aber trotzdem übersichtlicher gegliedert, was dem trefflichen Buche gewiß zahlreiche Freunde erwerben wird.

* * *

Frauenliebe. Novellen von M. von Weißenthurn. (Leipzig, W. Friedrich.) Von einer Frau geschrieben, für Frauen berechnet, von Frauen handelnd. Das ist eigentlich Alles, was man von dem Buche sagen kann, es fordert sonst weder zu besondrem Lobe noch zu besondrem Tadel heraus. Der Stil ist meist poetisch, die Schilderungen nicht ohne Anschaulichkeit, das Süjet aber nicht immer anziehend, manchmal gar zu sentimental. Die Novelle „Eine Gewissensschuld" ist die lesenswertheste, aber auch die andren werden ihr Publicum finden. T—n.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in **Berlin.**

Verleger:
Georg Stilke
in **Berlin.**

Digitized by Google

Inserate.

Monumentales geschichtliches Bilderwerk.

Soeben erschien im Verlage von
PAUL NEFF IN STUTTGART
Die zweite verbesserte Auflage:

BILDERATLAS
ZUR
WELTGESCHICHTE

Nach Kunstwerken alter und neuer Zeit.
146 Tafeln gross Folio mit über 5000 Darstellungen.
Gezeichnet und herausgegeben
von
Professor Ludwig Weisser,
weil. Inspektor des Königl. Kupferstich-Kabinets in Stuttgart.
Mit erläuterndem Text von Dr. Heinrich Merz.
In elegantestem Halbfranzband nur M. 30.—

Das Werk ist auch in 25 Lieferungen à M. 1.— oder complet broschirt à M. 25.—, eventuell auf Ratenzahlungen zu beziehen.

Weisser's „Bilder-Atlas zur Weltgeschichte" ist ein willkommenes Supplement zu jeder Welt- und Kunstgeschichte, zu jedem Conversations-Lexikon. Der Bilder-Atlas will all das Grosse, Schöne, Bedeutungsvolle im Leben der Menschheit, die Götter- und Mythenwelt der Alten, die Trachten der Vorzeit, das kriegerische Leben, das alltägliche Treiben öffentlich und daheim, die Gesichtszüge berühmter Männer und Frauen, die denkwürdigen Thaten und Ereignisse zur Darstellung bringen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Rodbertus-Jagetzows
Socialökonomische Ansichten
dargestellt von
Dr. phil. **Theophil Kozak.**
Preis 6 M.

JAPANS
landwirthschaftliche und allgemeinwirthschaftliche Verhältnisse.
Nach eigenen Beobachtungen dargestellt von
Dr. **Georg Liebscher.**
Mit einer Terraindarstellung und fünf statistischen Karten.
Preis 5 M.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Sang und Klang.
Lieder zum Componiren und andere poetische Kleinigkeiten
von **Heinrich Flemmich** (Parcival).
Freiburg i. B. Brosch. 3 M. **Adolf Kiepert's** Hofbuchhandlung.

Parzival,
der Ritter ohne Furcht und Adel.
Eine Festgabe
von
Siegmey.
Mit 12 Zeichnungen von **H. Albrecht.**
Eleg. Ausstattung. Geh. 1 M.
Leipzig. **Rosenthal'sche** Verlagshdlg.

Verlag von **Gebr. Henninger** in **Heilbronn.**

Faust
von
Goethe.
Mit Einleitung u. fortlaufender Erklärung
herausgegeben von
K. J. Schröer.
Erster Theil:
Geh. M. 3.75. In eleg. Leinwandband M. 5.—
Zweiter Theil:
Geh. M. 5.25. In eleg. Leinwandband M. 6.50.

Fausts Leben
vom
Maler Müller.
(Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jh. 3.)
Geheftet M. 1.10.

Armand de Bourbon,
Prince de Conti,
Traité
de la
Comédie et des Spectacles.
(Sammlung französischer Neudrucke 2.)
Geheftet M. 1.60.

Molière's
Leben und Werke.
Vom Standpunkt der heutigen Forschung
von
R. Mahrenholtz.
(Französische Studien II. Band.)
Geheftet M. 12.—

Humoristischer Roman von Alphonse Daudet.
Im Verlage von **Heinrich Minden** in **Dresden und Leipzig** erschien soeben:
Wundersame Abenteuer
des edlen
Tartarin von Tarascon.
Roman
von
Alphonse Daudet.
Einzig autorisirte Uebersetzung mit dem Portrait Daudet's.
Preis eleg. brosch. **M. 2.50,** fein geb. **M. 3.50.**
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Binet fils & Cie, Reims,
Champagnes Elite & Dry Elite,
empfiehlt dem Kenner u. Feinschmecker
der Generalagent
J. Nehrich, Köln.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Straße 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 26. August 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die Militärverhältnisse Marokkos. Von Oskar Lenz. — Autokritiken. Bekenntnisse eines Achtundvierzigers. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst:** Carl Fortlage. Von Johannes Volkelt. — Epilog zum Metastasio-Jubiläum. Von A. Stahlv. — Democracy. Ein amerikanischer Roman. Besprochen von H. Zimmern. — Dappertutto. Eine italienische Reisephantasie. Von Ludwig Hevesi. — Notizen. — Inserate.

Die Militärverhältnisse Marokkos.

Von Oskar Lenz.

Die muhamedanischen Staaten Nordafrikas nehmen seit dem Bombardement von Alexandrien mehr als je das öffentliche Interesse Europas in Anspruch und eine ganze Reihe von Differenzen zwischen den Kabineten der verschiedenen Großmächte lassen sich auf jene Länder zurückführen. Und in der That, Europa ist berechtigt, auf diese theilweise wenigstens gesegneten Landstriche, die, einst die Pflanzstätte einer blühenden Cultur, jetzt der Mißwirthschaft barbarischer Despoten preisgegeben sind, einen energischen Einfluß auszuüben. Dieser Einfluß aber kommt nicht blos den betreffenden europäischen Staaten, sondern auch dem Lande, wo sich derselbe äußert, zu Gute; man brauche nur zu sehen, was Algerien ist gegenüber Staaten wie Tunis und Marokko. Die Franzosen haben in der That ganz außerordentlich viel für Algier gethan und nur der gegen ihre eigenen Vortheile blinde politische und religiöse Fanatismus der Araber vermag das zu verkennen. Wenn diese noch immer versuchen, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu revoltiren und das ihnen verhaßte Joch abzuschütteln, so ist dies wohl allein auf die Form und die Mittel zurückzuführen, welche die Franzosen angewendet haben, um die einheimische Bevölkerung mit den Vortheilen der europäischen Civilisation bekannt zu machen. Auch haben hier wie in allen orientalischen Ländern die zahlreichen christlichen Aventuriers, welche sich aus allen Theilen Europas dort ein Rendezvous zu geben scheinen, das Ansehen der Abendländer empfindlich discreditirt.

Man hört neuerdings öfters von einer panislamitischen Bewegung, von einem heiligen Krieg, der Entfaltung der grünen Fahne des Propheten und ähnlichen Dingen reden. Arabi Pascha soll nach seinem Rückzug aus Alexandrien mehrmals damit gedroht haben. Das ist wohl nicht allzu ernsthaft zu nehmen. Allerdings gährt es in der ganzen islamitischen Welt Afrikas, von Chartum bis Segu, und von Aegypten bis Marokko; man fühlt eben, daß sich der Ring der modernen Cultur immer fester um den Islam legt, dessen Glanz bereits sehr fadenscheinig geworden ist; es ist begreiflich, daß sich die Religion Muhameds nicht ohne Gegenwehr aus den seit Jahrhunderten in ihrem Besitz befindlichen Ländern drängen lassen wird. Da nun aber fast alle Staaten Europas in den Mittelmeerländern interessirt, die Araber selbst aber unter sich zerfahren und uneinig sind, so ist eine ernstliche panislamitische Bewegung nicht allzu sehr zu fürchten; im Gegentheil würde sie, freilich mit großen Opfern auf beiden Seiten, den Vertheilungsproceß der in Rede stehenden Länder beschleunigen. Die Sentimentalpolitik mancher sogenannter Philanthropen, die in dem Eindringen der Europäer in fremde Länder eine unberechtigte Anmaßung sehen wollen, kann auf die Mittelländer gewiß nicht Anwendung finden; die civilisirte Welt kann nicht gestatten, daß dicht vor ihren Thoren der fortschreitenden Cultur Halt geboten werde.

Während Algerien und Tunis in festen Händen sind, in Aegypten vermuthlich England und Frankreich mit dem „europäischen Concert" ein Arrangement treffen werden, und Tripolitanien sich noch der Osmanenherrschaft erfeurt, ist bisher Marokko noch wenig in den Vordergrund getreten. Das „entfernte Abendland", Maghrib el Aksa (the far west), wie es der Araber nennt, hat es in der That besser verstanden, wie irgend ein muhamedanischer Staat, sich dem europäischen Einfluß zu entziehen. Marokko ist bis heute noch eines der am meisten abgeschlossenen Länder der Erde, und ein großer Theil des Landes, besonders die gebirgigen Partien, sind ebenso unbekannt wie die entlegensten Gegenden Innerafrikas.

Eine Menge günstiger Umstände trafen zusammen, daß es mir während meines Aufenthaltes in diesem Lande gelang, in viele Verhältnisse einen tieferen Einblick zu bekommen als die Mehrzahl der Reisenden vor mir; zahlreiche wichtige Daten wurden mir von dort jahrelang ansässigen Europäern gegeben, und so will ich im Nachstehenden einen kurzen Ueberblick über die Streitkräfte des Sultans von Marokko geben, die vielleicht berufen sind, in den allerneusten Wirren noch eine Rolle zu spielen.

Die Militärmacht Marokkos besteht aus folgenden Elementen: el-Bochâri, el-Machazniyah, el-Askar, el-Tobdschiyah, el-Bahariyah, el-Harkah. Betrachten wir kurz die einzelnen Glieder dieser Truppenmacht.

1) el-Bochâri. Es ist dies ein bereits im Jahre 1679 vom Sultan Maula Ismail, dem bedeutendsten Regenten aus der jetzt noch regierenden Familie der Filali, gegründetes Reitercorps, das, fast ausschließlich aus Negern bestehend, gewöhnlich unter dem Namen der „schwarzen Garde" aufgeführt wird. Der Name el-Bochâri kommt daher, weil es der Sultan seinerzeit dem in Marokko hochverehrten gelehrten Theologen und Schriftsteller Sidi Bochari geweiht hatte.

Dieses Corps, welches zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Stärke hatte, so daß es, bis auf 50,000 Mann gestiegen, dieselbe Rolle zu spielen begann, wie die Prätorianer in Rom und die Janitscharen in Konstantinopel, ist gegenwärtig kaum 5000 Pferde stark. Unter dem Großvater des jetzigen Sultans Muley Hassan zählte es noch 16,000 Mann. Maula Ismail versammelte seinerzeit alle geeigneten Neger, die sich in seinem Lande vorfanden, theilte sie in Regimenter und ließ sie sorgfältig drillen. Seine Bochâri zeichneten sich ebenso sehr durch

Digitized by Google

Grausamkeit als durch wilde Tapferkeit aus; mit ihnen eroberte er das heutige Reich Fäß und Marokko und dehnte seine Herrschaft sogar bis nach Timbuktu aus. Zum Unterhalte wies er ihnen Ländereien an, vorzüglich in der Nähe seiner Residenz Miknäs, welches daher von manchen Schriftstellern als Hauptquartier der „schwarzen Garde" angegeben wird.

Wie damals begleiten noch jetzt die Bochäri den Sultan auf allen seinen Zügen, im Frieden wie im Krieg. Ist er in Fäß, so ist doch stets ein Commando der Bochäri bei ihm; die übrigen kehren nach der Gegend zurück, wo sie belehnt sind und cultiviren den Boden, bis sie wieder aufgeboten werden, oder etwa auf einige Zeit nach Fäß rücken, um ihre dort zurückgebliebenen Kameraden in ihrem Dienst als Leibwache abzulösen. Sie erhalten im Frieden als Sold nur ungefähr $7\frac{1}{2}$ Francs monatlich, wenn sie im Dienst, d. h. am Hof des Sultans sind; auf dem Marsch und im Kriege Verpflegung für sich und die Pferde.

Im Wesentlichen sind gegenwärtig die Bochäri von der nachfolgenden Kategorie, den Machazniyah, wenig verschieden. Nach Landessitte tragen sie den weißen Burnus (in Marokko Dschelab genannt), und sind mit langen Flinten, nahezu geraden Säbeln und Yatagans (kurze krumme Dolche), selten mit Pistolen bewaffnet. Lanzen führen sie nicht. Sie greifen in gestreckter Carrière an, schießen ihre Flinten ab, und kehren langsam zurück, um wieder zu laden. Nur wenn der Feind weicht oder in Unordnung geräth, dringen sie weiter vor und kämpfen mit Säbel und Yatagan.

2) el-Dscheisch oder el-Machazniyah. Die Dscheisch sind eine uralte Institution, sie bilden nebst den Bochäri die Cavallerie der marokkanischen Armee. Der häufiger gehörte Ausdruck Machazini (mit starkem Accent auf der zweiten, mit kräftigem Rachenlaut auszustoßender Silbe und fast vollständigem Verschlucken des a in der ersten Silbe auszusprechen) kommt von dem in allen europäischen Sprachen gebräuchlichen Wort Magazin. Es bedeutete dies ursprünglich den Ort, wo der Sultan seine Schätze aufbewahrt, und die Wächter dieser Magazine wurden dann Machazini genannt. Sie sind also gleichfalls Reiter und mit Ländereien belehnt, von deren Ertrag sie leben und ihre Pferde unterhalten. Sie sind im ganzen Lande zerstreut, und jeder Amil, d. h. Gouverneur eines Districtes, hat je nach der Größe desselben 50—100 Machazini zu seiner Verfügung, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und ihm als Boten zu dienen. Sie repräsentiren also Polizei und Gendarmerie, sind aber gleichzeitig zu Kriegsdiensten verpflichtet.

Die Dscheisch haben keinen Anspruch auf Sold. Nur diejenigen, welche bei den Amilen Dienst thun, empfangen 2 Francs monatlich, und so oft sie zur Abgabenerhebung oder sonstigen Executionen im Bezirk verwendet werden, eine unbestimmte Entschädigung von dem Betheiligten (die sogenannte suchrah). Dieser Gebrauch führt selbstredend zu großen Uebelständen. Die Eigenschaft als Dscheisch oder Machazniyah ist erblich, ebenso wie das Grundstück, mit dem er belehnt ist, in der Familie bleibt, so lange als männliche Nachkommen vorhanden sind. Neue Belehnungen finden nicht statt. Hat ein Dscheisch mehrere Söhne, so können sie alle Heeresfolge leisten; wenn sie kein Pferd besitzen, zu Fuß, und werden dann Tsiräs genannt und erhalten, wenn sie von dem Amil des Bezirkes verwendet werden, geringeren Sold als die berittenen Dscheisch.

Den Marokko besuchenden europäischen Touristen fallen die Machazini am ersten auf. Sie tragen unter dem üblichen weißen Burnus einen ziegelrothen Kaftan und ebensolche Hosen, eine hohe rothe Kappe, langes Gewehr und Säbel und gewöhnlich auch einen langen Lederriemen, der zur Execution in den Gefängnissen dient, wo die Prügelstrafe in dem ausgedehntesten Maße Anwendung findet. Bei Touren in das Innere bekommt der Europäer einen oder zwei Machazini als Escorte mit, wofür er natürlich bezahlen muß; dafür sorgen dann aber auch diese Gendarmen, daß in den Dörfern, wo gerastet wird, die „Muna" in gehöriger Weise geliefert wird. Es ist dies eine charakteristisch marokkanische Einrichtung. Jeder mit einem Geleitsbrief des Sultans und Escorte versehene europäische Reisende, wie auch die auf Reisen befindlichen Beamten des Sultans, hat das Recht, in dem Orte, wo er übernachtet, die Muna zu verlangen, d. h. er bekommt Quartier, sobald er keine Zelte mit sich führt, Nahrung für sich und seine Begleitung, Futter für die Trag- und Reitthiere sowie noch ein Geschenk an Thee, Zucker und Kerzen, ohne dafür zahlen zu müssen. Die Machazini sorgen nun mit rücksichtsloser Strenge dafür, daß dies Alles in genügenden Quantäten vom Ortsvorsteher geliefert wird, der Bezahlung dafür nicht annimmt. Es mag dies ursprünglich eine in wohlmeinender Absicht eingeführte Einrichtung gewesen sein, da es Gasthöfe in unserem Sinne in Marokko nicht gibt, es wird aber besonders von Seiten der Machazini viel Mißbrauch getrieben. Dieser letztere sorgt übrigens in anerkennungswerther Weise für die Sicherheit und Bequemlichkeit des ihm anvertrauten rumi (Römer), wie heute noch alle Europäer von den Marokkanern genannt werden.

Einschließlich der erstgenannten Bochäri, die wie erwähnt gegenwärtig schwer von den Machazini zu trennen sind, gibt es zur Zeit 10—12,000 Reiter beim Sultan und den verschiedene Gouverneuren im Lande. Die Dscheisch gehören vorherrschend den Stämmen Schiragah, Aulad Dschemmah, Schirardah, el Hudayah und den Ruwafah (Bewohner des er rif genannten Gebirges) an; im Kriege sollen sie 30,000 Mann stellen, ungerechnet derjenigen, welche im Dienst des Sultans und der Amile sind.

3) el-Askar. Mit dem türkischen Wort askiar (Soldat) bezeichnen die Marokkaner eine Infanterie, welche der Sultan Maula Abderrhamän infolge des Krieges mit Frankreich, nach dem Muster der französischen Zuaven oder der Turcos einrichtete. Sie besteht nur aus 4000 Mann, welche stets den Sultan begleiten. Man nennt sie jetzt die „alten Askar", da der regierende Sultan Muley Hassan neue Bataillone derselben Art gegründet hat. Er hob zu diesem Ende, meistens unter Anwendung von Gewalt, Rekruten aus und zwar von den Städten Marrakesch, Fäß, Rabat, Slä, el Araisch (Larache) und Ksär, Miknäs, Tandschah (Tanger) und Tetuan und von den Kabialt (Stämmen) Rhamnah, Seraghnah, Haha (im Lande des Wad Sus, südlich vom Atlas), Schiadmah und Inschugah (auch im Wad Sus), im Ganzen 6300 Mann. Die Städte konnten dem Verlangen des Sultans keinen Widerstand leisten, den Stämmen wurde die Gestellung einer bestimmten Anzahl von Rekruten als Strafe auferlegt, nachdem sie von den Truppen der Regierung besiegt waren, oder sich ohne Kampf unterworfen hatten. Der Sultan hat die Stammesgenossen bei einander gelassen und aus jedem Contingent einen mehr oder weniger großen taktischen Körper gebildet. Das größte hat die frühere Residenz Marrakesch (gewöhnlich Marokko genannt) mit 1000 Mann gestellt, die kleinsten lieferten Tanger und Tetuan mit je 200 Mann. Sie sind nach Art der Zuaven mit europäischen Gewehren bewaffnet und einem Bajonnet, welches in der Scheide getragen wird. Ihre Uniform ist brennend roth mit grünen, schmalen Aufschlägen. Die Instructeure der Askar waren anfänglich ägyptische und französisch-algerische Offiziere und Unteroffiziere aus dem arabischen Corps. Die Ausbildung der Truppen ist jedoch sehr mangelhaft, ebenso die Bewaffnung, da die Gewehre von sehr mannichfaltiger Construction und verschiedenem Kaliber sind. Der Dienst ist lebenslänglich, jedoch werden unheilbar Kranke und Alte nach ihrer Heimat entlassen. Die Asker beider Kategorien erhalten jährlich eine vollständige Uniform und zwar an dem großen Rhamadhanfest und bekommen zu ihrem Unterhalt die sogenannte Askar-el-kadim und zwar die ältere von Sultan Abderramahn errichtete Truppe täglich ungefähr $\frac{1}{3}$ Franc nebst einem Monatssold von etwas über 6 Francs, während die jüngeren Bataillone täglich einige vierzig Centimes und monatlich nicht ganz 10 Francs erhalten.

Trotz der europäischen Instructionsoffiziere, die neuerdings berufen worden sind, fehlt doch diesen regulären Truppen Alles, was nach unseren Begriffen dazu gehört. Schon der Unterschied des Alters unter den Soldaten ist im höchsten Grade der guten Ausbildung hinderlich; man sieht eine Menge ganz junger, noch

Digitized by Google

nicht ausgewachsener Bursche, die kaum das Gewehr tragen können, und ebenso zahllose graubärtige alte Männer; Disciplin und Respect vor den Offizieren ist natürlich auch mangelhaft, und die Uebungen auf den Exercierplätzen wirken durchaus komisch auf den Europäer.

4) el-Tobdschiyah, die Artilleristen. Seit alter Zeit existiren in den festen Städten der Küste, nach Art der Janitscharen-Tobdschi in der Türkei, von denen ebensowohl die Einrichtung als der Name genommen zu sein scheint, seßhafte, nicht uniformirte Artilleristen, deren ganzer Dienst gegenwärtig darin besteht, mit den wenigen noch mit Lafetten versehenen kleineren Geschützen gelegentlich die fremden Kriegsschiffe zu salutiren und an den muhamedanischen Festen sowie im Fastenmonat zu den Gebetzeiten und wenn ein Schreiben des Sultans öffentlich verlesen wird, die übliche Anzahl von Kanonenschüssen zu lösen. Sie sind größtentheils Handwerker und gehen außer Dienst ihrem Gewerbe nach.

Solcher Tobdschiyah befinden sich in Tanger, Tetuan, el Araisch, Rabat, Sla, Dar el Baidah, Mazagan, Asfi und Mogador, im Ganzen 840 Mann. Ihr Dienst ist erblich, sie sind abgabenfrei, jedoch nicht mit Land belehnt, wie die Machazniyah, und erhalten einen monatlichen Sold von 9 Francs.

Außer ihnen verfügt Marokko nur noch über ein in neuerer Zeit aus der regulären Infanterie (Askar) entnommenes Detachement von 350 Mann, welche dieselbe Uniform tragen und gleichen Sold empfangen, wie jene. Sie bedienen die wenigen Feldgeschütze, welche der Sultan auf seinen Zügen mit sich führt. In diesem Corps dienen in der Regel auch die jetzt wenig zahlreichen Renegaten. Es sind dies zumeist spanische Deserteure, jedoch finden sich unter ihnen auch andere Nationalitäten vertreten.

Die Befestigungen der marokkanischen Städte sind fast alle in Verfall und könnten die Mauern einer europäischen Artillerie nicht widerstehen. Vor einigen Jahren haben englische Industrielle dem Sultan eingeredet, er müsse Tanger neu befestigen, um dasselbe vor einem Handstreich einer europäischen Seemacht zu schützen; er hat sich auch verleiten lassen, einige große Kanonen mit enormen Kosten kommen zu lassen; seit Jahren ist man mit der Aufstellung der Geschütze beschäftigt, aber die Mehrzahl liegt noch im Sand vergraben und wird wohl auch da liegen bleiben. Das Ganze war eine unnütze Ausgabe, aber es wollten eben einige Leute Geld verdienen und so mußte der Sultan dem Drängen der Engländer nachgeben.

5) el-Bahariyah, Seeleute, 900 Mann, sind die Ueberreste der Bemannung der marokkanischen Flotte. Eine marokkanische Kriegsflotte existirt nicht mehr, überhaupt ist die ganze Schifffahrt dieses Landes zu Grunde gegangen. Eine Handelsmarine gibt es gleichfalls nicht, und die Ueberreste des letzten Kriegsschiffes modern im Sande bei Larache. Selbst die Rif-Piraten scheinen seit dem letzten Krieg mit Spanien 1859—60 ihr Gewerbe des Seeraubes im Kleinen eingestellt zu haben. Sie beschränken sich jetzt darauf, mit ihren kleinen flachen Fahrzeugen das Bauholz ihrer Wälder längs der Küste nach Tanger und einigen Häfen am atlantischen Ocean zu bringen. Ihre offenen Boote können die hohe See nicht halten, abgesehen davon, daß ihnen alle nautischen Kenntnisse fehlen. Wenn so ein Schiff unter marokkanischer (rother) Flagge fährt, so ist es in der Regel von europäischen Kaufleuten ausgerüstet und mit europäischen Matrosen bemannt. Der Sultan besitzt nur noch einige Leichterfahrzeuge in den verschiedenen Hafenplätzen, welche für seine Rechnung arbeiten, und dabei werden im Frieden die Bahariyah als Matrosen verwendet. Statt des Soldes erhalten diese $^2/_3$ der Summen, welche sie beim Laden und Löschen der Handelsfahrzeuge erwerben, während $^1/_3$ dem Sultan zufällt. Ihr Stand erbt vom Vater auf den Sohn; sie sind abgabenfrei wie die Tobdschiyah und die Machazniyah und in denselben Hafenplätzen stationirt wie diese.

Im Kriege sind die Bahariyah verpflichtet, auch als Landsoldaten zu dienen und empfangen dann Verpflegung und denselben Sold wie die Askar.

6) el-Harkah, wörtlich die Bewegung, der Landsturm. Die Harkah besteht aus allen waffenfähigen Männern des Landes. Der Sultan bietet sie auf, so oft er ihrer bedarf, in ihrer Gesammtheit oder bezirksweise, sei es zum Zweck der Dämpfung von Aufständen im Innern, sei es für den Kampf gegen äußere Feinde.

Sie kämpfen zu Fuß oder zu Pferd je nach ihren Mitteln, sind aber in beiden Fällen mit den landesüblichen langen Flinten und dem Yatagan bewaffnet, manche Reiter unter ihnen führen kurze Wurfspieße. Die lange Lanze, die Hauptwaffe der Beduinen des Orientes, scheint in Marokko unbekannt zu sein.

Im Kriege wird dieser Landsturm mit Lebensmitteln versehen, Sold erhält er nicht.

Die Harkah wird im Falle des Bedürfnisses von dem Amil (Gouverneur) des Bezirkes zusammengerufen und im Kriege von ihm dem Sultan zugeführt. Kommt sie im Bezirk selbst zur Verwendung, so befehligt sie der Amil. Vor einigen Jahren unternahm der Sultan einen Kriegszug gegen die häufig revoltirenden Bewohner der nordöstlichen Gebiete des Reiches und nahm dazu 30,000 Mann, welche aus etwa 12,000 Reitern, Bochari und Dscheisch, 4000 Mann Askar und 14,000 Harkah aus verschiedenen Theilen des Landes bestanden.

Da die Gestellung der Harkah fast freiwillig ist, so läßt sich ihre Stärke schwer angeben. In Kriegen für die nationale Unabhängigkeit, eventuell für den Islam, dürfte ihre Zahl sehr groß sein. Wenn man in Betracht zieht, daß jeder Bewaffnete vom Knaben- bis zum Greisenalter zur Harkah gehört, und daß Jedermann bewaffnet ist, so mag die Schätzung mancher Schriftsteller, welche sie auf 3—400,000 Mann angeben, nicht übertrieben sein. Wohlunterrichtete Personen behaupten, daß gegen Ende des letzten Krieges mit Spanien etwa 300,000 Marokkaner, meist Harkah, bei Tetuan unter den Waffen standen.

Der Sultan von Marokko verfügt demnach im Fall eines Krieges mit einer europäischen Macht etwa über folgende Streitkräfte:

1) Bochari (schwarze Garde) 5000 Reiter; 2) Dscheisch (Machazniyah) 25,000 Reiter; 3) Askar 6300 Infanterie; 4) Tobdschiyah 840 Infanterie; 5) Bahariyah 900 Infanterie; 6) Harkah (Aufgebot aller waffenfähigen Mannschaft) 300,000 Reiter und Fußtruppen.

So unzuverlässig diese Truppen sein mögen, wenn sie der Sultan zu Aufständen im Innern verwenden will, so dürften sie doch in einem Krieg mit einer christlichen Macht, besonders wenn man ihnen einredet, der Islam sei in Gefahr, eine nicht zu unterschätzende Macht bilden. Freilich werden sie nirgends in offener Feldschlacht gegenüber einer wohlausgerüsteten und wohldisciplinirten europäischen Truppe Erfolge erringen können, aber ihre Vertrautheit mit dem Land, ihr wilder und leicht erregbarer Fanatismus lassen sie doch als einen Gegner erscheinen, der einen bedeutenden Aufwand von Truppen zu seiner Niederwerfung erfordern würde.

Autokritiken.

Bekenntnisse eines Achtundvierzigers.

Von Karl Blind.

Von der großen Erhebung der Jahre 1848—49 hat das jüngere Geschlecht in Deutschland so geringe Kenntniß, und es ist so manche Feder thätig, irreführende Angaben zu verbreiten, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, bei einem besonderen Anlasse der Wahrheit zur Ehre zu verhelfen. Mehr als ein Menschenalter ist seit jenen tragischen Ereignissen verflossen. Jeder sollte daher wohl mit Ruhe darüber sprechen und die Thatsachen hören können.

Nun denn, eine Thatsache steht hier vor Allem fest; und das ist: daß der deutschen Revolution ein ebenso entschieden

Digitized by Google

nationaler, wie demokratischer Zug eigen war — ein nationaler Zug, von dessen Stärke die nachgeborenen Verkleinerer jener mächtigen Bewegung keine Ahnung zu haben scheinen, wenn anders sie nicht wissentlich das Geschäft der Herabsetzung betreiben.

Wie tief die demokratische Strömung in den Märztagen und noch lange darüber hinaus ging, das ergibt sich vielleicht am Klarsten an der damaligen Haltung der monarchisch-constitutionellen Partei. Als der unter der Leitung von Heinrich von Gagern stehende Siebener-Ausschuß, dessen Mitglieder auf das verfassungsmäßige König- oder Kaiserthum hinarbeiteten, beim Vorparlament zu Frankfurt seinen Antrag auf Umgestaltung Deutschlands stellte, vermied er sorgfältig jede offene Erwähnung der Absicht, ein fürstliches Oberhaupt einzusetzen. Vielmehr verlangte er einfach ein „Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern", welche die „Centralgewalt" darstellen sollten. Näheres über die Natur des Bundesoberhauptes und der Centralgewalt war nicht gesagt. Man schwieg vorsichtig darüber. Jede Möglichkeit schien nach der Wortfassung offen gehalten.

Die weiteren Forderungen der Gagern'schen Partei lauteten wörtlich: „Ein Senat der Einzelstaaten; ein Haus des Volkes, hervorgehend aus Urwahlen; Ein Heerwesen; Eine Vertretung gegenüber dem Auslande; Ein System des Handels, der Schifffahrtsgesetze, des Bundeszollwesens, der Münze, Maß, Gewicht, Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen; Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens; ein Bundesgericht; und Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte."

Das Alles sollte durch eine mit höchster Machtvollkommenheit bekleidete verfassunggebende Versammlung durchgeführt werden, mittlerweile aber ein aus dem Vorparlament gewählter Fünfzehner-Ausschuß die Einberufung dieser Versammlung betreiben. Keineswegs mit Unrecht ist damals von reactionärer Seite bemerkt worden: obiger Antrag der Freunde des constitutionellen König- oder Kaiserthums hätte nach seinem Wortlaute auch für Gründung einer Republik verwendet werden können. Denn es war nichts darin gesagt über die Nothwendigkeit fürstlicher Geburt des Bundesoberhauptes — so wenig wie (um dies beiläufig zu erwähnen) im alten deutschen Rechte die Erwählung des Königs oder Kaisers an eine solche Bedingung geknüpft war. Die voll-freie Geburt genügte ja im Mittelalter als Befähigung für die oberste Königswürde im Deutschen Reich.*)

Mit diesem Hinweise soll nur gezeigt werden, wie außerordentlich rücksichtsvoll die Gagern'sche Partei, gegenüber der starken demokratischen Strömung, bei Beginn der Umwälzung vorging. Dem Antrage des Siebener-Ausschusses entgegen stand im Vorparlament der von Gustav von Struve, Friedrich Hecker u. A. eingereichte, welcher die Herstellung eines bündischen Freistaates nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Amerika verlangte. Dieser Antrag wurde, gleich dem anderen, zur Seite gestellt und die Einberufung einer constituirenden Nationalversammlung beschlossen. Als dieselbe im Mai zusammentrat, war es der Freiherr von Gagern, der als erwählter Vorsitzender ausrief: „Wir haben die größte Aufgabe zu erfüllen. Wir sollen eine Verfassung für Deutschland, für das gesammte Reich schaffen. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränetät der Nation."

Also nicht fürstliche Oberhoheit, sondern Oberhoheit des Volkes. Das war der Standpunkt der constitutionellen Monarchisten. —

Die Stärke des nationalen Zuges ergab sich beim Vorparlament durch den fast einstimmig gefaßten Beschluß auf unverzügliche Einverleibung Schleswigs und Ost- und Westpreußens in den Deutschen Bund. Ueber unsere Grenzen war sich damals Jedermann klar: sie gingen von der Adria bis zum Belt, von den Vogesen bis zu Memel und March. Wer hätte gewagt, unsere östreichischen Gebietstheile ausstoßen zu wollen? Wer hielt es nicht für Pflicht, unsere Brüder in Böhmen und Mähren gegen slavische Vergewaltigung zu schützen?

Wenn im Laufe der Revolution eine theilweise Aenderung in den Parteiauffassungen eintrat, so geschah dies, was die deutsche Gebietsfrage anlangt, gewiß nicht auf demokratischer, sondern nur auf jener Seite, wo man ein Kaiserthum unter Hohenzollern'scher Führung schließlich auch um den Preis einer Ausscheidung Oestreichs zu gründen geneigt war. „Das ganze Deutschland soll es sein!" wurde noch 1849 mitten in der Nationalversammlung zu Frankfurt Denen entgegengesungen, welche ihre bisherige Ansicht über die Zusammengehörigkeit der östreichischen Bundesländer zu Deutschland fast über Nacht gewechselt hatten.

Was die entschiedensten Volksparteien im Besonderen betrifft, so läßt sich ihre gesammt-deutsche, vaterländische Haltung u. A. aus dem Umstande erkennen, daß der durch die preußische Regierung abgeschlossene Waffenstillstand von Malmö als ein „Verrath an Schleswig-Holstein" bezeichnet wurde; daß sich in Frankfurt ein Aufstandsversuch daran knüpfte; und daß die zweite, von Gustav Struve, M. W. Löwenfels und dem Verfasser dieser Abhandlung geleitete, bewaffnete Erhebung in Baden, im September 1848, ebenfalls gegen die schmachvolle Preisgebung unserer Brüder im Norden gerichtet war. Unter den Klängen des „Schleswig-Holstein meerumschlungen" fand der Kampf in Staufen, im Schwarzwald, gegen das stürmende fürstliche Heer statt. Nachdem Staufen in Brand geschossen und eingenommen war, erlitten die Musikanten, welche das vaterländische Lied gespielt, den Tod durch Standrechtskugeln ..... Nein; nicht Standrechtskugeln! Man zog die Unglücklichen vielmehr einfach aus dem Versteck, in welchem sie sich geborgen, einen Tag nach Erstürmung der Stadt hervor, und schoß sie ohne jede Förmlichkeit nieder.

Diese paar Erinnerungen mögen schon zeigen, wie die deutsche Demokratie in vaterländischen Dingen dachte und fühlte. Ist es da möglich, daß sich irgendwer durch die in Mathys Briefen enthaltenen, unlängst in der „Deutschen Revue" veröffentlichten Behauptungen täuschen ließe, als sei es 1849, bei der Erhebung von Baden und der Rhein-Pfalz, auf Gründung einer „süddeutschen Republik unter französischem Protectorat" abgesehen gewesen!?

So schrieb nämlich Herr Mathy an Herrn von Beckerath unterm 18. Mai 1849, nachdem sich das badische Heer vier Tage vorher für die deutsche Reichsverfassung erhoben und dadurch die großherzogliche Familie zur nächtlichen Flucht durch den Haardtwald und zum Lande hinaus gezwungen hatte. Und wiederum schrieb Mathy unterm 26. Mai: „Die Bewegung in Baden und der Pfalz stützt sich nun offen auf französische Hülfe, die zwar noch nicht officiell gewährt ist, vielleicht abgeschlagen, aber doch unter der Hand geleistet wird."

Eine unsagbare Verleumdung; actenmäßig als solche beweisbar.

Um dem Leser den Zusammenhang der Mathy'schen Erfindungen deutlich zu machen; um zu zeigen, warum gerade er jene Beschuldigung verbreitete, muß hier ein wenig auf seine Vergangenheit ausgeholt werden.

Herr Mathy war vor 1848 eine Zeitlang Flüchtling in der Schweiz und mit Mazzini im Verkehr gewesen. Mazzini hat mir darüber in späteren Jahren hier in London mancherlei Mittheilungen gemacht. An dem in französischer und deutscher Sprache veröffentlichten, Mitte der Dreißiger-Jahre gegründeten Mazzini'schen Blatte „Die junge Schweiz", welches den Sinnspruch „Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit" trug, wirkte Mathy als Uebersetzer mit.*) Dem italienischen Führer erschien dieser deutsche Verbannte in jenen Tagen als „voll von Begeisterung für unser Glaubensbekenntniß" (fervido allora d'entusiasmo per la nostra fede). Wohl erinnere ich selbst mich noch, wie Mathy in die badische Kammer trat; wie er eine Zeitlang dort sehr radicale Haltung einnahm; ja, wie er manchmal eine viel drohen-

*) Schwabenspiegel; 103: „Die fürsten sullen kiesen einen künic, der ein *vrier herre* sî; also vrî, daz sîn vater unt sîn muoter vrî gewesen sint . . . ."

*) Vgl. Mazzinis „Scritti Editi e Inediti"; Band V, S. 83.

Digitized by Google

dere Sprache, als die sonst weitergehenden Abgeordneten führte. Allein die auffällige Art, mit der er oft plötzlich in die entgegengesetzte Haltung umsprang, war geeignet, Verdacht zu erregen. Sie machte den Eindruck, als suche er die Regierung durch abwechselnde Heftigkeit und Mäßigung zu veranlassen, ihn durch eine Anerbietung zu sich herüberzuziehen.

Diese Ansicht über Mathy sprach ich Ende 1847 und Anfangs 1848 in der Presse offen in einer Weise aus, welche den fortwährend gern an seine Parteitreue glaubenden Freunden in der Kammer wenig gefiel. Sie hielten seinen förmlichen Uebergang oder Abfall für eine Unmöglichkeit. In meiner Darstellung war dagegen unumwunden vorausgesagt: der Tag werde noch kommen, wo sich die über ihn geäußerte Meinung klar bestätige.

Mathy hat das nie vergessen. In der „Deutschen Zeitung" von Gervinus suchte er kurz vor der Revolution von 1848 auf polizeiliche Ausweisung desjenigen hinzuwirken, der ihn erkannt zu haben glaubte. Der vorausgesagte Tag des Uebergangs kam endlich, indem Mathy — der schon vor den stürmischen Ereignissen von Februar und März einmal nächtlicher Weile ins großherzogliche Schloß gegangen sein sollte — im April 1848 den demokratischen Agitator des Seekreises, seinen bisherigen persönlichen Freund Joseph Fickler, eigenhändig am Karlsruher Bahnhof verhaftete, und zwar unter der Beschuldigung landesverrätherischer Zettelungen.

Für diese Angabe ist gegen Fickler nie ein Beweis erbracht, nie auch nur versucht worden! Dann trat Mathy in die großherzogliche Regierung ein. Unter der Volksmasse, nicht blos unter den Radicalen, sondern auch unter den Liberalen, wurde er damals mit den Spitznamen „Judas" und „Pfui" belegt. Man verbannte sein Bild öffentlich. Selbst diejenigen, welche seine Dienste annahmen, beobachteten seiner Persönlichkeit gegenüber zuerst eine scheue Zurückhaltung. Dieselbe Erfahrung hat ja schon Mancher gemacht, der ähnlich wie Mathy verfuhr: man freut sich des geleisteten Verrätherdienstes, doch man liebt nicht des Verräthers Person.

Ich habe Fickler, einen einfachen Volksmann, bereits vor 1848 gekannt, und seiner, damals in Konstanz erscheinenden Zeitung, weil sie eine der furchtlosesten war, mancherlei freie Beiträge zugehen lassen. Ein gewisser, aus den engen Verhältnissen erklärlicher Kantönli-Geist, doppelt erklärlich zu einer Zeit, wo das Wort „deutsche Einheit" schon als Hochverrath aufgefaßt werden konnte, war Ficklers Natur wohl eigen. Daß er aber dem Vaterlande untreu gewesen, ist ein schnöde Unwahrheit. Mehr als ein Jahr lang hielt man ihn nach seiner Verhaftung durch Mathy im Gefängniß, weil man eben sicher war, jedes Schwurgericht werde ihn sofort freisprechen. Sein Proceß kam sogar erst nach demjenigen vor, der uns, als den Mitgliedern der provisorischen Regierung vom September 1848, zu Freiburg gemacht wurde. Das Ergebniß war: die völlige Freisprechung Ficklers.

So endete die von Mathy wider ihn erhobene Beschuldigung des „Landesverrathes". —

Einmal zu den Gegnern übergegangen, entwickelte Mathy den ganzen Feuereifer eines Ueberläufers, für den kein Rückzug mehr möglich ist. Vor mir liegt ein merkwürdiges Schreiben von ihm, vom 1. October 1848. Es ist ein amtlicher Bericht, den er als Bevollmächtigter des Reichsministeriums nach einer Sendung zu dem großherzoglich badischen Staatsministerium erstattete. Wäre es nach den in dem Schreiben enthaltenen Forderungen des ehemaligen Genossen Mazzinis gegangen, so könnte der Verfasser der gegenwärtigen Darstellung einer Verleumdung nicht mehr entgegentreten; denn eine Standrechtskugel hätte seinem Leben ein Ende gemacht.

Nach Niederwerfung der September-Erhebung waren Struve und ich vor das Kriegsgericht zu Müllheim im Schwarzwald gestellt worden. Dasselbe erklärte sich jedoch für nicht zuständig, da die Verkündigung des Standrechtes in den betreffenden Bezirken erst zwei Tage nach unserer Gefangennahme hatte erfolgen können. Wohl waren die Gräber schon für uns gegraben. Allein bei der Erregtheit der öffentlichen Meinung war es ohne Zweifel auch der Regierung Leopolds erwünscht, nicht mit der Verantwortlichkeit für die standrechtliche Erschießung von Gegnern belastet zu werden, deren Partei kaum acht Monate nachher, Dank der Erhebung des großherzoglichen Heeres selbst, an die Stelle der fürstlichen Behörden rücken sollte. Ueber die Volksstimmung im badischen Oberlande berichtete im October 1848 Graf Keller, der Reichscommissar für die südwestlichen deutschen Bundesstaaten: „man sei im Allgemeinen der republikanischen Staatsverfassung sehr zugethan", und es unterscheide sich die Gesinnung hauptsächlich darin, ob man auf friedlichem oder auf anderem Wege sie zu erreichen hoffe.*)

Für Mathy galt indessen nur ein Gesichtspunct. Einmal ins andere Lager übergegangen, griff er zu jeder Waffe, um die Vertreter einer Richtung, welcher er einst als Mitarbeiter an der „Jungen Schweiz" selbst angehört hatte, zu bekämpfen, sie vom Leben zum Tode zu bringen; sogar unter offener Verletzung der von der großherzoglichen Regierung erlassenen Verfügungen.

In dem erwähnten Schreiben führt er aus, daß die Nicht-Erschießung der „gefangenen Freischaarenführer Struve und Karl Blind" eine verwerfliche „Schwäche" gewesen; daß „die Ruhestörer unschädlich gemacht und ihre Spießgesellen von wiederholten Einfällen abgeschreckt werden" müßten; daß man sich „nicht an Förmlichkeiten stoßen dürfe" (wie die gesetzliche Verkündigung des Standrechtes), sondern „rasches und energisches Handeln" zu zeigen habe; und daß, „wenn die Regierung nicht die Schwäche in diesem Augenblick ablegen und sich nicht entschließen könne, die Kraft zu entfalten, welche zur Rettung Deutschlands und ihrer selbst nöthig sei", der Centralgewalt nur übrig bleibe: entweder alle Hülfe zurückzuziehen oder „dafür zu sorgen, daß die Zügel der Regierung Badens in kräftigere Hände gelegt werden".

Also Absetzung der großherzoglichen Regierung, wenn die gefangenen Mitglieder einer provisorischen Regierung nicht gegen die vorhandenen Rechtsbestimmungen und gegen den eigenen Spruch des großherzoglichen Standgerichtes erschossen würden!

In seiner Schrift: „Die Bewegung in Baden von 1848—49" (S. 128), sagt indessen der großherzogliche Premier-Minister Bekk über die Forderung, uns nachträglich, im Widerspruch mit dem Erkenntnisse des Kriegsgerichtes selbst, dem Standrechte zu unterwerfen, und sich „nicht an Förmlichkeiten zu stoßen": es habe die Regierung sich nicht durch das Mathy'sche Verlangen bewegen lassen können, „einen Justizmord zu verüben". Damit ist wohl Mathy selbst moralisch gerichtet.

Eifrig suchte er damals (s. seinen Bericht) nach den Papieren der provisorischen Regierung, welche dem Sieger in die Hände gefallen waren. Es fand sich nichts darin, was etwa von ihm hätte verwerthet oder nutzbringend umgedichtet werden können. Sein frommer Wunsch, uns nochmals vor ein Standgericht zu stellen, blieb unerfüllt.

Dagegen trat in Karlsruhe, im Mai 1849, nach der Flucht des fürstlichen Hauses, ein regierender Landesausschuß an die Spitze, dessen erklärter Zweck es war, der von höfischen Kamarilla-Verschwörungen bedrängten Deutschen Nationalversammlung als Stütze zu dienen und die nach der bekannten Antwort Friedrich Wilhelms IV. von Preußen noch haltbar gebliebenen Theile der Reichsverfassung zu retten. Dafür standen Heer und Volk in Baden anfänglich auf. Dafür nahmen die Truppen die großherzoglichen Abzeichen von den Fahnen weg. „Ein großes, ein einiges, ein freies Deutschland" war — wie es in dem vom Karlsruher Landesausschuß und den Reichstagsabgeordneten Raveaux, Adolf von Trützschler und Erbe unterzeichneten Aufruf hieß — das Ziel der Bewegung.

Die Sprengung der „Nationalversammlung" zu verhindern, die „Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes" zu schützen: dieser Zweck kehrt in den Kundmachungen jener Zeit stets wieder. Ein Entwurf für Ausbreitung der Erhebung, für Ausfüllung der durch die Abberufung oder den Rücktritt preußischer und

*) Bericht an den Reichsminister des Innern, Herrn von Schmerling, datirt Frankfurt, 8. October 1848.

Digitized by Google

anderer Mitglieder der Nationalversammlung entstandenen Lücken, und für Einladung der Deutschen Nationalversammlung, in Karlsruhe vorläufig ihren Sitz zu nehmen, wurde von mir ausgearbeitet und dem damals einflußreichsten Manne übergeben. Der Entwurf kam nicht zur Ausführung in Folge von Parteiverhältnissen im Landesausschusse, auf welche hier näher einzugehen nicht möglich ist.

Durch Obiges ist der echt vaterländische Geist der badischen Volksbewegung von 1849 genügend erwiesen. Bald entwickelte sie sich, der durch zwei vorhergegangene Erhebungen angedeuteten Richtung gemäß, im Kampf gegen die Reactionsheere wieder ins Freistaatliche. Von seinem Parteistandpunkt mag nun der Einzelne über diese geschichtlichen Vorgänge urtheilen, wie er will. An die deutsche Gesinnung ihrer Träger soll die Verunglimpfung nicht ungestraft rühren. —

Wie Herr Mathy gegen Fickler eine bodenlose Beschuldigung erhoben hatte, so that er es gegen den neuen Soldaten- und Volksaufstand durch seine Briefe vom 18. und 26. Mai 1849. Er spricht darin von einer angeblich beabsichtigten süddeutschen Republik unter französischem Protectorat, von einem offenen Nachsuchen um französische Hülfe.

Da ließe sich nun aus zahlreichen Aufrufen und Reden der Volksregierungen von Karlsruhe und Kaiserslautern und ihrer leitenden Männer aufs Schlagendste beweisen, daß immer und immer wieder betont wurde: „es sei kein Kampf des badischen, kein Kampf des rhein-pfälzischen Volkes, sondern ein Kampf des ganzen deutschen Volkes, für das große, für das deutsche Vaterland, für Deutschlands Einheit, Macht und Freiheit — Deutschland über Alles!"

So sprachen wörtlich die Radicalen; so die Gemäßigten. So diejenigen, welche vor Austrag des Kampfes die Reihen verließen, wie die Anderen, welche ihn treu bis in den Tod oder bis zum Uebertritt der Heeresreste auf Schweizer Gebiet fortsetzten. Sage man, was man wolle — nicht die Demokratie von 1848—49 war es, welche Demarcationslinien innerhalb unseres großen Vaterlandes ziehen oder gar Sonderbündnisse mit einer fremden Macht abschließen wollte. Mit Frankreich, dessen Erhebung den Anstoß zu der deutschen Bewegung gegen die Bundestagsschmach gegeben hatte, wollte man einfach in völkerrechtlich freundschaftlichen Beziehungen bleiben. Gegen jede fremde Lockung aber war die deutsche Demokratie dreifach gewappnet.

Noch mehr. Als Mathy seine angezogenen Briefe vom 18. und 26. Mai schrieb, war zwischen den neuen Regierungen von Baden und Pfalz und der Regierung der französischen Republik noch nicht einmal irgend welcher diplomatischer Verkehr eingeleitet oder versucht worden. Dies kann ich am besten bezeugen; denn ich überbrachte die ersten Vollmachten nach Paris, wo Dr. Friedrich Schütz, Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, kurz vor mir angelangt war, ohne indessen, bei noch mangelnder Beglaubigung, irgendwelche Schritte thun zu können.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Carl Fortlage.

Von Johannes Volkelt.

In dem verflossenen Jahre erlitt die Philosophie in Deutschland mehrere recht empfindliche Verluste. Nicht weniger als vier bedeutende Denker wurden uns durch den Tod entrissen. Im Sommer kam aus Berlin die unerwartete Trauerkunde, daß der Meister des umsichtigen, fein und geschmackvoll abwägenden Philosophirens, Hermann Lotze, gestorben sei; im October verlor die Universität Würzburg Franz Hoffmann, den hochbetagten unermüdlichen Verfechter der Baader'schen Philosophie; wenige Wochen später verschied in Jena der gedankenmuthige Anhänger und sorgfältige Ergänzer des Fichte'schen Idealismus, Carl Fortlage, und im December wurde der einsame, verkannte Julius Bahnsen, einer der originellsten Denker der Gegenwart, von einer tückischen Krankheit weggerafft.

Von den genannten Philosophen ist weiteren Kreisen des denkenden Publicums keiner so zugänglich als Fortlage. Wiewohl seine ganze Persönlichkeit weit mehr auf stille Zurückgezogenheit in das Reich des Denkens angelegt war als auf kampfbegieriges Hinaustreten in den Drang und Lärm der Welt, so war er doch von dem ernsten Verlangen erfüllt, auch außerhalb der Sphäre des strengen Philosophirens die Culturarbeit zu fördern, das Licht und die Wärme seiner Ideale auch in das Leben und Ringen der Mitwelt einströmen zu lassen. Er ist überzeugt, daß vor Allem die Philosophie „die Mittel besitze, eine von unseligen Lasten befreiende und erlösende Wirkung auszuüben". Die Philosophie hat „eine Seite, von welcher sie allgemeine Menschheitssache für Jedermann, unentbehrliche Seelenspeise jedes denkfähigen Geistes, höchste aufklärende und durch Aufklärung beglückende Macht werden kann und werden soll". Und um so mehr fühlt er sich aufgefordert, die Philosophie ins Weite und Volle wirken zu lassen, als er „das Herz unseres Volkes täglich mehr ergriffen und entzündet sieht von dem überall in der geistigen Sphäre bis zur Uebersättigung enthaltenen Krankheitsstoffe einer materialistischen Denkweise". Diese Erscheinung aber hänge wieder damit zusammen, daß wir in einer Zeit leben, wo neue Lebensanschauungen sich Bahn brechen wollen, wo Unerhörtes im Werden ist. Der Gegenwart schwebt verlockend und anfeuernd das Bild einer „Atlantis des erhöheten Wissens und der erhöheten Macht über die Natur" vor. Was ist natürlicher, als daß auf den dahin unternommenen Eroberungszügen viele Geister sich überstürzen, auf Abwege gerathen, oder gar untergehen? Gerade heute findet es daher Fortlage an der Zeit, den zielbewußten, glaubensstarken Idealismus, wie ihn einst Fichte lehrte, auch über die Grenzen der Schule hinaus ohne jede Anbequemung an die der Speculation abgeneigte Gegenwart zu verkünden.

Aus seinen populären Schriften hebe ich die von weitem Blicke eingegebenen und in hohem Tone gehaltenen „Vorlesungen über die Geschichte der Poesie" (1839) hervor, sodann aber vor Allem die drei Bände gesammelter „Vorträge" (1869 und 1874). Alle diese Schriften legen Zeugniß davon ab, in wie hohem Grade Fortlage die Gabe besaß, Reife und Tiefe des Denkens mit leicht verständlicher und anziehender Darstellungsweise zu vereinigen und dabei noch obendrein den Bedürfnissen eines poetischen, stimmungsvollen Gemüthes und eines edlen Geschmackes gerecht zu werden. Vor Allem durch seine „Vorträge" ist es ihm denn auch gelungen, sich ein größeres Publicum zu erwerben, und es ist nur zu wünschen, daß sich immer zahlreichere Leser von diesem kundigen Führer in die Fragen der Philosophie und besonders der Psychologie einweihen lassen mögen. Wie ihm der wissenschaftliche Ausbau der Psychologie am meisten am Herzen lag, so ist ihr auch die Mehrzahl seiner populären Aufsätze gewidmet. Was er nach vieljährigem Beobachten und Nachdenken in seinem zweibändigen „System der Psychologie" (1855) als reifste Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit niedergelegt hatte, das wollte er nach manchen besonders anziehenden und für die ganze Auffassung des Seelenlebens bedeutungsvollen Seiten hin auch einem weiteren Leserkreise zugänglich machen. So ist bei ihm die populäre Schriftstellerei, während sie sonst nur zu häufig aus einer auf der Oberfläche gebliebenen, noch nicht bis zur Wissenschaftlichkeit vorgedrungenen Beschäftigung mit dem Gegenstande hervorgeht, vielmehr das vornehme, freie Ergebniß eines Nachdenkens, das die wissenschaftliche Arbeit weit hinter sich hat.

Fortlage wurde am 12. Juni 1806 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater Gymnasialdirector war. Als er neunzehnjährig die Universität Göttingen bezog, stand der nachkantische Idealismus, besonders in seiner Hegel'schen Form, in voller Ruhmesblüthe. Doch gerieth er unter den bestimmenden, ideenweckenden Einfluß desselben erst in Berlin, wo er seine Studien fortsetzte

Digitized by Google

und sich von der Theologie zur Philosophie wandte. Wie wenig er sich indessen von der damaligen Speculation zu unkritischem und unselbstständigem Nacheifern fortreißen ließ, beweist seine Jugendschrift: „Die Lücken des Hegel'schen Systems", die er bald nach seiner Habilitation in Heidelberg (1829) veröffentlichte. Doch lag ihm damals der Weg, den er später zwischen den verschiedenen Richtungen der nachkantischen Philosophie einschlug, noch nicht in nüchterner Bestimmtheit vor Augen. Seine Entwicklung führte ihn durch eine romantische Ideengährung hindurch. Besonders die „Meditationen über Plato's Symposion" (1835) zeigen uns sein seligkeitstrunkenes Schwelgen in allen Erhabenheiten der Gottheit, der Liebe und Schönheit. Viel gereifter und maßvoller tritt uns seine Weltbetrachtung in den schon erwähnten „Vorlesungen über die Geschichte der Poesie" (1839) entgegen. Außerdem legt dieses auch heute noch hochinteressante Buch Zeugniß davon ab, daß Fortlage keineswegs sich einseitig in seine abstracten Ideen einspann, sondern daß er die reichsten Kenntnisse auf allen Gebieten der Literatur und zugleich die Gabe einer überaus zarten und enthusiastischen Anempfindung für die verschiedenen Weisen des poetischen Genius besaß. Neben der Poesie war es von nicht philosophischen Gegenständen besonders die Musik, die ihn zu eingehender wissenschaftlicher Beschäftigung einlud. Aus seinen musikalischen Studien ging das gelehrte Werk hervor: „Das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt" (1847).

Von Heidelberg war Fortlage, durch Schelling angezogen, nach Berlin übergesiedelt, wo er bis 1845 als Privatdocent lehrte. Hier genoß er den anregenden Umgang von Trendelenburg und Beneke, und ich irre wohl nicht mit der Annahme, daß dieser Verkehr wesentlich dazu beitrug, den Werth der Beobachtung und Erfahrung für die Philosophie in seinen Augen steigen zu lassen und seinem Forschen die Richtung auf ein eingehendes Zergliedern der elementaren und empirischen Vorgänge des Seelenlebens zu geben. Doch sollten die Früchte der hier empfangenen Klärungen nicht in dem geräuschvollen Berlin, sondern in dem kleinen, schon so oft der Philosophie günstig gewesenen Jena, wo er 1846 Professor der Philosophie wurde, zur Reife kommen. 1852 erschien die „Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant" und 1855 das „System der Psychologie". In diesen beiden Werken, zu denen dann noch 1875 die „Beiträge zur Psychologie" kamen, stellt er sich in seiner vollbestimmten und ausgereiften Eigenart dar.

Fortlages Lehrthätigkeit besaß nicht jene Eigenschaften, welche die Philosophie auch für weite Kreise der Studirenden zu einem anziehenden und aufklärenden Gegenstande zu machen geeignet sind. Die philosophischen Probleme bis zu leichtester Faßlichkeit zu vereinfachen, erleuchtende und das Denken fortreißende Anstöße zu geben, dies war nicht seine Sache. Sein gründlich und sorgfältig eingehender Vortrag, der nicht sowohl *über* die Sache sprach, als vielmehr *mitten in ihr* verweilte, konnte nur auf die kleinere Zahl Jener intensiv und nachhaltig wirken, die eines entgegenkommenden, ernsten und abstracten Nachdenkens fähig waren. Durch 35 Jahre lehrte er in Jena, und immer übte er seinen Beruf mit warmer Hingebung, stolzer Freude und der Gewissenhaftigkeit des kategorischen Imperativs aus.

Fortlage war eine Seele voll seltener Selbstlosigkeit, voll Kindlichkeit im besten Sinne des Wortes. Wie in seiner theoretischen Beschäftigung, so war er auch in seinem Handeln und im Beurtheilen fremden Handelns ein durchaus sachlicher Mensch; nur aus der ideal erfaßten Sache selbst schöpfte er seine Motive und Gesichtspunkte; Nebenrücksichten, Hintergedanken, Schliche waren ihm fremd. Ich habe wenig Menschen kennen gelernt, die so frei von dem Trachten nach eigener Ehre, von Eitelkeit und Neid gewesen wären. Selbst die Verbindung idealer Gesichtspunkte mit der *berechtigten* Rücksicht auf individuellen Nutzen und auf die Förderungen des realen Lebens war ihm etwas Ungewohntes. Wiewohl ihm die Welt an äußeren Erfolgen nicht gab, was er verdiente, so ließ er doch Verstimmung und Bitterkeit nicht in sich aufkommen. Der hochgestimmte und hoffnungsvolle Friede, der sich durch alle seine Schriften als Grundton hindurchzieht, trat Jedem, der ihn näher kennen lernte, auch als Grundton seiner ganzen Persönlichkeit entgegen. Mit freundlichem Vertrauen, mit dem beseligenden Glauben an die Macht des Guten stand er Welt und Menschen gegenüber. Freilich führte diese Sinnes- und Gemüthsart auch ihre Einseitigkeit mit sich. Fortlage wußte sich oft mit der verwickelten, vielseitigen Realität nicht zurechtzufinden; er unterschätzte oft die Macht des Niedrigen und Kleinen und wurde den gewaltigen, schmerzhaften Kämpfen, Schroffheiten und Härten, die zum Weltlauf und seiner Größe nothwendig gehören, nicht völlig gerecht. Doch wurde dieser Mangel von dem Wohlthuenden und menschlich Bedeutenden, das in seiner Persönlichkeit lag, weit überwogen. Auch in seiner letzten Krankheit, der er am 8. November des vorigen Jahres erlag, bewährte er seine Seelengröße. Er ertrug seine unsagbaren Leiden mit dem Heroismus einer stillen und ungetrübt bleibenden Dulderseele.

Für Fortlages Stellung in der Entwickelung der deutschen Philosophie sind in erster Linie seine psychologischen Leistungen maßgebend. Hier ist sein Philosophiren am originellsten. Nur die allgemeinste Grundlage bilden hier Fichte'sche Gedanken. Auf diesem Boden übt er ein Verfahren aus, das der Fichteschen Art völlig fremd ist: das der Selbstbeobachtung, und er versteht hierdurch dem von Jenem unbebaut gelassenen Felde der Wissenschaft vom empirischen Ich eigenthümliche Früchte zu entlocken. Und nicht nur von der originellsten Seite zeigt sich uns hier seine Art, sondern wir lernen hier auch ganz besonders seine Fähigkeit kennen, sich liebevoll und sinnreich in die Einzelheiten des empirischen Materials zu vertiefen und so auf dem Wege, den Beneke und — wenigstens zum Theil — Herbart, diese beiden neben Fichte von ihm am höchsten geschätzten Psychologen, mit so großem Erfolge eingeschlagen haben, weiter zu arbeiten. Hierdurch wird es sich rechtfertigen, wenn ich gerade von Fortlages psychologischen Untersuchungen dem Leser noch einiges Orientirende zu sagen versuche.

Ganz abgesehen von Einzelleistungen, erhält Fortlage als Psychologe schon dadurch eine bemerkenswerthe Stellung, daß er zu einer Zeit, wo das Gebiet der Psychologie durch die speculativen Constructionen der Hegelianer und verwandter Richtungen und durch die mathematische Methode der Herbart'schen Schule beherrscht wurde, den gründlichen Versuch unternahm, mit der einseitig speculativen Methode, als der „schwächsten" auf diesem Felde, vollständig zu brechen und, ohne den Zusammenhang mit der Speculation aufzugeben, diese Wissenschaft in systematisch zusammenhängender Weise auf die *Beobachtung des „inneren Sinnes"* zu gründen. Er verlangt „Aufhellung der inneren Thatsachen, Lichtung des finsteren Chaos vom inneren Sinne". Auf diesem Wege sei für einen künftigen Columbus oder Kopernikus noch eine ganze zweite Welt zu entdecken. Nur wer da weiß, mit wie vornehmer Oberflächlichkeit die damalige speculative Philosophie die elementaren psychischen Vorgänge behandelte, vermag das Verdienst gebührend zu würdigen, das sich Fortlage vor fast 30 Jahren durch seine sorgfältige Analyse der Vorstellungsassociationen, der Verhältnisse des Gefühls- und Trieblebens u. dergl. erworben hat.

Sehr wichtig für das Verständniß seiner Psychologie ist die Art, wie er das Bewußtsein auffaßt. In sinnreicher Weise geht er davon aus, daß wir den Zustand des Bewußtseins als eine innere Helligkeit empfinden, und führt uns von da zu dem Satze, daß das Bewußtsein eine Fähigkeit des Unterscheidens sein müsse. Nun wird die Unterscheidungsfähigkeit, in der das Bewußtsein bestehen soll, näher bestimmt, wobei die Merkmale des Irrens, Zweifelns und Lernens zur Sprache kommen. Ueberall wo zweifelnd gelauert, aufgepaßt, gewartet wird, ist Bewußtsein vorhanden. Jedes bewußte Wesen ist ein probirendes, versuchendes oder — am einfachsten ausgedrückt — ein *fragendes* Wesen, das Bewußtsein ist eine *Frage* nach der Zukunft, ein beständiges Oscilliren zwischen Ja und Nein. So führt uns Fortlage schrittweise zu einer Definition des Bewußtseins, die, ohne weiteres hingestellt, einiges Befremdliche haben würde,

Digitized by Google

die sich jedoch durch Vermittelung der angedeuteten Zwischenglieder als bedeutungsvoll darstellt und über die Eigenthümlichkeit des Bewußtseins Licht verbreitet. Zwar hat er dasselbe hiermit nicht erschöpfend bestimmt; schon darum nicht, weil es nicht nur ruhelos weiterstrebendes Fragen und Suchen, sondern ebensosehr entscheidendes Antworten, abschließendes Finden ist. Doch aber ist mit jener Definition das Bewußtsein in seiner Lebendigkeit, in der Unruhe seiner Activität erfaßt und so ein weithin erleuchtender Standpunkt gewonnen. Ueberhaupt ist für Fortlage das Bewußtsein ein „selbstständiges und thatkräftiges Agiren", ja „der activste aller Zustände", etwas absolut Ursprüngliches. Durch seine sämmtlichen psychologischen Betrachtungen zieht sich der Gegensatz zu allen materialistischen, positivistischen und ähnlichen Ansichten hindurch, die das Bewußtsein zu einem blos passiven Schauplatze von allerhand Vorstellungsvorgängen, zu einer an sich unselbstständigen Eigenschaft eines sei es materiellen oder immateriellen Substrates herabwürdigen.

An Fortlages Lehre vom Bewußtsein läßt sich noch ein anderer Grundzug seiner Psychologie deutlich machen. Mit viel Geschicklichkeit weiß er den Leser darauf hinzuleiten, daß das Bewußtsein sich niemals ohne Interesse, ohne Neugierde, ohne einen zu Grunde liegenden Trieb bethätigen kann. Nur in dem Maße, als ein Wesen seine Triebe zu hemmen vermag, ist es des Bewußtseins fähig. Bewußtsein ist Willensthätigkeit. Ja das gesammte psychische Gebiet setzt er als die Sphäre der „Triebkräfte" dem physikalischen Gebiet als der Sphäre der „Bewegungskräfte" entgegen. So führt er das Seelenleben überhaupt auf producirende Triebe zurück; diese sind das Bewegende in der Seele, die Vorstellungen sind ihre Produkte. Das Selbst ist geradezu ein Lusttrieb, in welchem sich das Gelingen auf eigenthümliche Weise mit dem Mißlingen verbindet. Auf diese Weise setzt er den Kern unseres Ich in das uns am intimsten Vertraute, in das Leben in seiner höchsten Steigerung und glühendsten Färbung; denn so darf man wohl das Streben nach Lust bezeichnen. Wie anziehend, ja beglückend dieser Gedanke für ihn war, geht aus den originellen und ausführlichen Erörterungen dieses Gegenstandes in den „Beiträgen" hervor. Hier bemerke ich nur noch das Eine, daß ihm der ewig gelingende Lusttrieb mit dem absoluten, vorzeitlichen, ewigen Selbste, also mit dem göttlichen Bewußtsein selber, zusammenfällt. So führt er an dieser Stelle seine Psychologie in die Tiefen einer kühnen, mystischen, freilich nicht befriedigend fundirten Metaphysik hinüber.

Herbart sieht die Vorstellungen als das Primäre der seelischen Processe an, bei Hegel ist es das unbewußte Bauen des logischen Begriffs, was die Seele organisirt; Andere, z. B. Horwicz, geben den Primat dem Gefühle, Wundt wieder meint, daß die psychologische Analyse schließlich auf die Vorstellung und das Gefühl als die einander coordinirten Theilerscheinungen eines und desselben unbekannten inneren Vorganges hinführe. Allen diesen Annahmen stellt Fortlage die Seele als ein schöpferisches Triebwesen entgegen und knüpft damit seine empirische Psychologie an Fichte an, der überall als letzten Grund des Ich das schöpferische Thun hervorhebt. Wiederholt preist er Fichte als den Urheber der neuen Psychologie.

Wer über Fortlages religionsphilosophische Ansichten schreiben wollte, müßte vor Allem die wichtige Stellung erörtern, die er dem Unsterblichkeitsgedanken gibt. Auch in der Psychologie kommt er auf ihn zu sprechen. Er hält die empirische Psychologie für fähig, die Einsicht zu eröffnen, daß dem gegenwärtigen Seelenzustande gegenüber ein entgegengesetzter in uns nicht nur möglich, sondern vollkommen angelegt und in Vorbereitung begriffen sei, ein Zustand, in welchem die Vernunft nicht, wie in unserem irdischen Dasein, von dem blinden Triebleben abhängen, sondern dauernde, herrschende Grundlage desselben sein werde. Vor Allem aber ist es das Moralgesetz, worauf er den Unsterblichkeitsgedanken gründet. Er drückt diesen Zusammenhang in schärfster Fassung aus, wenn er sagt: „Das ewige Leben ist darum vorhanden, weil ich will, daß es vorhanden sei. Ich will, daß es sei, weil ich das moralische Gesetz nicht als bloßes Mittel, sondern als alleinigen Lebenszweck vollziehen will." So ist für ihn die Unsterblichkeit ein Postulat der sittlichen Energie. Dieser Glaube war es auch, was ihn angesichts des Stückwerks, als das sich das irdische Leben in jeder Hinsicht darstellt, mit Trost und Zuversicht erfüllte. Er war von der Gewißheit beseligt, daß „gegen das unausbleibliche Wachsen der Früchte unseres Handelns in der unsichtbaren Welt das Ausbleiben derselben in der sichtbaren etwas Unerhebliches sei", und daß dereinst auch unsere Intelligenz der Hemmungen des Schlafes und der Sinne ledig und so der Erkenntniß der Natur bis in ihr Innerstes fähig sein werde. In diesem der ewigen Sonne des Geistes zustrebenden Glauben vollendet sich die Lichtgestalt unseres Philosophen, und so ist es denn aus dem Innersten seines Wesens herausgesprochen, wenn auf seinem Grabmonumente die Verse stehen:

Dort werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah.

Epilog zum Metastasio-Jubiläum.

Von A. Stahly.

Durch wie viel Grade von Anerkennung und von kritischer Sichtung muß ein Dichter hindurchgehen, um als Schlackenloser der Unsterblichkeit würdig befunden zu werden? Und wie viele Rangklassen gibt es unter den Honoratioren auf dem Parnaß? Gibt es einen Einheitsmesser, nach welchem sich der specifische Werth jedes einzelnen Dichtergeistes bestimmen ließe? Oder wenn die Unsterblichkeit wirklich, wie der von aller subjectiven Begeisterung abgezogene objective Werthgehalt des Dichters, eine Klassification zuläßt, wenn es, schematisch gesprochen, eine Unsterblichkeit ersten, zweiten, dritten u. s. w. Ranges gibt, fragen die Nationen, frägt der Enthusiasmus der Völker nach einer solchen kritischen Objectbestimmung, wenn er seine Genien in die Ruhmeshallen der Unsterblichkeit geleitet? „Nicht der Rede werth! Ein Dichter vierten Ranges!" ruft mir ein römischer College, ein sonst gründlicher Literaturprofessor zu, den ich auf die Bedeutung des damals in nächster Aussicht stehenden Metastasio-Jubiläums aufmerksam machte. Wenn Metastasio noch leben würde, er hätte in der That alle Ursache mit der Art unzufrieden zu sein, wie die deutsche Literarhistorie seine Werke umgeht und seine Verdienste verkleinert. So arg wie dem römischen Abbate ist wenigen italienischen Dichtergrößen, an denen die deutsche Katheder-kritik sonst auch nicht gern ein gutes Härchen läßt, mitgespielt worden. Und nicht nur draußen in der Fremde, daheim in seinem Vaterlande ist wohl selten ein Dichter so heftig angefeindet und den politischen Leidenschaften der Menge preisgegeben worden, als Metastasio. Hier ist seine Eigenschaft als Wiener Hofpoet (poeta cesareo) entscheidend gewesen. Zwar hat der Dichter als solcher nicht darunter gelitten, aber dafür ist der Mensch desto schlimmer weggekommen, und alle Welt erinnert sich, wie unverfroren republikanische Blätter Metastasio alle Rechte an die italienische Nation absprachen und als einen Zeloten des östreichischen Tyrannenregiments verlästerten, sobald die Nachricht von der Theilnahme des Wiener Hofes an dem italienischen Jubelfest und von dessen pietätvoller Bereitwilligkeit, die Metastasio-Ausstellung mit Originalmanuscripten des Dichters zu bereichern, bekannt wurde.

So haben fremde Ueberhebung und kritisirender Dünkel einerseits und politische Rabulisterei andererseits das Bild dieses herrlichen Dichtergeistes fast vollständig verwischt, und ein Versuch dasselbe aufzufrischen und die controversen Züge wenigstens in ihrer Echtheit wiederherzustellen, dürfte jetzt, nachdem der Festjubel sich gelegt, sowohl vom wissenschaftlichen als menschlichen Standpunkte aus gerechtfertigt erscheinen, umsomehr, als die neueste Jubelfeier der Italiener in dieser Richtung nichts gethan, ja für das außeritalienische Publicum so gut als gar nicht vorhanden gewesen ist.

Digitized by Google

Welcher Rang Metastasio in der Culturgeschichte seines Volks und ob ihm überhaupt ein Rang in der Weltliteratur gebühre? Ob dadurch, daß er Amt und Würden am Wiener Hofe bekleidet, von der Gnade des „östreichischen Erbfeindes" gelebt und seine Melodramen zum „Hausgebrauche der Habsburger" geschrieben, Metastasio die italienischen Bürgerrechte verwirkt und ein Widersacher seines Volks geworden?

Der Laie, der Metastasio nicht selbstständig zu beurtheilen im Stande, lernt aus den ihm geläufigen Handbüchern der Literatur regelmäßig das Eine über Metastasio, daß seine Dichtungen nur schimmernde Oberflächlichkeit und seine Dramen nur Unwahrheit der Situationen und Charaktere zu Tage fördern. Dieses von A. W. v. Schlegel herrührende Urtheil ist in seiner Allgemeinheit richtig. Ob aber dem Dichter hiermit sein volles Recht wird, möchte zu bezweifeln sein. Schlegel, welcher der italienischen Dramatik gegenüber einen ziemlich particulären, mitunter sogar irrthümlichen Standpunkt einnimmt, durfte sich eine solche summarische Verurtheilung Metastasios allerdings gestatten. Als Aesthetiker und Theoretiker des Dramas durfte er füglich abstrahiren von den Zufälligkeiten, die das Wirken des Dichters bestimmten und von Allem, was ihn an seine Zeit und an ihre Verirrungen fesselte. Daß die deutsche Literaturkritik Metastasio bislang nur eine, und vielleicht nicht einmal die stärkste Seite abgewonnen, kann nicht die Allgemeinheit und Strenge rechtfertigen, womit man den Dichter und seine Werke in Pausch und Bogen abzuthun gewohnt ist.

Metastasio hat als Lyriker und Dramatiker in die Kunstrichtung seiner Zeit eingegriffen und dieselbe auf lange hinaus fixirt. Als Lyriker in mittelmäßiger, als Dramatiker in ganz hervorragender Weise; freilich in eigenthümlich vorragender, indem Metastasio sich nur eine, und zwar die seiner Zeit lohnendere — ich verstehe darunter beileibe nicht die einträglichere — Seite der Dramatik, und zwar das lyrische Drama oder die Oper zum Ziele gesetzt hatte.

Da ist nun allerdings der „Mangel an Tiefe unter schimmernder Oberflächlichkeit" der Grundfehler seiner Opern. Liegt aber dieser nicht in der Gattung? Wo waren denn an den Höfen jener Zeit, von wo der Kunstgeschmack seine Flügel und der Künstler sein Brod nahm, unter Maria Theresia und Ludwig XVI., die idealen Ziele des Theaters? Was waren jene Bühnen anders, als eine Stätte der Fadheit, wenn nicht gar des frivolen Kitzels für die blasirten Fürstlichkeiten und ihre gleichgebornen Gäste? Und was ist die Spieloper eigentlich heute noch, was ist sie anders, wenn sie überhaupt etwas ist, als Musik, der irgend ein wohl oder übel versificirter Text zu Grunde liegt, als, um mit Schlegel zu reden, „glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe", in Musik gesetzte Prosa?

Metastasio fand bei seinem Eintritt in den italienischen Parnaß die lyrische Oper als eine unveräußerliche Domäne des Geschmacks und des Geistes jener Zeit vor, und wie mächtig das Wehen dieses Geistes, davon wissen auch unsere deutschen Bühnenklassiker zu erzählen. In die Zeit der vollsten, dichterischen Reife Metastasios, als sein Name, wie ein italienischer Literarhistoriker sich ausdrückt, zum Schlagwort der „großen Mode" geworden war, fällt das Erscheinen des Goethe'schen Werther, fällt die Blüthe des Sentimentalismus mit der wehenden Thränenflagge und dem unmännlichen Riechfläschchen. Goethe mag immerhin die Tendenz gehabt haben, mit seinem ersten deutschen Roman dem verweichlichten Zeitalter einen Spiegel vorzuhalten, der Werther bleibt dennoch, was er ist, ein Kind seiner Zeit, und wenn es richtig, daß der Goethe'sche Liebesnarr eine Satire auf die damals herrschenden Gefühlsduseleien, dann darf mit gleichem Fug behauptet werden, daß Niemand die verrotteten Theaterunsitten und die Abgeschmacktheiten seines Zeitalters blutiger gegeißelt, als Metastasio.

So ganz sind die Anmuth seiner Sprache und die schmelzende Weichheit seiner Formen ein Charakteristicum jener Zeit, daß sie als solche nur in ihr gedacht, nur aus ihr erklärt zu werden vermögen. Dieselbe raffinirte Süßigkeit des Gefühls, worunter der Gedanke seine Kränklichkeit und die Tugend ihre Schwäche verhüllt, offenbart sich uns in den Schöpfungen der Besten jenes Zeitalters, und Schillers Amalien und Luisen, sein Räuber Karl und sein Don Carlos sind von dem Vorwurfe einer krankhaften Schwärmerei, die, zwischen Sinnlichkeit und Tugend einherschwebend, sich nur mit Mühe im sittlichen Gleichgewichte erhält, ebenso wenig ganz freizusprechen, als es die Helden des jüngeren Goethe, Werther, Clavigo und Stella, jene Voltaires und vieler Geringerer aus der Nach-Schiller'schen Periode sind.

Mit der dramatischen Tiefe und Wahrheit Metastasios hat es freilich eine andere Bewandtniß. Metastasio war nicht genug Dramatiker, als er Dichter von Ursprung war, und es ist die Frage, ob die von ihm cultivirte Gattung, das Melodrama, der recitativen Dramatik eigentlich angehört. Ich verneine dies entschieden und halte es für ungerecht, wenn der Kunstrichter an Metastasio den Maßstab der recitativen Dramatik anlegt. Der Beweis ist nicht schwierig. In dem Instrumentaldrama — und das sind ja die sämmtlichen Dramen Metastasios — geben die Regeln der Musik den Ausschlag und das Wort des Dichters ist nur insofern da, als es den musikalischen Gedanken begleitet. Wie kann da von einer innerlichen Handlung, von Situationen, Charakteren ꝛc. nach den Gesetzen der reinen Dramatik die Rede sein? Der Componist nimmt den wesentlichen und besten Theil des Dramas — die Form und mitunter auch die Erfindung — vorweg für sich und überläßt dem Dichter die mechanische Ausführung. Dies ist der Fall des Librettisten und war es im Wesentlichen bei Metastasio. Aber man sehe, wie Metastasio seine Aufgabe gelöst. Nicht mechanisch, sondern bei aller Unselbstständigkeit originell, so originell, daß das Wort die Musik verdunkelte. Dieses ist uns durch den Enthusiasmus bezeugt, den seine Dramen hervorgebracht und durch ihren beispiellosen Erfolg auf der Bühne.

Diese war durch Rinuccini, den Erfinder der eigentlichen Oper, in neue und durch Zeno in schlüpfrige Bahnen gerathen. Erst durch Metastasio erhielt diese neue dramatische Gattung eine literarische Kunstform, wurde die gespielte Oper auch ein Drama, durfte man im Hochgenusse einer erhabenen poetischen Form sich auf die noch in dunkler Ferne leuchtenden idealen Ziele der Dramatik und der Bühnenkunst besinnen. Das unsterbliche Verdienst, dem italienischen Theater vorgearbeitet und das lyrische Drama in eine noch bis heute unerreichte Kunstform gebracht zu haben, sollte man dem genialen Dichter nicht verleiden, ebenso wenig als es, ich will nicht sagen von Vernunft, aber von Noblesse zeugt, dem östreichischen Hofe seine Munificenz für einen der größten Geister Italiens mit Gehässigkeiten zu lohnen. So schmerzlich für den italienischen Patrioten die Erinnerungen der habsburgischen Herrschaft auch sein müssen, über eine Frage gibt die Culturgeschichte unzweideutige Antwort, und zwar darüber, ob bei der Zerrissenheit, in welcher die Nation aus dem Mittelalter hervorging, die Künste und Wissenschaften, namentlich aber das Theater, ohne fürstliche Protection so gedeihlich und glänzend sich hätten entwickeln können, als dies thatsächlich geschehen. Raphael und Ariost, Dante und Michelangelo, Tasso und Metastasio haben durch die Gunst von Päpsten und Kaisern die Impulse zu den Adlerflügen ihrer Geister empfangen, und es ist gewiß billig, die Uebermacht der Despotie von der wohlthätigen Herrschergunst, die für Kunst und Wissenschaft begeistert, zu unterscheiden.

Gerade der Lebenslauf Metastasios bietet in diesem Punkte über alle Maßen beherzigenswerthe Daten. Was wäre aus dem ignoranten Goldarbeiterjungen geworden, wenn nicht private und Fürstengunst sich seiner bemächtigt und von der zartesten Kindheit bis ans Grab über ihn gewacht hätten? Von Anregungen zu seinem späteren Berufe konnte für den armen Knaben weder im Hause seiner Eltern, noch im Laden seines Principals eine Spur vorhanden sein. Da sieht ihn durch Zufall der reiche Gravina, während er des Handwerks Langeweile sich durch Singen zu verkürzen sucht, und er nimmt Gefallen an dem Ton der Stimme und an der Grazie, womit der Knabe seinen Vortrag begleitet, ja nach römischer Sitte

Digitized by Google

seine Verse improvisirt, und er wird sein Mäcen, nimmt ihn in sein Haus auf und ertheilt ihm eine fürstliche Erziehung. Der eitle Junge, auf sein besseres Ich aufmerksam gemacht und von den ersten Stegreifdichtern seiner Zeit gehätschelt, verleugnet sogleich seine Herkunft, indem er den väterlichen Namen abstreift und sich im Vollbewußtsein seines dichterischen Berufs den griechischen Metastasio beilegt. „Er klingt schöner," pflegte er zu sagen. Mit vierzehn Jahren schrieb er seine erste Tragödie „Giustino", eine Schülerarbeit, über die seine italienischen Bewunderer nichts Lobenswerthes zu berichten wissen. Durch Gravina und das Studium der griechischen Sprache auf die Philosophie der Hellenen aufmerksam gemacht, unternahm Metastasio mit seinem Gönner eine Reise nach der Magna Grecia, wo er Eindrücke für viele seiner späteren dramatischen Sujets gewann. Aber noch ließen die Anlagen des unruhig feurigen und nur den Freuden des Lebens nachjagenden Jünglings eine ernste Richtung seines Geistes nicht erkennen. Von dem mittlerweile verstorbenen Gravina zum Universalerben eingesetzt, hatte Metastasio nichts Eiligeres zu thun, als das ansehnliche Vermögen durchzubringen, und nun erst begegnet man den eigentlichen, größeren Anfängen des Dramatikers. Seine „Dido" war ein Blitzschein am damaligen Theaterhimmel, und wenngleich nur ein erster Versuch, so war doch alles in der Art bisher Dagewesene verdunkelt; freilich wäre dies ohne die lieblich einschmeichelnde Musik des Sarro nicht möglich gewesen, aber eben weil es möglich geworden, weil die Rhythmen der so überaus sonoren italischen Sprache mit jenen der Musik so innig verschmelzen konnten, weil eine solche Einheit des dramatischen Ausdrucks in der Oper bisher nicht für möglich gegolten, staunte ganz Italien über die Neuheit und erhob ihren Autor in den Himmel. Die strengsten Kritiker, sogar Baretti, der seine Zeitgenossen systematisch zu ärgern gewohnt war, hatten nur einstimmiges Lob über dieses Drama, und Einer aus der Menge meinte ganz ernsthaft, Virgil selbst hätte nicht so viel Seele und Schrecken in die Verzweiflung der verlassenen Dido legen können, als es Metastasio gethan. Von hier beschrieb die Laufbahn des Dichters eine stets aufsteigende Linie und endete nach dem Rücktritte Zenos mit seiner Ernennung zu dessen Nachfolger am Wiener Hofe. Das neidlose, unverhaltene Lob, mit dem er von seinem Vorgänger überschüttet wurde, beweist, wie ferne von Metastasio jenes buhlerische Drängen oder gar das eigennützige Hervorkehren seiner selbst gewesen, an das uns heute nach hundert Jahren gewisse Leute erinnern möchten, um die nationale Glorie des Dichters und seine Reinheit als Mensch zu verunschönen. Dagegen spricht übrigens außer der logischen Wahrscheinlichkeit die documentirte Thatsache, daß Matastasio, der lange vor seiner Berufung nach Wien einen Weltruf genossen und auf keine materielle Versorgung seiner Existenz angewiesen war, dieselbe als eine Auszeichnung angenommen, niemals aber sich darum beworben hat. Lombardi merkt an, die Jahresdotation des Metastasio sei um tausend Gulden schmäler, als die von Zeno genossene ausgefallen, und die Kaiserin habe den Titular für diese durch Sparsamkeit gebotene Schmälerung durch Verleihung eines Benefizes im Königreich Neapel und durch ganz besondere Hofehren entschädigt. Hiermit möchte dem Dichter und Menschen Metastasio der Tribut schuldiger Gerechtigkeit gezollt sein. Metastasio war und bleibt ein Stolz der italienischen Nation, eine Zierde der Weltliteratur, und weil als Mensch Niemand dem Tadel und der Kritik seiner Nebenmenschen entgeht, so soll auch von ihm, dessen Andenken nun hundert Jahre adeln, das Goethe'sche Wort gelten:

Was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Democracy.

Ein amerikanischer Roman.

Vor kurzem ist in Amerika ein Buch erschienen, das auch alsbald in England gedruckt worden ist und diesseits wie jenseits des Oceans kein geringes Aufsehen gemacht hat. Es bildet das literarische Ereigniß des Tages, und überall hört man lebhafte Discussionen über den Inhalt und neugierige Fragen und Vermuthungen hinsichtlich der Person des ungenannten Autors. Daß er oder sie kein Neuling im Gebrauche der Feder ist, das zu erkennen erfordert nicht allzu viel Scharfsinn; andererseits deutet aber, so vorzüglich die Erzählung ist, Mancherlei darauf hin, daß der Verfasser nicht gewohnt ist, seine Gedanken in novellistische Form zu kleiden, sondern sich dieses Mediums bedient hat, um seinem Werke mehr Eingang bei den „Massen" zu verschaffen, deren Interessen es behandelt. Denn „Democracy" ist ein politischer Roman, der mit Leidenschaft und Feuer geschrieben ist, und in welchem „mehr in Kummer als in Zorn" dargelegt wird, bis zu welchem Grade das öffentliche Leben Amerikas demoralisirt und corrumpirt ist. Es wird darin gezeigt, daß dieses größte Land der Welt nicht allein groß, sondern auch in Bezug auf sein politisches Leben roh ist und daß daselbst eine schamlose Käuflichkeit herrscht. Obwohl dies durchaus nichts Neues ist, so hat es doch, da es von einer amerikanischen Feder für Amerikaner geschrieben und nicht durch amerikanische Zeitungen oder die dortige öffentliche Meinung widerlegt worden ist, immerhin einen ganz besonderen Werth, und das Buch wird in England vielfach von den Gegnern aller amerikanischen und demokratischen Einrichtungen als Beleg für ihre Ansichten benutzt. Ob diese Auffassung des Romans eine gerechtfertigte ist, darüber ließe sich streiten. Uns gilt derselbe — und diese Meinung finden wir bei den meisten intelligenten Amerikanern vertreten — als ein beredtes Manifest zu Gunsten der Reform des Staatsdienstes, einer Reform, deren dringende Nothwendigkeit von den besten transatlantischen Geistern anerkannt ist, und die, wenn Garfield noch lebte, jetzt wahrscheinlich ihrer Vollendung um ein Bedeutendes näher gerückt wäre. Daraus, daß das Bnch eine scharfe und rücksichtslose Skizze der politischen Kreise Amerikas ist, folgt indessen keineswegs, daß der Autor die republikanische Regierung und demokratische Gleichheit, auf welche das große Reich des Westens gegründet ist, für tadelnswerth hält. Genug sociale Satiriker haben die niedrigen Motive, von welchen die Regierungen aller Länder oft beeinflußt werden, vielfach auf das Strengste gegeißelt; sie haben sowohl die Versuchungen, denen die leitenden Staatsmänner ausgesetzt sind, wie die elenden kleinen Interessen beleuchtet, welche zuweilen den Gang der Staatsmaschine bestimmen, ohne daß damit zugleich über die Staatsform selber der Stab gebrochen werden sollte. Vom Jahre 1861 an strotzten die amerikanischen Zeitungen von Erörterungen über die politische Corruption, und jetzt endlich tauchen Zeichen auf, daß das nationale Gewissen aufgerüttelt ist. Gerade der Erfolg dieses Buches bestärkt uns in dem Glauben an eine allgemeine Umkehr. Und in Amerika, wie in England, vollziehen sich die Reformen bekanntlich schnell. Ist das öffentliche Interesse einmal geweckt, so sind alle patriotisch gesinnten Leute im Nu bereit, Hand ans Werk zu legen. Man braucht nicht an der Zukunft der großen Republik des Westens zu verzweifeln, mögen die dortigen Zustände auch hoffnungslos corrumpirt erscheinen. Das Volk ist im Innern gesund, und wenn es mehr aus Mangel an Zeit als aus Mangel an Interesse geduldet hat, daß die Staatsgeschäfte in die Hände arglistiger Berufspolitiker gefallen sind, so wird es, wenn es nur erst gründlich hierüber aufgeklärt ist, den Augiasstall mit überraschender Schnelligkeit zu säubern wissen. In keinem Lande herrscht jetzt weniger Bestechlichkeit als in England, und doch war dieselbe zur Zeit Walpoles und unter den elenden Regierungen der ersten Herrscher aus dem Hause Hannover schlimmer, als es wohl jemals in anderen Ländern gewesen.

Bevor wir nun den eigentlichen Zweck des Buches analysiren, müssen wir erst das Buch an sich beschreiben, das den

Digitized by Google

Anforderungen, welche an eine Erzählung gestellt werden, vollkommen genügt, da es mit Witz und Verstand geschrieben ist und von genauem Studium einer Gesellschaft zeugt, die uns sowohl in Romanen wie im Leben neu ist. Die Heldin ist eine schöne dreißigjährige Wittwe, eine Mrs. Lightfoot Lee, die sich in der New-Yorker Geselligkeit bewegt hat und das Leben daselbst leer fand. In der Verzweiflung zu verzweifelten Mitteln greifend, hatte sie deutsche Philosophen in der Ursprache und Herbert Spencer in ihrer Muttersprache gelesen, es sodann mit der Philanthropie versucht und Krankenhäuser und Gefängnisse aufgesucht. Aber alles dies führte zu weiter nichts, als daß sie sich Problemen gegenüber gestellt fand, deren Lösung über menschliche Kräfte geht, und nach einiger Zeit erklärte sie, ihr Pflichtgefühl verloren zu haben, und daß „ihretwegen sämmtliche Almosenempfänger und Verbrecher in New-York sich in ihrer vollen Majestät erheben und die Eisenbahnen des ganzen Continents verwalten könnten". Europa glaubt sie schon erschöpft zu haben, und überdies ist sie bis in die Fingerspitzen Amerikanerin. Ihr einziger Trost besteht in einem Gemälde von Corot, das darauf berechnet ist, ein verstimmtes Gemüth zu beschwichtigen, aber immerhin keine genügende Nahrung für das höhere moralische und intellectuelle Dasein bietet. Sie will den Dingen auf den Grund sehen. Sie hat ein Gefühl, wie etwa ein Passagier an Bord eines Oceandampfers, der sich nicht beruhigen kann, ehe er im Maschinenraum gewesen ist und mit dem Maschinenmeister gesprochen hat. Sie will mit ihren eigenen Augen die bewegenden Kräfte arbeiten sehen, mit eigenen Händen die mächtige Maschinerie der Gesellschaft berühren, sich ein eigenes Urtheil über die Wirksamkeit der treibenden Mechanismen bilden. Sie ist bestrebt, das große amerikanische Geheimniß der demokratischen Regierung bis ins Innerste zu ergründen.

Deshalb entschließt sie sich, den Winter in Washington zu verleben, und in dem schlimmsten Fall, daß sie die Gesellschaft von Washington wirklich so arg finden sollte, wie ihre Freunde sagten, so würde sie trotzdem erreicht haben, was sie wünschte; denn dann würde es ihr ein Vergnügen sein, zurückzukehren — „just die Empfindung, nach der sie sich sehnte". Innerlich weiß sie freilich, „daß sie den Kampf der Interessen von vierzig Millionen Menschen und eines ganzen Continents sehen wollte, Interessen, die in Washington concentrirt sind; die geleitet, gezügelt und beherrscht oder nicht gezügelt und beherrscht werden von Menschen, die wie andere Menschen sind; sie wollte die gewaltigen Kräfte der Regierung beobachten — was sie wollte, war Macht." Sie geht daher nach Washington, miethet daselbst ein Haus für die Saison und nimmt die trostspendende Corot'sche Landschaft und ihre Schwester Sybil mit, ein entzückendes, echt amerikanisches Mädchen, offen und gerade, warmherzig und durchweg praktisch. Sie erhalten sofort Eingang bei der besten Gesellschaft von Washington, und Mrs. Lee tritt ihre politische Lehrzeit an.

Wie wir sehen, ist die Inscenirung des Romans eine ebenso originelle, wie charakteristisch amerikanische. Mrs. Lee ist die Verkörperung eines bestimmten amerikanischen Ideals. Die Amerikanerin gilt allgemein in Folge der bevorzugten Stellung, welche ihr von den Männern des Continents eingeräumt wird, für ein ganz besonderes, den Frauen anderer Gegenden überlegenes Wesen. Wenn ein europäischer Autor — sagen wir eine englische Frau — dieses Buch in gleicher Absicht geschrieben hätte, so würde darin als Hauptacteur ein enthusiastischer junger Abgeordneter aufgetreten sein, dessen Kopf voll hoher Pläne steckt, und der sich vorgenommen hat, auf die Verbesserung der Zustände seines Vaterlandes dadurch hinzuwirken, daß er zeigt, wie schwer es ist, sich von Parteivorurtheilen frei und auf der Höhe einer idealen Unabhängigkeit zu halten. Anders der amerikanische Autor. Durch die Augen einer für die höchsten Interessen begeisterten Dame, die entschlossen ist, den geheimsten Triebfedern des Staatslebens nachzuspüren, lernen wir die politische Welt von Washington kennen.

Mrs. Lee besucht anfänglich unverdrossen die Congreßdebatten, sieht indessen nach kurzer Zeit ein, daß sie durch dieselben dem Kern des amerikanischen Geheimnisses nicht näher kommt. Inzwischen hatte sich ein Kreis der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten Washingtons um die Schwestern versammelt; in erster Reihe zu nennen sind: John Carrington, ein Advokat von vierzig Jahren, Vetter der Mrs. Lee und in sie verliebt; Lord Sluye, der brittische Gesandte, kahlköpfig, linkisch, stotternd, aber ein scharfer Beobachter; Baron Jakobi, der bulgarische Gesandte, ein alter cynischer Roué; Mr. French, ein junges Congreßmitglied, bestrebt, den Ton des öffentlichen Lebens zu läutern; russische und italienische Legationssecretäre; ein New-Yorker Spekulant, Namens Schneidekoupon, und Miß Victoria Dare, eine äußerst gefährliche Blondine, die stets Unheil im Schilde führt, kokettirt, „anscheinend den Männern zugethan ist, in Wahrheit aber nichts nach ihnen frägt", und ihre Glückseligkeit nur darin findet, alle Vorschriften des Anstandes zu verletzen. Diese Charaktere bilden jedoch nur gleichsam den Chor zu den Hauptpersonen der Handlung. Das dramatische Interesse von „Democracy" liegt in dem Conflict der Beziehungen zwischen Mrs. Lee und dem Senator Lilas P. Ratcliffe. Um diesen Ratcliffe mit seiner plumpen, wirksamen und von keinerlei Bedenken gehemmten Kraft zu zeichnen, ist das Buch hauptsächlich geschrieben worden. Durchweg originell in der Erfindung, ist diese Figur eine Meisterwerk der Charakteristik. Von dem Augenblick an, wo er auf dem Schauplatz erscheint, handelt die Erzählung von dem Verkehr dieses großen, in allen Ränken und Kunstgriffen des politischen Lebens von Washington bewanderten Staatsmannes, dieses gewissenlosen Intriganten mit der feingebildeten, etwas blasirten, doch von den höchsten Interessen bewegten Frau, welche hofft, durch ihn ihren Glauben an Größe wiederzugewinnen und einen Lebenszweck zu finden, welcher der Mühe lohnt. Denn das Interesse der Dame hatte, wie das bei ihrem Geschlecht zu sein pflegt, diese concrete Form angenommen. Ratcliffe ist das Haupt einer unternehmenden Partei und gilt für den größten lebenden Staatsmann Amerikas. Hier war also der Mann, den sie gesucht hatte, denn in ihrem Begriffsvermögen herrschte einige Confusion hinsichtlich der Macht und der Personen, welche dieselbe ausüben. „In ihren Augen war er der Hohepriester der amerikanischen Politik; er hatte die Bedeutung der großen Geheimnisse inne, er war im Besitze des Schlüssels zu den politischen Hieroglyphen. Durch ihn hoffte sie in die Tiefe der Staatskunst hinabzutauchen und aus dem schwarzen Grunde die Perle zu holen, nach welcher sie forschte, jenes geheimnißvolle Kleinod, das irgendwo in der Politik verborgen sein muß. Sie wollte diesen Mann begreifen lernen; in sein Innerstes hineinsehen, an ihm studiren und experimentiren, wie junge Physiologen an Fröschen und Katzen. Ob Gutes oder Schlechtes in ihm sein mochte — sie war entschlossen, es herauszufinden."

Senator P. Ratcliffe ist als ein großer, kräftiger Mann beschrieben, der eine gewisse ungestüme Beredtsamkeit und ein empfängliches Temperament besitzt. Er fällt sofort in die Schlingen der bezaubernden New-Yorker Wittwe, die so begierig ist, die Geheimnisse der Politik zu erforschen und Jemand zu finden, der groß genug ist, um auf der Ebene der demokratischen Mittelmäßigkeit einen Schatten zu werfen. Obgleich Mrs. Lee ihren großen Fisch so schnell am Haken hat, findet sie doch bald, daß er ihr völlig gewachsen ist. Er ist verliebt in Mrs. Lee, weiß aber außerdem recht gut, daß ihm eine Heirath mit dieser Frau gesellige Erfolge verschaffen kann, die seine alten ehrgeizigen Wünsche noch übertreffen würden. Im weiteren Verlaufe der Erzählung stellt sich heraus, daß die Anglerin Gefahr läuft, in die Gewalt des Geangelten zu gerathen. Washington war gerade in einer seiner periodischen politischen Krisen begriffen. Ein neuer Präsident wurde erwartet, den die officielle Welt kaum kannte, der seine Wahl einem Zufall verdankte, und von dem selbst seine eigene Partei nur so viel wußte, daß er ein kleiner Farmer aus Indiana und von bäurischen Manieren war. Er gehörte zu der Partei, welche mit jener von Ratcliffe geführten in Opposition stand, und es war allgemein bekannt,

Digitized by Google

daß seine Gefühle gegen den Prairie-Riesen, wie Ratcliffe vertraulich in den Zeitungen seiner Partei genannt wurde, nichts weniger als freundlich waren. „Der Grundzug seiner politischen Gesinnung war Feindschaft gegen Ratcliffe, doch lag ihm jede Rachsucht fern. Er kam nach Washington, entschlossen, seinem Lande ein Vater zu sein, eine edle Unsterblichkeit und — eine Wiederwahl zu erlangen."

Ratcliffes Bestreben geht nun natürlich dahin, sich dem Präsidenten unentbehrlich zu machen und zu gleicher Zeit für seine Freunde und Anhänger die Stellen einzuheimsen, welche, wie das Gerücht verlautete, der Präsident geschworen hatte, ihm zu versagen. Die detaillirte Beschreibung der Intriguen Ratcliffes, der Art, wie der geistig schwerfälligere Präsident schließlich umgarnt und zu einem hülflosen Werkzeug in den Händen des rohen, gewissenlosen Politikers wird, welcher der Held des Romans ist, bildet einen der trefflichsten Züge des Buches und ist meisterhaft durchgeführt. Und hierin liegt auch wohl die Pointe des ganzen Werkes, denn, deuten wir es richtig, so ist der Verfasser überzeugt, daß, so lange die Präsidenten schwach sind und die öffentliche Meinung corrumpirt ist, die Corruption in Amerika fortdauern wird, und daß an eine Reform des öffentlichen Lebens nur dann zu denken ist, wenn deren wesentliche Bedingungen erfüllt sind, d. h., wenn ein starker Präsident da ist und wenn die öffentliche Meinung mit Entrüstung auftritt. Den Ersteren haben wir mit Garfield verloren, Letztere scheint sich indessen jetzt Bahn zu brechen, und der Erfolg des vorliegenden Buches allein bürgt uns hierfür.

Der Autor läßt indessen, während er dem Leser alle diese politischen Verwickelungen vorführt, keineswegs die geschickt in einander geschlungenen Fäden der Erzählung außer Acht. Die Intriguen des Senators Ratcliffe bleiben nicht ohne beträchtlichen Einfluß auf seine Beziehungen zu Mrs. Lee, denn er ist klug genug, ihre Sympathien dadurch für sich zu gewinnen, daß er sich als das Opfer der Vorurtheile des Präsidenten hinstellt, und sie, gegen ihren Willen, zur Schiedsrichterin in seinen Angelegenheiten macht, so weit es ihm beliebt, sie in dieselben einzuweihen. Ihre Freunde sehen mit Besorgniß, welche Macht er über sie gewinnt; einige derselben, darunter auch Carrington, wissen, daß dieser Mann ein schlechter Mensch und ein Hauptträger der Corruption ist, doch vergebens suchen sie ihn dahin zu bringen, daß er sich in ihrer Gegenwart verräth. Er macht ihr gegenüber gar keinen Anspruch auf besondere Tugendhaftigkeit; ja, er gesteht offen ein, daß er, falls ihm die Tugend in der Politik nichts nutzen könne, sich ohne Bedenken des Lasters bedienen würde. Er legt ihr politische Gewissensfragen zur Entscheidung vor, da er aber seine Beichten sorgsam auf unbedeutende Sünden opportunistischer Art beschränkt, gelingt es ihm, sich in ihren Augen die Größe zu erhalten, die sie ihm beimißt. Sie sieht in ihm das Opfer eines verderbten Systems und ist nicht ganz sicher, ob es nicht etwa ihre Pflicht ist, ihm behülflich zu sein, letzteres zu reformiren. Er stellt sie schlauer Weise als ein Ideal von Seelenreinheit hin, eine Stellung, die für eine Frau stets mit ziemlicher Gefahr verbunden ist. „Ich habe ein Anrecht auf die Hülfe aller reinen Gemüther," sagte dieser arglistige Sohn Illinois'. So zieht er sie gewissermaßen als Theilhaberin in seine Interessen hinein und legt eine Last von Verantwortlichkeit auf ihre Schultern. Mrs. Lee beginnt allen Ernstes zu glauben, daß sie die Pflicht habe, sich für die politische Reinheit des Staates zu opfern. Schon entschlossen, Ratcliffe als ihren zukünftigen Gatten anzunehmen, wird sie nur durch die Enthüllung von gewissen seinen Charakter aufs Höchste compromittirenden Geheimnissen, welche Carrington zufällig bekannt geworden, vor dem entscheidenden Schritte gerettet. Ratcliffe hatte zwar dafür gesorgt, daß sein Nebenbuhler, dessen Mißtrauen er überdies herausfühlte, nach Mexiko gesandt worden, aber Carrington hatte einen Brief in Sybils Händen mit der Weisung zurückgelassen, denselben ihrer Schwester dann zu übergeben, wenn sie es für nöthig halten sollte; denn Sybil ist ebenso wie er gegen die Verbindung ihrer Schwester mit Ratcliffe. In dem Brief ist mit dürren Worten berichtet, daß Ratcliffe sich vor einigen Jahren hatte bereit finden lassen, seine Opposition gegen Concessionsertheilung zu einer gewissen Dampfschifffahrtsunternehmung für die runde Summe von 100,000 Dollars zurückzuziehen, welche ihm von einem Carrington wohlbekannten Manne ausgezahlt worden; als Testamentsvollstrecker dieses Mannes hatte Carrington unter den Papieren desselben Aufzeichnungen über die ganze Transaction gefunden. Diese Mittheilung traf Mrs. Lee wie ein Donnerschlag. Sie hatte zwar mit halbem Lächeln eingestanden, daß sie den ersten Schritt im politischen Leben gemacht habe und daher den Unterschied zwischen Recht und Unrecht nicht mehr genau wisse, aber ihrem Geiste hatte die Ahnung einer solchen geradezu verbrecherischen Operation gänzlich fern gelegen. Scham, Entsetzen und Erbitterung erfüllen ihr ganzes Wesen. Daß sie auch nur daran hatte denken können, einen Mann zu heirathen, der, wenn Gesetz und Gerechtigkeit gleichbedeutend wären, in einer Gefängnißzelle sitzen müßte — einen Mann, der im Stande war, für Geld einen Treubruch zu begehen! Und ferner muß sie noch erfahren, daß diese Angelegenheit milde ist im Vergleich mit vielen theils entdeckten, theils gemuthmaßten Betrügereien, über welche die politische Literatur Amerikas in Ueberfülle zu berichten weiß. Ihr wird endlich klar, daß sie nicht Ratcliffe geliebt hat, sondern ein von ihrer eigenen Eitelkeit geschaffenes Trugbild, das mit diesem Schlag für immer von ihrem Pfade verschwindet. Als sie sich etwas beruhigt hat, ist sie gerecht genug, einzusehen, daß „sie kein Recht hatte, Ratcliffe zu zürnen. Er hatte sie nie hintergangen. Er hatte stets offen eingestanden, daß er in der Politik keinen Codex der Moral kenne; wie konnte sie ihn daher für Handlungen tadeln, die er wiederholt in ihrer Gegenwart und mit ihrer stillschweigenden Zustimmung auf Grundsätze hin vertheidigt hatte, welche sowohl diese wie irgend eine andere Schurkerei als gerechtfertigt erscheinen ließen?"

Während sie sich noch in diesem sturmbewegten Gemüthszustand befindet, kommt er in der bestimmten Hoffnung, ihr Jawort zu erhalten. Sie versucht, ihn abzuweisen, ohne ihre Gründe anzugeben, er aber verlangt dieselben zu wissen, und sie händigt ihm Carringtons Brief ein. Obgleich er in dem Augenblick, da er das Schreiben sieht, weiß, daß sein Spiel verloren ist, gibt er seine höchst sinnreiche Version der Geschichte, wodurch sich sein perverser ethischer Standpunkt offenbart; denn er weiß nicht einmal, daß er eine böse Sache nur schlimmer macht. Nach seiner Ansicht herrscht kein Zweifel darüber, daß Parteiinteressen über allem Anderen stehen, und die Berücksichtigung von Recht und Unrecht ihnen weichen muß. „Mrs. Lee hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Erst in diesem Moment hatte sie wirklich das Gefühl, bis ins Innerste der Politik eingedrungen zu sein, so daß sie gleich dem Arzt, der sein Stethoskop anlegt, den Grad der organischen Krankheit messen konnte. Jetzt endlich wußte sie, weshalb der Puls mit solcher fieberhaften Unregelmäßigkeit schlägt, weshalb die Männer sich in solcher Aufregung befinden, die sie nicht erklären wollen oder können. Ihr Interesse an der Krankheit besiegte den Widerwillen über die häßliche Enthüllung. Wollten wir indessen sagen, daß ihr die Entdeckung wirklich Vergnügen gemacht hätte, so würden wir ihr Unrecht thun; nur überwältigte die Erregung des Augenblicks jede andere Empfindung in ihr. Sie dachte nicht einmal an sich. Erst später leuchtete ihr völlig ein, wie ungereimt Ratcliffes Gedanke war, daß sie angesichts einer solchen Geschichte noch Eitelkeit genug besitzen sollte, eine Reform der Politik zu unternehmen. Und noch dazu mit seiner Hülfe! Die Kühnheit des Mannes hätte ihr erhaben scheinen können, wenn er nur den Unterschied zwischen gut und böse, zwischen Lüge und Wahrheit gewußt hätte. Je mehr sie ihn aber kennen lernte, desto deutlicher merkte sie, daß sein Muth nur moralische Lähmung war, und daß er von Tugend und Laster sprach, wie der Farbenblinde von Roth und Grün; er sah Beides nicht so, wie sie es sah; hätte er selbst zu bestimmen gehabt, was er wählen sollte — er wäre rathlos gewesen. War die Politik schuld an dieser Atrophie des Sinnes für Moral, infolge von Entwöhnung? Inzwischen saß sie hier einem moralisch Irr-

Digitized by Google

sinnigen gegenüber, der nicht einmal so viel Humor besaß, um die Lächerlichkeit seines Verlangens einzusehen; sie sollte sich an den Strand dieses Oceans von Corruption begeben, um die Rolle des alten Königs Knut oder der würdigen Dame Partington zu repetiren, die mit Scheuereimer und Besen die Sturmfluth bewältigen wollte. Was aber nun mit solcher Creatur anfangen?"

Sie fällt einen Richterspruch über ihn, der wie das Urtheil des erwachten amerikanischen Gewissens über die in diesen Blättern geschilderte politische Welt klingt. „Er starrte ihr einen Moment mit einer Art blinder Wuth ins Gesicht, und dann schien er noch etwas erwiedern zu wollen, sie aber schritt an ihm vorüber, und bevor er sich dessen versah, war er allein." An der Schwelle des Hauses insultirt er den Baron Jakobi, wofür ihm der alte Slavonier mit seinem spanischen Rohr einen Streich über das Gesicht versetzt. Dies ist das Letzte, was wir von Ratcliffe hören. Es scheint, als ob der Autor mit der von Mrs. Lee über den Schändlichen verhängten Strafe nur halb zufrieden gewesen ist, und deshalb noch die durch den Stock hinzugefügt hat, um so einen letzten Eindruck hervorzubringen, der im Verhältniß zu der Infamie Ratcliffes steht. Mrs. Lee aber faßt den Entschluß, wieder auf Reisen zu gehen. „Ich will nach Aegypten," sagte Madeleine, noch schwach lächelnd; „die Demokratie hat meine Nerven total erschüttert. Oh, welch wonniges Ausruhen, in der großen Pyramide zu leben und für immer nach dem Polarstern emporzuschauen."

Wenn der Raum es gestattete, hätte ich gern detaillirter über diesen Roman berichtet, der eine der verwickeltsten und schwierigsten aller politischen Situationen behandelt. Ich hätte z. B. gern die Scene angeführt, in welcher Mr. French vom Senator Ratcliffe scharf zurecht gewiesen wird, als er es wagt, von „Reform des Beamtenthums" zu sprechen, „ein ganz so gefährliches Thema für politische Gespräche in Washington, wie es die Sklavenfrage in der Zeit vor dem Bürgerkriege war".

In politischer Beziehung liegt der Schwerpunkt des Buches in einer Rede des alten Baron Jakobi. Angesichts des Charakters, den das Buch besitzt, erscheint es nur natürlich, daß der Autor es vorgezogen hat, anonym zu bleiben. Er hat eine äußerst gravirende Anklage gegen den Mechanismus der Regierung formulirt, unter der er lebt. Einige seiner scharfen Porträts zeigen eine unbequeme Aehnlichkeit mit berühmten Persönlichkeiten aus den höchsten politischen und diplomatischen Kreisen. Die scandalösen Geschichten, mit denen er die verschiedenen erfolgreichen Laufbahnen illustrirt, tragen, wenn sie auch für die einzelnen Fälle der Erzählung erdichtet sein mögen, ein häßliches Gepräge von Wahrscheinlichkeit und, wie ich schon Eingangs erwähnte, hat das weitverbreitete Buch, so viel ich weiß, keinen Widerspruch hervorgerufen.

„Tantae molis erat Romanam condere gentem!" Schwer war die Arbeit, diese Republik des Westens zu gründen, und traurig fragen wir uns, wenn wir das Buch schließen und der verderbten moralischen Atmosphäre entrückt sind, die aus den darin geschilderten Zuständen emporsteigt, ob denn Alles vergeblich gewesen? Ob das Alles ist, was von der Demokratie, jenem Hoffnungstraum der Idealisten, dem Hort der Zukunft, kommen kann? Sollte der hoffentlich bald beseitigte Makel, der dieser jungen Gemeinschaft anhaftet, nicht vielmehr eine unvermeidliche Folge des Wachsthums, der so außerordentlich raschen Ausdehnung einer aus heterogenen Elementen zusammengesetzten und aus Trümmern der alten und complicirten Cultur gebildeten Gesellschaft sein? Legt doch auch der Verfasser, obwohl er die Corruption mit so leidenschaftlicher Entrüstung und Erbitterung beklagt, dem reinsten männlichen Charakter seines Buches die folgenden Worte in den Mund, welche wir geneigt sind, als sein eigenes politisches Glaubensbekenntniß zu betrachten:

„Ich glaube an die Demokratie, ich bekenne mich zu ihr. Ich will ihr treu dienen und sie stets vertheidigen. Ich gebe zu, daß sie ein Experiment ist, aber es ist die einzige Richtung, welche würdig ist, von der Gesellschaft eingeschlagen zu werden; die einzige Vorstellung ihrer Pflicht, welche großartig genug ist, um ihre Gefühle zu befriedigen; der einzige Erfolg, der eine Anstrengung oder ein Wagniß lohnt. Bleiben wir unserer Zeit treu! Wenn unser Zeitalter geschlagen wird, so laßt uns auf dem Felde der Ehre sterben, wenn es den Sieg erlangt, so laßt uns voran sein in den Reihen der Kämpfenden."

Viel wird über das Geschlecht des Autors dieses geistvollen Buches gestritten. Was mich betrifft, so neige ich zu der Ansicht, daß es von einer Dame geschrieben ist, und wie ich höre, raunt man sich in amerikanischen Salons zu, daß es das Werk einer Amerikanerin ist, die in engsten Beziehungen zu politischen Kreisen steht und vermöge ihrer Stellung eine genaue Kenntniß der Sitten und Gewohnheiten sowohl, wie auch der Grundsätze und Denkweise der officiellen Welt besitzen kann, auf die sie ein so peinliches Licht wirft. Ein bemerkenswerther Artikel über die Reform des amerikanischen Beamtenthums aus der Feder Mr. Henry Brook Adams, im Jahr 1869 erschienen, der ganz ähnliche Schlußfolgerungen ergibt, wie der vorliegende Roman, verleiht dieser Muthmaßung eine gewisse Berechtigung.

H. Zimmern.

Dappertutto.

Eine italienische Reisephantasie.

Von Ludwig Hevesi.

Wirft man einen Blick auf die Karte Oberitaliens, so müßte man sehr kurzsichtig sein, um nicht zu bemerken, daß über den größten Theil derselben ein ungeheures schwarzes Kreuz gemacht ist. Zwei schnurgerade, dicke Tintenstriche, kreuz und quer mitten durch all das Gewimmel von geographischen Einzelheiten, rücksichtslos über Ebene und Gebirge hinweg. Von Mailand bis Ancona der eine Strich, von Venedig bis Livorno der andere; bei Bologna ist der Knotenpunkt dieses ungeheuern X. Der „Indicatore Ufficiale" und mit ihm die ganze italienreisende Menschheit fassen diesen spreizbeinigen Buchstaben, der doch hier ein gar vielsagendes Symbol ist, in gewohnter Nüchternheit als zwei sich kreuzende Haupt-Eisenbahnlinien der Alta Italia auf. Aber je länger ein hellsichtiges Auge das geheimnißvolle Zeichen betrachtet, desto klarer wird ihm, daß nicht die Muse der Geometrie diese energischen Striche gezogen hat, sondern die Muse der Geschichte höchsteigenhändig. Ja, ich erkenne deinen unnachahmlichen, unverfälschbaren Federstrich, gewaltige Klio; du selbst hast hier dein Kreuz gemacht über ein Jahrtausend italienischer Vergangenheit. Das Luftschiff mag in grauroſiger Zukunft die Eisenbahnen vernichten, dieses Kreuz bleibt trotzdem gemacht für ewige Zeiten, und was es hinweggelöscht hat von der Erdkruste, das bleibt ungeschehen auf immerdar, verbürgten sich gleich tausend Archive voll zweifelloser Urkunden für die geschichtliche Wahrheit jedes Titelchens. Welch ein buntscheckiges Gewimmel unwiederbringlich verflossener Winzigkeiten im Bereiche dieses Alles mediatisirenden Kreuzes! Liliput an Liliput, soweit Auge und Gedächtniß reichen. Jede Stadt eine Hauptstadt, jedes Dorf eine Residenz. Mumien von Duodezriesen und Zwergen in Folio, alle gekrönt, stehen in Reih' und Glied geordnet. Mikroskopische Souverainetäten, mitunter wohl auch mit unbewaffnetem Auge schon wahrnehmbare Dynastien, Kirchthurm-Tyranniden, deren Allmacht einst fast über Büchsenschußweite reichte. Herzogthümer, Fürstenthümer, Marquisate, Grafschaften, Herrschaften und sogar etwelche Freistaaten, „Archien" und „Kratien" jeder Kategorie, Alles „Ex", Alles bunt durcheinander gewürfelt, zusammengebacken wie eines jener geologischen Ragouts, Breccia oder Conglomerat, und darin halb oder ganz versteinert. Der majestätische Fels des einigen Italien zeigt an vielen Stellen diese merkwürdige Formation; schlägt man mit dem Hammer an die einzelnen Brocken, so hört man einen dumpfen Hall oder hellen Klang — das ist der Name eines Städtchens oder auch nur der Titel eines Cavaliers, der einzige kleinlaute Rest eines Restes, der Schweigen heißt.

Digitized by Google

Wenn man sie im Laufe der Jahre nach und nach durchwandert hat, jene vielen großen und kleinen Vergangenheiten, die man „Gewesenheiten" nennen möchte, bringt man durch ihre besonderen und doch so familienähnlichen Physiognomien schließlich zu einem gemeinsamen Typus durch. In der geographischen Wirklichkeit ist dieser eigentlich nirgends vorhanden, aber dennoch erkennt man ihn allerorten in jenen so stattlichen, so kümmerlichen Sitzen feudal-particularistischen Exthums. Dieses Nirgends ist überall, dappertutto, und man beschreibe ein künstlich zubereitetes „Dappertutto", so werden nicht nur Modena, Parma, Piacenza, Mantua, Ferrara und Lucca, diese halbtodten Großstädte unter den norditalienischen Exresidenzen, einzelne Grundzüge ihres Gesichts wiedererkennen, sondern auch die weltverschollenen Miniatur-Fürstensitze, die Sedez-Kapitalen wie Pesaro, Urbino, Rimini, Gonzaga, Guastalla, Este, Mirandola, Correggio, Massa, Carrara, Piombino, das berühmte Fürstenthum Etcätera nicht ausgenommen ....

Dappertutto also ist jetzt eine ansehnliche Landstadt in der Emilia, mit genau 9437 (im 14. Jahrhundert 50,000) Einwohnern, an beiden Ufern des Flüßchens Fiume gelegen. Eine Sage schreibt die Gründung der Stadt dem Trojaner Skiron zu, von dem auch der hier geborene Philolog Verbale di Motto den Namen der Stadt abzuleiten versucht hat. Das Grabmal des Skiron vermuthet man (wohl mit Unrecht) in einem Via Scirone Nr. 14 eingemauerten Granitsarkophag, in dem neuere Alterthumsforscher nur einen mittelalterlichen Viehfuttertrog sehen wollen. Bei den Römern erlangte der Ort erst Wichtigkeit, als der Consul D. Apertus Tutus daselbst eine Veteranencolonie (Colonia Apertina) anlegte. Von Attila vergebens belagert, dem die Besatzung bei einem Ausfalle sein noch jetzt auf dem Rathhause gezeigtes Medaillonbildniß abgenommen haben soll, wurde es im 11. Jahrhundert von der uralten Familie der Nessuno emporgebracht. Ein blutiger Familienzwist zwischen den beiden Hauptzweigen dieses Geschlechts, den Nessuno di Nullaparte und den Nullo di Nessunparte, verheerte die Stadt achtzig Jahre lang, bis 1231 Papst Lacuster VII. als Schiedsrichter Stadt und Bezirk diesseit des Flusses dem Nessuno, jenseit desselben dem Nullo zusprach. Nessuno V. erbaute die Citadelle Nullaparte, deren Trümmer noch erhalten sind, während Nullo IX. in der Burg Nessunparte (jetzt höhere Töchterschule) glänzend Hof hielt. (Hungertod des Troubadours Mortadella, der die Burgfrau zu lieben gewagt; von Dante, Inf. Canto LII. V. 814 erwähnt: „Trovator di gran fama e maggior fame, perche 'l suo nom' mangiar non potea.") 1294 brach Nullo XIII. den Frieden, überrumpelte durch Verrath von Nessuno's Stallmeister Quartomanca die jenseitige Citadelle, von deren Thurm (Torre dell' Orrore) er das ganze Geschlecht der Nessuno eigenhändig hinabstürzte. Empört ob des Gräuels, ließ Quartomanca ihn dafür an einer dreißig Ellen langen Kette von selbigem Thurme in die freie Luft hinaushängen, wo er, ein Spiel der Winde und Krähen, elend verschmachten mußte. Nun bemächtigte sich Quartomanca der Herrschaft und unterwarf sich alsbald die ganze Umgegend. Zur Sühne baute er das Kloster San Bajocco (jetzt Seilerei). Zweihundert Jahre lang beherrschten die Quartomanca mit eiserner Faust diesen Theil der Emilia. Ihr Wappen, welches einen dreibeinigen Hund zeigt („il quarto manca", das vierte Bein fehlt), sieht man noch jetzt an den meisten öffentlichen Bauten von Stadt und Gegend. Der Berühmteste dieses Hauses war der Condottiere Arancio Quartomanca, genannt Boccagrande, der stärkste Esser seiner Zeit, aber ein tapfrer und schlauer Bandenführer, der in seiner Glanzzeit fünf verschiedenen Herren zugleich zu dienen wußte. In der Schlacht bei Limonata (1444) erstickte er heldenmüthig in seiner schweren Mailänder Rüstung. Unter seinem Enkel Manzo II. (Al Lesso) wurde Dappertutto von König Mansardello zur Grafschaft erhoben. Graf Manzo III. (Arrosto) zog Maler und Dichter an seinen Hof und erhielt von der Päpstin Fiammina, die er gegen das Cardinalcollegium drei Monate lang hielt, die Herzogskrone. Unter ihm blühte der große Maler, Bildhauer und Baumeister Dappertutto, eigentlich Anchio Sonpittore, Gründer der Dappertuttesischen Schule, welche den Uebergang von der Sienesischen zur Urbinatischen bildet. Die Pest von 1491 entvölkerte die Stadt, deren Bevölkerung auf 17 Köpfe sank. Auch der letzte Quartomanca starb und Papst Romano XI. (bei Prensieri) benützte den nicht ungünstigen Anlaß, um seinen Neffen, den blutigen Carnavale dei Danarj, mit dem Herzogthume auszustatten. Dieser und sein Sohn Carnavaluccio, gewöhnlich nur „i nepoti" (die Neffen) genannt, hausten als geniale Renaissance-Wütheriche; der letztere war der berühmteste Tänzer, Reiter, Schwimmer, Zecher, Don Juan, Bibelausleger, Falschspieler, Räthseldichter und Cameenkenner seiner Zeit. Carnavaluccio regierte 1541—1573 und starb an einem Gallenerguß, weil das Gift, das er seiner berüchtigten Geliebten Mirabella degli Zecchini hatte reichen lassen, nicht wirken wollte. Nun wurde das Fürstenthum Dappertutto der Reihe nach zu Parma, Toscana und endlich dem Kirchenstaate geschlagen. Napoleon verlieh es (selbstverständlich) 1805 seiner Schwester Elisa Bacciochi, der vielfach Gefürsteten, welche also den Titel Fürstin von Dappertutto gewiß mit Recht führte. Nach ihrer Entthronung blieb das Fürstenthum bei Toscana und fiel 1860 an das Königreich Italien.

Dappertutto zeigt den gewöhnlichen Charakter verödeter italienischer Residenzen. Breite, lange, menschenleere Straßen, unbewohnte, fast herrenlose Paläste*), deren geräumige Einfahrten in Schuhflickerwerkstätten und Grünzeugläden umgemauert sind, eingegangene Kirchen mit unbekleideten Rohziegelfaçaden, besten Falles als Speicher verwendet u. s. f. Der schöne, breite Corso Vittorio Emmanuele (früher zeitweilig Stradone Ferdinando II., Corso Napoleone, Viale del Nepote u. s. w.) durchzieht die ganze Stadt, im rechten Winkel geschnitten von der kaum engeren Via Cavour (vormals Via Elisa, noch im vorigen Jahrhundert Via Manzo al Lesso). Auf dem Kreuzungspunkte die berühmte Fontana delle sette statue, der Brunnen der sieben Statuen, von denen jetzt keine mehr zu sehen, die aber früher alle oben gestanden, nicht zu gleicher Zeit, sondern nach einander, um sieben jeweiligen „glorreich Regierenden" aus verschiedenen Häusern zu huldigen; die letzte (Napoleon I.) wurde für 10,000 Dollars nach Humanity (Illinois, Vereinigte Staaten) verkauft, wo sie den Hof des städtischen Schlachthauses schmückt. Dem Brunnen gegenüber ein 12 Meter hoher Obelisk zum Andenken der unter Garibaldi gefallenen Freischärler, wie das aus rothem Marmor gemeißelte Garibaldihemd an der Vorderseite zeigt. Der Corso, an dessen Arkadenhäusern man noch Spuren von Fresken (aus der Schule Dappertuttos) gewahrt, führt auf die große Piazza Garibaldi. Daran rechts der Dom (Santa Moneta), romanischer Bau mit schöner Kryptenanlage, im 18. Jahrhundert im Rococostil erneuert, 1853 durchaus hellgelb getüncht. Am Hochaltar „Santa Moneta, den Peterspfennig stiftend", von Dappertutto (Hauptwerk), in der Sacristei Todtenmaske Carnavaluccios (?). Das Wasser im Weihkessel rechter Hand soll dem großen Dappertuttesischen Physiker Acquavita († 1576) die Formel seiner bahnbrechenden Verdunstungstheorie eingegeben haben. Der Glockenthurm an der Kirche, „La Speculatrice" genannt, zählt 365 Fensterchen übereinander, welche die Tage des Jahres symbolisiren sollen (dem Küster ½ Lira). Die linke Seite des Platzes bildet der Palazzo Quartomanca, ein gewaltiger Quaderbau von Dappertuttesischer Gothik (horizontal mit runden Bogen), in seiner jetzigen Gestalt aus 1470 stammend, doch seither wiederholt erneuert. Darin die Sala del Municipio (außerhalb der Sitzungsstunden Winterturnanstalt), mit großem Deckenbild von Dappertutto („das Völkerrecht, auf die Kriegskunst und Staatsklugheit gestützt, aber von der Diplomatie begeifert, führt Manzo IV. auf den Thron von Dappertutto und läßt ihm die vier Welttheile huldigen"). In zehn Zimmern

*) In Parma trat ich einst in einen hübschen, aber verwahrlosten Palast und fragte den Hausmeister, wer der Besitzer sei. Ein Mailänder Fabrikant, sagte er. Auf meine Frage nach dem Namen desselben besann er sich ein Weilchen, mußte aber schließlich gestehen, daß er den Namen seines eigenen Hausherrn nicht wisse.

Digitized by Google

des zweiten Stockwerkes das Museo Civico (früher Bonaparte), dessen Hauptschatz die Perücke ist, um welche sich das berühmte komische Epos „Il parrucchiere incantato“ des in Dappertutto geborenen Dichters Pennale Versobaldi (1705—1773) dreht. Das obenerwähnte Medaillonbild Attilas (dem Custoden ½ Lira) zeigt den Zopfstil des vorigen Jahrhunderts, ist deutlich als ein Werk von unbekannter Hand zu erkennen und ohne Kunstwerth. Vor dem Palazzo Quartomanca zwei kolossale Reiterstatuen in Erz, vom Volke nur „I Nepoti“ genannt, Nessuno I. und Nullo I. darstellend, treffliche Arbeiten Dappertuttos, die dunkler patinirte 1807 von Napoleon nach Paris geschafft, 1815 zurückerstattet. An der nördlichen Ecke des Palastes, in der Höhe des dritten Stockwerkes, auf einer Console uralte, hellgrüne Bronzestatuette des dreibeinigen Hundes, Wahrzeichen der Stadt, vom Volke seit der päpstlichen Herrschaft höhnisch „l'ultimo Quartomanca“ genannt. Nordöstlich vom großen Platze die grasbewachsene Piazza Dolcefarniente mit der Statue des ehedem vielgenannten Quietisten Marchese Dolcefarniente, als Repräsentant einer in Italien seither glücklich überwundenen Geistesrichtung noch jetzt von Interesse. Gegenüber der Palazzo Dolcefarniente, aus dem 17. Jahrhundert, jetzt Leihhaus; im Hofe zopfige Allegorie der Faulheit, Marmorgruppe von Buongiorno, 1764 errichtet. Sehenswerth ist noch in Calle Troppolunga Nr. 8 beim Apotheker Scaramuzza, einem leidenschaftlichen Lokalforscher, die große Scherbensammlung, auf Grund deren dieser Fachmann sein treffliches Werk „Ueber das Gesetz, nach welchem die Töpfe brechen“ verfaßt hat. In dem stark verwahrlosten Kloster Bajocco (s. oben) ungeordnete Bibliothek, 21,000 Bände und ungefähr ein Manuscript; jeden zweiten Charfreitag zugänglich.

Die Straßen Dappertuttos sind unter der Fürstin Elisa vortrefflich gepflastert worden. Ihr verdankt man auch die Umwandlung der Stadtmauern in schattige Spaziergänge, die Anlegung des Campo di Marte (Marsfeld) als Exercierplatz (jetzt Vieh- und Getreidemarkt) und vor Allem das eine halbe Stunde vor Porta Semprechiusa gelegene fürstliche Lustschloß „Ma Mélancolie“, als Bau unbedeutend, aber berühmt durch seinen schönen französischen Park, von Le Vôtre, einem Schüler des großen Gartenkünstlers Le Nôtre geschaffen. In Ma Mélancolie lebte König Ottoxerxes von Armenien nach seiner Vertreibung; sein Grab mit Büste von Canova in der armenischen Kapelle am östlichen Parkthor, von Aprikosenbäumen (sein Lieblingsobst) beschattet. Lohnender Ausflug auf das nahe „städtische“ Schlachtfeld, eine kleine Stunde vor Porta degli Assassini; nicht weniger als neun Schlachten haben im Laufe der Zeit daselbst stattgefunden. Der Consul D. Apertus Tutus schlug hier 67 n. Chr. die gefährliche Veteranenrevolte nieder; 432 wurde Attila von den Einwohnern zurückgeworfen; 1201 schlug Nullo II. seinen Nebenbuhler Nessuno III. aufs Haupt; 1420 besiegte Manzo II. al Lesso den Anjou'schen Gonfaloniere Collerotto; 1796 überrumpelte Napoleons General Kellermann den östreichischen General Alvinczy und wurde dafür später Duc de Dappertutto; 1849 zwang Radetzky ein sardinisches Corps zur Waffenstreckung; 1859 warf Mac Mahon in blutigem Gefechte den östreichischen Feldzeugmeister Baron Freundlich (daher dessen Prädicat „von Dappertutto“) über den Fiume zurück; dagegen bestand 1866 ein östreichisches Corps ein brillantes Reitergefecht gegen weit überlegene italienische Kräfte; endlich erlitten hier die anonymen Freischaaren von 1870 bei ihrem Putschversuch eine unblutige Niederlage durch die italienische Gendarmerie. Zur Erinnerung an all das steht auf dem Gefilde ein 20 Meter hohes rothes Steinkreuz (Croce di Sangue), auf dem alle neun Schlachten verzeichnet sind; es ist aber noch für mindestens zwanzig Raum gelassen, so daß die kriegsgeschichtlichen Bedürfnisse Dappertuttos für das nächste Jahrtausend so ziemlich gedeckt erscheinen.

Notizen.

Ein Morgenweckruf.

Es war vorauszusehen, daß die sich überschlagende Woge der Wagnerbegeisterung in diesem gesegneten Bühnenweihfestspiel-Jahre wieder die merkwürdigsten literarischen Schaumgebilde aufwerfen werde; jedoch auf eine Curiosität von der Natur der uns soeben zugegangenen werden sich selbst die sammelfreudigsten Specialitätenjäger nicht gefaßt gemacht haben, „Die Bedeutung des Morgenweckrufs in R Wagners Bühnenweihfestspiel 'Parsifal', erörtert von Edmund von Hagen“ (Berlin, Th. Barth) — inclusive Titelblatt, Vorwort und Inhaltsangabe 62 wohlgezählte Octavseiten — hier sagen Titel und Umfang schon Alles, was sich über diesen „zieren“ Auswuchs an dem Palmbaum der Wagner-Literatur sagen läßt. 62 Seiten! Da muß man es dem Verfasser schon zu Gute halten, wenn er in der Vorrede die „Knappheit der Form“ seiner Schrift als „das Resultat eines überreichen geistigen Gehalts zu entschuldigen bittet“. Und dieser überreiche geistige Gehalt bedarf keiner weiteren Charakterisirung, wenn wir die unmittelbar darauf folgenden Sätze des Proömiums citiren, die mit rührender Zuversicht verkünden: „Wir fühlen am ersten Aufführungstage des 'Parsifal', daß wir am Vorabende eines neuen Völker-Cultur-Morgens stehen, wie es heute vor 52 Jahren in Paris der Fall war.“ Müßte eine interessante persönliche Bekanntschaft sein, dieser „gute“ Revolutionär aus dem Bayreuther Bühnenweihfestspiel-Lager! „Wir fühlen mit dem 'Parsifal', daß der Menschheit Pfade in neuer Festigung erstehen, daß neue Pfade der Erleuchtung gefunden sind. Damit fühlen wir das Hellwerden der Nacht der Menschheit, das Nahen eines Lichtes, welches den Menschen das Ende der Leiden und die ewige Freude des Geistes bringen wird, schon jetzt wie in der reinen Luft des Auferstehungs-Morgens.“ Der Leser wird uns nicht das Mißtrauen in sein Urtheil und die Geschmacklosigkeit zutrauen, nach dieser Stil- und Gesinnungsprobe ihn mit einer näheren Beleuchtung der Weckrufdelirien des Herrn von Hagen zu behelligen. Nur die Kapitelüberschriften der Broschüre mögen hier noch ein Plätzchen finden als kostbare Belege für die unergründliche Abnormität des Geistes, welcher sich in der intimsten Wagner-Literatur der staunenden Welt zu octroyiren unternimmt. Sie lauten: I. Ueber die Bedeutung des Morgens. II. Ueber das Erwecken. 1. Ueber den Schlaf. a) Die ästhetische Seite des Schlafes. b) Die ethische Seite der Schlafes. c) Die metaphysische Seite des Schlafes. d) Die symbolische Seite des Schlafes. e) Die historische Seite des Schlafes. 2. Ueber den Act der Erweckung. 3. Ueber das Wachen und die Wachsamkeit. a) Das Achten auf die Weltgeschichte. b) Das Achten auf die Symbolik des Lebens. c) Das Achten auf die Intellectualität der eigenen Persönlichkeit. d) Das Achten auf die Moralität der eigenen Persönlichkeit. e) Das Achten auf die Leiblichkeit. III. Ueber die Lehre von der Berufung. — Dies in „geistvoller Knappheit“ die Methode des Wahnsinns. Auf den ersten Blick könnte man beinahe vermuthen, es sei ein erkünstelter, schlecht gespielter Wahnsinn angenommen, um die Sache des Meisters, der als Schöpfer einer neuen Völkercultur anscheinend verherrlicht werden soll, vor dem denkfähigen Theil der mitlebenden Menschheit boshaft zu discreditiren, denn für einen natürlich angeborenen Zustand des Defects ist er in der That zu reflectirt, zu logisch verkünstelt. Wenn sich dem näher Zusehenden darin nur nicht so ganz unverkennbar die Züge jener unheilbaren Familienähnlichkeit entdeckten, die jedes vom Festspielhügel herabwehende Orakel trägt, und deren „weihevoll“ pathetisches Gepräge die Annahme eines frevelhaften Scherzes unmöglich macht. In der That, ein trauriges Handwerk, diese unglaubliche Falschmünzerei philosophischer Gedanken in der Gluth des ästhetisirenden Begeisterungstaumels — bedauernswerth, belachenswerth, aber auch hassenswerth, wenn man sich vergegenwärtigt, daß eine Richtung, welche solche Apostel zu zeugen im Stande ist, nach geistiger Herrschaft zu streben wagt und über viele schwache Gemüther und hohle Köpfe diese Herrschaft auch ausübt. Dp.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart“
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Digitized by Google

Inserate.

Hervorragende Novität

aus dem

Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Das Bild des Eros.

Neue milesische Märchen

von

Oscar Linke.

1. Band.

In eleganter Ausstattung mit Kopfleisten und Initialen.

Broch. *M.* 5.—, in stilvollem Einbande *M.* 6.20.

Unter dem vorstehenden symbolischen Titel entrollt der Verf. der „Milesischen Märchen" reizvolle Bilder von hochpoetischer Wirkung und Schönheit aus Altgriechenland, die an den kühnen, farbenreichen Pinsel eines Makart erinnern.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Konstantinopel.

Von **Edmondo de Amicis.**

Aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen von

A. Burchard.

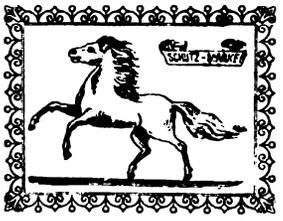
2 Thle. in 1 Bd. 30½ Bogen.

Preis eleg. brosch. 5 *M.*, in Bädekerbd. 6 *M.*

Dies geistvolle und fesselnde Buch ist von einer großen Anzahl der bedeutendsten Blätter aufs günstigste besprochen. Die Wiener „Presse" sagt kurz und treffend: „Amicis' ‚Konstantinopel' enthält geradezu berauschende Kapitel, in denen frische Beobachtung aus dem Born der Geschichte, gesättigte Phantasie, reichstes Colorit und künstlerische Abrundung sich bestens vereint zeigen."

Rostock. **Wilh. Werther's** Verlag.

Die Kaffee-Surrogat-Fabrik



von

Leusmann & Zabel, Hannover

liefert durch die meisten Detail-Geschäfte

Hannov. Feigen-Kaffee aus besten orientalischen Feigen.

„ **Kaffee-Spar-Extract.**

„ **Kaffee-Ersatz.**

Sämmtliche Fabrikate sind vom Lebensmittel-Untersuchungsamt zu Hannover und andern Autoritäten als vorzüglich begutachtet.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten

wird gegen Einsendung der Post-Quittung der bis zum 1. September abgedruckte Theil der gegenwärtig im Feuilleton des **„Berliner Tageblatt"** erscheinenden neuesten Novelle von

Paul Heyse: „David und Jonathan",

gratis und franco nachgeliefert. Nach Beendigung derselben veröffentlicht das **„Berliner Tageblatt"** den neuesten **spannenden** Roman von

Balduin Mœllhausen: „Der Haushofmeister".

Circa 70,000 Abonnenten. Probe-Nummern **gratis** und **franco.**

Für den Monat **September** abonnirt man auf das **täglich 2 mal** erscheinende

„Berliner Tageblatt"

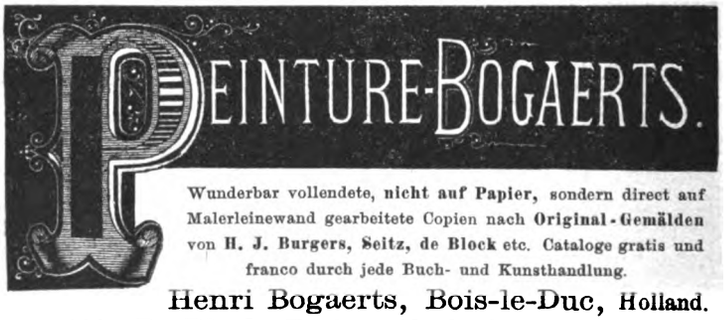
nebst seinen 8 werthvollen Beiblättern

illustrirtes Witzblatt: **„ULK"**, belletr. illustr. Sonntagsblatt: **„Deutsche Lesehalle"** und **„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"**

bei allen Postanstalten für **1 Mark 75 Pf.** (für alle 4 Blätter zusammen).

Geistige Frische, außerordentlich **reicher** und **gediegener** Inhalt und **schnellste Mittheilung** aller Ereignisse sind die besonderen Vorzüge des „Berliner Tageblatt", denn hierdurch wurde es die bei Weitem

gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.



Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sang und Klang.

Lieder zum Componiren und andere poetische Kleinigkeiten

von **Heinrich Flemmich** (Parcival).

Freiburg i. B. Brosch. 3 *M.* **Adolf Kiepert's** Hofbuchhandlung.

Parzival,

der Ritter ohne Furcht und Adel.

Eine Festgabe

von

Siegmey.

Mit 12 Zeichnungen von **H. Albrecht.**

Eleg. Ausstattung. Geh. 1 *M.*

Leipzig. **Rosenthal'sche** Verlagshdlg.

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Väter und Söhne.

Schauspiel in 5 Akten

von

Ernst von Wildenbruch.

Preis 2 *M.*

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 2. September 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Leibnitz und die ägyptische Frage. Von Max Bewer. — Autokritiken. Bekenntnisse eines Achtundvierzigers. Von Karl Blind. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Franz Dingelstedt. Von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). — Paul Heyses Troubadour-Novellen. Von Theophil Zolling. — „Lorin" von P. A. Walujew. Von Eugen Zabel. — Journalisten der Zukunft. Eine phantastische Geschichte. Von Théodore de Banville. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Leibnitz und die ägyptische Frage.

Von Max Bewer.

In demselben Grade, wie heute die europäische Diplomatie durch die Möglichkeit einer Theilung der türkischen Länder in ein anhaltendes Interesse gezogen wird, ebenso war die christliche Staatenwelt zu den Zeiten des großen Philosophen, dessen politische Gedanken wir an dieser Stelle zu reproduciren gedenken, durch die Macht des Islams nicht nur in Bezug auf politische, sondern auch auf religiöse Fragen in Besorgniß gesetzt.

Nur zweihundert Jahre sind vergangen, seitdem jenes Universalgenie den Plan faßte, die Hauptmächte der Politik zu einem gemeinsamen Schritt gegen die Osmanen zu bewegen und gleichsam einen modernen Kreuzzug in Scene zu setzen, damit die das ganze christliche Leben bedrohende Ostmacht gebrochen werde, und endlich jeder einzelne Staat sich den allgemeinen Culturaufgaben, jeder in seiner besonderen Art, zuwenden könne — und heute lebt jenes mächtige Reich nur noch von der Gnade der erhaltenden Politik oder, besser gesagt, ist es die Eifersucht der übrigen Staaten, die allein den endgültigen Abschluß der geschichtlichen Tragikomödie am Bosporus verzögert.

Die Idee jenes Leibnitz'schen Planes war eine Frucht der kurmainzischen Politik, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Frieden zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. zu stiften und Punkte zu gewinnen, von welchen aus ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden Häusern Habsburg und Bourbon, deren Zusammenwirken den europäischen Frieden bedingte, dauernd zu machen möglich war.

Der Kurfürst Johann Philipp hatte für diese Ziele einen genialen Helfer in seinem ersten Minister: Johann Christian von Boineburg. Boineburg griff nicht nur diese Ideale des Kurfürsten mit Begeisterung auf, er suchte sie auch praktisch zu machen. Aber den Punkt des Archimedes, von dem man die alte politische Welt aus den Angeln zu heben gedachte, fand seine politische Combinationsgabe nicht.

Ein Zufall wollte, daß er inmitten dieser Pläne den jungen Leibnitz kennen lernte, den er als einen höchst scharfsinnigen und auch für die Diplomatie brauchbaren, mit dem umfassendsten Wissen ausgestatteten Gelehrten erkannte und nach Mainz brachte. Er weihte ihn in die Mysterien der hohen Politik, die von Johann Philipp und ihm selbst inaugurirt worden war, ein, und Leibnitz mit seiner wunderbaren Klarheit und erfinderischen Berechnungsgabe fand den vergebens gesuchten Punkt, wo man die Hebel der Friedenspolitik, und zwar mit der größten Wahrscheinlichkeit auf Erfolg, ansetzen könnte.

Sein Gedanke war, den König von Frankreich zu einer ägyptischen Eroberungsexpedition zu veranlassen. Diese Idee fand sofort den Beifall Boineburgs und des Kurfürsten. Wenn dieser Plan wirklich von Ludwig XIV. aufgegriffen werde, so glaubte man einerseits, daß für die gefährlichen Eroberungsgelüste des Königs in der Aussicht auf die Erwerbung Aegyptens ein würdiges Ziel gefunden, und die für Deutschlands Grenzen so sehr erwünschte Ablenkung der französischen Vergrößerungspläne gelungen sei, andererseits hoffte man, daß die wenn auch anfangs selbstständig-egoistische Unternehmung Ludwigs zu einem übereinstimmenden politischen Programm mit dem Hause Habsburg führen werde, insofern das von der Pforte bedrängte Oestreich (Ofen war in Händen eines türkischen Paschas) es dankend anerkennen müsse, wenn Ludwigs Angriff von Westen her die osmanischen Streitkräfte in der Nähe von Wien bedeutend vermindern würde! Dieser Plan hatte zunächst einen lebhaften Gedankenaustausch zwischen Boineburg und Leibnitz zur Folge und erweckte in den Herzen der kurmainzischen Patrioten große und berechtigte Hoffnungen.

Während man sich in diesen Ideen wiegte, ohne daß sie Gestalt gewonnen hätten, da tritt plötzlich das Gespenst eines französisch-holländischen Krieges auf, und um diesen und damit eine neue Machtvergrößerung Frankreichs in unmittelbarer Nähe der deutschen Grenzen zu verhindern, macht sich Leibnitz daran, seine Gedanken in directem Anschluß an die holländische Kriegsfrage durch eine Ludwig zu überreichende Denkschrift diesem so mundgerecht wie möglich zu machen: er legte dar, daß das eigentliche Holland — Aegypten sei, das sei das Holland der Welt. Von dort aus könne man den holländischen Handel vernichten und an Frankreich bringen, der Weg nach Indien stehe offen, die türkische Macht würde durch eine Occupirung Aegyptens von Seiten Frankreichs einen tödtlichen Schlag empfangen, und die Eroberung selbst würde ohne Zweifel eine dauernde, glorreiche Vermehrung des französischen Reiches sein. Ihre Wichtigkeit beweise die Geschichte: Kambyses, Alexander, Pompejus seien Namen, welche mit Aegypten verknüpft seien. Die Kreuzzüge seien politisch erfolglos geblieben, weil man nicht im Besitz dieses wichtigen Operationslandes gewesen sei. Zudem sei dieser Zug nach Aegypten, den die Welt von Ludwig erwarte, kein extravaganter, er sei durch Philipp II. August und Ludwig XI. vorbereitet, die Vorsehung habe die Ausführung Ludwig XIV. vorbehalten und Frankreichs ganzer Charakter sei aggressiver Natur. Es sei ferner eine würdige Aufgabe — und es gäbe keine würdigere für den „allerchristlichsten König" — heidnische Länder zu gewinnen, den Islam zu untergraben, und, nachdem er gebrochen, als unbestritten erste Macht der Welt im Verein mit Deutschland den Universalfrieden zu dictiren! Deutschland sei conservativer Natur (man denke an Bismarcks Wort von den Knochen des

Digitized by Google

pommerschen Landwehrmannes!), es liege in seiner Bestimmung sich zu dem Zwecke Frankreich anzuschließen und würde dies mit Freuden thun. Dann könnten die einzelnen Staaten, jeder nach seiner besonderen Natur, ihren speciell civilisatorischen Culturaufgaben nachgehen, und im voraus schon unter diesen glücklichen Auspicien schwärmt der sonst so kalte Kopf des Philosophen in der Vervollkommnung seiner Ideale, jetzt erst hält er die wahren Segnungen der christlichen, internationalen Liebesreligion für möglich, ja, er sagt es selbst, nun werde das tausendjährige Reich des Friedens kommen!

Aber bevor dieses „consilium aegyptiacum" dem französischen Könige überreicht werden konnte, gelangte der definitive Kriegsbeschluß, am 8. December des Jahres 1671, an die Friedensdiplomaten in Mainz.

Der Schlag war schwer.

Aber der Kurfürst, Boineburg und Leibnitz waren so sehr von dem Erfolg ihrer Vorschläge überzeugt, daß sie diese unbedingt, und auch ohne eine Verhinderung des holländischen Krieges herbeiführen zu können, Ludwig XIV. vorstellen zu müssen glaubten.

Zu dem Ende richtete Boineburg im Interesse des Leibnitzschen Planes eine Anfrage an den französischen Minister Pomponne. Es sei ein sehr fähiger Mensch im Besitz eines außerordentlich wichtigen Planes für Ludwig XIV., und er frage, ob das französische Kabinet es nicht verschmähe, den König davon zu benachrichtigen. Der Plan sei wissenschaftlich begründet, die Mittel zu seiner Ausführung würden später von derselben Persönlichkeit in der sachkundigsten Weise angegeben werden können.

Die Folge dieses Berichtes war, daß Leibnitz selbst am 18. März des Jahres 1672 nach Paris reiste. Leibnitz war vier Jahre in Paris, aber er war nicht im Stande, Ludwig zum Handeln zu bewegen. Die Politik des „allerchristlichsten" Königs bediente sich lieber der heidnischen Macht zur Schwächung des habsburgischen Hauses und zur Erwerbung deutscher Grenztheile, als des universalen Mittels des genialen Philosophen, um Europa den Frieden zu schenken.

Im Jahre 1683 standen auf französischen Einfluß die Türken vor Wien, und einige Jahre später ward von den Heeren Ludwigs die Pfalz verwüstet, gingen Worms, Speyer und Heidelberg in Rauch und Flammen auf! —

Wie tief muß der Mann der Wissenschaft diesen Schmerz empfunden haben! Sein ganzes Leben hat er an der Ausführbarkeit und dem Erfolg seines Planes nicht gezweifelt. Aber hundertundfünfundzwanzig Jahre etwa, nachdem Leibnitz nach Paris gegangen war, sollte seinem Geiste eine glorreiche Genugthuung werden. 1798 stand Napoleon unter den Pyramiden Aegyptens!

Hat er von den Ideen des Philosophen gewußt? Die Frage muß verneint werden. Aber sein strategischer Blick hatte ihn, als es die Vernichtung des englischen, wie zu Ludwigs Zeiten die des holländischen Handels galt, auf dieselbe Stelle gewiesen, auf die das Genie des Philosophen gezeigt hatte, das „Holland der Welt".

Die Expedition Bonapartes veranlaßte die Regierung Englands, in dem kgl. Archiv zu Hannover die betreffenden Schriften von Leibnitz, von deren Existenz man in England eine dunkle Kunde hatte, aufzusuchen. In England wurden sie als eine politische Broschüre gegen Napoleon gedruckt, und man nahm an, daß er von den Manuscripten Leibnitzens Kenntniß gehabt habe. Aber, wie gesagt, dies ist nicht der Fall gewesen. Erst später, im Jahre 1803, als Hannover von französischen Truppen besetzt wurde, erhielt er Kunde davon, daß jene Pläne in den Sälen des dortigen Archivs schlummerten. Der General Mortier schickte ihm eine — wenn auch unvollkommene — Abschrift. Bonaparte sprach über diese Schrift mit höchster Anerkennung und Bewunderung für den großen Geist, der sie geschrieben.

Im Lauf der Geschichte hat England Hollands Stelle behauptet, Frankreich (nach der Verweigerung des ägyptischen Credits!) scheint fast von Rußland verdrängt, Deutschland spielt am besten auch heute noch die „conservative" Rolle, die ihm Leibnitz ertheilt hat.

Ob Aegypten jemals von einer europäischen Macht in Besitz genommen wird? und welche mag wohl mit der Occupation dieses so wichtigen Landes jenen Friedensideen am meisten Rechnung tragen? Das zu beantworten müßte man — Leibnitz sein. Am billigsten und direct auch nicht unwahrscheinlich ist vielleicht die Antwort — gar keine.

Autokritiken.

Bekenntnisse eines Achtundvierzigers.

Von Karl Blind.

(Schluß.)

Eine Vergleichung der Daten wird Alles vollends richtig stellen. Noch am 24. Mai befand ich mich in Karlsruhe: es war dies der Tag, wo der reactionäre Rittmeister von Glaubitz, an der Spitze einer Abtheilung Dragoner, plötzlich mit überraschender Schnelle und im Widerspruch mit der ihm gewordenen Weisung in die Hauptstadt Badens einrückte. Da zufällig alle Mitglieder des regierenden Landesausschusses das Rathhaus, vor welchem die Dragoner drohend sich aufstellten, verlassen und sich in ihre Wohnungen zerstreut hatten, so war ich, der ich dort zurückgeblieben, glücklicher Weise in der Lage, durch meinen Bruder, der eine Offiziersstellung beim Geschützwesen einnahm, rasch sichere Truppen von der benachbarten Kasernenveste Gottesaue herbeiholen zu lassen, um einen etwaigen Handstreich abzuschlagen. Der Dringlichkeit und der Gefahr halber nahm ich den Befehl auf mich. Nachträglich wurden die Offiziere der Glaubitz'schen Dragonerabtheilung auf Anordnung des Landesausschusses, als der Meuterei verdächtig, gefänglich nach Rastatt abgeführt.

Schon aus dieser Zeitangabe ergibt sich somit die Falschheit der Mathy'schen Behauptungen. Seinem gegen Fickler angewandten Verfahren treu, hetzte er, wie wir jetzt aus seinen Privatbriefen sehen, gegen die badisch-pfälzische Volkserhebung auf Grund angeblicher landesverrätherischer Zettelungen schon zu einer Zeit, wo die Abgesandten von Baden-Pfalz noch gar nicht einmal ihre Vollmachten in Paris hatten einreichen können! Erst gegen Ende Mai ging Dr. Friedrich Schütz von Frankfurt, ich von Karlsruhe aus nach Paris ab; und damals reiste man dorthin noch nicht mit der Eisenbahn, sondern mit dem sehr langsamen Eilwagen, der sog. „Diligence". Es weilten gleichzeitig Graf Teleki und Franz Pulszky als Bevollmächtigte Ungarns, Oberst Frapolli als Gesandter der unter dem Triumvirat Mazzinis, Saffis und Armellinis stehenden römischen Republik in Paris.

Ursprünglich war Dr. Arnold Ruge von Karlsruhe aus für den Pariser Posten mitbestimmt worden. Ob es seine mehr großpreußische, als gesammtdeutsche Auffassung war, oder ob andere Ursachen mitwirkten: im letzten Augenblicke wurde ihm die erwartete Vollmacht jedenfalls nicht ertheilt. Indessen reiste er, nebst einem Verwandten von ihm, mit mir zusammen nach Paris. Eine Reihe politischer Besuche, welche Dr. Friedrich Schütz und ich bei hervorragenden Parteiführern dort abstatteten, erfolgten, auf meine Anregung, unter Ruges Begleitung. Ruge war damals republikanisch gesinnt — wie er auch in späteren Jahren noch eine Zeitlang als Mitglied des Central-Europäischen Demokratischen Ausschusses mit Ledru-Rollin, Mazzini, Kossuth, Worczel u. A. zusammenwirkte. Die deutschen Verhältnisse im Jahre 1849 beurtheilte er übrigens irrig. Er sprach zu Paris wiederholt die feste Erwartung aus: das preußische Heer werde bei dem gegen Baden-Pfalz ausbrechenden Kampfe demokratische Gesinnung und Handlungsweise an den Tag legen und dadurch den Sieg unserer Sache herbeiführen! Bei so unkundiger Auffassung wurde die weitere Berathung mit ihm bald unersprießlich; meine persönlich freundschaftlichen Beziehungen blieben jedoch davon unberührt.

Digitized by Google

Obwohl erst seit einigen Wochen aus den Kasematten von Rastatt befreit, war ich höchst ungern nach Frankreich gegangen; doch blieb mir bei der Lage der Parteiverhältnisse kaum eine Wahl. Die überbrachten Beglaubigungsschreiben wurden nach meiner Ankunft am 29. Mai an den Minister des Auswärtigen, Herrn von Tocqueville (in der gewöhnlichen Sprache jener Tage noch „der Bürger de Tocqueville") übersandt. Allgemein herrschte indessen die Ansicht: ein Sturz Ludwig Napoleons sei von der entschieden republikanischen Partei der gesetzgebenden Versammlung beabsichtigt, und zwar wegen des widerrechtlich vom französischen Heer auf die römische Republik gemachten Angriffes. Frankreichs eigene Verfassung war durch diesen Ueberfall gegen Rom schreiend verletzt worden. Ludwig Napoleon und die Mehrheit im Parlament hatten sich damit thatsächlich außerhalb des Gesetzes gestellt. Als Leiter der Bewegung zu Gunsten der römischen Republik trat Ledru-Rollin auf, der ein Hauptmitglied der Februar-Regierung von 1848 und neben Ludwig Napoleon und General Cavaignac im December jenes Jahres Mitbewerber für die Präsidentschaft der Republik gewesen war. Daß Ledru-Rollin, damals der einflußreichste Führer, an die Spitze der Regierung treten würde, wenn die Volkserhebung gelänge, stand außer Frage. War doch er es gewesen, der im Februar den Ausschlag für die Republik gegeben und die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes erzielt hatte.

Für den Fall einer solchen erfolgreichen Wendung hatte ich von Karlsruhe noch ergänzende, von Struve entworfene Vollmachten mitgebracht, welche zu einer sofortigen frischen Beglaubigung dienen sollten. Mit Ledru-Rollin verkehrten wir mittlerweile öfters; ebenso mit Savoye, Beyer, Pascal Duprat und anderen Mitgliedern der Nationalversammlung. Ich kann nur bezeugen, daß keiner derjenigen Parteiführer, mit denen wir zusammenkamen, im Entferntesten je eine Andeutung gemacht hätten, die zu einem Verdacht unlauterer Absichten gegen Deutschland Anlaß geben konnte.

Ich sage dies, ohne mich einer Täuschung darüber hinzugeben, als sei die republikanische Partei Frankreichs gänzlich frei von Rheingrenz-Gelüsten gewesen. Selbst in der Verbannung habe ich ja manche bittere Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht. In Paris handelten wir mit aller gebührenden Vorsicht. Es befanden sich dort mehrere zweifelhafte Gesellen, leider deutscher Abkunft, von denen die Sage umging, daß sie unter demokratischer Maske allerhand polizeiliche Geschäfte besorgten — bald auf französischer, bald auf reactionärer deutscher Seite. Um ihnen jede Handhabe abzuschneiden, vermieden wir es, mit irgend welchen deutschen Vereinen in Paris in Verkehr zu treten. In späteren Jahren wurden jene dunkeln Catilinarier, die mit dem „rothen Berg-Prinzen" Fühlung hatten, auch richtig als bonapartistische Söldlinge enthüllt.

Die Einladung zu einem von der republikanischen Partei der gesetzgebenden Versammlung gegebenen Bankett lehnten wir ebenfalls ab. Das Bankett endete mit einem Tumult, in welchem die Hand der Polizei dunkel thätig war. Wie immer in stürmischen Zeiten, hatte man nach allen Seiten hin auf der Hut zu sein. Der „rothe Prinz", Jerome Napoleon, hing sich damals an die entschieden republikanische Partei. Durch einen seiner Anhänger sollte auch eine Beziehung zu uns versucht werden. Wir wiesen die gewünschte Anknüpfung kurz ab und stellten durch Mittheilungen an die französische Presse unsere Haltung klar fest. Auf vergilbten, vor mir liegenden Blättern aus jener Zeit sind Aufzeichnungen über die Parteien im Elysee, über Prinz Napoleon, Fialin de Persigny, Abbatucci, Viellard, de la Moskowa u. A. einer- und über die Partei Odilon Barrots und Tocquevilles andererseits enthalten, deren genauere Mittheilung wohl ein auffallendes Licht auf die späteren Ereignisse würfe.

Zum Zweck der Bemeisterung der vom national-demokratischen Geiste getragenen Heeres- und Volkserhebung von Baden-Pfalz wurden zwischen den geflohenen Ministern der großherzoglichen Familie, dem Reichsministerium zu Frankfurt, und dem als Mittelsperson handelnden englischen Gesandten zu Berlin, Lord Westmoreland, Unterhandlungen gepflogen, deren Wortlaut im Druck vorliegt. Auch der großherzogliche Minister-Resident in Paris, Freiherr von Schweizer, spielte dabei eine Rolle. Die verleumderische Angabe, als sei beabsichtigt gewesen, „die Hülfe fremder Waffen anzurufen in inneren Fragen des gemeinsamen Vaterlandes", fehlte auch dabei nicht.*) Nach dem schon am 18. Mai (vier Tage nach der Flucht der großherzoglichen Familie aus Karlsruhe!) geschriebenen Briefe Mathys, der dieselbe Beschuldigung bei der Verhaftung seines Freundes Fickler verwerthet hatte, wird man über die Urheberschaft der erfundenen Angabe kaum zweifelhaft sein können. —

Beim deutschen Volke sollte die Erhebung von Baden-Pfalz durch die Beschuldigung der Anrufung fremder Hülfe angeschwärzt werden. Wie gewissenlos die Verleumdung dabei vorging, ergibt sich aus der Thatsache, daß andererseits in Frankreich die Angabe ausgestreut wurde: unser Zweck gehe auf Gründung eines Rheinischen Freistaates, welcher Elsaß, Baden und die Pfalz umfassen solle. Also eine widersprechende Bezichtigung, je nach Bedürfniß in dem einen oder dem anderen Lande!

Ein Schreiben des Reichsministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, gezeichnet von dem Minister-Präsidenten Wittgenstein, und gerichtet an das Reichsministerium des Innern unterm 25. Juli 1849, theilt zwei ihm von dem Geschäftsträger der deutschen Centralgewalt in Paris übersandte Actenstücke mit. Eines, in französischer Sprache, bezieht sich auf meine Verhaftung und diejenige anderer Deutschen in Paris, z. B. Ewerbecks. Das zweite Schreiben ist eine dem „Bürger Kapp aus Westfalen" (dem heutigen Reichstagsmitgliede Dr. Friedrich Kapp) ertheilte Vollmacht eines deutschen Ausschusses in Paris, mit dem Landesvertheidigungs-Ausschusse in Kaiserslautern in Verbindung zu treten. Nun denn, in dem französischen, augenscheinlich geheimpolizistischer Quelle entstammenden Berichte heißt es u. A.: „Il paraît certain qu'il a été question de la création d'une République du Rhin, comprenant l'Alsace, Bade, et le Palatinat".

Hier war somit der Spieß umgedreht. Französische Stimmen behaupteten, um die napoleonische Reaction auf die Vertreter von Baden-Pfalz zu hetzen: wir arbeiteten auf den Wiederanschluß des Elsaß an Deutschland hin!

Die Wahrheit ist aber die. Es hatte sich im Elsaß, ebenso unter einer Anzahl Abgeordneter desselben in der gesetzgebenden Versammlung zu Paris, eine so starke Theilnahme für die demokratischen Bestrebungen in Deutschland gezeigt, daß, wie ich bezeugen kann, bei einzelnen Mitgliedern der republikanischen Partei Frankreichs eine gewisse Kühle gegen ihre eigenen elsässischen Mitabgeordneten bemerkbar wurde. Mancher mißtrauische Stock-Franzose schien von dem Siege der deutschen Revolutionssache eine geistige und politische Rückwendung des Elsaß zum alten Vaterlande zu befürchten. Schon sprachlich hatte das Französische in den Jahren 1848—49 dort noch lange nicht so tief gegriffen, wie zweiundzwanzig Jahre später; und unter den Bauern namentlich war man dem französischen Wesen noch sehr abhold. Nach dem Mißlingen des ersten, unter dem Freistaatsbanner erfolgten Aufstandes in Baden hatte ich im Sommer 1848 als Verbannter im Elsaß geweilt und war mit an der Spitze eines deutschen Flüchtlings-Ausschusses in Straßburg gestanden, welche Stadt ich von der Jugendzeit her schon gekannt. Oft nahm ich während dieses Aufenthaltes (1848) die Gelegenheit wahr, mich über die Stimmung des Bauernvolkes zu erkundigen. Stets fand ich, daß dasselbe, wenn auf das Wesen der Franzosen die Rede kam, mit einer gewissen Abneigung von den „Wälschen" sprach. Andrerseits wollte man jedoch nicht mit den „Schwaben" (Deutschen) wieder vereinigt sein. Auf weiteres Befragen kam meist die Antwort: „Wir sind und wollen eben Elsässer sein!" Die persönliche Abneigung gegen die „Wälschen" gab sich aber oft in scharfen Ausdrücken kund. Mit Aus-

*) Schreiben (Frankfurt, 27. Juni, 1849) des Reichsministers der auswärtigen Angelegenheiten, Generals Jochmus, an die Reichsgesandtschaften in London, Paris, Brüssel und Washington.

Digitized by Google

nahme von ein paar fremden Sprachbrocken, redete das Volk nur Deutsch. Hier war jedenfalls für kommende Möglichkeiten noch guter Boden vorhanden.

Naturgemäß konnten und mochten die freisinnigen Parteien Deutschlands, so lange Frankreich nicht zum ungerechten Angriff schritt, an die Grenzfrage nicht rühren. Die „fünfzig Jahre" bewaffneter Stellung, die wir — mit Marschall Moltke zu reden — zur Wahrung des einst durch Gewalt und Trug uns Geraubten, jetzt glücklicherweise Wiedergewonnenen noch werden einzunehmen haben, zeigen ja klar genug, wie freventlich es gewesen wäre, diese trennenden Dinge damals aufzurühren. Unter Franzosen stieg gleichwohl eine dunkle Besorgniß auf, es könne der Triumph gerade der freiheitlichen Bewegung in Deutschland zu einer Abwendung des Elsaß von Frankreich führen. Und bei solcher Lage hefteten deutsche Reactionäre die Beschuldigung landesverrätherischer Umtriebe den deutschen Demokraten an; wogegen französische Polizisten die umgekehrte Anklage auf versuchten Uebergriff nach dem Elsaß erhoben!

Friedrich Hecker war so grunddeutsch gesinnt, daß er nicht einmal in einen Flüchtlings-Ausschuß eintreten wollte, ohne förmliche Verwahrung gegen Annahme irgend welcher Geldunterstützung aus französischer Hand einzulegen, selbst wo es sich nur um Linderung der Leiden handelte. Aus seinen „Gepfefferten Briefen" kann Jeder ersehen, wie übermäßig weit er sogar, nach dem Krieg von 1870, die Grenze gegen Westen zu stecken bereit gewesen wäre. Ich habe nach jenem Krieg mit dem Freunde in Southampton eine Zusammenkunft gehabt, als er nach seinem Besuche in Deutschland wieder in sein amerikanisches Heim zurückkehrte. Wie echt vaterländisch zeigte er sich da! Der andere Freund, Gustav Struve, zeigte mir einmal im Herbst 1848 die Zukunftskarte eines nach dem Muster der Vereinigten Staaten geordneten Deutschland. Elsaß war darauf mit eingeschlossen. Eine solche Karte auszugeben hielt allerdings die Masse aller Deutschen und hielt ich selbst damals für unklug und unrecht. Dr. Hermann Ewerbeck, der Leiter der hauptsächlichsten politischen Vereinigung von deutschen Demokraten in Paris, war eine so deutsche Seele, wie nur eine. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, blos sein in schlechtestem Französisch, aber mit bester Gesinnung geschriebenes Geschichtswerk: „L'Allemagne et les Allemands" zu lesen — namentlich was dort über den „großen Monarchen", der uns das Elsaß stahl, gesagt ist.

Diese Gesinnungen der deutschen Demokratie waren Mathy und seinen Genossen recht gut bekannt. Allein während man sich aus Paris französische Polizeiberichte schicken ließ, welche sogar von einer beabsichtigten Heranziehung des Elsaß an Deutschland sprachen, scheute man sich gleichwohl nicht, das deutsche Volk auf die oben erwähnte Weise irre zu führen. —

Unsere Stellung zur Regierung Ludwig Napoleons ergibt sich endlich aufs Deutlichste aus den nachfolgenden Thatsachen.

Als Ledru-Rollin, um der von Napoleons Heer bedrängten römischen Republik willen, am 13. Juni 1849 seinen Erhebungsversuch machte, befand ich mich, nebst Dr. Friedrich Schütz, bei dem über die Boulevards hinschreitenden, gegen den Palast der gesetzgebenden Versammlung sich bewegenden Massen-Zuge. Die Cholera wüthete in jenen Tagen zu Paris. An einer Reihe Nebenstraßen sah man — grimme Satire auf die Kämpfe der Lebenden! — zahlreiche Leichenwagen halten. Ich war gerade an der Rue de la Paix anwesend, als Changarniers Truppen den Zug sprengten, und blieb dort, bis Alles vorüber war. Herrn Beyer, einen elsässischen Abgeordneten, der vom Conservatorium der Künste und Gewerbe, wo Ledru-Rollin und die Seinen zur Leitung sich befanden, die Boulevards herabkam, um Kundschaft einzuziehen, traf ich dort zufällig und gab ihm Nachricht über die Vorgänge — d. h. über den Sturz der versuchten Erhebung.

Es folgte der Belagerungszustand, die Niederwerfung des Aufstandes in Lyon, die Flucht der Führer. Massenverhaftungen wurden vorgenommen. Auch Dr. Friedrich Schütz rettete sich vor der Möglichkeit einer Verhaftung durch die eilige Abreise nach Brüssel. Mir selbst schien es, unserer Stellung und des Völkerrechtes halber, daß ich auf dem Posten auszuharren habe.

Meine völkerrechtswidrige Abführung nach La Force (dem jetzt abgetragenen, einst berühmten Kerker) gab zu einer Verhandlung in der gesetzgebenden Versammlung Anlaß, wo die deutschen Verhältnisse überhaupt erörtert wurden. Die Linke erhob entschiedenen Einspruch gegen die an dem Vertreter einer auswärtigen Volksregierung verübte Gewaltthat und forderte meine Freilassung auf Grund des Völkerrechtes. Herr von Tocqueville rief hier, um sich gegen die Opposition zu wehren, wörtlich aus:

„Haben Sie denn die Vergangenheit so weit vergessen, daß Sie nicht wissen sollten, daß dieselbe Partei, welche in Baden und der Pfalz triumphirt hat, seit zehn Jahren vom wüthendsten, vom unversöhnlichsten Haß gegen Frankreich erfüllt ist? ..... (Unterbrechungen zur Linken: „Gegen die französische Regierung!" — Der Kammer-Präsident: „Aber lassen Sie doch das französische Interesse vertheidigen!") ..... Das ist ja dieselbe Partei, die durch ihre Schriften, durch ihre Drohungen stets mit der größten, mit der bittersten Thatkraft sich gegen das Streben der französischen Nation nach einer Ausdehnung bis zum Rhein erhoben hat. Das, meine Herren, ist die Partei, welche den Kern der Bewegung in Baden bildet!"

Wie das doch ganz anders klang, als die Mathy'schen Beschuldigungen!

Die dreitägige Verhandlung schloß, in Folge dieses Tocqueville'schen Anrufes an die chauvinistischen Gefühle, mit dem Uebergang zur Tagesordnung. Ich verblieb also noch Staatsgefangener in La Force. Versuche wurden nachträglich gemacht, mich zu der Erklärung zu bewegen, daß ich mich nicht mehr als einen Vertreter der Regierungen von Baden-Pfalz betrachte, widrigenfalls meine Auslieferung über den Rhein erfolgen würde. Dort hatten unterdessen, nach verlorenen Schlachten der Unsrigen, die standrechtlichen Hinrichtungen von Gefangenen begonnen. Mein als Offizier des badischen Heeres vom Feind gefangen genommener Bruder war ebenfalls vor das Kriegsgericht gestellt.

In das Pariser Gefängniß La Force kamen die Nachrichten von diesen Erschießungen und von den Verurtheilungen zu vieljähriger einsamer Zellenhaft Schlag auf Schlag. Trotz der Gefahr der Auslieferung verweigerte ich indessen das von den französischen Behörden mir gestellte Ansinnen, die Erklärung abzugeben, als betrachte ich die übernommene Stellung als erloschen. Nachdem meine Gefangenschaft über zwei Monate gedauert, ließ indessen die Anklagekammer zu Paris das Verfahren gegen mich nachträglich fallen. Ich sollte dann gleichwohl auf das, die deutsche Grenze andeutende, rothe Brett der Rheinbrücke zu Kehl gestellt werden, um von der anderen Seite in Empfang genommen zu werden.

Als ich bemerkte: „dies sei gleichbedeutend mit einem Todesurtheil", stieß der mich begleitende Soldatenposten vor dem Untersuchungsrichter unwillig das Gewehr auf den Boden. Nach dreitägiger Unsicherheit über mein Schicksal wurde mir der Befehl der Ausweisung aus Frankreich „auf alle Zeiten" mitgetheilt, unter der Bedingung der Ueberfahrt nach England.

Das ist die wahre Geschichte von dem Verkehr zwischen Baden-Pfalz und Frankreich im Jahre 1849.

„Eine Verleumdung, einmal geboren, stirbt nie!" sagte Napoleon I., der sich bekanntlich selbst darauf verstand, Verleumdungen und Fälschungen in die Welt zu setzen. So kam denn auch, viele Jahre nach jenen tragischen Ereignissen, in der bayrischen Kammer, als es sich um die Amnestiefrage handelte, wieder einmal die alte Verleumdung zu Tag. Ich setzte sofort, um der aus Bayern Verbannten willen, ein festes Schreiben an die deutsche Presse auf und las es dem unserer Sprache nicht mächtigen Freunde Ledru-Rollin vor, damit er, dessen mißlungener Erhebungsversuch meine eigene Verbannung aus Frankreich zur Folge gehabt, ebenfalls wisse, daß ich jene nichtswürdigen Angaben „von A bis Z für erlogen erkläre". So stand es in meinem, in den deutschen Blättern veröffentlichten Schreiben.

Digitized by Google

Seitdem ist mir die Sache nie wieder vorgekommen, bis ich die gleichen Aeußerungen in den Mathy'schen, jetzt erst veröffentlichten Briefen von 1849 fand. Noch aus dem Grabe heraus spinnt sich also die Verleumdung fort.

Ich bin mit Ledru-Rollin, Louis Blanc, Savoye, Dupont de Bussac, Greppo und anderen französischen Republikanern in England viele Jahre hindurch im freundschaftlichsten Verkehr gestanden. Als 1870 der Krieg drohte, habe ich auf der großen Massenversammlung der Deutschen zu London erklärt: „Wenn Frankreich es wage, uns anzugreifen, um die vielbesprochene sogen. natürliche Grenze zu erlangen, so sei der Augenblick gekommen, wo Deutschland seinerseits die durch die Höhenzüge, durch die Geschichte, durch die Sprache angedeutete wirklich natürliche Grenze für sich wiederherzustellen habe." Der stürmische Jubel der in der Turnhalle versammelten Tausende ließ die Vollendung des Satzes nicht zu. Es war der erste Fingerzeig auf das, was nach furchtbarem Kampf wirklich kommen sollte.

Nun wird man nach obiger, actenmäßig belegten Darstellung den wahren Sachverhalt von 1849 beurtheilen können. Sind Lügen auch unsterblich, so ist doch eine dieser Haupt- und Staatslügen hiermit festgenagelt; und es wird sich daraus auch ein Zug zu dem Charakterbilde Mathys ergeben.

Literatur und Kunst.

Franz Dingelstedt.

Von Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

Es ist immer erfreulich, die guten Seiten eines Verstorbenen in ein helles Licht gesetzt zu sehen, zumal wenn zu seinen Lebzeiten die Schattenseiten zu überwiegen schienen und auch Billigdenkende ihr Urtheil dadurch beeinflußt sahen. Franz Dingelstedt gehörte zu denjenigen Personen, auf welche Zeit seines Lebens das bekannte Schiller'sche Wort von dem Schwanken eines Charakterbildes Anwendung fand. Jetzt hat sich das Grab über ihm geschlossen und pietätvoll legt einer seiner engeren Stammesgenossen, Julius Rodenberg, in einem ansprechend geschriebenen Buche über Franz Dingelstedt und Friedrich Oetker zwei Immortellenkränze auf die Ruhestätten dieser fast gleichzeitig abgerufenen und einst befreundet gewesenen Landsleute nieder. Ich wollte „auf die Hügel" schreiben, aber zur rechten Zeit besann sich meine Feder. Das Wort paßte nur auf den in einem Berliner Spital zur Ruhe gegangenen Freiheitskämpfer Oetker. Und doch wohl auch auf Oetker nicht. Sie werden Beide nicht der „kunstreich gefugten Grabkammer" entbehren, hat man doch die Leiche des hessischen Mitbegründers der deutschen Einheit, seiner Verfügung gemäß, nach Kassel übergeführt und dort unter großer Theilnahme der Bevölkerung bestattet.

Dennoch unterscheidet sich das Grab Oetkers jedenfalls von demjenigen Dingelstedts in einem markanten Zuge: das letztere wird mit dem freiherrlichen Wappen geziert sein.

Wir erfahren, daß sich in Dingelstedts Wappen eine Rose befindet, „zum bleibenden Gedächtniß daran, daß er Shakespeares Königsdramen, diese Tragödien vom Kampf der weißen und der rothen Rose, der deutschen Bühne neu gegeben hat".

Die Rose in dem Wappen des Feldwebelsohnes hat wie alle Rosen ihre Dornen gehabt; nicht nur um sie zu erreichen, hat es einen langen und mühevollen Kampf zu bestehen gegolten, und zwar durch Dornengestrüpp, von dessen Dichtigkeit wir Andern uns nur schwer eine Vorstellung machen können; nein, auch für alle Folgezeit werden diese Dornen stechen, wenn man seinem Verdienste als Dichter und Bühnenlenker Kronen flechten will.

Oder sind und bleiben wir, bei aller unserer Achtung vor der Staatsform, die unserer deutschen Zerrissenheit ein Ende gemacht hat, nicht in Antipathien gegen Diejenigen befangen, denen die bürgerliche Sphäre nicht genügt? Neigt sich nicht unwillkürlich die Wagschale unserer Sympathie nach der Seite Derer, welche der Selbstüberschätzung des sogenannten ersten Standes gebührend dadurch entgegentreten, daß sie einzig in tüchtigen Leistungen, nicht in äußeren Ehren, ihre Anerkennung suchen?

Gewiß, so ist es.

Und dennoch: wer kann leugnen, daß, wie unsere gesellschaftlichen Verhältnisse und die auf uns Europäer ererbten Gewöhnungen einmal beschaffen sind, gar viele Stellungen nur für Denjenigen, der mit Orden behängt und mit dem Adel „begnadet" ist, seinen Untergebenen gegenüber einen ersprießlichen Wirkungskreis bieten?

Nach solchen Stellungen aber zog den Dichter des kosmopolitischen Nachtwächters sein Ehrgeiz, sobald sein Weltblick Schärfe genug erlangt hatte, um wahrzunehmen, wie wenig in Deutschland bei der Volksgunst herauskam.

Wie man weiß, hatte Dingelstedt als Schulmeister begonnen, war in die Strömung der politischen Poesie hineingerathen, welche zwischen 1830 und 1848 so lebhaft wirbelte und schäumte, hatte 1841 vom Kurprinzen und Mitregenten die nachgesuchte Dienstentlassung bekommen und sich darauf nach dem damaligen Mekka des Liberalismus, nach der Stadt der großen Kammerdebatten, nach Paris gewandt. Da er dort sehr bald dahinter kam, wie angesehen der französische Journalist war und wie kläglich dagegen die Rolle der enragirten deutschen Tyrannenfresser, so folgte er dem Beispiel des erstern und suchte in den Pariser Salons festen Fuß zu fassen. Das ist damals leicht gewesen, gelang ihm aber um so leichter, als er Sprachkenntniß, esprit und stattliche Erscheinung zu Hülfsgenossen hatte. Natürlich nahmen Diejenigen, die auf ihn als lyrischen Agitator gerechnet hatten, ihm seine Metamorphose in einen Pariser Dandy sehr übel. „Wir Alle wissen: Dingelstedt ist eitel," schrieb damals aus Paris sein Freund Vogel über ihn, „er gefällt sich in seinen dermaligen Verhältnissen gut; er ist, dünkt mich, stolzer auf seinen Pariser Schnurrbart und Frack, als er auf ein deutsches Lied aus seiner ersten und besten Zeit war."

Wir haben jetzt gut lächeln über die ehrlichen Käuze, welche für Gewissenspflicht eines deutschen Flüchtlings hielten, Tag und Nacht fortzuwühlen. Es hat sich nicht Weniges geändert und Manches, ohne daß jenes Wühlen dazu nöthig gewesen wäre. Aber viele Arbeit war zu verrichten, und wer damals die Hand vom Pfluge zurückzog, konnte nicht wohl dem Scheine entgehen, er sei ein Abtrünniger.

Dingelstedt antwortete: ich bin ein Kind der unteren Stände, ich will hinauf in die Sphäre, „wo die schönen Formen wohnen".

Damit war seinen hessischen Freunden wenig gedient. Die heimischen Zustände hatten unerträgliche Seiten. Wie konnte der kosmopolitische Nachtwächter seinem Berufe untreu werden!

Er antwortete: „Sobald ich weiß, was ich unter euch soll und daß ich dieses auch kann, sobald die Heimath mich verlangt, wann und wie es sei, bin ich da."

Was er unter den Hessen sollte, hätte ihm freilich Niemand sagen können. Agitiren? Darauf stand Gefängniß. Aber was wollte man anders von ihm? Zu Amt und Würden kamen nur die „Gutgesinnten", und zu denen konnten seine Freunde ihn doch nicht setzen wollen.

So blieb er unter dem Verdacht des Abfalls von der guten Sache, bis 1844 gar der König von Württemberg den Einfall hatte, ihn zu seinem Bibliothekar zu machen, eine Wandlung, durch welche Dingelstedts Verhältniß zu den Liberalen vollends in die Brüche gehen mußte.

„Du bist Hofrath geworden," schrieb ihm Freiligrath, „ich will niemals etwas Anderes werden als Freiligrath."

Und Heine schmähte:

Sie machen jetzt ein großes Geschrei
Von wegen deiner Verhofrätherei,
Vom Seinestrand bis an die Elbe
Hört' ich seit Monden immer dasselbe:

Digitized by Google

Die Fortschrittsbeine hätten sich
In Rückschrittsbeine verwandelt — o sprich,
Reitest du wirklich auf schwäbischen Krebsen?
Aeugelst du wirklich mit fürstlichen Kebsen?

Das Heimweh nach Deutschland hätte füglich genügt, ihm jene Berufung willkommen sein zu lassen. Es kam hinzu, daß er überhaupt Ursache hatte, ungeduldig nach einer gesicherten Stellung auszublicken: er liebte die gefeierte Sängerin Jenny Lutzer, deren glockenhelle Stimme uns Aelteren noch lieblich im Ohre klingt, und seine Liebe wurde erwidert. Er hat, bis sie im Jahre 1877 ihm durch den Tod entrissen wurde, in dieser begabten und klugen Künstlerin eine treue und von ihm warm verehrte Lebensgefährtin besessen, und wie jedes glückliche und gut geordnete Hauswesen dem Gatten wie der Gattin zur Ehre und zur Empfehlung gereicht, so erfreut auch hier wohl allseitig im Interesse des Vielgeschmähten das Bild dieses glücklich in Lust und Leid bewährten Bundes.

Es kam das Jahr 1848. Gleich nach ihrer Verheirathung hatte Jenny Lutzer-Dingelstedt sich von den Brettern zurückgezogen. Zu Anfang 48 machte sie in Begleitung des „Hofraths" wieder eine Rundreise über eine Anzahl deutscher Bühnen. Der als abtrünnig Verrufene trat dadurch zu wenig passender Zeit nochmals an die Rampe der Oeffentlichkeit und hatte ohne Zweifel das Mißliche seiner zweischichtigen Stellung zu empfinden. Aber die Aufnahme der beliebten Sängerin war eine glänzende und die Einnahme nicht minder. „Ich mache keine Verse mehr und keine Prosa," schrieb er damals an Oetker, und ironisch setzt er hinzu, „schade um das schöne Talent, das mir in drei Jahren so viel abwarf, wie meine Frau in drei Abenden ersingt." An einer anderen Stelle heißt es: „Gehätschelt von ordentlichen Leuten, mit meiner wackeren Frau und durch sie populär geworden." Populär? Es ist wohl nicht allzu wörtlich zu nehmen. Das Jahr 1848 verstand unter Popularität etwas Anderes, und auch für die „ordentlichen Leute" hatte es eine eigenthümlich geschliffene Brille.

Wenige Wochen später war Oetker hessischer Minister. Es konnte nicht fehlen, daß Dingelstedt in seinem Stuttgarter Ruhehafen schon gleich bei dem ersten siegreichen Aufkommen der liberalen deutschen Strömung von dem Gefühle beunruhigt worden war, er versäume eine große Zeit. Im Mai hatte er an Oetker geschrieben, derselbe solle in den Zeitungen die Parole ausgeben: „wir möchten den Dingelstedt wieder haben". Er will als Vertreter für das Frankfurter Parlament auftreten; „die Wahrheit ist, daß ich fort muß ..." Sehr begreiflich! Oetker schreibt in seinen „Erinnerungen": „Auf der einen (der liberalen) Seite traute man ihm nicht; auf der andern (der höfischen) erregte es schon Unwillen, wenn er seine Pflicht als Bürgerwehrmann erfüllte." Genug, seine Stellung in Stuttgart war erschüttert, aber man wollte auch in Hessen „den Dingelstedt nicht wieder haben", und wohl- oder übel, er mußte in Stuttgart

— „Der Cassius liest dem Tyrannen vor!" —

sich oben zu halten suchen.

Zum Legationsrath avancirt war er schon vor längerer Zeit, und auch seine Anstellung als Dramaturg hatte Beziehungen mit sich gebracht, die seinen Anlagen besser zusagen mußten, als der Umgang mit den wurmstichigen Schätzen der königlichen Handbibliothek. Aber er hatte doch Ursache, die Kopfstation Stuttgart für eine Verkehrsstelle zu halten, die nur für resignationsfähige Leute taugte. Er wollte irgendwo das Regiment führen, denn er fühlte, daß er das Zeug dazu habe. Und wir wissen, daß er sich durchaus darin nicht irrte.

Aber wie auf einen grünen Zweig hinauf kommen?

Rodenberg, obschon, wie er selbst sagt, in einer Art Dingelstedt-Cultus aufgewachsen — Nachwirkungen besonderer landsmannschaftlicher Reminiscenzen, die in dem Rintelner Gymnasium gepflegt wurden — hat doch im Interesse der Wahrheit seiner Charakterskizze an manche frühe Aeußerungen seines Freundes erinnert, die Dingelstedts Ideale und die ihm zu ihrer Verwirklichung vorschwebenden Mittel kennzeichnen.

„In ihm war Etwas vom Troubadour," sagt er im Hinblick auf Dingelstedts frühe lyrische Periode, „aber noch mehr vom modernen Menschen, der um Frauendank und Fürstengunst singt; und wenn er sechs Jahre später, in Paris, scheinbar Herwegh parodirt, in Wahrheit aber nur sein eignes Herz ausspricht in den Versen:

Ein Chaischen, ein Livréechen drauf,
Und fährt's auch mit Fiacre-Pferden —
Bruder! die Seele geht mir auf:
Ich muß geheimer Hofrath werden!

so schreibt er jetzt (1835) aus Ricklingen (wo er Lehrer in einem Pensionat für junge vornehme Engländer war) an Freund Oetker, daß er seinen Weg verfolgen wolle, 'an Weiberschürzen sich anklammernd und mit allezeit fertiger Laute Visite machend'."

Es ist, sagt Rodenberg begütigend, immer seine Art gewesen, es mit Denen zu halten, „welche sich nicht schämen zu besitzen, was sie zu erstreben sich nicht geschämt haben". — Wo überhaupt kein Anlaß zum Schämen vorhanden ist, wird aber jeder Strebende als glücklicher Besitzer sich ohne Zweifel des Schämens enthalten, und die Frage nach der Güte der Mittel, durch die man einen Zweck erreicht, wird bei jener Classificirung Dingelstedts umgangen. Der „Muth der Offenheit", den man ihm, wie sein Biograph es thut, nach so manchen Dingelstedtischen Aussprüchen nichts beschönigender Art gern zuerkennen möchte, ist daneben doch wohl auf dasjenige Maß zurück zu führen, das sich mit dem Streben nach Fürstengunst und nach Carrièremachen thatsächlich verträgt. Dies Maß ist kein großes. Gewiß war Dingelstedt gegen seine intimeren Freunde, vor allem in seiner frühesten Zeit, die Aufrichtigkeit selbst, — bis zur Unvorsichtigkeit, denn als ihm jene Phrase von dem Anklammern an Weiberschürzen in weltverachtend cynischer Laune aus der Feder floß, hätte er sonst sich sagen müssen, daß Oetker sie dereinst vielleicht drucken lassen werde. Auch später pflegte Dingelstedt sich seinen nicht höfischen Bekannten gegenüber mehr gehen zu lassen, als naheliegende Rücksichten dies erklärlich erscheinen ließen, und der Grund dafür war ohne Zweifel theils seine große Begabung für das Wahrnehmen und Verspotten menschlicher Schwäche — eigner nicht ausgenommen —, theils das Bedürfniß, bei passender Gelegenheit den Höfling zu verleugnen.

Zur Zeit als Dingelstedt sich aus Stuttgart fortsehnte, war er schon Familienvater und hatte seit jenen unvorsichtigen Aussprüchen an Reife, Geschäftskenntniß und Tüchtigkeit gewonnen. Seine dramaturgische Beschäftigung war mit seiner eigensten Neigung zusammen getroffen. Er konnte auch als Liberaler nicht mehr für allzu verdächtig gelten. So gelang es denn im Jahre 1850 dem Berather des Königs Max von Bayern, Legationsrath Dönniges, den König zur Berufung des schwäbischen Legationsraths zu bewegen.

Dingelstedts Freude über diese Berufung hat in seinen „Münchner Bilderbogen" — beiläufig gesagt ein reizend geschriebenes Buch — einen unverhohlenen Ausdruck gefunden; fast möchte man sagen einen kindlichen. Wie sehr täuscht das Publicum sich doch im Allgemeinen über die Lucrativität von Stellungen dieser Art, soweit sie wenigstens an Nichthöflinge vergeben werden! Auch im Jahre 1850 war das Leben in München längst über die Zeit seiner vielberufenen Spottwohlfeilheit hinaus. Nun, ein Mann von den Kenntnissen und der Begabung Dingelstedts vergoß am Halse seines Weibes Freudenthränen über ein Amt, das König Max mit — 2500 Gulden salarirte. Man sage immerhin: es war die Lust am Regieren, es war die — wenigstens in den Augen der Welt — bedeutende Charge, es war das Aufrücken aus dem kleinen nach dem größeren Königreiche, es war die Perspective auf dereinstige Berufungen nach Berlin oder Wien, was ihn so bewegte —, bestehen bleibt daneben doch das verwunderliche Mißverhältniß zwischen dem, was eine vorwiegend der ästhetischen Sphäre angehörende Stellung dieser Art im Budget der Civilliste bedeutet, und dem, was die große Menge in ihr erblickt. Im Grunde hätte er an seine ironische Parallele zwischen den magern Erträgnissen dreier Jahre

Digitized by Google

eines Schriftstellers und der goldnen Ernte dreier Spielabende einer Gesangs-Virtuosin sich erinnert fühlen können. Daß sein Weg, bei allem scheinbaren Glanze, ein steiniger, mühevoller, nicht zu beneidender gewesen ist, und daß zum Theil dies der Fall war, weil Dingelstedt keine eigentliche Beamten-Vergangenheit hatte, sondern nur den schwer bestimmbaren Werth eines Genies, — dies wird man festhalten müssen, will man den Kraftaufwand nicht unterschätzen, zu welchem er sich hat anspannen müssen, vermuthlich bis an sein Lebensende.

„Er hat im Leben viel Glück gehabt
Und ist doch niemals glücklich gewesen, —"

so meinte er einst, könne seine Grabschrift lauten. Gewiß mit Recht. Unersättlicher Ehrgeiz schon genügt, um das Glücklichsein nicht ganz aufkommen zu lassen. Aber gehörte er nicht zu den Unersättlichen, so doch zu Denen, die mit der Wirklichkeit einen zu aufreibenden Kampf bestehen mußten, als daß sie nicht oft bereuten, ihr die Welt der Ideale geopfert zu haben. Es ging durch sein Herz, wie er selbst klagt, „der Riß zwischen dem Idealen und der Wirklichkeit nicht blos wie eine mathematische Curve".

Bis zum Januar 1857 hat Dingelstedt sich als General-Intendant des Münchner Hoftheaters behauptet. Daß er entlassen wurde — nicht in Gnaden, erst im November hinkte der übliche Balsam in Form eines Ordens nach — wird in den „Münchner Bilderbogen" auf Kabalen seiner Feinde zurückgeführt, denen „der gute König" Max nicht zu widerstehen vermocht habe. „Er hat mir Vertrauen geschenkt, soweit sein armes, blutarmes und schon darum mißtrauisches Herz zu vertrauen vermochte," sagt Dingelstedt, und verräth damit von Neuem, wie wenig es ihm möglich war, ein Wortspiel aus schicklichen Rücksichten zu unterdrücken. — Die Antipathie der sogenannten Stockbayern gegen die „Fremden" ist oft genug besprochen worden. Heute heißt es „Aegypten für die Aegypter", damals „Bayern für die Bayern". Nicht nur Dingelstedt hat darunter zu leiden gehabt. Was nach seiner Schilderung Wasser auf die Mühle seiner Gegner war, sind, außer einem durch die Cholera verschuldeten Deficit, diejenigen Stücke gewesen, in denen man etwas die Münchner Gefühle Verletzendes witterte: die Jüdin von Halevy (aus katholischen Gründen anfechtbar), Tannhäuser (die Oper eines Aufrührers), Nathan („in welchem ein Jude mit drei falschen Ringen handelt"), Shakespeares Sturm (eine symbolische Verunglimpfung des Absolutismus) u. s. w. Mit allen diesen Stücken drang der General-Intendant dennoch durch. Auch Pepita tanzte, und sie stürzte München sogar in einen Wonnerausch, nachdem die Absicht, sie auftreten zu lassen, Anfangs aus Scheu vor Lola-Reminiscenzen Angriffe erfahren hatte. Mißlicher verlief Dingelstedts Versuch, an dem größesten katholischen Feiertage, am Frohnleichnamsfeste, Meyerbeers musikalische Verherrlichung der Widersacher des Katholicismus, die Hugenotten, im Hoftheater aufführen zu lassen. Die Vorstellung mußte geändert werden. Dingelstedt will sich nichts Arges dabei gedacht haben . . . Daß man diesem spottlustigen Kopfe zutraute, er wolle gewisse Leute ärgern, ist dennoch begreiflich genug. — Mehr noch war dies der Fall, als er mitten in dem heftigst wüthenden Streit über das angeblich von Friedrich Halm in dem Fechter von Ravenna begangene Plagiat die Debatte zu Gunsten Halms entscheiden wollte, indem er dem bisher nur anonym aufgeführten Stücke auf dem Theaterzettel den Namen Friedrich Halm hinzufügte. Der dadurch hervorgerufene Theaterskandal mag dem König als der Anfang von tumultuarischen Demonstrationen erschienen sein, die einen bedenklichen Charakter annehmen konnten, denn Bacherl war ja nur der Vorwand, ausgepocht wurden an jenem Abend des Münchner Hoftheaters in Dingelstedts so Vielen mißliebiger Person die vom König Max ins Land gezogenen, zumeist nicht einmal rechtgläubigen Fremden, „die den Landeskindern das Brod wegaßen".

Vielleicht fürchtete der König, daß Dingelstedt an solchen Vorgängen, je öfter sie sich wiederholten, desto mehr Gefallen finden möchte, und wahrscheinlich wäre dies wirklich der Fall gewesen. Die Aufführung der Jüdin hatte früher durch einen ähnlichen Volksprotest hintertrieben werden sollen. Durch die taktvolle Art, wie der König seinen damals neuen Hoftheater-Intendanten vor den Augen des Publicums eine Zeit lang in der königlichen Loge im Gespräche festhielt, war der bedrohliche Skandal vermieden worden. Dingelstedt bekennt aber in seinen „Bilderbogen" — und unwillkürlich muß ich dabei an den später über die deutsche Schiller-Stiftung unter seinem Regiment in Weimar heraufgezogenen Sturm denken —, daß es ihm leid gewesen sei, den Abend ohne eine große Action zu Ende gehen zu sehen. In seiner Phantasie habe er schon Alles durchgelebt — „wie ich das tobende Volk aus der Loge haranguire, wie ich hinuntereile auf die Bühne, den Vorhang fallen heiße, vortrete, rede, blitze, donnere, München durcheinander mische; wie ich die Vorstellung aufhebe, zum König stürme, meine Entlassung fordere . . . O vanitas vanitatum!" fügt er hinzu. „Wie manches Sturzbades aus der rauhen Wirklichkeit bedarf es, bevor die fiebernde Poeteneitelkeit abgekühlt, bis auf das letzte Fünklein ausgelöscht worden ist!"

Von München ging es nach Weimar. Der Großherzog hatte genug mit Poeten verkehrt, um für ihre möglichen Schwächen nachsichtig gestimmt zu sein und hinwider das viele Gute zu schätzen, was namentlich eine Begabung wie diejenige Dingelstedts dem Weimar'schen Theater zu statten kommen lasse werde. Aber auch in Wien hatten die Erfolge seiner Münchner Gesammt-Gastspiele für Dingelstedt Propaganda gemacht; die Erfolge seiner Weimar'schen Shakespeare-Historien kamen hinzu, und die Kaiserstadt rief ihn 1867 von der Musenstadt ab. Zuerst wurde im neuen Opernhause für ihn Platz gemacht, eine bloße Durchgangsstation, wie Jeder sich sagte; dann erreichte er sein eigentliches Ziel: das Burgtheater. Niemand hatte bestritten, daß er dahin gehörte.

Zieht man die Summe seines Lebens, so ist sie keine so erfreuliche, wie die Vielen, die er in äußeren Ehren überholte, geglaubt haben mögen. Seine unbestreitbar große lyrische Begabung ist, nachdem sie bedeutendes Aufsehen gemacht hatte, rasch der Nichtbeachtung verfallen. Ein Lyriker muß, um in Deutschland den Lieblingen der Nation gesellt zu werden, als Mensch Interesse einflößen. Dies Interesse hatte Dingelstedt verscherzt, und gewiß war er im Recht gewesen, es zu thun, denn seiner Natur nach brauchte er andere Erfolge. Aber das Mißachten von Kränzen, mit denen man uns erfreuen wollte, wird nicht leicht verziehen. Sie waren dem kosmopolitischen Nachtwächter in überschwänglichem Maße geworden. Nun er nach Auszeichnungen strebte, wie sie die Liebe des Volks nicht zu spenden vermag, glaubte man Denen gern, die ihm Uebles nachredeten, und strich seinen Namen aus der Reihe Derjenigen, mit Denen man sich durch ein sympathetisches Band verbunden fühlte. Vermissen wird aber solchen Zusammenhang Jeder, dem er einst zu Theil geworden war, und Dingelstedt hatte Zeit seines Lebens in seinem Wesen eine zu stark lyrische Saite, als daß sie bei dem volltönenden Klange anderer Gefeierter nicht oft schmerzlich getönt haben wird, verhehlte er doch in seinen „Münchner Bilderbogen" nicht den Unmuth, der ihn erfüllte, als königlicher Beamter den poetischen Gästen, welche König Max an den sogenannten Billard-Abenden um sich versammelte, nur ausnahmsweise gesellt worden zu sein. — Einst hatte er gesungen:

Die Poesie ist eine schöne Amme
Mit vollem Busen, doch mit leerer Brust;
Sie nähret ihre Kinder zwar mit Lust,
Doch ohne Herz und ohne Liebesflamme.

War es die Strafe für diese Verunglimpfung der Göttin, die ihn einst der Dunkelheit entrissen hatte, daß man ihn nicht mehr für ihren Priester gelten ließ?

Auf der andern Seite erschwerten seine kurzen dichterischen Erfolge ihm das Fußfassen in höfischen Kreisen, und wer hat sich je mit ihnen berührt, ohne die dort wehende Luft von derjenigen verschieden zu finden, in der sich's leicht und unbefangen athmet.

Digitized by Google

An die Qualen, die der Ehrgeiz unter Umständen dem Gemüthe bereitet, ist schon erinnert worden. War Dingelstedt in dieser Richtung zur Ruhe gekommen, als ihm das Burgtheater überantwortet worden, als er Baron geworden war? Es ist, je nachdem man seinen Standpunkt wählt, ein hoher, aber auch ein recht bescheidener Rang.

Die nämliche Frage — ist er am Ziel seiner Wünsche? — hatte man mit Ja beantwortet, als Dingelstedt nach Weimar berufen worden war; dort hat Goethe eine neue theatralische Epoche heraufgerufen, sagte man sich; dort kommt ihm ein von Ehrfurcht für die Poesie erfüllter Fürst entgegen; dort wird er selbst wieder Poet werden.

Als ob auch die Poesie nicht zu den Quellen zählte, die zur rechten Zeit gehegt und gefaßt sein wollen!

Ueber Dingelstedts Verdienste als Dramaturg und Theater-Dirigent fehlt noch eine abschließende fachmännische Darstellung. Es wäre zu wünschen, daß eine solche geschrieben würde und daß sie den Nachweis führte, er habe in der That auf diesem schlimm bestellten Acker eine Furche gezogen, deren segensreiche Spur nicht so bald wieder verloren gehen werde. Nicht daß ein Zweifel über seine große Befähigung für diese Aufgabe, die schließlich die Aufgabe seines Lebens geworden ist, bestände. Aber die Art, wie er sie löste, will klargelegt sein. Erst dadurch wird das liebevolle Bild, welches Freundeshand von ihm entwarf, diejenige Beleuchtung empfangen, die ihm eine wohlthuende Wirkung für alle Folgezeit sichert.

Paul Heyses Troubadour-Novellen.

Berlin, W. Hertz.

„Provence!“ . . . Bei diesem Namen schlägt unser Herz schneller und flieht unser Geist in eine schönere Welt voll klassischer und romantischer Erinnerungen an das sonnige Land, wohin sich die aus Hellas und Latium vertriebenen Musen flüchteten, wo die griechischen Colonien die Finsterniß der mittelalterlichen Barbarei erhellten und wo zuletzt die „fröhliche Wissenschaft“ des Gesanges erblühte. Damals und später bildeten die Pyrenäen noch keine Scheidewand, wie heute. Catalonien und Aragon reichten der Provensa die Schwesterhand, und eine einzige Sprache erklang von der Rhone und Loire bis zum Tajo. Die Exegese der heiligen Schrift, das Studium der römischen Pandekten, die sieben freien Künste wurden fleißig geübt, und die medicinische Facultät von Montpellier genoß bald Weltruf. Doch den feurigen Südländer zog mehr die Poesie an. Er entlieh von den spanischen Mauren die künstlichen Rhythmen und Reimverschlingungen und besang in fröhlicher Wanderlust die üppige Natur des Südens, und vor Allem der Liebe Leid und Lust. Aber diese Lyrik hat nicht den weibischen und ein wenig kindischen Charakter des deutschen Minnesangs der zwei ersten Perioden mit seinem innig sinnigen Schmachten und der transcendentalen Verehrung des Weibes. Der Troubadour ist kein Freund der platonischen Liebe, kein Toggenburger, der nur treue Schwesterliebe fordert, und die Besungenen sind noch viel weniger Heiligenbilder. Der Schwärmer Jaufre Rudel, der sich par distance vom bloßen Hörensagen in die Gräfin von Tripolis verliebte, ist ein würdiger Repräsentant dieser leicht entzündlichen Gefühlsmenschen, während Dantes Beatrice und Petrarcas Laura nur noch zum Leblosen idealisirte Nachbildungen der Troubadourliebe sind. In den meisten Gedichten wird der Ehemann todtgeschwiegen, und im Leben spielt er, wie im Decamerone, immer die Rolle des George Dandin, der rings um sich herum die Rechte des Herzens verkünden und die Sklaverei der Ehe verwünschen hört. Die angebeteten und angesungenen Eheweiber und Mütter werfen sich zu unumschränkten Richterinnen in Sachen des Geschmacks, der Ehre und der Galanterie auf, und dies Uebergewicht der Frau ist echt romanisch. Es bilden sich Liebeshöfe unter dem Vorsitz von oft bis sechzig Damen, und sie beurtheilen zuweilen recht kitzliche Fragen, wie z. B. einmal am Hofe zu Romanin: Utrum inter conjugales amor possit habere locum, worüber unterm Präsidium der Königin Alienor in negativem Sinne entschieden wird. Und die schönen und edlen Damen, die Maria de Ventadorn, Azalais de Porcaraigues, Bertrane de Signe, Constanze de Foix, Rostangue de Pierrefeu, Sail de Claustra, Dame Rogesta, sie leben und lieben auch danach und sind alle über die Maßen kokett. Ja manchmal spielen sie nur mit den armen Sängerherzen. Sie schmeicheln ihnen, damit sie für ihre Schönheit Reclame machen sollen, und wenn es geschehen ist, so heißt es nur zu oft: Zum Teufel erst das Instrument, zum Teufel hinterdrein den Sänger! Die Dame von Penne, welche ihren geliebten Vicomte von Saint Antonin, Raimond Jorda, todt in Palästina wähnte und aus Gram den Schleier nahm, ist gerade so eine schöne Ausnahme, wie der Sohn des Grafen von Barzellona, der singend den Thron der arabischen Könige gewann und sich in Rom krönen ließ. Es ging diesen ehemännerfeindlichen Troubadours in der Regel ziemlich schlimm. Bernard de Ventadorn wurde von seinem Schloßherrn schimpflich fortgejagt, Guilhem de Cabestang tödtete der eifersüchtige Herr von Roussillon, und der halbverrückte Pastetenbäckerssohn und Jongleur Peire Vidal wurde erst von einer Dame von Baux wegen eines geraubten Kusses verbannt, dann ließ ihm der Ritter von Saint Gilles wegen eines indiscreten Verses die Zunge ausschneiden, und endlich zuletzt, als er sich für den Kaiser von Constantinopel hielt und mit einer papiernen Krone auszog, um sein Reich zu erobern, da hetzte man Hunde auf ihn, die ihn zerfleischten. Wie man sieht, war es unter Umständen sehr störend, Troubadour zu sein.

Dies ist nun die Welt, in die uns Paul Heyses „Troubadour-Novellen“ einführen. Seine Quelle sind Friedrich Dietz' 1826 und 1829 erschienene Beiträge zur näheren Kenntniß des Mittelalters: „Leben und Werke der Troubadours“, also ein beträchtlich alter Gewährsmann, der noch nicht auf der Höhe der heutigen provenzalischen Sprachforschung steht. Für die Dichtung genügt Dietz vollauf, und es nimmt mich sogar Wunder, daß dies wahre Compendium von poetischen Materialien nicht fleißiger benutzt wurde. Freilich ist nicht Jeder ein so guter Schatzgräber wie Heyse, der mit seinem Zauberstab auch taubes Gestein in reines Gold verwandeln kann. Unter seiner Hand werden widerhaarige Motive harmonisch, erhalten Dinge ohne Causalnexus eine zwingende Gewalt, wachsen die barocksten Einfälle zu vollendeten Gebilden empor. Dazu kommt der wunderbare Reiz einer marmorglatten, wohllautenden Sprache und einer künstlerisch abgerundeten Darstellung, die das Rohe mildert, das Häßliche verschönt und das Ganze in die rosige Beleuchtung eines poetischen Optimismus rückt. Wie der Dichter seine Stoffe durcharbeitet, weiterbildet und gliedert, sehen wir am besten an der zweiten Novelle: „Die Rache der Vizgräfin“, die man in allen ihren Grundzügen schon bei Dietz finden kann. Dort ist sie aber nichts weiter, als eine richtige Ehebruchsgeschichte mit schalkhafter Pointe, ganz im Geschmacke Boccaccios. Der Vizgraf ist der prädestinirte Hahnrei, der Troubadour der herkömmliche Don Juan, die Vizgräfin eine leichtfertige Dame, welche lächelnd gelobt, sich erst dann ihrem Ritter hinzugeben, wenn ihr Gemahl selbst sie darum bitte; der Verlust ihrer Wette geht ihr nicht allzu nahe, worauf sie sich dann für die Untreue ihres Liebhabers an dessen Vertrauten schadlos zu halten weiß — kurz, eine leichtlebige, echt südfranzösische Gesellschaft. In Wirklichkeit muß sie sogar noch viel leichtsinniger gewesen sein, denn Friedrich Dietz irrt sich in der Person der Heldin. Diese Dame ist keineswegs „die Schwester jener Azalide von Claustra“, welche zuerst die Gattin Bérauts von Mercoeur, eines der größten Edelherrn des Landes, und die Geliebte des Troubadours Peyrol war, sondern eine und dieselbe übel beleumdete Person, die also nicht mehr bei ihrem ersten Ehebruch war. Heyse ändert dies Alles. Seine Vizgräfin ist „keine Geringere, als die einzige Schwester des Delphins von Auvergne, die unter den vornehmen Damen jener Zeit um ihrer Tugenden und Anmuth willen wohl den Preis davon tragen mochte“. Der Vizgraf ist auch hier ein alter Narr, eitel auf seine Frau, obendrein Invalide und angeblicher Kenner

Digitized by Google

des Minnesangs, ein in keiner Beziehung ernst zu nehmender Ehemann. Dennoch geschieht das Unmögliche. Sail, seine ernste, tugendsame junge Frau, liebt ihn; sie hat Mitleid mit seinen Wunden und haßt die jungen Herrchen und zumal die Minnesänger. Als daher Guillem, der berühmte Troubadour, zum erstenmal in das vizgräfliche Schloß kommt, da bereitet der Schloßherr seinen Gast darauf vor, daß er an seiner Gemahlin kein sehr geneigtes Publicum finden werde, indem sie trotz ihrer hohen Geburt sich gegen die edle Kunst des Gesanges spröde verhalte. Guillem läßt sich dies nicht zweimal sagen. Als gewandter Frauenbesieger hängt er seine Laute vorläufig an den Nagel und entschuldigt sich, als man dennoch Proben seiner Kunst verlangt, er habe nichts gedichtet, was solcher Hörerin würdig sei. Auch erzählt er nichts von Höfen und Grafenschlössern, wo er Frauengunst und Herrendank genossen; dagegen gibt er seinen Entschluß zu erkennen, zur Buße seiner jugendlichen Verirrungen das Kreuz zu nehmen und zur Ehre des Erlösers sich mit den Ungläubigen zu messen. Also ein Verführer, der sein Handwerk versteht! ... Kein Wunder, daß Dame Sail, die seinen leichten Ruf wohl kennt, angenehm überrascht ist, statt des kecken Gesellen einen bescheidenen sittsamen, wortkargen und sogar frommen Mann vor sich zu sehen. Am Abend des nächsten Tages reitet der Troubadour wieder davon, ohne von Versen und Reimen eine einzige Silbe gesprochen zu haben; gleichwohl muß er aber beim Abschied versprechen, dem Vizgrafen seine Trutz- und Rügelieder und seiner Gemahlin von seinen Minneliedern zu senden. Es vergeht fast eine Woche, ehe Guillem sein Wort einlöst, „und wunderlich war's, wie lange der edlen Frau diese sechs Tage dünkten". Jetzt holt Heyse aus seinem Dietz den Spielmann Hugo Marschall, Guillems Milchbruder, als den Ueberbringer der versprochenen Lieder, und um dessen schließlichen Verrath und der Vizgräfin Hingabe zu entschuldigen, verliebt sich dieser sogleich in die schöne, ernste Frau, so daß er zum erstenmale seinem Herrn und Jugendfreunde einen Sieg nicht gönnt und seine niedere Geburt beklagt. Guillem wird häufiger Gast auf der Burg, deren Herr es ihm beinahe übelnimmt, daß er die Hausfrau nicht in Liedern preisen will. Ja, der kurzsichtige Biedermann hält es seinem edlen Weibe vor, welch eine herrliche Gelegenheit, gefeiert zu werden, sie durch ihre offenbare Abneigung gegen die „fröhliche Kunst" verscherzt habe. „Frau Assalide schwieg zu diesen Vorwürfen mit leisem Erröthen, denn sie wußte es freilich besser, — oder schlimmer. Nie empfing sie Guillems Besuch, ohne daß in einer unbewachten Stunde der treue Hugo Marschall ihr ein neues Lied sang, das immer unverhüllter ihr Herz umwarb und ihre Sinne umschmeichelte, während der Dichter nur durch die stumme Sprache seiner braunen Augen bei ihr anfragte, ob sie in Wahrheit sein Verderben und seinen Tod wünsche oder mit einem Tropfen Hoffnung seine Flamme zu kühlen sich herablassen wolle. Sie fühlte, daß sie verloren war." Nachdem Heyse nun solchermaßen die Voraussetzungen der Chroniken motivirt hat, folgt er wieder treu seiner Quelle. Die verliebte Assalide schwört, nie einem fremden Manne das geringste Recht einzuräumen, wenn nicht ein Wunder geschehe, ja, wenn nicht ihr eigener Gemahl ihr gebiete, von ihm zu lassen. Guillem läßt sie schwören. Und auch bei Heyse dichtet er nun ein Lied und bringt es durch eine List dahin, daß der Vizgraf es seiner Frau vorliest, im Glauben, es handle sich um ein ganz anderes Paar.

Hier finden wir das von Dietz angeführte Lied wieder, aber in gediegener Heyse'scher Fassung, und es ist eine wahre Freude zu sehen, wie der Dichter jetzt seine Quelle verläßt und in seiner Weise fein und sinnreich die Situationen aneinanderknüpft. Als der einfältige Vizgraf die Verse vorgetragen, fühlte sich Sail von Stund an innerlich so ganz von ihm geschieden und freigegeben, als hätte sie ihm nie angehört. Statt sich aber jetzt dem schlauen Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben, wie es Dietz der Chronik nacherzählt, legt sie ihm nach der Sitte jener Zeit noch ein Probejahr auf, in welcher er sich keinerlei Untreue zu Schulden kommen lassen darf; nach dessen Ablauf, verspricht sie ihm, werde sie eine Wallfahrt nach der Kirche Saint-Antoine thun, zu welcher der Weg an seiner Burg vorbeiführt; da werde sie vor Sonnenuntergang bei ihm absteigen und die Nacht in seinem Schlosse zubringen. Auch bei Heyse verliebt sich indeß Guillem in die kokette Gräfin von Roussillon, feiert sie in einer schönen Canzone und verweilt sogar eine Nacht auf ihrer Burg. Frau Assalide erfährt es, und vergeblich sucht Hugo Marschall seinen Herrn zu vertheidigen. Ihrem Gelübde getreu, tritt sie jetzt die Wallfahrt an und steigt bei Junker Guillem ab; doch beim Mahle sitzt ihr Hugo zur Seite. In der Nacht klopft Guillem an ihre Thür, aber ihm antwortet eine Stimme aus dem Innern des Gemaches, die keine Frauenstimme ist. Am andern Morgen ist er ohne Abschied fortgeritten. Frau Assalides Wallfahrtszug setzt sich wieder in Bewegung. Sie ist todtenbleich und spricht mit Niemandem ein Wort. „Herr Hugo, der als Nächster im Zuge hinter ihr ritt, konnte den Blick von ihrer Gestalt nicht loslösen. Er fragte sich in den langen Stunden, wo kein Wort von ihren Lippen kam und kein Blitz aus dem erloschenen Auge ihn traf, ob dies dieselbe Frau sei, die er in seinen Armen gehalten. Auch ihm war, trotz der wonnevollen Erinnerung, unfroh zu Sinn. Er mußte an den Verrath der Treue denken und die tödtliche Wunde, die er seinem alten Freunde und Jugendgefährten geschlagen, und zuweilen stieg ein schauderndes Gefühl in ihm auf, wenn er erwog, daß er zum Werkzeug einer grausamen Rache gedient und sein traumhaftes Glück nicht der freien Hingabe eines zärtlichen Herzens gedankt habe." Wie der Herrin selbst zu Muthe ist, erfährt Keiner. Am Wallfahrtsorte angelangt, schneidet sie zum Zeichen ihres unwiderruflichen Entschlusses ihr Haar ab und sendet es ihrem Herrn; zu dem erstaunten Hugo aber sagt sie: „Die Welt ist ein Vorhof der Hölle. Untreue regiert allerwegen. Mein Gatte ist von mir abgefallen, um kindischen Ehren nachzujagen, Euer Freund hat mich verrathen, Ihr Euern Freund und ich mein Herz, das nichts von Euch wußte, als ich Euch meine Ehre und meine Pflicht ausgeliefert habe, wie eine Wahnwitzige, die ich war. Und doch konnte ich nicht anders; ein Dämon trieb mich dazu wie mit einer Dornengeißel. Denn als ich erfuhr, in wessen Macht ich mein Herz und meine Ehre hatte geben wollen, und wie das schwerste Opfer, das ich ihm aus übergroßer Liebe zu bringen gelobt, so schnöden Dank erfahren sollte, hat jener Dämon sich in meine Brust geschlichen und mich so traurig berathen, daß ich mein Bild im Spiegel hinfort nicht betrachten kann, ohne vor mir selber zu erschrecken. Ich weiß nun wohl, daß Ihr sagen wollt, Ihr würdet mich nie verrathen, und Eure Treue solle mir Ersatz sein für Alles, was ich verloren. Nur Schade, daß uns Treue werthlos ist, wo wir nicht lieben, und ich habe nie einen Mann geliebt, als den Einen, der mich so tief hat kränken können. So will ich mich zu Dem flüchten, der keiner armen Seele, die auf ihn blickt und hofft, je untreu geworden ist. Und wenn Euer Freund gar zu sehr verzweifelt sich geberden sollte, gebt ihm den Trost, der einem eitlen Manne der süßeste sein wird, daß ich das Klostergitter zwischen mich und ihn habe bringen müssen, um mich vor ihm zu schützen und nicht der noch größeren Schmach anheimzufallen: nach Allem, was geschehen, noch einmal mir selbst und meinem Stolze untreu zu werden und zurückzueilen in die Welt, um mich auf Gnad' und Ungnade in seine Arme zu stürzen."

Sie tritt ins Kloster als Sor Beata, Guillem fällt vor Odessa, und der Vizgraf bleibt ein Narr sein Leben lang.

An diesem Beispiel kann man erkennen, was und wie viel Heyse aus dem dürftigen Vorwurf gemacht hat. Die leichtfertige Anekdote, deren Schlußpointe darin besteht, daß die Gräfin, um sich an Guillem zu rächen, in dessen Abwesenheit mit Hugo in seinem Schloß übernachtet, ist in dieser fein psychologischen, ernsten, ja tragischen Novelle kaum mehr wiederzuerkennen. Freilich sind das keine heißblütigen Provenzalen mehr; zumal diese Assalide, die ihr Gelübde so furchtbar schwer nimmt, ist eine ganz Andere geworden. Alles ist solider, verinnerlicht, durchgeistigt, germanisch vermittelt, ein außerordentliches Kunstwerk. Aehnlich verhält es sich auch mit den übrigen Nachdichtungen, besonders der Novelle: „Der lahme Engel" und der köstlichen Idylle:

Digitized by Google

„Der verkaufte Gesang." Dem „Mönch von Montaudon" fehlt es etwas allzu merklich an Humor, wie an herzhaft gesunder Sinnlichkeit. Die eingelegten Canzonen, mehr Umdichtungen als Uebersetzungen, sind immer auf das Feinste nachempfunden. Jedes Flunkern mit Lokalfarbe wird säuberlich vermieden. Die übergroße Weichheit und Familienähnlichkeit dieser Troubadours — einzig in „Ehre über Alles", wo der mittelalterlich starre, grausame Zug unter dem Firniß der Bildung gezeigt wird, lernen wir eine Ausnahme kennen — hängt wohl damit zusammen, daß sie alle höfische Sänger sind, während es doch sonst auch gut bürgerliche Kerngestalten gab, die nichts von Herrendienst wissen wollten, gerade wie später unser Neidhart von Reuenthal.

Ueberhaupt ist der sanfte Lyrismus nur eine Seite jener literarischen Epoche. Die Troubadours waren nicht blos liebegirrende Guitarreklimperer, sondern auch entschiedene und muthvolle Parteigänger in den Kämpfen ihrer Tage. Und welcher Kämpfe! Zuerst das verzweifelte Ringen der Kreuzfahrer, welche sich fast alle, ihren heiligen Wahn im Herzen, in der Provence einschifften, um im gelobten Lande zu verderben und zu sterben. Dann die Kriege des Bürgerthums gegen die Ritterschaft und wider den Kaiser. „Die Troubadours," singt ein Spätling von ihrem Stamme, der neuprovenzalische Dichter Mistral, „die Troubadours hat Niemand besiegt. Mit den Zungen der Völkerliebe sangen sie frei in den Bart der Pfaffen und in die Ohren der Könige hinein von einer kommenden neuen Welt und von der Verachtung der alten Furcht... Die Republik von Arles bot inmitten ihrer Sümpfe dem Kaiser die Stirn, und Marseille schrieb in tiefer Feudalzeit auf seine Schwelle die Worte: Alle Menschen sind Brüder! Damals hatten wir Consuln und große Bürger, die, wenn sie das Recht drinnen fühlten, den König draußen zu lassen wußten.

Alor avian de Conse e de grand ciéutadin
Que, quand sentièn lou dret dedin
Sabien léissa lou rèi deforo!"

Und endlich der gewaltige, entsetzliche Kampf gegen Rom und Paris zugleich! Spanien, das annexionslustige Frankreich und vor Allem Rom, das in der hohen Cultur dieses Landes eine große Gefahr erblickte, sie alle erhoben sich wider dies an Kraft und Erleuchtung übermächtige Bürgerthum, und durch zwanzig Jahre wurden hier die Länder verheert, die Städte erstürmt und dem Boden gleich gemacht, die Scheiterhaufen der Inquisition entzündet und das reichste und gebildetste Volk Europas bis zum heutigen Tage in Fremdherrschaft geschlagen, wobei zu allererst auch die holde Blume der Poesie zerstampft wurde. Bei Heyse werden wir kaum daran gemahnt, daß die Troubadours im Liede nicht nur die Freiheit des Herzens, sondern auch, zu allererst in Europa, diejenige des Gewissens proclamirt hatten. Auf das Rücksichtsloseste griffen sie den Papst, den Kaiser und die Fürsten an. Sordell nennt in seinen Sirventen alle Potentaten seiner Zeit feige Memmen, denen er als Heilmittel ein Stück vom Herzen seines tapferen Collegen Blacas zu essen empfiehlt. Das schönste Prototyp dieser politischen Dichter ist der ungestüme Castellan von Autafort, Bertrand de Born, der mit seinen Liedern jedes Herz besiegt, eine Welt in Brand steckt, Vater und Sohn entzweit und dafür von dem strengen Dante in die Hölle versetzt wird. Am Schlimmsten kommt das Papstthum dabei weg, dessen Entartung die Provenzalen aus nächster Nähe, in Avignon, kennen gelernt hatten, und nicht alle Troubadours machen einen Unterschied zwischen guten und schlechten Priestern, wie Peire Cardinal, sondern stoßen wilde Blasphemien aus, gleich Guillem Figueiras. Von all diesen, unserem Hutten verwandten Dichterhelden merkt man in den „Troubadour-Novellen" nicht viel. Der welthistorische Hintergrund wird nur gestreift. Blos einmal ist nebenbei von den Kreuzzügen und den Albigenserkriegen die Rede. Sogar der Bluthund Simon von Montfort erscheint in der „Dichterin von Carcassonne" als ein höchst liebenswürdiger alter Herr.

Jedoch nicht nur in diesem Bezug leiden diese Novellen an einer gewissen Einseitigkeit. Auch literarhistorisch ist Heyse zu sehr bei dem alten Dietz stehen geblieben. Wir wissen seither, daß die Troubadours keineswegs blos Lyriker waren. Nichts ist unrichtiger, als wenn man, wie es erst kürzlich wieder geschehen, als Beweis für die flackernde, luftige Unzuverlässigkeit der Provenzalen anführt, daß ihre Poesie nicht bis zur höchsten Entwickelung, zum Epos und Drama, erwachsen sei. Ich meine, seit Entdeckung der großen provenzalischen Nationalepen und Volksromane sollte man nicht mehr von der poetischen Kurzathmigkeit der Troubadours sprechen. Man denke nur an die „Croisade Albigeoise", jene erst 1837 durch Fauriel entdeckte gewaltige Epopöe, die nur in Frankreich 700 Jahre und nur in Paris hundert Jahre unbekannt im Staube der Bibliotheken liegen konnte. Hier ist der Troubadourszeit allerdings ein gewaltiges Heldengedicht von raffinirt kunstvoller Form und großem Umfange gelungen. Da erscheint das ganze Mittelalter mit seinen Ideen und Leidenschaften, seinen bürgerlichen, religiösen und militärischen Sitten, und zwar nicht in der kalten Form der Chroniken, sondern in farbensatter, formschöner, sprachgewaltiger Dichtung. Die Schlachten, die Versammlung des Feudaladels, das lateranische Concil, die Erstürmung von Toulouse und Montforts Tod werden in breiter Schilderung dargestellt. Der Held dieses Gedichts ist nicht Montfort, nicht der Graf von Toulouse, sondern das ganze Volk der Provence. Namentlich der Charakter Montforts in seinem Fanatismus, seinem wilden Stolze und seiner Unterwürfigkeit gegenüber den Prälaten ist meisterhaft geschildert, und Heyse hätte wohlgethan, ihm einige historische Züge für seinen gutmüthigen Deus ex machina zu entnehmen. Aber es gibt noch viele solcher Epen, wie z. B. das berühmteste von Gerard de Roussillon, dann den Fier-a-Bras — von Immanuel Bekker herausgegeben — mit seinen 88 monorimen Alexandriner-Tiraden über die sarazenische Invasion, die großen Waldenser Epopöen, die Romane in Versen von Jaufre, Blandin de Cornouailles, Saint Honorat und Ermengauds „Breviari d'amor" mit seiner mystischen Beschreibung der Hölle und ihren zehn Strafen, geschrieben 1268 und von Dante 36 Jahre später benutzt. Die italienischen Poeten kannten diese provenzalischen Dichtungen überhaupt sehr genau. Tasso und Ariost schöpften daraus ihre besten Inspirationen. So holte sich Tasso u. A. aus dem „Fier-a-Bras" die schöne Stelle, wo Tankred zum Tode verwundet sein Bett verläßt, um die Herausforderung des Sarazenen anzunehmen, und seinen Zweikampf, dann Clorinde und deren wunderbare Bekehrung. Wenn jedoch Messer Lodovico dem Cardinal d'Este auf dessen Frage, wo zum Teufel er denn all das tolle Zeug her habe, aufrichtig antworten wollte, so hätte er als seine Quellen außer Virgil, Homer, Ovid in erster Linie die provenzalischen Epen: Jaufre, Blandin de Cornouailles, Fier-a-Bras, Peire de Provence u. s. w. angeben müssen, denen er fast alle ritterlichen Aventuren entnommen hat.

Aber am Ende war es ja gar nicht Heyses Absicht, ein culturhistorisch richtiges Bild jener „Tage des Gesangs und Zeit der Minne" zu geben. Er wollte uns nur Idyllen aus jener großen Zeit in deutscher Beleuchtung zeigen, und das ist sein gutes Dichterrecht. Wenn wir demnach auf den historischen und culturgeschichtlichen Werth kein zu großes Gewicht legen, so können wir uns schon rückhaltlos dem Zauber seines edlen, reinen, durchsichtigen Vortrags hingeben und uns von Herzen seiner Troubadours freuen. Er deutet die Landschaften kaum an, und doch leben sie mit den Personen zugleich unter seiner Feder vor uns auf: die weite, von Cypressen und Oelbäumen durchrauschte sonnenverbrannte Ebene von Avignon, die felsensprengende Quelle von Vaucluse, die grünen, lavendelumdufteten Berge der Cevennen und Alpillen, die Orangenwälder von Fréjus und der vom Mistral gepeitschte Strand von Aiguesmortes, der todten Hafenstadt der Kreuzfahrer.

Theophil Zolling.

Digitized by Google

„Lorin" von P. A. Walujew.

Kein Kenner der russischen Literatur unterläßt es, auf den eigenthümlichen Umstand aufmerksam zu machen, daß die Zahl der aristokratischen Schriftsteller in diesem Lande größer als in irgend einem anderen ist. Namentlich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts rühren die besten Leistungen der Literatur von Männern her, die fast alle der Hofgesellschaft angehören. Der Gedanke, den Mitgliedern der kaiserlichen Familie näher zu treten, eine Anstellung im Staatsdienste zu erhalten oder sich innerhalb jener Formen zu bewegen, welche der ausschließlichen Gesellschaft eigen sind, versetzt sie in Entzücken und bildet den Gegenstand ihres Neides und ihrer Bewunderung. An dieser Thatsache würde Niemand etwas Auffälliges finden, wenn die Autoren nicht nur ihre Persönlichkeit, sondern auch ihre Bücher dem herrschenden System untergeordnet und den Despotismus verherrlicht hätten, in dessen Nähe sie sich drängten. Genau das Entgegengesetzte ist aber der Fall. Aristokraten in ihren Lebensgewohnheiten, sind die russischen Schriftsteller die erbittertsten Demokraten, wenn sie die Feder ergreifen. Während sie sich von der Sonne der kaiserlichen Gunst bescheinen lassen, werden sie zu Sprechern des Volkes in dessen geheimsten Freuden und Leiden, geben sie dem Freiheitsdrange der Nation, der die Macht des Czaren den Mund verschlossen hat, den feurigsten und beredtesten Ausdruck. Der geistreiche Verfasser der Bilder „Aus der Petersburger Gesellschaft" führt eine ganze Reihe von Namen an, welche diese merkwürdige Erscheinung näher beleuchten, erwähnt aber auch mit Recht, daß sich die Dichter dieser Ausnahmestellung, welche sie der gemeinen Noth entrückte, durch die künstlerische Sauberkeit ihrer Werke würdig zeigten und stimmt dem Urtheil von Alexander Herzen bei, der einmal sagt: „Es ist für unsere Literatur ein großer Vortheil gewesen, daß ihre ersten Vertreter Männer der vornehmen Welt waren. Durch sie wurde in unser Schriftthum die Eleganz der guten Gesellschaft, Lauterkeit des Ausdrucks und Adel der Empfindung eingebürgert."

Es hat daher nichts Erstaunliches, wenn wir in dem Verfasser des „Lorin" (Drei Theile. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig: F. A. Brockhaus. St. Petersburg: Kaiserliche Hofbuchhandlung H. Schmitzdorff) ein neues Talent auftauchen sehen, das aus den höchsten aristokratischen Kreisen heraus in die Literatur tritt. Graf P. A. Walujew hat als Minister des Innern in den Jahren 1861—68, später als Domänenminister und Vorsitzender des Ministerraths hohe Würden in Rußland bekleidet und man darf es ihm nachrühmen, daß das Amt den Menschen in ihm nicht ertödtet hat. Seine geistige Ueberlegenheit, vielseitige Bildung und Formgewandtheit haben sich bei jeder Gelegenheit glänzend bewährt. Als er im Jahre 1855 vom Kaiser Alexander zum Gouverneur von Kurland ernannt wurde, zeigte er sich sofort als Schüler der westeuropäischen Cultur, indem er gegen die bestehenden Mängel der Verwaltung eine scharfe Opposition erhob und namentlich die Beseitigung der Branntweinpacht und der Leibeigenschaft forderte. Der gleichzeitig ruhige und entschlossene Mann erfreute sich wegen der Lauterkeit seiner Absichten und seiner persönlichen Vorzüge einer allgemeinen Beliebtheit, die er auch auf seine späteren verantwortlicheren Posten übertrug. Nur die altrussische Partei, die aus der Vertiefung in das altslawische Wesen und dem Aufbauschen des Nationalitätsgefühls eine neue Cultur hervorzuzaubern hofft, hatte ihn als ihren persönlichen unerbittlichen Gegner scharf ins Auge gefaßt und wartete nur auf den Moment, der ihr das Heft wieder in die Hand geben würde. Ein solcher Moment trat mit dem Tode Alexanders II. ein, als die Katkow und Aksakow in Moskau wieder das Wort führten und der junge Czar dem Treiben dieser Männer huldvoll zulächelte. Die Altrussen konnten es nicht fassen, daß Graf Walujew, der als Domänenminister die Verfügung über Güter im Betrage von vielen Millionen hatte, nichts sollte „erspart" haben und wagten sich mit einer gemeinen Verleumdung wegen Unterschlagung an ihn heran. Das mußte dem in Ehren grau gewordenen und ohne Vermögen gebliebenen Manne allerdings zu viel werden; er wies das Boshafte und Heuchlerische der Anklage gründlich nach, gönnte aber im Uebrigen seinen Gönnern den Pyrrhussieg, indem er den Staatsdienst quittirte.

Wenn Graf Walujew jetzt mit einem größeren Roman vor die Oeffentlichkeit tritt, so wird die Neugierde der Lesewelt auf Grund der politischen Vergangenheit des Mannes eine ganz bestimmte Richtung nehmen. Einige werden in „Lorin" Porträts bekannter Persönlichkeiten, Andere womöglich Schilderungen aus der socialen Bewegung Rußlands erwarten. Schriftsteller wie Gogol und Turgénjew haben uns daran gewöhnt, die Stimmung einer Zeitepoche in ihren Büchern zusammengefaßt zu sehen; in ihnen lodert eine begehrliche Flamme, die bald hierher bald dorthin züngelt, man fühlt der Zeit den Puls, wenn man Romane wie „Todte Seelen" oder „Väter und Söhne" liest. Wer mit ähnlichen Erwartungen „Lorin" aufschlägt, wird das Buch enttäuscht aus der Hand legen, denn thatsächlich ist es gar keiner äußeren Absichtlichkeit entsprungen, sondern rein künstlerisch gedacht und gestaltet worden. Zwischen den Jahren 1876 und 1878 geschrieben, wurde es erst im verflossenen Winter dem Verleger übergeben, so daß nichts weniger als der Groll über das Aufgeben der politischen Thätigkeit in ihm nachzittern konnte. Walujew hat einfach am Abend seines Lebens Umschau gehalten in der Sphäre, in welcher er zum Heil für sein Vaterland thätig war, er hat persönliche Erinnerungen heraufbeschworen, die ihm theuer waren und auf diese Weise einen Abdruck seiner vornehmen Denkweise in dem Bilde des russischen Salonlebens gegeben, wie es ihm geläufig war. Mit Wehmuth mochte er an die Zeit zurückdenken, in der er als bevorzugter Elegant die Petersburger Gesellschaften bezaubern und den Weg zum Ruhme durch einen schillernden Regenbogen zu gehen schien. Er hatte es verstanden, jung zu sein und konnte daher ohne Schaden alt werden. Gegenüber dem Realismus, der gegenwärtig überall in der russischen Literatur vertreten ist, bleibt Walujew der Romantiker alten Stiles, der gern in theuren Erinnerungen schwelgt. Zwar beobachtet er gut und sicher, aber die Analyse der Charaktere ist doch nicht die Hauptsache, sondern vielmehr die Art und Weise, wie er Welt und Dinge in seinem beweglichen Gemüth sich wiederspiegeln läßt. Kann man sonst den Autor von seinem Werke ohne Schaden für beide trennen, so ist in diesem Fall der eine mit dem anderen innig verbunden. Findet man den Schriftsteller als Individualität nicht liebenswürdig, so wird man auch dem Buche keinen Geschmack abgewinnen können.

„Lorin" ist unseres Wissens das erste Werk belletristischer Art, welches Graf Walujew geschrieben hat. Seine früheren literarischen Arbeiten bezogen sich auf Verwaltungsgegenstände, denen er allerdings eine sehr sichere Feder lieh. Von dieser prosaischen Beschäftigung trägt der Roman kaum irgendwelche Spuren an sich. Wenn Disraeli seine Erzählungen schrieb, so gab er förmliche Anweisungen, wie man Dies und Jenes im Leben erreichen könne. „Endymion" hätte ganz gut den Titel tragen können: „Wie wird man Ministerpräsident?" Ganz anders der russische Staatsmann, der die Dinge mit idealen Augen anschaut und sich mit rein seelischen Vorgängen begnügt, als wolle er damit die Motive der Interessen, die ihn so lange umgaben, aufheben oder wenigstens kreuzen. „Lorin" ist kein socialer Roman, sondern ein Liebesroman, der seinen Stoff der sogenannten guten Gesellschaft, und zwar ausschließlich dieser entnimmt. Das Volk als solches redet gar nicht mit, es handelt sich nur um Menschen aus der Klasse der upper ten thousand. Als kluger Mann hat der Verfasser vorausgesehen, daß man ihm diese Einseitigkeit nicht durchgehen lassen werde, und er sucht dem Vorwurf in origineller Weise vorzubeugen, indem er an einer Stelle (III., S. 283 ff.) ein Gespräch über einen Tagesroman schildert, der ohne Weiteres sein eigener sein kann. Die eine Partei klagt darüber, daß es ein sogenannter Bel-Etageroman sei, nur Fürsten und Gräfinnen vorführe und außer der Sprache nichts specifisch Russisches enthalte. Die Meinung der Anderen ist dagegen wieder, daß der Roman schon deshalb verdienstlich sei, weil er

Digitized by Google

ohne die Schmutzflecken des Cynischen sei, welche sich selbst in den Werken der besten russischen Schriftsteller fänden. Den ewigen Krankheitsschilderungen müsse man endlich wieder das Betonen des Gesunden, Schönen und Guten entgegensetzen. In diesem Ansatz eines platonischen Dialogs vertheidigt der Verfasser seine Romantik gegen den Realismus und Naturalismus; er meint, daß man Schäden des öffentlichen Lebens durch praktische Maßnahmen heilen, aber nicht zum Gegenstande allgemeiner Darstellung machen soll, wodurch die Unzufriedenheit bis zum Unerträglichen gesteigert werde. Wir können es allerdings nicht leugnen, daß die Farbe des Romans mehr der gebildeten Gesellschaft Westeuropas, als dem eigentlich russischen Nationalcharakter entnommen ist. Auch äußerlich drückt sich das darin aus, daß die Handlung über ein weites Terrain und die Lieblingsstätten der modernen Cultur sich ergießt. Wir bekommen zwar ein sehr lebendiges Bild von St. Petersburg und seiner Umgebung, das der Autor aus einer unmittelbaren Anschauung heraus geschaffen hat, wir blicken in das Leben hinein, wie es sich im Czarensitze auf den Straßen und Plätzen, in den Verkaufsläden und Galerien, im Theater und bei der Maiparade auf dem Marsfelde, im Salon und auf dem Lande abspielt, auch ins Innere Rußlands werden wir geführt, aber mit ebenso großer Vorliebe verweilt der Dichter in Deutschland und Italien. Homburg, Innsbruck, München, der Comersee, Nizza, Rom, Salerno sind Stationen, die er durchaus mit den Augen eines international empfindenden und gebildeten Mannes betrachtet. Wie stark seine Sympathien für Deutschland sind, kann man schon aus der Fülle deutscher Citate ermessen, die den einzelnen Kapiteln vorgesetzt sind. Nur ein einziges Mal läßt ihn dabei sein Gedächtniß im Stiche, insofern er das bekannte Müllner'sche Wort: „Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehen" auf Houwalds Rechnung bringt. Wir haben keinen Grund, uns darüber sehr zu ereifern, denn wenn wir bedenken, mit welcher Leichtfertigkeit bei uns die heimischen Dichter angeführt werden, dürfen wir es dem Ausländer kaum übel nehmen, daß er einmal gegen Büchmann sündigt.

Mit der Figur des Titelhelden hat Walujew an einen älteren Typus der russischen Literatur, an Puschkins Eugen Onägin, angeknüpft. Wie dieser ist auch Lorin, ein Petersburger Offizier, eine weiche, in Folge eines zu reichen Seelenlebens früh ermüdete, zur Thatenlosigkeit neigende Natur, die mehr durch die äußeren Umstände bestimmt wird, als daß sie letztere zu bestimmen vermöchte. Puschkin hat seiner Dichtung das Wort des Fürsten Wjäsemsky: „Er übereilt sein Leben, beschleunigt sein Gefühl" vorgesetzt. Das paßt genau auf die Hauptfigur in Walujews Roman. Lorin erleidet eigentlich im Verlaufe der Erzählung keine weitere Durchbildung des Charakters; so wie er anfänglich vor uns steht, verabschiedet er sich auch am Schlusse von uns, nachdem sein Seelenleben dadurch zu einem Abschlusse gekommen ist, daß er die Hand derjenigen erhält, die ihm gleich bei der ersten Begegnung ihr Herz geschenkt hat, ohne daß es die Umstände gestatten, das Zusammengehörige sofort dauernd zu vereinigen. Etwa wie die Helden der ersten Gutzkow'schen Dramen „Werner", „Ein weißes Blatt", „Otfried" schwankt Lorin zwischen der Gräfin Iskritzky, die von ihrem in Paris lebenden Manne vernachlässigt wird, und Olga, der liebenswürdigen Tochter des Kanzleidirectors Ssobolin. Mit der Gräfin verbindet ihn ein älteres Liebesverhältniß, dem durch das junge Mädchen Gefahr droht. Ein zufälliger Ritterdienst, welchen Olga von Lorin annimmt, treibt die Eifersucht der Gräfin aufs Höchste; es kommt auf einem Balle zu einer so heftigen Scene, daß an eine Fortsetzung dieser Beziehung vor den Augen der Welt nicht zu denken ist. Sie reist nach Homburg und er folgt ihr, nachdem er noch die reine, tiefe, sich ihm menschlich erschließende Seele Olgas in ihrer Schwärmerei für ihn kennen gelernt hat. Während Lorin und die Gräfin nach Deutschland und von da nach Italien reisen, fügt es der Zufall, daß sie wiederholt mit Olga, die in Folge eines Brustleidens den Süden aufsuchen mußte, zusammentreffen, so daß der Liebesroman seinen Fortgang nimmt. Einem tieferen Conflict, der nach unserem Gefühl namentlich in dem gegensätzlichen Charakter der beiden Frauen gelegen hätte, ist der Verfasser aus dem Wege gegangen. Die jungfräuliche Natur Olgas, die in keuscher Naivetät ihre Seele Lorin schenkt, obwohl sie weiß, welche Fesseln ihn umschlingen, und die Gräfin Iskritzky, die femme incomprise, die ewig ruhelos und unbefriedigt ihr Herz an keine strengen Lebenspflichten binden will, können in der Verschiedenheit ihres Wesens nicht so ruhig nebeneinander hergehen, wie es uns der Dichter einreden will. Hier fehlt die Spitze, in welche die Gegenüberstellung dieser beiden Charaktere hätte auslaufen müssen. Auch der endliche Bruch mit der Gräfin erfolgt nicht in Folge einer freien männlichen Entschließung des Helden, sondern durch das Dazwischentreten eines Freundes, der jene dazu bestimmt, daß sie Lorin freigibt und plötzlich abreist. Es gehört zu den geschicktesten Wendungen des Romans, daß in diesem Momente eine Sammlung und Vertiefung in der Seele Lorins eintritt, indem sich die dunklen Bilder seiner Kindheit vor ihm aufhellen und er gleichzeitig den Anschluß an sein heimatliches Leben wiederfindet. Der Besuch in Dubrowino, die Begegnung mit dem Dorfgeistlichen Plato, der ihn von Kind auf gekannt hat, die Erinnerung an die frühverstorbene Mutter gehören zu den gelungensten Partien des Romans. Dagegen ist der Aufenthalt in Krasnossersk, bei der Fürstin Pronsky, die ziemlich deutlich zu verstehen gibt, daß sie ihn liebt, zu breit ausgesponnen, zumal das gesellige Leben, wie es in der Gouvernementsstadt geschildert wird, keinen tieferen Inhalt aufweist. Schließlich verzehrt sich die Gräfin Iskritzky innerlich und findet einen frühen Tod, während Olga die Gattin Lorins wird.

Der Roman weist, wenn man ihn als kunstgerechte Composition betrachtet, bedeutende Mängel auf. Die Handlung verdichtet sich nicht nach der Richtung, welche das Interesse des Lesers einschlägt, sondern fließt gleichmäßig auseinander. Der Verfasser wendet einer Fülle von Personen die gleiche Liebe der Darstellung und Charakteristik zu, auf welche doch zunächst nur die Hauptfiguren Anspruch erheben dürfen. Freilich ist dies kein blos individueller Mangel, sondern der allgemeine Fehler selbst der besten russischen Dichtungen. Im Uebrigen weiß Walujew, obwohl er den Salon und die gebildete Gesellschaft niemals verläßt, über einen großen Farbenreichthum zu verfügen und nur die Art und Weise, wie er subjectiv durch eine die wesentlichen Momente zusammenfassende Schilderung seine Menschen charakterisirt, anstatt sie in der Bestimmtheit ihres Wesens durch den Gang der Handlung zu erklären, will uns kein Vorzug erscheinen. Die Kunst des Dichters zu malen besteht darin, daß er die charakteristischen Merkmale einer Person nicht etwa nacheinander aufzählt, sondern sie in die Fabel verflicht. Eine noch so detaillirte Schilderung einer Figur ergibt noch immer kein Bild, welches erst dann entsteht, wenn aus dem beständig Vorhandenen etwas einmal Geschehendes wird. Die ambrosischen Locken des Zeus sehen wir nur, weil er sie schüttelt und damit die Höhen des Olympos erdröhnen macht. Freilich mit der Mehrzahl der Romanschriftsteller, welche die nassen Bogen in die Druckerei schicken, ohne recht zu wissen, was dann eigentlich folgen wird, kann man darüber nicht rechten. Walujew zeigt sich aber durchweg als so feinen, vornehmen Künstler, daß es nicht schwer fallen kann, ihn zur Anerkennung dieses Gesetzes der Poesie zu bewegen. Wir erhalten mit seinem Roman keine Enthüllungen über die jüngste Entwicklung Rußlands, überhaupt nichts, was stoffhungrige Leser befriedigen könnte; aber wir lernen einen bedeutenden, ideal gesinnten Menschen kennen und das halten wir für keinen zu unterschätzenden Gewinn.

Eugen Zabel.

Digitized by Google

Journalisten der Zukunft.

Eine phantastische Geschichte.

Von Théodore de Banville.

O das freie Amerika! ... Während seiner eilfertigen Reise in die neue Welt konnte sich der junge Mitteleuropäer Isidor Lux überzeugen, daß daselbst sogar die Schafe praktischen Geist haben und die Zeit für viel und das Leben für wenig halten. In der That sind diese Thiere im Stande, wenn sie in dichtgedrängten, zahllosen Schaaren über einen Schienenweg gehen, einen Courierzug zum Halten zu bringen, denn die Locomotive zerdrückt wohl Hunderte, Tausende und Abertausende von ihnen zu Brei, aber über ihre blutigen, zerfleischten, zerquetschten Brüder gehen die Schafe unausgesetzt hinweg mit jener friedlichen Hartnäckigkeit, die ihre Kraft ist, und da sich immer noch mehr Schafe in den Weg stellen, als der Zug deren zu überfahren vermag, so gelingt es den stillen Thieren, das schreckliche eiserne Ungethüm mit feurigem Schlund und rauchendem Schädel zum Stillstand zu zwingen. Ohne Zweifel wären dies europäische Schafe nicht fähig; sie würden geduldig und dumm warten, bis der Zug vorüber ist, und auf solche Weise die Zeit versäumen, die ohne Zweifel das theuerste und kostbarste aller Güter ist.

In Amerika gehorcht Alles dem eisernen Gesetze des Fortschritts. Was bei uns im Rückstand, das ist auf jener industriellen Erde ganz eigenthümlich vervollkommnet, so zum Beispiel die Organisation der Tagesblätter. Auch Herr Isidor Lux hatte Gelegenheit, diese nicht neue aber wahre Bemerkung zu machen, denn kurz nach seiner Ankunft in Pug-Town im Staate Geggling begab er sich in einer wichtigen Angelegenheit in die Bureaux des „Whole Worlds harbinger", bewunderte die großen Gebäulichkeiten, um welche eine solche Menge von berittenen Courieren, Boten, Telegraphenbeamten, Wagen, Karren und Droschken sich drängten, daß man an dieser Stelle der Straße 27 irgend einen Gegenstand hätte herunterwerfen können, ohne ihn jemals den Boden erreichen zu sehen.

Was man von der Corruption fabelt, die in solchen Geschäften herrschen soll, ist sehr übertrieben, denn wenn man ein wenig die Schliche einer sinnreichen Diplomatie befolgt und mit Geschick Revolver und Dolchmesser spielen läßt, so gelingt es einem leicht, bis zu dem Director der Zeitung, dem Herrn Thomas Crocker, zu gelangen. Dies gelang auch unserem Isidor Lux. Als er die Thüre des Zimmers überschritt, wo sich gewöhnlich dieser berühmte Mann aufhielt, schoß Herr Crocker ohne großen Proceß gleich sechs Revolverschüsse auf ihn ab. Zum Glück wurde Isidor nicht getroffen; nur daß eine Kugel seinen Hut und eine andere seinen Rock durchbohrt hatten, was ja Kleinigkeiten sind, auf die man nicht zu achten braucht, wenn man einmal auf der anderen Seite des Oceans ist.

„Mein Herr," sagte der Amerikaner freundlich zu dem etwas erstaunten Isidor Lux, „da Sie mich besuchen, müssen Sie ohne Zweifel ein Geschäft mit mir haben. In Folge dessen sind Sie natürlich mein Feind; verzeihen Sie mir also, daß ich Sie als solchen behandelt habe. Nun die Sache mißlungen, können Sie sich setzen. Was beliebt?"

„Ich komme um ..."

„Nein," unterbrach ihn Herr Crocker, „sagen Sie mir den Grund nicht, bevor ich Ihnen nicht die erhabene und unbesiegbare Macht des Blattes, das ich zu redigiren die Ehre habe, vor die Augen geführt. Mit einer genügenden Zahl Annoncen im „Whole Worlds harbinger" können Sie Alles thun und sein, besonders das Unmögliche. Wollen Sie Cäsar, Fulton, Shakespeare sein? Oder ein Heiliger? Wollen Sie auf den Spitzbergen Ananas pflanzen? Wollen Sie Ländereien kaufen, die nicht existiren, eine Königstochter heirathen oder sich Ihrer Frau zu Gunsten eines anderen Bürgers entledigen?"

Isidor betrachtete den langbärtigen, langfüßigen Gentleman mit den vierschrötigen Schultern, die ganze Figur einem T vergleichbar, gut eingepackt in einen gelbgestreiften goldbraunen Rock und rothgestreiften blauen Unaussprechlichen. Er wollte ihm antworten, aber schon hatte sich Herr Crocker erhoben, um die Ankunft mehrerer kleiner Locomotiven zu überwachen, welche hinter den automatisch sich öffnenden Thüren ins Zimmer fuhren und ihm zahlreiche Briefe überbrachten. Nebenbei schickte er mit der wüthenden Beweglichkeit eines Klavierspielers Depeschen ab durch die telegraphischen und telephonischen Apparate, die an den Wänden angebracht waren.

Endlich setzte er sich und sagte in liebenswürdigem Tone zu Isidor Lux:

„Mein Herr, jetzt bin ich der Ihrige. Nur in ein paar Minuten muß ich mich auf einen Augenblick entschuldigen, denn ich habe im angrenzenden Walde ein Duell mit Herrn Walter York, dem Director des „Universal and famoues Newspaper" und mit seinen drei Söhnen."

„Wirklich?" sagte Isidor, „und welches ist der Grund dieses Zweikampfes?"

„Herr York," sagte Crocker, „hat sich niederträchtig benommen. Er hat sein Wort gebrochen. Es ist sehr wichtig, daß wir unseren Lesern immer vor den Anderen die Theater-Referate bringen. Nun waren wir miteinander übereingekommen, daß wir über das Drama: „Die Mörder von Illinois" nichts bringen würden vor der Geburt des Verfassers. Der Wortbrüchige hat aber trotz alledem den ganzen Inhalt des Dramas nebst Probescenen mitgetheilt und zwar am Vorabend der Geburt. Kurz, es ist gemein."

„Aber erlauben Sie," sagte der verwunderte Isidor, „wie können Sie wissen, ob ein gestern geborener Knabe jemals ein Drama: „Die Mörder von Illinois" schreiben werde?"

„Nichts Einfacheres," entgegnete Herr Crocker. „Er wird eigens zu dem Zwecke erzogen, ein solches Stück zu schreiben, und seine Eltern haben sich bei einer ungeheuren Conventionalstrafe verpflichtet, daß sie es ihn in seinem zwanzigsten Jahre werden schreiben lassen. Wohin würden wir kommen, wenn wir genöthigt wären, erst über wirklich bestehende Stücke zu schreiben? Aber verzeihen Sie mir, das Duell ruft mich. Bitte, wählen Sie eine Cigarre. In weniger als zehn Minuten bin ich wieder hier."

Herr Crocker nahm seine Flinte und ging hinaus. In der That kehrte er zur bestimmten Zeit wieder und klingelte einem Kammerdiener.

„Jim," sagte er zu ihm, „lesen Sie die Gentlemen auf, die im Walde auf dem Boden liegen, und schaffen Sie sie nach Hause."

Dann fügte er hinzu, indem er sich gegen Isidor wandte, der außer sich schien: „Ich habe einem Jeden von ihnen das rechte Bein zerschmettert."

In diesem Augenblicke traten Angestellte mit zahlreichen Clichés herein, die sie auf einem großen Tische niederlegten.

„Treten Sie näher," sagte Herr Crocker zu Isidor, „und bewundern Sie die Mache, Größe und ebenso kühne wie geistreiche Ausführung. Sehen Sie, welch ein Tumult, welch ein Schrecken, welche tragische Rührung! Hier stürzt das ganze Rathhaus zusammen — dort läßt sich ein Weib an einem Strick herunter, indem sie dabei ihr Kind mit den Zähnen festhält! Und hier, sehen Sie, den mordbrennerischen Neger an einer Straßenlaterne gelyncht, und dort den Feuerwehrmann, geblendet, blutig, mit aufgerissenem Bauch — das Opfer seiner Pflichttreue. Das sind die Zeichnungen zu dem großen Brand in Quick-City im benachbarten Staat Liplabour."

„Ah!" rief Isidor, „hat es in Quick-City gebrannt?"

„Nein," antwortete ruhig Herr Crocker, „noch nicht. Es wird aber stattfinden am 27. nächsten Monats um sieben Uhr in der Frühe."

„Aber wie wissen Sie das?"

„Wie schwer Sie von Begriffen sind!" rief ärgerlich Herr Crocker aus. „Die Feuersbrunst ist von unserem Blatt veranstaltet mit Hülfe eines der ersten Inscenesetzer von New-York. In solchen Dingen müssen wir handeln wie der heidnische Gott Jupiter und wie Napoleon I., der, um die Ereignisse vorauszusehen, sie selbst machte. Auch muß ein tüchtiger Zeitungsdirector allzeit selbst Vorsehung spielen können."

Digitized by Google

Isidor Lux war so empört, daß er das lebhafte Bedürfniß empfand, seinem Gewissen zu gehorchen und energisch gegen eine solche Ungerechtigkeit zu protestiren. Uebrigens fand der große Journalist ein Mittel, seine explosionsdrohenden Gedanken abzuleiten, indem er voll graziösester Höflichkeit fragte:

„Mein Herr, möchten Sie nicht meine Tochter, Miß Eleonora Crocker, sehen?"

Auf die bejahende Antwort des jungen Mannes erschien alsbald die telephonisch herbeigerufene Miß Eleonora. Sie war eine schöne Dame, stark wie eine Eiche, ohne Zweifel von saftigen Roastbeefs ernährt, aber bleich und romantisch, im Ganzen eine gesunde Ophelia. Ihr eng anliegendes blau und roth gestreiftes Kleid mit wechselnden Reflexen wurde um die Taille von einer riesigen rothen und blauen Seidenschärpe umgürtet; an der Brust trug sie einen mächtigen Strauß von knallrothen Rosen und blauen Kornblumen, und ihr Plüschhut, ihre Strümpfe, ihre Bänder und sogar ihr Regenschirm vervollständigten diese imposante roth-blaue Harmonie.

Herr Crocker stellte sie vor: „Meine Tochter — Prophetin und Doctor medicinae."

„Als Prophetin," erklärte Miß Eleonora, „bin ich der Meinung, daß der Allmächtige uns helfen wird, die Amorrhäer und Amalegiten zu besiegen. Der Zorn wird das Rad seines Wagens sein, die Blicke aus seinen Augen die wüthenden Adler und seine Gerechtigkeit eine geschliffene Sense. Als Doctorin glaube ich, daß wir gar kein übernatürliches Princip anerkennen müssen, sobald es unseren Untersuchungsmitteln entgeht, und da es nur eine einzige Substanz gibt, so gibt es auch nur eine einzige Krankheit, welche die Folge von lebendigen Wesen ist, deren Organismus wir vor Allem kennen lernen müssen. Aber mein Herr" — endete Miß Eleonora, indem sie plötzlich den Ton änderte — „wünschen Sie mich nicht zu küssen?"

„O von Herzen gerne!" rief Isidor Lux entzückt, und schon griff er nach der Hand des schönen Mädchens. Aber Miß Eleonora fügte mit verführerischem Lächeln hinzu:

„Preis 20,000 Dollars."

„Es ist ihr Mittel, um zu einer Aussteuer zu kommen," erklärte Herr Crocker gutmüthig.

„Mein Gott, Miß," stammelte Isidor, „ich bin ein einfacher Mitteleuropäer ohne Mittel ... und dieser, zwar ohne Zweifel mäßige Preis ..."

„O wie Sie wünschen, mein Herr," versetzte Miß Eleonora, „wir zwingen Niemand." Mit diesen Worten zog sie sich majestätisch und nachdenklich zurück, und die Fluth von rothen und blauen Bändern umspielte knisternd ihren Hals und ihre Hände.

Endlich konnte Isidor Lux mit Herrn Crocker von der Sache reden, die ihn herführte. Ein kostbares Familienjuwel war ihm entwendet worden, und daher war er gekommen, es durch Vermittlung des berühmten Blattes wieder zu erlangen.

„Mein Herr," sagte der Amerikaner zu ihm, „nichts widersteht einer genügenden Zahl von Annoncen im „Whole Worlds harbinger", und Sie werden ohne Zweifel das Verlorene wiederfinden, wenn Sie für 2000 Dollars etwa inserirt haben. Wenn Sie nun aber nicht länger warten wollen, so können Sie mit Umgehung aller Mühe für ganz dieselbe Summe in den Besitz des Edelsteins gelangen ..." Hier öffnete Herr Crocker ein numerirtes Fach, aus dem er einen sehr schönen antiken Ring mit herrlich gravirtem Amethyst zog und ihn dem jungen Mann überreichte. Und als Isidor Lux sein Erstaunen nicht verbergen konnte, fügte er hinzu: „Ja, wir sind auf das Mittel verfallen, die Diebstähle zu centralisiren und dieses Fach den anderen Branchen unserer Zeitung einzuverleiben, um den Mechanismus zu vereinfachen."

Der Mitteleuropäer war von diesem Ueberschwange praktischen Geistes so außer sich gerathen, daß er sich beeilte, zu bezahlen und fortzugehen. Aber als er durch den dunklen Corridor ging, fühlte er sich plötzlich von zwei robusten Armen umfaßt, und auf Wangen, Augen, Lippen fiel ein hageldichter Regen von glühenden, süßen Küssen ... und eine energische und doch liebkosende Stimme — die Stimme von Miß Eleonora Crocker — flüsterte ihm wonnig ins Ohr:

„Well, dann also umsonst."

Isidor Lux fand, daß diese Küsse gar nicht übel schmeckten, aber er bestieg gleichwohl noch am selben Tage das erste Schiff, das nach Europa fuhr. Obwohl er ein sehr tapferes Gemüth besaß, so zitterte er doch bei dem Gedanken, die erstaunliche Prophetin heirathen zu müssen, und er empfand den lebhaftesten Wunsch, wieder in ein Land zu kommen, wo die Zeitungen weniger schnell bedient sind und sich ihre Informationen auf minder heftige und paradoxe Weise verschaffen.

Notizen.

Sommernachtserzählungen von Wilhelm Fischer (Leipzig, W. Friedrich).

Der Verfasser ist, wie aus seinem Vorwort erhellt, sich eines großen und absonderlichen Talents bewußt; es ist aber schade, daß er „wunderlich" mit „poetisch" und „gesucht" mit „originell" identificirt. Dabei soll keineswegs geleugnet werden, daß ihm eine beachtenswerthe dichterische Begabung innewohnt, aber die Sucht nach Ungewöhnlichem, der krampfhafte Drang, es anders zu machen, als Alle, haben ihn in die Irre geführt. Nur einzelne, hochpoetische Scenen können für die vielen Seltsamkeiten, ja, Verschrobenheiten seines Stils, für ermüdende Längen, Wiederholungen und abstruse Ideen entschädigen. Die beste Erzählung ist unbedingt die letzte: „Eine alte Liebesaventiure", die uns denn auch berechtigte Hoffnungen gibt, von dem Verfasser später Reiferes und Abgeklärteres zu erwarten; vor Allem muß er wohl beherzigen, daß das Einfachste immer noch das Schönste gewesen ist.

T—n.

* * *

Italienischer Sprachführer. Conversations-Wörterbuch für Reisende von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Schon beim Erscheinen des französischen Theils haben wie auf diese philologischen Reisebegleiter aufmerksam gemacht. Es sind uns selten sprachliche Hülfsbücher von so überraschender Einfachheit und praktischer Güte vorgekommen, wie diese handlichen, Dictionnaire und Conversationsbuch vereinigenden Publicationen. Auch das italienische Touristenwörterbüchlein, zu welchem der Verfasser Kleinpaul ein anmuthiges Vorwort geschrieben, bringt die Sprache des lebendigen Reiseverkehrs in ein System, in dem sich Jedermann augenblicklich zurechtfinden kann. Daneben trifft der Italienfahrer hier auch eine Reihe culturhistorischer Anmerkungen, denen für das Heimatland der Künste ein großer Werth innewohnt. Die Ausstattung — Sedezformat, nicht zu kleiner Druck — des Leinwandbandes ist geschmackvoll und zweckmäßig.

* * *

Der Triumphzug eines deutschen Poeten quer durch Amerika — so könnte man das Buch nennen, das Friedrich Bodenstedt als erste Frucht seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten (October 1879 bis Juli 1880) soeben unter dem Titel: „Vom Atlantischen zum Stillen Ocean" (Leipzig, Brockhaus) veröffentlicht hat. Keine langausgesponnene Schilderung von Land und Leuten nach den wenigen Typen, die der Durchschnittsreisende kennen lernt, sondern eine lebendige Aufzählung persönlicher Erlebnisse und Eindrücke, die den Leser mit dem intimen Leben des Volkes gleich bekannt und ihn die Freunde des Erzählers ebenfalls liebgewinnen macht. Es war naturgemäß, daß Bodenstedt sich am meisten zu den Deutsch-Amerikanern hingezogen fühlte, zu den Menschen, die seine Lieder auswendig konnten und ihn von Jugend auf in ihre Herzen geschlossen hatten. Aber auch von den Englisch-Amerikanern weiß uns der Verfasser nur günstige Züge mitzutheilen. Daß Bodenstedts Muse in jener Zeit auch nicht geschwiegen hat, wissen wir bereits aus seiner Sammlung: „Aus Morgenland und Abendland";

Digitized by Google

auch in dem neuen Buche finden wir noch eine Anzahl Gelegenheitsgedichte, von denen wir das Lob der „Minnehaha", der „lachenden Wasser" am höchsten stellen. Möge die in Aussicht gestellte Fortsetzung seiner Reisebeschreibung nicht zu lange auf sich warten lassen. D.

* * *

La femme envisagée au point de vue naturaliste, spiritualiste, philosophique et providentiel par M. d'Esterno. Paris, Calmann Lévy.

Ein überaus frisch und geistvoll geschriebenes Buch, bei dem man nur das Eine beklagen kann, daß es da und dort in den pikanten Ton des Pariser Feuilletons verfällt, womit doch der sittliche Ernst, der es eingegeben hat, arg in Widerspruch steht. Durchaus lobenswerth ist die Tendenz der Schlußkapitel mit dem zornerfüllten Protest gegen den Codex Napoleon und seinen bekannten Paragraphen: La recherche de la paternité est interdite. Der Verfasser zeigt die schrecklichen Folgen dieses allzu sehr vom militärischen Geiste Napoleons dictirten Gesetzes und nimmt die Frauen gegen dessen Grausamkeit in Schutz. Da die Franzosen endlich das Ehescheidungsgesetz erkämpft haben, sind wohl die Tage des Artikel 340 auch gezählt. Jedenfalls gebührt dem vorliegenden Buche das Verdienst, ihn mit Geist und Geschmack widerlegt, bekämpft und als gemeinschädlich verdammt zu haben.

* * *

Hermann von C. M. Wieland. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Muncker. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Der soeben ausgegebene Band von Seufferts deutschen Literaturdenkmalen des 18. Jahrhunderts enthält diesen mäßig langen, in Alexandrinern abgefaßten Erstling Wielands, den der damalige Tübinger Student mit der Bitte um ein Urtheil über seine Arbeit an den ihm persönlich noch unbekannten Bodmer schickte, und von diesem mit einer sehr günstigen und aufmunternden Kritik wieder zurück erhielt. Das nie zum Drucke bestimmte Gedicht hatte indeß seinen Zweck der Vermittlung seiner Bekanntschaft mit Bodmer erreicht. Wie Muncker in seiner trefflichen Vorrede nachweist, lehnt sich hier Wieland eng an Klopstock an, dem er sogar ganze Wendungen der Messiade entnommen hat, und besonders an Lohensteins „Arminius", aus dem er zahlreiche Motive schöpfte. Jedenfalls steht Wielands Epos hoch über Schönaichs einige Monate später erschienenen „Hermann". Man kann diesen Abdruck nach dem in der Züricher Stadtbibliothek liegenden Manuscripte auf alle Fälle willkommen heißen.

Offene Briefe und Antworten.

Carlyle und Hettner.

Verehrter Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen und Ihren Lesern, im Anschluß an meinen Aufsatz über Carlyle und Emerson, auch über eine persönliche Erinnerung an den jüngstverstorbenen Hettner berichte.

Als ich Anfangs der fünfziger Jahre meinen Aufenthalt in Dresden nahm, wurde mir unter anderen berühmten Persönlichkeiten auch der damals aus Jena berufene liebenswürdige junge Aesthetiker Hermann Hettner bekannt, der mit seiner Gattin, einer Tochter des Baron Stockmar, ein angenehmes Haus machte. Er arbeitete damals an seiner Literaturgeschichte, und da ihm bekannt geworden war, daß ich während meines Aufenthaltes in England manche literarische Verbindungen angeknüpft, die noch fortbestanden, so ersuchte er mich, diese dahin für ihn zu verwerthen, daß sein Buch dort bekannt und besprochen werde. Willig, ihn zu verbinden, sandte ich es an Thomas Carlyle ab, mit der Bitte, mir zu schreiben, wie es ihm gefalle und wie es in England gefallen werde. Da die Antwort lange auf sich warten ließ — zu lange für die Geduld des ehrgeizigen Verfassers —, so sandte ich eine Mahnung nach, die das nachfolgende, Chelsea, 5. Juli 1856 datirte Schreiben hervorrief:

„Vergeben Sie mir meine Sünden in Bezug auf Professor Hettners Buch und versuchen Sie in irgend einer Weise, auch des Professors Vergebung für mich zu erlangen! Sie haben, wie ich deutlich sehe, gar keinen Begriff, wie ich in Bezug auf Bücher stehe, überhäuft wie ich seit Jahren bin mit der Herbeischaffung von Quellen über Preußische Geschichte (als Buße für meine Sünden) — und verhindert irgend etwas zu lesen, das ohne Bezug auf die mir gestellte Aufgabe ist, die einem Unternehmen gilt, das oftmals mich zu tödten droht, so gern ich es auch zu einem Abschluß bringe.

Um die Wahrheit zu gestehen, muß ich bekennen, daß ich Ihres Professors Buch nicht gelesen habe und auch nicht versprechen kann, daß ich es lesen will, weil ich viel zu wenig Herr meiner Zeit bin, um mich zu etwas der Art zu verpflichten — zum wenigsten in keinem festgestellten Zeitraum. Als Sie mir das Buch sandten, habe ich ein paar Abende darin geblättert, das ist nun aber schon lange her; ich las damals den einen und den andern Abschnitt, der mir besonderes Interesse versprach, und mein Urtheil darüber war: daß der Verfasser gute Studien gemacht, genaue Einsicht der biographischen Nachschlagebücher sich verschafft habe, mit deren Hülfe er dann dies Werk zusammengestellt, das nicht ohne Werth sein mag, aber das Gepräge trägt, daß der Verfasser kein origineller Denker sei, keine neuen Gesichtspunkte aufstelle, noch irgend persönliche Beziehungen zu den Autoren, die er aufführt, gehabt habe. Demnach wird das Buch außerhalb Deutschlands kein großes Interesse erwecken, wo man solche Kenntniß nicht überall begehrenswerth findet. Ich habe das Buch an Miß Wynne zum Lesen geliehen, die schon davon hatte sprechen hören, bevor sie es las; und ihr Urtheil kam dem meinigen nahe, war zum wenigsten in keiner Weise günstiger zu nennen. Was sie mir darüber schriftlich mittheilte, das wollte ich an Sie meiner Antwort beilegen; — allein meine Frau, der ich den Brief gegeben, hatte ihn, als ich ihn zurückforderte, bereits in Streifen geschnitten und zu Fidibus verwendet, so daß mir nichts übrig blieb, als selbst zu sagen, was jene für mich hätte sagen sollen. Das führte zu erneuertem Aufschub und schließlich zu völligem Vergessen der Angelegenheit, bis Sie mich daran erinnerten.

Dies ist die einfache Wahrheit, die ich Sie in ein schönes Gewand zu hüllen bitte, damit sie nicht verletze. Mögen Sie auch der in dieser Angelegenheit auf mir ruhende Schuld Ihre mildeste Verurtheilung angedeihen lassen. — Meine Absicht ist, das Buch des Professors Hettner der Londoner Bibliothek zu geben, damit es eine Masse von Lesern finde, die endgültig darüber urtheilen und meine Hand und mein Gewissen rein waschen von der Anklage, dem Autor nicht gerecht geworden zu sein.

Ich stehe im Begriff nach Schottland aufzubrechen, um ein wenig auszuruhen, Seebäder zu nehmen, Waldluft zu athmen; denn man beginnt nächstens zu drucken an diesem unaussprechlichen „großen Friedrich" (für mich eine wunde Stelle, dieser Fritz) und ich muß vor allen Dingen versuchen, meine Gesundheit ein klein wenig in bessere Verfassung zu bringen.

Oft bin ich in Dresden im Geiste bei Ihnen gewesen, seit Sie mich persönlich bei sich sahen, — während ich jenen Wirrwarr und jene „traurigen Belagerungen" studirte. Ich glaube nicht, daß Heynen selbst so viel litt, als er durch das Bombardement des großen Fritz vor 100 Jahren vertrieben wurde, wie ich, indem ich seine Spur verfolgte.

Seien Sie versichert, daß ich Ihnen von ganzem Herzen alles Gute wünsche und stets aufrichtig Ihnen ergeben bleibe T. Carlyle."

Vielleicht, geehrter Herr Redacteur, scheint Ihnen dieser Brief des berühmten Engländers und sein allerdings cum grano salis aufzufassendes Urtheil interessant genug zum Abdruck.

Achtungsvoll

A. Bölte.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Digitized by Google

Inserate.

Was sollen wir lesen?

Das ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswerteste u. Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt,

Deutsche, Österreichische Schweizer, Ungarische Holländische, Belgische Amerikanische, Englische Französische, Hebräische Italienische, Schwedische Norwegische, Spanische Portugiesische, Polnische Neugriechische, Russische Arabische, Rumänische Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.

Probe-Abonnement für September 85 Pf.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S.W., Dessauerstr. 12, gratis u. franko zu beziehen.

Verlag von **Johannes Kriebel** in **Hamburg.**

Goethes Faust

II. Theil

für die Darstellung eingerichtet, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von

Robert Buchholz.

Hrn. J. Pollini, Director d. Stadttheaters in Hamburg, zugeeignet.

7 Bogen in 16. Eleg. geh. Preis 1 *M.*

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart.**

Die Familie.

Von

W. H. Riehl.

Neunte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.

8. (XIV und) 303 Seiten. 5 *M.*

Inhalt: **Mann und Weib. — Haus und Familie.**

Aus dem Schluß des Vorworts zur neunten Auflage: Meine Methode faßt sich in die zwei Worte: „Beobachten und Bedenken!" und mein Ziel in die zwei andern Worte: „Aus dem Leben fürs Leben!"

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Tracht und Bewaffnung

des römischen Heeres während der Kaiserzeit,

mit besonderer Berücksichtigung der rheinischen Denkmale und Fundstücke.

Dargestellt in zwölf Tafeln und erläutert von **Ludwig Lindenschmit.**

Gross-Quart. geh. Preis 6 Mark.

Blochs Dänischer Fleisch-Extract

in 1/4 Pfd.-Dosen	1/2 Pfd.-Dosen	1 Pfd.-Dosen
70 Pf.	1 *M.* 30 Pf.	2 *M.* 50 Pf.

Dieser Extract, der sich in kurzer Zeit namentlich durch die **Reinheit seines Geschmacks** und seine **Billigkeit** in Deutschland eingeführt und weite Verbreitung in **Haus** und **Krankenstube** gefunden hat, ist für jede Hausfrau von unschätzbarem Nutzen, da sich von diesem Extract **ohne jeden Zusatz** von Fleisch auf die schnellste und bequemste Weise eine **schmackhafte** und **wohlriechende Fleischsuppe** bereiten läßt.

Heymann Bloch & Co.,

Kopenhagen, Hamburg u. Malmö.

Niederlagen in Berlin bei Max Camphausen, Mittelstr. 29.

Wiederverkäufer erhalten angemessenen **Rabatt.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sang und Klang.

Lieder zum Componiren und andere poetische Kleinigkeiten

von **Heinrich Flemmich** (Parcival).

Freiburg i. B. Brosch. 3 *M.* **Adolf Kiepert's** Hofbuchhandlung.

Kraft-Zwieback,

welcher bei Skropheln, Katarrh, Magenleiden und namentlich schwachen Kindern u. Erwachsenen v. vielen Aerzten empfohlen wird, aber auch des guten **Geschmacks** wegen im **Allgemeinen zu Thee** und Kaffee gern gekauft wird, empfiehlt und versendet stets nur als frische Waare

Grünberg i. Schl.

Hornig, Bäckermstr.

Ich enthalte mich aller öffentlichen Anpreisungen, sende aber auf Wunsch gegen Einsendung des nöthigen Portos ½ kg Probe-Zwieback franco und gratis.

4 kg *M.* 1.50 gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages, bei Bestellungen von 4 kg franco Emballage wird nicht berechnet.

Im Verlage von **Theodor Kay** in **Cassel** erschien:

Galitzin, russische Kriege im 17. Jahrhundert. Mit 2 Plänen. Preis 9 *M.*

Obiges Werk bildet einen intergrirenden Theil der **Allgemeinen Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten** vom Fürsten **Galitzin.** Aus dem Russischen übersetzt von Streccius und Eichwald.

Verlag von **Johannes Lehmann** in **Leipzig.**

Zur Geschichte der Hofnarren

Friedrich Taubmann

Ein Kulturbild

Zumeist nach handschriftlichen Quellen von

Friedrich W. Ebeling.

Mit Taubmann's Porträt und Faksimile.

Zweite Auflage.

Preis: Elegant geheftet *M.* 6.— In Originalband *M.* 7.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die erste Auflage war 14 Tage nach Erscheinen vergriffen!

Im Verlage von **Johannes Lehmann** in **Leipzig** erschien:

Zur

Freiheit des Gewissens.

Eine

religionsphilosophisch-kirchenpolitische Studie

von **F. Michler.**

Motto: „Fördere nach deinen Kräften die Erkenntniß der Menschen von ihrer Freiheit, vom Gesetze, unter dem die Freiheit steht, du förderst damit die Freiheit selber." Daub.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direct und portofrei von dem Verleger.

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Väter und Söhne.

Schauspiel in 5 Akten

von

Ernst von Wildenbruch.

Preis 2 *M.*

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Parzival,

der Ritter ohne Furcht und Adel.

Eine Festgabe

von

Siegmey.

Mit 12 Zeichnungen von **H. Albrecht.**

Eleg. Ausstattung. Geh. 1 *M.*

Leipzig. **Rosenthal'sche** Verlagshdlg.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 9. September 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 5gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Europa und Nordamerika im Welthandel. Von Emil Deckert. — Die Anfänge des Germanischen Museums in Nürnberg. Von H. T. — **Literatur und Kunst:** Das Militär auf der Bühne. Von Francisque Sarcey. — Ludwig Steubs „Sängerkrieg in Tirol". Von Theophil Zolling. — Neues über Friedrich Taubmann. Von Heinrich Klenz. — Ein neuer musikalischer Blaustrumpf. Von G. Doempke. — Von päpstlichen Gräbern. Von Th. Trede. — Notizen. — Inserate.

Europa und Nordamerika im Welthandel.

Von Emil Deckert.

Der Antagonismus zwischen der alten und der neuen Welt und insbesondere zwischen Europa und Nordamerika — unter letzterem das Gebiet der Vereinigten Staaten nebst den culturfähigen Theilen der Canadischen Herrschaft verstanden — ist ein zu tief begründeter, als daß er sich nicht nach und nach auch in der Rolle, welche die beiden Erdräume in dem wirthschaftlichen Leben der Menschheit spielen, schärfer und schärfer aussprechen sollte. Jahrhunderte hindurch war ja Nordamerika nichts anderes als eine wirthschaftliche Dependenz Europas. Seit sich die nordamerikanische Union aber politisch von der englischen Herrschaft emancipirte, und seit sich die Volksverdichtung in dem großen Freistaate sowie in dem eigentlichen Canada in rapider Weise derjenigen Europas zu nähern begann, ist dieses Verhältniß ein wesentlich anderes geworden. Gegenwärtig steht Nordamerika ohne Zweifel unserm Europa in vielen Beziehungen als ebenbürtiger Rival gegenüber, und schon seit geraumer Zeit dürfen sich hervorragende Geographen und Wirthschaftspolitiker — wir denken namentlich an Heeren, Ritter und Peschel — bedenklich fragen, ob die wachsende Concurrenz Nordamerikas in dem wirthschaftlichen Wettkampfe der Völker nicht allmählich zu einer vollkommenen Niederlage Europas führen müsse, und ob Europa nicht bereits gegenwärtig in vielen Beziehungen angefangen habe, hinter Nordamerika zurückzubleiben und in den Schatten zu treten. Besonders bezüglich des jungen Riesenreiches der Union erscheint heute die Frage durchaus nicht mehr überflüssig, ob dieselbe nicht dazu berufen sei und vielleicht bereits thatsächlich im Begriffe stehe, in gewisser Beziehung die Erbschaft des „alternden Europa" anzutreten, und die Initiative und Centralleitung in der allgemeinen Entwickelung der Cultur und der Weltwirthschaft, die bisher in den Händen Europas ruhte, künftig für sich in Anspruch zu nehmen. Diese Frage vom Standpunkte des Geographen aus in ein möglichst klares und vorurtheilsfreies Licht zu setzen, soll die Aufgabe der gegenwärtigen Darlegungen sein.

Dafür, daß Europa bis auf den heutigen Tag eine ziemlich unbeschränkte und unbestrittene Alleinherrschaft bezüglich des Welthandels und Weltverkehrs wie bezüglich der gesammten Culturentwickelung der Menschheit ausgeübt hat, brauchen Beweise kaum beigebracht zu werden. Man schaue nur die Werthziffer des europäischen Außenhandels an und bedenke, daß dieselbe doppelt so groß ist als diejenige aller übrigen Erdtheile zusammengenommen. Oder man überblicke die Ziffern, welche den Post- und Telegraphenverkehr Europas veranschaulichen, und welche für Europa ein ganz ähnliches dominirendes Verhältniß zu den übrigen Erdtheilen ergeben. Ueberragt ja doch auch die europäische Güterproduktion durch ihre absoluten Ziffern diejenige der anderen Erdtheile, und insbesondere diejenigen Nordamerikas, noch ganz gewaltig. Wir dürften dabei den Begriff „Güter" füglich im weitesten Sinne nehmen und namentlich außer an die materiellen Güter auch an die geistigen Güter und an die allerhöchsten Errungenschaften der Civilisation denken, wir erinnern aber an dieser Stelle, wo wir von dem Welthandel und Weltverkehr Europas und Nordamerikas reden, nur daran, daß der europäische Staatencomplex heute immer noch an Kohle und Eisen aus seinen Schächten fast viermal so viel erzeugt, als der nordamerikanische, daß Europa heute immer noch einen dreimal so starken Rinderbestand, einen viermal so starken Pferdebestand und einen fünfmal so starken Schafbestand aufzuweisen hat als die Union, daß die Aecker Europas heute immer noch dreimal so viel Getreide und viermal so viel Weizen tragen als diejenigen Nordamerikas, sowie endlich, daß diesseits des Oceans heute immer noch etwa zwei und ein halb mal so viele Dampfmaschinenpferdekräfte in den industriellen Etablissements thätig sind, als jenseits desselben.

Wird das aber so bleiben? Eine unbestreitbare Thatsache ist es, daß sich Nordamerika in allen den genannten Ziffern während der fünf letzten Jahrzehnte unserm Erdtheile mit Riesenschritten genähert hat. Hinsichtlich der Entwickelung des Eisenbahn- und Telegraphennetzes ist Europa heute bereits erreicht, und alle produktiven Kräfte der Union entfalten sich mit einer diesseits des Oceans unerhörten Rapidität. Dürfen wir aber deshalb die oben aufgeworfene Frage, ob Nordamerika einst der unangefochtene Sieger im wirthschaftlichen Wettkampfe sein werde, ohne weiteres Besinnen bejahen? Könnte jene Rapidität und Energie des wirthschaftlichen Fortschritts in Nordamerika nicht füglich auch eine blos momentane sein? Und könnten wir uns durch das augenblickliche Prosperiren der Union nicht vielleicht zu einer Ueberschätzung des größten Landes in seiner Bedeutung als Welthandels- und Wirthschaftsgebiet verführen lassen? Um das zu entscheiden, bedürfen wir eines möglichst strengen culturgeographischen Vergleiches der beiden Gebiete. Wir müssen die natürlichen Verhältnisse, welche die beiden großen Erdräume darbieten, einander gegenüber stellen und einer ruhigen und besonnenen Prüfung unterwerfen.

Wie bei Europa die geographische Lage, die Küstengliederung, die Bodenbildung und die klimatische, hydrographische und ethnologische Eigenart im engen Bunde mit einander es bewirkt haben, daß der kleine Welttheil mindestens für eine Anzahl von Jahrtausenden der eigentliche Brennpunkt des irdischen Culturlebens und damit zugleich auch der Mittelpunkt des gesammten Welt-

Digitized by Google

handels und Weltverkehrs geworden ist, das ist von berufenen Geistern häufig genug discutirt worden, und wir haben daher hier nur nöthig, einige weniger beachtete Hauptpunkte, die einen strengeren Vergleich gestatten, und die uns für unsere Frage besonders bedeutsam erscheinen, näher zu beleuchten.

Zuerst richten wir dabei unsere Aufmerksamkeit auf die natürlichen Grundlagen der europäischen Produktion. Soweit die geographische Lage die Produktionskraft der Erdräume beeinflußt, soweit dürfte Europa wohl wenigstens im Allgemeinen Nordamerika gleichzustellen sein. Was der letztgenannte Erdraum durch seine astronomische Lage — durch seine Lage zwischen niedrigeren Breiten und unter senkrechter einfallenden Sonnenstrahlen — etwa voraus hat, das wird dem europäischen Erdtheile durch seine günstige physische Lage — durch seine Lage zu den großen Land- und Wasserräumen — reichlich ersetzt. Denn wenn man mit einigem geographischen Verständnisse die Erdräume rund um Europa anblickt, so darf man sich hinsichtlich der Wirkungen, welche dieselben auf Europa ausüben, fast an die guten Geister im Märchen erinnert fühlen, die das Königskind in ihrer Mitte mit allerlei guten Gaben überschütten.

Die nahe Nachbarschaft Afrikas und insbesondere der Wüste Sahara — des heißesten unter allen Erdräumen — im Vereine mit der ununterbrochenen Landverbindung gegen Asien hin erhöht ganz bedeutend die Wirkung der sommerlichen Sonnenbestrahlung über Europa, und die Lage an dem stark durchwärmten nordatlantischen Oceane mildert in nicht minder beträchtlicher Weise die winterliche Kälte des Erdtheils, so daß Europa infolge dessen sowohl wärmere Winter als auch wärmere Sommer genießt, als man von seiner Polhöhe erwarten sollte. Und ebenso ist durch die physische Lage Europas das Regime der Luftströmungen und die damit verbundene Vertheilung der feuchten Niederschläge über dem Erdtheile ein ungemein vortheilhaftes und der Produktion und Cultur fast allenthalben sehr günstiges. Die reich mit Wasserdunst beladenen Winde vom Atlantischen Oceane bringen dem europäischen Erdtheile einen zur Befruchtung seines Bodens und zur Speisung seiner Flüsse vollkommen genügenden Betrag an atmosphärischer Feuchtigkeit, während die trockenen Winde aus Asien dafür sorgen, daß auf den Regen auch rasch wieder Sonnenschein und Trockenheit folgt. Der große Wasserraum im Westen — gewissermaßen der vornehmste unter den guten Geistern des erwähnten Märchens — spendet Europa also ein kostbares und bedeutsames Geschenk in dem häufigen „schlechten Wetter", das wir als eine der Hauptursachen des europäischen Produktenreichthums und der europäischen Culturblüthe betrachten müssen; und ebenso der große Landraum im Osten in den sonnigen Sommertagen, die dem europäischen Landmanne und dem europäischen Obstzüchter und Winzer die Früchte reifen, sowie in den kalten, klaren Wintertagen, die die Nerven des Europäers stählen und die seine körperliche und geistige Spannkraft erhöhen.

Mag also Europa hinsichtlich der geographischen Bedingungen seiner spontanen Naturproduktion aus dem Pflanzen- und Thierreiche sowie aus dem Mineralreiche immerhin bescheidener ausgestattet erscheinen als verschiedene andere Erdräume, und mag es darin außer hinter den Tropenländern und hinter Britisch-Indien und China auch hinter Nordamerika sehr bedeutend zurückstehen, so gedeiht doch sicherlich die physische und geistige Arbeit des Menschen — der zweite Hauptfactor aller Produktion — in Europa mindestens ebenso gut als in den anderen Erdräumen, und namentlich ebenso gut als in Nordamerika.

Andere geographische Verhältnisse haben aber dazu beigetragen und tragen noch heute dazu bei, die menschliche Arbeit behufs der Produktion von Gütern jeder Art in Europa namentlich weit wirksamer zu machen, als das anderweit — und ursprünglich auch in Nordamerika — der Fall war.

Mehr als an irgend einen anderen Umstand denken wir hierbei an die reiche innere Gliederung des europäischen Erdtheils durch die zahlreichen, tief in seine Rumpfmasse einschneidenden Rand- und Binnenmeere und Golfe des Atlantischen Oceans und durch den bunten Wechsel seiner geologischen und orographischen Bildungen. Die Zerrissenheit in eine Menge von Halbinseln und Küsteninseln der mannichfaltigsten Größe im Vereine mit jener minutiösen Faltung, Zertrümmerung und Wiederverkittung der Erdschichten und mit jenem wechselvollen und unruhigen Durcheinander der geognostischen und orographischen Hebungssysteme, wie sie Europa als das merkwürdige Gegenbild aller anderen Erdräume in wahrhaft klassischer Weise darbietet, schuf in dem Erdtheile eine außerordentliche Mannichfaltigkeit natürlich abgegrenzter und unter sich verschiedenartiger Territorial-Abschnitte, welche groß und reich genug waren, um selbstständige Staats- und Wirthschaftsgebiete zu bilden, und welche auch gegenüber den gewaltigsten Eroberern und Imperatoren jederzeit ein hohes Maß von Selbstständigkeit bewahren mußten.

Italien und Spanien, England und Frankreich, Deutschland und Ungarn, Norwegen und Schweden, wie nahe liegen sie bei einander, und doch wie grundverschiedene kleine Welten stellen sie dar! Erhielten sich nicht die hispanische und gallische Provinz auch selbst unter der Alles uniformirenden und centralisirenden Römerherrschaft einen guten Theil ihrer Individualität? Oder gelang es etwa der gigantischen Willenskraft eines Bonaparte, alle die verschiedenen Territorien Europas auch nur momentan zu einer politischen Einheit zusammenzufügen?

Selbstverständlich hatte aber diese innere Individualisirung, welche unserer Meinung nach den geographischen Hauptcharakterzug Europas bildet, die weittragendsten Wirkungen bezüglich der gesammten produktiven Menschenarbeit des Welttheils wie bezüglich seiner gesammten spontanen Naturproduktion.

Völkerströme, welche sich etwa vom Osten her über den europäischen Welttheil ergossen — waren dieselben ursprünglich auch noch so homogen in sich — konnten und mußten sich in Folge jener streng ausgeprägten inneren Gliederung des Welttheils verhältnißmäßig rasch zu besonderen Volks- und Stammesindividualitäten entwickeln. So ging es den Gräco-Latinern und Kelten, so den Germanen, Slaven und Finnen. Oder ist der lebenslustige, leidenschaftliche, laut declamirende, stets zum Dreinschlagen geneigte, himmelstürmende Magyarenstamm z. B. nicht ein ganz anderer Volkscharakter als der ernste, ruhige, passiv duldende, fleißig arbeitende und langsam aber sicher fortschreitende Finnenstamm, der doch mit ihm derselben gemeinsamen Wurzel entsprang?

Und mußte es nicht schon durch die bloße Einwirkung der verschiedenen natürlichen Verhältnisse, welche die verschiedenen Territorien darboten, genau so geschehen mit den Pflanzen- und Thierarten, die in Europa einwanderten oder eingeführt wurden? Konnte die aus den Uferländern des Pontus nach Mittel- und Westeuropa verpflanzte Rebe am Taunus und Schwarzwald noch dasselbe Getränke liefern wie an der Hegyallya? Müssen nicht die ungarischen Weizenkörner nothwendigerweise von einer ganz anderen Qualität sein als die brittischen und französischen? Muß nicht der norwegische Fichtenstamm ein ganz anderes Holzgewebe haben als der deutsche? Und müssen die Gräser der irischen und holländischen Wiesen nicht einen ganz anderen Saftreichthum enthalten als diejenigen der südrussischen Steppen oder der ungarischen Pußten? Wölbt sich denn nicht über den nordwestlichen Territorien Europas ein ganz anderer Himmel als über den südöstlichen?

Uebrigens haben wir aber allen Grund anzunehmen, daß die reiche innere Gliederung der europäischen Planetenstelle — geologisch gesprochen — uralt ist, und daß sie auch in den frühesten Epochen der Erdgeschichte bereits vorhanden war. Hieraus ergibt sich aber für die verschiedenen Territorien des Welttheils auch eine starke Verschiedenheit ihrer Produktionskraft bezüglich der nutzbaren Mineralien. An der einen Stelle azoisches Gestein mit mächtigen Ablagerungen von Magneteisenerz, an der anderen paläozoische Felsarten, durchsetzt von Erzen anderer Art oder von Steinkohlenflötzen, an der dritten alte mesozoische Schichten Steinsalz bergend, an der vierten jüngere Schichten derselben Formationsgruppe Marmor liefernd: Schweden und Britannien, Deutschland und Italien oder Griechenland auch in dieser Beziehung gänzlich von einander abweichende geographische Charaktere!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Anfänge des Germanischen Museums in Nürnberg.

In diesen Tagen sind es fünfundzwanzig Jahre, seit das Germanische Museum, dessen Sammlungen bis dahin nur sehr nothdürftig in gemietheten Räumen untergebracht waren, in das von der bayerischen Regierung erkaufte ehemalige Karthäuserkloster der alten Reichsstadt übersiedelte. Erst mit dem Erwerb dieses Grundeigenthums war der Fortbestand der Anstalt, oder doch ihr Verbleib in Nürnberg, einigermaßen gesichert. Bis dahin war unklar gewesen, wem sie eigentlich gehörte, auch konnte sie, so lange sie sich nur als „Reichsrumpelkammer" präsentirte, nicht die Sympathien weiterer Kreise gewinnen, deren sie so sehr bedurfte.

Ihre Gründung und ersten Geschicke bieten ein sehr lehrreiches Stück deutscher Culturgeschichte, ein treues Spiegelbild unserer damaligen politischen, socialen und literarischen Zustände. Nur wenige wissen Näheres darüber, denn die interna des Germanischen Museums blieben lange ein undurchdringliches Geheimniß. Die zahlreichen Publicationen, die von dort ausgingen, verschwiegen natürlich Alles, was dem Museum beim Publicum, auf dessen Beisteuer man angewiesen war, schaden konnte, und nicht minder zahlreiche Zeitungsberichte, meist vom Stifter des Museums inspirirt, hoben, sehr zum Schaden der Wahrheit, nur die Lichtseiten hervor, so daß der Täuschung kein Ende war. Nun wurden freilich, zumeist aus gelehrten Kreisen, auch gegnerische Stimmen laut, und nicht selten von großer Gehässigkeit. Man nahm Anstoß an dem Dilettantismus des Stifters, an dem Charakter der Stiftung, man hielt deren Ziel für unerreichbar und obendrein für werthlos. Dabei übersah man doch die unendlichen Schwierigkeiten, mit denen die junge Anstalt zu kämpfen hatte, und man bedachte nicht, wie leicht es war, wenn sie erst auf sicheren Boden stand, ihr neue und erreichbare Aufgaben zu stellen.

Der Stifter selbst, Hans Freiherr von und zu Aufseß, geb. 1801, lebte und webte in den Traditionen des oberfränkischen Adels und besonders seines alten Hauses, das im Mittelalter dem bischöflichen Stuhle in Bamberg zwei Bischöfe gegeben, später zu den ersten Bekennern des Lutherthums gehörte und immer noch die Burg und das Mannlehenrittergut der Väter inne hatte. Aber nicht minder erfüllten ihn burschenschaftliche Erinnerungen, denn sowie er, kaum 16jährig, 1817 die Universität Erlangen bezog, schloß er sich an jene Verbindung an und verfolgte ihre Ziele mit einem wahrhaft heiligen Eifer. Es war die Romantik der Epoche des Wartburgsfestes, die ihn fesselte, zu seinen vertrautesten Freunden gehörte Ferdinand Maßmann, der dort die Bücher verbrannt hatte, er glühte für die Wiederherstellung des alten Reiches, und „Einkehr in die deutsche Vorzeit" war der Jungbrunnen, an dem er sich immer von Neuem labte. Man möchte ihn einen „ewigen Studenten" nennen, der dem schwarz-roth-goldenen Banner immerdar treu blieb, alle studentischen Bräuche in- und auswendig kannte, und dem, bis in seine alten Tage, auch im Zechen keiner überlegen war.

Er promovirte als Doctor der Rechte, stand auch kurze Zeit im juristischen Vorbereitungsdienst, doch hatte er es nicht auf eine staatliche Laufbahn abgesehen. Früh sein eigener Herr geworden, vermählte sich der kaum 23jährige mit einem 20jährigen Fräulein von großer Schönheit und gleich ihm von altem fränkischen und protestantischen Adel, Freiin Charlotte von Seckendorff, aus derselben Familie, welcher der einst so ruhmvolle Staatsmann und Geschichtschreiber des Lutherthums Veit Ludwig von Seckendorff entstammte und die auch sonst in der Literaturgeschichte mehrfach vertreten ist. Ein wichtiger Proceß, eine große Waldung betreffend, nöthigte den jungen Ehemann, den Urkundenschatz seines Hauses durchzumustern. Er gewann den Proceß und damit eine nicht unbeträchtliche Vermehrung seiner Einkünfte und konnte nun ganz seinen Neigungen leben. Längere Zeit arbeitete er im Archiv in Bamberg für Erforschung der Geschichte seines Geschlechts, dann wohnte er lange Jahre in seinem Schlosse zu Aufseß und fühlte sich wie ein Ritter aus den Tagen Berlichingens und Sickingens. Zahllose Wanderungen durch ganz Deutschland hatten ihn in so viele alte Burgen, Schlösser und Patrizierhäuser geführt, daß er das häusliche Leben unserer Vorfahren bis auf das geringste Hausgeräth kannte. Schloß Aufseß wurde nun in diesem Stile eingerichtet. Ein Thürmer meldete dem Schloßherrn die Ankunft eines Gastes durch einen Schuß, im Empfangsfall wurde die Zugbrücke aufgezogen und der hinübergeschrittene Ankömmling mit einem Willkommstrunke begrüßt. Alle möglichen Urkunden, Handschriften, Kunstgegenstände, Alterthümer aus der deutschen Vorzeit, deren Freiherr von Aufseß habhaft werden konnte, wurden gekauft, er verschmähte nicht, so wie er in eine alte Stadt kam, wie Bamberg, Nürnberg, Augsburg, mit allen Tröblern anzubinden, um durch sie seine Sammlungen zu bereichern. Da er viel dabei zusammenbrachte, wurde Schloß Aufseß ein Wallfahrtsort für Gelehrte und Geschichtsliebhaber aller Art. Hier hat Aufseß die Brüder Grimm, hier Pertz und Böhmer, den Freiherrn von Stillfried und so viele Andere empfangen. Er übte großartige Gastfreundschaft, stand mit dem gesammten fränkischen Adel in geselligem Verkehr, war ein eifriges Mitglied aller möglichen Geschichts- und Kunstvereine und gewann eine Unsumme von persönlichen Verbindungen über ganz Deutschland hinweg. Auch an Fürstenhöfe kam er häufig, König Ludwig ernannte ihn zum Kämmerer, und später lud ihn, den Violinvirtuosen ersten Ranges, der musikliebende Herzog Ernst von Koburg-Gotha häufig nach Koburg ein, um dort mit ihm „zu musiciren".

Freilich war ein solches Leben nicht geeignet, sein Vermögen zu vermehren, und sein Dämon, die Liebe zur „deutschen Vorzeit" spielte ihm einen noch schlimmeren Streich. Bereits hatte ihm seine edle und hochgebildete Gemahlin sechs Kinder geboren, als er ein Landmädchen seines Dorfes entdeckt, genau so, wie die deutschen Dichter des Mittelalters die Ideale der Minne schildern. Er läßt sich von seiner Gemahlin scheiden, die darüber wahnsinnig wird. Aber nun zeigt das Kind des Volks einen Adel des Gemüths, der den Freiherrn von so vielen Ahnen tief beschämt. Erschrocken, daß sie es war, die, wenngleich schuldlos, ein eheliches Glück störte, weist die stürmisch Umworbene eine Verbindung mit dem geschiedenen Freiherrn zurück, sie härmt sich zu Tode und beschwört sterbend ihren Verehrer, sich mit seiner vorigen Gemahlin zu versöhnen. Diese gesundet inzwischen, das geschiedene Ehepaar wird zum zweiten Male getraut, und Frau von Aufseß schenkt ihrem Gemahl nach der Wiederverheirathung noch vier Kinder.

Inzwischen war Aufseß mannichfach als Schriftsteller aufgetreten. Eine Reihe von kleinen Werken beschäftigten sich mit der Geschichte und den rechtlichen Verhältnissen seines Hauses und des fränkischen Adels. Doch schon 1832 suchte er sich durch Begründung eines „Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit" zum Vermittler aller Bestrebungen zur Erforschung deutscher Geschichte zu machen. Freilich offenbarte sich bald, daß er aller gelehrten Bildung ermangelte. Unter Haufen von Spreu war dennoch manch Weizenkorn zu finden. Er gewann zahlreiche Mitarbeiter, doch wenige Leser. Nur durch schwere Opfer konnte er das Blatt halten. Endlich erlangte er auf ein Gutachten Leopold Rankes, das im Germanischen Museum aufbewahrt wird, eine Unterstützung des damaligen Kronprinzen von Preußen, unter der Bedingung, daß er zur Leitung des Blattes einen Fachgelehrten hinzuziehe. Er gewann den gelehrten Archivar F. J. Mann in Karlsruhe, dem er später das Blatt ganz überließ, doch ging es allmählich ein. Nun plante Aufseß eine große Nationalanstalt, die alles auf deutsche Geschichte bezügliche Material sämmtlicher Archive, Bibliotheken, Kunst- und Alterthumssammlungen in einem großen Personen-, Orts- und Sachregister repertorisiren sollte. Mit diesem Plane erschien er 1846 vor der Germanistenversammlung in Frankfurt, aber er wurde verlacht, namentlich Professor von Sybel trat ihm schneidig entgegen.

Aufseß ließ sich nicht irre machen. Als 1848 seine Bauern in Aufseß, mit denen er bis dahin in patriarchalischen Formen

Digitized by Google

gelebt, auffässig wurden, und zwar in recht drastischer Weise, kehrte er ihnen für immer den Rücken und zog nach Nürnberg. Bei seiner 10 Kinder zählenden Familie mußte ihm daran liegen, seine Sammlungen, die einen großen Theil seines Vermögens verschlungen hatten und viel Werthvolles enthielten, möglichst hochwerthig zu verkaufen und doch wünschte er deren Zusammenbleiben um jeden Preis. So forderte er denn 1852 auf einer Versammlung der deutschen Geschichtsvereine in Dresden, unter Vorsitz des Prinzen (nachmaligen Königs) Johann zur Gründung eines Germanischen Museums auf, dem er sein Archiv, seine Bibliothek und seine Kunst- und Alterthumssammlung auf zehn Jahre überlassen wolle, nach Ablauf dieser Frist, binnen welcher die zu begründende Anstalt finanziell sicher gestellt sein werde, sollten jene Sammlungen taxirt und ihm abgekauft werden. In diesem Museum sollten jene Repertorien, die alles auf deutsche Geschichte vor 1650 Bezügliche, Personen- und Ortsnamen, sowie Sachliches aufzunehmen hatten, wie er's damals in der Germanistenversammlung begehrt, angefertigt werden. Die Dresdener Versammlung entschied günstig, waren doch ihre meisten Mitglieder nur Dilettanten. Nun bemühte sich Aufseß unter dem Adel und dem reichen Bürgerstand Actionäre aufzutreiben (die Actie zu 100 fl.), die das Kapital zur ersten Gründung boten; Fürsten und Geschichtsfreunde aller Kreise wurden um Jahres- oder einmalige Beiträge angegangen, Besitzer von Gegenständen zur Vermehrung der Aufseß'schen Sammlung gebeten, dieselben dem Museum zu schenken, besonders auch wurde der Buchhandel in Anspruch genommen. Ein Verwaltungsausschuß, über ganz Deutschland zerstreut, und ihn vertretend ein Lokalausschuß von 7 Nürnbergern, sollte die Verwaltung der Anstalt leiten, ein Gelehrtenausschuß, der die Geschichtskundigen aller Zweige historischer Wissenschaft in sich aufzunehmen hatte, sollte die wissenschaftlichen Aufgaben leiten. Man hoffte von allen deutschen Archiven und Bibliotheken Repertorisirung ihrer Schätze zu erhalten. Freiwillige Agenten in allen Ländern deutscher Zunge hatten die Interessen des Museums zu fördern und ihm Freunde mit Geldbeiträgen zu werben. Vorläufig sollte die Anstalt in Nürnberg ihren Sitz haben. Dort wurde 1853 die erste Conferenz des Germanischen Museums gehalten. Freiherr von Aufseß war erster, dessen Schwiegersohn Rektor Dr. Berg in Fürth zweiter Vorstand der Anstalt, beide unbesoldet, eine Anzahl junger Gelehrter unter Leitung des Germanisten Dr. Frommann aus Koburg, der bereits einen Namen hatte, wurden als Conservatoren, Secretäre u. s. w. berufen, freilich mit sehr kümmerlichem Gehalt. Die Räume, in denen das Museum seinen Anfang nahm, waren die kläglichsten von der Welt.

Gar bald mußte Aufseß erfahren, daß ihm sein Sanguinismus falsche Hoffnungen vorgespiegelt hatte. Keines Medicäers Güte lächelte der Anstalt. Selbst König Max II. von Bayern, der warme Freund historischer Studien, war zu keinem Beitrag zu bewegen, weil er glaubte, es komme nichts bei der Sache heraus. Der Großherzog von Sachsen-Weimar erbot sich, dieselbe auf der Wartburg aufzunehmen, doch waren die Räume ungenügend. Der Herzog von Koburg-Gotha war bereit, das Museum in der Veste Koburg unterzubringen, aber hier war derselbe Uebelstand, und obendrein lautete das Gutachten Gustav Freytags, der dasselbe in Nürnberg besucht hatte, erst müsse das Germanische Museum „entaufseßt" werden, ehe es gedeihen könne. Und jene Fürsten dachten nur an die Sammlungen, nicht an die Repertorien, die so vieles Personal erforderten. Meinte doch ein Spaßvogel, sämmtliche Bewohner Deutschlands reichten nicht, um solche Repertorien zu schaffen, wie sie Herr von Aufseß erstrebe, man würde „Kirgisen und Kalmücken" zuziehen müssen, um die Sache zur Vollendung zu bringen. Repertorien anderer Archive, Bibliotheken u. s. w. empfing man so gut wie keine.

Nun erst die Gelehrten von Fach! Wilhelm Grimm, Uhland, Pertz, von Bethmann-Hollweg, von Lancizolle, Gervinus, Wattenbach u. A. lehnten die Wahl zum Gelehrtenausschuß rundum ab, Jacob Grimm und viele Andere antworteten nicht und wurden deshalb, wider ihren Willen, als Ausschußmitglieder betrachtet!! Noch Andere, wie Joseph Eutychius Kopp in Luzern und Kaspar Zeuß in Bamberg, nahmen an, schieden aber bald wieder aus. Von denen, die angenommen hatten, thaten die Wenigsten auch nur das Mindeste für die Anstalt, eine löbliche Ausnahme machten Bluntschli und Wachsmuth. Die Urtheile der Gelehrten lauteten meist sehr geringschätzig. Böhmer, der große Frankfurter Forscher, nannte das Museum eine „Geschichtsforschungsfabrik". Stälin und Franz Pfeiffer gaben dem König von Württemberg ein sehr schlimm lautendes Gutachten ab. Hoffmann von Fallersleben raisonnirte, wo er nur konnte, über Aufseß' Beginnen. Dessen Todfeind war aber Pertz in Berlin, der durchzusetzen wußte, daß die Berliner Akademie ihre Schriften dem Museum versagte. Desto mehr protegirte Alexander von Humboldt das germanische Museum, neben ihm Graf Stillfried d'Alcantara, dessen Mitherausgeber der „Monumenta Zollerana", Geh. Archivrath Traugott Märcker, Aufseß' Schwiegersohn wurde.

Endlich gewährten doch eine Anzahl von Fürsten Beiträge, obenan Kaiser Franz Joseph und König Friedrich Wilhelm IV., auch Erzherzog Max, der nachmalige Kaiser von Mexiko, gab einen Jahresbeitrag. Es bildeten sich verschiedene Hülfsvereine, der thätigste davon in Berlin. Doch die Berliner Stadtverordneten lehnten noch 1858 einen Beitrag ab, ebenso die Stadt Gotha.

Jede Constellation suchte Aufseß zu benutzen, um Geld herbeizuschaffen. Er war nicht sehr wählerisch in den Mitteln, die er anwendete. Von den preußischen Zeitungen wurden die „Kreuzzeitung", von den übrigen die „Frankfurter Postzeitung" (damals schwarzgelb) und die „Augsburger Allgemeine Zeitung" die Organe, die er inspicirte, er war östreichisch, preußisch gesinnt, je nachdem. Jeder Fürst, in dessen Nähe er kam, wurde von ihm umlagert. Er hieß damals allgemein „der Schreck der Fürsten". Doch besuchten ihrer viele die Anstalt, während oft die bedeutendsten Gelehrten, trotz tagelangen Aufenthalts in Nürnberg, an ihr vorbeigingen.*)

Endlich hatte Aufseß das sehr umfangreiche, fast gänzlich verfallene ehemalige Karthäuserkloster als dauernden Sitz des Museums ins Auge gefaßt. Dieses Grundstück war in fiscalischem Besitz, und seine Räume wurden als Heumagazin der Chevauxlegers benutzt. Aber der Staat wollte dasselbe nur gegen ein stattliches Kaufgeld abtreten. Der Vertrag wurde geschlossen, doch um die erste Zahlung zu leisten, mußte Aufseß mit Zustimmung seiner majorennen Söhne sein Rittergut, wenn auch nur für einige Tage, einsetzen. So wurde das Germanische Museum Eigenthümerin und konnte ein größeres Kapital bei der Bank aufnehmen. Schließlich wurde König Ludwig I., der quiescirte, ein Retter in der Noth. Da der regierende König nichts für das Museum that, opferte der König-Vater, irren wir nicht, 5000 Gulden, um dem Germanischen Museum aufzuhelfen; so konnten allmählich die erworbenen Räume ausgebaut werden. In der Augusthitze von 1857 geschah die Uebersiedelung aus den Miethsräumen in der Nähe der Burg nach dem Karthause, am entgegengesetzten Ende der Stadt. Sie wurde den Beamten sauer genug. Die Jahresconferenz im September weihte dann die neuen Räume ein, zu deren ersten Besuchern allerdings König Max gehörte, der damals bei Nürnberg eine Revue abhielt.

Zwei nebensächliche Dinge gaben der Anstalt erhöhtes Ansehen: Wilhelm von Kaulbach schuf in ihrem Kreuzgang das herrliche Gemälde: „Die Oeffnung des Grabes Karls des Großen durch Otto III.", wie er denn auch Aufseß' Gestalt als Sebastian Münster in seinem Wandgemälde des Reformationszeitalters im Berliner Museum verewigte. Gleichzeitig gewannen eine Reihe von Beamten des Museums durch wissenschaftliche Leistungen

*) Wer von Gelehrten bei den Höfen mißliebig war, wurde nicht in den Gelehrtenausschuß gewählt. Erst 1858 wagte man Dahlmann, Beseler u. A. zu wählen!

Digitized by Google

einen Namen und wurden nach außen berufen. Harleß in Düsseldorf, Bartsch in Heidelberg, Joh. Falke in Dresden (†), Jakob von Falke in Wien, J. H. Müller in Hannover, Burckhardt in Weimar, Bechstein in Rostock, sie Alle haben im Germanischen Museum begonnen. Auch der seltsame Poet und Kunsthistoriker von Eye, der neuerdings europamüde nach Brasilien übersiedelte. Aus den Repertorien freilich, auf die so viel Fleiß verwandt worden ist, hat die Wissenschaft wenig Förderung gewonnen.

So behauptete sich das Germanische Museum, wenn auch in tausend Nöthen, das erste Jahrzehnt hindurch, und wirklich konnte nun Freiherr von Aufseß für seine Sammlung nach vereinbarter Taxe Zahlung erhalten. Dann trat er, nicht ganz freiwillig, von der Vorstandschaft zurück, doch wurde er Ehrenpräsident des Verwaltungsausschusses. Er verließ Nürnberg voller Wehmuth und siedelte nach Lindau über.

Das Germanische Museum aber kam noch lange Zeit aus Provisorien nicht heraus. 1862 wurde der ruhmvolle Germanist Michelsen zum ersten Vorstand erwählt, aber kaum war er 1863 von Jena nach Nürnberg übergesiedelt, als die schleswig-holsteinische Erhebung ausbrach und ihn, den alten Freund und Berather des Augustenburgischen Hauses, für immer in seine Heimat zurückführte. Nach langem Suchen fand man in dem gelehrten Historiker Wilhelm Stein in Eisenach, dem Freunde Mommsens, einen Vorstand, wie ihn das Museum brauchen konnte. Aber schon nach einigen Monaten ereilte ihn der Tod. Nun wurde der bedeutende Kunstforscher Essenwein erwählt, dem der älteste Beamte des Museums, Dr. Frommann, zur Seite trat. Unter ihm ist das Museum, das die Aufsessischen Bahnen völlig verlassen hat, geworden, was es heute ist. Wie es noch unter Aufseß die Bibliothek des Frankfurter Parlaments empfing, so wurde ihm ein Stück Hinterlassenschaft des deutschen Bundes zu Theil. Die Sammlungen, über die schon 1857 ein zweibändiger Katalog berichtete, sind, zumal durch werthvolle Vermächtnisse, riesig gewachsen. Nächst dem seit der Gründung neuerstandenen „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", der von Jahr zu Jahr Tüchtigeres leistete, ist es die Pflege bestimmter Theile der deutschen Alterthumskunde, die hier mit wissenschaftlichem Ernst betrieben wird. Auf die „Geschichtsforschungsfabrik" hat man verzichtet. Durch die Munificenz des deutschen Reiches ist man in den Stand gesetzt worden, immer Besseres und Größeres zu leisten.

Freiherr von Aufseß hat von Lindau aus gegen ein scharfes aber zutreffendes Gutachten, das Moriz Haupt der Regierung erstattete, noch einmal seinen ursprünglichen Plan vertheidigt, wenn auch ohne Erfolg. Der orthodoxe Lutheraner erlebte noch den Schmerz, daß einer seiner Söhne zur katholischen Kirche übertrat und ein fanatischer Ultramontaner wurde. Das Jahr 1866 berührte den alten Patrioten nicht minder schmerzlich, desto erhebender wirkten auf ihn der siegreiche Krieg mit dem Erbfeind 1870/71 und die Aufrichtung des deutschen Reichs. Einer seiner ehemaligen Beamten, Dr. Barack, damals in Donaueschingen, gab den ersten Impuls zur Neubegründung der eingeäscherten Bibliothek in Straßburg und wurde zu deren Oberbibliothekar berufen. Er lud 1872 seinen alten Chef zur Einweihung der neubegründeten Universität ein. Mit größerer Andacht ist damals wohl Keiner nach Straßburg gepilgert, als der greise Hans von Aufseß. Die Wiedergewinnung des Elsaß gehörte zu den Träumen seiner Jugend. Und doch sollte ihm das Fest in Straßburg zum tragischen Verhängniß werden. Erschöpft von den Anstrengungen des Tages, lechzt er auf seinem Zimmer nach einem Trunk Wasser. Unbekannt mit den Lokalitäten, sucht er vergebens nach Dienerschaft, kein Klingeln, kein Rufen hilft. Da thut er einen scharfen Pfiff auf einer Pfeife, die er bei sich führt, um seinen Hund zu locken. Einige chauvinistisch gesinnte Professoren stürzen herein, halten den ehrwürdigen Greis für einen französisch Gesinnten, der das Fest beschimpfen wollte, und mißhandeln ihn thätlich. Der Tiefgekränkte reiste nach Hause, aber es war sein Letztes, wenige Tage später starb er.

Seine Wittwe überlebte ihn um ein Jahrzehnt und sah noch drei ihrer Töchter zu Wittwen werden. Seit noch nicht zwei Wochen ruht die Hochbetagte, deren letzte Stunde in Bayreuth schlug, an der Seite ihres Gemahls in der Familiengruft zu Aufseß. H. T.

Literatur und Kunst.

Das Militär auf der Bühne.

Von Francisque Sarcey.

Ohne Sorge, ich beabsichtige keineswegs, bis auf die Sündfluth zurückzugehen. Ich werde mich nur ans französische Theater halten und auch das antike Theater mit seinen enormen Caricaturen des miles gloriosus nicht ausgraben, von dem Corneille in seiner „Illusion comique" ein lustiges Exempel gegeben. Dieser Typus ist von der zeitgenössischen Bühne verschwunden, oder es leben vielmehr diese grotesken Ungeheuer in kleineren und menschlicheren Proportionen noch fort, gerade wie das Evolutionsgesetz den ungeheuren Mammuth zu dem gegenwärtigen Elephantentypus vermindert hat. Aber auch diese komische Maske ist im Verschwinden begriffen und im modernen französischen Repertoire findet man sie höchstens noch als Hauptmann Baudrille in Legouvés „Le Coeur et la Dot", als Annibal in Augiers „Abenteurerin" und als Zuaven in Sardous „Unsere guten Freunde" wieder. Ich will hier aber nicht von dem Bramarbas reden.

Es ist eine in ihrer Allgemeinheit banale Wahrheit, daß das Theater in jeder Epoche deren Sitten und Vorurtheile widerspiegelt. Aber diese Wahrheit wird interessanter, wenn man sie bis ins Kleinste verfolgt und auf den Einzelfall anwendet. Wenn uns z. B. auf der Bühne der erste Liebhaber als ein Ingenieur vorgeführt wird, so können wir bestimmt darauf schließen, daß die Generation, für welche das Stück geschrieben wurde, die praktischen Wissenschaften liebte, sich sehr für Kanäle, Sumpfentwässerungen, Eisenbahnen u. s. w. interessirte, und daß alle Familienmütter am liebsten einen ehemaligen Polytechniker zum Schwiegersohne wünschten. So hat nach und nach jede Profession auf dem Theater regiert d. h. die Rollen der Wortführer der Leidenschaft gespielt. Man kann das Prestige, das ein Beruf auf die Gesellschaft ausübte, gewissermaßen an der Zahl der Helden messen, die er auf der Bühne zählte.

Nun, auch das Militär hat auf dem französischen Theater seine schönen Tage oder vielmehr Abende und seinen Verfall gehabt. Die Geschichte dieses Glanzes und Verfalles möchte ich hier erzählen, so daß die dramaturgische Studie sich auch zu einem Beitrag zur Sittengeschichte unserer Tage erweitert.

Das Militär eroberte die französische Bühne zur Restaurationszeit. Wenn es unter der Republik und unterm ersten Kaiserreiche Soldatenstücke gab, so waren es bloße patriotische Gelegenheitspiecen und Festspiele. Ein Feldlager, Uniformen, chauvinistische Couplets, Trommeln und Trompeten und von Zeit zu Zeit ein Böllerschuß, Pulverdampf und Fanfaren — mehr braucht es nicht für solche Eintagswerke, die mit der Gelegenheit, die ihnen das Leben gab, für immer verschwinden. Man gewinnt unzählige Schlachten an einem Theaterabend und ist froh, die Feinde, wenn sie auch blos gemalt sind, in die Flucht zu schlagen.

Aber derlei Gelegenheitsstücke sind bloße Zufälligkeiten im Theaterleben einer Zeit. Unter der Republik und dem Kaiserreiche hatte man schon übergenug wirkliche Kriege, um das Bedürfniß zu empfinden, deren auch noch auf der Bühne zu sehen oder zu hören. Die Theaterstücke sprechen zum Publikum weniger von dem, was es hat, als von dem, was es wünscht. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine über die Maßen raffinirte Gesellschaft sich in den Salons einschloß und von der Natur nur dasjenige sehen wollte, was man von den Fenstern aus,

Digitized by Google

die auf den Park von Versailles, Trianon oder Marly gingen, sehen konnte, da waren es Scenen aus dem ländlichen Leben und Schäferspiele im Geschmacke Florians, die das Publicum verlangte und mit Thränen in den Augen beklatschte.

Die Restaurationszeit, die für alle Welt eine Epoche des Friedens sein mußte, brachte den Soldaten auf die Bühne. Alle diese Offiziere, welche die großen Kriege des Kaiserreichs mitgemacht hatten, übten auf die Menge den doppelten Zauber des Ruhms und des Unglücks aus. Wir müssen uns freilich in die Ideen jener Zeit zurückversetzen. Heute sehen wir in dieser napoleonischen Epoche nichts als ein schreckliches fünfzehnjähriges Gemetzel. Das war damals anders. Diese Soldaten, die bleich und hager, aber stolz und barsch mit ihren abgenutzten Uniformen zurückkehrten, sie waren durch ganz Europa gekommen, hatten in allen Hauptstädten als Sieger ihren Einzug gehalten und die Welt vom Ruhme der französischen Tapferkeit erfüllt. Welche Heldenthaten hatten sie nicht zu erzählen! Sie waren auch recht freigebig mit ihren schwer zu controlirenden Berichten, wahren Geschichten aus Tausendundeiner Nacht, und Mütter, Frauen, Bräute und junge Leute hörten mit offenem Munde zu. Sie erschienen den zu Hause Gebliebenen wie homerische Helden und wuchsen ins Ungeheure.

Das ganze Publicum war von dieser Illusion befangen, die nur um so stärker werden mußte, je weiter man sich von dem Tag entfernte, an welchem der große Tyrann gestorben war. Von Woche zu Woche wurde das Ideal erhabener. Durch diese Aureole gesehen, erschienen Soldat und Offizier als Inbegriffe der Kraft und Milde, der Zärtlichkeit und des Muthes; man lieh ihnen alle die schönen Eigenschaften, womit die Einbildung des Volkes seine Helden auszustatten liebt. Das Unglück von Waterloo erhob sie noch mehr. Diese stolzen Männer hatten mit ihrem Muth den letzten Tag des sterbenden Frankreichs verschönt und auf die entsetzliche Katastrophe einen Schimmer von Gloire geworfen! Sie hatten den nur unter Thränen wiederzugebenden Bericht mit dem herrlich ersonnenen Epigraph versehen: Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht. Wie sollte man nicht mit Achtung und Rührung diese Uniformen betrachten, die Zeugen von so viel Ruhm und Mißgeschick!

Und diese Männer waren fast alle verachtet und abgewiesen von Seiten einer Regierung, die der Feind dem Vaterland auferlegt hatte. Und welcher Regierung! Voll reactionären Hasses, hörte sie auf die schlimmen Räthe der Emigranten und verpönte jede neue Freiheit. Die Liberalen — damals die gesammte Nation — haßten von ganzem Herzen dies lästige Gouvernement und reichten ihre Hände den Ueberlebenden der Großen Armee als ihren natürlichen Alliirten. Sie schützten sie mit dem Banner der Freiheit, und so galten, in Folge eines seltsamen aber häufigen Wechsels der Dinge, die ehemaligen Diener des absolutesten Despotismus für die Repräsentanten des Liberalismus und erfreuten sich der Popularität, die dieser Titel mit sich bringt.

Sie wurden Mode, und das will Alles heißen in Frankreich. Das Theater bemächtigte sich ihrer sofort, und sie bekamen die erste Rolle, die des Helden und Liebhabers. Ein neues Schauspielhaus, das nicht wie das Théâtre français auch auf das klassische Repertoire angewiesen war, entstand gerade um jene Zeit: das „Théâtre de Madame“ und heutige „Gymnase“. Ein überaus geschickter und findiger junger Schriftsteller, Eugène Scribe, der zukünftige Verfasser des „Damenkrieg“ und „Glas Wasser“, war dort angestellt, und er merkte schnell, daß man aus dieser Volksgunst, welche das Waffenhandwerk feierte, leicht Kapital schlagen könnte. Man öffne seine Theaterstücke! Sie sind voller Lieutenants, Hauptleute und Obersten; es ließe sich ein Regiment daraus machen. Dabei sind sie alle schön, tapfer und vor Allem jung. Damals war nämlich die gute militärische Zeit, wo man schon mit dreißig Jahren Oberst wurde. Heute können wir uns einen höheren Offizier fast nur noch mit kahlem Kopf und grauem Schnurrbart denken. Diejenigen von Scribe haben das Alter Romeos und sind ebenso verliebt, wie dieser. Es ist eine naive, ungestüme und lustige Leidenschaft, welche aber immer in den Grenzen des Anstands bleibt. Wenn sie sich manchmal ihres Nächsten Weibes gelüsten ließen, so war es nur eine Ausnahme und geschah mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln. Meistens wandten sie sich an heirathsfähige junge Mädchen, erklärten frei und frank ihre Liebe und heiratheten mit dem Schluß-Couplet. Denn damals waren die Vaudevilles Mode, und eines jedes mußte reich an patriotischen und sentimentalen Couplets sein, die man nach altbekannten Melodien sang. O diese Couplets! Welch einen übermäßigen Gebrauch machten sie von guerriers — lauriers, gloire — victoire, succès — français. Der Krieg war für diese Edlen nichts als ein Präludium der Liebe; sie wußten wohl, daß man seinen Muth auf dem Felde der Ehre bewiesen haben müsse, um ein Weib zu erringen.

„Hören Sie mich an,“ sagte der junge Hauptmann Adolph zu seinem blutjungen Obersten, dem Herrn de Gondreville, „auf Sie setze ich meine ganze Hoffnung. Sagen Sie nur Ihrer Schwester: sie möge blos Geduld haben und die nächste Schlacht abwarten . . .“ und bei dieser Stelle fiel das Orchester mit der Ritournelle ein und Adolph trat vor an die Rampe und sang mit martialischer und zugleich zärtlicher Stimme:

En prononçant le nom d'Elise
Tous deux gaiement nous chargeons l'ennemi;
Il est battu, la ville est prise,
Je suis blessé, Dieu merci! (Bis)
Qu'une blessure rend aimable!
Quel intérêt, je vais lui inspirer!
Un bras de moins, je puis tout espérer . . .
Et qui sait même? Un boulet favorable
Peut m'emporter et me faire adorer.

Mit welchem Vergnügen hörte damals das Publicum von diesen Schlachten singen und sagen, wohl wissend, daß man deren nur noch auf dem Theater erleben werde.

Die Jugend jener Zeit war ganz vernarrt in den Soldatenrock, seit man ihn nicht mehr für den Ernstfall tragen mußte. Die französischen Offiziere von heute haben kein größeres Vergnügen, als wenn sie die Uniform ausziehen können, und unterscheiden sich vom Civilisten nur durch die militärische Haltung, die man sich nicht wieder abgewöhnt. Anno 1820 verkleidete man sich aber als Soldat; man trug einen martialischen Schnauzbart, und spreizte sich im Waffenrock — Alles nur, um die Regierung zu ärgern.

Eines Tages hatte Scribe den bösen Einfall, diese Lächerlichkeit zu geißeln und zwar in dem Gelegenheitsstücke: Les montagnes russes. Der Spott war sehr sanft. Es handelte sich um einen Ladenschwengel, den ein alter Soldat zum Lieutenant ernennt. Die Handlungsbeflissenen von Paris aber zürnten darob; acht Tage lang pfiffen sie das Stück aus, das sie für beleidigend hielten; am Ende war der Verfasser genöthigt, sich dafür in einem Zusatz zu entschuldigen, worauf der Zwischenfall erledigt war. Er lernte so zu seinem Schaden erkennen, daß man nicht ungestraft an die Idole rührt, die — man selber geschaffen hat.

Damals träumte sich jeder junge Mann als Unterlieutenant der „Weißen Dame“ und wäre es auch nur, um mit ihm rufen zu können: „Ha, welche Lust, Soldat zu sein!“ gleich ihm in einem gespenstigen Opernschlosse Gastfreundschaft zu finden und die Ankunft der geheimnißvollen Erscheinung abzuwarten. Ein Offizier war ja überall sicher, eine hübsche Frau zu treffen und von ihr geliebt zu werden.

Ja, die Braven in des Königs Rock waren angebetet und zwar nicht nur die Unterlieutenants, Hauptleute und Obristen; auch den alten brummigen Haudegen flogen, trotz ihrer Rheumatismen, alle Herzen zu. Warum nicht? Waren diese tapferen Graubärte nicht in Wien, Moskau und Berlin gewesen? Eine Frau ist offenbar nicht schwerer zu erobern, als eine Festung. Das Alter thut nichts zur Sache. „Diese alten Knaster,“ sagte das Publicum, „verzweifeln doch niemals an sich selbst!“ Und es fand dies ganz natürlich.

In der „Chanoinesse“ gesteht der von Gicht, Wunden und

Digitized by Google

Rheumatismen geplagte General Bourgachard, daß für ihn die Stunde des Rückzugs gekommen sei.

„C'était jadis, je m'en souviens,
Que nous nous repassions, sans peine,
Amour, fillettes et bon vin;
Sans compter mainte autre fredaine.
Nous nous disions, nous autres chenapans:
Ces péchés-là, je puis me les permettre.
Pour m'en repentir, j'ai le temps
Où je n'en pourrai plus commettre."

Und er fügte in Prosa mit einem bezeichnenden Seufzer bei „Und diese Zeit ist da!" Aber das Publicum glaubte ihm nicht. Wie, der General Bourgachard alt und hinfällig, wie ein gewöhnlicher Civilist? warum nicht gar! Und richtig, die Braven bleiben ewig jung. In dem Hause, wohin der Zufall ihn geführt, sind zwei Frauen: eine ernste und schon mehr als reife Schönheit und ein liebliches Ding von 16 Jahren. Nun spricht man ihm davon, er soll die Junge heirathen, und diese Aussicht scheint ihm sehr verlockend. Schließlich leistet er Verzicht, obgleich das Publicum diese Heirath gerade so gutgeheißen hätte, wie er selbst.

Scribe hat einen dieser alten Eisenfresser wirklich zum Altar geführt, und Niemand im Auditorium protestirte dagegen. Und doch war er kein General, sondern ein einfacher Corporal und obendrein ein kahlköpfiger, häßlicher Stelzfuß. Es ist der Bertrand des „Mariage de raison". Dieser Bertrand liebt ein schönes, wohlerzogenes Fräulein und heirathet sie schließlich unterm Beifall des Publicums. Wohl war es nur eine Vernunftheirath, aber sie hätte gewiß die Zuschauer empört, wenn nicht der Waffenruhm einen Heiligenschein um dies biedere Corporalshaupt geflochten hätte. Man denke nur, er war bei Austerlitz!

Im Jahre 1856 nahm man dieses Stück im Gymnase-Theater wieder auf. Es wurde trefflich gespielt, und die Zuschauer bewunderten die unvergleichliche Geschicklichkeit, womit der Verfasser den Knoten geschürzt und gelöst hatte; aber der Schluß mißfiel allgemein. Jetzt hatte eben die Uniform ihren Zauber eingebüßt: das hölzerne Bein, mag es auch an einem Tage des Sieges geholt worden sein, verdarb uns den Mann und namentlich den Ehemann.

Der beste Typus dieser verliebten Bramarbasse ist der Stanislas in Scribes „Michel et Christine". Dieser findet freilich keine Gegenliebe, aber der Dichter hat nicht wenig Mühe darauf verwendet, ihm seine Ueberlegenheit zu sichern. Stanislas könnte, wenn er wollte, Christine heirathen, denn sie kommt ihm von Rechtswegen zu. Er tritt sie aber einem glücklicheren Nebenbuhler aus Güte und Großmuth ab. Er segnet das junge Paar, das er vereinigt, und singt mit gerührter Stimme das später vielbelachte unsterbliche Couplet:

„Du haut des cieux, ta demeure dernière,
Mon colonel, tu dois être content;
J'ai fait ici deux heureux, je l'espère;
Selon tes voeux j'ai placé ton argent."

Die Militärs im Theater von Scribe gehen eben jung, gefühlvoll, lustig, tugendhaft, verliebt und geliebt wie Könige über die Bretter und regieren als Helden und erste Liebhaber. Heute noch spielen sie voller Würde die fast immer brummige und oft lächerliche Rolle der Heldenväter. Man weiß, daß vom Heldenvater zum unfreiwilligen Komiker nur ein Schritt ist, aber sie scheinen ihn nie thun zu wollen.

Das Publicum nahm sie wenigstens damals immer ernst. Ein solcher Veteran geht in einem anderen Stück als Priester herum. Ein junger Schlingel beschimpft ihn und will ihn ohrfeigen. Der alte Soldat aber faßt den Arm seines Beleidigers und singt, indem er seine schwarze Soutane öffnet, um das rothe Band der Ehrenlegion am Knopfloch seiner Weste zu zeigen:

„Après avoir servi Napoléon,
Je n'ai voulu que Dieu pour maître!
Que Dieu pour maître!"

Und das ganze Haus klatschte Beifall und viele Frauen zogen ihre Taschentücher.

Doch jede Mode geht vorüber. Sobald der militärische Geist dem tiefen und immer mehr erstarkenden Bedürfniß des Friedens um jeden Preis weichen mußte, sank auch die Rolle des Soldaten auf der Bühne. Er hatte noch schöne Tage unter der Juli-Monarchie, aber den letzten Stoß erhielt er durch das zweite Kaiserreich, das doch schon durch seinen Namen bestimmt schien, die Tradition des ersten zu erneuern. Diese zweite Periode, die mit 1830 beginnt, endete mit den unsinnigen Späßen des Generals Boum der Offenbachiaden und den Tollheiten der Revue: „Les Horreurs de la guerre", und daraus können wir leicht die Tiefe des Falls ermessen.

Wohl wahr, daß die Zeit des Verfalls schon mit der Krönung des Bürgerkönigs Louis Philipp begann, aber der Offizier verschwand doch nicht sofort und vollständig von der Bühne, die er beherrscht hatte. Es war die Zeit, wo in der Phantasie des Volkes unausgesetzt an der napoleonischen Legende gedichtet und gefabelt wurde. Die Refrains von Béranger, die Oden Victor Hugos belebten und erhitzten diesen Gloireschwindel, dessen Höhepunkt wir an jenen Tagen sahen, als ein Prinz von Geblüt auf einem Triumphwagen die Asche desjenigen brachte, der auf Sanct Helena gestorben war.

Das Theater konnte mit der Spiegelung einer so lebhaften und allgemeinen Leidenschaft nicht zurückbleiben. Zu dieser Zeit florirte denn auch das militärische Spektakelstück, das heute ganz verschwunden ist und noch vor zwanzig Jahren zu lustigen Parodien den Anlaß gab. Ein großes Theater wurde diesen Vorstellungen gewidmet, in denen das Volk ein Bild des Krieges und wie ein fernes Echo des Ruhmes fand.

„Vorwärts, meine Herren, zu Pferd!" rief regelmäßig der Generalissimus, und vom Parterre bis in die Galerien bebten alle Herzen vor Lust und Ungeduld. Endlich wird man Pulver zu riechen bekommen! Und wenn die Oestreicher oder Russen — namentlich die leicht erkenntlichen weißen Uniformen der Ersteren waren zum Klopfen beliebt — wenn dann Russen und Oestreicher geschlagen und zersprengt über die Scene flohen, dann gab es Freudenausbrüche und Beifallsdonner ohne Ende. Hier war ohne Zweifel eine hohe Schule jenes Chauvinismus, der viel Unheil über Frankreich gebracht hat.

Aber wenn sich der Offizier während dieser Epoche einer großen Beliebtheit erfreute, so verlor er doch nach und nach und für immer das erste Rollenfach, das er bis dahin fast unumschränkt besetzt hielt. Und so ist es bis heute geblieben. Die Armee war trotz aller von Oben angesetzten Hebel unterm zweiten Kaiserreich gerade so unpopulär, wie ihre Kriege in der Krim, in Italien, in China und Mexiko. Die heimlich subventionirten militärischen Spektakelstücke verschwanden, und da die Schlachten des Krieges von 1870/71 dem Enthusiasmus der Theaterbesucher nichts zu bieten hatten, so konnten sie auch unter der jetzigen Republik nicht mehr in Aufnahme kommen. Heute erfreuen sich die selten aufgeführten Volksdramen aus den Zeiten der ersten Republik eines nur mäßigen Besuchs, der Offizier spielt gar keine oder wenigstens nicht mehr die schönste Rolle auf der Bühne, und auch das ist ein Beweis für das Friedensbedürfniß der Nation, mögen sich auch zur Zeit einige chauvinistische Schreihälse am gedeckten Tischchen noch so kriegslustig geberden.

Ludwig Steubs „Sängerkrieg in Tirol".

Adolf Bonz & Comp.

Der fleißige Literarhistoriker Heinrich Kurz hatte den Einfall, in seiner deutschen Literaturgeschichte die Poeten nach ihrer provinziellen Zugehörigkeit zu ordnen und von ihnen gewissermaßen erst den Heimatschein und dann erst eine Talentprobe zu verlangen. Die Poesie unter dem Gesichtswinkel des „Nationale" mag auch eine Berechtigung haben, sicher ist aber, daß

Digitized by Google

sich bei dieser rein äußerlichen Classification manche Uebelstände ergaben. Die armen Poeten, die ein grausamer, aber unschuldiger Zufall z. B. in Stallupönen das Licht dieser unvollkommenen Welt erblicken ließ, wurden nun auch, sie mochten wollen und passen oder nicht, mit den ostpreußischen Barden zusammengesperrt, während sie vielleicht mit jeder Faser ihrer Reime z. B. mit der schwäbischen Dichterschule zusammenhingen und außerhalb dieses Zusammenhanges nicht ganz verstanden wurden. Andererseits steckte in diesem auf die Literaturgeschichte angewandten System der Unfreizügigkeit, wo Jeder an die Scholle gefesselt war, auf der seine Wiege gestanden, ein gutes Stück Particularismus, der mit seinem: „Ihr, ihr dort draußen in der Welt die Nasen eingespannt!" die halben und Viertels-Dichter seines Vaterländchens zu kolossalen Dichterhelden aufbauschte nnd mit triumphirender Miene auf ein eigenes Postament stellte. Freilich, manchen Provinzen war dies Vergnügen erschwert oder wohl gar unmöglich gemacht, denn ganze weite deutsche Erdstriche müssen dem Gott Apollo so unangenehm gewesen sein, daß es höchstens dem auf Dichterlinge gerichteten Mikroskop eines Kurz gelingen konnte, daselbst einen sicheren Menschen zu entdecken, der in der Kunst, Liebe auf Triebe zu reimen, eine gewisse Fertigkeit erlangt hatte. Auch das schöne Land Tirol dürfte den Spürsinn des schweizer Literarhistorikers auf eine harte Probe gestellt haben. Das von der Natur so sehr gesegnete „Landl" ist reich an Poesie aber arm an Poeten. Die dichterischen Stoffe liegen dort überall herum, doch Niemand hebt sie auf. Da gibt es außer der liederweckenden Naturpracht, noch die romantischen Sagen über die ritterliche Margaretha Maultasch, die Kämpfe des wackeren Erzherzogs Friedrich mit der leeren Tasche gegen Kaiser Sigmund und seines Sohnes Sigmund des Münzreichen wider die Venezianer und des unerschütterlichen Kaisers Max mit den Schweizern auf der Malserhaide bis zu den glorreichen Befreiungskämpfen gegen die Bayern und Franzosen — allein wo sind die solcher Helden würdigen Gedichte? Der Grund für diesen Mangel liegt in erster Linie keineswegs — wie die kräftige Volkspoesie beweist, die sich in den Liedern des unteren Inn- und Zillerthales ausspricht — in dem Mangel an poetischen Anlagen, sondern in der kargen und stocklateinischen Ausbildung der Jugend und der völligen Abgeschlossenheit vom Ausland, welche bis in die neuere Zeit durchgesetzt wurde. Nehmen wir den weitgereisten Minnesänger Oswald von Wolkenstein und den sehr zweifelhaften Tiroler Walter von der Vogelweide aus, der ohne Zweifel schon in jungen Jahren nach Deutschland kam und dort das Singen lernte, so wüßte ich nur den viel zu wenig bekannten Hermann von Gilm und Adolf Pichler zu nennen, deren Werken wirklich mehr als nur provinziale Bedeutung beizumessen wäre. Und darum schlug ich kopfschüttelnd das neueste und sehr dickleibige Buch Ludwig Steubs auf, dessen Titel: „Sängerkrieg in Tirol, Erinnerungen aus den Jahren 1842—1844" mich unwillkürlich mit der Besorgniß erfüllte, der vortreffliche Reiseschriftsteller, Novellist, Sprachforscher und Dichter habe sich des seligen Heinrich Kurz Diogeneslaterne und Mikroskop ausgeborgt.

Meine Besorgniß erwies sich hinterher als nur zum Theil gerechtfertigt. Das wieder überaus frisch und anmuthig geschriebene Buch ist ein Supplement zu des Verfassers geradezu klassischem Reisewerk: „Drei Sommer in Tirol", leider aber kein vierter Sommer. Es enthält zuvörderst drei auf Steubs Tagebuch sich gründende Reiseschilderungen, die eigentlich schon 1846 in und mit den Drei Sommern hätten ans Licht treten können, aber damals zurückgehalten wurden, weil sich in jenem Buche kein Raum mehr für sie fand. In diesem beschreibenden Theil der neuen Schrift hat man wieder den ganzen liebenswürdigen, kenntnißreichen, feinen und humorvollen Steub aus seiner besten Zeit. Man lese einmal — ein Register fehlt dem sonst gut ausgestatteten, jedoch leider nicht gehefteten Buche — die Kapitel über den Aufenthalt im Hause seines Freundes Streiter, das schalkhafte Porträt Nanneles und ihrer Schwärmerei für Robert Prutz, die anschauliche Beschreibung eines Besuchs auf der Oberbozener Kirchweih, und man wird sich sagen, daß da ein ursprünglicher Dichter zu uns spricht, der mit einem Worte Stimmung in uns zu erwecken und das in südländischem Schmuck prangende rhätische Hochland und jene guten, kernigen Menschen und sonnigen Tage in ihrer ganzen Lebendigkeit in sein Buch zu versetzen weiß.

Aber das Werk, und dies ist leider sein Hauptzweck, enthält auch einen gewissermaßen literarhistorischen Theil, der ebenfalls eigentlich in die Drei Sommer gehören würde. Die verschiedenen Beziehungen, die Steub dazumal mit den gebildeten Schichten und den Celebritäten des Landes angeknüpft, hatte er aus guten Gründen dort fast unerwähnt gelassen. „Es lag auch gar nicht im Plane, solche Persönlichkeiten hereinzuziehen, denn damals wandelten noch Alle im rosigen Lichte und die Obrigkeit war ziemlich argwöhnisch, so daß es sehr ungewiß ist, ob ihnen mit Nennung ihres Namens, Beschreibung ihres Lebens, Wiedergabe ihrer Ansichten und Meinungen etwas Liebes geschehen wäre. Jetzt dagegen ist diese Beängstigung ganz beseitigt . . ." Ich möchte nun aber fragen: ist mit Nennung ihres Namens, Beschreibung ihres Lebens u. s. w. dem Leser insonderheit „heraußen im Reich" etwas Liebes geschehen? und indem ich eben im Begriffe stehe, eine sehr scharfsinnige Auseinandersetzung über die Verschiedenheit des persönlichen und allgemeinen Werthes zu schreiben, guckt mir der kluge Steub lächelnd über die Schulter. Er hat ja Alles bedacht, geprüft und hat für Alles seine Entschuldigung und zwar immer eine sehr gute und triftige. „Wenn derlei," sagt er in der Vorrede, „von einem Nichttiroler gestellte Beiträge zur tirolischen Literaturgeschichte einer Entschuldigung bedürfen, so möchte sie in diesem Falle wohl darin liegen, daß die Anderen, die in dem Drama des Jahres 1844 mitgespielt, daß namentlich Beda Weber und Josef Streiter, ohne Memoiren oder Tagebücher zu hinterlassen, in die bessere Welt gegangen sind, so daß ich der einzige Ueberlebende, der Einzige bin, der über gewisse Vorgänge, die damals wenigstens dem lesenden und denkenden Publicum nicht unwichtig schienen, jetzt noch verlässigen Aufschluß geben kann." Und nun haben wir den richtigen Standpunkt für die Beurtheilung des Buches gewonnen. Der malerische Nachtrag zu den Drei Sommern, wendet sich an das große Publicum, der andere ist mehr für Tiroler, für zukünftige Verfasser einer tirolischen Literaturgeschichte und für die Nachfolger des seligen Heinrich Kurz und solche, die es werden wollen. In dieser Beleuchtung verstehen, entschuldigen und billigen wir Vieles. So vor Allem die breite Behandlung eines unerquicklichen literarischen Streites, den Steub eben ironisch den Sängerkrieg in Tirol nennt. Wenn derlei literarisches Gezänk nach dem klassischen Recept: figulus figulum odit nur für den Sprachforscher interessant, für das große Publicum aber langweilig und unter allen Umständen unerquicklich ist, so gilt dies in erhöhtem Maße dann, wenn die sich bekriegenden Brüder in Apoll weniger an die großen Minnesänger auf der Wartburg, als an das ergötzliche Gekeife von Molières Vadius und Trissotin erinnern. Im Xenienkampf bewundern wir das in seinem Selbstgefühl verletzte, zorngewaltige Dioskurenpaar, wie es „eine Armee in seiner Faust" gegen drei Generationen der literarischen Welt und wider Philister, Schwärmer und Heuchler kämpft und siegt; der unterliegende Immermann hat unsere volle Sympathie, wie er von Platens formgewaltigem romantischen Oedipus „getödtet noch Bewunderung gafft", aber wenn wir in diesem Buche den Bozener Rechtsanwalt Dr. Josef Streiter mit dem ultramontanen Klopffechter, Meraner Professor und Benediktiner Beda Weber sehen, wie sie sich in ihrem grotesken Streite, welcher von ihnen der größte Dichter Tirols und angrenzender Länder sei, der verwerflichsten Mittel bedienen, dann erscheint uns das ganze „Drama" in seinen Personen wie Motiven ebenso widerlich als uninteressant. Ich glaube, man kann es in der deutschen Literatur zu einer ansehnlichen Belesenheit gebracht haben, ohne von der Bedeutung dieser beiden tiroler Dichterfürsten zu wissen, obgleich oder weil Heinrich Kurz sie, seinem Princip getreu, ein-

Digitized by Google

gehend behandelt. Und Steub mag dergleichen selbst gefühlt haben. „Manche," schreibt er in der Vorrede, „können z. B. meinen, derartige der Unsterblichkeit kaum würdige Händel der 'minderen' Leute dürften ohne Schaden der Vergessenheit anheimfallen oder in ihr liegen bleiben, allein gegen solche Meinung werden mir vielleicht die Tiroler zu Hülfe kommen und behaupten, daß in ihrem Vormärz ein ebenso ahnungsreiches und hoffnungsvolles Leben geschlagen, wie anderswo bei Hoch- oder Niederdeutschen, und daß Alles, was hier erzählt wird, mit der Geschichte jener Tage als unauslösbarer(?) Bestandtheil innig lich verbunden sei." Ganz Recht, wir wollen auch den Tirolern das Interesse nicht verleiden; für uns jedoch, denen in der Kunst das Wollen nichts gilt, sind und bleiben die Händel dieser zwei Herren ganz gleichgültig. Beda Weber, der aus dem Görres'schen Kreise und als Mitglied des Frankfurter Parlaments — er starb 1857, mit seinen Tirolern zerfallen, als Frankfurter Stadtpfarrer im Geruch der Heiligkeit, nachdem er noch ein wunderliches Buch über die Ekstasen einer verzückten Betschwester geschrieben — auch „im Reiche" etwas bekannt geworden, doch sammt allen seinen Schriften rasch der verdienten Vergessenheit anheimgefallen, steht in diesem Sängerkriege entschieden als der am wenigsten Sympathische da. Streiter, der sich und seine Gedichte in der „Allgemeinen Zeitung" vortrefflich findet und Webers Reimereien herunterreißt, ist, abgesehen von dieser Blöße, ein ehrenwerther Mann. Nachdem nun aber mit dieser Recension der Streit provocirt worden, kennt Beda keine Schonung mehr. Es regnet aus Meran jesuitische Briefe, ehrabschneidende Zeitungsartikel, diplomatische Zuträgereien, verdächtigende Redensarten, bei denen jedes Wort ein Beda, jeder Satz ein Weber ist, und man bedauert nur den armen Steub, der ganz unschuldiger Weise in diesen schmutzigen Kampf hineingezogen wurde. Philosophischen Gemüthes urtheilt er jetzt folgendermaßen darüber: „Es liegt in den Tiroler Autoren ein literarischer Ehrgeiz, der für ihr Ländchen fast zu groß ist. Während wir gutmüthigen Altbayern, Franz von Kobell, Herman von Schmid, M. Schleich, F. Trautmann, Carl Fernau, Eduard Fentsch und wie wir alle heißen und hießen, immer ohne Harm und Neid zusammenleben und lebten, gibts bei den Tirolern immer Stänkereien um den poetischen Primat. Die Streber in Innsbruck denken wohl nicht daran, wie weit und breit unser Deutschland ist, wie viele Jahre trotz der Eisenbahnen vorübergehen, bis ein großer Name von der Sill bis an den Pregel oder die Königsau dringt, und wie wenig Weltweisheit dahinter steckt, sich als literarischer Vortrommler auf einem so kleinen Spielplatz Aerger und Verdruß zu machen." Als ihm aber damals die Intriguen Webers zu bunt wurden, da vergaß er seine altbayerische Gelassenheit und fertigte den Wicht in einem Offenen Brief so furchtbar ab, wie vielleicht seit dem mythologischen Marsyas eine ähnliche Schindung nicht wieder vorgekommen. War so viel edler Zorn nicht verschwendet? „Ein alter Würdenträger," berichtet Steub, „sagte mir in jenen Tagen mit warnendem Finger: 'Haben Sie denn Ihr Schwert ziehen müssen, um diesen Frosch zu zerhauen? Das hätte ich doch lieber den Tirolern überlassen!' — Nun, diesmal, entgegnete ich lächelnd, haben Sie den Vorrang gern einem Fremden eingeräumt. — Man sieht daraus, daß meine Eitelkeit, wenn sie da im Spiele gewesen, eigentlich ziemlich leer ausgegangen wäre."

Es ist eine der liebenswürdigsten Eigenschaften dieses Buches, daß Steub sich über den Dichterwerth des „bedeutendsten Tiroler Sängerpaars" und ihrer Affiliirten so gar keinen Illusionen hingibt. Beda Weber ist auch ihm ein confuser Kanzelredner, ein mittelmäßiger Historiker, ein Dichter niedrigster Qualität — obwohl von Cotta verlegt — und als Mensch ein Lump. „Das poetische Rüstzeug, feiner Rhythmus, klangreiche Worte, klingende Reime, sie sind allerdings vorhanden, aber es fehlt die Seele," urtheilt Steub sehr richtig über Webers „Lieder aus Tirol" und knüpft daran folgendes Bild: „Ein solches Gedicht ist eine glänzende Rüstung mit wallendem Reigerbusch, damascirtem Brustharnisch, goldgesticktem Waffenrock, eine Armatur in der Ambraser Sammlung, die aber nie schlagen und nie siegen wird, weil mittendurch ein hölzerner Stock geht." Was soll man von Reimereien wie die folgenden denken?

„Feuer leckt um Felsgeschiebe,
Hirtenfreudig aufgeflammt:
Zornesblüthen! Flammentriebe
Ihrer kühnsten Seraphsliebe,
Welche Raum und Zeit verdammt."

und die Strophe, in der sich der stämmige Pusterer als — Christi Braut besingt:

„Und all mein Gluthempfinden weint,
Zu lieben meinen Herzensfreund,
Der mich in Liebesseligkeit
Zu seiner liebsten Braut geweiht!!"

Höher stehen die Novellen Johannes Schulers und Josef Streiters Gedichte entschieden, aber das will nicht eben viel sagen. Streiter erscheint in diesem Buche nur da interessant, wo er von Anderen, Größeren spricht, und seine Briefe von seinen beiden Reisen nach Wien und Berlin im J. 1839 und 1841 lohnten den Abdruck viel eher, als die über 100 Seiten füllenden Auszüge aus der gänzlich belanglosen Correspondenz zwischen Schuler und Weber.

Am fesselndsten ist das Kapitel über Hermann von Gilm, den 1864 in Wien verstorbenen Tiroler Dichter. Seine Gedichte, wie seine Briefe an Steub sprechen von einer frischen, hochbegabten Sängernatur. Der Poet trägt selbst die Schuld, daß er, der sich neben einem Anastasius wohl sehen lassen darf, so gut wie unbekannt ist. Zwar singt er:

Tirol, so schön, so überreich gesegnet,
Ist arm an Dichtern; nur der Bach darf tosen
Und bricht die Fesseln freiheitsvoll und regnet
Den Diamantenschmuck auf wilde Rosen.

Es sind die Thäler und die Felsenwarten
Voll schwarzer Mäntel, ultrabreiter Hüte;
Die dulden auf der Erde keinen Garten
Und an dem Baum des Lebens keine Blüthe . . .

aber wie soll ein Dichter sein Publicum finden, wenn seine Werke nur handschriftlich als fliegende Blätter circuliren? Erst ein Jahr nach seinem Tode hat Freundeshand zwei Bände seines poetischen Schaffens gesammelt und in Wien herausgegeben, aber mehr als ein Stück ist zurückbehalten worden, welches das Licht des Tages nicht zu scheuen gehabt hätte, während mancher schwächliche Gesang eine kaum verdiente Stelle gefunden hat. Steub wäre der Mann, diesen Fehler gut zu machen. Er besitzt eine große Menge ungedruckter Gedichte und Briefe Gilms und versteht dessen heißblüthiges, edles Poetengemüth vortrefflich, wie die liebevolle Charakteristik des Dichters und Menschen beweist. Wie Schade, daß er sich leider diese gute Gelegenheit, seinem trefflichen Freunde ein würdiges Denkmal zu setzen, hier entgehen ließ! Sein Buch bringt zu viel von Weber und Streiter und zu wenig von Gilm und — Steub.

Theophil Zolling.

Neues über Friedrich Taubmann.

Vor ungefähr einem Monate erschien im Verlage von Johannes Lehmann zu Leipzig in zweiter Auflage ein Buch über Friedrich Taubmann aus der Feder des Archivraths Dr. Friedrich W. Ebeling. Die zweite Auflage des Buches, welche schon nach vierzehn Tagen nothwendig wurde, beweist zur Genüge, daß es nicht nur bei Fachgelehrten, sondern auch bei einem weiteren Publicum wohlwollende Aufnahme gefunden hat. Und dies ist mit voller Berechtigung geschehen. Denn Ebeling hat zuerst ein getreues Bild des Wittenberger Professors entworfen, den uns vordem seine Biographen bald in einem Glorienschein, bald in

Digitized by Google

einer Narrenkappe zeigten. Den Glorienschein suchte ihm im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts der bekannte Bibliothekar und Bibliograph Friedrich Adolf Ebert in jugendlicher Begeisterung für seinen Helden auf ewig zu sichern. Er schöpfte aus den Werken Taubmanns selbst und kam, da sich in diesen nichts über die Stellung Taubmanns am kurfürstlich sächsischen Hofe findet und ihm eine Einsicht in archivalische Quellen nicht vergönnt war, zu dem Resultate, daß der Wittenberger Professor sich nie seiner Würde begeben habe, daß er vielmehr vollkommen verkannt sei. Denselben Geist athmet die in lateinischer Sprache abgefaßte Schrift Heinrich Ludwig Schmitts, der die Knaben- und Studienjahre Taubmanns mit Benutzung vieler Briefe desselben beschrieben hat. Die Ansichten Eberts und Schmitts blieben nun entscheidend, da Keiner, aus Mangel an geeigneten Quellen, dagegen auftrat, bis Ebeling im Besitze mehrerer gelegentlich gesammelter Notizen ein neues Licht über Taubmann verbreitete. In der That, Jedem, der nicht voreingenommen an das Buch herantritt, muß es einleuchten, daß Taubmann den kurzweiligen Rath am Hofe zu Dresden gespielt hat. Nur sind nicht die Anekdoten, welche über ihn existiren und fast alle den Taubmanniana entlehnt sind, mit dem Glauben hinzunehmen, mit welchem es Ebeling thut. Bringt dieser doch auch keinerlei Beweise für deren Echtheit bei, sondern nur persönliche Ansichten, wie z. B. S. 180: „Genau dasselbe erzählt Zincgref von Johann Lentz von Marburg, ich halte es aber für eine Verwechselung, wenn es nicht willkürliche Unterschiebung ist." Jenen blinden Glauben an Anekdoten scheint Ebeling mit K. E. Vehse gemein zu haben, mit dem er auch in stilistischer Hinsicht manche Aehnlichkeit hat. Da also Taubmann kurzweiliger Rath, nicht Hofnarr war, so ist der weitere Titel des Buches „Zur Geschichte der Hofnarren", von dem ich glaube, daß er mehr vom Verleger als vom Verfasser ausgegangen ist, unpassend, und auch die Einleitung in den ersten Theil ist nicht recht am Platze.

Zu Anfang des 1. Kapitels sagt Ebeling, daß Taubmann am 15. Mai 1565 geboren sei. Indem er diesen Tag ohne weitere Begründung als den einzig richtigen hinstellt, setzt er sich über eine Streitfrage hinweg, die alle früheren Biographen beschäftigt hat und meines Wissens bis jetzt noch nicht entschieden ist. Jedenfalls wäre es die Pflicht Ebelings gewesen, wenn auch nur mit wenigen Worten die Zweifelhaftigkeit dieses Datums zu erwähnen und nicht hierin blindlings der Angabe der Taubmanniana zu folgen. Ebert läßt die Sache ungewiß, obgleich er mehr zum 16. Mai hinzuneigen scheint; Schmitt hält den 16. Mai für das wahrscheinlichere Datum. Wenn wir einige diesbezügliche Stellen aus den Gedichten Taubmanns*) betrachten, so müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß Taubmann, anfangs selbst im Zweifel schwebend, sich bald dem 16. Mai zuneigte und, je älter er wurde, mit desto größerer Zuversicht dieses Datum als das seiner Geburt festhielt. Daraus ergibt sich aber für uns, die wir aller Quellen entblößt sind, welche Taubmann noch zu diesem Zwecke zu Gebote gestanden haben konnten, die Nothwendigkeit, das von ihm anerkannte Datum beizubehalten.

Ueber Taubmanns Geburtsort und dessen Umgebung hätte es sich wohl der Mühe verlohnt, etwas eingehender zu sprechen und Eberts und Schmitts Angaben aus seinen eigenen Werken zu vervollständigen.**)

Auch vermißt man genauere Nachrichten über die Beschäftigung Taubmanns in seinem Kindesalter. Ebeling sagt nur, daß er von seinem Stiefvater zum Schneider bestimmt sei. Ueber die voraufgehende Zeit wissen wir aus Taubmanns eigenen Schriften***), daß er seinen Eltern von früher Jugend an behülflich war, indem er theils das (Schuhmacher-)Handwerk seines Vaters mit angriff, theils die Ziegen im nahen Pelzer hütete oder Futter für das Vieh herbeischleppte.

In einer Note zur Seite 9 spricht Ebeling von den Verwandten Taubmanns. Er nennt daselbst Friedrichs Bruder Fabian „Ausrufer zu Poppenreuth". Wie er zu der Benennung „Ausrufer" gekommen, ist mir völlig unklar. Jedenfalls liegt dies nicht in dem „Poppenreuthei Parmeno concilii"*); es ist vielmehr durch „Poppenreuther Gemeindediener" zu geben, da Taubmann jene Bezeichnung wohl dem Terentius entlehnte, der im Eunuchus und in der Hecyra einen Sklaven Namens Parmeno hat auftreten lassen.

Das Urtheil Ebelings im 5. Kapitel über Taubmanns Aufführung am Hofe möchte ich wenigstens in etwas gemildert wissen. Hierzu bewegt mich u. A. eine gelegentliche Bemerkung Taubmanns zu einer Stelle des Plautus: „Bei uns ist das Trinken bei feierlichen Gelegenheiten gleich einem Bade. Wir werden heutzutage mit Getränk übergossen, und, während wir auf die Gesundheit eines andern trinken, richten wir die unsere zu Grunde. Und oft geschieht es, daß bei derartigen Badern das Recht, welches das Vieh hat, durch keine Bitten erlangt werden kann. Das Ochsenrecht kann man nicht haben, denen weder im Fressen noch im Saufen mehr wird aufgedrungen, als sie selbst wollen."

Im 7. Kapitel nennt Ebeling von Taubmanns Freunden nur Erasmus Schmied, den er als einen der dauerndsten bezeichnet. Merkwürdigerweise hat er ebenso wie seine Vorgänger Taubmanns besten Freund ganz unerwähnt gelassen, mit dem jener in einem solchen Freundschaftsverhältnisse stand, daß er es seinen Zuhörern bei Gelegenheit einer Plautusstelle als leuchtendes Vorbild hinstellte. Dieser wahrhafte Freund war der kurfürstliche sächsische Geheime Rath — wenn ich das Lateinische: optimi Principis Consiliarius et cubiculi interioris Secretarius richtig verstanden habe — Ludwig Wilhelm Moser. Weiter nennt Taubmann ausdrücklich seinen Freund den bekannten Justus Lipsius, der ihm noch auf seinem Sterbebette als Zeichen der Freundschaft die letzte Ausgabe der von ihm besorgten Germania des Tacitus vermachte. Auch bezeichnet Taubmann M. Piccardus und den Geschichtsschreiber Reinerus Reineccius als seine Freunde.

Daß Taubmann kein blinder Nachbeter war, sondern die Ansichten sorgfältig prüfte und selbst anerkannten Autoritäten gegenüber seine von der ihrigen abweichende Meinung offen zu vertreten wußte, beweist u. A. eine Stelle in der Culex-Ausgabe**), wo er Scaliger, dem „Imperator der Wissenschaften" — wie er ihn nennt —, zwar in sehr höflicher Form, widerspricht.

Der 2. Theil, welcher die Seiten 161—220 begreift, enthält „Humoristische Begebenheiten und Aussprüche", die größtentheils den Taubmanniana entnommen sind; welchen Werth wir ihnen beimessen, haben wir schon in der Einleitung angedeutet. Besser hätten sie gefehlt.

Der 3. Theil, welcher bis Seite 333 reicht, enthält „Lateinische Scherzgedichte mit Textberichtigung und gegenüberstehender Uebertragung ins Deutsche". Sie sind mit Sorgfalt durchgesehen und gewandt übersetzt. Es hätten aber nicht blos „Scherzgedichte" aufgeführt werden sollen, sondern auch einige ernste Gedichte, z. B. das Geburtstagsgedicht und das Gedicht an seinen Sohn Christian. Allerdings bietet das erstere manche Schwierigkeiten für die Uebertragung. Das letztere hätte aber unter allen Umständen Berücksichtigung finden müssen, weil es uns einen tiefen Blick in den edlen und frommen Sinn des Dichters thun läßt. Ich will versuchen, es wenigstens in Prosa zu übersetzen, allerdings mit Umgehung einer dunklen Stelle, was jedoch den Sinn des Ganzen nicht beeinträchtigt.

*) F. Taubmanni Schediasmata poëtica innovata, 1610, p. 350 etc., p. 354 n. 1., p. 413.

**) Siehe besonders Schediasmata p. 354. n. 2—6, 8, p. 355. n. 9, 10, 12—15, „Ad lectorem".

***) Schediasmata p. 351, 354. Verg. Culex, 1618, p. 47 B_4.

*) Schediasmata p. 718.

**) Culex p. 34 et 35.

Digitized by Google

„An Christian Taubmann, meinen Sohn.

Mein Christian, Hauptstütze der Eltern, den ich nicht, wie die Väter pflegen, nach einem in der Familie, sondern lieber aus reiner Liebe zu Christo Christian genannt habe, Du bist nun 6 Jahre alt und von guten Anlagen, ich müßte denn hierin aus allzu großer väterlicher Liebe schlecht sehen, was ich aber nicht glauben möchte. Wenigstens liebst Du schon jetzt, da Du noch ein Kind bist, sei es daß Du zu Bette gehst oder daß Du aufstehst — Du hast es von Deiner Mutter, welche Jahr für Jahr die heilige Schrift von Anfang bis zu Ende durchliest — freudig und gutwillig ein Kapitel aus der Bibel zu lesen. Auch bist Du in den übrigen Wissenschaften, soweit sie Dein zartes Alter fassen kann, nicht ungebildet.

Mein Christian, ich rede ganz offen mit Dir: in diesem Buche siehst Du das Bildniß Deines Vaters in getreuen Farbenstrichen. Siehe darauf, wenn Du dereinst mannbar geworden bist, mein Knabe. Ich weiß es recht wohl — wie mag ich Dir die Wahrheit verhüllen? — es hat nicht überall eine frische und glänzende Farbe: dort schwächt es sich ab, hier ist es ganz blaß. Klüglich magst Du hiervon wählen, was Deines Vaters ist; was des Menschen ist, wohlan! das decke menschlich zu.

Widme Dich dieser oder jener Wissenschaft. Wenn mir jedoch ein Wunsch freisteht, so möchte ich Dich dem Geheimdienst der Theologen weihen, da ja hier sich weniger Gelegenheit zu sündigen bietet. Doch nicht ich bestimme Dich kraft meines väterlichen Ansehens für ein gewisses Ziel in den Wissenschaften. Denn nicht dem Vater, sondern Gott allein steht es zu. Er verleiht die Anlagen eines glücklicheren Geistes, er verleiht die Macht, er den Willen. Denn Können ist nichts, wenn Dir das Wollen fehlt: wie auch Wollen nichts, wenn Du das andere nicht hast. Heutzutage ist der Neid der Wissenschaften — das Geld: doch, da diese Dinge flüchtig sind, so wirst Du, wenn ich sterbe, keine reiche Erbschaft machen. Ich bin ein Dichter, ich trage das Los der Dichter. Aber den Muth verliere deswegen nicht! Hoff' auf Gott! Gott wird Dir Gönner zuführen, die mich vertreten und Dir eine wissenschaftliche Thätigkeit verschaffen. Da sieh' auf mich, den der Stiefvater mit 30 Groschen aus der Schneiderwerkstätte von sich in die weite Welt schickte, um das Gnadenbrod zu essen. Es fanden sich etliche, an die ich nicht im Traume gedacht hatte, welche mein schweres Los erleichterten und mich und meine Wissenschaft durch Rath und That unterstützten. Dem Frommen lenkt die Gottheit alles gnädig. Pflege nur Frömmigkeit, aber tief im Herzen, daß sie nicht nur vorn auf den Lippen schwebt. Frömmigkeit ist zu allem nützlich; denn sie hat Verheißung in diesem und in jenem Leben. Keine Macht vermag mehr als wahre Frömmigkeit. Ein Muster, sieh', ist Deine Mutter. Ihr eifere nach und denke stets daran, daß Du ein Christian*) bist."

Den Schluß des Buches bildet ein ausführliches „Namen-Verzeichniß", welches jedem derartigen Buche beigegeben sein sollte.

Schwerin i. M. Heinrich Klenz.

Ein neuer musikalischer Blaustrumpf.

Miß Amy Fay, die Verfasserin der soeben bei R. Oppenheim in Berlin in einer Uebersetzung aus dem Englischen erschienenen: „Musikstudien in Deutschland", erfreut sich einer mehrseitigen Begabung: sie spielt Klavier und schreibt für die Zeitungen.

Mittels des erstgenannten Talents veranstaltet sie Concerte, mittels des zweiten Bücher. Vor 13 Jahren über das große Wasser nach Europa herübergekommen, um sich in Berlin bei Tausig und Kullak, später in Weimar bei Liszt und schließlich wieder in Berlin bei Deppe ausbilden zu lassen, hat sie trotz der anstrengenden Uebungen und der ihren Klagen nach vielleicht noch anstrengenderen Abendgesellschaften Muße gefunden, an ihre Verwandten und Freunde in Amerika ein ganzes Tagebuch voller Briefe über ihre Erlebnisse und Beobachtungen zu schreiben, für die sich in dem Vaterlande der Virtuosin ein bereitwilliger Drucker und ganz neuerdings in Deutschland ein nicht genannter, aber nicht minder bereitwilliger Uebersetzer gefunden hat. Derselbe hofft, daß diese Briefe der transatlantischen Musikerin dem deutschen Leser „nicht minderes Vergnügen und nicht geringere Anregung als dem amerikanischen" gewähren werden (das englische Original ist bereits in zweiter Auflage erschienen), da sie „ein lebendiges Bild von den Beziehungen der Verfasserin zu den hervorragendsten musikalischen Persönlichkeiten, wie Liszt, von Bülow, Tausig, Joachim u. s. w. bieten." Trotz dieser Namen von erlauchtem Klang können uns aber diese Beziehungen der gesprächigen Dame an und für sich nicht genügend interessiren. Die Referentin selbst müßte vorerst einen etwas geschulteren Geist und vielleicht gar etwas ungewöhnlichere Beobachtung hinzubringen. So aber bleibt sie in echt frauenzimmerlicher Oberflächlichkeit am Aeußerlichen und Anempfundenen haften und füllt die Seiten mit flüchtig hingeworfenen Bemerkungen über Alles und noch einiges Andere, und mit buntem Anekdotenkram, der sich im Geplauder einer Theegesellschaft oder höchstens im Parterre einer anspruchsloseren Tageszeitung erträglich ausnehmen würde, aber in ein Buch zusammengetragen seine geistige Fadenscheinigkeit selbst hinter der ansprechenden Vortragsweise einer gewandten weiblichen Feder nicht zu verbergen vermag.

Miß Fay besitzt nämlich ein hübsches kleines Talent für feuilletonistische Plauderei, welches sie, nach einer eigenen Aeußerung zu schließen, von Berlin aus auch praktisch in Journalen geübt hat, und man mag sie recht wohl hören, wenn sie ihr Zimmerchen bei der Geheimräthin W. in Berlin beschreibt oder über eine Soirée beim amerikanischen Gesandten Bericht abstattet. Nur über Musik, wo diese entschieden über die Fingerübungen hinausgeht, muß sie nicht reden, zum mindesten nicht urtheilen wollen.

Des Kernigen und Originellen ist gar zu wenig in ihren musikalischen Betrachtungen, die unreife und triviale Phrase herrscht vor, mitunter bis zur Unerträglichkeit; wir hören etwa eine noch wesentlich verdünnte La Mara. Gleich eines der beiden Motti ihres Büchleins ist bezeichnend für ihr kritisches Vermögen: „Pour admirer assez il faut admirer trop, et un peu d'illusion est nécessaire au bonheur (Cherbuliez)." In der That ist sie größtentheils ganz Ah! und Oh! der Bewunderung — es ist nicht zu zählen, wie oft sie bald diese, bald jene Composition, bald diesen, bald jenen Componisten „wundervoll" findet. Das ist ja kein Verbrechen für eine Conservatoriumsschülerin und kann sie allerliebst kleiden. Aber muß denn die Menschheit beider Hemisphären damit behelligt werden?

Von der geistigen und musikalischen Intelligenz, welche die amerikanische Musikstudentin ihren illustren Beziehungen zu danken hat, nur ein paar Proben. „Tausig war leidenschaftlich für Philosophie eingenommen und sehr belesen in Kant und Hegel. Auch seine Arrangements dreier Strauß'scher Walzer bekunden seine Neigung für Metaphysik und für eigne Betrachtung der ewigen Dinge. Sie konnte nur das Produkt geistiger Kraft und Bildung sein. Wenn wir den Walzer selbst als Einschlag der Composition bezeichnen, so finden wir durch seine einfachen Fäden hin- und herschießend einen scharfen, complicirten tragischen Geist u. s. w." (S. 172). Bei solcher Vorgeschrittenheit der Auffassung ist es nur natürlich, daß sie Mendelssohns „Paulus", unbeschadet einiger schönen Einzelheiten, „etwas langweilig im Ganzen" findet (S. 37). Wahrscheinlich vermißt sie hier einige eingeschlagene tragische Fäden. Daß unsere genialischen Jünglinge mit langen Haaren und mit kurzem Gesicht, wie Ehlert einmal die Mendelssohnverächter genannt hat, aus dem „Paulus" wenig machen, ist begreiflich; was aber würde der einst von diesem Werke beseligte Robert Schumann sagen, wenn er hörte, daß heute deren Langeweile bereits das Stichwort für die Gänsekiele weiblicher Klavierzöglinge geworden ist?

War die Seele der Verfasserin für jene Nebelästhetik, welche die Musik nur als tongewordene „Idee" zu fassen weiß,

*) Christianus = 1) Christo angehörig, ein Christ; 2) Christian.

Digitized by Google

wahrscheinlich von Haus aus schon sehr empfänglich, so mußte sie unter Liszts Aegide in den Mondscheinhallen des musikalischen Wolkenkukuksheim vollends heimisch werden. Das Liszt gewidmete Kapitel trieft denn auch von unwillkürlich komischem Ueberschwange. Merkwürdig genug, an einem neuen Beispiel zu studiren, welchen betäubenden Einfluß die Persönlichkeit dieses merveilleusen Virtuosen auf die Nerven des weiblichen Geschlechts zu üben im Stande ist. Da ist nichts zu klein, zu nichtsbedeutend, was an diesem Musik-Cagliostro nicht schwärmerische Bewunderung verdiente. Ist er denn noch ein Mensch? Kaum glaublich! Höchst unwahrscheinlich! Welch immenser Geist in seinen simpelsten Scherzen, welche übermenschliche Herablassung in der trivialsten Höflichkeit! Ist er aber einmal mißlaunig, so ist er einfach ein „Löwe". — Stirbt Liszt einmal, so stirbt mit ihm das letzte der „Genies" aus der guten alten Romantikerzeit, der Typus jener mit dem „Stempel" versehener „höheren Naturen", welche man sich gar nicht auf einer ganz gewöhnlichen Eisenbahn fahrend vorstellen kann. Kommende Zeiten werden die Bewunderung für seine ausübende Künstlerschaft pietätvoll bewahren, aber über das Gebahren seiner genialischen Tafelrunde und den größten Theil seiner magisch phosphorescirenden Schriften mit einem Lächeln zur Tagesordnung übergehen. Sein Unglück und sein Fehler scheint uns zu sein, daß er sein Lebelang nicht genug mit wirklichen Männern zu thun gehabt hat, die ihn wie einen Mann und nicht wie ein halbgöttliches Phantasiegeschöpf behandelten. Seine neueste Biographin und Herausgeberin der vielbändigen „gesammelten Schriften" ist Fräulein Lina Ramann, eine würdige Schülerin und potenzirte Geistesgenossin des seligen Franz Brendel, deren geradezu fabelhafte Ergüsse man gelesen haben muß, um sie für möglich zu halten. So ist denn auch Amy Fay unter dem Einflusse von Liszts Individualität ganz und gar „hin". „Ueberhaupt," schreibt sie u. A., „gibt Liszt gar keine bezahlten Stunden; er ist viel zu groß für das" (S. 120, in Sperrdruck). „Er vergegenwärtigt Euch eine Idee, diese nimmt Besitz von Eurem Geiste und haftet da fest. Musik ist für ihn ein so wirkliches sichtbares Ding, daß er stets, auch in der physischen Welt, sofort ein Gleichniß oder ein Zeichen findet, um seine Ideen auszudrücken. Eines Tages bewegte ich meine Hand bei einer schwierigen Passage zu sehr und in rotatorischer Weise: 'Halten Sie Ihre Hand still, machen Sie keine Omeletten', sagte Liszt. Ich mußte natürlich lachen" (S. 130). „Liszt habe ich nur ein einziges Mal ärgerlich gesehen, aber da war er schrecklich. Wie ein Löwe! Es war als ein Schüler des Stuttgarter Conservatoriums die Sonate Appassionata zu spielen unternahm. Er hatte viel Technik und eine ziemlich gute Auffassung; aber dennoch war er dem Werke nicht gewachsen, und in der That, nur ein so machtvoller Künstler wie Tausig oder Bülow sollte das zu spielen wagen. Der Nachmittag war heiß; die Wolken zogen sich zum Sturm zusammen. Als der Stuttgarter anfing bewegten sich die Wipfel der Bäume wild hin und her, und ein leises Rollen des Donners kam aus der Ferne heran. 'Ach,' sagte Liszt, der am Fenster stand, mit seiner delicaten Raschheit des Empfindens 'eine passende Begleitung'. (Ihr wißt, Beethoven schrieb die Appassionata in einer Nacht, als er vom Gewitter überrascht worden war.) Wenn Liszt sie selbst gespielt hätte, würde das Ganze wie ein Gedicht gewesen sein. — — — Nach kurzer Zeit schob er den Schüler bei Seite und spielte selbst ein paar Takte, und wir sahen die heiße Leidenschaft über sein Gesicht zucken, dem Glanze eines dahinschießenden Blitzes vergleichbar. So wenig er auch gab, ich habe etwas so Herrliches nie gehört. Ich wußte nicht mehr, ob ich in dem Leibe oder außer dem Leibe gewesen bin. Großer Gott! Er ist ein zweischneidiges Schwert, das Alles zerschneidet."

Daß die Verfasserin ohne Wahl und mit ganzer Seele für Wagner schwärmt, ist selbstverständlich. Die Faustouverture muß auf sie natürlich schon wegen ihrer tiefen „poetischen" Intentionen eine „großartige Wirkung" machen. Die Tannhäuserouverture ist ihr „einer Beethoven'schen ebenbürtig" und nun gar der „wundervolle" Walkürenritt! „Jedermann war entzückt und ich vollkommen begeistert." Ganz und gar entspricht dem Aufregungsbedürfniß ihrer weiblichen Nerven der famose Kaisermarsch. „Der Kaisermarsch wurde da capo verlangt. Dieser Effect! Nach einem Sturm von Tönen kommen die Pauken mit einem scharfen tat-tat-tat-tat; dann übernehmen die Blasinstrumente die Melodie, gehen crescendo vorwärts und blasen zuletzt mit solcher Kraft und Vehemenz, daß man bis ins Mark erschüttert wird. Es war wie ein Erdbeben. Der Lärm war fürchterlich, wie das Brausen der Brandung. Ich hörte nie Musik, die dieser annähernd gleichkäme, und Wagner mahnte mich an einen riesigen Tritonen, der sich auf den Wogen belustigt und diese großen Tonwellen aus einer Hand in die andere wirft." — Und die Theorie der Zukunftsmusik kennt sie auswendig. Sie ist ja so einfach, daß sie nicht begreift, wie sich dagegen opponiren läßt: „Wagners Theorie ist, daß die Musik ein Schrei der Seele sei und seine Compositionen illustriren das sicherlich. Was Leidenschaftlichkeit und Intensität anlangt, so erbleicht alle andere Musik vor der seinigen." (S. 70 ff.) Nur Wagners menschlicher Charakter ist ihr „ein schlimmes Beispiel für jüngere Künstler, und ich glaube, er demoralisirt sie". Ihr Rath sei daher: „Können wir von Deutschland Musik, so kann Deutschland von uns Moral lernen." Das scheint, so schlechthin, denn doch ein Antrag, welcher der Amendirung bedarf.

Auch sonst ist Miß Fay mit Deutschlands Sitten und Gebräuchen nicht ganz zufrieden. Sie vertritt den „kühnen" Standpunkt, daß die Geschlechter in Deutschland gesellschaftlich gar zu ängstlich getrennt von einander leben, und begreift nicht, wie auf diese Art eine Heirath zu Stande kommen könne. Die Damen essen ihr zu oft, werden ihr in Folge dieser häufigen Stärkung zu unförmlich und zeigen diese Unförmlichkeit selbst auf der Straße mittels „viereckig ausgeschnittener Kleider". Auch halten sie ihre Zähne ganz schlecht, haben meist unregelmäßige Gesichtszüge und unreinen Teint. Besser kommen in ihrer Betrachtung die deutschen Männer davon; sie findet sie im Ganzen hübsch. Wir hoffen, daß die deutsche Männerwelt Grund hat, Miß Fay dies Compliment zurückzugeben.

G. Doempke.

Von päpstlichen Gräbern.

Von Th. Trede.

Gregor VII., Innocens III., Bonifacius VIII., diese drei Namen bezeichnen drei Granitsäulen, Träger jenes Riesenbaues, welchen wir das mittelalterliche Papstthum nennen: Gregor († 1085) war es, welcher den Gedanken der päpstlichen Universal-Monarchie zuerst klar und voll aussprach, Innocens († 1216) stand factisch auf dem Gipfelpunkte päpstlicher Macht und päpstlichen Glanzes, Bonifacius († 1303), der Zeitgenosse Dantes, war der Letzte, welcher das Papstthum völlig im Geiste jener zwei Vorgänger auffaßte, und die höchste Würde der damaligen Welt mit voller Majestät geltend machte. Wir durchwanderten den S. Peter in Rom, wir suchten Monumente, Grabdenkmäler, Inschriften, um uns mit Hülfe derselben die Gestalten jener Heroen des mittelalterlichen Papstthums zu vergegenwärtigen, und fanden in den Riesenhallen jenes päpstlichen Hades keine Spur des Gesuchten. Seltsames Schicksal jener Drei: Gregor starb als Flüchtling, Bonifacius als Gefangener, der erstere entwich vor dem Haß des deutschen Kaisers und vor der Wuth der Römer nach Salerno, wo er sterbend mit bitterem Wort sein Schicksal beklagte; der letztere ward von mächtigen Gegnern im Vatican gefangen gehalten, und schloß nach einem Anfall von Wahnsinn dort die Augen; Innocens verschied in Perugia; Gregor ruht im Dom von Salerno, seinen schlichten Grabaltar, seine schlechte Marmorstatue haben wir dort in einer Seitenkapelle oft gesehen; Innocens ward im Dom S. Lorenzo zu Perugia bestattet, und Bonifacius? Wir verließen die Prachthallen des St. Peter und stiegen nieder in jene unter demselben befindlichen Kellergewölbe,

Digitized by Google

welche die sacre grotte Vaticane genannt werden, die man aber richtiger als die Rumpelkammer des Vatican bezeichnen müßte, weil dorthin alle Bruchstücke der ehrwürdigen Denkmäler aus der alten, von Julius II. abgebrochenen St. Peters-Basilika hineingeschafft wurden. Dort fanden wir im Halbdunkel seinen Sarkophag, und auf demselben seine mit der Mitra bekleidete marmorne Todtengestalt. — Warum ruht Gregor VII., der Augustus des mittelalterlichen Papstthums, warum Innocens III., der Trajan auf der cathedra Petri, nicht in Rom? Warum läßt man die Gebeine des majestätvollen Bonifacius VIII. in jener Rumpelkammer? Die Leiche eines Benedict V., genannt Grammaticus, welcher in Hamburg verstarb (565), wurde trotz des weiten Weges später nach Rom gebracht. Was ist Benedict im Vergleich mit Gregor VII.! — Die ehrenwerthen Bürger des paradiesisch gelegenen Salerno ehren mit Feuerwerk und homerischem „Hochschmaus" ihren Schutzpatron, den heil. Matthäus, dessen Gebein sie in ihrem Dom zu besitzen glauben; um das Grab Gregors VII. kümmern sie sich aber absolut gar nicht, und seine Geschichte hat für sie, wie wir uns oft genug überzeugten, ungefähr dieselbe Bedeutung, wie die eines Odysseus oder eines Aeneas. Seltsame Thatsache: Jenes gut erfundene Mährchen, daß Papst Alexander III. in Venedig Friedrich Barbarossa den Fuß auf den Nacken setzte, hat man in der Sala regia des Vatican in einem stolzen Bilde darstellen lassen, ein Bild von der Canossa-Geschichte hat der Vatican nicht aufzuweisen, und als der Pinsel eines Rafael die Triumphe der Kirche in den Stanzen des Vatican malte, verewigte er wohl die Geschichte eines Attila und Leo, aber nicht eines Heinrich IV. und Gregor VII.

Bei unserer Wanderung von Denkmal zu Denkmal kam uns schließlich ungesucht die Frage: Wird einst die Marmorgestalt Pius IX. in die Thore S. Peters einziehen? Wenn das geschieht, welche Inschrift werden spätere Geschlechter an solchem Denkmal lesen? — Vielleicht wird man es an den bereits zu Lebzeiten dieses Papstes geschaffenen Denkmälern desselben genug sein lassen, an der Gedenksäule auf der Piazza di Spagna, welche den im Jahre 1854 vollendeten Ausbau des Marien-Dogmas der Welt verkündigt, — ferner an jener am Marmor des S. Peter haftenden, goldstrahlenden Inschrift, welche die Namen der Theilnehmer an dem bezüglichen Concil verewigt, endlich an seinem über der uralten Statue des Petrus angebrachten Mosaik-Porträt, unter welchem eine Inschrift meldet, daß bereits 1871 seine Regierungszeit über die des „Apostelfürsten" hinausgehe. Man kann getrost behaupten, daß unter allen Päpsten sich kein einziger befindet, der auch nur annähernd einen solchen Reichthum von Verewigungs-Mitteln aufzuweisen hätte als Pius IX., ist doch dergleichen fast in allen großen Kirchen desjenigen Gebietes zu finden, welches er während seines „Exils", d. h. nach seiner Flucht aus Rom, während der dortigen Eintags-Republik durchreiste. In Neapel, Salerno, Gaeta u. s. w. haben wir solche Inschriften gefunden, worin der Klerus der betreffenden Kirche die Thatsache meldet, daß Pius dort gewesen und mit freundlicher Miene (hilari vultu) die Kleriker zum Fußkuß zugelassen habe. Nehmen wir dazu die verschiedenen Vereine weiter Ausdehnung, welche Jener theils ins Leben rief, theils bestätigte, dann die papiernen Denkmäler der päpstlichen Ansprachen, Erlasse, Rundschreiben, aufgespeichert in den Actenschränken der Vaticanischen Riesenburg, fassen wir endlich alle die Kirchen ins Auge, welche Pius restaurirte, den Bahnhof Roms, welcher den römischen Bürgern nichts kostete, weil Pius ihn bezahlte, die Ausgrabungen, welche er veranstaltete, die kostbaren Geschenke, welche er zu seinem Jubiläum erhielt, und die jeder Fremdling im Vatican bewundern kann, falls er eine Erlaubniß zum Eintritt in die „heiligen apostolischen Paläste" und Trinkgelder für die dortigen Custoden besitzt, — — so darf man sagen: Es genügt. Man darf sogar noch mehr behaupten: Bei seinen Lebzeiten ist so viel geschehen, daß für den Todten — — „fast nichts zu thun mehr übrig bleibt". Leo XIII. hat seinem Vorgänger Sarg und Grab-Monument zugerichtet. Wer will es ihm verdenken, daß er vielleicht aus obigem Grund diesem Monument einen sehr schlichten Charakter gegeben? Oder ist diese Schlichtheit eine letztwillige Verfügung Pius IX.?

Sein Wille war es, außerhalb der Mauern Roms zu ruhen, sein Testament enthielt für sein Gebein ein Verbannungsurtheil, derselbe Papst, den im Dom zu Salerno eine Inschrift mit Gregor VII. vergleicht, wollte im Tode das Los des letzteren theilen, wollte nicht in derjenigen Stadt begraben sein, welche, einst Cäsarenstadt, dann Papstresidenz, unter seiner Regierung sich in die Hauptstadt eines Königreichs verwandelte, damit in ihr drittes Lebensstadium trat und ihren Charakter, ihre Bedeutung gründlich änderte. Derselbe Papst, der sich in seinen letzten Lebensjahren den „Gefangenen des Vatican" nennen ließ, wollte auch im Tode fortfahren, ein Märtyrer zu heißen, und in der Verbannung ruhen, deshalb jener Leichenzug, der, wie bekannt, sein Gebein nach S. Lorenzo fuori le mura (außerhalb der Mauern) brachte. Gerade diese und keine andere Kirche hatte sich der greise Nachfolger Petri erlesen. Außerhalb Roms liegt auch S. Paolo, jene fünfschiffige Prachtbasilika, mit ihren 80 Granitsäulen, eine Kirche, die Niemand ohne Staunen betrachten kann, und die in ihrer Art auf Erden einzig dasteht. Pius IX. weihte sie 1854 bei Gelegenheit des bekannten Concils, und hat ihren Bau fast vollendet, aber sie nicht zu seiner Ruhestätte erwählt. Ihm genügte es, in den endlos langen Reihen päpstlicher Mosaikbilder als der Letzte schon bei Lebzeiten zu glänzen. Er wählte statt dessen S. Lorenzo, die uralte Kirche eines hochberühmten Märtyrers, des römischen Diakonen Laurentius, dessen Ruhm schon sehr früh das Gebiet der Christenheit mit Kirchen erfüllte. Zu Tode rösten ließ ihn (so erzählt die Legende) der römische Präfect, und bereits Constantin der Große errichtete über seinem Grabe eine Kirche. Hat sich Pius IX. von dem Ruhm des Märtyrers, indem er sich selbst als einen Märtyrer bezeichnete, locken lassen, sich beim heil. Laurentius zur Ruhe zu betten?

Die Sonne eines prächtigen Frühlingsnachmittags leuchtete uns, als wir in Rom von S. Maria Maggiore aus die Schritte gen Osten lenkten und bald die Porta S. Lorenzo erreichten. Dies Thor hat seinen früheren Namen, Porta Tiburtina, längst geändert, denn als Mönche und Priester in Rom einzogen, mußten die Namen der Cäsarenzeit weichen. Die Sache aber ist dieselbe geblieben, denn zu diesem Thor hinaus führt der Weg noch immer gen Tibur, jetzt Tivoli, und die stille Campagna muß es sich gefallen lassen, daß ihr Friede durch sehr moderne Beförderung und deren schrilles Pfeifen empfindlich gestört wird. Die Kirche S. Lorenzo bietet durch ihren Säulenvorhof ein klares Bild einer uralten christlichen Basilika, zwei Reihen antiker Säulen theilen ihren Hauptraum in drei Schiffe, deren mittleres, wie bei allen altchristlichen Kirchen, die beiden Seitenschiffe bedeutend überragt. Das Sanctuarium ist eine Emporkirche, ähnlich wie in S. Miniato zu Florenz. Besonderes Interesse flößen ein die im Hauptschiff zur Linken und Rechten befindlichen zwei Ambonen (Kanzeln), ähnlich mosaicirt, wie die Prachtkanzeln im Dom zu Salerno. Der hintere Raum von S. Lorenzo ist älter und tiefer als der vordere Theil und kann als Unterkirche betrachtet werden, in letzterer ist das Grab Pius IX.

Man erblickt in der Hinterwand eine Rundnische von ziemlicher Höhe, die Innenfläche mit einem Freskobilde bemalt, welches einen Hirten in der Umgebung seiner Schafe darstellt. Unter diesem Bilde steht der in Form einer antiken Wanne gebildete, mit schwerem Deckel versehene Sarkophag aus dunklem Marmor, auf dessen Vorderseite eine Inschrift mit vergoldeten Buchstaben Namen und Regierungszeit des Verstorbenen nennt und dann die Worte enthält: Orate pro eo, d. h. Betet für ihn. Der Grabraum ist durch ein Gitterwerk abgesperrt, auf dem Leo XIII. sich als den Urheber jenes schlichten Monumentes bezeichnet. Kränze von fabricirten Blumen verzieren (d. h. verunzieren) die breite Wand, und mit wunderlichen Gedanken sowie großen Augen liest der erstaunte Fremdling in einem jener Kränze die Widmung Roms, in einem anderen die Widmung der Italia. — Ist dies oben beschriebene einfache Grabmal also eine Art Büßung für die im Leben gezeigte Ruhmessorge?

Digitized by Google

Der Gedanke, in der Verborgenheit von S. Lorenzo zu ruhen, stammt erst aus den letzten Lebensjahren des Verblichenen. Vorher hegte Pius ganz andere Pläne. Seiner Zeit war es allgemein in Rom bekannt, daß sich derselbe S. Maria Maggiore zur Grabesstätte ausersehen habe. Keine üble Wahl. Unter den 80 Marienkirchen der Siebenhügelstadt ist sie weitaus die glänzendste, uralt in ihrer ersten Gründung, voll feierlicher Pracht. In einer ihrer Seitenkapellen birgt sie eine madonna miraculosa, ein Madonnenbild, vom Alter geschwärzt, dem heiligen Lucas mit demselben Recht zur Last gelegt, wie die Griechen den Dädalos als Urheber ihrer alten aus Holz gefertigten Cultusstatuen bezeichneten. Eine andere Kapelle hat drei Bretter der Krippe Christi aufzuweisen. Wäre Pius hier bestattet worden, so wäre die Siebenzahl der dort beerdigten Päpste voll gewesen, und er als der Siebente in vornehme, hochberühmte Versammlung von Vorgängern eingetreten, deren Zeiten und Kräfte er so gerne heraufbeschworen hätte. Dort ruht Honorius III. († 1227), unter dem der Orden der Dominicaner und Franziscaner sich als doppelte Granitsäule unter den Stuhl Petri stellte, und jeder in seiner Weise sein volksthümliches, umfassendes Wirken für Jahrhunderte begann. Solche Zeiten und solche willfährige, allezeit schlagfertigen Legionen wünschte sich Pio nono. Dort ruht der Rehabeam unter den Päpsten, Pius V., der als Inquisitor und als Sittenrichter „mit Skorpionen" züchtigte, den Römern alle öffentlichen Schauspiele untersagte und den glänzenden Sieg seiner Truppen über die Türken bei Lepanto 1571 erlebte. Die Gedanken dieses fünften Pius sprach der neunte dieses Namens in seinen der Welt ins Angesicht geschleuderten Erlassen aus, voll Sehnsucht nach Triumphen ausschauend, die sein Vorgänger erlebte. Ihm war zu Muth, wie einem Themistokles, dem die Glorie eines Miltiades die Ruhe raubte. Wohl gelüstete es Pio nono, unter einem Dach zu ruhen mit Sixtus V., der gleichfalls in S. Maria Maggiore bestattet ist, einem der ungewöhnlichsten Menschen, als Knabe die Schweine des Vaters hütend, als Greis den Donnerkeil des Bannes auf dem Throne der „Apostelfürsten" schwingend, eisern, strenge, baulustig wie ein Hadrian. In solchen und den übrigen dort ruhenden Vorgängern sah Pius IX. sein Ideal, dasjenige der mittelalterlichen Hierarchie meteorartig aufleuchten, kein Wunder, daß er für jene Kirche eine Vorliebe besaß. Was aber ihm als Ideal vorschwebte, sah Pius IX. nicht verwirklicht. Wohl konnte er einen Piusverein ins Leben rufen, aber dessen Mitglieder waren nicht die Dominicaner des dreizehnten Jahrhunderts, jene mächtigen Volksprediger, jene Stützen und Vertheidiger der römischen Kirchenlehre, die sich zu ihrem Wappen das Bild eines Hundes erwählten, der die Fackel der Wahrheit (wie einen gestohlenen Knochen?) im Maule trägt. Wohl erhob Pius IX. die Lehre großer Franziscaner-Dialektiker von der unbefleckten Empfängniß der Maria zum Dogma, aber den Geist des dreizehnten und zwölften Jahrhunderts flößte er dem neunzehnten Jahrhundert nicht ein, und nach einem Franziscus von Assisi, diesem Mann voll heiliger Gluth, sah er sich vergebens um. Wohl redete und schrieb Pius IX. im Geiste des fünften dieses Namens, und ließ, wie dieser, die weltbekannte und weltverfluchende Bulle „In coena Domini" mit all ihren maßlosen Ansprüchen alljährlich vorlesen, aber die weite, weite Welt hatte das Erschrecken vor diesem Donner verlernt. Wohl hatte er, wie der fünfte Pius, Soldaten, aber der Tag von Lepanto kam nicht, vielmehr ein ganz anderer; denn, nachdem Pius IX. im Jahre 1869 die Restauration der Porta Pia vollendet hatte, zogen hier die Truppen Italiens im Jahre 1870 ein, Gäste, für welche der Papst in der That jenen Eingang nicht geschmückt hatte. Vor Jahrhunderten schon war die päpstliche Weltmonarchie zu Grabe gegangen, nun ging auch der weltliche Besitz der Päpste zu den Todten, der souveräne Fürst wandelte sich in den „Gefangenen des Vatican" und die weite, weite Welt hörte das Grabgeläut, den Schlachtendonner in Frankreich, im Uebrigen aber sah sie stumm und still, wie sich der Kirchenstaat zu seinen Vätern versammelte. Das waren bittere Enttäuschungen. Wenn vor Jahrhunderten ein Mensch niederschmetternde Erfahrungen machte, so pflegte er im ärmlichen Gewande in die Einsamkeit zu ziehen und als Eremit und Büßer seine Lebenstage zu vollbringen. Was diese im Leben thaten, das legte Pius IX. seinem Todtengebein auf. Im Leben blieb er in den Marmorgemächern des Vatican, im Tode ward er Einsiedler in S. Lorenzo.

Das waren unsere Gedanken, als wir lange vor seinem Grabe standen, und, wie Traumbilder, die Geschichte alter und neuer Tage vor uns vorüber zog. Indeß, die Wahrheit offen gestanden: dies schlichte Denkmal muß auf einen Jeden, der vorher so manches stolze Denkmal in S. Peter oder in anderen Kirchen geschaut, einen immerhin wohlthuenden Eindruck machen. Wir waren soeben in S. Peter und in S. Maria Maggiore zum speciellen Zweck der Besichtigung der Papstdenkmäler gewesen, ehe wir gen S. Lorenzo pilgerten. Wie sehr wird man in S. Peter oft abgestoßen durch die gewaltsamen Mittel der nach Affect haschenden Barockzeit, wenn sie durch ihre dort aufgestellten Grabmonumente und Statuen der Päpste mit allerlei allegorischem Beiwerk, mit kostbarstem Material, durch übermenschliche Größe, durch imponirende Gesten den Eindruck der Macht, Würde und Hoheit hervorrufen will. „Es steigt das Riesenmaß der Leiber weit übers Menschliche hinaus." Man empfängt jedenfalls nicht den Eindruck der apostolischen Würde, wenn man z. B. vor einem Innocens XII. steht, und sein Angesicht mit einem Cavalierbart geschmückt erblickt, oder vor der Marmorgestalt eines Benedict XIV., der in cäsarischer Weise den Arm ausstreckt, wie etwa ein Imperator Augustus in seiner weltbekannten vaticanischen Statue. Wenn wir am Grabmonument eines Urban VIII. nicht nur allegorische Lobpreisungen, sondern auch ein grinsendes Gerippe schauen, so enthält letzteres freilich eine herbe Wahrheit, hinterläßt aber einen unbeschreiblich widerlichen Eindruck, und warum man beim Denkmal Alexanders VII. die nackten Knochen eines marmornen Todtengerippes gar vergoldet hat, ist ein Räthsel, worauf uns der große Bernini, dem dieses Denkmal zur Last fällt, wenn er noch lebte, schwerlich eine Antwort zu geben vermöchte. — Erst die Monumente der neueren Zeit, als ein Canova und ein Thorwaldsen auch zur Herstellung päpstlicher Denkmäler herangezogen wurden, zeigen einen anderen Charakter, schlichte Wahrheit, edle Würde, aber einfacher als alle ist die Ruhestätte Pius IX. Fast scheint es, als wollte man von jetzt an wieder zur Einfachheit, wie sie vor tausend Jahren und darüber herrschte, zurückkehren. Was bedeutet ferner das Hirtenbild über dem Sarge des Letztgenannten? Soll es wirklich eine Erinnerung daran sein, daß die päpstliche Würde in nichts Anderem besteht, als in dem Dienst eines Seelenhirten? Die Gestalt des Hirten erinnert lebhaft an die bekannten Hirtenbilder der Katakomben. Soll mit jenem Bilde gesagt werden, daß der römische Papst, der sich „Stellvertreter Christi" auf Erden nennt, diese Stellvertretung nur durch den Hirtendienst und die Hirtentreue verwirkliche?

Als Constantin der Große über dem Grabe Petri die S. Peters-Basilika erbaute, begann man bald, die Nachfolger des Apostels, damals noch römische Bischöfe, in der Säulenvorhalle dieser Kirche in einfachen Sarkophagen zu bestatten, von welcher Sitte jener Raum den Namen: „Porticus der Päpste", auch das „Paradies" erhielt. Jahrhunderte hindurch ward diese Sitte beibehalten. Bis auf einige Reste sind diese ebenso merkwürdigen als wichtigen historischen Denkmäler verloren gegangen, als der kriegerische, stolze Papst Julius II. die baufällige Basilika abbrechen ließ, und dann 1506 den Grund zur heutigen S. Peterskirche legte. Was übrig blieb, befindet sich unterhalb der letzteren in den zu Anfang genannten Sacre grotte Vaticane, der vaticanischen Rumpelkammer. Wer sich überzeugen will, wie sehr die Schlichtheit des Denkmals Pius IX. an die grauen Jahrhunderte nach Constantin erinnert, der steige, wie wir, in jene Kellergewölbe nieder. In früherer Zeit war es Sitte, auf den päpstlichen Monumenten Inschriften in Poesie, viel später erst in Prosa anzubringen, und die Zahl der uns bewahrten Inschriften ist größer, als die Zahl der auf uns gekommenen Denkmäler. Höchst charakteristische sind unter ihnen die, wie nichts

Digitized by Google

Anderes, uns die Gedanken und Anschauungen ihrer Zeit verrathen. In einer solchen wird z. B. Papst Gregor I. († 590) der Consul Gottes genannt, Hadrian I. als Zierde Roms bezeichnet, von Pelagius I. gerühmt, daß er seine Hand nie mit schnödem Gewinn befleckte, von Pius II. gesagt, daß er Alaungruben eingerichtet habe, von Bonifacius IV., daß er das Pantheon von Dämonen reinigte, von Leo IX., daß Rom wie eine Wittwe um ihn weine und nie einen Vater, wie er gewesen, wieder haben werde. Am Grabmonument Pius IX. zeigt sich keine Lobesinschrift. Unter allen Grabmälern der Päpste ist das seinige das einzige, welches die Worte trägt: Orate pro eo.

Vittorio Emanuele ruht im Pantheon in Erwartung eines Riesendenkmals, zu dem aber noch nicht der Grund gelegt ist. Pius IX. ruht in S. Lorenzo, wohl ohne Aussicht auf Kanonisation, welche genannte Inschrift auszuschließen scheint. — So ruhen sie Beide. Den ersten brachte sein Volk an jene einzige Grabesstätte, die auch das Gebein Rafaels umschließt, der letzte verbannte sich sterbend in das Gebiet derjenigen Mauer, welche in S. Lorenzo noch aus der Zeit des Papstes Pelagius II. vorhanden ist. Dieser ließ 578 die von Constantin errichtete Kirche neu erbauen, und das geschah zu einer Zeit, als sich Papst und Papstthum in harter Bedrängniß durch die Longobarden befanden, und keine weltliche Macht zur Hülfe sich bereit finden wollte. An diese Zeit gedachte zweifellos der greise Pius; deshalb ist in jener Mauer, der Zeugin jener Tage, sein einsames Grab, ein deutlicher Markstein an dem langen Wege, den das Papstthum seither durchmessen.

In der Campagna schmetterten die Lerchen, als wir auf weiten Umwegen über einsame Gefilde zur antiken Mauer der „ewigen" Stadt zurückkehrten und bei der Porta Pia schließlich anlangten. Die Bresche, welche hier im Jahre 1870 durch italienische Kanonen geschossen wurde, ist längst vermauert, und eine Marmortafel zur Rechten des Thores meldet die Namen der bei Besitzergreifung Roms Gefallenen.

Notizen.

Man schreibt uns aus der Schweiz vom Ende August: Vielleicht interessirt es Sie, in Kürze zu erfahren, wie man hier draußen unter Einheimischen und Fremden über die letzten Weltereignisse denkt. Der Sommer war im Ganzen für die Touristen nicht sehr günstig, wenn auch den sogenannten Luftkurgästen, namentlich im Engadin, trotz des unsicheren Wetters, tägliche stundenlange Spaziergänge vergönnt blieben. Aber mancher Abend mußte doch in dem Salon oder Lesezimmer des Hotels verlebt werden. Da wurde musicirt und geplaudert, und auch die Politik kam dabei zur Geltung. Man kümmerte sich im Allgemeinen wenig um die inneren Vorgänge in Deutschland, die ja auch jetzt in der Ferne womöglich noch farbloser erscheinen als zu Hause. Die Wahlvorbereitungen für die preußische Kammer sind wahrlich an dramatischen Momenten nicht überreich, und was die Conservativen im Verein mit Antisemiten und Klerikalen für die kurze Spanne Zeit, die ihnen noch gewährt sein mag, eifrig planen und brauen, läßt jenseits des deutschen Gebietes vollständig kalt. Briefe aus der Heimat wollen wissen, die berufene Coalition, soweit sie trotz Herrn von Schlözers ohne seine Schuld so gut wie gescheiterter Sendung noch besteht, werde eine Schlappe erleiden und die Opposition erheblich gestärkt aus dem Wahlkampfe hervorgehen. Mit Sicherheit läßt sich natürlich darüber nichts prophezeien, und Vieles wird davon abhängen, wie sich die wahrhaft freisinnigen Parteien schließlich unter einander vertragen. An versöhnlichen Reden hat es ja die Zeit über nicht gefehlt. Bennigsens und Hänels Ansprachen haben überall einen unbestreitbar günstigen Eindruck gemacht. Von der Illusion der großen halbliberalen Mittelpartei sind unsere guten Freunde im Ost und West wohl jetzt geheilt, und sie werden dem vergeblichen Bemühen um diese geträumte Heerschaar, die auch die Regierung für sich gewinnen sollte, keine kostbare Zeit mehr opfern wollen. Hoffen wir das Beste! Alles in Allem konnten die Wahlaussichten die Theilnahme des reisenden Publicums wenig fesseln. Man folgte mit ganz anderer Spannung den Wechselfällen der auswärtigen Lage und namentlich den Ereignissen in Aegypten. Muß man großentheils die gewohnten Zeitungen entbehren, so wird dadurch auch das tägliche Gezänke erspart, sowie die eifrige Polemik, ohne welche die Blätter nun einmal nicht leben können. Diesem oder jenem öffentlichen Organ wird bekanntlich nachgesagt, es habe genau dreihundert und fünf und sechzig Meinungen, nämlich eine für jeden Tag des Jahres, und dem Leser wird die Wahl darunter während des Sommers minder schwierig, einfach deswegen, weil er den Ausdruck derselben seltener zu Gesicht bekommt. Eine wunderbare Erscheinung ist andererseits, daß, wo es sich um auswärtige Fragen handelt, selbst deutsche Staatsbürger, ja sogar Abgeordnete, in der freien Natur eine eigene Meinung zu äußern wagen. Man begegnet weniger der sonst unvermeidlichen Bemerkung, das verwickelte Problem möge auf sich beruhen und Bismarck werde schon für geeignete Erledigung sorgen. Das Bombardement von Alexandria fiel schon für Viele in die Ferien. Von den Aeußerungen der Berliner Officiösen, soweit diese sich überhaupt vernehmen ließen, drang wenig über die Grenze. Mancher nahm sich deswegen wirklich heraus, über die räthselhaften Erscheinungen im Pharaonenlande selbst nachzudenken und offen herauszusagen, wie ihm zu Sinn war. Bekanntlich wurde seit langen Jahren nicht soviel auf der einen Seite phantasirt, auf der anderen gelogen, wie in der ägyptischen Verzwickung. Eigensinnige, in ihre Systeme verrannte Doctrinäre hatten schon seit Monaten die gewissenlosen, nach Geld und Beute lüsternen Militärs in Arabis Gefolge für eine Nationalpartei ausgegeben oder mit einer solchen verwechselt, wollten wie gewöhnlich trotz handgreiflicher factischer Widerlegungen nicht Unrecht gehabt haben und schlugen mit ihren historischen Darstellungen der Wahrheit Tag für Tag ins Gesicht. Dazu kamen alsdann Gladstones unversöhnliche Gegner, die gar nicht merkten, daß der frühere Widersacher der Tories die Wege Beaconsfields zu wandeln sich gegen seinen anfänglichen Willen gezwungen sah, und daß sie durch die leidenschaftliche Bekämpfung seiner ägyptischen Action mit sich selbst, mit dem, was sie früher an anderen Orten gebilligt und unterstützt hatten, in einen unlösbaren Widerspruch geriethen. Gladstone wollte beim Beginn des Conflicts nicht einmal so weit gehen, wie er von Gambetta dazu gedrängt wurde. Als England aber engagirt war, stürzten die Franzosen in üblicher Manier ihr Ministerium und ließen den Alliirten im Stich. Die Engländer fühlten, was nunmehr für ihr Prestige in Indien, der ganzen muselmännischen Welt gegenüber auf dem Spiele stand, wenn sie die scheußlichen, von Arabi veranlaßten Metzeleien vom 11. Juni ungestraft ließen, und sie übernahmen selbst, in Ermangelung sonstiger Hülfe, aber in wenigstens stillschweigendem Einverständniß mit dem europäischen Concert, die Restauration des gesetzlichen Zustandes. Das stieg einigen chauvinistischen Londoner Blättern zu Kopf, die ein englisches Protectorat über Aegypten verlangten, officiell desavouirt wurden, aber eine Handhabe für endlose Anklagen der englischen Absichten lieferten, die, wie es scheint, die besser orientirte, namentlich ostmächtliche Diplomatie gleichgültig ließen und sich jedenfalls erst an den Thatsachen zu bewähren haben werden. Die Ereignisse nehmen inzwischen ihren Lauf, unbekümmert um akademische Philippiken der Zuschauer, um Applaus oder Zischen der Galerie, sowie um unterirdische Intriguen der Russen oder sonstiger interessirter Parteien. Deutschland und Oestreich beobachteten nicht umsonst mehrfach eine bemerkenswerthe Zurückhaltung, während die Petersburger amtlichen Orakel redselig zu hetzen suchten. Schließlich wird, wer siegt, Recht behalten, und alle Welt wird den Erfolg vorhergesehen haben, sich auch vor seinen völkerrechtlichen Gewissen damit abfinden. Daß bei der endgültigen Regelung der Sache Europa zu Worte kommen soll, hat England feierlich zugesagt und ist im Uebrigen selbstverständlich.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Schriftsteller,

Dr. phil., 28 Jahre alt, nicht ganz unbekannt, sucht Stellung als Feuilletonredacteur bei einem liberalen Blatte oder als Mitredacteur einer grösseren Zeitschrift. Honoraransprüche bescheiden.

Offerten sub **O. E. 21.** abzugeben in der Exped. d. Bl.

Was sollen wir lesen?

Das

ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswerteste u. Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt,

Deutsche, Österreichische
Schweizer, Ungarische
Holländische, Belgische
Amerikanische, Englische
Französische, Hebräische
Italienische, Schwedische
Norwegische, Spanische
Portugiesische, Polnische
Neugriechische, Russische
Arabische, Rumänische
Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.

Probe-Abonnement für September 85 Pf.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S. W., Dessauerstr. 12, gratis u. franko zu beziehen.

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in **Berlin** und **Leipzig.**

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Christoph Willibald von Gluck.

Sein Leben und seine Werke

dargestellt

von

August Reißmann.

Mit Portrait in Stahlstich und Notenbeilagen.

Gr. 8. 6 *M.* 50 *Pf.* Eleg. geb. 8 *M.*

Der Verfasser der bekannten und geschätzten Biographien Schubert's, Schumann's, Mendelssohn's, Haydn's, J. S. Bach's und Händel's giebt in diesem seinem neuesten Buche ein lebensvolles Charakterbild Gluck's, dessen Werke zugleich eine unparteiische und eingehende kritische Würdigung finden.

Das Buch ist auf das Eleganteste ausgestattet und eignet sich vorzüglich zu Geschenken.

Band

Collection Spemann 30

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: Pedro A. de Alarcon, Manuel Venegas. Mit einer Einl. von F. Eyssenhardt.

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, nicht auf Papier, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach Original-Gemälden von H. J. Burgers, Seitz, de Block etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Verlag von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Die

Deutschen seit der Reformation

mit besonderer Berücksichtigung

der Culturgeschichte.

Von

Friedrich von Weech,

Großh. Badischem Geh. Archivrath.

Mit zahlreichen Porträts und vielen Vollbildern.

4. Vollständig in einen Band geheftet *M.* 10.20, eleg. gebunden *M.* 12.—

Se. Majestät der deutsche Kaiser hat die Übersendung eines Exemplars mit folgendem Schreiben beantwortet:

Ich habe durch Meinen Geheimen Kabinetsrat das demselben unter dem 21. v. M. für mich übersandte Exemplar Ihres Werkes „Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte" empfangen und unterlasse nicht, Ihnen, mit dem Ausdruck Meines Beifalls über Ihre glückliche, volkstümliche Lösung einer anerkennenswerten Aufgabe, für die Darreichung des Buches freundlichst zu danken.

Berlin, den 10. Februar 1879.

(gez.) **Wilhelm.**

An den Großherzogl. Badischen Geh. Archivrat Dr. F. von Weech in Karlsruhe.

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in **Berlin** und **Leipzig.**

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Dante's

Göttliche Komödie.

Uebersetzung, Kommentar und Abhandlungen über

Zeitalter, Leben und Schriften Dante's.

Von

August Kopisch.

Dritte Auflage.

Durchaus revidirt, berichtigt und ergänzt von

Dr. **Theodor Paur.**

Mit zwei Bildnißtafeln.

Lex. 8. *M.* 16.— Elegant gebunden *M.* 19.—

Von einem der bedeutendsten Dante-Forscher verbessert und herausgegeben liegt in neuer zeitgemäßer, würdevoller Ausstattung die verdienstvolle Arbeit von Kopisch in dritter Auflage vor.

Preisermässigung.

Den Preis des Werkes:

Geschichte der bildenden Künste

von

Carl Schnaase.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

8 Bände. 8.

Mit vielen Illustrationen.

(bisher brosch. *M.* 105, geb. *M.* 120)

haben wir auf

M. 60.— brosch. und M. 75.— geb.

ermässigt, und kann dasselbe durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Stuttgart, den 1. September 1882.

Verlag von **Ebner & Seubert.**

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Sedan.

Eine Tragödie in fünf Acten

von

Heinrich Hart.

Mit einem Prolog.

Preis 2 *M.*

Kritische Waffengänge. Herausgegeben von **Heinrich Hart** und **Julius Hart.** Viertes Heft: Das „deutsche Theater" des Herrn L'Arronge. Preis 1 *M.*

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Kraft-Zwieback,

welcher bei Skropheln, Katarrh, Magenleiden und namentlich schwachen Kindern u. Erwachsenen v. vielen Aerzten empfohlen wird, aber auch des guten Geschmacks wegen im Allgemeinen zu Thee und Kaffee gern gekauft wird, empfiehlt und versendet stets nur als frische Waare

Grünberg i. Schl.

Hornig, Bäckermstr.

Ich enthalte mich aller lobenden Attestschreiberei, sende aber auf Wunsch gegen Einsendung des nöthigen Portos ½ kg franco und gratis.

1 kg *M.* 1.50 gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages, bei Bestellg. von 4 kg franco Lieferung. Emballage wird nicht berechnet.

Ein Wort an Alle,

welche die **altclassischen** Sprachen schnell erlernen wollen.

Gratis und **franco** zu beziehen durch **C. A. Koch's** Verlagshandlung in **Leipzig.**

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung W. Spemann in Berlin und Stuttgart, betr. „Deutsche National-Litteratur".

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 16. September 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern ℳ 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Die politische Oekonomie im Lichte der deutschen Wissenschaft. Von Alphons Thun. — Aesthetik des Essens und Trinkens. Von R. von Jhering. — **Literatur und Kunst:** Die amerikanische Bühnendichtung der Gegenwart. Von Wilhelm Müller-Cincinnati. — A. N. Duchesne, ein Geistesverwandter Charles Darwins im vorigen Jahrhundert. Von Otto Zacharias. — Mozarts siebenundvierzig Symphonien. Von S. Bagge. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Die Welt, in der man sich langweilt." Lustspiel in 3 Acten von E. Pailleron. Von Z. — Offene Briefe und Antworten. Eine erste kritische Kleist-Ausgabe. Von Theophil Zolling. — Inserate.

Die politische Oekonomie im Lichte der deutschen Wissenschaft.

Von Alphons Thun.

Heißt es nicht Eulen nach Athen tragen, wenn wiederum ein Handbuch der politischen Oekonomie in der deutschen Literatur erscheint! wird mancher Leser ausrufen. Fühlt doch fast ein jeder Professor sich veranlaßt, das Gerippe seiner Vorlesungen, wenn auch nur als Leitfaden drucken zu lassen! In der That fehlt es nicht an solchen Früchten akademischer Systemsucht, doch nur wenige derselben haben den Kampf ums Dasein vor dem Lesepublicum bestanden. Die einen Werke, mehr zur Selbstbefriedigung der Verfasser geschrieben, sind alsbald nach ihrem Erscheinen vergessen worden; anderen haben Kritiker von der Schärfe eines Lassalle, oder in neuester Zeit eines H. v. Scheel, der einst eine förmliche Razzia auf schlechte Lehrbücher unternahm, den Todesstoß versetzt. Dritte, ihrem Inhalte nach vortreffliche Werke, beschränken sich auf die sogenannte theoretische Nationalökonomie oder sind unvollendet, was von A. Wagners und auch noch von Roschers großen Systemen gilt. Im Grunde sind es doch nur drei Männer von wissenschaftlicher Bedeutung, welche das Gesammtgebiet der politischen Oekonomie dargestellt haben: Rau, Schäffle und Stein. Des ersteren sechsbändiges Werk ist heute wohl unbedingt veraltet. Schäffles System hat sich in der dritten Auflage in formaler Hinsicht so sehr gegen die zweite verschlechtert, daß es nur mit dem größten Mißbehagen genossen werden kann, und Steins Werk über die Volkswirthschaft, ja selbst sein Handbuch der inneren Verwaltungslehre haben nicht die Verbreitung gefunden, welche sich bei der Berühmtheit seines Namens wohl erwarten ließ.

So läßt sich denn an einem jeden selbst von den besten Werken mäkeln und die Möglichkeit des Bessermachens ist noch eine offene. Ueberhaupt kann ja die Frage aufgeworfen werden, ob denn heut zu Tage ein einziger Mann noch im Stande ist, die täglich sich verbreiternde und vertiefende Nationalökonomie in allen ihren Zweigen und Specialitäten in gleicher Weise zu umfassen, oder ob die Differenzirung der einzelnen Gebiete dafür nicht schon zu weit vorgeschritten ist. In der That ist dieses bereits bis zu einem gewissen Grade der Fall, und wenn das unzweifelhafte Bedürfniß des größeren gebildeten Publicums nach einem Alles umfassenden, mit völliger Fachkunde geschriebenen Handbuche der Volkswirthschaftslehre befriedigt werden soll, so wird das nicht anders geschehen können, als indem der gewaltige Stoff, etwa nach dem Vorbilde des v. Holtzendorff'schen Rechtslexikons, in passende Abschnitte getheilt und Specialisten zur Bearbeitung überlassen wird. Es ist ein glücklicher Gedanke der Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen gewesen, nach einem solchen Plane ein „Handbuch der politischen Oekonomie" erscheinen zu lassen und Professor G. Schönberg als Herausgeber zu gewinnen. Dieser Letztere hat das Verdienst, den Stoff in zweckmäßiger Weise zertheilt und für die einzelnen Abschnitte die besten Mitarbeiter gewonnen zu haben. Es war wahrlich nicht leicht, sich die Mitwirkung der Specialisten zu sichern, und dieser oder jener bekannte Name wird auch heute noch vom Leser nur ungern vermißt werden; nicht weniger leicht mag es gefallen sein, die zugesagten Beiträge zur rechten Zeit auch wirklich zu erhalten. Freuen wir uns daher, daß das voller Spannung erwartete Werk endlich erschienen ist! Die theoretischen Abschnitte der Volkswirthschaftslehre sind vom Herausgeber selbst, von v. Scheel, Neumann (Tübingen), Kleinwächter, Mithoff und Lexis bearbeitet worden. Die Darstellung des Verkehrs- und Geld-, Kredit- und Versicherungswesens ist Sax, Nasse und A. Wagner anvertraut. Aus der Feder von v. d. Goltz, Meitzen, und Helferich stammen die Kapitel über die Land- und Forstwirthschaft. Die Abschnitte über Gewerbe und Handel sind Beiträge von Schönberg, Brentano, Klostermann und Lexis. Die Bevölkerungslehre hat Rümelin dargelegt. Alle diese 24 Kapitel umschließt der erste voluminöse Band auf 1244 Seiten, und es ist bedauerlich, daß derselbe nicht dadurch handlicher gemacht worden ist, daß man die theoretische und praktische Nationalökonomie nach alter deutscher Sitte getrennt gebunden hat. Der zweite bequeme, nur 663 Seiten zählende Band beginnt mit der Finanzwissenschaft, in welche Geffcken, v. Scheel, Schall, Helferich, A. Wagner und Riecke sich getheilt haben, und endet mit einer kurz gefaßten, vielen Lesern gewiß sehr willkommenen Darlegung der Verwaltungslehre (Statistik, Behördenorganisation, Gesundheits-, Armen- und Sittlichkeitspolizei) von Rümelin, G. Meyer, Jolly und Löning. Damit ist wohl der Stoff der politischen Oekonomie erschöpft, und das wißbegierige Publicum wird kaum einen Abschnitt vermissen, es sei denn einen Abriß der Socialwissenschaft, der gegenüber ja bekanntlich die Grenzen der Nationalökonomie noch nicht scharf gezogen sind. Wünschen wir dem Alles umfassenden, von Fachgelehrten geschriebenen, umfangreichen und dabei verhältnißmäßig doch billigen Handbuch den besten Erfolg!

Freilich läßt sich bei aller Freude über das Erscheinen dieses Werkes nicht verkennen, daß die Vertheilung des Stoffes unter mehrere Verfasser Gefahren mit sich gebracht hat, welche zum Theil nicht ganz vermieden werden konnten. Schon ein flüchtiger Blick auf das Verzeichniß der Mitarbeiter lehrt uns, daß dieselben wohl zu unterscheidenden, zum Theil sogar ent-

Digitized by Google

gegengesetzten Richtungen angehören. Diese Differenzen treten auch in den Beiträgen zu Tage; die einzelnen Autoren polemisiren gegen einander und sind über sehr wichtige Principienfragen, z. B. in der Besteuerung, verschiedener Meinung. Es fehlt also dem Handbuch an der Einheitlichkeit der Conception, wie sie sich im System eines einzelnen Gelehrten vorfindet. Im Allgemeinen überwiegt aber doch die socialethische Richtung, wie sie der Herausgeber nennt, die schroffen Differenzen treten in den Artikeln der weniger streitbaren Mitarbeiter in den Hintergrund und können als interne Zwiste auch von der Kritik verschwiegen werden. Ein anderer Mangel, der gleichfalls aus dem Wesen des Handbuchs als Sammelwerk folgt, durch größere Aufmerksamkeit des Herausgebers aber hätte beseitigt werden können, ist der, daß einzelne Lehren gar nicht behandelt worden sind. So ist es z. B. der Theorie der Handelsbilanz ergangen. Dieselbe wird von Nasse, v. Scheel und Lexis kurz erwähnt, aber nicht eingehend entwickelt, sei es, daß der eine Mitarbeiter sich auf den andern verlassen hat, sei es, daß ein jeder die Darlegung dieser heiklen Lehre von sich abwälzen wollte — der Grund ist mir nicht bekannt —, der wißbegierige Leser ist es aber, der dabei zu kurz kommt. Ebenso wenig vermag dieser sich darüber zu belehren, wie die thatsächliche Vertheilung des Einkommens und Vermögens sich gestaltet hat, und welches das gerechteste Princip für dieselbe ist. Drittens muß noch ein letzter Mangel zur Sprache gebracht werden, von so delicater Natur für den Herausgeber, daß der Kritiker nachträglich für ihn eintreten muß; der Mangel nämlich, welcher die formelle Seite der Abhandlungen betrifft. Die meisten sind in der richtigen Weise, verständlich und abgerundet geschrieben, sie sind für ein weiteres gebildetes Publicum berechnet, und dasselbe wird dadurch befriedigt sein, daß seinen Anforderungen an den guten Geschmack Genüge geleistet worden ist. Aber das Gefühl der Zufriedenheit wird nicht durch sämmtliche Beiträge erweckt; bei einigen sehen wir das bereits abgeschnitten gewähnte Zöpflein des Professors noch immer hervorhängen. So lesen wir hier eine Unzahl Citate gelehrtester Art, welche den ganzen Werdegang (Verdauungsproceß hätte ich beinahe geschrieben) der Abhandlung vorführen, ohne das weitere Publicum interessiren zu können. So starrt uns dort ein knochiges Paragraphengerippe entgegen mit endlosen I und II, A und B, 1 und 2, a und b, α und β, aa und bb, mit großer, kleiner und gesperrter Schrift und mit weiß Gott noch welchen Eselsbrücken, die bei der vervollkommneten Technik der Gegenwart erbaut werden können. Was für Leser haben denn eigentlich die geehrten Herren Verfasser im Auge gehabt? Der Eine wohl lauter Professoren, der Andere Studenten im Fuchssemester! Die Kundschaft dieser Leute wäre doch für das Handbuch zu klein, der gebildete Leser wird aber solche Abschnitte nur mit Kopf- und Augenschmerzen durchzustudiren vermögen, da sie, wie bereitwillig zugestanden werden soll, ihres vortrefflichen Inhalts wegen nicht überschlagen werden können.

Auf eine Kritik der einzelnen Abhandlungen kann an diesem Orte nicht eingegangen werden. Es mag genügen, zur Charakteristik des Geistes, in welchem das Handbuch geschrieben ist, die Stellungnahme einzelner Gelehrten zu brennenden Tagesfragen kurz zu skizziren. Von der höchsten Bedeutung ist der Artikel von Professor Lexis über den Handel, dessen Function er mit ganzer Schärfe hervorhebt; seine Ansichten über die Frage: ob Schutzzoll oder Freihandel, lassen sich in Folgendem resümiren. Die Freihandelstheorie kann, so lange es concrete Staaten gibt, nicht als abstractes Princip a priori aufgestellt werden; es können vielmehr Gründe dafür aufgeführt werden, daß wie so viele andere Formen staatlicher Eingriffe, so auch Schutzzölle unter gewissen Umständen im Interesse einer Nation liegen. Solche Eingriffe sind jedoch von einem allgemeinen geschichtsphilosophischen Gesichtspunkt aus nur als vorübergehende Maßregeln der Zweckmäßigkeit zu betrachten; als Zukunftsideal bleibt der freie Verkehr in der Culturwelt anzusehen, welcher auch allmählich durch die weitere Ausbildung der Verkehrsmittel trotz zeitweiliger Hemmungen erreicht werden wird. Schutzzölle dürfen niemals um der Privatinteressen der Unternehmer willen, sondern nur wegen der Masse der Arbeiter gewährt werden. Wenn dabei thatsächlich die Unternehmer den Hauptvortheil haben, so ist das ein Uebelstand, den man in den Kauf nehmen muß, wenn anderenfalls Arbeitslosigkeit und Noth der Arbeiter eintreten würde. Die Unternehmer haben nun einmal nach der herrschenden Wirthschaftsordnung das Kapital in der Hand und damit die Leitung der Produktion und sind nach einer Katastrophe nicht sofort durch neue zu ersetzen. Principiell richtig wäre es allerdings, wenn die bevorzugten Unternehmer die Rentengewinne, die sie den Schutzzöllen verdanken, als Steuer wieder herausgeben müßten, doch ist das praktisch nicht durchführbar. Zwischen ländlichen und industriellen Schutzzöllen ist in dieser Hinsicht kein Unterschied; billigeres Getreide ist kein Vortheil, wenn Hunderttausende arbeitslos sind oder durch ihre Concurrenz die Löhne auf Hungersätze herabdrücken. Schutzzölle dürfen unter den heutigen Verhältnissen nicht zur sogenannten Erziehung neuer Industriezweige eingeführt werden. Ihre Neueinführung ist nur dann gestattet, wenn infolge internationaler Verschiebungen der Produktionskräfte ein großer Erwerbszweig, der viele Tausende von Arbeitern beschäftigt, in seinen privatwirthschaftlichen Existenzbedingungen nachweisbar ernstlich bedroht ist; und selbst dann sollen sie nur dazu dienen, die schmerzlichen Stöße und Störungen der Uebergangsperiode zu mildern. Ebenso sind alte Schutzzölle nur dann vorläufig noch beizubehalten, wenn ihre Aufhebung nachweislich einen großen Produktionszweig so sehr erschüttern würde, daß Tausende von Arbeitern in Noth geriethen, und daß so viele Arbeiter nicht sofort und mit Leichtigkeit wieder Beschäftigung finden, werden die Gegner des Tabaksmonopols wohl nicht bestreiten.

Alle diese Ausführungen sind nur principielle Behauptungen; ob aber die thatsächlichen Voraussetzungen der Anwendung dieser Principien in den gegebenen Fällen vorhanden sind, hält Professor Lexis in einem Handbuch für nicht zu entscheiden. Da kommt es auf ein Abwägen der concreten Gründe für und wider an, und in der Praxis wird schließlich von einem leitenden Staatsmann oder einer Partei nach der einen oder anderen Seite durchgegriffen und damit die Verantwortung für alle Folgen übernommen. Professor Lexis beschränkte sich daher im Wesentlichen darauf, die Argumente beider Parteien in voller Klarheit darzulegen, und es ist ihm sogar zweifelhaft, ob in diesen Dingen jemals wirklich exact der wissenschaftliche Beweis über das Vortheilhafte oder Schädliche der staatlichen Maßregel geliefert werden kann. Nach diesen Ausführungen werden weder die Freihändler noch die Schutzzöllner die Abhandlung des gelehrten Verfassers als Zeugniß für ihre praktische Agitation verwerthen können.

Mit hoher Genugthuung wird es den Leser erfüllen, daß die Darstellung des Geld- und Münzwesens einem Fachgelehrten von der Bedeutung des Geheimrath Nasse übertragen worden ist. Schon wiederholt war er zu einer Meinungsäußerung provocirt worden; sein Schweigen wurde als Meinungswechsel gedeutet, und gestützt auf die lautredenden Namen eines Schäffle, A. Wagner, Lexis, Neuwirth erklärte der geschickte Leiter der bimetallistischen Bewegung in Deutschland, Dr. Arendt, die deutsche Wissenschaft für seine Sache gewonnen. Aber der Autoritätenbeweis ist ihm nicht geglückt; nach einander haben sich Soetbeer, Knies, Roscher, Nasse für den Monometallismus erklärt; nur haben sie sich stiller gehalten als die laute Opposition, in Bestätigung des Sprüchworts: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Professor Nasse in seiner gerechten Weise erkennt die Vorzüge eines allgemeinen internationalen Währungsvertrages an; das Werthverhältniß $1 : 15\frac{1}{2}$ würde sich geraume Zeit in Folge desselben behaupten. Doch würde damit unter den gegenwärtiden Produktionsverhältnissen eine Prämie auf die Silberproduktion gesetzt sein, und die Goldmünzen ganz allmählich aus dem Verkehr verschwinden. Noch viel rascher würde dieser Proceß sich in einem Münzbunde von beschränktem Umfange vollziehen; eine Suspension der Silberausprägung aber würde zu einer hinkenden Währung mit massenhaftem Kredit-

Digitized by Google

gelde führen und den Bankerott des ganzen Systems constatiren. Ebenso wenig übersieht Professor Nasse die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage; doch würden dieselben vielfach übertrieben. Im innern Verkehr merke man von einer Aenderung des Werthverhältnisses der beiden Edelmetalle noch nichts; ein Steigen oder Sinken der Goldpreise aus Mangel oder Ueberfluß an dem Währungsmetall sei weder in Gold- noch in Silberländern nachweisbar. Erhebliche Geldklemmen auf dem Kapitalmarkt in Folge gegenseitiger Goldentziehung seitens der Goldwährungsländer seien bisher nicht vorgekommen; im Gegentheil hätten die Discontosätze nur selten einen so dauernd niedrigen Stand behauptet wie in den letzten Jahren. Abgesehen von weiteren massenhaften Silberverkäufen erscheint dem Verfasser die Nachfrage nach Gold und Silber für den Geldgebrauch nicht gerade in Widerspruch zu stehen zu dem Verhältniß, in welchen beide Metalle producirt werden. Denn wahrscheinlich würden dann nur Centraleuropa, die Vereinigten Staaten und die brittischen Colonien mit Ausschluß von Indien die reine Goldwährung zu behaupten im Stande sein, das östliche Asien würde Silberwährung haben, die übrige Welt überwiegend auf Papier und Silber angewiesen sein. Eine solche Vertheilung könnte keinerlei Bedenken erregen, so lange das neuproducirte Gold noch fast den gleichen Werth habe wie das neugewonnene Silber. Gegen diese Zukunftsschilderung werden aber die Bimetallisten den schwer widerlegbaren Einwand erheben, daß das gegenwärtig vorhandene Gold kaum dazu hinreicht Deutschland, geschweige denn Italien, oder gar all den genannten Ländern die Einführung der reinen Goldwährung zu ermöglichen.

Und nun zum Schluß einen flüchtigen Blick in die Abhandlung über die directe Besteuerung von Professor A. Wagner, welcher mit der Botschaft vom 17. November 1881 die sociale Phase in der Finanzpolitik gekommen sieht, in welcher die Besteuerung nicht nur als ein Mittel zur gerechten Beschaffung der Staatseinnahmen, sondern auch zur gerechteren Gestaltung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse benutzt wird. In dieser Diagnose wird der berühmte Verfasser wohl dem lautesten Protest begegnen. Wie vorauszusehen sieht er in den directen Steuern die feste Grundlage des Steuersystems, auf welcher sich dann als Ausbau die Verkehrs- und Verbrauchsbesteuerung erhebt. Speciell ist er sowohl ein Anhänger der Ertrags- wie der Einkommensteuern, deren Reform er für Preußen dringend fordert. So widersetzt er sich z. B. einer Aufhebung, auch einer erheblichen Ermäßigung der Grundsteuer, weil sie wie ein Geschenk im Betrage der kapitalischen Steuer an die Grundbesitzer wirken würde. Dagegen erklärt er sich auffallender Weise für eine Ueberweisung der staatlichen Grundsteuer an die Selbstverwaltungskörper, welche ihrerseits die communalen Zuschläge aufheben sollen. Also wird schließlich doch die Grundsteuer erheblich ermäßigt und den Besitzern das große Geschenk gemacht! Bei der Einkommensteuer will der Verfasser die Steuerfreiheit nicht über 1500 Mark ausgedehnt wissen, da selbst England bis vor kurzem nicht über 2000, gegenwärtig über 3000 Mark gegangen ist. Wohl aber soll nach ihm die Progression bis zu 5 bis 8 Procent ansteigen, in Kriegszeiten gar bis auf 6 bis 10 Procent — eine Forderung, die er jedoch selbst mehr als ein Gerechtigkeitspostulat als eine finanziell praktische Maßregel bezeichnet, da die Zahl der großen Einkommen eine geringe ist. Beistimmung wird sein Vorschlag eines Declarationszwanges finden, womit eine Prüfung der Steuererklärung durch eine Commission verbunden werden soll.

Möge der Leser selbst in dem trefflichen und gründlichen Werke die Abhandlungen studiren, welche seine Kritik oder seinen Beifall herausfordern.

Aesthetik des Essens und Trinkens.

Von R. von Jhering.

Es wird einem Schriftsteller nicht häufig geschehen, daß er sich wegen Wahl seines Themas zu rechtfertigen hat. Ich meinerseits befinde mich seit einiger Zeit in der Lage, den kleinen für das größere Publicum bestimmten Aufsätzen*) eine solche Rechtfertigung vorausschicken zu müssen. Die Themata, welche dieselben behandeln, liegen meiner Fachwissenschaft: der Jurisprudenz so fern, daß dieselben schon in manchen meiner Fachgenossen Befremden und den Verdacht erregt haben, als hätte ich bei meiner Schriftstellerei der Jurisprudenz den Rücken gekehrt. Das Erscheinen des zweiten Bandes von meinem „Zweck im Recht" wird sie darüber belehren, daß ich dabei die Jurisprudenz nicht aus den Augen verloren habe, und daß, wenn ich das Gebiet derselben vorübergehend verlassen habe, dies nur in der Absicht und mit der Hoffnung geschehen ist, die Ausbeute, die ich außerhalb desselben gewonnen habe, für sie zu verwerthen.

Das Gebiet, dem alle die obigen Themata und auch das gegenwärtige angehören, ist die Sitte. Die Untersuchungen, der ich letztere unterzog, sollten mir dazu dienen, die Allgewalt des Zweckgedankens, auf den ich die ganze Schöpfung des Rechts mit Ausschluß aller andern mitwirkenden Motive und Quellen zurückführe, auf dem dem Recht so nahe liegenden Gebiete der Sitte zur Evidenz zu erheben und zugleich die eigenthümliche Aufgabe, welche der Sitte in Bezug auf die Gestaltung und Sicherung der Ordnung der Gesellschaft zukommt, in das volle, bisher nichts weniger als richtig erkannte Licht zu setzen. Mit dem Satz: die Sitte ist nichts als eine allmählich und unmerklich, aber nichts desto weniger mit klarer Erfassung und Verfolgung ganz bestimmter Ziele beschaffte Zweckschöpfung des Volks, gedenke ich zum Recht zurückzukehren, um dann das Gewicht des gewonnenen Resultats bei der Frage, ob es sich für letzteres etwa anders verhalte, ob ein Gedanke, der im Niedern sich bewährt hat, sich im Höhern sollte verleugnet haben, in die Wagschale zu werfen.

Als ich meine Untersuchung begann, habe ich nicht geglaubt, daß mein Weg, der mich an so vielen der juristischen Betrachtung so fern liegenden Erscheinungen vorbeiführen sollte, mich sogar auch auf das Essen und Trinken bringen würde. Das Vermittlungsglied dazu bildete der Begriff des Anstands. Ich habe denselben einer eingehenden Untersuchung unterzogen, wobei ich mich überzeugte, daß derselbe wesentlich negativer Art ist und auf den des Anstößigen, dem er zu wehren bestimmt ist, zurückweist — alle Anstandsgesetze haben den Zweck, das Anstößige fern zu halten. Eine genauere Analyse dieses letzteren Begriffs führte mich, nachdem ich ihn selber festgestellt hatte, zur Unterscheidung gewisser Kategorien des Anstößigen: des sinnlich, ästhetisch, pathologisch, sexuell Anstößigen. Der zweiten Kategorie, deren nähere Begriffsbestimmung hier nicht am Ort sein würde, gehört der Gegenstand an, den ich im Folgenden behandle, er enthält den Versuch, die Anstandsregeln, welche die Sitte für das Essen und Trinken aufstellt, auf gewisse Grundgedanken zurückzuführen.

Die Befriedigung der thierischen Bedürfnisse des Menschen hat der Sitte zur Aufstellung mancher Anstandsregeln Anlaß geboten. Bei keinem Bedürfniß liegt die Form, welche die Sitte für die Befriedigung desselben vorgezeichnet hat, so weit ab von der Art und Weise, wie sie beim Thiere erfolgt, als bei diesem. In nichts hebt sich der Culturmensch mit seiner sinnlich bedürftigen Seite so sehr vom Thier ab, als im Essen und Trinken, sowohl in dem, was, als in der Art, wie er ißt und trinkt. Dem Menschen ist von der Natur durch

*) In der „Gegenwart" die Artikel über das sociale Motiv der Mode (1881, Nr. 34), über das sociale Motiv der Tracht (1882, Nr. 1 und 3), in Westermanns Monatsheften (1882, Aprilheft) der über das Trinkgeld.

Digitized by Google

seine überlegene Intelligenz die Möglichkeit gewährt, einen Trieb, der zunächst nur dem Zweck der Ernährung dient, zu einer Quelle reichen Genusses zu gestalten, und er hat bekanntlich das Seinige redlich gethan, um diese Möglichkeit auszunutzen. Der Mensch hat sich der Freude, die er am Essen und Trinken empfindet, so wenig zu schämen, daß er sich der Tafelfreuden im Gegentheil als eines eigenthümlich menschlichen Vorzuges vor dem Thiere rühmen darf. Von jeher haben sie ihm als Ausdruck und Verherrlichung aller Anlässe häuslicher, genossenschaftlicher und öffentlicher Freude gedient, kein Fest, keine Feierlichkeit, keine Ehrenbezeugung, kein öffentlicher Ausdruck der Gemeinsamkeit ohne ein solennes Mahl. Selbst den Göttern ward im Opfer ein Mahl angerichtet, um auch sie der Tafelfreuden theilhaftig zu machen. In diesem Sinne kann man das gemeinsame Essen und Trinken geradezu als eine sociale Institution bezeichnen. Von manchen ehemals bedeutungsvollen gemeinschaftlichen Verbänden ist als Caput mortuum vergangener Herrlichkeit oft nichts als das gemeinsame Festessen übrig geblieben.*)

Im Folgenden soll der Nachweis erbracht werden, wie die moderne Sitte die Formen des Essens und Trinkens ästhetisch gestaltet hat. Es ist ein Stück der auf die Erzielung des vollen Genusses der Tafelfreuden gerichteten Aesthetik des Essens und Trinkens, das ich dem Leser vorzuführen gedenke. Freilich ein dürftiges Stück Aesthetik, das selbst hinter demjenigen, das beim gastlichen Mahle dem Geschmack und Kunstsinn der Hausfrauen, Köche, Tafeldecker zufällt, zurückbleibt, aber doch das erste und unerläßlichste — kein Reichthum der Tafel, keine Kunst der Ausschmückung vermag den Mangel desselben zu ersetzen.

Unser Untersuchungsobject bilden die Anstandsregeln, welche den Zweck haben, das ästhetisch Anstößige beim Essen und Trinken fern zu halten. Ein wunderliches Object für eine wissenschaftliche Untersuchung! Der Erfolg muß darüber entscheiden, ob es derselben würdig war.

Das Thier frißt, säuft, der Mensch ißt, trinkt. Warum besondere Ausdrücke für den Menschen? Bei fast allen anderen leiblichen Verrichtungen bedient sich die Sprache für den Menschen derselben Ausdrücke wie für das Thier: beide liegen, schlafen, ruhen, stehen, gehen, laufen, schwimmen, fallen, athmen, schwitzen u. s. w., warum also hier besondere Ausdrücke? Weil die Sprache richtig erkannt hat, daß es sich hier um einen Vorgang handele, der durch die Art, wie er geschieht oder wenigstens geschehen soll, wie kein anderer den Menschen vom Thier abhebt. Es ist also keine bloße Verschiedenheit des Ausdrucks, für die wir nur die Courtoisie der Sprache in Bezug nehmen könnten**), sondern es ist eine Verschiedenheit der Sache selber, welche die Sprache hier zum Ausdruck bringt — mit jenen beiden Ausdrücken rückt sie die obigen Vorgänge aus der Sphäre des Thierischen in die des Menschlichen.

Damit ist der entscheidende Gesichtspunkt namhaft gemacht, welcher wie der Sprache bei der Bezeichnung dieser Acte, so der Sitte bei der Aufstellung der Anstandsregeln für die Form ihrer Vornahme vorgeschwebt hat, es ist die Fernhaltung alles Thierischen.

Worin liegt das Thierische bei ihnen? Die Beantwortung dieser Frage wird die einzelnen Punkte darlegen, an denen die Anstandsgesetze ansetzen. Es sind folgende.

Das erste Merkmal des Thierischen liegt in der Gier und Hast, mit der das hungrige und durstige Thier sich über den Stoff herstürzt. Dieselbe führt uns in ihm die unwiderstehliche Gewalt der Triebe, das rohe Walten der sinnlichen Natur vor Augen, und das ist ein Anblick, der uns beim Menschen anwidert, wir verlangen von ihm, daß er auch da, wo er der Natur seinen Tribut entrichtet, seine menschliche Würde, die in der Freiheit des Willens gelegen ist, behaupte, gleich als ob nicht die Natur, sondern sein eigener freier Wille ihm den Act dictirte — das Essen und Trinken bei ihm soll nicht den Charakter eines Naturprocesses, sondern eines Willenactes an sich tragen. Auf jenes zielt das „Fressen, Schlingen, Saufen" beim Thier, auf dieses das „Essen, Trinken" beim Menschen. Der Grund dieser Forderung ist allerdings nicht ästhetischer, sondern ethischer Art, aber die Form, in der dieselbe zur Verwirklichung gelangen soll, fällt als Form nicht der Moral, sondern der Sitte, dem Anstande anheim — wer gierig und hastig ißt, begeht damit nichts Unmoralisches, sondern verstößt nur gegen den Anstand. Aber auch nur die Form des Essens und Trinkens fällt unter die Vorschriften des Anstands, nicht das Maß, die Innehaltung des letzteren ist ein Gebot der Moral. Beide verhalten sich völlig unabhängig von einander, der Unmäßige, der das letztere übertritt, kann dabei das erstere: die Form sorgsam beobachten, der Mäßige, der ersteres befolgt, kann letzteres durch die Art, wie er ißt, verletzen.

Ein zweites Merkmal des Thierischen besteht in der Continuität des Actes beim Thier im Gegensatz zu den Pausen, die der Mensch (worunter hier stets der Mensch, wie er den Gesetzen des Anstands zufolge sein soll, verstanden wird) dabei macht. Das Thier unterbricht sich nicht, es hört, wenn es nicht gestört wird, mit dem Essen und Trinken erst dann auf, wenn der Naturprozeß völlig abgespielt hat, nur seine Gier mindert sich. Der Mensch dagegen unterbricht sich dabei und würzt das Essen durch Unterhaltung. Damit constatirt er, daß es ihm nicht blos um Befriedigung des thierischen Bedürfnisses zu thun ist, daß vielmehr auch der Geist seinen Antheil daran behauptet. Pausen beim Essen enthalten daher eins jener Mittel, wodurch der Mensch dem Vorgang den Charakter des ächt Menschlichen aufprägt — die unfreiwilligen, welche durch das successive Erscheinen der Speisen beim reicheren Mahl bedingt sind (Gänge), kommen, wenn sie auch nicht durch das Interesse, die Unterhaltung zu fördern, hervorgerufen worden sind, doch demselben thatsächlich zu gute — wären sie nicht sonst nöthig, so müßte man sie aus dem Grunde einführen; sie bilden ein werthvolles Complement der Tafelfreuden. So kann man also selbst die Zeitdauer, welche der Mensch dem Mahle widmet, da sie in geistigen Interessen ihren Grund hat, als ein unterscheidendes Merkmal des menschlichen und thierischen Essens bezeichnen. Die Sprache hat dies charakteristische Moment treffend betont, indem sie nur bei jenem von einer Mahl-zeit spricht (worunter ursprünglich das gemeinsame Mahl verstanden ward, bei dem allein eine Unterhaltung möglich ist); das Thier kennt keine Mahlzeit, d. h. es beansprucht für den Act keine längere Zeit als durchaus nöthig ist, um den Hunger und den Durst zu stillen. Der Mensch dagegen, wenn er mit Mehreren zusammen ißt, „läßt sich Zeit" beim Essen, wie die Sprache wiederum so treffend bemerkt, er will „seine Zeit haben" dabei, d. h. er verlangt mehr dafür, als durch den physischen Vorgang geboten wäre. Dieses Plus der Zeit, welches eben der Ausdruck Mahlzeit betont, kommt auf Rechnung seiner Menschennatur.

Drittens. Das Thier liegt oder steht bei dem Act, wenigstens bildet dies die Regel — der Affe bewährt auch darin seine Uebereinstimmung mit dem Menschen, daß er sitzen kann, aber zum Stuhl und Tisch hat auch er es nicht gebracht — der Mensch setzt sich zum Mahle, das Liegen gilt für unanständig (s. u.).

Viertens. Das Thier ist bei der Verrichtung des Actes auf die ihm von der Natur verliehenen Werkzeuge angewiesen, der Mensch, zu dessen unterscheidenden Merkmalen vom Thier bekanntlich die Erfindung und der Gebrauch künstlicher Instrumente gehört, ist auch hier der Natur durch die Kunst zu Hülfe gekommen. Das ursprüngliche Motiv, das ihn zur Anfertigung der zur Vornahme des Actes dienlichen künstlichen Werkzeuge veranlaßte, war praktischer, nicht ästhetischer Art: die Noth, das Bedürfniß, nicht der Anstand, die Reinlichkeit. Unter den verschiedenen Geräthen, die wir heutzutage an unseren Tischen finden, ist das Messer (in der Urzeit der geschärfte Stein —

*) So z. B. die „Zunftessen" in manchen Gegenden der Schweiz und Deutschlands; die Zugehörigkeit zu den englischen „Inns" wird durch Theilnahme am gemeinsamen Essen documentirt, sie gilt als praesumtio juris et de jure der Betreibung des Rechtsstudiums!

**) Für die es bekanntlich an Beispielen nicht fehlt, z. B. in der Hofsprache: der Souverain „geruht" etwas zu thun.

Digitized by Google

so bei den ältesten Opfern) das erste gewesen, welches das Licht der Welt erblickt hat. Seine Bestimmung war nicht sowohl die, das Fleisch zu zertheilen, als zu vertheilen, nur der Hausvater oder der dazu angestellte Zertheiler, wie Homer ihn öfter erwähnt, führte das Messer, nicht die Gäste, ihre Messer waren die des Thieres: die Zähne. In welcher Ordnung die übrigen ihm gefolgt sind, das zu untersuchen ist Sache des Culturhistorikers; aber lange Zeit hat es gekostet, bis der Apparat, den wir heutzutage als unerläßliches Erforderniß selbst des gewöhnlichen bürgerlichen Tisches betrachten, und dessen in früherer Zeit selbst die Tafel der Könige und Großen entbehrte*), zusammen gebracht war. Ich werde denselben unten zum Gegenstande einer besonderen Betrachtung machen, da er mir Gelegenheit gibt, einen ganz interessanten Gesichtspunkt an ihm nachzuweisen. Das Interesse, das er an der gegenwärtigen Stelle für mich hat, erschöpft sich mit der Bemerkung, daß, welche Motive immerhin auch unsere heutige Ausstattung des Tisches zu Wege gebracht haben, das Vorhandensein derselben und der Jedem zu seinem besonderen Gebrauch zur Benutzung überwiesenen Geräthe ein unumgängliches Erforderniß des Anstandes bildet, man bedient sich derselben nicht aus bloßen Zweckmäßigkeitsrücksichten seiner selbst wegen — dann könnte man es damit halten, wie man wollte — sondern aus Rücksichten des Anstandes, der Andern wegen, um ihnen einen ästhetisch widerwärtigen Anstoß zu ersparen — der Mensch hebt sich auch dadurch vom Thier ab.

Also Fernhaltung alles dessen, was beim Essen und Trinken an das Thier erinnern kann, ist der erste Gesichtspunkt, den wir gewonnen haben.

Der zweite Gesichtspunkt ist der der Verhüllung des Scheines der Unmäßigkeit. Des Scheines? Nicht der Unmäßigkeit selber?

Wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir gestehen, daß Unmäßigkeit den erklärten Zweck aller Tafelfreuden bildet, sie haben die Bestimmung uns zu verlocken, das von der Natur durch den Zweck der Ernährung vorgezeichnete Maß zu überschreiten, sie setzen an die Stelle dieses Zweckes den des Genusses, der aber nicht blos qualitativ, sondern auch quantitativ höhere Ansprüche erhebt, als jener — wenn durch einen Zauberstab die Speisen und Weine eines opulenten Mahles in Wasser und Brod verwandelt, oder wenn wir auf Gefangenkost gesetzt würden, wie wenig würden wir zu uns nehmen! In diesem Sinne enthält das Menu einer jeden reich besetzten Tafel das Programm der Unmäßigkeit. Aber die Sitte hat es verstanden der Sache eine Gestalt zu geben, bei der das Anstößige der Unmäßigkeit verschleiert wird, indem sie dieselbe äußerlich mit dem Gewande der Mäßigkeit bedeckt. Ein Vergleich unserer heutigen Weise mit derjenigen früherer Zeiten wird dies zeigen.

Aus unsern modernen kleinen Gläsern können wir heutzutage nicht weniger trinken, als unsere Altvorderen aus ihren mächtigen Humpen und Pokalen, sachlich hat also die Verdrängung der letzteren durch erstere der Unmäßigkeit im Trinken nicht gesteuert. Aber der Form nach, also in ästhetischer Beziehung enthält sie einen zweifellosen Fortschritt, eine Verfeinerung der Sitte, die uns mittelst ihrer den Anblick der Unmäßigkeit erspart. Der Humpen ist das Symbol, das Programm der Unmäßigkeit, das Glas das der Mäßigkeit, jener ruft schon durch seine äußere Erscheinung die Vorstellung der Massenhaftigkeit des Stoffes hervor, auf dessen Bewältigung es abgesehen ist, dieses steuert nur auf Weniges zu, es trägt die Mäßigkeit, Bescheidenheit zur Schau, es beläßt uns in der Illusion der Mäßigkeit, es besitzt die werthvolle Eigenschaft nicht zu verrathen, wie oft es gefüllt ist — es zählt, es plaudert nicht.

Ein ähnlicher Gegensatz waltet zwischen der früheren und der heutigen Weise in Bezug auf das Essen ob. Es gab eine Zeit, wo die Gerichte beim festlichen Mahle in einer Massenhaftigkeit aufrückten, daß die Tische zu brechen drohten. Auch in der damaligen Zeit kannte man allerdings bereits die Einrichtung des successiven Erscheinens der Gerichte (Gänge), wie sie bei einem reichen Mahle durch die Rücksichten der Küche und des Heerdes geboten ist, aber von unseren heutigen Gängen unterscheiden sich die damaligen ebenso wie ein schwerbeladener Lastwagen von einem Kabriolet, jeder einzelner Gang war wuchtig, massenhaft, die Tafel mußte stets ganz gefüllt sein*), ihr bloßer Anblick allein schon mußte den Gästen die Beruhigung gewähren, daß es auch dem excessivsten Appetit an nichts fehlen würde, der erhebende Eindruck des Massenhaften, ein Seitenstück zum Humpen, der dem Durst dieselbe Aussicht eröffnete! Also abermals das offen verkündete Programm der Unmäßigkeit. Eben das ist es, woran unser heutiges Gefühl Anstoß nimmt, wir verlangen, daß wenigstens der äußere Schein gewahrt werde. Diesen Dienst leistet uns die heutige Gestaltung der Einrichtung der „Gänge" beim Mahle. Dieselben machen als solche nie den Eindruck des Massenhaften, an den sich einmal unwillkürlich die Vorstellung der Unmäßigkeit knüpft, sie führen wie das Glas das Quantum successiv in kleinen Dosen zu und lassen ebensowenig wie letzteres eine sichtbare Spur davon zurück, — auch sie plaudern nicht — die Illusion der Mäßigkeit wird durch sie in keinem Moment gestört, dem Auge bleibt der Anblick des Massenhaften erspart.

Ein dritter Punkt, an dem derselbe Grundzug unserer heutigen Sitte: die Abwehr des äußeren Scheines der Unmäßigkeit sich bewährt, ist das Sitzen beim Mahle. Vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet läßt sich gegen das Liegen so wenig einwenden, daß man es im Gegentheil für malerisch schöner erklären muß, da es dem menschlichen Körper Gelegenheit gibt, seine Gestalt und Schönheit in den verschiedensten Lagen zur Anschauung zu bringen, während das Sitzen bei Tisch nur den Oberkörper sichtbar werden läßt und der Bewegung desselben eng zugemessene Grenzen setzt — ein griechisches Symposium würde in malerischer Beziehung das Abendmahl von Leonardo da Vinci schlagen. Warum liegen wir nicht bei Tisch? Weil es zu viel Raum wegnimmt? Aber auch wo der Raum zu Gebote steht, verstatten wir es uns nicht, der Anstand untersagt es. Warum? Weil das Liegen den Eindruck der Bequemlichkeit macht? Eine Bequemlichkeit, die uns in dem, was wir zu verrichten haben, nicht hindert, ist nicht verwerflich, und bei Tisch wünschen und wollen wir die Bequemlichkeit, denn das Mahl soll uns nicht blos zum Essen, sondern zugleich zum Ausruhen und zur Erholung dienen, sonst würden wir es stehend einnehmen, und schlechthin ist das Liegen ja auch nicht verpönt, z. B. nicht im Freien bei einer Landpartie. Warum also im Hause? Auch hier gibt die Sprache uns die gewünschte Auskunft. Sie bezeichnet ein Mahl, das in Völlerei ausartet, einerlei ob man dabei sitzt oder liegt, als Gelage, während sie den Ausdruck für das solenne Mahl, das sich innerhalb der Schranken des Anstandes bewegt, dem Sitzen entlehnt (Banquett von der Bank, auf der man sitzt s. u.), das Liegen gilt ihr mithin als Ausdruck der Unmäßigkeit. Nicht also die Bequemlichkeit als solche ist es, welche sie mißbilligt, sondern die Bequemlichkeit, welche den Zweck hat der Unmäßigkeit zu dienen. Hat sie Unrecht, wenn sie dem Liegen diesen Zweck unterschiebt? Die Geschichte ertheilt die Antwort: als die Völlerei in Rom überhand nahm, ersetzte man die einheimische Weise des Sitzens bei Tisch durch das Liegen. Das Liegen ist eine orientalische Sitte, die im Orient durch klimatische Verhältnisse bedingt sein mag**); die Weise des Abendlandes ist

*) In einer an die Offiziere gerichteten Hoftafelordnung aus dem 17. Jahrhundert findet sich noch die Bestimmung, daß sie ihre Hände nicht an den Kleidern ihrer Tischnachbarinnen abtrocknen sollen; Servietten kannte man also damals noch nicht.

*) Zu dem Zweck trug man manche Gerichte, die erst später in Angriff genommen werden sollten, beim Beginn des Mahles auf, und ersetzte diejenigen, welche zunächst an die Reihe kamen, durch neue, so daß die Tafel stets vollständig besetzt war.

**) Die dazu dienenden Vorrichtungen haben bis auf den heutigen Tag ihren orientalischen Namen beibehalten: Sopha, Divan, Ottomane, Kanapee (letzteres sprachlich griechischen Ursprungs von

Digitized by Google

das Sitzen, ein Gegensatz von scheinbar rein äußerlicher Art, in Wirklichkeit aber von tief innerlicher Bedeutung — ein Mann, der gewohnt ist zu sitzen, ist ein anderer, als der gewohnt ist zu liegen, die Thatkraft steht oder sitzt, die Faulheit und Apathie liegt, es gehört viel dazu, sie vom Lager aufzuscheuchen. Das Symbol der Apathie des Orientalen ist sein Ruhebett, das der Lebendigkeit und Rührigkeit des Abendländres der Stuhl.

Unsere Vorfahren haben sich in Bezug auf die Annahme der orientalischen Sitte strenger erwiesen als die Römer und Griechen, die gute Sitte hat es weder beim häuslichen noch beim gastlichen Mahle je zugelassen, sie saßen auf der Bank, gewisse Personen, z. B. die Lehrlinge beim Handwerker, mußten sogar stehen. Daß sie darum nicht weniger gegessen und getrunken haben, als die Römer, ist freilich bekannt, aber meine Behauptung geht auch nicht dahin, daß das Sitzen bei Tisch einen praktischen Werth beanspruchen könne, indem es der Unmäßigkeit selber steuere, sondern lediglich einen ästhetischen, indem es den Schein derselben, der sich für uns einmal an das Liegen knüpft, fernhalte. Es verhält sich damit ebenso wie mit den kleinen Gläsern und der Einrichtung der Gänge — sachlich setzen auch sie der Unmäßigkeit keine Schranke, aber sie haben einmal den ästhetischen Vorzug, sie in das Gewand der Mäßigkeit zu kleiden. Ob dies historisch das Motiv ihrer Einführung gewesen ist, gilt mir gleich, kurzum, so wie sie nun einmal bestehen, gehören sie nach unseren heutigen Begriffen zur Scenerie des anständigen Mahles.

Zu den beiden Gesichtspunkten, welche unsere bisherige Untersuchung uns für die ästhetische Gestaltung der heutigen Weise des Essens und Trinkens ergeben hat: Fernhaltung alles Thierischen und Fernhaltung des Scheines der Unmäßigkeit, gesellt sich noch ein dritter hinzu, der uns einen höchst beachtenswerthen Fortschritt der modernen Zeit gegenüber der Vergangenheit vor Augen führt. Ich will ihn kurz bezeichnen als Erhebung vom Communismus beim Mahle zum Individualismus.

Unser heutiges Decorum erfordert, daß jeder Tischgenosse alle diejenigen Geräthe, deren er bedarf, für sich allein zum ausschließlichen Gebrauch erhält: seinen eigenen Stuhl, seinen Teller, seine Gabel, sein Messer, seinen Löffel, sein Glas, seine Tasse, seine Serviette, und wir würden den größten Anstoß daran nehmen, wenn uns in dieser Beziehung eine Gemeinschaft mit anderen Tischgenossen zugemuthet würde. Einst war es in dieser Beziehung anders bestellt, und ich betrachte es als eine ganz dankbare Aufgabe, diesen Gegensatz darzulegen. Der Leser kann daran inne werden, wie viel wir der Sitte in dieser Richtung verdanken, und daß sie selbst in dieser niedern Region einen ganz bestimmten Gedanken zur Verwirklichung gebracht hat: was einst gemeinsam war, hat sie getheilt.

Unsere Vorfahren saßen wie bei allen gemeinsamen Zusammenkünften, so auch beim gastlichen Mahle mit Mehreren zusammen auf einer und derselben Bank*), daher wie oben bereits bemerkt, für letzteres der Ausdruck Bankett (ital. banchetto, franz. banquet). Unser heutiger Stuhl verdankt seinen Ursprung der Bank, er ist seiner ursprünglichen Gestalt nach nichts als ein Stück, ein Segment der Bank, die der größeren Bequemlichkeit oder der Unabhängigkeit des Sitzens wegen in einzelne Theile zerlegt ward.*) Wohl von ihm zu unterscheiden ist der auch unseren Vorfahren bekannte Sessel, d. h. der mit Rücken und Armlehnen versehene und an erhöhter Stelle aufgerichtete Sitz: der „Hochsitz". Er bildete das Vorrecht und Symbol der Macht**), im Hause das des Hausherrn, in öffentlichen Verhältnissen das des Königs (Thron, Thronsessel), des Richters, sodann der Götter, Helden; die Masse saß auf der Bank: bei einem Collegium die Mitglieder desselben, wähder Vorstand auf dem Stuhl saß (daher Vor-sitzender), im Hause das Gesinde und die Familienangehörigen und ebenso die Gäste. Der eigene Stuhl beim Mahle wie bei allen anderen Gelegenheiten ist eine Errungenschaft der späteren Zeit. Er läßt sich bezeichnen als der Fortschritt von der Gemeinschaftlichkeit zur Ausschließlichkeit, Umschlag vom Communismus in Individualismus. Ob er lediglich durch das Motiv der größeren Bequemlichkeit, Behaglichkeit des Sitzens, der Unabhängigkeit von Nachbarn bewirkt worden ist, gilt mir gleich, ich halte mich an die Thatsache: die Bank hat sich gespalten in Stühle, jeder Gast bei Tisch hat seinen Stuhl für sich.

Derselbe Vorgang wiederholt sich bei allen oben genannten Utensilien. Einst aßen alle Gäste aus der gemeinsamen Schüssel, wie es noch heutzutage auf dem Lande vielfach üblich ist, gegenwärtig hat jeder seinen eigenen Teller für sich. Wie die Bank den Stuhl, so hat die Schüssel den Teller aus sich entlassen.

Einst tranken Mehrere aus einem und demselben Humpen, heutzutage hat Jeder sein eigenes Glas für sich***) — der Humpen entläßt das Glas aus sich, wie die Bank den Stuhl, die Schüssel den Teller. Derselbe Vorgang wiederholt sich bei der Kanne in Bezug auf die Tasse.

Einst führte nur der Hausherr das Messer, jetzt hat es jeder Gast für sich.

Einst diente das Tischtuch allen Gästen gemeinsam zum Abwischen der Hände, heutzutage wird jedem seine eigene Serviette gereicht. Bank, Schüssel, Humpen, Messer, Tischtuch, alle lösen sich in kleinere Stücke auf, wie das Mahl selber in einzelne Gänge, der Gedanke der Separation in Anwendung auf die Tafel — eine Gleichartigkeit der Entwicklung, die, wenn sie sich auch in der niederen Region des täglichen Lebens bewegt, doch den Beweis liefert, wie selbst hier eine gewisse Gesetzmäßigkeit herrscht — die Welt des Kleinen und Kleinsten als Tummelplatz des Gedankens.

κωνωπεῖον = Mückennetz von κώνωψ Mücke, sachlich ägyptischen Ursprunges). Die Uebertragung derselben wird durch die Berührung mit den Arabern in Spanien und in den Kreuzzügen erfolgt sein.

*) Daher die Bank sprachlich als Zeichen der Gemeinsamkeit. Beispiele: die Abtheilungen des früheren deutschen Reichstags (z. B. Grafen-, Prälatenbank), die höheren Collegien (Herren- oder adelige und gelehrte Bank) — die Bank der Geschwornen — die Spielbank = gemeinsames Spiel — das Bankett = gemeinsames Mahl — die Redewendung: „durch die Bank" = etwas gleichmäßig für Mehrere Geltendes — der Bankert d. i. der nicht in dem nur für die Ehegatten ausschließlich bestimmten Ehebett, sondern auf der Allen zugänglichen Bank Erzeugte (das lateinische vulgo quaesitus) — vielleicht auch die Wechselbank (die Bankgeschäfte waren ursprünglich regelmäßig Compagniegeschäfte). Auch in Rom war die Bank (subsellium = niederer Sitz von sub und sella) das Zeichen der Gemeinsamkeit, so die Bänke der Tribunen (nicht wie Mommsen, Röm. Staatsrecht, I, S. 323 meint, weil sie keine magistratus populi romani waren), der Senatoren, der Geschwornen.

*) Der Stuhl der alten Zeit ist von Holz, ungepolstert und ohne Seitenlehnen, ganz wie die Bank, die Rücklehne fand sich auch bei der letzteren. Das Entstehen des Stuhles aus der Bank liegt noch klar vor bei den Chorstühlen der Domherren, die sich schon äußerlich als abgetheilte Sitze auf einer und derselben Bank kundgeben.

**) Ebenso das solium (der griechische θρόνος) der Römer, der dem Hausherrn und dem König gebührte; aus ihm ging später die sella curulis der patricischen Magistrate hervor, Mommsen a. a. O. S. 316. Die Symbolik des Stuhls und der Bank ist also bei den Römern ganz dieselbe wie bei den Germanen: die Bank das Zeichen der Gemeinschaft, der Stuhl das der Einzelmacht. Damit mag auch die deutsche Bezeichnung des ungarischen Stuhlrichters zusammenhängen, er war ursprünglich Richter der königlichen Dienstmannen (judex servientium) und urtheilte mit Geschwornen (jurati), daher der Stuhl-richter im Gegensatz der Bank-richter.

***) Dadurch hat sich das Vortrinken in Zutrinken verwandelt, das Anstoßen der Gläser symbolisirt noch die alte Einheit des Trinkgefäßes.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die amerikanische Bühnendichtung der Gegenwart.

Von Wilhelm Müller-Cincinnati.

„Nach der wohlbegründeten Ansicht namhafter Gelehrter ging den Schauspielen der Griechen und Römer eine feierliche Procession voraus, in welcher die Priester das zum Opfer bestimmte Thier unter entsprechendem Ceremoniell durch die Straßen führten und es dann auf dem Platze, gleichviel ob dieser ein Theater oder Circus war, den Göttern darbrachten. Es ist zu beklagen, daß dieser Gebrauch bis auf den heutigen Tag bei der Aufführung von Schauspielen obwaltet nur mit der Modification, daß man anstatt einen Ochsen oder Bock auf dem Altar zu schlachten, gewöhnlich den armen Dichter, wenn solcher ein Amerikaner ist, als Opferthier verwendet." Diese Worte entlehne ich James Rees, einem Schriftsteller, der selber die amerikanische Bühne mit mehreren Stücken bereicherte. Man könnte annehmen, der Mißerfolg seiner dramatischen Hervorbringungen habe Rees diese bittere Klage in den Mund gelegt. Dem ist aber nicht so. Denn sowohl seine Bühnenstücke, als auch die zeitgenössischen Autoren, welche er dem Publicum als „die keuschen und klassischen Erzeugnisse verdienstvoller Dichter" anpries, fanden bei der Aufführung ungetheilten Beifall. Nach wenig Jahren aber waren sie vom Theater verschwunden und in der Literaturgeschichte wurde ihrer kaum erwähnt. Dasselbe Schicksal traf die meisten auf amerikanischem Boden entstandenen dramatischen Dichtungen und ist besonders für die Bühnenstücke unserer Tage bezeichnend.

Die ersten nennenswerthen Versuche auf diesem Gebiete waren nach englischen Mustern gearbeitet. Sonderbar mag es erscheinen, daß die Verfasser, einem Gemeinwesen angehörend, das in einer neuen Welt die Grundlagen seiner staatlichen Existenz legte, mit Vorliebe ihre Stoffe den alten, besonders der römischen Geschichte entnahmen. Diese eigenthümliche Wahl läßt sich dadurch erklären, daß die Amerikaner, besonders in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, sich nicht ungern als politische Erben des altrömischen Republikanismus betrachten und deshalb in den kraftvollen Gestalten der Vorzeit Ideale tragischer Helden erblickten, welche durch ihren Freiheitsdrang und ihren Patriotismus von vornherein der allgemeinsten Sympathie sicher waren. Andere Bühnenschriftsteller wandten sich der Indianersage und den romantischen Ereignissen der Colonialperiode zu und dramatisirten die Geschichte der liebreizenden Pocahontas und des mächtigen Häuptlings Metamora. Die meisten dieser Römerhelden und Indianerfürsten reden, wie es sich für Träger geschichtlicher Ideen und Personen von Distinction ziemt, in Jamben und befleißigen sich einer gewählten Sprache, die stellenweise von der poetischen Inspiration der Verfasser Kunde gibt. Allenthalben macht sich das Streben bemerkbar, neben dem Bühneneffect auch der dramatischen Gestaltung der Handlung und der psychologisch richtigen Entwickelung der Charaktere gerecht zu werden. Die Bühnenwirksamkeit bleibt jedoch Hauptsache.

Die Versuche auf dem Gebiet des Lustspiels förderten meistens Burlesken oder Possen zu Tage, und es verdient nur ein Stück aus den vierziger Jahren, weil es in verschiedener Beziehung sogar spätere Erzeugnisse übertrifft, unsere Beachtung. Es benennt sich „Fashion", Lustspiel in fünf Acten, und hat eine Dame Mrs. Anna Cora Mowatt zur Verfasserin. In einer Besprechung desselben sagte einer der bekanntesten Kunstkritiker New-Yorks: „Wir glauben, daß in diesem Lustspiel der Grundstein zu einem Bau gelegt wurde, der als ein dauerndes Denkmal des einheimischen Dramas betrachtet werden darf. Es gibt strebsame und begabte Köpfe, welchen der Erfolg ihrer schönen Landsmännin ein mächtiger Sporn zum künstlerischen Schaffen sein wird. Die Losung zum Kampf ist ausgegeben, und wir erwarten einen baldigen Sieg." Diese sanguinische Hoffnung hat sich bis auf den heutigen Tag noch nicht erfüllt. Wenn schon die letzten Jahrzehnte das Theater in England auf eine niedrige Stufe sinken sahen, so trat in Amerika eine Periode gänzlicher Unfruchtbarkeit ein. Die alte Schauspielergeneration war von der Bühne abgetreten, und der Nachwuchs besaß nicht die Fähigkeit, das Publicum für das legitime Drama zu erwärmen. Man spielte Hamlet und Othello vor leeren Häusern, während die gleichzeitig in anderen Theatern aufgeführten Parodien dieser Dramen, die meistens den Komiker Brougham zum Verfasser hatten, ein zahlreiches und enthusiastisches Publicum fanden. Ihren Gipfelpunkt erreichte diese Sucht zum Parodiren, als wenig Wochen nach der ersten Aufführung der „Nachtwandlerin" in New-York ein unternehmender Theaterdirector eine Parodie derselben Oper auf die Bühne brachte und alle Männerrollen mit Frauen und umgekehrt besetzte. Diese Geschmacklosigkeiten hatten zur Folge, daß die besseren Klassen mit Vorliebe italienische und englische Opern, musikalische Aufführungen oder französische Sensationsdramen besuchten. Die Menge ließ sich durch Maggie Mitchel im „Lorle" und in der „Grille" rühren, ergötzte sich an den kräftigen Späßen der Neger Minstrels und strömte nach Ausstattungsstücken, wie Black Crook, und Pantomimen, wie Humpty Dumpty. Eine geraume Zeit lebten die amerikanischen Theater ganz und gar von den Brosamen, die von den Tischen ihrer transatlantischen Vettern fielen. Erst die letzten Jahre zeigen wieder Anläufe zu selbstständigem Schaffen, die schon deshalb nähere Beachtung verdienen, weil die Verfasser ihre Stoffe aus dem amerikanischen Leben wählen und meistens im Rahmen des Volksstückes auf die Bühne bringen. Der literarische Werth dieser Erzeugnisse ist nicht bedeutend; aber da sie Zeichen eines wiedererwachenden Schöpferdranges sind und sich glänzender Bühnenerfolge rühmen dürfen, mithin einen Maßstab für den Geschmack des modernen Theaterpublicums abgeben, so ist die Besprechung derselben von culturgeschichtlichem Interesse. Nach den verschiedenen Phasen des amerikanischen Lebens, welche in diesen Stücken dramatisch zur Anschauung kommen, lassen sich drei Gattungen derselben unterscheiden. Die eine Art zeigt uns die Vorläufer der Civilisation im fernen Westen, die Goldgräber und Trapper, deren Abenteuer und Kämpfe in der Sierra die Dichter zum Vorwurf genommen haben. Eine andere wählt ihre Gestalten aus der Landbevölkerung des Ostens, wo sich, wenn irgendwo in Amerika, das angelsächsische Element in ungemischter Reinheit erhalten und gewisse Eigenthümlichkeiten ausgebildet hat. Der Held dieser Stücke ist der Yankeeonkel vom Lande, der sich in den complicirten Verhältnissen der Großstadt durch seinen gesunden Menschenverstand rasch zurecht findet und schwierige Culturprobleme mit trocknem Witz erledigt, oder mit „schlagender" Dialektik zu lösen trachtet. In der dritten Klasse beleuchten die Verfasser sociale Zustände des Landes und bringen die Repräsentanten verschiedener Berufsklassen, den ruhmredigen Politiker, den emporgekommenen Krämer, den scheinheiligen Temperenzapostel und den Proteus der modernen Industrie, den in allen Sätteln gerechten Agenten, auf die Bühne.

Als Muster der Goldgräberdramen führe ich Joaquin Millers „Daniten" an.*) Der Verfasser hat sich durch seine phantasiereichen Lieder aus der Sierra rasch eine hervorragende Stellung unter den amerikanischen Poeten der Gegenwart erworben und ist besonders in England als eine Art literarischer Curiosität viel gefeiert und noch mehr angestaunt worden. Wenn sich ein wirklicher Dichter der Bühne zuwendet, so findet man häufig, daß er ein bedeutsames Werk voll schöner Gedanken, aber ohne dramatisches Leben schafft. Bei Joaquin Miller ist gerade das Gegentheil der Fall. Die Daniten sind in erster Linie effectvolles Bühnenstück und wirken weniger durch treffende Charakterzeichnung oder spannende Handlung, als durch grobe Ueber-

*) Gegenwärtig schwebt vor den Gerichten in New-York ein Proceß, in welchem es sich um die „Daniten" und ein anderes Drama handelt, deren Autorschaft Joaquin Miller und der Schauspieler Rankin beanspruchen. Es kommt also darauf an, ob Joaquin Miller, der bisher in der literarischen Welt als Verfasser der „Daniten" galt, auch vor dem richterlichen Tribunal seine Vaterschaft beweisen kann.

Digitized by Google

raschungen und raffinirte Theaterkunstgriffe. Der Held des Stückes, Sandy, ist ein edler Goldwäscher, ein rauher Sohn der Berge, dem Europens übertünchte Höflichkeit nie die patriarchalischen Beziehungen zu seinen Kameraden erschwerte. Er legt eine stark ausgesprochene Abneigung gegen Bücherweisheit an den Tag und ist deshalb in den geheimnißvollen Künsten des Lesens und Schreibens nicht sonderlich bewandert, aber das Herz hat er auf dem rechten Fleck und besitzt ein so schönheitsbegeistertes Gemüth, daß er oft beim Anblick der Sierra in einen Paroxismus landschaftlicher Schwärmerei geräth und mit beredtem Worte die erhabene Natur preist. Diese lyrischen Ergüsse des Helden sind die einzigen Merkmale, an denen sich erkennen läßt, daß das Stück einen wirklichen Dichter zum Urheber hat. Da sie aber nach der Gepflogenheit der englischen Bühne unter sanfter Flötenbegleitung, oder auf den zitternden Wellen eines Violintremolos unser Ohr erreichen, machen sie auf den gebildeten Zuschauer, den der poetische Schwung ohne musikalische Zuthat erfreuen würde, beinahe immer einen komischen Eindruck. Es liegt auf der Hand, daß ein Mann von der Richtung Sandys einer reizenden jungen Wittwe, welche mit ihrem Töchterlein von mehreren Daniten, den Anhängern einer religiösen Secte, verfolgt wird und im Lager der Goldgräber Schutz sucht, mit ritterlicher Großmuth zur Seite steht und sich am Ende in dieselbe verliebt. Die Mission der beiden Daniten führt schon im ersten Act zu haarsträubenden Scenen. Einmal schlummert das Kind am Rand eines Abgrundes und einer der Würgengel nähert sich mit der unverkennbaren Absicht, dasselbe in die Tiefe zu schleudern, als zum Glück der wackere Sandy des Weges kommt und diese Unthat verhindert. Wenige Minuten darauf will es ein überaus günstiger Zufall, daß er der Mutter unter ähnlichen Verhältnissen denselben Dienst erweist. Mutter und Tochter werden dessenungeachtet auf eine dem Zuschauer nicht recht zum Bewußtsein kommende Weise getrennt. Der dritte Act führt uns in den aus Baumstämmen erbauten Kramladen, in welchem wir die hervorragendsten Vertreter der Colonie finden, den Parson, der wegen seiner salbungsvollen Beredtsamkeit diesen geistlichen Titel führt und den Judge, einen gutmüthigen Aufschneider, welcher die Unterhaltung mit politischen Erörterungen zu würzen pflegt und davon überzeugt ist, daß „im glorreichen Klima von Californien alles und sogar die Lumpen großartiger gedeihen, als sonstwo in der Welt". Ein Chinese, der als Mädchen für Alles die Hausarbeit für die gesammte Colonie besorgt und als allgemeiner Prügeljunge im Verlaufe des Stückes mindestens fünfmal durchgewalkt und unzählige Mal hinausgeworfen wird, dabei aber seinen Peinigern fortwährend Eulenspiegelstreiche spielt, ist die komische Figur im Stück. Zwei weibliche Wesen, von denen die eine wegen körperlicher Mißgestalt und abschreckender Häßlichkeit kaum als Repräsentantin eines anderen Geschlechtes angesehen werden kann, die andere aber in einem nicht näher zu bezeichnenden Verhältniß zur Colonie steht, erfüllen selbst in ihrer Ausnahmestellung noch eine sittliche Mission unter den Abenteurern. Wir sehen diese Helden der Sierra in dem Kramladen versammelt, um dem Lehrer, dessen Ankunft mit der Postkutsche erwartet wird, mit Knitteln, Besen und Stöcken einen echt westlichen Empfang zu bereiten. Da öffnet sich die Thüre, und der Lehrer — ist eine junge bildhübsche Lehrerin, die es sich aus Philanthropie in den Kopf gesetzt hat, diesen Halbwilden das Alphabet, die Regeldetri und andere Errungenschaften der modernen Cultur zu übermitteln, und deshalb just nach diesem Goldgräberlager ihre Schritte lenkt. Die Scene beim Eintritt dieser pflichteifrigen Jüngerin Pestalozzis ist von zündender Wirkung. Die Knittel und Stöcke werden zu Boden geworfen und jeder der Anwesenden bestrebt sich, seine Persönlichkeit im vortheilhaftesten Licht zu zeigen. Nachdem man der Lehrerin eine Hütte angewiesen hat, werden alle im Laden befindlichen Toilettengegenstände aufgekauft, sogar der Chinese wird beim Stehlen eines Papierkragens ertappt. Die neue Angekommene ist niemand Geringeres, als die Tochter der im ersten Act von den Daniten Verfolgten, und die Mutter selbst befindet sich in Männerkleidung unter dem Namen Billy Piper im Lager, sucht mit den Anderen Gold und erfreut sich der besonderen Freundschaft Sandys. Dieser sowohl als der Parson verlieren ihr Herz an die junge Schöne; sie begünstigt Sandy, knüpft aber zugleich ein inniges Freundschaftsverhältniß mit Billy Piper an. Die Verkleidete theilt der Freundin das Geheimniß ihres Geschlechtes mit, ohne zu ahnen, daß sie ihre Tochter zur Vertrauten macht. Aus Eifersucht umschleicht der Parson des Nachts das Haus der Lehrerin, in welchem Billy Piper vor der Verfolgung der Daniten Schutz sucht. Als der vermeintliche Rivale aus der Hütte kommt, wird er vom Parson angefallen und an den Rand eines Abgrundes gedrängt. Da erscheint einer der Daniten, schießt auf Billy Piper, trifft aber den Parson, der für todt auf dem Platze bleibt. Im vierten Act finden wir Sandy und die Lehrerin als Mann und Frau, und — obschon sich solche physiologische Processe in der Wirklichkeit nicht mit dieser ungewöhnlichen Schnelligkeit zu vollziehen pflegen — als glückliche Eltern eines vielversprechenden Sprößlings, mit welchem der Chinese als Kindermädchen von zweifelhaftem Beruf allerlei Allotria treibt. Das Glück der Neuvermählten wäre vollkommen, würden nicht die freundschaftlichen Beziehungen der jungen Frau zu Billy Piper den Verdacht Sandys erregen und zu stürmischen Auftritten führen. Im letzten Act erscheinen die Daniten wieder, und da Sandy sich Pipers annimmt, beschuldigen sie ihn, den Parson ermordet zu haben. Da kehrt dieser im entscheidendsten Augenblick etwas gealtert zwar, aber im Ganzen wohl erhalten zurück, gibt über seine wunderbare Errettung Auskunft, befreit Sandy von jedem Verdacht und überliefert einen Daniten als wirklichen Mörder der Behörde. Billy Piper hat sich unterdessen der Männerkleidung entledigt und erscheint als Frau auf der Scene, wodurch das eheliche Verhältniß der Gatten in seiner früheren Herzlichkeit wieder hergestellt wird. Und als dann noch zu guterletzt durch einen aus Chicago eintreffenden Brief die wahren Beziehungen der Lehrerin zur Verfolgten offenbar werden und Sandy seine Geliebte aus dem ersten Act im fünften als Schwiegermutter begrüßt, worüber natürlich in der ganzen Colonie die unbändigste Freude herrscht und der Judge dem allgemeinen Jubel in den Worten Ausdruck verleiht: „So etwas kann nur in dem glorreichen Klima von Californien vorkommen," muß man eingestehen, daß der Autor seiner Aufgabe in zwar allzu überraschender, aber befriedigender Weise gerecht geworden ist, und das unmöglich scheinende Problem, drei Generationen an einem Theaterabend glücklich zu machen, meisterhaft gelöst hat.

Man sieht, daß Joaquin Miller das Material, aus welchem er sein Drama baute, den Erzählungen Bret Hartes entlehnt hat. Doch was uns in der Novelle bei der unvergleichlichen Darstellungsweise Hartes entzückt, wirkt hier, in der grellen Bühnenbeleuchtung, oft abstoßend und kann nur einem groben Geschmack genügen.

Es erübrigt mir noch von jenen Bühnenstücken zu sprechen, welche man als sociale Sensationsdramen mit eingeschalteten Possenscenen bezeichnen kann, und ich wähle als charakteristisch für diese Gattung Colonel Sellers. Dieses Stück ist eine Dramatisirung von Charles Warners' und Mark Twains viel gelesenem Roman „Das vergoldete Zeitalter". Wenn hier von dramatischer Bearbeitung die Rede ist, so ist dies nicht so zu verstehen, als habe der Verfasser die Haupthandlung des Romans zu Grunde gelegt und vielleicht die hervorragenden Charaktere in dasselbe eingeführt, sondern er hat einfach drastische Scenen der Erzählung mit Rücksicht auf ihre Bühnenwirksamkeit aneinandergereiht. Es wäre interessant nachzuweisen, wie viel vom ursprünglichen Geiste der Dichtung bei diesem Destillationsproceß flüchtig wurde. Da jedoch im gegebenenen Falle der Romanschriftsteller und der dramatische Zuschneider ein und dieselbe Person sind, so lassen sich Mark Twain über den Mißbrauch fremden Eigenthums keine Vorwürfe machen. Fassen wir das Stück ins Auge. Squire Hawkins hat, einer Einladung seines früheren Nachbars, des Colonel Sellers folgend, Tennessee verlassen, um sich in Missouri eine neue Heimat zu gründen. Unterwegs nimmt er, obgleich selbst in ärmlichen Verhältnissen, zwei verwaiste Kinder, einen Knaben, Clay, und nach einer Dampf-

Digitized by Google

schifferexplosion ein Mädchen, Laura, in den Kreis seiner Familie auf. Bei seiner Ankunft in Missouri wird der Squire von seinem Freund in enthusiastischer Weise empfangen und gastlich bewirthet. Der Colonel stürmt mit einer Fluth von Projecten auf Hawkins ein, und obgleich dieser schon mehrmal zu seinem Schaden gelernt hat, daß die kühnen Speculationen die gehofften Reichthümer nicht ins Haus bringen, so läßt er sich doch bereden, den Rest seines Vermögens zu einem neuen Unternehmen, der Zucht von Mauleseln herzugeben. Das Geschäft florirt, Hawkins arbeitet sich empor und hofft von der Zukunft das Beste; denn er besitzt ausgedehnte Ländereien in Tennessee, die schon in wenigen Jahren einen ungeheuren Werth repräsentiren und seinen Kindern reiche Einkünfte abwerfen müssen. Sellers aber will über Nacht Millionär werden; er drängt Hawkins zu neuen Unternehmen, die fehlschlagen und den finanziellen Ruin Beider herbeiführen. In der Stunde der Noth erscheint ein Agent und bietet dem Squire Hawkins 10,000 Dollars für sein Besitzthum in Tennessee; dieser aber stößt die letzte hülfreiche Hand zurück, da er seine Kinder nicht um den künftigen Reichthum bringen will. Er vermag sich nicht mehr aus der Armuth emporzuringen und stirbt im Elend. Die Kinder könnten durch Arbeit das Los der Familie erleichtern, aber die Hoffnung auf die kommenden goldenen Tage läßt sie zu keinem energischen Handeln kommen. Nur Clay, der angenommene Knabe, nimmt den Kampf mit dem Dasein auf und wird zur Stütze der Familie. Colonel Sellers lebt in den ärmlichsten Verhältnissen; aber selbst in der bittersten Noth verliert er nicht den Muth und brütet jeden Tag einen neuen großartigen Plan aus, der Millionen einbringen muß. Bald beschäftigt er sich mit der Zusammensetzung eines unfehlbaren Augenheilmittels und hat alle Ingredienzen, nur das heilende Agens fehlt ihm noch; bald will er ein rationelles Beleuchtungssystem einführen und auf die einfachste Weise von der Welt, nämlich durch elektrische Zersetzung des Trinkwassers, ein billiges Gas erzeugen. Als Washington Hawkins, der Sohn des Squires, die Familie Sellers eines Tages beim Mittagsmahl überrascht, und zu seinem großen Erstaunen nichts als rohe Weißrüben auf dem Tische sieht, läßt sich der erfinderische Colonel nicht einen Augenblick aus der Fassung bringen und theilt dem jungen Hawkins unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß die Pest im Anzuge sei und sich etwa in drei Monaten über ganz Missouri verbreiten werde. Nach den gewichtigsten medicinischen Autoritäten gäbe es aber kein besseres Schutzmittel gegen diese furchtbare Seuche, als eine mehrwöchentliche Weißrübendiät, weshalb er und seine Familie schon über einen Monat ausschließlich von diesem edlen Wurzelgemüse lebten. Die Pest hält nun zwar nicht ihren Einzug in Missouri, wohl aber besetzt eine Abtheilung conföderirter Soldaten das Dorf. Der commandirende Offizier, Colonel Selby, ein ritterlicher Südländer, bringt der mittlerweile zur glänzenden Schönheit herangereiften Laura seine Huldigungen dar. Clay Hawkins hegt ebenfalls zärtliche Gefühle für seine Pflegeschwester und warnt sie eindringlich vor dem Soldaten. Laura aber läßt sich mit ihm trauen und verlebt einige Wochen in ungetrübtem Liebesglück. Da wird Colonel Selby nach New-Orleans versetzt, und als sich Laura anschickt, ihn zu begleiten, fordert er sie auf, zu ihren Angehörigen zurückzukehren, da sie nur durch eine Scheinheirath mit ihm verbunden sei. Zudem könne er ihrer Gesellschaft keinen Reiz mehr abgewinnen und kehre jetzt wieder zu seiner rechtmäßigen Frau nach dem Süden zurück. Laura ist vernichtet; als eine stolze und energische Natur weiß sie jedoch ihr Weh zu tragen und hegt nur noch einen Gedanken — den Frevel des Einen am ganzen Geschlecht zu rächen. Mittlerweile haben New-Yorker Speculanten den Bau einer Eisenbahn durch Missouri in Aussicht genommen und Ingenieure nach dem Westen geschickt, um auf Grund der vorgenommenen Vermessungen eine Subvention vom Congreß in Washington erhalten zu können. Colonel Sellers wird von dem Geschäftsführer der östlichen Firma für einen der einflußreichsten Männer des Westens gehalten; gleichzeitig weiß er sich bei Mr. Dilworthy, einem der Senatoren von Missouri, als Repräsentant des New-Yorker Hauses aufzuspielen. Er vermittelt die Bekanntschaft Lauras mit dem Senator, und dieser führt die westliche Schönheit als seine Nichte in der Washingtoner Gesellschaft ein. Während Dilworthy das Eisenbahnproject durch seinen Einfluß im Senat zu fördern sucht, wirkt Laura des Abends im geselligen Cirkel im Interesse der Compagnie. Der Glanz ihrer Erscheinung und der Zauber ihrer Unterhaltungsgabe sichern ihr bald einen hervorragenden Platz in den fashionablen Kreisen der Hauptstadt; sie weiß ihre Bewunderer in Fesseln zu schlagen, für ihre Pläne zu benützen und dann fallen zu lassen. Colonel Sellers trägt als Tobbyist gleichfalls zum Gelingen des Projectes bei und weiß durch sein joviales Wesen und durch seine speculative Combinationsgabe besonders bei den Repräsentanten westlicher Landdistricte einen solchen Eindruck zu machen, daß ihn letztere im vertraulichen Gespräch häufig schon mit „General" anreden. Da erscheint Colonel Selby, der Jugendgeliebte Lauras, in Washington. Sie verlangt eine Unterredung unter vier Augen, mit der Absicht, ihn zu verderben; allein er weiß sie durch die Betheuerungen seiner Reue zu versöhnen. Laura will ihm verzeihen, wenn er seine Familie verläßt und ihr ganz angehört. Selby geht scheinbar auf ihre Forderungen ein, heimlich aber trifft er Vorbereitungen zur Abreise nach New-York. Dies wird Laura hinterbracht, und im Wahnsinn der Leidenschaft erschießt sie ihren Verführer. Sie wird verhaftet und wegen Mordes processirt. Der Vertheidiger plaidirt temporäre Geistesverwirrung und weiß durch ergreifende Darstellung ihrer Jugendschicksale die allgemeinste Theilnahme für die Angeklagte zu erregen. Während einer juridischen Auseinandersetzung der Advokaten redet Colonel Sellers, der als Zeuge erschienen ist, die Geschwornen an, und entfaltet dabei eine solch merkwürdige Beredtsamkeit, daß der Gerichtshof in starrer Verwunderung seinen Ergüssen lauscht und nach der durch ihr gespreiztes Pathos unaussprechlich komisch wirkenden Schlußtirade in ein schallendes Gelächter ausbricht. Das Urtheil der Geschwornen lautet: Nicht schuldig. Laura sieht sich wieder im Besitz der Freiheit; aber während ihrer Gefangenschaft hat der Congreß die Gesetzvorlagen des Senators Dilworthy zur Unterstützung der Missouri-Eisenbahn verworfen. Laura hat ihre gesellschaftliche Stellung eingebüßt und entbehrt der Mittel, in gewohnter Weise weiter zu leben. Im Roman nimmt sie jetzt — in Uebereinstimmung mit einem wirklichen Vorfall — die Anerbietung eines Agenten an und betritt als Vorleserin die Bühne, wird jedoch vom Publicum mit solch unzweideutigen Zeichen der Verachtung empfangen, daß sie von Verzweiflung erfaßt in ihr Hotel eilt, wo ein willkommener Herzschlag ihrem verfehlten Dasein ein Ende macht. Dieser echt tragische und versöhnende Zug paßt nicht zur melodramatischen Anlage des Stückes, und so muß jetzt der verschmähte Clay Hawkins als Retter auftreten und der Gefallenen aufs Neue Hand und Herz anbieten, wodurch dem Zuschauer die Perspective auf ein unter Umständen recht glückliches Stillleben des jungen Paares im fernen Westen eröffnet wird. Was die Charaktere anbelangt, so ist der gutmüthige, von blinder Speculationswuth erfaßte und in der Einbildungskraft mit Millionen regierende Colonel Sellers der würdige Repräsentant einer in den Vereinigten Staaten weit verbreiteten Species; auch die anderen Figuren sind mit vielem Geschick nach dem Leben gezeichnet. Aber während in dem Roman die handelnden Personen Raum und Gelegenheit finden, sich nach verschiedenen Richtungen als volle Individualitäten zu manifestiren, kommt in dem knappen Rahmen des Dramas häufig nur eine Seite zur Anschauung, wodurch den Figuren etwas Caricaturenartiges anhaftet. Derselbe Mißstand macht sich bei den anderen Stücken bemerkbar. Das Hauptverdienst der Verfasser liegt in dem Versuch, der Bühne eine volksthümliche Gestalt zu geben, dieselbe mit nationalen Typen zu beleben und so das Interesse für die dramatische Kunst nicht ganz erkalten zu lassen. —

Diese Stücke zeigen zur Genüge, daß sie den ästhetischen Anforderungen, welche man an ein Kunstwerk zu stellen berechtigt ist, nicht entsprechen können. Von einer fortlaufenden, sorgfältig

Digitized by Google

gegliederten Handlung, von einer Steigerung des dramatischen Effectes, einer sorgfältigen Ausarbeitung der Charaktere ist keine Rede. Die Reihenfolge der Scenen ist nicht das Resultat innerer Nothwendigkeit, sondern wird durch den Zufall bedingt. Der Deus ex machina, den der dramatische Autor nur in den Zeiten äußerster Noth anruft, herrscht hier mit allmächtiger Gewalt. Dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit wird systematisch Hohn gesprochen und der Leichtgläubigkeit des Publicums das Ungeheuerste zugemuthet. Neben Streiflichtern von wirklich humoristischer Leuchtkraft fehlt es nicht an handgreiflichen Späßen und gelungenen Ueberraschungen. Dabei wiederholen sich die Prügeleien und Revolverangriffe in raschester Folge. Wie viel von diesen allzu realistischen Scenen auf Rechnung der Schauspieler zu setzen ist, bin ich allerdings nicht im Stande anzugeben, da ich die erwähnten Stücke nicht gelesen, sondern nur bei der Aufführung gesehen habe. Ein Europäer, der niemals in Amerika gewesen wäre und der Vorstellung dieser und ähnlicher Dramen beiwohnen würde, müßte zum Schluß gelangen, daß das Gros des amerikanischen Volkes aus großmüthigen, aber unwissenden Abenteurern, polternden Farmern, renommirenden Politikern und sentimentalen Betschwestern bestünde. Die Repräsentanten der besseren Gesellschaft haben noch keine nennenswerthe Verwendung gefunden und vor Allem ist der geistig regen, willensstarken Amerikanerin keine Gerechtigkeit widerfahren. Es ist nicht zu leugnen, daß das Verschwinden der äußeren Standesmerkmale in diesem Lande, sowie der nivellirende Einfluß republikanischer Institutionen dem Bühnenautor, besonders dem Lustspieldichter, die Arbeit erschweren; dafür bietet aber der Westen eine ganze Fülle neuer und höchst interessanter Erscheinungen. Sicherlich lassen sich für den auffälligen Mangel an Theaterstücken, die neben der Bühnenwirksamkeit auch literarischen Werth haben, tiefer liegende Gründe anführen.

Das amerikanische Volk hat in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seiner nationalen Existenz ein Riesenwerk vollbracht. Es eroberte der Civilisation einen Continent, es schuf auf freiheitlicher Basis einen mächtigen Volksstaat, begründete einen Welthandel und schwang sich zur industriellen Großmacht empor. Diese Arbeit nahm die besten Kräfte in Anspruch. Die hervorragenden Geister der Nation griffen lieber selbst als erste Helden in die Entwickelung eines großen historischen Schauspiels ein, als daß sie die Thaten Anderer im Drama zur Anschauung brachten. Und wenn der Dichtung Stimme aus dem Munde eines gottbegnadeten Sängers erklang, so verherrlichte dieser die Wunder der jungfräulichen Natur, oder er besang im ruhigen Fluß der epischen Muse die Thaten seines Volkes. Das Epos finden wir zumeist am Anfang, das Drama dagegen auf dem Höhepunkt einer Civilisation. Der Amerikaner besitzt das Bedürfniß geistiger Erholung in demselben Maße wie jeder andere Culturmensch, und daß seine Schaulust eine außerordentliche ist, wird ein Jeder zugestehen, der die Schaaren der Landbewohner bei jeder entsprechenden Veranlassung, sei es zur Installirung eines Würdenträgers der Republik, oder bei der Ankunft einer neuen Dampfspritze zusammenströmen sah. Da aber das Leben in der neuen Welt selbst vielfach aufregende Momente enthält, so verlangen die meisten Besucher der öffentlichen Vergnügungsplätze nach vollbrachtem Tagewerk entweder eine stärkere Reizung des Nervensystems, oder sie scheuen vor jeder geistigen Anstrengung zurück und erwarten nur Sinnenkitzel und Befriedigung ihrer Schaulust. Die Leiter amerikanischer Bühnen kommen diesem tiefgefühlten Bedürfniß getreulich nach. Die Presse hat selten einen Ruf der Warnung ertönen lassen und die Bedeutung des Theaters als eines Erziehungsinstitutes in Betracht gezogen oder dem Volke nahe zu legen gesucht. So kam es, daß die Anstalt, welche vor allen anderen zur Läuterung und Veredelung des öffentlichen Geschmackes beitragen sollte, bis zu gewissem Grade für die Verwilderung desselben verantwortlich gemacht werden muß und selbst die Hand bot zur Degradirung der Kunstform, unter deren Devise sie einzig und allein eine hohe culturelle Mission erfüllen kann.

In keinem europäischen Land nimmt ein so großer Theil der Bevölkerung eine feindselige Stellung gegen das Theater ein, als dies in Amerika der Fall ist. Wenn man erwägt, daß die Anhänger der Baptisten- und Methodistenkirche nach Millionen zählen, und daß alle eifrigen Mitglieder dieser Secten den Theaterbesuch wenn nicht als Sünde, so doch als unstatthaft verachten und deshalb ihren socialen Einfluß und ihre finanzielle Unterstützung der Bühne entziehen, so wird man diesen Umstand als ein wesentliches Hinderniß in der Entwickelung des Dramas bezeichnen müssen. „Was uns in der puritanischen Denkweise am achtunggebietendsten erscheint, ist keineswegs der Schönheit hold; die Gewohnheiten eines industriellen Gemeinwesens sind der Feinheit des Geschmackes nicht förderlich", schrieb Margaret Fuller vor Jahren, und ihre Worte sind heute noch so wahr, wie damals. Eine andere hervorragende Eigenschaft des Angloamerikaners ist die staunenswerthe Energie, mit welcher er seine Kräfte an die Verwirklichung eines bestimmten Planes wendet. Führt ihn nun gar sein Streben auf ein Gebiet, dessen Bebauung zur gesellschaftlichen Bildung gehört, mithin Modesache werden kann, so entwickelt er häufig im Ringen nach Erfolg einen ungestümen Eifer, der ihn verleitet durch eine Treibhauscultur das erreichen zu wollen, was nur nach einem langsamen Wachsthum als reife Frucht vom Baume der Civilisation fällt.

Endlich hat die amerikanische Bühne durch die Art ihrer Leitung selbst zum Verfall des Dramas beigetragen. In europäischen Ländern gibt es eine Anzahl von Theatern, die aus der Staatskasse Subventionen beziehen, oder sich der Protection der Fürsten erfreuen. In Amerika operiren aber die Theaterunternehmer auf rein geschäftlicher Basis, und wie im Allgemeinen der schnelle Erwerb das Streben des Volkes ist, so gilt ihnen der finanzielle Erfolg um jeden Preis als höchste und einzige Norm in der Leitung ihrer Unternehmen. Anstatt durch Darstellung trefflicher Stücke in vernünftiger Abwechselung und durch Pflege des Ensemble sich ein kunstliebendes und zuverlässiges Publicum heranzubilden, zieht es der amerikanische Director vor, durch Vorführung des Ungewöhnlichen und Außerordentlichen auf irgend einem Gebiet die Schaulust der Menge aufs Aeußerste zu stimuliren, um in möglichst kurzer Zeit eine reiche Ernte zu halten. Durch dieses Streben wurde das „Starsystem", das Engagement von Gästen, in solchem Grade ausgebildet, daß es zur vollständigen Mißachtung aller Kunstinteressen führt. In den großen Städten spielt ein Schauspieler allabendlich dieselben Rollen, in den kleinen zieht mit jeder Woche ein neuer Gast als allgebietender Herrscher ein, welchem die Welt auf den Brettern gehorchen muß. Da bei dem Beruf des Mimen die Persönlichkeit von größter Bedeutung ist, so werden oft die wichtigsten Veränderungen durch rein äußerliche Rücksichten veranlaßt. Ist der Gast klein, so würde er unter einer Gruppe wohlgebauter Männer nicht zur Geltung kommen; ist er groß, so würde er neben der kleinen Liebhaberin lächerlich erscheinen. Unter solchen Umständen hängt das Repertoire vom Zufall ab, und das Geschäftsinteresse allein ist bei der Leitung der Bühne maßgebend. Da versiegt dem darstellenden Künstler die Quelle der Begeisterung, er sinkt zum Handwerker oder höchstens zum einseitigen Bühnenvirtuosen herab, der vielleicht auf der G-Saite der Leidenschaft Erschütterungspassagen ausführen kann oder durch burleske Komik die Lachmuskeln zu reizen versteht, niemals aber „das Leben auf der Bühne zu gestalten vermag". Der Geschmack des Publicums wird auf diese Weise systematisch verdorben, so daß ein dramatischer Dichter von Begabung und idealem Streben für seine Leistungen keine Anerkennung findet. Die Bühnenleiter aber, welche dem unersättlichen Verlangen nach Neuem durch fortwährende Steigerung zu genügen suchen, fallen den regelmäßig eintretenden Reactionsperioden gewöhnlich selbst zum Opfer.

Der poetische Genius des amerikanischen Volkes hat auf verschiedenen Literaturgebieten stolze Thaten zu verzeichnen. Edgar Allan Poe ist ein volltöniger Sänger, welcher tiefen Naturlauten mit hinreißender Kraft und im kühnen Rhythmenschwung Ausdruck gibt. Henry Wadsworth Longfellow ist ein feinfühliger Dichter, der, wenn auch ohne scharf ausgesprochene Eigenthümlichkeit, für sanfte Stimmungen und schöne Gedanken vollendete

Digitized by Google

Formen findet. Nathaniel Hawthorne, der Romantiker aus dem Yankeelande, weiß uns scharf gezeichnete Charakterbilder aus der Puritanerzeit zu geben und die bedeutungsvollen Ereignisse der Colonialperiode mit dem duftigen Glanz einer reichen Phantasie zu umweben. Bret Harte endlich, der poetische Columbus der Sierra, ist ein elementarer Dichtergeist, der das menschliche Gemüth in seiner ganzen Ausdehnung von den tiefsten Abgründen zu den lichtesten Höhen erfaßt und den kernigsonnigen Humor zu verklären weiß. Und sollte die neue Welt keinen Meister hervorbringen, welcher die Kämpfe und Siege seiner Tage den Zeitgenossen und der Nachwelt im Spiegel der dramatischen Dichtung vorhält? Freilich ist das Aufblühen der dramatischen Literatur an andere Bedingungen als den gesetzlichen Schutz der Production und an energische Willensacte eines Volkes gebunden. Die dramatische Dichtung gleicht einem Gewässer, das an einem Orte sinkt, um an dem anderen um so höher zu steigen. So wie sie im Alterthume an den Ufern des heiligen Ganges Pflege fand, um dann unter dem Himmel Griechenlands in verjüngtem Glanze zu erstehen, so wird einstens wohl die ferne Zukunft in der neuen Welt stolze Schöpfungen voll eigenartiger Schönheit erwachsen sehen. Wann die endlosen Steppen des Westens in fruchtbare Felder verwandelt sind; wann von den schneegekrönten Häuptern der Sierra bis zu den blauen Fluthen des atlantischen Oceans eine Zunge erklingt; wann sich die verschiedenen Stämme zu einem gleichartigen Volke mit nationalem Bewußtsein verschmolzen und eine eigenthümliche Cultur erzeugt haben, dann mag ein erhabener Geist die edelsten Gefühle, die mächtigsten Leidenschaften und stolzesten Gedanken seines Volkes in einem Drama verkörpern.

A. N. Duchesne,

ein Geistesverwandter Charles Darwins im vorigen Jahrhundert.

Von Otto Zacharias.

Das Verzeichniß derjenigen Autoren, welche mit mehr oder weniger Berechtigung als Vorläufer Darwins angesehen werden, ist jetzt auf etliche dreißig Namen angewachsen. Die Reihe beginnt im griechischen Alterthum mit Empedokles und endigt mit Personen, die der jüngsten Vergangenheit angehören oder noch gegenwärtig am Leben sind.

Wenn man sich die Freiheit nimmt, von einem Darwinismus vor Darwin zu sprechen und Männer zu Evolutionisten stempelt, die ein halbes oder ein ganzes Jahrhundert vor der Zeit des berühmten englischen Forschers gelebt haben, so kann es sich begreiflicher Weise nicht um eine vollständige Identität der betreffenden Ansichten, sondern lediglich um eine gewisse Geistesverwandtschaft zwischen den Vorgängern und dem Nachfolger handeln. Die Zeichen einer solchen Verwandtschaft sind aber nicht überall da zu erblicken, wo die Idee auftaucht, daß sich die höheren Lebensformen früher einmal aus den niederen entwickelt haben. Denn ein derartiger Glaube herrscht, wie der englische Missionär Dr. Turner gefunden hat, schon seit den ältesten Zeiten auf einigen Südsee-Inseln. So halten es z. B. die Eingeborenen von Nukunau für ausgemacht, daß der Mensch allmählich aus den Fischen des Meeres entstanden sei. Deshalb wird aber Niemand diese Insulaner als Vorläufer Darwins betrachten dürfen.

Ein wirkliches Kriterium dafür, ob die Denkweise eines Forschers, gleichviel ob er der Gegenwart oder der Vergangenheit angehört, als „darwinistisch" zu bezeichnen ist, kann nur in der Stellung gefunden werden, die der Betreffende dem Speciesbegriff gegenüber einnimmt. Und da ist es denn wunderbar, daß wir in dem Botaniker und Pflanzenzüchter A. N. Duchesne schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Forscher vor uns haben, der sich mit diesem Begriffe auseinander zu setzen sucht. Seine Gedanken darüber hat er in einem merkwürdigen, jetzt fast verschollenen Buche niedergelegt, welches im Jahre 1766 zu Paris erschien. Es trägt den einfachen Titel: Histoire naturelle des Fraisiers, und gibt eine äußerst anschauliche und sorgfältige Darstellung aller damals bekannten Erdbeerpflanzen. Es ist die erste Monographie der Species Fragaria aus der Feder eines französischen Autors*), aber ihre Bedeutung liegt nicht in diesem äußerlichen Umstande, sondern darin, daß Duchesne den Versuch macht, die zahlreichen und verschiedenen Abarten der Erdbeerpflanzen genealogisch zu klassificiren und sie sämmtlich von einer einzigen Stammform, der Fragaria semperflorens, abzuleiten. Zu unserer größten Ueberraschung sehen wir sogar, daß Duchesne bereits das Schema eines förmlichen Stammbaumes entwirft, um die Descendenzen der verschiedenen Erdbeerpflanzen desto besser zur Anschauung zu bringen. La forme d'Arbre généalogique — sagt er — les rendra encore plus sensible et en fera mieux saisir l'ensemble.**) Er ist sich jedoch der Lückenhaftigkeit seines Unternehmens vollständig bewußt und er bekennt ganz bescheiden, daß er sich nicht schmeichele, immer das Richtige getroffen zu haben.

Aber gleichviel ob seine Genealogie vollständig richtig ist oder nicht — für uns ist schon die Thatsache von hohem Interesse, daß Duchesne genau ein volles Jahrhundert vor dem Erscheinen der „Generellen Morphologie" den Weg einschlägt, den Prof. Ernst Häckel in letzterem Werke ebenfalls betritt, aber mit noch umfassenderen Kenntnissen und größerer Kühnheit weiter verfolgt.***) Allerdings wird sich auch der Jenenser Forscher nicht schmeicheln dürfen „immer das Richtige getroffen zu haben", aber darin hat er sicherlich Recht, wenn er auf die skeptische Frage der Systematiker, ob es neben Linnés künstlichen Kategorien noch ein natürliches System geben könne, die siegesgewisse Antwort ertheilt: „Es gibt allerdings ein solches System und zwar nur ein einziges innerhalb der großen Hauptabtheilungen des Thier- und Pflanzenreiches. Dieses einzig natürliche System ist der reale Stammbaum."†)

Diese Antwort wurde den Zweiflern im Jahre 1866 gegeben. Hundert Jahre früher, anno 1766, hatte Duchesne schon Folgendes gesagt: „Die genealogische Ordnung ist die einzige, auf welche die Natur hinweist, die einzige, welche den Geist vollständig befriedigen würde; jede andere ist willkürlich und sinnlos."††)

In diesen Worten ist ebenso klar wie in den obigen von Häckel das Programm der modernen Biologie enthalten. Es scheint fast als hätte Duchesne die Unzulänglichkeit der künstlichen Klassification noch lebhafter empfunden als selbst Lamarck, der hergebrachtermaßen für den Vorläufer Darwins par excellence gilt. Man kann die Histoire naturelle des fraisiers nicht lesen, ohne fortdauernd das Gefühl zu haben, daß man es darin nicht blos mit Papier und Druckerschwärze, sondern mit den Erfahrungen eines Mannes zu thun hat, der die Natur aus eigener, gründlicher Anschauung kennt. Es hat einen großen Reiz, sich in ein solches Buch zu vertiefen. Wiederholt schildert der Verfasser, wie er gesät, gepflanzt, beobachtet und verglichen habe, um über diesen oder jenen Punkt Klarheit zu bekommen. Oft sei das erwartete Ergebniß ausgeblieben, dann habe er dafür eine andere werthvolle Belehrung empfangen u. s. w. Wir sehen den jungen, forschungseifrigen Mann im Geiste vor uns, wie er in seinem Garten zu Versailles thätig ist und sich bemüht in den geheimnißvollen Zusammenhang der Pflanzenformen einzudringen. Umsicht, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit

---

*) J'ai vu avec étonnement, qu'une plante utile, cultivée depuis fort long-tems, intéressante par sa structure, n'avoit pas jusqu'à ce jour d'historien particulier . . . Hist. nat. d. Fraisiers, Avertiss. pag. IV.

**) Histoire nat. pag. 221.

***) Die „Generelle Morphologie" erschien 1866.

†) Generelle Morphologie. II. Band. S. 398.

††) L'ordre généalogique et le seul, que la nature indique, le seul qui satisfasse pleinement l'esprit; tout autre est arbitraire et vide d'idées. Hist. nat. p. 220.

Digitized by Google

sind die Eigenschaften, die uns bei dem Schriftsteller Duchesne überall entgegentreten. Auch darin gleicht er seinem großen englischen Nachfolger in bemerkenswerther Weise.

Vor Allem aber verdient hervorgehoben zu werden, daß Duchesne sich immer streng an die Thatsachen hält, daß die Speculation niemals bei ihm überwuchert und daß er in diesem wichtigen Punkte unbedingt über Lamarck zu stellen ist.

Die Theorie ergibt sich bei Duchesne stets nur als eine unmittelbare Folge aus den Thatsachen. Auch seine genealogischen Ideen entstammen, wie wir gleich sehen werden, aus dieser Quelle.

Im Jahre 1761 hatte er in seinem Versuchsgarten zu Versailles Samen der gewöhnlichen Walderdbeere (Fragaria vesca) ausgesät, und als derselbe aufgegangen war, entdeckte er unter den jungen emporwachsenden Pflanzen auch ein merkwürdig abweichendes Individuum, welches anstatt der bekannten dreizähligen Blätter auf jedem Stiele nur ein einfaches, aber etwas größeres Blatt trug. Duchesne war im höchsten Grade über diese Thatsache erstaunt. Er konnte sich diese weitgehende Abweichung von der Stammart nicht im entferntesten erklären, aber er beschloß die Sache weiter zu verfolgen. Die ersten reifen Samenkörner, die er erhielt, wurden auf der Stelle wieder ausgesät, und zwar geschah das am 15. Juni 1764.

Mit Ungeduld erwartete er das Keimen und Aufwachsen der neuen Generation. Nach sechs Wochen waren die jungen Pflanzen endlich soweit entwickelt, daß er sich von dem Wiedererscheinen der merkwürdigen Blätter überzeugen konnte. Sein Erstaunen war grenzenlos. Er hatte nicht im mindesten erwartet, daß ein zufällig aufgetretener Charakter sich so constant vererben würde. Aber die Thatsache lag unzweifelhaft vor. Es war eine neue Art der Erdbeerpflanzen entstanden, und wiederholte Aussaaten an den verschiedensten Lokalitäten vorgenommen bestätigten, daß dieselbe sich ganz normal fortpflanzte. Duchesne gab ihr mit Bezug auf ihren Entstehungsort den Namen: Fraisier de Versailles. In der Botanik führt sie die Bezeichnung: Fragaria monophylla.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das plötzliche Auftreten dieser einblätterigen Erdbeerart daran Schuld war, daß Duchesne auf den Gedanken kam, alle Erdbeerpflanzen von einer einzigen Stammart abzuleiten. La formation de cette nouvelle race de Fraisier — sagt er — doit rendre plus que probable l'hypothèse que toutes viennent originairement d'une seule.*) Gegen diese Argumentation läßt sich kein Einwand vorbringen. Denn da die Fragaria monophylla von allen übrigen Erdbeerpflanzen in einem höheren Grade verschieden ist, als diese es unter sich sind, so ist es — wenn die erstere aus einer von ihr erheblich abweichenden Stammform hervorgegangen ist — auch sehr wahrscheinlich, daß die anderen Subspecies oder Racen der Erdbeere auf ähnliche Weise entstanden sind. Wir wissen bereits, daß Duchesne die Fragaria semperflorens für die Stammart sämmtlicher existirender Erdbeerracen hielt, und haben gesehen, daß er auf Grund dieser Ueberzeugung einen Stammbaum derselben aufstellte.

Nichtsdestoweniger aber ist unser Autor in dem Glauben befangen, daß die Species als solche constant sei. Das Linné'sche Dogma hat es ihm angethan, und er kann nicht davon lassen. Er gibt zwar in Folge seiner Erfahrung mit der Fragaria monophylla gern zu, daß sich neue Racen bilden und daß diese ihre Merkmale mit vollkommener Treue auf ihre Nachkommen vererben, aber der naheliegende Gedanke, daß diese neuen Racen vielleicht beginnende Species sein könnten, kommt ihm nicht. Zu einer Würdigung der Bedeutung verhältnißmäßig kleiner Abweichungen für die Speciesbildung fehlt ihm einestheils das geologische Zeitmaß; dann aber auch die Idee von einem nimmer ruhenden Kampfe ums Dasein, in dem die vortheilhaften Varietäten erhalten bleiben und die andern zu Grunde gehen. Aber trotz alledem haben wir in A. N. Duchesne einen wirklichen Geistesverwandten Charles Darwins zu erblicken, wie auch kürzlich der berühmte Botaniker Alphonse de Candolle anerkannt hat.*) Denn beide lassen sich von denselben Gesichtspunkten und denselben Principien der Forschung leiten. Jener einzige Gedanke, daß die genealogische Ordnung bei aller Klassification maßgebend sein müsse, stempelt Duchesne zum Evolutionisten.

Dasselbe gilt von seiner ungemein scharfsinnigen Erklärung der Getrenntgeschlechtigkeit oder des Diöcismus bei den Pflanzen. Vor Duchesne hatte Niemand den Versuch gemacht, eine Erklärung für die eigenthümliche Thatsache zu geben, daß in manchen Blüthen nur die männlichen Generationsorgane wohlentwickelt, dagegen die weiblichen verkümmert sind, während in anderen gerade das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Es war bisher noch keinem Systematiker eingefallen, sich über diese merkwürdige Naturerscheinung, welche doch offenbar zu Umständlichkeiten bei der Befruchtung führen mußte, den Kopf zu zerbrechen. War eine solche Getrenntgeschlechtigkeit den Pflanzen ursprünglich anerschaffen oder hatte sie sich erst später entwickelt? Duchesne entschied sich für die letztere Annahme und stellte folgende Hypothese über den Diöcismus auf. Ursprünglich waren alle Pflanzen hermaphroditisch und besaßen Blüthen, die sich selbst befruchten konnten. Durch irgend einen Zufall aber entstand einmal eine Mißbildung, eine Blüthe mit verkümmerten Staubfäden, die, um Samen erzeugen zu können, mit dem Pollen einer andern befruchtet werden mußte. Durch diese Fremdbestäubung (fécondation étrangère) wurde aber der Einfluß der mütterlichen Blüthe auf die neu entstehende Generation nicht paralysirt. Es entstanden vielmehr Samen, aus denen sich nur Pflanzen mit Blüthen zu entwickeln vermochten, die entweder blos männliche oder blos weibliche Zeugungsorgane besaßen. Auf diesem Wege bildete sich allmählich die Getrenntgeschlechtigkeit aus, wie wir sie gegenwärtig in der Pflanzenwelt vor uns sehen. Etwas Aehnliches, sagt Duchesne, müsse auch in der Thierwelt stattgefunden haben, da man dort ebenfalls bei jedem der beiden Geschlechter die charakteristischen Organe des anderen nachzuweisen vermöge.**)

Zwischen dieser Erklärung des Diöcismus und derjenigen, welche Darwin in seinem Werke über die Entstehung der Arten gibt, ist freilich ein sehr großer Abstand.***) Aber wenn wir den Standpunkt der Wissenschaft zu Duchesnes Zeit in Betracht ziehen, müssen wir uns wundern, daß er überhaupt schon den Versuch macht, jenes eigenthümliche Phänomen der Geschlechtstrennung bei den Pflanzen genetisch zu erklären. Nach alledem verdient der Verfasser der Histoire naturelle des Fraisiers mit in das Verzeichniß der Männer aufgenommen zu werden, welche man als Vorläufer Darwins bezeichnet. Bisher aber fehlte sein Name in dieser Liste.

*) Histoire nat. pag. 134.

*) Vergl. Darwin, considéré au point de vue des causes de son succès. Genève 1882, pag. 8—10.

**) Hist. naturell. d. Fr. pag. III. Remarque.

***) Entstehung der Arten. Deutsch von Carus. 4. Aufl. Stuttgart 1870. S. 107.

Mozarts siebenundvierzig Symphonien.

Wie viele sonst gebildete und sogar „musikalische" Menschen, welche „Abonnementsconcerte" besuchen und sich jahraus jahrein mit den bekannten drei (höchstens sechs) Mozart'schen Symphonien abspeisen lassen, mögen wohl wissen, daß des großen deutschen Meisters Symphonien an Zahl beinahe ein halbes Hundert erreichen? — Und selbst: wie viele Musiker, die es von Jahn und Köchel her wissen, mögen sich wohl bisher die „Mühe" gegeben haben, die nun in der Breitkopf und Härtel'schen Gesammtausgabe der Werke Mozarts (4 Bände) vollständig vorliegenden bisher unbekannten Partituren genauer anzusehen?

Die muthmaßlich beschämende Antwort auf obige zwei

Digitized by Google

Fragen veranlaßt uns, an dieser Stelle das deutsche gebildete Publicum aufmerksam zu machen, daß sich mit dieser neu eröffneten Serie von Mozarts Compositionen eine bisher verschlossene Welt des Genusses und der Belehrung aufgethan hat. „Des Genusses" — denn in unserer Zeit thut nichts wohler, als Meistertönen zu lauschen, die frisch aus übersprudelnder Jugendfülle und ungehemmter Erfindung, ohne jene graue Reflection, die unserer Zeit eigen, hervorströmen! — „Der Belehrung" — denn welcher Meinung lebte man wohl bisher über die ungedruckten Symphonien Mozarts? Daß das überwiegend kindische, unreife, unbedeutende Jugendprodukte sein dürften, an denen heute Niemand mehr Gefallen finden könne, die daher besser, und zu Mozarts eigenem Vortheil, unbekannt blieben. Was zeigt uns aber der wirkliche Anblick und die nähere Bekanntschaft? Daß man es hier nicht blos mit Jugendstudien und mehr formellen als ideellen Produkten, sondern mit wirklichen Kunstwerken, mit köstlich erfrischenden Erzeugnissen einer höchst genialen Natur zu thun hat. Und das ist wahrhaftig „Belehrung", nicht allein für das Gros der Musikfreunde, sondern und ganz besonders für die Musiker, welche bisher mit hochmüthigem Mitleid auf mehr als drei Viertel einer gewissen Gattung von Werken eines der wunderbarsten deutschen Tonmeister glaubten herabblicken zu dürfen!

Es ist ja begreiflich, daß man erst jetzt anfängt, solchen „ausgegrabenen" alten Musikwerken mit besserem Verständniß und größerer Sympathie entgegenzukommen. Des Riesengeistes Beethoven neun Symphonien mußten natürlich zunächst alles Vorhergangene in Schatten stellen. Wer mochte wohl, so lange er unter dem absoluten Banne einer solchen Erscheinung stand, sich sonderlich für Werke interessiren, die einer entschieden naiven Zeit angehören und ihr getreuer Ausdruck sind, einer Zeit also, die der unseren mit ihrem unruhigen Drängen und Treiben diametral entgegensteht. Die Verhältnisse haben sich aber einigermaßen geändert. Seitdem man einsehen gelernt hat (wenigstens in einem Theile der musikalischen Welt), daß die Symphonie seit Beethoven keine wesentlichen Fortschritte mehr gemacht, ja daß, nach manchen sehr respectablen Leistungen, im Allgemeinen doch ein entschiedener Rückgang stattgefunden hat, wenden sich die Blicke gern wieder rückwärts und suchen verlassene Gebiete wieder auf. Immer lebhafter sehen wir bei echten Kunst- und Menschenfreunden die Empfänglichkeit sich steigern für Produktionen, die um so reiner wirken müssen, als sie so hoch gespannte Ansprüche von vornherein gar nicht hervorrufen, dafür aber in ihrer Art desto vollkommener sind.

Allerdings wird man fragen dürfen, wie es denn kam, daß von jenen 47 Symphonien nur etwa die Hälfte in irgend einer Form, und nur etwa ein Viertel in Partitur bisher gedruckt, mindestens die Hälfte also nur jenen Eingeweihten bekannt geworden war, die zu den Manuscripten Zugang fanden. Die einfache Erklärung ist die, daß der Besitzer der Mehrzahl der Manuscripte, der Musikverleger André in Offenbach, nicht den Muth gehabt hat, sie durch den Druck zu veröffentlichen, sie aber doch nicht leichtlich Andern überlassen wollte; daß eine geraume Zeit erforderlich war, bis das Haus Breitkopf & Härtel sich zur Gesammtausgabe der Werke Mozarts entschlossen und alle erforderlichen Manuscripte oder sicheren Copien erworben hatte. Alldem mußten noch die mühevollen Arbeiten eines O. Jahn und L. v. Köchel vorausgehen, um nur zunächst die Existenz und documentirte Echtheit aller für eine Gesammtausgabe in Betracht kommenden Werke nachzuweisen. Jetzt aber sehen wir mit Freude eine Serie der Mozart'schen Werke nach der andern in Vollständigkeit und gleichmäßig schöner Partiturausgabe aus jener Officin hervorgehen. Und die Serie der Symphonien ist es vor allen, die unser Interesse in Anspruch nimmt, weil gerade auf diesem Gebiete Mozart ein großer Antheil an der aufsteigenden Entwicklung zugeschrieben werden muß, und weil sich dieser Entwicklungsproceß in Mozarts Symphonien, dieselben ganz für sich betrachtet, vollständig darstellt; denn so wie seine ersten Symphonien der Kindheit der Gattung, so gehören die letzten der vollständigen Ausbildung derselben an und werden nur ideell, oder inhaltlich, nicht in formeller Hinsicht, von Beethoven überflügelt.

Jene Vertheilung der Symphonien auf Mozarts (sozusagen) ganzes Leben läßt sich bequem in folgender Weise rubriciren, wobei noch der Ort bezeichnet ist, wo die betreffenden Symphonien (sicher oder wahrscheinlich) componirt sind:

Nummern der Symphonien.	Lebensjahre Mozarts.	Ort der Composition.
1—4	8—9	London
5	9	Haag
6—9	9—13	Wien
2—7 Supplement	13—15	Rom
10, 11, 13	— —	Mailand, Bologna
12, 14—30	15—18	Salzburg
31	22	Paris
32—34	23—24	Salzburg
35	26	Wien
36—38	37—30	Linz, Prag
39—41	32	Wien.

Um die Sache noch mehr zu vereinfachen, theilen wir das Ganze in drei Gruppen und bezeichnen die Lebensjahre in Verbindung mit den Nummern wie folgt:

	Kindheit.	Jugend.	Reife.
Lebensjahre	8—15	15—24	26—32
Nummer der Symph.	1—13 u. Suppl.	14—34	35—41.

Es entfallen nach dieser Rechnung, die freilich nicht gar zu buchstäblich, sondern approximativ genommen werden muß, in die Zeit der Kindheit 19, in die Jugendzeit 21, in die Zeit der Mannesreife 7 Symphonien. Beide obige Eintheilungen erleichtern uns die Darstellung und wohl auch dem Leser die Orientirung — mögen daher gestattet sein.

In den Symphonien aus der „Kindheit" frappirt neuerdings die merkwürdige Sicherheit der Factur — da spürt man nirgends Zweifelhaftes in der musikalischen Intention, oder Mangel an Fertigkeit in Ausführung derselben. Nach dieser Seite könnte man ganz vergessen, daß man es mit Werken eines 8—15 jährigen Knaben zu thun hat. Anders freilich steht es mit dem Gehalt: kindlich, naiv, manchmal auch nichtssagend sind die Themen; mit der Durchführung derselben werden wenig Umstände gemacht; knapp und kurz sind die Formen, manchmal so knapp, daß sie an die zu kurzen Aermel und Höschen im Wachsen begriffener Jungen erinnern. Wer würde aber auch von diesen Jahren mehr erwarten, besonders auf einem Gebiete, das damals bei weitem noch nicht die Wichtigkeit besaß wie später; war doch des jungen Tonmeisters Dichten und Trachten schon damals (im Alter von 13—15 Jahren) auf die Oper gerichtet, und hierin holte er sich bereits in Italien Lorbeeren, die auf dem Gebiete der Symphonie nicht zu erringen gewesen wären. In den „römischen" und überhaupt italienischen Symphonien fällt ein gewisser conventioneller Stil auf, namentlich von Nr. 4 (des Supplements) an, und später immer mehr. Wollte sich Mozart den landesüblichen Stil aneignen? Die Sachen klingen gar nicht recht Mozartisch, mehr gemacht als erfunden, mit einem Worte kühl und formell. Das wird wohl auch der Grund sein, warum man ihrer Echtheit nicht recht getraut und sie, außerhalb der chronologischen Reihenfolge, in ein „Supplement" verwiesen hat.

Nach den italienischen Reisen scheint nun aber unsern jungen Meister eine ganz besondere Lust und Liebe zu dieser Gattung ergriffen zu haben. Oder war es die Heimat, das traute Leben im Familienkreise, die schöne Natur Salzburgs, was auf ihn wirkte und ihn in so glücklicher Stimmung erscheinen läßt? — Nicht allein die große Zahl der in Salzburg geschriebenen Symphonien (siehe oben), auch der ganze Ton derselben ist auffallend anders als früher: herzlich, fröhlich, launig, ungebunden, ja man könnte sagen: ungenirt, d. h. merkwürdig frei im Rhythmischen und im Satz. Dies gilt besonders von den im 15. und 16. Lebensjahre geschriebenen Symphonien Nr. 14—21, auf die wir hiermit besonders aufmerksam machen wollen und die in der That reizend sind.

Digitized by Google

Die darauf folgenden Symphonien (die sogenannten Cranz'schen, weil sie zuerst bei Cranz in Hamburg in vierhändigem Arrangement erschienen) sind ernster, männlicher, zum Theil nicht so anmuthig als jene Salzburger, zum Theil aber auch bedeutender, wie namentlich die in G-moll Nr. 25, und in A-dur Nr. 29. Dann, in den weiteren Symphonien, einschließlich der Pariser Nr. 31, wird der Stil wieder etwas conventionell, die Wärme der Empfindung und die Frische der Erfindung stehen zurück. Der symphonische Geist Mozarts scheint eine Ruhepause nöthig gehabt zu haben um sich schließlich in den letzten (Prager und Wiener) Symphonien (Nr. 35, 38—41) zu jener Höhe emporzuheben, welche aus der Vereinigung der zum ernsten Männlichen gelangten Persönlichkeit mit der größten musikalisch-contrapunktischen Leistungsfähigkeit hervorgeht. Den höchst würdigen Schlußstein des Gebäudes bildet die berühmte sogenannte „Jupiter"-Symphonie, jenes große Meisterwerk, welches sich, nebst der G-moll Symphonie, in Folge der eminenten Höhe des Gehalts neben Beethoven nicht allein erhalten konnte, welches sogar, was absoluten Wohlklang und vollkommen rein musikalische Intention betrifft, von Manchen noch *über* Beethoven gestellt wird.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier in das Detail einzugehen und die bezeichneten Perioden und einzelnen Symphonien noch näher zu charakterisiren. Dagegen fordert die *praktische* Seite des Gegenstandes noch eine Beleuchtung. Es muß nämlich die Frage aufgeworfen werden: Inwiefern darf man hoffen, daß der gehobene Schatz nicht ausschließliches Eigenthum der „gelehrten" Musiker bleibe, sondern auch dem Publicum zugänglich gemacht werde? — und hierauf möchten wir noch mit einigen Worten eingehen.

Am gewissesten dürfte der Sache zunächst durch die üblichen Arrangements für Klavier, zu vier oder auch nur zu zwei Händen (da die Einfachheit des Satzes in *diesen* Mozart'schen Symphonien bei der heutigen Klaviertechnik vier Hände kaum zu fordern scheint) Vorschub geleistet werden. Sicherlich werden sich Bearbeiter finden, welche auf diesem Wege zur Verbreitung der ganzen Serie, oder auch vorläufig blos der bedeutenderen Symphonien, namentlich jener Salzburger, das Ihrige thun werden. Aber hiermit ist's nicht abgethan. In der Originalgestalt, im Orchester, kommt erst die rechte Wirkung zu Stande. Es wäre also zu wünschen und zu hoffen, daß unsere *Concertdirigenten* Interesse für diese Sache gewännen, und durch Aufführungen dem Publicum die Bekanntschaft vermittelten. Aber da ist uns schon mehrfach eingewendet worden: das „dünn besetzte" Mozart'sche Orchester jener Symphonien (neben dem Streichquartett oft nur 2 Oboen und 2 oder 4 Hörner, ausnahmsweise manchmal 1 Flöte oder 2 Fagotte, selten Trompeten und Pauken) bilde ein Hinderniß; das Publicum sei zu sehr an den Vollklang des gegenwärtigen Orchesters gewöhnt, als daß es sich mit so kleinem Orchester befreunden könne. Wir halten diese Ausrede für nichtig. Da bei Mozart das Streichquartett der Träger des Orchesters ist, und daher immer schon *für sich* voll klingt, so darf man dem Meister wohl auch in seinen älteren Symphonien zutrauen, daß er eine volle Klangwirkung ohne Clarinetten, Trompeten und Posaunen herzustellen weiß; überdies bietet die große bekannte G-moll Symphonie den sprechendsten Beweis der Wirkung eines solchen Orchesters — es hat noch Niemand darin die ebengenannten Instrumente vermißt!*) — Freilich, wo man den Gaumen des Publicums bereits durch ein beständig leckeres modernes Orchester verwöhnt hat, wo die gesunde Grundlage des Orchesters, das Streichquartett, etwa schwach besetzt ist und schon für Beethoven nicht genügt, wo man den Sinn für Mozart'sche und Haydn'sche Orchestermusik hat verkümmern oder eingehen lassen — da wird auch die ältere Mozart'sche Symphonie nicht auf sofortige begeisterte Aufnahme rechnen dürfen. Dann liegt aber die Schuld an den Orchester- und Vereinsvorständen, bei Leibe nicht an Mozarts genialen feinsinnigen Compositionen und an seiner Orchester-Zusammensetzung. Solchen unnatürlichen und schädlichen Zuständen entgegenzuwirken, sind vor Allem die Conservatorien und Musikschulen berufen. Möchten diese überall ihre Schuldigkeit thun! Möchten sie aber auch baldigst bei der Verlagshandlung Breitkopf & Härtel dadurch Unterstützung finden, daß dieselbe mit dem Stich der *Stimmen* vorangeht — gerade die reizvollsten Symphonien fehlen noch in der Stimmausgabe; copirte Stimmen aber kommen zu theuer! S. Bagge.

*) Die Musikschule in Basel brachte vor kurzem die kleinere G-moll Symphonie (Nr. 25) mit einer Besetzung von 40 Violinen zur Aufführung, wobei 2 Oboen 2 Fagotte und Hörner den großen (Kirchen-) Raum vollständig füllen halfen, das Hervortreten des Streichelementes aber wirkte gerade sehr wohlthätig.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Welt, in der man sich langweilt."

Lustspiel in 3 Acten von E. Pailleron.

Wenn man das lustige Stück und dessen etwas absonderlichen Titel verstehen will, so muß man nicht vergessen, daß der französische „ennui" nicht ganz unserer deutschen „Langeweile" entspricht, sondern auch Melancholie, Ueberdruß, Weltschmerz, Spleen bedeuten kann. Eduard Pailleron, dem wir unter Anderem die bekannten Stücke „L'Age ingrat" und „Faux ménages" und den besten Einacter des modernen Theaters: „L'Etincelle" verdanken, hat in früheren Jahren einmal einen Schwank: Le Monde où l'on s'amuse verfaßt, zu welchem die neueste Komödie eben das Seitenstück bildet. Wenn die Welt, wo man sich amusirt, jene schon halbirte oder sich halbirende ist, die Dumas fils geschildert und mit zweifelhaften Wittwen und unzweifelhaften geschiedenen Frauen bevölkert hat, welche in gemeinsamem Amusement ihre Schande vergessen wollen, so ist die Sphäre, worin das neue satirische Sittenbild spielt, im Gegentheil eine hoch zugeknöpfte, prüde, gezwungene und daher langweilige Gesellschaft. Es ist die Welt, wo man nach Molières Worten die ermüdende Tugend einem bequemen Laster vorzieht oder es wenigstens sich selbst und Anderen einredet. Es ist das Reich der Lüge. Da wird der alte Adam in spanische Stiefel eingeschnürt und jede freiere Regung erstickt. Aber die sociale Verlogenheit findet ihre Strafe in sich selbst. Sie erzeugt die Langeweile. Sie langweilt sich und Andere. Da jedoch diese Sklaven der Heuchelei nicht sonderlich unterhaltend und also keineswegs dramatisch wären, so ist Pailleron darauf bedacht, ihnen einige Vertreter der Wahrheit und der Unterhaltung entgegenzusetzen, welche diese ganze verlogene Welt verwundert und empört betrachten und ihr das vom gesunden Menschenverstand eingegebene Urtheil sprechen. Es geschieht folglich ganz das Nämliche wie in Molières „Femmes savantes", wo der „bonhomme" Chrysale, dem eine gute Suppe lieber ist als die schönsten Worte, den gelehrten Narren und Närrinnen gegenübergestellt ist.

Bevor ich die Handlung, wenn es überhaupt eine solche gibt, erzähle, will ich die Charaktere und Typen kurz skizziren, die der Verfasser in Scene gesetzt hat. Wir haben da zuerst die aufrichtigen Langweiler, die aus Ueberzeugung und innerem Bedürfnisse seriös sind. Zuerst die Gräfin von Céran, welche in ihrem Salon, ganz wie Skobeleffs Freundin: Madame Edmond Adam, Senatoren, Abgeordnete und Akademiker fabrizirt und junge oder verkannte Talente unterstützt; dann Miß Lucy Wattson, eine spitze Engländerin voll philosophischer Belleitäten, ein Weib ohne Weiblichkeit, endlich eine Menge schöner junger Damen, welche nur für Schopenhauer und Hegel — Tocqueville, im Original — schwärmen und die „Instincte der Materie" leugnen. Dann kommen die Streber, die Voltaires genre ennuyeux im Gegentheil für gut finden — um zu Ehr' und Ansehen zu gelangen. Es sind alle angehende oder verkannte Politiker und Gelehrte, ungeduldige Candidaten für die Kammer oder die Akademie, welchen der Ernst Mittel zum Zweck ist, um in dem Salon der Gräfin Connexionen zu suchen, „se faire des rélations", wie man in Paris sagt. Wir treffen unter ihnen vor Allen den Sohn der Gräfin, Roger, einen hübschen Burschen in der Verkleidung eines Pedanten, einen Tartufe der Wissenschaft, der das Feuer seiner Augen dämpft und erst unter dem Hochdruck der Liebe sein wahres Wesen zeigt; dann der parfumirte Lieblingsprofessor der Damen und Salonpsycholog Bellac — Paillerons Modell war ohne Zweifel der Pariser Professor und Philosoph E. Caro, bellâtre Caro, Bell-ac — der sich von seinen schönen

Digitized by Google

Hörerinnen in Weihrauchwolken hüllen läßt und ihnen dafür das Manna einer sublimen Pilosophie spendet; de Saint Réault, „Sohn eines so talentvollen Mannes", weshalb er einen Lehrstuhl für Sanskrit und Prakrit haben möchte; der Unterpräfect Paul Raymond mit seiner jungen Frau, die sich redlich langweilen, um eine Präfectur zu bekommen, und nur auf verschwiegenen Corridoren durch heimliche Küsse sich für alle ausgestandene Qual schadlos zu halten suchen.

Auf der anderen Seite stehen die vernünftigen Leute. Die Herzogin, der Gräfin Tante, eine einfache, trefflich gelaunte, überaus joviale Frau, Feindin der sie umgebenden Pedanterie, etwas leichtfertig und schnellfertig mit dem Wort. George Sand hat uns mehrere solcher großen Damen gezeichnet, welche eine bewegte Vergangenheit hinter sich und eine stille, friedliche Zukunft vor sich haben, energische Raceweiber ohne Principien, aber von weichem Herzen, die ein besonderes Vergnügen in der Unterstützung der Liebenden suchen, in deren Glück sie manche süße Erinnerung finden mögen. Endlich Suzanne de Villiers, ihre Nichte von illegitimer Geburt, welche hier dieselbe Rolle spielt, wie Henriette in Molières Femmes savantes. Sie ist wild und ausgelassen, von einer fast unnatürlichen Offenheit, ein ausgelassener Backfisch, der nur darum auf den seriösen Ton des Hauses eingeht, um den Geliebten eifersüchtig zu machen.

Und nun die Handlung des reizenden Stückes! Suzanne liebt Roger de Céran. Die Gräfin wünscht aber die Heirath ihres Sohnes mit Lucy Wattson. Aber die Ereignisse bestimmen es, wie gewöhnlich, anders, als die Eltern es gewünscht. Lucy verliebt sich in Bellac, wenigstens so weit es eine gelehrte Frau fähig ist. Was Bellac anbetrifft, so ist es klar, daß unter allen Schönheiten, die ihn verhimmeln, die Engländerin ihm am nächsten geht. Uebrigens sucht die Gräfin nur einen Vorwand, um sich des ewig spöttelnden Mädchens zu entledigen Ein aufgefundener Brief läßt sie an eine Liebelei zwischen Suzanne und Bellac glauben. Dieses Billet ist auf verheißungsvollem Rosapapier geschrieben und lautet: „Heute Abend um 10 Uhr im Gewächshaus. Schützen Sie Migräne vor." Unterschrift und Adresse fehlen. Auch Roger ist der Meinung, daß der Wisch von Bellac geschrieben und an Suzanne gerichtet sei. Die Herzogin hält Bellac und Suzanne für die Schuldigen. Suzanne, welcher der Brief auf einen Augenblick in die Hände fällt, glaubt an ein Einverständniß zwischen Roger und Lucy. Aber man kann sich ja leicht vergewissern!

Es ist zehn Uhr, also die Stunde, da eine Dame der Gesellschaft nothwendig die Migräne bekommen und sich zurückziehen wird. Die Herzogin, die Gräfin und Roger warten in fieberhafter Aufregung, während im Nebenzimmer ein alter Barde eine fünfactige Tragödie vorliest, die einen einzigen guten Vers enthalten soll. Wer wird sich jetzt entfernen? Still, die Thür des Hintergrundes öffnet sich! Man hört ein paar hinkende Verse des aufgeregten Dichters. Frau Raymond erscheint, klagt über Migräne und verschwindet in dem Garten. Natürlich hat ihr Mann, der dieser Poesie und den strengen Blicken seiner Umgebung entfliehen will, seinem Weibchen ein Rendezvous gegeben und zufälliger Weise gerade im Gewächshaus. Einige Minuten vergehen. Die Thüre öffnet sich zum andern Male. Ein zweiter Vers der Tragödie donnert herein. Diesmal kommt Lucy Wattson. Auch sie hat Migräne, ganz wie der von ihr verlorene Brief es vorschreibt, und sie eilt zum süßen Stelldichein. Und die Thüre öffnet sich zum dritten Male und läßt wieder ein paar Jamben durchschlüpfen. Suzanne steckt ihr Köpfchen herein, spricht etwas von Migräne und schlüpft hinaus, um die Amerikanerin zu belauschen. Drei Migränen für eine! Roger folgt mit klopfenden Herzen Suzanne, und Herzogin und Gräfin beschließen, sich im Gewächshause auf die Lauer zu begeben.

Der dritte Act ist das modernisirte Finale von Beaumarchais' „Figaros Hochzeit". Wir sahen schon so etwas voraus, als wir die Helden und Heldinnen sämmtlich in das Gewächshaus huschen sahen. Der Verfasser hat mit bekannter Schlauheit der Herzogin die vorsichtigen Worte in den Mund gelegt: „Dieses Gewächshaus ... aber das sind ja die Kastanienbäume des Figaro!" Habemus confitentem ... Gleichviel, das bewußte Plagiat ist amusant. Herzogin und Gräfin legen sich in den Hinterhalt und belauschen die folgenden dreifachen Rendezvous. Zuerst Raymond und Frau, die sich unter tausend Küssen über das langweilige Haus und die pedantische Gräfin lustig machen. Dann erscheinen Lucy Wattson und der Professor Bellac, die in einem mit transcendentalen Redensarten versetzten Liebesduett von einer im Grunde sehr wenig platonischen Liebe schwärmen. Endlich Suzanne und Roger. Ihre Scene ist herrlich ausgeführt. Die Situation ist diese: Roger glaubt von Suzanne für Bellac gewonnen zu werden, während Suzanne sich wundert, daß Roger sie in der Dunkelheit wirklich für die viel größere Engländerin halten kann. An feinen Wendungen fehlt es nicht. So flüstert einmal Suzanne empört, als Roger ihre Hand ergreift: „O, er nimmt sie bei der Hand!" Dann klärt sich das doppelte Mißverständniß auf und ihre Herzen finden sich. Suzanne erhebt sich plötzlich. „Laß uns fortgehen!" — „Warum?" — „Es ist finster." — „Gerade wie zuvor auch." — „Ja, aber da hatte ich noch nicht gesehen." — „Ach, Suzanne, bleibe noch!" — „Nein, ich bitte Sie!" — „Sie? soeben duztest Du mich noch?" „Ja, aber jetzt nicht mehr." Am Ende erscheint die Herzogin. Bellac heirathet die Engländerin, Roger seine Suzanne, und Raymond soll die ersehnte Präfectur erhalten. Wird aber die jetzt aufgeklärte Gräfin darauf verzichten, in der Welt, wo man sich langweilt, zu leben?

Die halb politische, halb literarische Satire ist, wie man sieht, ziemlich harmlos ausgefallen. Der Dichter will nur unser Lachen, und in der That ist wohl noch niemals amusanter über die Langeweile geschrieben worden. Alles ist liebenswürdig, geistreich und munter, aber nichts ist neu. Daß der dritte Aufzug der acte des maronniers von Beaumarchais ist, hat uns — Pailleron selbst gesagt. Der Schluß, wo die Liebe über die Heuchelei siegt, ähnelt dann wieder dem „Tartuffe", wie die Salonscenen den bekannten Auftritten zwischen Vadius und Trissotin. Die Lectüre des „Philippus Augustus", dem ein Hörer nach dem anderen entflieht, wobei dann groteske Fragmente durch die aufgehende Thüre vernehmbar werden, ist ein trefflicher Einfall. Der zweite Theil des zweiten Actes ist matter; hier knüpft sich eben, wenn auch äußerst geschickt, eine herzlich fadenscheinige, fast kindische Intrigue an, wobei in herkömmlichster Weise mit Verwechslungen, Mißverständnissen und Belauschungen operirt wird. Die Charakteristik ist sehr obenhin und begnügt sich mit leichten, beinah immer chargirten Typen. Das Glücklichste ist der lebendige, witzsprühende Dialog, der das ganze Stück weit über die Sphäre des Schwankes, der es sonst in vielen Beziehungen angehört, in das Gebiet der feinen Komödie erhebt.

Sogar die mangelhafte Darstellung im Wallnertheater hat uns eine Idee von der Güte des Stücks gegeben und läßt es uns begreiflich erscheinen, daß wir es da mit einem der erfolgreichsten Werke des modernen französischen Theaters zu thun haben. Die Künstler des Wallnertheaters, an die Posse und ihre Ab- und Unarten gewöhnt, wußten nicht recht, was sie mit dem graziösen Lustspiel anfangen sollten. Sie waren alle mit wenigen Ausnahmen zu schwer und nahmen das Tempo zu langsam. In wirklich ausgezeichneter Weise traten nur die possenhaften Partien in die Erscheinung. Viele der feinsten und witzigsten Sächelchen, die in Paris regelmäßig einen Beifallssturm entfesseln, verpufften hier wirkungslos, trotzdem die durch Oscar Blumenthal revidirte Bearbeitung von Emerich Bukovics dem Original nach Möglichkeit gerecht wird. So ist es denn fraglich, ob das prächtige Stück, das in der Comédie française an die fünfhundert Mal gegeben wurde, im Wiener und Hamburger Stadttheater einen außerordentlichen Beifall hervorrief, und im hiesigen Residenztheater oder etwa gar im Schauspielhause gewiß einen gleich sensationellen Erfolg errungen haben würde, in Berlin sein dankbares Publicum finden dürfte, so günstig auch die erste Aufführung aufgenommen worden ist. Z.

Offene Briefe und Antworten.

Eine erste kritische Kleist-Ausgabe.

Mit der Herausgabe der sämmtlichen Werke Heinrich von Kleists beschäftigt, bitte ich alle Diejenigen, die etwa Briefe oder sonstige Handschriften desselben besitzen, um gef. Mittheilung an mich. Selbst die kleinste Notiz, die im Zusammenhalt leicht eine große Bedeutung gewinnen kann, ist mir willkommen. Auch ersuche ich die öffentlichen Bibliotheken um gef. Mittheilung etwaiger Briefe, Manuscripte oder seltener erster Drucke (fliegender Blätter) des Dichters. Namentlich erwünscht wären mir Nachrichten über den Verbleib der angeblich in Privatbesitz befindlichen Originalhandschrift des „Prinzen von Homburg", sowie der anderen Schriften. Die Zurückerstattung erfolgt mit dem besten Danke möglichst umgehend.

Berlin W, Königin Augustastr. 12, im September 1882.

Dr. Theophil Zolling.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Digitized by Google

Inserate.

Ein Schriftsteller,

Dr. phil., 28 Jahre alt, nicht ganz unbekannt, sucht Stellung als Feuilletonredacteur bei einem liberalen Blatte oder als Mitredacteur einer grösseren Zeitschrift. Honoraransprüche bescheiden.

Offerten sub **O. E. 21.** abzugeben in der Exped. d. Bl.

Was sollen wir lesen?

Das

ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswerteste u. Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt,

Deutsche, Österreichische
Schweizer, Ungarische
Holländische, Belgische
Amerikanische, Englische
Französische, Hebräische
Italienische, Schwedische
Norwegische, Spanische
Portugiesische, Polnische
Neugriechische, Russische
Arabische, Rumänische
Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.

Probe-Abonnement für September 85 Pf.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S. W., Dessauerstr. 12, gratis u. franko zu beziehen.

Binet fils & Cie, Reims,

Champagnes Elite & Dry Elite,
empfiehlt dem Kenner u. Feinschmecker
der Generalagent
***J. Nebrich*, Köln.**

Novität von R. Baumbach.

Von der Landstrasse.

Lieder

von

RUDOLF BAUMBACH.

Preis eleg. brosch. *M.* 2.—

Vorräthig in
Kalbleder und Leinwand gebunden.

Verlag v. **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Blochs Dänischer Fleisch-Extract

in 1/4 Pfd.-Dosen	1/2 Pfd.-Dosen	1 Pfd.-Dosen
70 Pf.	1 *M.* 30 Pf.	2 *M.* 50 Pf.

Dieser Extract, der sich in kurzer Zeit namentlich durch die **Reinheit seines Geschmacks** und seine **Billigkeit** in Deutschland eingeführt und weite Verbreitung in **Haus** und **Krankenstube** gefunden hat, ist für jede Hausfrau von unschätzbarem Nutzen, da sich von diesem Extract **ohne jeden Zusatz** von Fleisch auf die schnellste und bequemste Weise eine **schmackhafte** und **wohlriechende Fleischsuppe** bereiten läßt.

Heymann Bloch & Co.,

Kopenhagen, Hamburg u. Malmö.

Niederlagen in Berlin bei Max Camphausen, Friedrichstr. 134.
Wiederverkäufer erhalten angemessenen **Rabatt.**

Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Sedan.

Eine Tragödie in fünf Acten

von

Heinrich Hart.

Mit einem Prolog.

Preis 2 *M.*

Kritische Waffengänge. Herausgegeben von **Heinrich Hart** und **Julius Hart.** Viertes Heft: Das „deutsche Theater" des Herrn L'Arronge. Preis 1 *M.*

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Soeben erschien in elegant ausgestatteter neuer Auflage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. P. L. Bouviers

Handbuch

der

Ölmalerei

für

Künstler und Kunstfreunde.

Sechste Auflage.

Mit Illustrationen.

Nach der
fünften Auflage gänzlich neu bearbeitet
von

A. Ehrhardt,

Professor a. d. Kgl. Akademie der bildenden Künste zu Dresden, Mitglied des akademischen Rats, Ritter etc.

Nebst einem Anhang
über Konservierung, Regeneration und Restauration alter Gemälde.

Preis geheftet 9 *M.*, gebunden 10 *M.* 50 Pf.

Dieses Werk bildet in Folge seines sachkundigen und reichen Inhalts einen unentbehrlichen Ratgeber für jeden Künstler und Kunstfreund. Um die Anschaffung desselben zu erleichtern, lassen wir gleichzeitig eine Ausgabe in fünf Lieferungen à 1 *M.* 80 Pf. erscheinen.

Braunschweig.

C. A. Schwetschke & Sohn
(M. Bruhn).

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Konstantinopel.

Von **Edmondo de Amicis.**

Aus dem Italienischen ins Deutsche übertragen von

A. Burchard.

2 Thle. in 1 Bd. 30½ Bogen.
Preis eleg. brosch. 5 *M.*, in Bädekerbd. 6 *M.*

Dies geistvolle und fesselnde Buch ist von einer großen Anzahl der bedeutendsten Blätter aufs günstigste besprochen. Die Wiener „Presse" sagt kurz und treffend: „Amicis' ‚Konstantinopel' enthält geradezu berauschende Kapitel, in denen frische Beobachtung aus dem Born der Geschichte, gesättigte Phantasie, reichstes Colorit und künstlerische Abrundung sich bestens vereint zeigen."

Rostock. **Wilh. Werther's Verlag.**

Preisermässigung.

Den Preis des Werkes:

Geschichte der bildenden Künste

von

Carl Schnaase.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

8 Bände. 8.

Mit vielen Illustrationen.

(bisher brosch. *M.* 105, geb. *M.* 120)

haben wir auf

M. 60.— brosch. und M. 75.— geb.

ermässigt, und kann dasselbe durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Stuttgart, den 1. September 1882.

Verlag von **Ebner & Seubert.**

Kraft-Zwieback,

welcher bei Skropheln, Katarrh, Magenleiden und namentlich schwachen Kindern u. Erwachsenen v. vielen Aerzten empfohlen wird, aber auch des guten Geschmacks wegen im Allgemeinen zu Thee und Kaffee gern gekauft wird, empfiehlt und versendet stets nur als frische Waare

Grünberg i. Schl.
Hornig, Bäckermstr.

Ich enthalte mich aller täglichen Anpreisungen meiner Bäckerei, bitte aber auf Wunsch gegen Einsendung des nöthigen Portos ¼ kg franco und gratis.

4 kg *M.* 1.50 gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages bei Bestellung von 4 kg franco Zusendung. Emballage wird nicht berechnet.

Hierzu eine Beilage betr. „Tägliche Rundschau".

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 23. September 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegen genommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Zur englischen Kriegführung in Aegypten. Von Hauptmann a. D. Fritz Hoenig. — Europa und Nordamerika im Welthandel. Von Emil Deckert. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Roman oder Novelle? Eine ästhetische Studie. Von Friedrich Spielhagen. — Honeggers Allgemeine Culturgeschichte. Von Friedrich von Hellwald. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Ein Verkommener. Drama in vier Acten von Leonhard Marholm. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Zur englischen Kriegführung in Aegypten.

Von Hauptmann a. D. Fritz Hoenig.

Die kriegerischen Begebenheiten, welche sich zur Zeit im Lande der Pharaonen abspielen, haben weit mehr das Interesse aller europäischen Staaten in Anspruch genommen, als dies gewöhnlich Kriege in entfernten Ländern zu thun pflegen. Wollte ich ein einigermaßen erschöpfendes Bild derselben geben, so müßte ich einen Raum beanspruchen, der mir hier nicht gewährt werden kann. Dennoch will ich versuchen, mit möglichster Umgehung von Zahlen und Daten, das Wesen derselben zu berühren. Eine gerechte Kritik wird man erwarten dürfen, soweit die Verhältnisse zu übersehen sind; eine endgültige nicht, denn dafür müßten die Wirren zunächst beendet und das geschichtliche Material zugänglich sein. Letzteres fehlt, in Folge einer seitens des englischen Oberbefehlshabers etwas rigoros gehandhabten Censur, gar sehr; aber einfache Thatsachen, welche der Telegraph in lakonischen Worten verkündet hat, können bei näherer Betrachtung doch in etwas den Schleier lüften, und uns einen Einblick in den „Plan" des Feldherrn, sowie in seine Ausführung ermöglichen.

Das englische Unternehmen in Aegypten, welches meistens in der Presse abfällige Urtheile erfahren hat, ist eine der schwierigsten Operationen der Kriegsgeschichte und es war überhaupt, in der Art, wie es zur Ausführung gebracht worden, nur mit Hülfe des Telegraphen und Dampfes möglich.

Die politischen Verwickelungen übergehend, finden wir im Hafen von Alexandrien eine starke englische Kriegsflotte, welche zunächst durch ihr Erscheinen, also durch moralischen Druck, ihr Ziel zu erreichen suchte. Nachdem das nicht glücken wollte, richtete ihr Befehlshaber an den Gegner (Arabi Pascha) die Aufforderung, die Küstenbefestigungen von Alexandrien binnen 24 Stunden zu räumen, widrigenfalls die Beschießung derselben erfolgen werde. Man weiß, daß die revoltirende Militärpartei darauf nicht einging, und daß in Folge dessen die Beschießung der Befestigungen begann. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein, denn die ägyptischen Werke waren ziemlich widerstandslose Erdhaufen, das Geschützmaterial zu ihrer Vertheidigung war dem der englischen Kriegsschiffe an Tragweite, Treffsähigkeit und Durchschlagskraft der Geschosse sehr unterlegen, und daß die ägyptischen Artilleristen an Erfahrung, Ausbildung und Tüchtigkeit den englischen weit nachstanden, eine ganz natürliche Erscheinung. Die sich bekämpfenden Gegner verfügten sonach über zu ungleiche Kampfmittel, als daß man aus dem Vorfall für die Ausrüstung und den Bau der Kriegsflotten besondere Lehren gewinnen könnte. Die ägyptischen Kanoniere vertheidigten sich mit anerkennenswerther Entschlossenheit, aber bald waren ihre Erdwerke in Trümmerhaufen verwandelt, denen die Vertheidiger den Rücken wandten. Unmittelbar nach der Räumung der Hafen- und Strandbefestigungen von Alexandrien zog Arabi Pascha seine Truppen von der Seeseite der Stadt durch das südöstlich von ihr, nach dem Innern zu gelegene europäische Viertel zurück, um bei Kafr-Dowar eine Vertheidigungsstellung zu nehmen. Während dieses Actes erfolgte seitens der Araber die Plünderung und Verbrennung eines Drittels von Alexandrien. Hiermit schließt sozusagen die Einleitung des Unternehmens.

Ohne Zweifel hatte England einen großen militärischen Fehler begangen. Es konnte zwar nicht mit Sicherheit angenommen werden, daß, falls die Aegypter aus ihren Befestigungen herausgeworfen würden, sie sich in der geschehenen Weise durch Mord und Brand rächen würden. Indessen lag der Gedanke an Repressalien bei der den Europäern als feindlich bekannten arabischen Bevölkerung zu nahe, als daß die Staatspolitik ihn nicht gehabt haben sollte. Um so mehr muß es auffallen, daß der mit der Beschießung der Strand- und Hafenbefestigungen beauftragte Admiral Seymour ohne eine Truppenunterstützung gelassen wurde, welche unmittelbar nach dem Abzuge des Gegners ans Land gesetzt werden und ihm folgen konnte, um die mächtige Hafenstadt vor immer möglichen Gewaltacten zu schützen. Ob einige schlechte Erdwerke vernichtet wurden oder nicht, machte nichts aus; in ihnen konnte England nicht die Herrschaft über die wichtige Hafenstadt und Aegypten erblicken; diese war vielmehr erst dann gesichert, wenn es Alexandrien von Küste zu Küste, südlich um dasselbe herum, mit ausreichenden Truppen besetzen konnte und Kairo eingenommen hatte. Dieser Fall war indessen von der Staatspolitik nicht vorgesehen, und so muß die Zerstörung von Alexandrien rite der kurzsichtigen englischen Staatspolitik und der aus ihr sich ergebenden mangelhaften Heeresleitung zur Last gelegt werden. Wir haben demnach den merkwürdigen Umstand, daß der Angreifer (Seymour), nachdem er den Gegner aus der Stadt verjagt, in eine rathlose Lage geräth, daß gewissermaßen „der Sieger doch der Besiegte" ist, und daß die nach und nach in Alexandrien eintreffenden englischen Truppen in die Lage der Belagerten kommen. Es kann nicht bestritten werden, daß, wie die Dinge lagen, England vor Alexandrien einschreiten mußte; aber es mußte, falls es zur Gewalt griff, die Beschießung so lange hinausschieben, bis die nöthigen Landungstruppen zur Hand waren, was bei seinen mittelländischen Besitzungen nicht mehr als 5 Tage in Anspruch genommen haben würde. Hatte man aber so lange gezögert, dann war dieser verhältnißmäßig kleine Zeitverlust ohne alle störenden Folgen. Daß er so nicht handelte, war ein großer militärischer Fehler, und dieser beruhte, wie stets in ähnlichen Lagen, auf Verkennung und

Digitized by Google

Unterschätzung des Gegners. Dieser war zwar ein Meuterer, aber er hatte das ägyptische Heer zum größten Theile auf seiner Seite. Man glaubte keinen ernsten Widerstand anzutreffen, und gerade darin lag der Grundirrthum der sich so lange hinschleppenden Angelegenheit. Als die englische Politik ihn einsah, war es zu spät. Alexandrien konnte nicht mehr gerettet werden, wohl aber mußte es gerächt werden! Mit diesem Gedanken treten wir erst in die eigentliche Kriegslage. Seit der Beschießung der Befestigungen Alexandriens verlaufen dann volle sechs Wochen, bevor so viel Truppen im Lande sind, daß man zu athmen und zu handeln wagte; und diese mußten unter schwierigen inneren Verhältnissen zum Theil dem indischen Heer entnommen werden. Während der langen Pause verschanzen sich beide Gegner. Der Rebell Arabi Pascha steht in einer befestigten Stellung bei Kafr-Dowar, seine Flügel sind Abukir und Mex, so daß die Engländer sich belagert und von dem täglich zunehmenden Heere des Gegners bedroht sehen. Arabi mit dem negativen Zweck der Abwehr (Vertheidigung) dictirt in dieser langen Zwischenzeit förmlich das Gesetz; die Engländer mit dem positiven des Angriffs, der Unterwerfung bleiben stehen, wagen über Alexandrien nicht hinaus zu dringen, umgeben die Ost-, Süd- und Westfront mit Wall und Graben und warten, gestützt auf ihre Flotte, verständig ab. Hätte der Rebellenführer über ein einigermaßen geschultes Heer verfügt, es würde ihm nicht schwer geworden sein, die Engländer aus Alexandrien zu werfen und die Stadt gänzlich dem Untergang zu weihen. Daran fehlte es, und so begnügte er sich mit dem Einüben seiner Truppen und damit, den Bewohnern Alexandriens den Süßwasserkanal abzuschneiden.

Erst jetzt schritt das englische Kabinet zur Bildung eines besonderen Operationscorps; es ernannte den General Wolseley zum Befehlshaber und den General Alice zu seinem Generalstabschef.

Hierbei muß die Geschicklichkeit der Ausführung, oder auch das Glück, mit dem sie begünstigt wurde, hervorgehoben werden. Die von Malta, Gibraltar und den Garnisonen des Mutterlandes eingeschifften Truppen erreichten ohne jeden Unfall die Rhede von Alexandrien, die von Indien Suez. Wir haben also eine transmaritime Concentration von vier verschiedenen Bahnen aus, von denen die beiden hauptsächlichsten, England und Indien, fast ziemlich gleich weit vom ersten strategischen Zielpunkt, Alexandrien, entfernt sind; ein immerhin seltener Fall. Dieses Corps zählte zwar nicht mehr als eine deutsche Division, es mußte plötzlich von allen Seiten zusammengezogen und dann organisirt werden, Dinge, welche Zeit erfordern. Ganz begreiflich, daß der Verlauf der Begebenheiten Vielen sehr langsam vorkam, welche diese Schwierigkeiten nicht übersahen.

In die Zeit der transmaritimen Concentration fällt das merkwürdige Diplomatenstück über das sogenannte „Militärbündniß" zwischen England und der Türkei, wobei England in der Hauptsache seine Wünsche durchsetzte. Wie hätte es auch anders sein können? Es war thatsächlich Herrscher der Lage, seitdem seine Kriegsflotte vor Alexandrien eingetroffen. Wer wollte, wer konnte ihm ernstlich hinderlich in den Weg treten? Keine europäische Macht war dazu im Stande, außer denn Frankreich. Diese aber schien nicht geneigt, sich mit England um den Preis eines sehr fraglichen Beutestücks zu schlagen. Die Nähe der türkischen Truppen nutzte dem Sultan nichts, was England sehr wohl einsah. Denn diese mußten allemal das Mittelmeer als Durchgangssphäre passiren. Hier aber gebot England, und da dieses keine türkische Truppenausschiffung im Vasallstaat des Sultans gestattete, außer an den Punkten, die ihm am ungefährlichsten waren, so waren alle militärischen Maßregeln der Türkei hinfällig. Die ägyptische Frage war daher militärisch bereits so gut als gelöst, seitdem England vor Alexandrien an Streitkräften zu Meere allen anderen Staaten überlegen war. Das hatte es wohlweislich nicht übersehen. Der endgültige Ausschlag konnte nur noch eine Frage der Zeit sein.

Das englische Heerwesen würde dem eines europäischen Großstaats gegenüber kaum ins Gewicht fallen. Aber für Expeditionen in Kolonien ꝛc. ist es durchaus geeignet, vermöge der langen Dienstzeit (6 Jahre) und weil es kein Volksheer ist. England hat noch Soldaten von Metier; wo sie fechten, ist ihnen gleichgültig, wenn sie dabei nur ihr Auskommen finden. Trotz der numerischen Schwäche des englischen Heeres ließ sich voraussehen, daß es allein zur Niederwerfung von 20—30,000 Rebellen ausreichen würde, die sehr lose organisirt, ungleich und ungenügend bewaffnet und ausgebildet, kaum in der Lage sein konnten, einen Feldkrieg zu führen. Außerdem ist nicht zu bestreiten, daß es seit Alexandrien die moralische Verpflichtung fühlte, die Sache allein zu beenden, welche es muthwillig und eigenmächtig mit einem beispiellos kopflosen Unternehmen begonnen hatte.

Das nächste Ziel des General Wolseley mußte sein, den Gegner entscheidend zu schlagen, um dann Kairo zu gewinnen, und dem Khedive das unterworfene Land zu Füßen zu legen. Dafür hatte er einen sehr ungünstigen Kriegsschauplatz. Das Nildelta ist von zahlreichen Bewässerungskanälen und Kanälchen durchzogen, welche an sich jede militärische Operation erschweren. Diese beginnen in der Hauptsache erst nördlich von Kairo; sie dehnen sich zwischen, dann nur seitwärts der Nilarme bis zu den Wüstengrenzen und zum Meere aus, und dieses eigenthümliche Deltaland mußte mit dem Steigen des Nils noch beschwerlicher zu passiren sein, als es an sich schon ist. Zudem liegt seine Hauptstadt Kairo auf dem rechten Nilufer, um ein Drittel näher an Ismailia als an Alexandrien. Der General Wolseley, der sich vergewissert hatte, daß die Stellung bei Kafr-Dowar nur in der Front — und zwar nur sehr schmalen — anzugreifen war, wobei er, auch wenn er Sieger bliebe, bis nach Kairo große Schwierigkeiten finden mußte (unter Anderem Nilübergang), beschloß, die Basis seiner Operationen an den Suezkanal zu verlegen, und dann von Ismailia-Suez aus concentrisch auf Kairo vorzustoßen.

Dieser Plan, welcher im Weiteren durch die Wüste führen mußte, ist fast allgemein verurtheilt worden, und doch scheint es mir das Beste gewesen zu sein, was Wolseley thun konnte, vorausgesetzt, daß er wußte, wer sein Gegner war, ob dieser kriegstüchtig sei oder nicht, schnell, unternehmend oder nicht! Davon hing Alles ab, wenn man über die augenscheinliche Neutralitätsverletzung des Suezkanals hinweggeht. Worin bestand die Gefahr des Wechsels der Operationsbasis? In der Unmöglichkeit eines anderen Rückzuges als durch Syrien, falls die Waffenentscheidung zu Gunsten Arabi Paschas ausfiel; während Wolseley in Alexandrien stets auf seiner natürlichen Rückzugslinie stand und dort im Falle des Unglücks Heer und Flotte retten konnte, konnten beide leicht im oder am Suezkanal verloren gehen. Aber Wolseley kannte seinen Gegner und er beurtheilte ihn richtig. Er hielt ihn nicht für unternehmend, seine Truppen nicht für so kriegstüchtig, daß er darum auf die Ausführung seiner Idee hätte verzichten müssen, und er handelte darin richtig. Denn die Kenntnisse aller einschlagender Verhältnisse beim Gegner ist der beste Weg für das Glücken eines wohldurchdachten Planes; es ist eine Feldherrneigenschaft, richtig zu schätzen!

Die Ausführung des Frontwechsels verdient in jeder Beziehung das Wort mustergültig. Zwar haben sich die Kriegscorrespondenten bitter über die Geheimnißthuerei Wolseleys beklagt; und sie mögen recht verblüfft gewesen sein, als sie einsahen, daß alle ihre Nachrichten über die Beschießung Abukirs irrig waren. Aber man führt nicht Krieg, um Correspondenten zu befriedigen. Die Einschiffung der bereits gelandeten Truppen, ihre Abfahrt und Wiederlandung in Ismailia und Port Said ist an sich die größte Truppenverschiffung seit dem Krimkriege, und wohl selten sah das Meer eine so stolze Flotte auf seinem Rücken dahinziehen. Beide Hafenstädte fielen ohne Schuß in die Hände der Engländer und nun konnte die regelmäßige Ausschiffung und Ausführung der Idee beginnen. General Wood war auf der Linie Alexandrien-Ramleh mit einer Brigade Kafr-Dowar gegenüber belassen worden, mit dem Auftrage zu beobachten, zu demonstriren und den Abmarsch der Hauptkräfte zu verdecken. Später sollte er Alexandrien um jeden Preis halten. So gut der General Wolseley seine Abfahrt verheim-

Digitized by Google

licht hatte, blieb sie dennoch Arabi nicht unbekannt. Dieser hatte bereits bei Tel-el-Kebir einige Verschanzungen angelegt, weil er von Indien aus einen Anfall für möglich hielt. Der Punkt war gut gewählt. Seit der Besetzung von Ismailia durch die Engländer legte er nördlich, östlich und südlich desselben eine Reihe starker Werke an, die mit 60—70 Geschützen ausgerüstet wurden; hinter sich hatte er Eisenbahn und Süßwasserkanal nach Kairo und überdies durch Eisenbahn und Telegraph Verbindung mit Kafr-Dowar. Nach und nach versammelte er denn seine Hauptmacht, etwa 25,000 Mann, um Tel-el-Kebir. So war Wolseleys Plan der Ueberraschung mißglückt. Aber auch abgesehen davon hatte er ihn voreilig ausgeführt, und zwar insofern, als nach der Besetzung von Port Said und Ismailia seine Kräfte nicht stark genug waren, um sofort auf Tel-el-Kebir vorzustoßen. Dafür mußten zunächst alle verfügbaren Truppen versammelt werden, und wir wissen, daß diese zum Theil aus Indien eingeführt, in Suez ans Land gesetzt, durch Fußmarsch den Anschluß an das Operationscorps gewinnen mußten. Nun leitete Arabi den Süßwasserkanal von Sagasig nach Ismailia westlich Tel-el-Kebir ab, wodurch die Benutzung desselben für den englischen Verpflegungsnachschub unmöglich wurde, und außerdem fand Wolseley in Ismailia nur eine Locomotive vor, um die Bahnstrecke Ismailia-Gasassy befahren zu können.

Vom Standpunkt der Verpflegung der Truppen aus gesehen, konnte die Basis des Suezkanals den englischen Truppen an sich nicht gefährlich werden; indessen beging Wolseley den weitern Fehler, dies zu spät einzusehen und zu sichern. Wieder trat eine Wendung in den Operationen ein, und schon zeigte sich Arabi so kräftig, daß er am 6. September das englische Lager bei Gasassy angriff. Zurückgeworfen, vereinigte der General Wolseley nunmehr hier vier Fünftel seiner Streitkräfte, stellte die Verpflegung sicher und legte sich auf eine Auskundschaftung der gegnerischen Stellung, wie sie nur ein vorsichtiger, energischer und planbewußter General erreichen konnte. Die besten Nachrichten hat wohl Major Macdonald mit seinen bengalischen Reitern eingebracht, indem dieser Offizier bis dicht an die feindliche Stellung vorritt, sie genau in Augenschein nahm und darüber eingehenden Bericht erstattete. General Wolseley wagte sie wegen der erkannten Stärke bei Tage nicht anzugreifen. Am Abend des 13. September setzte er seine Truppen in 3 Colonnen in Bewegung; in der Frühe des Morgens am 14. brach er wieder auf, und dann wurde das feindliche Lager unter dem Schutze der Dämmerung angegriffen (überfallen). Der Erfolg war ihm; um 9 Uhr befand sich der Gegner auf der Flucht, das Lager mit allem Material in seinen Händen. Arabi entkam nach Kairo, und um das Maß des Unerwarteten zu füllen, an dem diese Expedition so reich ist, lieferte die Geschichte das merkwürdige Ereigniß, daß die Avantgarde auf bei Tel-el-Kebir erbeuteten Eisenbahnzügen nach Kairo hineinfahren konnte, ohne Widerstand zu finden. Arabi wird gefangen ausgeliefert. Damit dürfte der Widerstand endgültig gebrochen sein. Wenn man über den Verlauf der Operation englischerseits ein Urtheil abgeben muß, so wird dasselbe ungefähr so lauten:

Das Unternehmen wurde von Anfang an nur mit der Flotte betrieben; diese konnte aber Aegypten nicht erobern. Darauf entstand eine nachtheilige, nur dem Gegner werthvolle Pause. Während dieser mißt man erst die erforderlichen Streitkräfte ab, stellt sie bereit, schifft sie ein und aus; schifft sie wieder ein, ändert die Operationsbasis und macht wieder Halt! Beide Male eine Nothwendigkeit, entsprungen aus mangelhafter Vorbereitung, die aber Wolseley nicht zur Last gelegt werden kann. Er beging nur die Fehler, sie nicht zu erkennen, und darum voreilig zu handeln, um sich dann wiederholt zur Unthätigkeit des Abwartens verurtheilt zu sehen. Nachdem dann seine Streitkräfte sich zu sammeln anfingen, thut er alles Mögliche, die begangenen Fehler wieder gut zu machen, wobei er besonders verstand, aus seiner Reiterei einen Vortheil zu ziehen, der zeigt, daß der englische General auch in dieser Beziehung den Titel Feldherr verdient. Dann legt er den Schwerpunkt auf die Schlacht. Zu ihr zieht er Alles heran, versieht die Truppen mit hinreichender Verpflegung unter sehr schwierigen Verhältnissen und setzt sie, nach sorgfältigen Vorbereitungen, auf eine Karte. Der Erfolg ist ihm. Der General hat wieder gezeigt, daß er das Glück am Schopfe zu fassen versteht, und darin beruht, nach Napoleon I., eine Hauptfeldherrneigenschaft.

Wie sich die Dinge weiter gestalten, wird die Zukunft lehren. Jedenfalls war zunächst die militärische Unterwerfung Aegyptens nöthig, bevor an die Ordnung der politischen Zustände gedacht werden konnte. Diese zu regeln gehört vor das Schiedsgericht Europas.

Europa und Nordamerika im Welthandel.

Von Emil Deckert.

(Schluß.)

Die reiche innere Gliederung Europas und die scharfe Individualisirung seiner Territorien hinsichtlich ihres Baues wie hinsichtlich ihres Klimas, ihrer Bevölkerung und ihrer natürlichen Produktionskraft mußte aber in leicht erklärlicher Weise zu einem großen Segen für die gesammte Culturentwickelung des Welttheils und für die Steigerung seiner Produktion und Consumtion ganz im Allgemeinen werden.

Die schöne Gliederung des europäischen Erdtheils, die sein Kartenbild fast als das Bild eines organischen Wesens erscheinen läßt — als das Bild einer Jungfrau, wie Christian Wechel will, als das Bild eines Drachens, wie der alte Strabo meint, als das Bild eines Baumes, wie Andere sagen —, diese Gliederung führte fast mit Naturnothwendigkeit auch zu einer so schönen und organischen Gliederung der menschlichen Arbeit, wie sie in keinem anderen Erdraume zu bemerken ist. Die verschiedenen Territorien bildeten gewissermaßen ebenso viele verschiedene Werkstätten, unter die sich die Gesammtarbeit des Welttheils vertheilte, um sich innerhalb derselben weiter und weiter zu specialisiren und bis in die kleinsten Einzelheiten zu organisiren. Wie grundverschieden sind doch Deutschland und Frankreich und England und Italien hinsichtlich ihrer nationalen Arbeit! Und wie sehr stehen alle diese Staaten vor allen Dingen hinsichtlich ihres Antheils an der gesammten Culturarbeit Europas auf ihren eigenen Füßen!

Dadurch aber, daß die einzelnen Länder und Staaten verhältnißmäßig sehr selbstständig und selbstthätig ihre Culturaufgabe verfolgten, und dadurch, daß sich die menschliche Arbeit in dem europäischen Erdtheile am vollkommensten gliederte und organisirte, dadurch entfaltete der Erdtheil allmählich auch die gewaltigste Leistungsfähigkeit hinsichtlich der Entdeckungen und Erfindungen wie hinsichtlich der Occupation von Naturprodukten durch Jagd, Fischfang und Bergbau, oder hinsichtlich der Stoffveredlung durch Viehzucht, Ackerbau, Gartenbau, Forstcultur und durch Industrie. Schon auf den frühesten Stufen der Cultur bewährte sich die menschliche Arbeit in Europa durch die Zähmung der wichtigsten Hausthiere sowie durch den Anbau und die Acclimatisation der wichtigsten Culturpflanzen als außerordentlich wirksam, namentlich aber erreichten alle menschlichen Künste — auch wenn sie, wie der Bronzeguß oder das Eisenschmieden außerhalb Europas erfunden wurden — in diesem Erdtheile die höchste Stufe der Vollkommenheit. Selbst die hohe Blüthe der Kunst im engeren Sinne sowie die hohe Blüthe der Wissenschaft, durch welche die Güterproduktion in Europa in einem so hohen Grade beeinflußt wird, ist ja zum Theil mit hieraus zu erklären. Die menschliche Arbeit wurde durch ihre territoriale Theilung innerhalb des Welttheils nach allen Richtungen hin wirksamer als in den anderen Erdgegenden, sie erreichte in Europa gewissermaßen ihren höchsten Nutzeffect, und in diesem Umstande beruht unserer Ueberzeugung nach in ganz hervorragender Weise die große Ueberlegenheit und die dominirende Stellung, die der Erdtheil als Produktions-, Consumtions-, Cultur- und Handelsgebiet gegenüber allen anderen Erdräumen, und namentlich auch noch gegenüber Nordamerika einnimmt.

Müssen hiernach die geographischen Grundlagen der Güterproduktion in dem europäischen Erdtheile als ganz außerordent-

Digitized by Google

lich günstige bezeichnet werden, so ist dies in keinem geringeren Maße auch der Fall mit den directen Grundlagen des Verkehrs, wie dieselben durch die Natur und die geographische Stellung des Welttheils gegeben sind.

Die scharfe Individualisirung der einzelnen Staaten und Länder Europas hinsichtlich ihrer Natur und ihrer wirthschaftlichen Arbeitsleistungen bildete selbstverständlich auch zugleich einen mächtigen Antrieb zum Handel und Verkehr innerhalb des Welttheils, indem in jedem derselben jederzeit ein starkes Ergänzungsbedürfniß gegenüber dem anderen rege erhalten wurde. Eins mußte dem anderen gewissermaßen zu Hülfe kommen. Dieser Antrieb zum Handel und Verkehr konnte und mußte aber in Europa um so rascher und leichter aus einem latenten zu einem actuellen werden, als die trennenden Schranken zwischen den einzelnen Territorien nirgends ins Kolossale entwickelt waren, sondern sich vielmehr ganz allgemein durch ein edles Maßhalten charakterisirten. Die trennenden Meerstraßen und Binnenmeere zwischen den einzelnen Staatsgebieten waren nicht zu breit und unübersetzbar, und die trennenden Gebirgsketten zwischen ihnen nicht zu hoch und unübersteiglich. Dadurch rief aber dieselbe geographische Eigenthümlichkeit, welche schon die Güterproduktion durch die menschliche Arbeit, und welche schon die menschliche Civilisation und damit zugleich auch die menschliche Consumtion in Europa mehr als in irgend einem anderen Erdraume begünstigte, bereits innerhalb der Grenzen Europas ein viel stärkeres Wallen und Wogen und Hin- und Herströmen der Güter und Waaren und Menschen hervor, als es irgendwo anders auf Erden der Fall war. Was Wunder, wenn allmählich auch ein stärker und stärker werdendes Uebersluthen und Ueberfließen Platz griff, und wenn von Europa aus die eigentliche Welthandels- und Weltverkehrsbewegung eingeleitet wurde!

Dafür, daß der Handel und Verkehr innerhalb der europäischen Grenzen sich in dem Zeitalter der Entdeckungen zum Welthandel und Weltverkehr im vollsten Sinne des Wortes — zum Handel, der den ganzen Erdkreis mit seinen Fäden und Bahnen umspannt — entfaltete, dafür erscheint uns ganz besonders die physikalische Lage des Erdtheils auch noch in einer anderen als in der angegebenen Weise bedeutsam.

Läßt man den unbedeutendsten der Erdtheile — Australo-Polynesien, das nur etwa $^1/_{300}$ der gesammten Menschheit beherbergt — außer Betracht, so lebt der europäische Kaufmann in dem Mittelpunkte der bewohnten Erde und ihrer sämmtlichen Produktions- und Consumtionsgebiete. Damit erfreut er sich aber ohne Zweifel der denkbar besten Geschäftslage für den Welthandel und Weltverkehr, der eben alle diese Gebiete umfassen und beherrschen will. London, Liverpool, Hamburg, Bremen, Antwerpen, Rotterdam, Paris und Berlin liegen ziemlich genau in dem Centrum der von mehr als 1400 Millionen Menschen bewohnten Landhalbkugel-Oberfläche, San Francisko, Valparaiso, Rio Janeiro, Kapstadt, Kalkutta, Singapore, Hongkong, Schanghai und Yokohama dagegen liegen mehr oder minder nahe an der Peripherie derselben. Von den genannten europäischen Handelsmetropolen aus hat man also bis zu jedem beliebigen Produktions- und Consumtionsgebiete der Erde höchstens den Radius der Landhalbkugel-Oberfläche zu durchlaufen, von den genannten amerikanischen, afrikanischen und asiatischen Weltmärkten aus dagegen eine mehr oder minder große Sehne, die selbstverständlich den Radius in der Regel an Länge sehr bedeutend übertrifft. Bedenkt man nun, daß Räume zu durchlaufen Zeit und Geld kostet, und daß Zeit im Geschäftsleben selbst Geld ist, so hat man das Geheimniß von der Gunst der geographischen Verkehrslage Europas. Das mercantile Uebergewicht Europas über alle anderen Erdräume erscheint uns durch die eigenthümliche Gruppirung der Land- und Wasserräume auf Erden in ganz ähnlicher Weise begünstigt, wie das politische, geistige und wirthschaftliche Uebergewicht zahlreicher central gelegener Hauptstädte innerhalb ihrer staatlichen oder natürlichen Territorien.

Freilich darf man bei der Würdigung der Vortheile, welche die centrale Lage auf der von Menschen bewohnten Erdoberfläche dem europäischen Welttheile gewährt, auch nicht vergessen, daß dieselben durch andere geographische Verhältnisse sehr wohl illusorisch gemacht werden können, und daß dies bezüglich Europas bis zu einem gewissen Grade thatsächlich der Fall ist. Die dem europäischen Erdtheile zunächst gelegenen Landräume Afrikas und Asiens — die Sahara, das centralasiatische Steppengebiet und Sibirien — sowie auch diejenigen Nordamerikas — Grönland, Baffinsland und Labrador — sind ja großentheils nichts weniger als Produktions- und Consumtionsgebiete hohen Ranges, und dieselben bereiten dem freien Weltverkehre durch ihre ganze Natur weit mehr Hindernisse, als sie ihm Vortheile gewähren. Sie trugen höchstens wesentlich mit dazu bei, die europäische Cultur und die europäische Güterproduktion sehr selbstständig zu gestalten, und den Europäern die Kraft zu stählen, allmählich fast alle Naturhindernisse des Weltverkehrs überwinden zu können.

Eine reiche Entschädigung für die eben erwähnte Ungunst der physischen Lage bezüglich des Welthandels und Weltverkehrs wurde dem europäischen Erdtheile übrigens durch den Atlantischen Ocean geboten. Dieser Ocean mußte ja durch seine ganze Eigenart mehr als ein anderer zu Fahrten in weite Fernen locken und schulen. Außerdem kann man aber auch bei gründlicher Betrachtung desselben kaum daran zweifeln, daß derselbe seine im Zeitalter der Entdeckungen erworbene Superiorität als cultur- und verkehrsgeographisch bedeutsamstes unter allen Meeren künftig durch allen Wechsel der Zeiten bewahren wird.

Von entscheidender Wichtigkeit erscheint uns hierbei namentlich die ungeheure Aera seines Entwässerungsgebietes, die reichlich 50 Millionen Quadratkilometer oder etwa das Dreifache von derjenigen des Pacifischen Oceans umfaßt, und die bis zu einem gewissen Grade zugleich sein natürliches Verkehrsgebiet bildet. Die Tonnage des Schiffsverkehrs in den sämmtlichen Häfen eines Meeres wird ja ceteris paribus immer in einer gewissen zahlenmäßigen Beziehung zu der Area der Stromgebiete stehen, die ihm ihr Wasser zusenden, und wenn dem Atlantischen Ocean von zwei Fünftheilen der trockenen Erdoberfläche sämmtliche Flüsse zueilen, so ist es leicht begreiflich, daß ihm damit zugleich auch ein guter Theil der Güter und Waaren, die auf dieser Fläche erzeugt werden, zum Weitertransport zugeführt wird. Uebrigens enthält die Entwässerungsfläche des Atlantischen Oceans aber auch ungewöhnlich zahlreiche Produktions- und Consumtionsgebiete höchsten Ranges, in denen die frei schaffende Natur, oder in denen die Cultur der Menschen eine weit größere Summe von Gütern erzeugt und bedarf als in anderen. Wir haben kaum nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß zur Entwässerungsarea des Atlantischen Oceans die große Hälfte von Nordamerika, Brasilien, Mexiko, die Laplatastaaten sowie die Nil-, Niger- und Kongoländer mit ihrer gewaltigen Produktions- und Consumtionskraft gehören.

Außerdem ist der Atlantische Ocean auch der schmalste unter den Hauptoceanen, so daß ihn Alexander von Humboldt mit einem Strome vergleichen durfte, und daß er von Europa aus in wenigen Tagen zu queren ist, und endlich bietet er an der europäischen Seite in seinen zahllosen Meerengen, Golfen und Theilmeeren eine so herrliche Stufenleiter nautischer Schwierigkeiten, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn an seiner ausgedehnten europäischen Küste das unternehmungslustigste Seefahrergeschlecht der Erde erwuchs, das selbstverständlich ein Hauptinstrument zur Entfaltung der hohen Cultur- und Handelsmacht des europäischen Erdtheils bilden mußte.

Daß wir es als eine ganz besondere geographische Gunst für unseren Welttheil zu betrachten haben, wenn der erste Rival Europas im Welthandel und Weltverkehr — Nordamerika — zugleich sein Nachbar ist und den europäischen Seefahrern und Kaufleuten als nächstes transatlantisches Gegengestade winkt, ist selbstredend. Es wird dies, sowie das ganze Verhältniß der beiden großen Concurrenten zu einander, aber noch viel klarer werden, wenn man erwägt, welche geographischen Voraussetzungen die Produktion und der Verkehr in diesem Erdraume haben.

Daß Nordamerika — vielfach das vollkommene Gegenbild Europas — hinsichtlich seiner natürlichen Produktionskraft in zahlreichen Punkten viel höher zu stellen sei, als Europa, wird nicht wohl zu bestreiten sein.

In scharf ausgesprochenem Gegensatze zu Europa hat ja der

Digitized by Google

nordamerikanische Erdtheil eine verhältnißmäßig sehr ruhige geologische Vergangenheit gehabt, und infolge dessen zeichnen sich auch die Gesteinsschichten, welche seinen Boden zusammensetzen, durch eine sehr ungestörte flächenhafte Entwickelung über ungeheure Räume aus. Die azoischen und paläozoischen Formationsgruppen erstrecken sich in der Thalmulde der großen canadischen Seen und in dem Alleghanygebirge über viele Hunderttausende von Quadratkilometern, die Schichten der Kohlenformation nehmen ebenfalls Hunderttausende von Quadratkilometern an dem oberen und unteren Ohio sowie in Illinois und Iowa und an dem unteren Kansas und Arkansas ein, und ganz ähnlich ist es mit den triassischen Schichten in dem Indianerterritorium und in Texas, mit den kretaceischen im Thale des mittleren Missouri und mit den tertiären und alluvialen in der großen Küstenniederung am mexikanischen Golfe und am Atlantischen Oceane. Derselbe geotektonische Typus herrscht aber auch sogar in dem Felsengebirge, wo neben den kretaceischen und tertiären Gesteinsschichten namentlich auch vulkanische Bildungen von großer Gleichförmigkeit sich über gewaltige Flächenräume ausdehnen.

Eine unmittelbare und praktisch überaus bedeutsame Folge von dieser Bauart des Territoriums ist die ungeheure Ausdehnung und Ergiebigkeit der Lagerstätten nutzbarer Mineralien in Nordamerika, durch welche ganz besonders die Union in so seltener Weise gesegnet ist. Wenn die Goldfelder Californiens lange Zeit sprüchwörtlich als das non plus ultra natürlichen Bodenreichthums gelten, wenn der berühmte Comstockgang bei Virginia-City in Nevada gegenwärtig die reichste Silberfundstätte der ganzen Erde ist, wenn die Kupfergruben von Marquette am Oberen See und die Quecksilberquellen von Californien geradezu unerschöpflich erscheinen, wenn sich am Westrande der Alleghanies Petroleumquelle an Petroleumquelle reiht, und wenn heute die Union hinsichtlich der Kohlen- und Eisenproduktion Deutschland bereits übertroffen hat und England mit Riesenschritten zu erreichen strebt, so ist dies vor allen Dingen aus dem geschilderten Aufbau der nordamerikanischen Bodenschichten zu erklären. Hat man ja doch die produktive Kohlenfläche der Union auf 500,000 Quadratkilometer — das ist das Vierzehnfache von derjenigen Europas — geschätzt, und betrug ja doch die Kohlenausbeute des Staates im Jahre 1881 schon mehr als 1400 Millionen, die Roheisenausbeute aber mehr als 80 Millionen Centner!

Auch bezüglich der beiden anderen Naturreiche aber hat sich die Produktionskraft Nordamerikas als eine sehr gewaltige bewährt. Die reichen Niederschläge im Osten des Gebietes sowie auch in seinem Westen, im Vereine mit den hohen Sommertemperaturen, begünstigen sehr die Entwickelung einer reichen Pflanzenwelt, und dieselbe war schon von Natur durch eine viel größere Zahl von Gattungen und Arten ausgezeichnet als die europäische, weil die Eiszeiten in Nordamerika in einem weit geringeren Maße zerstörend auf das organische Leben wirkten als in Europa. Beispielsweise ist der nordamerikanische Wald an Nutzhölzern unendlich reicher als der europäische.*) Außerdem sagte aber das nordamerikanische Klima auch zahlreichen Culturpflanzen aus der alten Welt in einem sehr hohen Grade zu, so daß mit denselben eine Acclimatisation im großartigsten Maßstabe vorgenommen werden konnte. Wer denkt hierbei nicht an die Baumwolle und an den Weizen, die heute bekanntlich unter den vegetabilischen Exportartikeln der Union die Hauptrolle spielen!

Die einheimische Thierwelt Nordamerikas mag vielleicht derjenigen anderer Erdräume gegenüber arm genannt werden — zum Theil infolge der oben geschilderten einförmigen Bildung des nordamerikanischen Bodens, die eine Spaltung der Arten nicht sehr begünstigte —, aber immerhin bot dieselbe dem Menschen einen bedeutenden Reichthum an Jagdwild, und vor allen Dingen prosperirten die aus Europa eingeführten Hausthiere in Nordamerika in einem ebenso hohen Grade wie die von daher gekommenen Nutzpflanzen und wie die von daher eingewanderten Menschen. Wenn man auch nicht gerade behaupten kann, daß die Hausthier-Rassen daselbst edlere geworden seien, so sind sie doch durch riesige Zahlen vertreten.

*) Asa Gray zählt 233 Arten auf.

Welches ist nun aber die Rolle, die dem Menschen und seiner Arbeit bei der nordamerikanischen Güterproduktion durch die geographischen Verhältnisse des Erdraumes, den er eingenommen hat, zugefallen ist?

Hand in Hand mit dem oben geschilderten einförmigen Baue des nordamerikanischen Territoriums geht eine relative Ungegliedertheit desselben auch hinsichtlich seiner Bodenplastik. So erscheinen die Halbinseln des Unionsgebietes — Delaware, Florida und Altcalifornien — denjenigen Europas gegenüber an dem ungeheuren Rumpfe fast wie zwerghafte Verkrüppelungen, und in jedem Falle haben sich dieselben bisher vollkommen unfähig gezeigt, irgend welche höhere und selbstständigere Mission bei der Culturentwickelung des Welttheils zu übernehmen. Ebenso fehlt es aber auch im Innern des weiten Landes fast vollkommen an bestimmt gezogenen Naturgrenzen zur Individualisirung einzelner Territoralabschnitte, und nur der Westen ist von dem Osten durch wüstenhafte Hochflächen, denen mächtige Gebirgsketten — die Rocky-Mountains, die Windriver-Mountains, die Wahsatch-Mountains, die Uinta-Mountains ꝛc. — aufgesetzt sind, sehr schroff geschieden. Die riesenhafte Entwickelung der nordamerikanischen Hauptströme und Binnenseen, die zum Theil ebenfalls eine unmittelbare Folge von der eigenthümlichen geologischen Tektonik des Bodens ist, bildet vielmehr ein weiteres Moment von eminenter Bedeutung, um die geographische Einheit Nordamerikas zu der denkbar vollkommensten zu gestalten. Der Mississippi, der nach seinem Wasservolumen der fünfte Strom der ganzen Erde ist, spiegelt in der Ruhe seiner Fluthen gewissermaßen die Ruhe der geologischen Entwickelung des von ihm durchflossenen Landes ab, und ganz besonders wird er jederzeit als ein mächtiges Unificirungsmoment auf den gesammten Handel und Wandel des Welttheils wirken. Schließlich ist übrigens auch das Klima Nordamerikas auf weite Strecken hin außerordentlich gleichförmig. Es ändert sich nur auf weit aus einander liegenden Räumen ganz allmählich, und das östliche Waldland geht dadurch nur ganz unmerklich und stufenweise in die centrale Steppe und diese wieder ebenso in die westliche Plateau-Wüste und in das westliche Waldland über. Während bunte Mannichfaltigkeit, reiche innere Gliederung und scharfe innere Individualisirung den Hauptcharakterzug Europas bildet, so gewahren wir in Nordamerika allenthalben eine gewisse geographische Uniformität und Unification.

Daß nun der Mangel innerer Gliederung und Individualisirung durch Bergketten und Binnenmeere, welcher dem nordamerikanischen Erdtheile in hervorstechender Weise charakteristisch ist, der Entwickelung einer höheren Cultur ab ovo günstig gewesen sei, müssen wir nach dem über Europa Gesagten selbstverständlich leugnen, wenn wir uns nicht des gröbsten Widerspruchs schuldig machen wollen. Der Entstehung einer von den ersten Keimen an selbstgewachsenen Cultur, die auch nur annähernd der europäischen ebenbürtig genannt werden dürfte, war der nordamerkanische Erdtheil unserer Meinung nach entschieden ungünstig, und es scheint uns nicht im geringsten unwahrscheinlich, daß die rothbraunen Urbewohner des Landes allenthalben in Nordamerika ihr unstetes und wildes Jägerleben weiterführen würden, wenn sich etwa in Europa kein Columbus gefunden hätte, um die Neue Welt einer höheren Bestimmung entgegenzuführen.

Ganz anders freilich will die Frage angesehen und beantwortet werden, sobald es sich dabei nur darum handelt, die in Europa bereits zu einer gewissen Männlichkeit herangereifte Cultur auf amerikanischem Boden zu noch höheren Entwickelungsstufen emporzuheben.

Die aus Europa eingewanderten Mittelländer (Kaukasier), die heute die weit überwiegende Mehrzahl der nordamerikanischen Bevölkerung bilden — schon von Natur die höchstbegabte unter den Menschenrassen —, hatten ihre Geister innerhalb der engbegrenzten Territorien des heimatlichen Erdtheils genügend geschult und gekräftigt und von unmittelbaren geographischen Einflüssen frei gemacht, um den größeren Spielraum, der ihnen auf den weiten Flächen der Neuen Welt mit ihrer überschwenglichen natürlichen Produktionskraft geboten wurde, verhältnißmäßig rasch überschauen und nach allen Richtungen hin beherrschen zu können. Besonders brachten sie den stark ausgeprägten Individualitäts-

Digitized by Google

sinn, den Geist der Initiative und die Lust am Schaffen mit über den Ocean herüber, und bis jetzt wenigstens scheint es nicht, als ob ihnen in ihrer neuen Heimat etwas von diesem wichtigen Erbtheil aus der alten verloren gegangen sei.

Das produktive Arbeiten und das Wetten und Wagen im Handel und Wandel vor allen Dingen scheinen sie nur immer besser gelernt zu haben, und ohne Zweifel dankt ihnen die allgemeine Culturentwickelung der Menschheit bereits manchen bedeutsamen Fortschritt. Waren es ja doch zu einem guten Theile auch gerade die besten und rührigsten seiner Söhne, die Europa — mit oder ohne Absicht — nach der Neuen Welt aussandte, um sie mit ihrer Culturmission zu betrauen!

Die höhere Einheit, der alle Nordamerikaner angehören, ist übrigens beachtenswerther Weise nicht blos eine ideale, wie in Europa, sondern — entsprechend ihrer geographischen Grundlage in der Einheit des Territoriums — eine völlig reale, in einem hohen Grade unificirt hinsichtlich der staatlichen Organisation wie hinsichtlich des Nationalbewußtseins, des Nationalcharakters, der Sitte und der Sprache. Hat der Deutsche oder der Irländer einmal den Boden der Union betreten, um daselbst seinen dauernden Wohnsitz aufzuschlagen, so wird er früher oder später Anglo-Amerikaner. Und auch sogar der Neger, der gegen seinen Willen in die Neue Welt verschlagen worden ist, wird dem einen großen ethnologisch-socialen Körper assimilirt — ein merkwürdiger Gegensatz zu der minutiösen Spaltung der Stämme auf dem europäischen Boden. Gerade die reale einheitliche Organisation — die ja bekanntlich in Nordamerika dem Individuum den denkbar freiesten Spielraum gewährt — hat aber unserer Meinung nach sehr viel mit dazu beigetragen, das amerikanische Volk wenigstens vorläufig in dem Wettkampfe der Völker um die höchsten Wirthschafts- und Culturleistungen ungemein wirkungskräftig zu machen. Sie ist daher bei der Beantwortung der Frage, ob einst die Zeit kommen könne, wo Nordamerika als Consumtions- und Produktionsgebiet über Europa zu stellen sein werde, auch niemals aus den Augen zu lassen.

Und wenn wir zum Schlusse noch an die unmittelbaren geographischen Voraussetzungen des Weltverkehrs denken, so hat das amerikanische Territorium durch seine Eigenart seine Bevölkerung namentlich schon im Binnenhandel daran gewöhnt, riesenhaften Distancen ins Angesicht zu schauen, um mit ihnen zu kämpfen und sie zu überwinden.

Freilich waren die Amerikaner schon Welthändler als sie den amerikanischen Boden betraten. Es war dies eben auch wieder eins der vielen Erbstücke aus Europa! Aus Europa brachten sie vor allen Dingen auch ihre hochentwickelten nautischen Künste mit. Und das war gut, denn die amerikanischen Binnenmeere waren eine viel weniger gute Schule für Seefahrerkünste der höchsten Gattung, als die europäischen. Die Oceane aber, welche den nordamerikanischen Welttheil umfluthen, sind für den unvollkommen geschulten Seemann so unendlich groß und weit. Nur den Culturmenschen aus Europa konnten sie als mächtige Förderer des Welthandels dienstbar sein, ihnen aber gewähren sie gerade von Nordamerika aus ganz unleugbare Vortheile.

Obwohl die Summe der Abstände von den drei anderen Wirthschaftsgebieten höchsten Ranges — von Europa, Indien und China, die für den Welthandel und Weltverkehr von entscheidender Bedeutung sind — für Amerika viel größer ist als für Europa, so sind die Seewege von Amerika nach diesen Gebieten hin doch wesentlich kürzere, weil geradere, und auch dieser Umstand gibt bezüglich des Wettkampfes um die Superiorität im Welthandel und Weltverkehr, wie er zwischen Europa und Nordamerika entbrannt ist, selbstverständlich nachzudenken.*) Haben ja doch die Seewege zur Ueberwindung weiter Entfernungen in der gegenwärtigen Entwickelungsphase der Verkehrsmittel ohne Zweifel vor den Landwegen den entschiedenen Vorzug. Auf jenen wirkt vor allen Dingen bereits ganz allgemein der Dampf als motorische Kraft, auf diesen dagegen zunächst noch in sehr beschränkter Weise.

Die Schlüsse aus dem Gesagten zu ziehen überlassen wir dem Leser. Wir warnen nur noch vor allen charlatanistischen Propheten, welche auf die von uns berührte Frage mit allzu rascher Antwort dienen, und wir geben zu bedenken, daß nach unseren Darlegungen keins der großen Gebiete in dem Kampfe Grund haben dürfte zu optimistischer Prahlerei oder zu pessimistischer Verzagtheit.

*) Die Entfernung von Orenburg nach Peking beträgt nur ca. 4800, die von Konstantinopel nach Peschawar nur 4200, die von Liverpool nach New-York 6000 km. Von San Francisco nach Shanghai sind es dagegen 11,000, von ebendaselbst nach Singapore 14,000 km. Die Seewege von London nach Bombay und Calcutta durch den Suezkanal haben aber eine Länge von 12,000, resp. 15,000 km., die von London nach Singapore und Hongkong 16,700, resp. 19,000 km. (ebenfalls via Suezkanal), und von London nach Calcutta um das Cap der guten Hoffnung mißt der Weg reichlich 22,000, nach Hongkong sogar ziemlich 26,000 km.

Literatur und Kunst.

Roman oder Novelle?

Eine ästhetische Studie.

(Gelegentlich Serge Panine par Georges Ohnet, Ouvrage couronné par l'Academie Française.*)

Von Friedrich Spielhagen.

Der französische Romandichter hat es zum Theil leichter, als der deutsche, zum Theil macht er es sich leichter. Er hat es leichter, denn er bemüht sich die vaterländische Welt, die er schildern soll und will, nicht erst mühsam zu construiren, nachdem er sie gleichsam aus allen Ecken und Winkeln zusammengesucht — er findet sie fix und fertig vor in seinem Paris, dem Centrum des französischen Lebens, in welchem von der Peripherie alle Radien zusammenlaufen; dem Schauplatz, auf welchem hergebrachter Weise das neue Stück spielen muß und auf dem er sich mit der völligen Sicherheit eines Komödianten bewegt, der jeden Ein- und Ausgang, jede Coulisse, jedes Versatzstück, jedes Möbel seiner Bühne aus langjähriger Praxis kennt; und — was noch viel mehr heißen will — auch ganz genau sein Publicum kennt: was es zu sehen wünscht, worüber es weinen, worüber es lachen wird und — umgekehrt — worüber es sich empören und was es entschieden ablehnen würde, wenn — er unklug genug wäre, es ihm zu bieten. Aber er wird sich wohl hüten, so unklug zu sein, und eben dieses Uebermaß vorsichtiger Klugheit ist auch vielleicht seine Schwäche; ist es, was ihn verführt, es sich, wie ich oben sagte: leichter zu machen, als er von rechtswegen dürfte: den schwierigeren Problemen aus dem Wege zu gehen, und lieber Staffeleibilder von bescheidenem Umfange mit minutiösem Pinsel zu malen, als Frescogemälde von bedeutenden Dimensionen, denen die Wucht und Bedeutendheit des Vorwurfs und die Kühnheit der Ausführung entsprechen muß.

Mögen pedantische Beschränktheit und unpatriotische Liebedienerei des Auslandes gegen den deutschen Roman einwenden, was sie wollen — sie werden die Thatsache nicht wegdisputiren können, daß unsere Dichter der epischen Aufgabe: Weltbilder aufzustellen, oder, wenn man denn durchaus will: Bilder ihres Volkes und seiner Strebungen in einem gewissen Zeitabschnitt, mit lobenswerther Einsicht, treuestem Willen und einem respectabeln Aufgebot von Energie, Erfindungskraft und Kunst nachzukommen sich bestrebt haben; und daß dieses Streben von einem Erfolge gekrönt ist, der sich den Erfolgen der anderen Culturnationen auf dem analogen Gebiet nicht nur ebenbürtig an die Seite stellt, sondern dieselben, Alles in Allem, übertrifft Oder was hätte denn England nach Thackerays Heimgang, wenn wir die eine George Eliot ausnehmen, producirt, was sich an Tiefe des Gehalts und Feinheit der Kunst mit den Romanen unserer G. Freitag, Auerbach messen könnte, ohne zu leicht be-

*) Paris, Paul Ollendorff.

Digitized by Google

funden zu werden? Und selbst Thackeray, ja — ich wage es zu sagen — selbst Dickens — sie haften, mit der Geistes- und Gemüthstiefe dieser unserer Dichter verglichen, an der Oberfläche des Lebens, haben einen banausischen Anstrich. Aber die Franzosen! ihr Victor Hugo mit seinen „Misérables"; ihr Daudet mit seinem „Fromont jeune", seinem „Nabob", seinem „Rois en exil" ꝛc. — nun, ich will die Verdienste dieser Männer und anderer um den zeitgenössischen Roman wahrlich nicht herabsetzen — ich will sogar die Bedeutung Zolas in seinen grau in grau gemalten Unsitten-Gemälden anerkennen, aber ich müßte mich sehr täuschen, oder was die Werke dieser Dichter vor denen der unserigen in unsern Augen voraus zu haben scheinen, ist eben wirklich nur ein Schein: der Zauber des Fremden, der für das deutsche Gemüth unwiderstehlich zu sein pflegt. Und wo etwa ein wirklicher Vorzug zu constatiren wäre, kommt er nicht auf das größere Genie oder die größere Kunst unserer überrheinischen Concurrenten, sondern ist die Folge gewisser günstigerer Verhältnisse, unter denen sie arbeiten dürfen und die ich oben bereits angedeutet habe. Ist — um es mit einem Worte zu sagen — die Folge eben jener politisch-socialen Centralisation des französischen Lebens, an deren Vortheilen auch die Romandichter — und diese vor Allen — participiren, und die ihnen verstattet, in einem scheinbar kleinen Ausschnitt doch gewissermaßen das in allen seinen winzigsten Theilen von centripetaler Kraft energisch durchdrungene Ganze zu schildern.

Dieses eigenthümliche Verhältniß dürfte denn auch der Grund sein, weshalb jene scharfe Scheidung zwischen Roman und Novelle, die bei uns im Princip wenigstens anerkannt ist und meistens auch in der Praxis beobachtet wird, bei den Franzosen weder principiell zu bestehen scheint, und ganz gewiß, falls sie besteht, nur eine laxe praktische Anwendung findet. Wenn Paul Heyse sich zum Schreiben setzt, weiß er so sicher, ob das, was er vorhat, eine Novelle ist oder ein Roman, wie ein Baumeister, ob er das Fundament zu einem Palais oder einer Villa legt; ich zweifle, daß selbst der kunstverständigste unter den französischen Dichtern in dem analogen Momente sich der entsprechenden klaren Einsicht in seine eigenen Intentionen erfreut. Nun mag aber der Dichter in gewissen Stunden mit Schiller gern seine ganze Aesthetik für einen einzigen praktischen Hand- und Kunstgriff hingeben — die theoretische Schulung kommt ja auch der Kunstübung auf das herrlichste zu gute. Und so ist es gewiß kein Zufall, daß wir neben unserer eigentlichen Roman-Literatur eine Novellen-Dichtung haben von einer Fülle und stilvollen Schönheit und Reinheit, mit der sich, was andere Nationen in diesem Genre erzeugen, auch nicht annähernd messen kann.

Umgekehrt entspricht in Frankreich der geringen Neigung, über die Grenze zwischen Roman und Novelle ästhetische Untersuchungen anzustellen, eine gewisse Laxheit in der poetischen Praxis, die, wie wir sehen werden, von den übelsten Folgen ist. Natürlich wird der Kundige auch dort eine lange Reihe von ganz eigentlichen Romanen zu verzeichnen haben und eine nicht geringe Anzahl von Produkten der erzählenden Muse, die nach Inhalt und Form als Novellen anzusprechen sind. In der ungeheuren Masse aber der Production gerade auf diesem Gebiete möchten jene Fälle, wie zahlreich auch immer, doch nur als Ausnahmen anzusehen sein, während die Regel durch das Vorherrschen eines ganz eigenthümlichen Erzeugnisses constituirt wird, dessen Art und Natur zu untersuchen und womöglich festzustellen die Aufgabe dieser Zeilen ist.

Es wird kaum möglich sein, die charakteristischen Eigenschaften dieser Produkte im Genaueren anzugeben, ohne zugleich die Gründe anzudeuten, aus denen ihre Entstehung herzuleiten sein möchte.

Ein guter Roman kann nicht wohl anders als einen gewissen, d. h. beträchtlichen Umfang haben. Dieser, aus dem Wesen der Kunstgattung resultirende Satz wird durch die Wirklichkeit der epischen Production durchaus bestätigt. Wie wäre es auch anders möglich? wie könnte der Dichter zu jener Breite und Weite der Weltübersicht gelangen, auf die es ihm in erster und letzter Linie ankommt, wollte man ihn im Stoff beschränken? Und wo bliebe der Dichter, der Künstler, wollte er diesen weitschichtigen Stoff nicht bis in die kleinsten Einzelnheiten formen, d. h. zur Darstellung bringen? Dieses Darstellen aber ist eben ein gar schwieriges Ding, das eine robuste Phantasie, eine subtile Hand, vor Allem auch eine nimmermüde Energie erfordert. Und ist ebenso auch ein sehr langwieriges, auf die nach- und mitschaffende Phantasie eines geduldigen Hörers oder Lesers rechnendes, wovon man sich in und an den Werken eines Homer, eines Cervantes, eines Goethe und anderer Epiker ersten Ranges sattsam überzeugen kann.

Ist aber Langwierigkeit und Umständlichkeit die unausrottbare Natur des epischen Geschäftes, so liegt von vornherein die Vermuthung nahe, daß es für die rasch zum Ziele strebende Lebhaftigkeit des französischen Naturells im Ganzen wenig geeignet ist. Ich meine, daß dieser Vermuthung der Stand der französischen Romanliteratur Alles in Allem entspricht. Und die Bestätigung würde noch viel evidenter sein, käme dem französischen Romandichter nicht die oben angedeutete Gunst der Verhältnisse, unter denen er arbeiten darf, so auffallend zu Hülfe; und erhöhte er diese Gunst nicht noch willkürlich dadurch, daß er es sich eben, wie ich es ausdrückte, leicht macht, d. h. sich seine Ziele nicht hoch steckt, hartnäckig seine Menschen und Dinge nur von der einen Seite sieht und schildert, unbekümmert darum, ob er sich der epischen Todsünde schuldig macht und uns ein Advokaten-Playdoyer anstatt eines objectiven richterlichen Resumé gibt. Oder wollen wir anstatt Advokat „Staatsanwalt" sagen, so käme das freilich in der Sache auf dasselbe heraus, verstattete uns aber die Exemplification auf ein Musterexemplar für unsere Ansicht; auf Zola, der uns in dem ungeheuren Kampf der zerstörenden und der schaffend-erhaltenden Gewalten nur die ersteren in ihrer minirenden Thätigkeit zeigt — als ob die Welt durchaus Ahrimans sei, nachdem er endgültig über den herrlichen Ormuzd triumphirt; — und dessen Willensenergie und bedeutendes Können in Folge dieser einseitigen Verwendung nur dazu dienen, die Grellheit und Schiefheit seines sogenannten Weltbildes bis zur Unerträglichkeit zu steigern.

So würde Alphonse Daudet, trotzdem er wahrlich auch vor dem Reich der Schatten keine schwächliche Furcht hat, aber doch auch die Sterne liebt und gerne zu ihrem milden und versöhnenden Glanz aufschaut, seinem robusten Nebenbuhler alle Wege überlegen sein, wenn seine Kunst zu componiren mit seinem eminenten Darstellungstalente gleichen Schritt hielte. Aber einseitig, oder doch nicht immer zu reeller künstlerischer Höhe sich erhebend, wie das Wirken dieser beiden Schriftsteller ist — sie lassen weit hinter sich die zeitgenössischen landsmännischen Concurrenten, die sich ihre Ziele so viel näher stecken und denen in der Erstrebung selbst dieser näheren Ziele noch oft genug der Athem ausgeht.

Das Charakteristische aber aller derer, welche in diese große Kategorie gehören, ist Folgendes. Ihre Kraft reicht von vornherein nur zur Novelle aus, d. h. also zur Darstellung eines kleineren, scharf begrenzten Ausschnittes des großen Weltgetriebes. Daraus wäre ihnen ja nun gewiß kein Vorwurf zu machen, verbände sich damit die rechte Einsicht, und vermöchten sie jenen Ausschnitt, zu dessen Darstellung das Maß ihrer Kraft ausreichte, nun auch wirklich scharf abzugrenzen. Das ist nun aber keineswegs der Fall. Es fehlt ihnen an jener Einsicht; es fehlt an dem ausgebildeten Gefühl und Takt für das Schickliche in den verschiedenen Genres der Kunst. Die französischen Romanciers nehmen durchschnittlich zu viel Stoff, legen ihre Bilder zu groß an, so groß, daß dieselben bei allseitiger consequenter Durchführung — d. h. wenn der Dichter, wie es seine Künstlerpflicht ist, darstellen und nur darstellen wollte, — einen beträchtlichen Umfang gewinnen, d. h. einen Roman geben würden.

Aber eben dieser beträchtliche Umfang, den vorauszusehen er noch gerade Ueberlegung genug hat, genirt ihn aufs äußerste. Er weiß, daß er seinem immer nach Neuem gierigen, indolenten Publicum nicht viel, d. h. nicht mehr als höchstens einen mäßig starken Band zumuthen darf. Vielleicht ist damit auch das Arbeitsquantum gegeben, welches er dem eigenen Fleiß, der eigenen Ausdauer aufzubürden wagt.

Digitized by Google

Wie hilft sich nun der geschickte Mann aus dieser üblen Lage?

Er theilt seinen „Roman" in zwei Theile: in eine Vorgeschichte und in die Geschichte, die er eigentlich erzählen will, d. h. auf die es ihm einzig und allein ankommt, weil er sich nur von ihr den nöthigen Erfolg verspricht.

In jenem ersten Theil: der Vorgeschichte, werden die Lebensläufe der Hauptpersonen bis zu dem Momente, wo die eigentliche Geschichte anhebt, cursorisch erzählt; die Verhältnisse, in welchen sie zueinander stehen, in den springenden Punkten markirt. Alles in Allem also ein Prolog, auf welchen dann das Stück folgt.

Natürlich ist das Stück aus einem ganz anderen Ton als der Prolog, wie man leicht erkennen wird, durch eine Vergleichung der folgenden Anfänge des ersten und zweiten Kapitels des Romans, dessen Titel ich in die Ueberschrift dieses Aufsatzes aufgenommen, weil er mir zunächst zu diesen Bemerkungen Veranlassung gegeben, und ich im Verlaufe der Untersuchung noch wiederholt darauf zurückzukommen gedenke.

Erstes Kapitel:

„In einem sehr alten und sehr weitschweifigen Hotel der Rue St. Dominique hat sich seit dem Jahre 1875 das Haus Desvarennes eingerichtet, eines der bekanntesten des Pariser Handels und der angesehensten der französischen Industrie. Die Büreaux nehmen die beiden Seitenflügel ein, die nach dem Hof gehen und ehemals als Communs dienten, als die edle Familie, deren Wappen über der Thorfahrt gemeißelt ist, noch Eigenthümer des Grundstückes war. Madame Desvarennes bewohnt das Hotel, das sie prachtvoll hat restauriren lassen und in dessen großen und hohen Räumen sie mit einem sehr sicheren Geschmack wahrhaft bewundernswerthe Kunstgegenstände aufgehäuft hat. Ein gefährlicher Rivale der d'Harblay, der Groß-Müller von Frankreich, ist das Haus Desvarennes eine ökonomische und politische Macht. Verlangt in Paris Auskunft über seine Solidität — man wird euch sagen, daß man ohne Gefahr 20 Millionen auf die Unterschrift des Chefs des Hauses vorschießen kann. Und der Chef des Hauses ist eine Frau.

Diese Frau ist merkwürdig u. s. w."

Dies Und-so-weiter geht in unserm Falle bis S. 26 und dem Schluß des ersten Kapitels, und die ganze Entstehungsgeschichte des kolossalen Desvarennes'schen Vermögens mittheilend: wie klein Herr und Frau Desvarennes angefangen haben, oder eigentlich nur die Frau, da der Mann eine Null gewesen; wie sie sich von einer einfachen Bäckerin zu der Lieferantin aufgeschwungen, die halb Paris mit Mehl versorgt; wie die Leutchen lange keine Kinder gehabt; ein verlassenes Kind angenommen; dann noch selbst mit einem Töchterchen beschenkt worden, das die Mutter (der Vater ist unterdessen gestorben) an einen jungen Schützling und Freund des Hauses verlobte, während die andre junge Dame hinter dem Rücken der Pflegemutter ein Verhältniß mit einem vagirenden polnischen Fürsten anknüpft — eben dem, nach welchem sich die Geschichte nennt: Serge Panine — und den sie dann auch in der Familie vorstellt. „So geschah es, daß unter dem unscheinbarsten Vorwande der Mann in das Haus trat, welcher dort eine so bedeutende Rolle spielen sollte."

Ende des ersten Kapitels.

Zweites Kapitel:

„An einem Maienmorgen des Jahres 1879 stieg ein junger, sehr elegant gekleideter junger Herr aus einem trefflich gehaltenen Coupé vor der Thür des Hauses Desvarennes aus. Der junge Herr schritt lebhaft an dem uniformirten, mit einer Militärmedaille decorirten Portier vorüber, der sich immer unmittelbar neben dem Eingang hielt, um die Leute, welche in die Bureaux wollten, zurechtzuweisen. Er drückte auf einen geschickt verhüllten Knopf einer kleinen durch die Mauer gebrochenen Thür. Eine Feder schnappte; und der sich öffnende Eichen-Flügel ließ den Besucher durch, der sich nun in einem Vorzimmer befand, auf welches mehrere Gänge mündeten. Tief in einem großen Fauteuil saß ein Angestellter des Bureau, der ein Journal las und nicht einmal ein zerstreutes Ohr lieh den im leisen Tone geführten Unterhaltungen eines Dutzend von Leuten, die eine Audienz wünschten und ungeduldig darauf warteten, daß an sie die Reihe käme. Der Angestellte, als er den jungen Herrn durch die verhüllte Thür eintreten sah, ließ sein Journal auf das Fauteuil fallen, nahm schnell sein schwarzsammtenes Käppchen ab und machte zwei Schritte vorwärts mit dem Ansatz eines Lächelns auf den Lippen.

— Guten Tag, mein alter Felix, sagte der junge Herr mit einem freundschaftlichen Gruß zu dem Angestellten, ist meine Tante da?

— Ja, Herr Savinien, Madame Desvarennes ist in ihrem Bureau, aber u. s. w. u. s. w.

Ich wiederhole: die Verschiedenheit des Tones der Mittheilung, dessen sich der Autor in dem ersten Kapitel bedient, und des andern, welchen er hier im zweiten Kapitel anschlägt, ist zu auffallend, um nicht auch von dem weniger geübten Ohre sofort bemerkt zu werden. Es ist der farblose der pragmatischen Relation und der colorirte der eigentlichen Darstellung, — viel weiter von einander unterschieden, als etwa ein Oelgemälde von einem Stahlstich oder Holzschnitt, das denselben Gegenstand darstellt. Denn jene Mittheilung in Form der Relation stellt eben nicht dar, führt uns nicht das Object selber vor, sondern bezeichnet es nur; gibt uns die Relationen, die Verhältnisse, in welchen die Objecte zu einander stehen; und verhält sich daher zu der eigentlichen Darstellung, welche uns eben die Objecte selbst gibt, wie die topographische Karte einer Landschaft zu der Landschaft selbst, wie sie aus dem Pinsel des Malers hervorgeht. Nicht weniger offenbar ist der Grund, weshalb sich der Autor dort jener, hier dieser Mittheilungsmethode bedient. Dort — im ersten Kapitel — wollte er im Fluge einen langen Weg durchmessen, hier will er uns Schritt für Schritt einen verhältnißmäßig kurzen führen. Ein Festzug also gleichsam, welchem der vorsichtige Veranstalter eine Erklärung vorausgehen läßt: was dasselbe im Ganzen bedeutet, wie er zusammengesetzt ist, welches die einzelnen Abtheilungen, welches die Hauptpersonen sein werden; woran man dieselbigen erkennen kann, und wodurch sie die ersten Stellen im Zuge verdienen: „Diese Mutter hatte für die späte Frucht ihres Leibes eine jener exclusiven glühenden tollen Leidenschaften, welche die der Tigerinnen für ihre Jungen sind .... Diese Autokratin, die Widerspruch niemals hatte ertragen können, und vor der sich ihre Umgebung willig oder nichtwillig beugte: wurde nun ihrerseits gegängelt. Die Bronze ihres Charakters wurde zu Wachs zwischen den rosigen Händchen ihres Töchterchens ..."

Habt ihr wohl aufgepaßt? habt ihr verstanden? ahnt ihr bereits, was diese tolle Leidenschaft aus der Mutter machen wird, nachdem sie sich durch ihre wächserne Nachsicht zu irgend einer irreparabeln Thorheit hat verleiten lassen? Natürlich ahnt ihr es; nur daß ihr es, Gott sei Dank, nicht genau wißt; denn wozu wäre sonst der Festzug selbst? wozu die Mühe und Arbeit der noch restirenden vierhundert und einigen Seiten des „Ouvrage"?

In der That, wozu wären sie, wenn der Autor in demselben Tone fortfahren wollte? Hatte er bisher zur Mittheilung eines Materials, das, wenn man es nach der Zeit messen will, ein volles Menschenalter mindestens umfaßt, 26 Seiten gebraucht, so könnte er für die nun folgenden Ereignisse, die sich innerhalb eines halben Jahres abspielen, ohne auch nur einen wichtigen Nebenumstand auszulassen, gut und gern mit einem halben Bogen auskommen. Das sollten sich doch Jene klar machen, welche in jener kühlen farblosen Mittheilungsmethode womöglich den Triumph der Objectivität bewundern. Sie sollten sich klar machen, daß dies die Objectivität des Historikers, des Sittenschilderers ist, aber nicht die des epischen Dichters; daß es gewiß eine Kunst ist, in jener Weise gut zu berichten, nur beileibe nicht die epische Kunst, überhaupt keine im ästhetischen Sinne; und daß sie, die jener Methode das Wort reden, die Schuld tragen, weshalb Schriftsteller, die über gar keine oder doch ganz ungenügende Darstellungsmittel verfügen, sich fort und fort in die Zunft der berufenen Romandichter drängen, ohne daß man sie hinausweisen, ihnen den Beweis ihrer Stümperhaftigkeit führen könnte. Sind sie ja — nach jenen Kritikern — in ihrem vollen Rechte, wenn sie in ihren sogenannten Romanen was sie darzustellen nicht die Kraft haben, berichten; und weil sie denn einmal ins

Digitized by Google

Berichten gekommen, d. h. sich andauernd einer Form bedienen, die im ästhetischen Sinne gar keine ist, auch solche Dinge in ihren Bericht ziehen, die sich factisch nicht mehr darstellen ließen: alles mögliche Wissenswürdige oder auch nicht Wissenswürdige, was sie gern an den Mann bringen möchten, und das — wenigstens wie es hier geboten wird — mit der Poesie nicht nur kein halbbrüderliches, sondern überhaupt gar kein verwandtschaftliches Verhältniß mehr hat. Darf man sich da wundern, wenn das Publicum ewig über das, was es von dem Roman fordern darf und muß, im Unklaren bleibt? und Leute, die sich schämen würden, Malerei nicht von Klexerei, Musik nicht von Gedudel unterscheiden zu können; die auch nicht auf die Kritik des nächsten Tages zu warten brauchen, um zu wissen, ob sie am Abend vorher ein gutes oder schlechtes Theaterstück gesehen haben, einem Roman gegenüber völlig rathlos sind; die Frage nach dem Kunstwerth desselben, als außer ihrer Urtheilssphäre liegend, entschieden ablehnen, und höchstens zu constatiren wagen, ob sie das Buch mit Interesse gelesen haben oder nicht? . . .

Ich weiß sehr wohl, daß diese durch und durch prosaischen Vorgeschichten, wie ich sie hier zu charakterisiren versucht habe, keineswegs ausschließlich eine fehlerhafte Eigenthümlichkeit der französischen Romanschreiber sind — es würde leider nicht schwer halten, aus der deutschen Romanliteratur (von der verwilderten englischen ganz zu schweigen) Beispiele der in Frage stehenden ästhetischen Versündigung in betrübend großer Zahl zusammenzustellen. Aber ich glaube nicht zu irren, daß unsere Nachbarn in dem prickelnden Bestreben, möglichst schnell zu dem zu gelangen, was ihnen als die eigentliche Sache erscheint, und in ihrer ästhetischen Kurzsichtigkeit, die nicht bemerkt, daß jenes, was sie da vorher treiben, entweder nicht zur Sache gehört und dann wegzulassen ist; oder zur Sache gehört, und dann freilich nicht weggelassen werden darf, aber wohl: mit derselben verarbeitet werden muß und — ohne den von ihnen gefürchteten Kräfteraum und Zeitaufwand nicht verarbeitet werden kann — ich sage: daß unsere Nachbarn aus Eitelkeit und Kurzsichtigkeit am häufigsten und schwersten in diesen Fehler verfallen. — Hat sich doch selbst der feinsinnige, meistens echt poetische Alphonse Daudet nicht von demselben frei zu halten gewußt, obgleich sein ästhetisches Gewissen sich dagegen sträubt, und er dann eine löbliche, aber erfolglose, oder doch nicht hinreichend erfolgreiche Anstrengung macht, sich auf dem engen Pfade ästhetischer Tugend zu erhalten. Sein berühmtester Roman „Fromont jeune" bietet dafür ein überaus charakteristisches Beispiel.

Man erinnert sich des ersten Kapitels: jener köstlichen Schilderung des Hochzeitsfestes vom braven Risler und der kleinen Chèbe. Das ist ein Leben, eine Bewegung von jenem rührenden: „Madame Chèbe . . je suis content!", das der gute Mensch seiner Schwiegermutter beim Nachtisch zuflüstert, bis zu dem Moment, wo Sidonie in der Balkonthür ihres neuen glänzenden Heims steht und nach dem Mansardenfenster hinaufschaut: dem Fenster des Treppenflurs, an dem ihre Eltern wohnten . . .

„Das Flurfenster!

„Wieviel Erinnerungen nur das Wort schon in ihr wach rief! Wieviel Stunden, wieviel Tage hatte sie da zugebracht, um nach der Fabrik hinüber- und hinabzublicken! Selbst in diesem Augenblick glaubte sie da oben das blasse Gesichtchen der kleinen Chèbe zu sehen, und innerhalb des Rahmens dieses Fensters der Armuth zog ihre ganze Kindheit, die trübselige Jugend eines Pariser Mädchens aus dem Volke an ihrem inneren Blick vorüber."

Der Kunstgriff ist bekannt. Der Autor bringt die betreffende Person in eine Situation, die sie einladet, jenes Stück Leben, das der Leser kennen muß und dessen Darstellung doch zu lange aufhalten würde, in der Erinnerung zu durchlaufen. Jede Kunst hat solche Hülfsmittel, gegen deren Anwendung nichts einzuwenden ist, da nicht künstlerische Willkür, sondern technische Nöthigung sie geboren hat. Das entbindet freilich den Künstler nicht von der Pflicht, mit diesen Mitteln streng hauszuhalten, sie eben auch nur im Nothfalle und selbst dann mit der nöthigen Discretion zu gebrauchen. Wir wollen gewiß den Dichter nicht chicaniren, im Gegentheil: wir wissen zu wohl, daß, wollte er nie „die Bescheidenheit der Natur" verletzen, er schwerlich jemals mit seiner Aufgabe zu Ende käme. Er soll überall bis an die äußerste Grenze des Möglichen vordringen dürfen. Aber darüber darf er nicht hinausgehen, darf nichts gegen die Natur unternehmen wollen. Und so müssen jene Erinnerungen der betreffenden Person wenigstens natürlich zu kommen scheinen; sie darf nicht länger bei derselben verweilen, als es ihr Seelenzustand und die Situation erlauben. Auch wäre es gegen die psychologische Erfahrung, wenn die Erinnerungen allzu deutlich wären, wenn sie nicht wie dissolving views durch die Seele glitten: im Dämmerschein — selbst solche Momente, die in der Wirklichkeit nur allzu grell beleuchtet gewesen waren. Vor Allem aber müssen es wahr und wahrhaftig die Erinnerungen der Person, dürfen es nicht Dinge sein, die sie gar nicht wissen oder doch nicht so wissen kann.

Das Alles liegt auf der Hand — der Kinderverstand, scheint es, müßte es begreifen. Und doch hat Daudet in diesem Falle so ziemlich gegen alle von uns angeführten natürlichen Bedingungen gesündigt. Die Erinnerungen der einstigen „kleinen Chèbe", jetzigen Madame Risler aîné, gehen durch vier Kapitel und 64 Seiten bis zum Ende des ersten Buches! Es ist zu viel, viel zu viel selbst für die rapideste Erinnerung! Die Geschichte kann der jungen Frau, die da in der offnen Balkonthür in die Nacht hinein, zu dem Mansardefenster der elterlichen Wohnung emporstarrt, — und gewähren wir der poetischen Licenz den freiesten Spielraum — nicht so, und zum Theil überhaupt nicht durch die Seele gehen. Diese Geschichte träumt nicht Sidonie Risler, geborene Chèbe — sie erzählt der sentimentale, der sarkastische, der gefühlvolle, der witzige Alphonse Daudet — erzählt sie in seiner Weise, in seinem Tone. Und er ist so bei der Sache, daß er der Person, aus deren erinnerndem Geiste heraus sich das doch Alles gestalten soll, zeitweise völlig vergißt, und zuletzt (auf S. 80) nur mit einem „Et voilà comme il se fait que le soir de son mariage la jeune Mad. Risler" — d. h. mit einem unkünstlerischen Salto mortale zu derselben zurückgelangen kann.

Alles in Allem also, wenn auch ausgehend von einem vornehmeren Geiste und mit dem Versuch wenigstens, eine künstlerische Wendung zu nehmen, hier wiederum ein Beispiel jener leidigen Gepflogenheit der französischen Romanschreiber: der eigentlichen Geschichte eine andre vorangehen zu lassen, welche jener als Einleitung diente, dem Autor (wie er meint) die Hände zu seinem Hauptgeschäft frei machten und ihm erlauben soll, dasselbe möglichst „elegant" auszuführen.

Und wenn das doch nur geschähe! wenn wir doch nun wenigstens aus der prosaischen Einleitung, die wir über uns ergehen lassen mußten, definitiv heraus wären; uns von jetzt an einer rein künstlerischen Darstellung erfreuen könnten!

Das ist aber leider keineswegs der Fall. Alle Augenblicke nimmt der Autor den Freibrief zurück, welchen er seinen Personen gegeben. Mögen sie immerhin versuchen wollen, sich nun auf ihre eigenen Füße zu stellen, sich durch ihr Thun über sich selbst auszuweisen! Erscheint eine derselben in dieser löblichen Absicht auf dem Plan, flugs ist der diensteifrige Autor hinter ihr her, schildert sie uns vom Kopf bis zu den Füßen, gibt uns eine Analyse ihres Charakters, ihrer Denkungsart und eine längere oder kürzere Relation ihres Lebenslaufs bis zu dem gegenwärtigen Augenblick. Diese rohe, kläglich kindische Manier, durch die sich bei uns nur noch Stümper und Dilettanten der Erzählungskunst kennzeichnen, wird bei den Franzosen selbst von ihren besten Autoren nicht verschmäht, und wird in unserm „gekrönten" Roman ausgiebigst angewandt.

Hier ein Beispiel für viele.*)

Die Hauptperson, eben jene Madame Desvarennes, sitzt in ihrem Bureau und besorgt ihre Correspondenz. Ihr Factotum, ein gewisser Herr Maréchal, erscheint. Nun heißt es weiter:

„Hinter ihm kam ein starker, untersetzter, luxuriös gekleideter Mann, schwerfälligen Ansehens. Sein sehr braunes, mit einem groben Bart eingerahmtes Gesicht, seine von den buschi-

*) Serge Panine p. 47.

Digitized by Google

gen Brauen überragten Augen gaben ihm für den ersten Blick etwas sehr Hartes, Strenges. Aber diesen Eindruck hob sein Mund sofort wieder auf. Seine fleischigen, sinnlichen Lippen verriethen wollüstige Neigungen. Hätte ein Adept Lavaters oder Galls seine Finger über die Schädel-Protuberanzen des neu Angekommenen gleiten lassen, würde er das Zeichen der Verliebtheit außerordentlich entwickelt gefunden haben. Dieser Mann, einmal von Liebe erfaßt, mußte wahnsinnig lieben.

— Guten Tag, verehrte Frau, sagte er in vertraulichem Tone, indem er auf Madame Desvarennes zutrat.

Die Frau hob lebhaft den Kopf und sagte mit freundschaftlicher Stimme:

Ach! Sie sind's, Cayrol! Das trifft sich gut; ich wollte gerade nach Ihnen schicken.

Jean Cayrol, aus dem Cantal gebürtig, war in den rauhen Bergen der Auvergne aufgewachsen. Sein Vater — — —"

Folgt nun das curriculum vitae des Mannes nebst eingeflochtener specieller Analyse seiner physischen, moralischen, intellectuellen Eigenschaften. Wir erfahren, daß er stark ist „wie ein Stier", „sehr intelligent", „ein ausgezeichneter Financier", „gierig nach Reichthümern", aber entschlossen, „lieber zu sterben, als sich durch unehrliche Mittel zu bereichern".

Wenn der Leser den Mann jetzt noch nicht kennt, so ist es gewiß nicht Schuld des Autors!

Und das Alles wird uns auf mehreren Seiten mitgetheilt, während die betreffenden Personen in der angedeuteten Situation verharren müssen, und ihre eingefädelte Unterhaltung nicht um eine Linie aus der Stelle rückt!

Nicht genug damit. Es handelt sich in diesem Augenblick hauptsächlich um das Verhältniß des „Ankömmlings" zu Serge Panine, dem Titelhelden; und da der Autor nach dieser Seite wohl hinreichend vorgesorgt hat oder zu haben glaubt, läßt er lieber Frau Desvarennes und Herrn Cayrol noch ein paar Seiten länger in der Schwebe, als daß er jenes Geschäft nicht zuvor besorgte, wobei es denn natürlich an einem Porträt des „blauen Serge" und anderen Indiscretionen nicht fehlen wird.

„Er war wirklich bewunderungswürdig, dieser Panine, mit seinen Augen, deren Blau so rein war, wie bei einem jungen Mädchen, und seinem langen blonden Schnurrbart, der zu beiden Seiten seines rosigen Mundes herabhing. Dabei eine wahrhaft königliche Haltung, den Abkömmling eines altadligen Geschlechts verkündigend. Eine allerliebste Hand u. s. w.

„Seine Geschichte war in Paris sehr bekannt. Er war geboren in jener Provinz Posen, welche Preußen, dieser Haifisch Europas, gewaltsam anectirt hatte u. s. w. u. s. w."

Noch immer ist das Vertrauen des Autors auf die Geduld des Lesers nicht erschöpft. Es fällt ihm ein, während derselbe (und das vorgeführte Paar) noch immer auf Fortsetzung jener angefangenen Unterredung warten, daß eben dieselben Personen vor längerer Zeit über dasselbe Thema, das sie jetzt (vermeintlich) beschäftigen wird, eine Unterredung gehabt haben. So wird denn in die unterbrochene Unterredung jene vorhergegangene wörtlich eingeschoben. Endlich, nach vollen elf Seiten, sind alle Regisseurgeschäfte erledigt, und die jäh sistirte Scene kann weiter gespielt werden. (Schluß folgt.)

Honeggers Allgemeine Culturgeschichte.

Von Friedrich von Hellwald.

Die Geschichte ist die Kenntniß des Vergangenen und faßt man diesen Begriff in seiner weitesten Ausdehnung, so gibt es kaum eine zweite Wissenschaft, die einen so gewaltigen Umfang besäße wie die historische, die Naturwissenschaft ausgenommen, welche am Ende auch noch alle Geschichte in sich schließt, insofern Alles was geschehen, auch in der Natur geschehen ist. Hält man sich aber auch, und mit Recht, von allen solchen extremen Deutungen ferne, erblickt man auch in der Geschichte blos jene Wissenschaft, welche berichtet was mit den Völkern vor sich gegangen, die auf der Erde gelebt haben und noch leben, so bleibt ihr Gebiet immer noch unermeßlich genug. Und wahrlich, überblickt man den Stand und die Richtungen der gegenwärtigen historischen Forschung, so läßt sich nicht verkennen, daß dieselbe trotz der weit getriebenen Arbeitstheilung im Einzelnen, doch in der Summe ihrer Bestrebungen eine Universalität aufweist, worin keine andere Periode mit ihr auch nur annähernd zu wetteifern vermag. Niemals zuvor hat man sich mit solchem Interesse dem Geschichtlichen zugewendet, niemals alle Lebensäußerungen der Menschheit von den fernsten und entlegensten Zeiten bis auf die jüngste Vergangenheit mit solchem Eifer gesammelt und studirt, als wie dies heute geschieht. Daraus ist der einst gänzlich unbekannte Begriff der Culturgeschichte entsprossen, welcher die früher übliche Art der Geschichtschreibung, die wenig mehr denn die politische Geschichte der einzelnen Völker betrachtete, in der Gunst des Publicums immer mehr verdrängt hat. Ich will hier auf den Streit über die Begrenzung des historischen Begriffes nicht weiter eingehen, ich constatire nur die Thatsache, daß gerade Culturgeschichte im weitesten Sinne die Lieblingsneigung, wenigstens der deutschen Lesewelt geworden ist. Kein Wunder daher, daß manche Kräfte sich der Pflege des neuen und des Anbaues noch so sehr bedürftigen Gebietes zugewandt haben und noch immer zuwenden. Es ist dies im höchsten Grade erfreulich und jedes neue culturgeschichtliche Werk kommt der jugendlichen Disciplin zu statten, welche blos durch das Zusammenwirken Vieler gedeihen kann. Denn der Pfleger dieser neuen Geschichtswissenschaft, will er nicht blos auf den Beifall der Menge, sondern auch auf wissenschaftlichen Erfolg rechnen, befindet sich allerdings in der fatalen Nothwendigkeit, sich auf einer Menge sehr verschiedenartiger Wissensgebiete bewegen zu müssen; fatal insoferne, als es nahezu unmöglich ist, daß er dieselben alle beherrsche. Religiöse und Rechtsbegriffe, Rasseneinflüsse, Literatur, Sprache, Kunst, Bodengestaltung, ja selbst die klimatischen Verhältnisse soll er berücksichtigen; kurz, nichts, was mit der Entwicklung eines Volkes im Zusammenhange steht, darf ihm eigentlich fremd bleiben.

Ein Werk, welches all diesen vielseitigen Anforderungen Rechnung zu tragen gewillt scheint, ist J. J. Honeggers auf die große Ausdehnung von fünf Bänden berechnete „Allgemeine Culturgeschichte" (Leipzig 1882, J. J. Weber), von welcher soeben der erste Band ausgegeben ward. Wir besitzen freilich schon eine Reihe allgemeiner Culturgeschichten, darunter Werke von bestem Klang. „Aber" — so tröstet sich, und mit Recht, der bekannte Verfasser — „das ganze Gebiet, wenigstens nach seiner jetzigen Auffassung, ist immer noch jung und wird mindestens ein Jahrhundert lang wohl vor der Gefahr bewahrt bleiben, zu den ausgeschriebenen zu zählen, wie man das etwa andern Zweigen der Literaturproduktion einreden könnte, in denen trotzdem ohne Bedenken rüstig weiter gearbeitet wird. Kurz, auf jenem Boden hat noch jede neue Seite der Betrachtung, jede individuell modificirte Disposition freien Raum." Welche Stellung Honegger in der deutschen Literatur einimmt, brauche ich wohl den Lesern dieser Blätter nicht zu sagen; auf dem culturgeschichtlichen Gebiete ist er bekanntlich kein Neuling, denn abgesehen von einigen größeren einschlägigen Werken hat sein vor einigen Jahren erschienener „Katechismus der Culturgeschichte" die wohlverdiente Gunst des Publicums erobert. Honeggers neuem großen Werke durfte Referent indeß mit um so größerer Spannung entgegenblicken, als er selbst der Verfasser einer nicht unbemerkt gebliebenen Culturgeschichte*) ist, deren dritte Auflage eben in Vorbereitung sich befindet. Ich habe darin den Versuch gemacht, im Gegensatze zu den bis dahin üblichen Darstellungen der Culturgeschichte nach vorgefaßten Parteistandpunkten, dem Gange der Cultur in ihrer einfachen natürlichen Entwicklung zu folgen und dabei die Identität der Gesetze aufzuzeigen, welche die Menschheit, sowie alle übrigen Organismen beherrschen. Für Darwins Evolutionslehre fand

*) Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart; von Friedrich von Hellwald. Augsburg 1875, Lampart & Comp. 8. Zweite neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 1876—1877. 2 Bde.

Digitized by Google

ich Schritt um Schritt die unabweislichsten Belege in dem Entwicklungsgange der menschlichen Cultur, zum nicht geringen Entsetzen der dogmatischen und idealistischen Welt, welche vor dem Realismus der Thatsachen ängstlich die Augen verschließt und jedes Staarstechen perhorrescirt. Seit meinem eigenen Buche ist nun ein größeres, umfassendes Werk über allgemeine Culturgeschichte nicht erschienen; Honegger tritt nun zuerst auf den Plan, und ich durfte wohl begierig sein, welche Stellung er einnehmen, welche Weltanschauung er zur Geltung bringen werde. In Deutschland hat sich bekanntlich seit mehreren Jahren jene geistige Reaction breit gemacht, die ich schon vor langem verkündet; auf den stürmischen Beifall, den seinerzeit die Descendenz- und Entwicklungslehre gefunden, folgte unter dem Drucke gewisser politischer Constellationen der von einigen Notablitäten eingeleitete Umschwung der Gesinnungen, der heute verwirft, auf was er gestern schwor. Nur mit Scheu wagt man es heute noch, das verpönte Wort „Darwinismus" zu flüstern, und am 14. August d. J. wurde in der Eröffnungssitzung des deutschen Anthropologentages zu Frankfurt a/M. die Lehre des großen Britten förmlich zu den Todten geworfen, die gegenwärtige Strömung als die Rückkehr zur „strengeren" Forschung gefeiert. Unter solchen Umständen gehört immerhin ein nicht ungewöhnlicher Muth dazu, die Wahrheit des Erkannten nicht zu verleugnen, ihr Panier, trotz gegnerischen Sturmgebrauses, hoch zu halten. Zur aufrichtigen Freude aller denkenden Anhänger der Darwin'schen Entwickelungslehre, welche ihren untilgbaren Kern von den anhaftenden Schlacken zu sondern wissen, welche eine Läuterung, nicht aber eine Beseitigung derselben zugeben, will ich gleich vornweg mittheilen, daß Honnegger in der frischen, freien Luft seines Schweizerlandes sich den vollen Sinn, das volle Verständniß für die Bedeutung des Darwinismus bewahrt hat. Natürlich, si duo faciunt idem, non est idem. Honegger, von Haus aus Literarhistoriker und nicht Naturforscher, präcisirt seinen Standpunkt dahin, daß er der Descendenzlehre gegenüber sein Urtheil reservire und als Culturgeschichtschreiber ihr nur die Anerkennung und Zustimmung aussprechen wolle, „welche sie als die wohl rationellste Erklärung des Entwicklungsganges der organischen Wesen zu beanspruchen das volle Recht hat". Mehr aber kann und darf man von einem besonnenen Forscher wohl auch nicht verlangen.

Honeggers erster Band ist ein grundlegender; er behandelt die Fundamentalfragen der civilisatorischen Entwicklung, die Anfänge des Menschengeschlechtes und seiner Cultur. Er ist also ein ungemein wichtiger, ja der wichtigste von allen, denn die hier niedergelegten Ansichten müssen naturgemäß das ganze Werk beherrschen. Unser Autor beginnt mit einer Erörterung über den Begriff der Cultur und die Gliederung der Culturgeschichte, dann aber holt er weit aus, um die Weltbildungstheorie, die Erde und ihre Umwälzungen, das organische Leben, den Schauplatz des Menschengeschlechts und seiner Cultur, d. h. die verschiedenen Welttheile uns vor Augen zu führen. Es wird vielleicht die Meinung verstattet sein, daß in allen diesen Punkten größere Knappheit genügt hätte, gänzlich vermissen möchten wir solche einleitende Betrachtungen in einer allgemeinen Culturgeschichte doch nimmermehr. Wohl ist es richtig, Geschichte ist nicht Naturgeschichte, aber wenn ein Kritiker Honeggers jüngst die Behauptung aufstellte, die Culturgeschichte habe sich ausschließlich mit jenem Produkt der Natur zu befassen, an welchem die Cultur allein zur Erscheinung gelangt — mit dem Menschen, so muß ich der Honegger'schen weiteren Auffassung beipflichten, die obige Behauptung dagegen als den Ausfluß einer unklaren Vorstellung bekämpfen. Eben weil die Culturgeschichte es mit dem Menschen zu thun, der doch nur ein Naturprodukt ist, muß sie ihn mit der umgebenden Natur in Beziehung setzen. Der Satz: Cultur ist nicht Natur, ist total falsch und beweist nur, daß der Kritiker sich von dem Begriffe Cultur keine Rechenschaft zu geben weiß. Denn Cultur ist auch Natur, nichts Anderes als eine andere Form, unter welcher die Natur sich uns zeigt. Es dürfen uns eben, wenn es sich um Culturgeschichte handelt, nicht blos die sogenannten Culturvölker der Geschichte vorschweben, sondern wir müssen im Auge behalten, daß Cultur, freilich in sehr verschiedenen Abstufungen, aber immerhin Cultur, ausnahmlos alle Zweige der Menschheit, ja sogar manche Thierarten berührt. Eine allgemeine Culturgeschichte, wie Honegger sie plant, muß also der Cultur als solche nachgehen, überall wo sie sich findet. Es ist wahr: „Erst mit dem Lallen der Sprache beginnt der Hauch der Cultur sich zu regen," falsch aber zu folgern: „was darüber hinausliegt, gehört weder der Naturgeschichte noch der Geschichte an." Mit dem nämlichen Rechte müßte man den Historiker auf die Darstellung der Thatsachen beschränken und ihm das Forschen nach den theils fernab liegenden, theils versteckten Ursachen verwehren. „Das Sein," sagt aber Alexander von Humboldt sehr wahr, „wird in seinem Umfange und innern Sein verständlich erst als ein Gewordenes erkannt." Gleiches gilt wohl auch von allem „Gewesenen", welches doch den Inhalt der Geschichte und der Culturgeschichte bildet. Die Schilderung des Werdens, der Mutter des Geschehens, schließt aber nothwendig die Untersuchung der Bedingungen dieses Werdens in sich ein.

Nur aus einer solchen fundamentalen Verkennung der Aufgabe des Culturforschers können Ansichten entstehen wie: „Ob Arten der Uebergänge, ob Zuchtwahl oder nicht, die ganze Descendenztheorie kann den Culturhistoriker in seinen Kreisen nicht stören; in diesen bildet Mittelpunkt und Peripherie der Mensch, und nur der Mensch, von dem Augenblicke an, wo er culturfähig geworden ist, wenn auch dieser Augenblick viele Jahrtausende umfaßt. Mit der Sprache beginnt das erste, aber immerhin nur erst schwache Erglimmen des Frühroths der Cultur." O sancta simplicitas! wäre man da beinahe versucht auszurufen; der Mensch soll Mittelpunkt und Peripherie — mathematisch ein nonsense — zugleich sein, als ob es nicht schon genug daran ist, daß er den Mittelpunkt bildet, um den sich die ganze Darstellung dreht. Man gönne doch dem Gemälde auch den Rahmen, in welchem es erst zur vollen Geltung kommt. Diesen Rahmen, diese Peripherie, wenn man will, geben nun die wechselseitigen Beziehungen des Menschen zur äußeren Natur ab, welche wiederum nicht ohne Hereinbeziehung der naturwissenschaftlichen Momente verständlich werden können. Daß die Darwin'sche Theorie die Kreise des Culturgeschichtschreibers nicht stören könne, ist demnach eine haltlose Phrase, denn wer nach diesem Recept den Menschen loslösen wollte von seinen Beziehungen zu den Mitorganismen, wer ihn erst fassen wollte von dem Augenblicke an, wo er schon culturfähig geworden ist, der würde Alles eher als eine Culturgeschichte zustande bringen. Die Cultur ist nichts Anderes — ich habe dies an anderer Stelle entwickelt — als die Zähmung des Menschengeschlechts. Wie kann man aber die Geschichte der Zähmung schreiben, wenn man nicht vom Ungezähmten seinen Ausgang nimmt, wenn man nicht das Wesen des Ungezähmten selbst untersucht? Uebrigens hat die Geschichtschreibung, so denke ich, die Pflicht, getreu der Geschichtsforschung zu folgen, der Ausdruck der letzteren zu sein. Was aber Object der Geschichtsfassung sein darf oder soll, darüber hat wohl nimmermehr die historische Wissenschaft selbst zu verfügen; darüber entscheidet einzig und allein das Wissensbedürfniß des menschlichen Geistes, in dessen Dienste am Ende jede Wissenschaft, also auch die Culturgeschichtswissenschaft steht. Auf welche Weise, mit welchen Mitteln dieses Wissensbedürfniß befriedigt wird, auf welchen Wegen also die Geschichtsforschung ihren Zweck, d. h. die Kenntniß des Vergangenen erreicht, ist schließlich gleichgültig; genug, daß sie ihren Zweck erreicht.

Einem solchen Ideengange mag wohl auch Honegger gehuldigt haben, als er den Kapitalfragen über Abstammung und Alter der Menschen dreist auf den Leib rückte. Die moderne Anknüpfung der Geschichtschreibung an die Naturwissenschaften erscheint ihm mit vollstem Recht als ein Gewinn ersten Ranges. Er mäkelt daher auch nicht an der thierischen Abstammung des Menschen, welche zu bestreiten selbst in den heutigen Zeitläuften einfach lächerlich wäre, und widmet ein ausführliches Kapitel der Descendenzlehre und Culturgeschichte. „All unsere Ideen über Ursprungs- und Urgeschichte des Menschen" — sagt er im schnurgeraden Gegentheile zu der oben erwähnten kritischen Stimme — „sind heute aus freien Stücken oder wider-

Digitized by Google

strebend von der Descendenzlehre bestimmt. Der Darwinismus hat für die Culturgeschichtschreiber schon dadurch fundamentale Bedeutung, daß er die Methode der Forschung bedingt und uns einen mächtig wirkenden Sporn gibt, wie Probleme der Entwicklung unseres Geschlechtes, für welche uns die geschichtlichen Documente abgehen, auf dem Wege der naturgeschichtlichen Forschungsweise gelöst werden können." Es sind dies wahrlich goldene Worte, die um so schwerer ins Gewicht fallen, als der Verfasser im Allgemeinen jeder Hypothese mit löblicher Vorsicht, ja Skepsis entgegentritt. Die Lehre Darwins, sagt er weiter, „interessirt die Culturgeschichte fast ebenso stark wie die Naturwissenschaften; ja ihre Folgerungen sind auch für jene von geradezu umwälzender Bedeutung." Da ich der Erste gewesen, welcher die Folgerungen der Darwin'schen Lehre auf die Culturgeschichte systematisch angewendet, so wird man es verzeihlich finden, wenn ich den obigen Ausspruch Honeggers mit Genugthung registrire. Mit lebhaftem Vergnügen finde ich auch eine völlige Identität der Anschauung in Bezug auf den „Kampf ums Dasein", da Honegger die nämlichen Gewährsmänner wie ich in ihren Aussprüchen heranzieht. Vielleicht hätte auch dieser Abschnitt etwas kürzer gefaßt werden können, man sieht aber überall, daß der Autor den ihm ursprünglich ferne liegenden Gegenstand nach allen Richtungen durchdacht und darin zu selbstständigen Schlüssen gelangt ist. Honegger läßt sich auch hier kein X für ein U machen und weicht vor keiner Folgerung zurück, wenn ihm die Prämissen wissenschaftlich gesichert dünken. Ueberall, in seinem ganzen Buche, weist er zähe auf die Momente hin, welche Mensch und Thier mit einander verknüpfen; ein psychisches Verbindungsglied ist ihm, wie anderen vorurtheilslosen Denkern, der Nachahmungstrieb, in unserem Geschlecht am stärksten bei Kindern und Frauen, die noch der Natur näher stehen. Er notirt bei den Thieren eine Art Arbeitstheilung und spricht ihnen auch den Kunstsinn nicht ab. Kurz, überall stellt sich im Lichte der modernsten Forschungen die Menschheit als die potenzirte Fortsetzung der Thierwelt dar.

In einer Reihe von interessanten Abschnitten erörtert nun Honegger diejenigen Momente, welche den Menschen direct berühren, als da sind die Rassen, die Gesetzmäßigkeit im Einzel- und Völkerleben, Natur und Cultur, Klima und menschliche Entwicklung; Wohnungs- und Kleidungsweise, Nahrungsart, elementare Berufsformen, Ehe und Familie, Staat und Gesellschaft, Recht und Sitte, Eigenthum, Sprache, Zahl und Schrift, Religion, Mythus und Kunst. Darin beseitigt er die verwerfliche Lehre von der Unbeständigkeit der Naturgesetze und zeigt, wie die Naturverhältnisse ihre Herrschaft am stärksten geltend machen in den elementaren Entwicklungsstadien der Menschen und Völker. Freilich, welche die auf niederster Culturstufe stehenden Völker sind, darüber streiten sich die Ethnographen. Wir leben im Zeitalter der Ehrenrettungen; auch in der Ethnologie werden die lange für die niedrigsten gehaltenen Menschenstämme jetzt gerne auf eine höhere Stufe befördert; einer muß allerdings am tiefsten stehen, welcher es aber ist, das sagen die gelehrten Herren nicht. Die Anklänge oder Anfänge zu gewisser Bau- und Werkzeugthätigkeit lassen sich im Thierreiche nachweisen. Der Begriff der Ehe und Familie ist kein dem Menschen als Gattungswesen an- oder eingeborner, sondern nur mit der Cultur gekommener; die tiefsten Rassen kennen eheliche Verbindung so wenig wie die Thiere, und noch weniger das Gefühl, das wir Liebe heißen. Honegger hält alle den sogenannten Hetärismus der Urzeit negirenden Elemente nicht für ausreichend. Natürlich hat der Autor in diesen die Fundamentalfragen behandelnden Kapiteln es mit einer Fluth von mehr oder weniger gut begründeten Ansichten und Hypothesen zu thun, welche wohl auch Schuld daran tragen, daß so Mancher an diesen Untersuchungen keinen Geschmack findet und sich davon abwendet in der Ueberzeugung, die Wahrheit werde man doch niemals ergründen. Indeß, Lichtungen in diesem Walde von Theorien sind doch schon aufgefunden worden. So ist die früher geltende Idee von einer gemeinsamen Ursprache aufgegeben, und es wird ein sprachloser Urzustand angenommen. Auch Honegger verwirft den homo primigenius alalus, wie ihn die neueren Forschungen sehr wahrscheinlich machen, nicht. Die Sprache gilt auch ihm als eine instinctive Schöpfung des Menschengeistes. Sehr interessant ist ferner, daß er von angebornen sittlichen Begriffen nichts wissen will; sie sind die reine Abstraction der Erziehung und allgemeinen Bildung, daher unendlich wechselnd. Den Ideen und Sitten gehen in den Elementarstadien der Menschheit die bloßen Gewohnheiten voraus. Uebrigens sind die moralischen Vorstellungen ebenso schwankend und unsicher, wie die religiösen, unbestimmbar Zeit und Art ihres Erwachens. Die Beziehung zwischen Religion und Sittlichkeit ist sehr schwach, zumal in den Anfängen; jene hat nur wenig hebend auf die Sittlichkeit gewirkt. Dagegen hängt diese mit den ersten Schwingungen der Regungen des Gewissens zusammen, und dieses wieder ist genau von dem Culturgrad einer menschlichen Genossenschaft bestimmt.

Diese wenigen Sätze werden genügen, um dem Leser eine Idee von Honeggers Auffassung der culturgeschichtlichen Probleme und seiner Denkart zu geben. Meinem eigenen Buche sagt man Eiseskälte nach, welche ihm die Weltanschauung des Verfassers eingehaucht habe. Nach den hier gelieferten Proben dürfen wir bei Honegger gewiß keine Gluthhitze erwarten; mag er auch der Kunst und Literatur, wie bei seinem Entwicklungsgange wahrscheinlich, mehr Raum widmen, ihnen eine eingehendere Berücksichtigung zu Theil werden lassen, als dies bei mir der Fall gewesen, so viel läßt sich schon jetzt absehen, daß eine auffallende Discrepanz der Grundansichten in beiden Werken nicht zu Tage treten wird. Möchte ich auch in einigen, übrigens ziemlich untergeordneten Punkten in diesem ersten Bande mit dem geschätzten Verfasser nicht völlig Einer Meinung sein, möchte ich auch die Darstellung, im Interesse des Buches selbst, weniger fragmentarisch und abgerissen, stilistisch mehr gerundet gewünscht haben — es sind dies Nebendinge, welche gegenüber den großen Vorzügen des Ganzen durchaus verschwinden. Da ich selbst die Schwierigkeit einer solchen Arbeit vollauf zu würdigen in der Lage bin und mich gewiß nie dem Wahne hingeben konnte, es sei etwa mit meinem eigenen Buche ein schwer zu überholender Markstein erreicht, so will ich vielmehr unverhohlen der Freude Ausdruck verleihen, Honeggers Allgemeine Culturgeschichte als eine vom Geiste der modernen Wissenschaft durchtränkte, unabhängige und unbefangene, in ihrer Anlage weitaussehende Leistung begrüßen zu können.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ein Verkommener.

Drama in vier Acten von Leonhard Marholm.

War das Leben oder war die Nachwelt dem unglücklichen Johann Christian Günther ungnädiger? Es ist dies eine wohl aufzuwerfende Frage, denn so elendiglich Günther an eigener Schuld zu Grunde ging, die medisanten Nachgeborenen verzerrten sein ohnehin schwankendes Charakterbild noch mehr. Säufer, Wüstling, Vagabund, Ehebrecher, Gottesleugner, Pornograph — es ist beinahe keine Schande, die man nicht dem genialen Hauptvorläufer Lessings angedichtet hätte. Am mildesten hat noch Goethe über ihn geurtheilt: „Er wußte sich nicht zu zähmen, darum zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Das dürfte wohl das Richtige sein. Günther war eine wilde, leidenschaftliche Natur, von leicht entzündlichem Herzen, ohne sittlichen Halt. Von da bis zu dem moralischen Scheusal, das Steinbach, Bürkner, Litzmann aus ihm machten, ist es aber noch ein weiter Weg, und die jüngsten Forschungen eines Kalbeck und Wittig lehren uns, daß der Dichter viel, viel besser war als sein Ruf. Ein jedes neu aufgefundene Document zeugt gegen die Verleumdungen und Anschwärzungen, denen der unglückselige Schlesier zum Opfer fiel. Seine neueste Biographie in dramatischer Form urtheilt anders. Leonhard Marholm nennt ihn einen Verkommenen und macht ihn zum wenig beneidenswerthen Helden eines Dramas, das ohne Zweifel die schwerste Prüfung ist, die Günther posthum noch auszustehen hatte.

Digitized by Google

Wir sehen hier nicht Johann Christian Günther in seiner Liebe zur Leipziger Leonore. Das vielberufene letzte Rendezvous am Grabe ihrer Eltern wird uns geschenkt. Gebrochenen Herzens, verwüsteten Geistes und zerrütteten Körpers, ein Verkommener, erscheint der poeta Caesareus laureatus in Breslau, und es beginnt jenes Verhältniß zu Frau Marianne von Breßler geb. von Wirth, das den Biographen schon so viel Kopfzerbrechens gemacht hat. Es bildet den Angelpunkt von Marholms Drama. Der früheste Günther-Biograph Steinbach berichtet 1738, also 19 Jahre nach dieser Begebenheit: „Da Günther überhaupt im Breßlerischen Hause gar zu frey wurde und von daher allein leben wollte, auch von dar und dorten her allerhand Histörchen, so er hin und her gespielet, erzehlet wurden, hätte man sich seiner gerne nach und nach entzogen, wozu man auch allerhand Anstalten machte. Die Frau von Breßlerin, die ihn doch noch wegen seiner Dichtkunst gar wohl leiden mochte, rückte ihm zu unterschiedenen Malen seine freye Aufführung vor, stellte sich auch gegen ihn etwas kaltsinniger, daher sie auch das Dichten, ihrem Vorgeben nach, ganz auf die Seite legte. Günther richtete an sie ein Gedicht, als wenn es ihr wäre zu dichten verboten worden. Es wolte aber vor Günthern hier nicht mehr seyn, der also seinen Fuß weiter setzte." Spätere Biographen haben aus dieser anscheinend literarischen Liaison ein ehebrecherisches Verhältniß deducirt, obwohl in keinem Gedichte Günthers an Frau von Breßler mehr als dichterische Galanterie gegen seine schöne Wohlthäterin zu erkennen und trotzdem in seiner eigenen Beschreibung seines Breslauer Lebens nicht die Spur einer Verstimmung, sondern vielmehr das vollste Lob der Dankbarkeit gegen Herrn oder Frau von Breßler zu finden ist. Namentlich der letzte Forscher, Litzmann, macht über Günthers „unsittliches Benehmen" sehr moralisirende Glossen. Der Verfasser des „Verkommenen" endlich weiß eine andere Auskunft. Günthers menschliches und literarisches Verhältniß zu Frau von Breßler, aus der er eine Lustspielwittwe macht, war ein Mißverständniß! . . . Seine Liebesbetheuerungen in Prosa und Versen galten nicht ihr, sondern einer Nichte ihrer Verwandten Binette Tüchtig (!), und diese Nichte heißt Leonore Jachmann! Et nunc erudimini!

Der erste Act spielt im Salon der Frau Wittwe von Breßler. Eine seiner Haupteigenthümlichkeiten ist, daß die Gäste sich da gegenseitig alle möglichen Grobheiten an den Kopf werfen. Günther erscheint in ziemlich angeheitertem Zustande, und Besser und König, seine Brüder in Apoll, wittern gleich in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler im Kampfe um Hof- und Frauengunst. Günther zeigt seine Fertigkeit in der edlen Kunst des Improvisirens, indem er einige seiner Gedichte an die Adresse von Besser, Marianne und Leonore aufsagt. Den Actschluß bildet, überaus unglücklich, das mißverstandene Liebesgeständniß. Günther spricht von Leonore, Marianne bezieht seine Liebe auf sich. Der Vorhang thut wohl daran, so schnell wie möglich zu fallen, denn ein einziges Wort kann das grausame Mißverständniß, auf dem das ganze Stück beruht, aufklären.

Der zweite Act bringt Günthers Vater herbei, der etwas Näheres über seinen verlorenen Sohn wissen möchte. Er ergeht sich in endlosen Klagen und zeiht seinen Christian sogar des Diebstahls. Vor Jahren hat ihm der saubere Herr Sohn nämlich geschrieben, daß er zu promoviren beabsichtige, was ein hübsches Stück Geld koste; der Alte habe ihm seinen Sparpfennig mit dem Auftrag geschickt, den Rest bei einem ehemaligen Universitätsfreund anzulegen, damit die zum Kapital geschlagenen Zinsen den Ausfall ergänzen sollten. Seither war sein Sohn verschollen und als nun das väterliche Haus eines Tages in Flammen aufging, wobei die Bewohner nur das nackte Leben retten konnten, da schrieb der Kreisphysikus Günther aus Striegau an seine „Connexion" in Leipzig um die verzinste Summe, erhielt aber zur Antwort, daß man nichts von einer solchen wisse. Frau Marianne hat einen heroischen Entschluß. Sie gibt vor, Christian habe das Geld keineswegs unterschlagen, sondern vielmehr bei ihrem hochseligen Manne sicher angelegt. Man weiß nicht, ob die Freude des alten Günther mehr dem wiedergefundenen Gelde oder dem wiedergefundenen Sohne gilt, aber seinem Entzücken wird nur allzu bald ein Dämpfer aufgesetzt, als er den frommen Betrug der liebenden Frau Marianne entdeckt. Er wirft ihr das Geld vor die Füße, und da er just seinen Sohn an Leonorens Arm eintreten sieht, so beeilt er sich, ihm ganz unverhohlen seine Meinung zu sagen und das junge Ding vor dem verlotterten Menschen zu warnen. Leonore wird in der That stutzig, was man ihr am Ende ja nicht verdenken kann. Gleichzeitig zieht auch Marianne, die ihren süßen Irrthum einsieht, ihre Hand von ihm zurück. Aber Günther verzagt noch nicht, denn es eröffnen sich ihm andere Aussichten. Er hat ein Gedicht auf den König Friedrich August II. von Polen und Sachsen gemacht, der sich eben in Breslau aufhält, und dieser devote Lobpsalm hat dergestalt Gnade vor des Königs Augen gefunden, daß Günther hoffen darf, zum Hofdichter ernannt zu werden. Hat er des Königs Beifall bei der heutigen Audienz, so ist ihm eine ehrenvolle Bestallung gewiß.

Im dritten Act fangen die Contreminen zu springen an. Hofpoet König, dessen Nachfolger im Amte Günther werden soll, gerade wie er ihn aus Mariannes Herzen verdrängt hat, lockt den schlesischen Collegen in eine plumpe Falle. Statt in den Empfangssaal des Königs August wird Günther in das Apartement Königs im Palais gewiesen. Dort findet er lustige Gesellschaft am gedeckten Tischchen, und es währt nicht lange, so ist es König und seinen Mitverschworenen gelungen, ihn in den gar nicht courfähigen Zustand der Betrunkenheit zu versetzen. In Folge dessen stürmt er unangemeldet vor Ihro polnische und sächsische Majestät, wird natürlich hinausgewiesen, und mit seinen Chancen bei Hofe ist es für immer vorbei. Wie man sieht, hat Marholm hier das alte Märchen von Günthers Betrunkenheit im Salon des Grafen Schaffgotsch zu Breslau, wodurch er sich die Gunst des Augenblicks verscherzt haben soll, an geeigneter Stelle verwerthet. Der Act endet mit den Zornausbrüchen der ins Gerede der Klatschbasen gekommenen Frau Marianne und dem melodramatischen Vaterfluche des alten Günther.

Damit ist die Komödie eigentlich zu Ende. Was jetzt noch folgt, ist blos für die unverbesserlich neugierigen Leute hinzugefügt, welche immer das Ende vom Liede wissen wollen und erst dann mit dem Helden zufrieden sind, wenn sie ihn „auch todt im Wochenblättlein lesen" können. Aus Johann Christian Günther ist der tolle Christel geworden, der sich zum Spott und Aerger der Bauern in den Dorfschenken an der Leipziger Poststraße herumtreibt, mit einem brennenden Scheit in der Hand umher rast und zuletzt, wie Zolas Coupeau, am Alkoholismus zu Grunde geht; freilich auf sentimentale Weise: in den Armen seiner beiden Geliebten, Leonore und Marianne, die ein sinnreicher Theaterzufall des Weges daherführt.

Gebührt dem Gaste des Residenztheaters, Herrn Barnay, der Dank der Kritik dafür, daß er dies neue Stück, das ohne seine wichtige Gönnerschaft wohl nie das Licht einer Berliner Rampe gesehen hätte, protegirt und auf die Bretter des kleinen Theaters an der Blumenstraße verpflanzt hat? Ja und nein. Ein besonderes, der Aufmunterung werthes Talent kann ich in dem ohne Zweifel pseudonymen Herrn Marholm, der mir eine Dame zu sein scheint, nicht erblicken. Von dem Ungeschick der Scenenführung und Motivirung zu geschweigen, die den Anfänger verräth, aber noch der Besserung fähig wäre, zeigt sich doch nirgends weder in der schwülstigen Sprache, noch in den ein leidenschaftliches Tempo fordernden Scenen ein echt dramatisches oder auch nur literarisches Talent. Die geistige Frische und naive Kraft des begabten Anfängers fehlen. Trotzdem muß die Kritik Herrn Barnay verbunden sein, daß er sich überhaupt zu einer Vergrößerung seines Repertoires herbeizulassen geruhte. Die großen Herren des Virtuosenthums haben uns daran gewöhnt, in Betreff der Reichhaltigkeit ihres Repertoires recht bescheiden zu sein. Da werden jahraus jahrein immer die nämlichen Paradegäule getummelt, dieselben Scenen mit den gleichen Kunstpausen, Grimassen, Nuancen und Abgängen versehen und der Dichter immer mehr in die zweite und letzte Reihe geschoben. Es ist jedoch Herrn Barnay hier der Beweis gelungen, daß sich ein Bühnenvirtuos, wenn er nur ernsthaft will, auch in das mangelhafte Stück eines Anfängers liebevoll vertiefen kann. Er hat sein Bestes geboten und uns großmüthig fast ganz mit den Auswüchsen der Routine verschont. Er spielte den Günther vielleicht allzu sehr mit der Narciß-Maske — dies mag ihn zu dem ganzen Stück hingezogen haben — aber sonst sprach er natürlich und spielte schlicht und folglich ergreifend. Das Verlotterte, Nonchalante, Zerrüttete kam trefflich zur Darstellung, und einige Momente, wie die verhängnißvolle, an die unrechte Adresse gerichtete Liebeserklärung vor dem ersten Actschluß, die Verzweiflung, als sich Leonore von ihm abwendet, und die Orgie im dritten Act, wo die Trunkenheit in seine düster brütenden Gedanken hineinspielt und sie zuletzt übermannt, waren eines Meisters werth. Von den übrigen Darstellern und ihrer Kunst wollen wir, nachdem das Publicum darüber gelacht hat, doch lieber schweigen. Z.

Digitized by Google

Notizen.

Neuerdings haben die Vorgänge in Frankreich, die chauvinistischen Kundgebungen unserer guten Nachbarn von jenseits der Vogesen gegen Deutschland die Aufmerksamkeit überall einigermaßen gefesselt. Man hat die Bedeutung derselben vielleicht etwas überschätzt, wozu die Beseitigung Freycinets und das Erscheinen des gambettistisch angehauchten Duclerc an der Spitze der Geschäfte das ihrige beigetragen haben. Doch weiß sich gerade dieses Ministerium von außen her scharf überwacht und wird schließlich ganz so Frieden halten, wie es selbst Gambetta trotz seiner auf einige turbulente Volksschichten berechneten hochtönenden Phrasen und Programme gethan hatte oder thun mußte. Die Pariser Regierungsorgane haben auch schon die heroischen Vorkämpfer der Straße St. Marc sowie die Prügelhelden des Odeons in allen Tonarten verleugnet und verwarnt. Selbst vor den intransigenten Augen Rocheforts in seiner Laterne hat der wichtigthuende Janhagel keine Gnade gefunden. Man hat bei uns gewiß Recht, den Schreihälsen die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Aber es wäre ohne jeden Zweifel ein Fehler, wollte man Oel ins Feuer gießen und den schürenden Gecken, die Frankreichs in überwiegender Majorität friedensbedürftige und friedensfreundliche Bourgeoisie aufstacheln möchten, das Spiel erleichtern. Der gouvernementale Temps mahnt seine Landsleute zur Ruhe, und wenn er, um dabei nicht bismarckisch zu erscheinen, zugleich die angebliche diplomatische Niederlage des Reichskanzlers in Aegypten feiert, so sollte man ihn kaum einer Widerlegung würdigen. Jeder Einsichtige weiß ohnehin, welche Bewandtniß es mit diesem vermeintlichen Echec am Nilufer hat. Nichts amüsanter wie die ausländischen Speculationen über Bismarcks Schachzüge, die auch in der ägyptischen Frage schon wieder ein ganzes buntes Kapitel bilden. Bald soll er England ein Bein stellen, bald die Westmächte um jeden Preis spalten wollen und deswegen umgekehrt die Pforte im Stich lassen, zu den Uebergriffen Großbritanniens schweigen. Die letztere Vermuthung ist auch bei uns nicht ausgeblieben, wie denn ein Theil der heimischen Presse, wenn es sich um auswärtige Fragen handelt, nicht selten dem leitenden Staatsmanne die wunderlichsten Dinge zuschreibt und damit nach außen hin ein keineswegs gutes Beispiel gibt. Daß, wenn England und Frankreich sich zanken, Deutschland den Vortheil davon hat, ist eine landläufige, aber gleichwohl sehr problematische Vorstellung. Erfahrene und kundige Leute haben oft die entgegengesetzte Ansicht geäußert. England ist trotz jeweiliger ihm aufgezwungener Kämpfe durch seine ganze Entwickelung, durch seinen Welthandel und seine über den Erdkreis ausgedehnten Beziehungen eine conservative, auf den Frieden angewiesene Macht, deren Zusammengehen mit Frankreich dieses heilsam zähmen und von Abenteuern zurückhalten muß. Eine französisch-englische Coalition gegen Deutschland ist geradezu undenkbar. Die Gefahr einer für uns bedrohlichen gegnerischen Allianz liegt nach der russischen Seite, und diese wird durch ein gutes Verhältniß zwischen den westlichen Kabinetten am wirksamsten durchkreuzt. Die pathetischen Versicherungen des Journal des Debats, des Temps und Genossen, Frankreich werde sich nicht durch deutsche Intriguen von England trennen lassen, können denn auch bei ruhigen und aufmerksamen Beobachtern nur einen heitern Eindruck hervorbringen. Es sieht im Uebrigen trotz der ägyptischen Wirren, die uns am Ende nur indirect berühren, und trotz vorübergehender französischer Zuckungen im Großen und Ganzen nach Frieden aus. Auch Gambetta, käme er wieder zur Herrschaft, würde ihn nicht stören können. Als er noch Frankreich regierte, wußte man in Deutschland vollkommen, wessen man sich unter für seine Revanchegelüste günstigen Bedingungen von ihm zu versehen hatte. Aber es geschah von Berlin aus nichts, was seinen Sturz beschleunigen und die empfindlichen Franzosen sagen lassen könnte, daß wir uns in ihre inneren Angelegenheiten mischen wollten. Man erinnert sich der seiner Zeit fast in allen öffentlichen Blättern Europas verbreiteten Fabeln und Erfindungen über Gambettas Besuch in Varzin. Subtile Zeitungsschreiber hatten dem Dictator von Tours seinen Ausflug auf Tag und Stunde nachgerechnet und den unwiderleglichen Beweis geführt, daß er den Reichskanzler auf dessen Landgut gesehen haben müsse. Es war bekanntlich kein wahres Wort daran. Aber der Berliner gewöhnlich sehr prompte Dementirungsapparat schwieg. Es sollte nicht auf deutsche amtliche Enthüllungen hin heißen, Gambetta habe die Entrevue gewünscht und einen Korb erhalten. Erst als Gambetta in einem Gespräche mit dem Prinzen von Wales die Zusammenkunft etwas unziemlich spöttisch in Abrede stellte und das Desaveu durch Herrn Blowitz in der Times veröffentlichen ließ, erfolgte in einem diesseitigen ministeriellen Organ die negative Bestätigung des Factums, daß Gambetta an Varzin vorbeigereist war. Diese Einzelheiten wurden erst ganz vor kurzem irgendwo in Erinnerung gebracht, und sie können als zuverlässig gelten. Man mag daraus erkennen, welch eine gemessene Haltung die officiellen deutschen Kreise Herrn Gambetta gegenüber beobachtet hatten. Sollte er als Ministerpräsident wiederkehren, oder durch Mittelspersonen seinen Einfluß noch mehr verspüren lassen, so würde unsere Wachsamkeit sich verdoppeln, aber wir würden ohne viele Redensarten, Exclamationen und journalistische Trompetenstöße mit ihm fertig werden.

* * *

„Deutsche National-Litteratur. Historisch kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner (Berlin und Stuttgart, W. Spemann)“ ist der Titel eines Unternehmens, welches um seiner Eigenartigkeit willen gewürdigt zu werden verdient. Wenn in der Hochfluth von Klassikerausgaben, die neuerdings in dem Büchermarkt eingetreten ist, die Unterschiede unter den einzelnen ganz geringfügiger Art sind, so nimmt die vorliegende von Joseph Kürschner herausgegebene „Deutsche National-Litteratur“ eine Sonderstellung ein. Die bisherigen Ausgaben enthielten theils die Schriften eines unserer deutschen Geisteshelden, theils hatten die Herausgeber Streifzüge auf dem Gebiete unserer Literatur, und allerdings meist der sogenannten klassischen, unternommen und die Werke derer, die ihrem Geschmacke besonders zusagten, zu einer häufig nicht eben glücklich zusammengestellten Sammlung vereinigt. Auch Kürschners Unternehmen stellt eine solche Sammlung dar, aber was sie von allen bisherigen trennt, ist der Rahmen, der sie umgibt. Wir werden hier nicht eine durch nichts, als die Bedeutung, welche sie an sich haben, motivirte Vereinigung der Geistesprodukte unserer literarischen Größen erhalten, sondern, wie der Herausgeber verheißt, ein Amalgam von Literaturdenkmälern und Literaturgeschichte, dergestalt, daß erstere durch das Band der letzteren zusammengehalten und ihre Beziehungen zu einander dargelegt werden. Die Idee ist neu und wird vermutlich nicht überall begeisterte Anhänger finden. Mancher wird die literarhistorische Umrahmung als überflüssig bezeichnen, Manchem ist auch die Schablone der bisherigen Sammlungen lieb geworden, das literarhistorische Bindeglied erscheint ihm ebenso störend wie der einzelne lebende Bilder oder einzelne Theile einer Tondichtung verbindende Text. Wir dagegen sind der Ansicht, daß man den literarhistorischen Faden, welcher sich durch die Collection zieht, nicht mit einer Geschichte der Literatur identificiren kann, und dafür spricht auch die Absicht des Herausgebers, dem ganzen Werke einen Grundriß der deutschen Literaturgeschichte beizugeben; daß andrerseits ein solches Bindeglied von erheblicher Bedeutung für das Verständniß der einzelnen Theile ist, wird wohl Niemand leugnen wollen. Die Wahl zwischen der geringfügigen Störung und den eminenten Vortheilen ist nicht schwer. Die Anordnung des Ganzen wird um so mehr gerechtfertigt, als die Adresse, an welche sich Kürschners Ausgabe richtet, das große Publicum ist, aber gerade deshalb hätte ein Ausdruck in der dem ersten Hefte vorausgeschickten Ankündigung vermieden werden sollen, welcher dieses irrezuleiten geeignet ist. Jemand, der die Bemerkung liest, das geplante Unternehmen sei in erster Linie dem heranwachsenden Geschlechte bestimmt, und der dann beim Durchblättern des ersten Heftes die Anmerkungen unter dem Texte entdeckt, könnte auf den Gedanken kommen, es sei eine neue, das ganze geistige Schaffen der Nation umfassende und berücksichtigende Schulausgabe mit erklärenden Anmerkungen beabsichtigt. Und doch ist dem nicht so. Wir haben eine historisch-kritische Ausgabe vor uns, die den Text in sorgfältigster Revision bringt, erklärt durch Commentare und Einleitungen, und vervollständigt durch Material, das theils zum ersten Male gedruckt, theils bisher noch nicht Aufnahme in einer Gesammtausgabe fand; nebenbei findet man da die Angabe der nöthigen bibliographischen Hülfsmittel, sowie eine Berücksichtigung der zeitgenössischen Kritik, so daß sich die Literaturgeschichte zum culturhistorischen Abbild des Dichters und seiner Zeit erweitert. Als Concession an den Zeitgeschmack kommt ein Schmuck von Illustrationen dazu, freilich nicht im Sinne der berüchtigten „Illustrirten Klassiker“-Ausgaben, die zu Bilderbüchern für die gedankenlose Menge herabsinken, sondern künstlerische Beigaben zum literarisch-bibliographischen Theil: Dichterporträts nach beglaubigten Vorlagen, Facsimiles, Titelblätter der ersten

Digitized by Google

Ausgaben, Reproductionen von Theaterzetteln, Dichterhäuser und -gräber u. s. w.

Der Herausgeber hat die gesammte Entwicklung unserer Literatur in sieben Perioden getheilt und die bedeutendsten Produkte einer jeden sollen in der „Deutschen National-Litteratur" zur Publication gelangen. Die lange Reihe der Mitarbeiter enthält Namen von ausgezeichnetem historischen Klange wie H. Düntzer, Karl Bartsch, Ludwig Geiger, H. Lambel, O. Behaghel, Bierlinger, C. Lemcke, Blümner, Boxberger, Franz Muncker, Frhrr. v. Liliencron, Jacob Minor, H. Pröhle, Paul Nerrlich, Erich Schmidt, H. Oesterlei, K. J. Schröer, C. Wendeler u. A. Die drei Seiten des Umschlages geben Notizen aus der literarischen Welt. Das erste Heft bringt den Anfang des ersten Theiles von Goethes Faust, herausgegeben von Heinrich Düntzer. Dem Abdruck der Dichtung geht eine Einleitung voraus, in welcher die Genesis des Werkes naturgemäß den größten Raum einnimmt. In den Kreis ihrer Betrachtung zieht sie ferner die Faustpläne Lessings und des Malers Müller. Die Entwicklung der Sage nach Pfitzer, dessen Bearbeitung derselben neben dem Puppenspiel Goethes Quelle bildete, zeichnet sich durch ungemeine Klarheit und Durchsichtigkeit aus. Weshalb der Dichter Wissensdrang an Stelle der von den Quellen gebotenen Genuß- und Ehrsucht einsetzte, wird eingehend begründet. Auch der schwierigen Frage der Bühneneinrichtung des ersten Theiles der Dichtung tritt Düntzer in einem kurzen Abschnitte näher. Daran schließen sich Angaben über das, was bisher für die Faustforschung geschehen, und Mittheilungen über die ersten Aufführungen im Schlosse Monbijou zu Berlin im Jahre 1820, am Hoftheater zu Braunschweig, in Dresden, Leipzig und Weimar, über Bühnenbearbeitungen und Ausgaben. Die unter den Text gesetzten Anmerkungen hätten etwas sparsamer sein können, doch soll man mit dem verdienten Herausgeber nicht im Einzelnen darüber rechten, was, unbeschadet des Strebens, bei dem Leser nirgends einen Zweifel bezüglich des Verständnisses der Dichtung bestehen zu lassen, hätte fortbleiben können. Das Zuviel ist hier weniger gefährlich als das Zuwenig. Das letztere macht sich nur an einer Stelle fühlbar. Wenn der Herausgeber „seine eigenen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten" mit „ihm seine eigenen Vorstellungen zu entwickeln" erläutert, so hätte er billigerweise auch auf der folgenden Seite der Einleitung „der ganze Faust sollte zwei beträchtliche Bände, über zwei Alphabete, ausmachen" erklären müssen.

Außer einer Handzeichnung Goethes begleiten das Heft Nachbildungen des Titelkupfers vor dem siebenten Bande der „Schriften" Goethes, der die erste Aufführung des Faust anzeigenden Theaterzettel von Braunschweig und Weimar, endlich einer Seite aus der auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschrift der Valentinscene. Die Illustrationen sind dem großen Publicum bestimmt, um dieses, welches nicht häufig in der Lage ist, seltene alte Drucke, erste Ausgaben, Handschriften und Aehnliches aus eigener Anschauung kennen zu lernen, mit charakteristischen Aeußerlichkeiten vertraut zu machen. Der kleineren Gemeinde derer, welche die Ausgabe ihren wissenschaftlichen Arbeiten zu Grunde legen, kommen vorzugsweise die durchgeführte Zeilenzählung und die zu erwartenden Registerbände entgegen.

Alles in Allem haben wir hier — schon die erste Lieferung läßt es erkennen — ein überaus zeitgemäßes, verdienstliches, unterstützungswürdiges Unternehmen vor uns, das dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern, wie auch dem durch Unternehmungsgeist und Geschmack rühmlichst bekannten Verleger zur hohen Ehre gereicht. Die äußere Ausstattung und zumal die typographische Ausführung sind so gediegen, daß die Billigkeit des Preises — 50 Pfennig die Lieferung — damit ganz und gar nicht im Einklang steht. Um so größer wird die Verbreitung sein. Unser Publicum in weitesten Kreisen wird sich daran gewöhnen, die Literatur nicht aus Compendien ihrer Geschichte, sondern aus frischer unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen. Hier ist ihm das beste Material in geradezu überwältigender Fülle und sorgfältiger Verarbeitung geboten: die innige Vereinigung von Literatur und Kritik angewandt auf die Gesammtheit der deutschen Literatur. Darum wünschen wir der großartig angelegten „Deutschen National-Litteratur" Kürschners auch den verdienten großartigen Erfolg!

F. Kanitz, Donau-Bulgarien und der Balkan. 3 Bände. 2. Auflage. Leipzig, Renger (Gebhardt u. Wilisch).

Diese ernsthaft angelegten und anschaulich ausgeführten Reise-Studien aus den Jahren 1860—1879, die bei ihrem ersten Erscheinen mit Recht als objectiv und bahnbrechend gerühmt wurden, erfordern schon heute einen Neudruck, was bei einem durch reiche Ausstattung mit Illustrationen und Karten nothwendig sehr kostspielig gewordenen Werke doppelt ins Gewicht fallen muß. Dies treffliche Buch verdient wirklich sein Glück und wird nunmehr, obgleich — oder weil? — der Berliner Areopag seither Rumänien, Serbien, Montenegro unabhängig erklärte, Oestreich zum Curator Bosniens und der Herzegowina bestellte und auch ein Fürstenthum Bulgarien gründete, trotz alledem nicht antiquirt sein, sondern als zuverlässiger und bis in die neueste Zeit fortgeführter Rathgeber in zukünftigen Verwicklungen befragt werden. Sind doch, von Griechenlands Forderungen und Albaniens ungeklärter Zukunft abgesehen, die Neugestaltungen im illyrischen Dreiecke durchaus nicht abgeschlossen, wie auch das Los des von Beginn problematischen „autonomen Ost-Rumelien" keineswegs entschieden ist.

* * *

Tracht und Bewaffnung des römischen Heeres während der Kaiserzeit. Dargestellt von Ludwig Lindenschmit. Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Ein werthvoller von zwölf Tafeln begleiteter, zu einem Unterrichtsmittel für höhere Lehranstalten bestimmter Beitrag zur Kenntniß der römischen Bewaffnung, sowie zur Kunde unserer vaterländischen Alterthümer, indem die darin gebotenen Darstellungen zum größten Theile die Tracht und Ausrüstung des durch mehrere Jahrhunderte am Rhein stehenden Römerheeres vorführen. Bisher mußten immer blos die römischen und griechischen Schriftsteller befragt werden, wobei fast nur die Kenntniß der Namen der einzelnen Waffenstücke und ihrer Vertheilung auf die verschiedenen Truppenkörper gewonnen wurde, da leider die flüchtigen und oft schwer verständlichen Beschreibungen der einzelnen Gegenstände keine klare Anschauung ermöglichen. Auf Grund der hier besonders berücksichtigten rheinischen Denkmale und Fundstücke haben nunmehr wichtige und bisher nur dem Namen nach bekannte Theile der Legionarbewaffnung greifbare Form und Gestalt angenommen.

* * *

Byzantinische Novellen von Hermann Lingg (Berlin, Otto Janke). Erst seit Kurzem hat sich Hermann Lingg nach reichen Erfolgen auf politischem Gebiete der Prosa zugewandt, um zu einem zahlreicheren Publicum reden zu können, als es gemeiniglich heutzutage sich dem Poeten gegenüber einfindet. Das ist eine Signatur der Zeit, der auch viele andere namhafte Dichter Rechnung zu tragen beginnen, wiewohl Roman und Novelle bei ihnen nicht aus innerer, künstlerischer Nöthigung entstehen, wie vorher lyrisches und episches Gedicht, Essay oder Buchdrama. Es gewährt einen eigenen Reiz, den bekannten Poeten als Novellisten zu beobachten, aber daß Hermann Lingg dabei nicht in seiner eigentlichen Domäne thätig ist, darüber wird und kann Niemand im Zweifel sein. Seine „Byzantinischen Novellen" vermögen uns nicht recht zu erwärmen. Der Dichter wollte sich wohl gleich von vornherein dem Zeitgeschmack zuwenden, als er, einmal zu novellistischer Production entschlossen, auch sofort culturhistorische Novellen schrieb. Aber abgesehen davon, daß die Probleme, um die es sich hier handelt, für uns von geringem Interesse sind — z. B. im „Bilderstreit" — ist der Dichter auch in dem Bestreben, kurz zu sein, in den Fehler verfallen, die Ereignisse sich geradezu einander jagen zu lassen, so daß oft auf einer Seite Schlacht, Aufruhr, Sieg, Frieden in verwirrendem Durcheinander abgehandelt werden. Es kommt zu viel in diesen Geschichten vor, und zu wenig wirklich Fesselndes, Originelles, Spannendes, es herrscht keine künstlerische Ruhe, die Helden erregen zu wenig unsere Sympathie, verschwinden überhaupt zu sehr im Gewirr der handelnden Personen. Am besten haben uns die skizzenartigen Novellen „Doppelte Kriegslist" und „Das Haupt" gefallen, auch „Nikisa" ist nicht ohne Reiz. In den anderen, besonders in „Die Wagenlenker", geht es doch etwas gar zu bunt her. Wir würden Hermann Lingg lieber bald einmal auf näher liegendem Gebiet begegnen. T—n.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren
An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Digitized by Google

Inserate.

Kraft-Zwieback,

welcher bei Skropheln, Katarrh, Magenleiden und namentlich schwachen Kindern u. Erwachsenen v. vielen Aerzten empfohlen wird, aber auch des guten Geschmacks wegen im Allgemeinen zu Thee und Kaffee gern gekauft wird, empfiehlt und versendet stets nur als frische Waare

Grünberg i. Schl.
Hornig, Bäckermstr.

1 kg ℳ 1.50 gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages, bei Bestellgn. von 4 kg franco Zusendung. Emballage wird nicht berechnet.

Kraft-Zwieback, welcher bei Skropheln, Katarrh, Magenleiden und namentlich schwachen Kindern u. Erwachsenen v. vielen Aerzten empfohlen wird, aber auch des guten Geschmacks wegen im Allgemeinen zu Thee und Kaffee gern gekauft wird, empfiehlt und versendet stets nur als frische Waare Grünberg i. Schl. Hornig, Bäckermstr. 1 kg ℳ 1.50 gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages, bei Bestellgn. von 4 kg franco Zusendung. Emballage wird nicht berechnet.

Was sollen wir lesen?

Das
ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswerteste u. Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt,

Deutsche, Österreichische
Schweizer, Ungarische
Holländische, Belgische
Amerikanische, Englische
Französische, Hebräische
Italienische, Schwedische
Norwegische, Spanische
Portugiesische, Polnische
Neugriechische, Russische
Arabische, Rumänische
Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.

Probe-Abonnement für September 85 Pf.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S. W., Dessauerstr. 12, gratis u. franko zu beziehen.

Novität von R. Baumbach.

Von der Landstrasse.

Lieder

von

Rudolf Baumbach.

Preis eleg. brosch. ℳ 2.—

Vorräthig in Kalbleder und Leinwand gebunden.

Verlag v. A. G. Liebeskind in Leipzig.

Collection Spemann Band 31

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: *Oskar Wächter, Vehmgerichte und Hexenprozesse in Deutschland.*

Vom Fels zum Meer

Preis per Heft nur 1 Mark.

die verbreitetste, weil gediegenste, amüsanteste u. am reichsten illustrirte Monatsschrift, die über erste Mitarbeiter auf allen Gebieten verfügt, beginnt eben einen neuen Jahrgang und ladet zum Abonnement ein.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Soeben erschien:

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik

herausgegeben von Professor Dr. **Johannes Conrad** in Halle a. S.

Neue Folge. Fünfter Band. 1.—3. Heft.

Preis des einzelnen Heftes 2 ℳ 50 ₰.

Inhalt: **Heym, Die Zillmersche Theorie der Reserveberechnung und die zukünftige Versicherungsgesetzgebung. — Lexis, Zur Währungsfrage. — Sartorius von Waltershausen, Arbeitszeit und Normalarbeitstag** in den Vereinigten Staaten von Amerika. — **Soetbeer, Preussisches Volkseinkommen im Jahre 1881. — Földes,** Die Eisenbahnenquête in Italien. — **Schuhmann,** Die italienische Agrar-Enquête. — **v. d. B.,** Die Preisentwickelung während der letzten Decennien nach den Hamburger Börsennotirungen. — Die Schwankungen des Discontosatzes in den letzten Decennien. — Coursnotirungen in Paris, Wien und Berlin im Anfang des Jahres 1882. — **Nationalökonomische Gesetzgebung. — Literatur. — Uebersicht über die neuesten Publikationen Deutschlands und des Auslandes.**

Soeben erschien in elegant ausgestatteter neuer Auflage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

M. P. L. Bouviers

Handbuch

der

Ölmalerei

für

Künstler und Kunstfreunde.

Sechste Auflage.

Mit Illustrationen.

Nach der fünften Auflage gänzlich neu bearbeitet von

A. Ehrhardt,

Professor a. d. Kgl. Akademie der bildenden Künste zu Dresden, Mitglied des akademischen Rats, Ritter etc.

Nebst einem Anhang über Konservierung, Regeneration und Restauration alter Gemälde.

Preis geheftet 9 ℳ, gebunden 10 ℳ 50 ₰.

Dieses Werk bildet in Folge seines sachkundigen und reichen Inhalts einen unentbehrlichen Ratgeber für jeden Künstler und Kunstfreund. Um die Anschaffung desselben zu erleichtern, lassen wir gleichzeitig eine Ausgabe in fünf Lieferungen à 1 ℳ 80 ₰ erscheinen.

Braunschweig.

C. A. Schwetschke & Sohn
(M. Bruhn).

Interessant!

Soeben erschien in **dritter** (Pracht-) Auflage auf Velinpapier:

Schöne Geister.

Künstler-Novellen und Skizzen

von

Bernhard Stavenow.

17 Bogen. Eleg. geh. 4 ℳ, geb. m. Goldschnitt 5 ℳ.

Das Geheime Civil-Kabinet des Deutschen Kaisers hat an den Verfasser folgendes Schreiben gerichtet:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben das von Ew. Wohlgeboren dargebotene Exemplar Ihres Buches „Schöne Geister" anzunehmen beschlossen und werden dieser Sammlung von originellen Künstler-Novellen nach noch näherer Einsicht ihres Inhalts gern einen Platz in Allerhöchst Ihrer Handbibliothek einräumen. Von Seiner Majestät beauftragt, Ihnen für die interessante Zuwendung zu danken, entledige ich mich dieses Befehls, indem ich Ew. Wohlgeboren von demselben ergebenst in Kenntniß setze. Der Geheime Kabinetsrath, Wirkliche Geheime Rath von Wilmowsky. — An Herrn Dr. Bernhard Stavenow Wohlgeboren in Görlitz."

Bremen.

Verlag von **Hinrichs Fischer.**

Hierbei ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von Oskar Leiner in Leipzig über „Esaias Tegnérs, des Sängers der Frithiofs-Sage, poetische und prosaische Werke."

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 30. September 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Erscheint jeden Sonnabend.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen entgegengenommen.

Preis vierteljährlich für dreizehn Nummern M. 4.50.

Inserate jeder Art finden weiteste Verbreitung. Gebühren 40 ₰ für die 3gespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Inhalt: Deutsches aus den Trienter Alpen. Von Ludwig Molendo. — **Literatur und Kunst:** Zur Erinnerung an einen halb Vergessenen. Ein Erinnerungsblatt zu Krauses fünfzigjährigem Todestag. Von Moritz Brasch. — Roman oder Novelle? Eine ästhetische Studie. Von Friedrich Spielhagen. (Schluß.) — Ein Sonntag in Lecco. Von H. Breitinger. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Kunstausstellungen. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Blind gegen Mathy. Von Karl Blind und L. Mathy. — Inserate.

Deutsches aus den Trienter Alpen.

Von Ludwig Molendo.

Der verlorene Bruderstamm der Friesen, den uns die Dänen so lange vorenthielten, hat ein seltsames Gegenstück im Süden, in den Trienter und Venezianer Alpen. Im Norden suchten einem deutschen Lande die Dänen ihre unerquickliche Sprache aufzudrängen; im Süden überfluthet das melodischere Idiom Italiens unser Gebiet, aber nicht weil die gewaltigen Signori uns bezwungen hätten, sondern weil der Bund zweier volks- und freiheitsfeindlicher Gewalten und sonstige Zufälle es so wollen. Dort im Gebirge zwischen dem Pusterthal und den Poebenen, zwischen Etsch und Boita (Piavegebiet) stoßen heute die Grenzen zweier großen Sprachen und Nationen in der mannichfaltigsten Zersplitterung aneinander, und zwischen sie eingekeilt stecken auch noch Trümmer einer in der Vorzeit weitverbreiteten, heute fast aussterbenden Race, welche von den beiden bald nur zurückgedrängt, bald fast ganz aufgesogen wurde. Noch heute, nachdem die Anstürme der Kelten und Römer, der germanischen und slavischen Stämme auf die Ostalpen längst aufgehört haben, nimmt mancher Volkstheil steten reichlichen Antheil am Verkehre, während ein anderer ohne alle Berührung mit ihm wie verzaubert in einem wilden Hochthale der nächsten Nachbarschaft sitzt. Gibt es doch hier noch ein kaiserliches Landgericht, auf dessen Verkehrswegen keines unserer modernen Last- und Luxusfuhrwerke die nöthige Breite und Böschung findet, ein Gericht ohne Straßen, Livinallongo mit seinen Saumpfaden und antediluvianischen Karren.

Tiefer im Süden, durch doppelte Bergketten von rothem Porphyr und Granit vom Avisiogebiete getrennt, zieht sich die große Längsthalung der Valsugana in üppiger Schönheit dahin, durchrauscht von der Brenta, dem Medocus der Alten. Ueber die niedrige, vom lieblichen See von Caldonazzo erfüllte Wasserscheide hinweg setzte sich diese Thalbildung, vom Gewässer der Fersina erfüllt, nach Trient zur Etsch hinaus westlich fort. In Süd und Nord dieser Thallinie nun liegen zahlreiche deutsche Gemeinden in den innern Gebirgswinkeln versteckt, theils noch im Besitze ihrer Muttersprache, wie die venezianischen Sette Communi und wie Palu, theils ging sie verloren wie im Thal von Vaselga. Eine dritte Gruppe solcher Deutschen findet sich zwischen Roveredo und den Sette Communi in Füllgreit an den Quellen des Astico und Leno. Alle diese Gemeinden sind von Italiens Sprache umschlossene und bedrohte Sprachinseln: die Thatsachen sind bekannt und mehrfach von L. Steub, Perkmann, Sternberg, Schaubach und Anderen besprochen. Ich wende mich deshalb lieber zu den mir durch langen mühevollen Aufenthalt liebgewordenen nördlicheren Gebieten, und werde erst später wieder auf diese südlichen Riffe zurückgreifen.

Aber nun diese Deutschen selber, wo sind sie denn heute zu finden? Sind es die Leute mit dem deutschen Schnitte des Conterfeis und herben italienischen Lauten auf der Zunge, — unfreiwillige Renegaten unserer Sprache, die ihnen Zeit und Menschen genommen? In der That, so lange wir die Bauern von Zembra nicht die süße Sprache Petrarcas zerquetschen hören, können wir sie für Landsleute halten. Deutsche Namen haften noch an Land und Leuten, an der Karte der Avisioalpen so gut wie an den Schildern in Cavalese, wenn schon auf ersterer nur mehr isolirt. Der runde Kopf des Monte „Kugal" oder „Cucal", und die „Sassi", welche den spaltartigen Eingang ins Monzonithal verdämmen, der Sasso di „Damm" und der S. di „Loch", auch Joch und Paß Sadola (Sattel) zwischen Fleims und Caoria, der Zwölferkogl und Gries in Fassa mahnten mich stets weniger an Rhätien und Rom, als an die Ortsbezeichnungen deutscher Bergleute, welche auch in der westlichen Nachbarschaft jenseits der Pordoipässe einem von Buchen nie beschatteten Hochthale den Namen „Puchenstein" als Erinnerung an ihren Fleiß hinterlassen haben, wie sie auch in Gastein, Rauris und wo sie sonst Erz pochten, gethan. Auch der culturhistorische Stolz von Fleims, das Brüderpaar Christoph (1732 bis 1798) und Ignaz Unterberger (1748—1797), welche die Villa Pinziana in Rom schmückten, und von denen Ignaz die Weise Correggios so täuschend nachahmte, daß sein Bild als ein Correggio bezahlt und von R. Morghen gestochen wurde, blühte, wie ihr Name verbürgt, aus deutschen Wurzeln auf, gerade wie ihr berühmterer Nachbar aus Cadore, Tizian Vecellio, wohl vom deutschen Wetzel abstammt.

Die Bauerngerichte mit selbstgewählten Geschworenen und bäuerlichen Richtern, welche Cembra und Fleims besaßen (und wie man schreibt auch die Sette Communi), deuten als deutsche Institution ebenfalls die Herkunft der verständigen Avisiobauern an. Auch der Zug des Herzens spricht für ihr deutsches Blut! das Volk trieb hier stets deutsche Politik und betet auch heute noch nicht am Altar der bella Italia. Hier kam es nicht, wie drüben im venezianischen Caprile, vor, daß wohlhabende junge Männer nach Piemont flüchteten, nicht nur um der österreichischen Conscription zu entgehen, sondern um wirklich dort Soldaten zu werden. Wenigstens was am Avisio gröbere Fäuste führt, Bauern und Handwerker, standen in bösen Tagen stets treu auf der Seite der Deutschtiroler, sie, denen doch unsere Sprache „in Verstoß" gerathen war.

Jetzt freilich ist die deutsche Sprache hier ein verlöschendes

Digitized by Google

Licht, das nächstens kaum mehr ein Gemeingut der Wirthe sein wird. Deutsch ist dort nicht salonfähig. Noch in den zwanziger Jahren und später verstanden sogar in den oberen Hochthälern der Valsugana die meisten Männer Deutsch. Jetzt wollen es die Leute ordentlich mit Gewalt vergessen. Man machte es ihnen zum unnützen Ballast, indem man es aus Kanzlei, Kirche und Seminar verbannte. Viele schämen sich in der That desselben, weil es nicht mehr „guter Ton" ist; und das ist eben einfach alles natürliche Folge davon, daß die deutsch-östreichische Bureaukratie in Südtirol ausgesprochen antinational vorging und sowohl gemischte, als auch rein deutsche Gemeinden fortdauernd mit Italienern, Laien wie Geistlichen, administrirte, d. h. sie einer anderen Nationalität hinwarf, so zu sagen als deutsches Erz für welsche Glocken. Dort haben reichliches Genießen und der enorme Arbeits- und Geldverlust, den die vielen frommen Gewohnheiten mit sich bringen, manchen Bauernhof von deutschen in italienische Hände gebracht, und wenn es an der Etsch so fortginge, würden sich die deutschen Dörfer allmählich in italienische verwandeln. Aber wo liegt der tiefere Grund der fatalen Erscheinung, und wo die Möglichkeit der Besserung? Gehen wir einen Schritt weiter, so finden wir einen Hauptschaden in jener Denkweise der Leute, die das irdische Betriebskapital lieber erbeten, als ersparen zu können wähnt, und die auf den Zufall rechnet, statt auf die Selbsthülfe. Man wirthschaftet hier noch in derselben theuren Weise fort, als ob seit 60 Jahren Arbeitslöhne und Steuern nicht enorm gestiegen wären, und man lernte nicht die Differenz durch Sparen, durch Meliorationen (z. B. im Weinbau von der theueren Anlage der Lauben an bis zur wenig sorgfältigen Lese), durch leichtere Beschaffung der Betriebsmittel, durch Abschaffung von Feiertagen und Ausdehnung des Marktes auszugleichen, wie man in der übrigen Welt mit leidlichem Erfolge versucht hat.

Es fehlt also in erster Linie an der Belehrung und Führung, es fehlt am guten Willen zur Belehrung: oder wenn letzteres nicht der Fall, dann müssen hier Unwissenheit und Schlendrian wahre Orgien feiern. Jedenfalls ist nicht nur der Bevormundete, sondern in erster Linie sind die Vormünder, geistliche wie weltliche, für die schlechte Dressur und das Unglück des willig oder vielmehr willenlos Folgenden verantwortlich.

Es ist nun keine sentimentale unpraktische Grille nationaler Biedermänner, hier klagen, zürnen und dreinfahren zu wollen. Es ist ja noch nicht zu spät. Der Krebs entwickelt sich erst seit fünfzig Jahren, seit der Restauration, — eine kurze Zeit im Leben eines Volkes, das hier, seit dem Eindringen der Ostgothen (487) und Longobarden (555), körperlich unverkümmert und mit einem sehr empfänglich angelegten Geiste seine dreizehn Jahrhunderte geblüht hat. Das Uebel ist nicht chronisch, ist kein Zeichen altersschwachen Verfalls; es ist noch heilbar, wenn es auch nicht mehr ohne Substanzverlust abgehen wird. Die Prognose ist noch günstig, wenn man nur ungesäumt an die Operation geht, wenn man sich nicht scheut, die richtigen Mittel auch redlich zu wollen, und nöthigenfalls den Patienten zu zwingen, sie zu nehmen. Sie liegen nahe genug und werden zwar kein Wunder — die Zeiten sind vorbei — aber langsame Genesung bewirken. Die Welt und speciell Oestreich hat schon ärgere Schäden verwunden, obwohl beiden die Cumings und wie die andern Propheten des Weltunterganges alle heißen, jedesmal das Ende prophezeiten. Nun, wir hoffen, die neuen Bahnen sollen dem deutschen Elemente zu Gute kommen, und vielleicht weht bald auch von Wien her ein frischerer Wind in dies schwüle Land.

In den östlichen Trientiner Alpen, am Leno und Astico, an der Fersina und in Füllgreit, zu Lafraun u. s. w. hat aber überhaupt kein üppiges Leben die Leute und die deutsche Sprache von der Heimat getrieben, davor schützen schon die geringen Bedürfnisse und geringen Mittel; hier steht es fest und ist ein Meisterstück der Verwaltungskunst, daß man deutschen Gemeinden absichtlich und ohne jeden Druck von außen ihre Sprache verkümmert. Sie sollte weichen, und hat auch alle milderen Thalsohlen verloren; sie lebt nur noch im kargen Hochlande, dessen Rauhheit ihr ein Asyl zu bieten scheint: die frische Luft gibt ihr die große Zähigkeit, mit der sie noch immer der Erstickung sich zu erwehren sucht. Auch der rohe Haß, mit dem die Schöngeister des Trentino alles Deutsche ächten wollen, scheint das unterbundene Nationalgefühl zu kräftigen Zuckungen zu galvanisiren.

Die Fluth der Verwelschung dringt von den südlichen Thalmündungen bereits bis 2800 Fuß Meereshöhe hinauf. Mindestens liegen um dieses Niveau herum die vor der heutigen Küste verstreuten genannten deutschen Sprachinseln; so hoch liegt auch Asiago (3133 Fuß) im Hauptkessel der Sette Communi, die allein 30—40,000 Seelen stark sind; so hoch auch jenes Palu im Canecathale, das man endlich der zerstörenden Woge noch im letzten Augenblicke zu entreißen sucht, und zwar nicht seitens der grünen Tische Innsbrucks, sondern von München aus regte es der Verfasser der deutschen — „Träume" an. Diese wackeren armen Bauern haben manchen Schmerzensschrei hell genug an ihre deutschen Oberlenker adressirt; fand man endlich die Sache doch interessant, so speiste man die Verwalteten mit irgend etwas wie Commission, Papier und Schlendrian ab: nur keine Anstrengung, es lebe die Gemüthlichkeit! Jetzt bitten die Bauerschaften auch im „Auslande" um deutsche Schulbildung und deutsche Groschen. Eine dringende Mahnung erging ans deutsche Volk ... ja, wenn es sich um Denkmäler oder Todte handelte, denen unsere Schöngeister lange Reden und leckere Festessen nachschicken könnten! Aber um Lebende! Um Bauern, arme deutsche Bauern in den wildfremden Südtiroler Hochalpen! Wie sehr man auch die Zeitungen durchwühlt, die Schande ist nicht zu leugnen, daß der patriotische Ruf der Steub und anderer Trefflichen wenig Echo in nordischen Blättern weckte und fast noch weniger in Oestreich. Warum gingen seinerzeit die deutschen Bauern der Valsugana in ihrer Noth nicht lieber gleich an den Nationalverein? Der hatte doch etwas, und konnte hier mit wenig Aufwand ein besseres Werk stiften, als wenn er auf böhmische Dörfer speculirte ....!

Daß ein Schein von Wahrheit am genial erfundenen geschichtswidrigen „Trentino" flimmert, verdankt Oestreich zum größten Theile der systematischen Unterdrückung seiner Hauptsprache an der Südostgrenze Tirols, oder den Umarmungen der Bureaukratie durch die Ultraklerikalen, deren Lippen gerade jetzt wieder in Wien von Freiheit und Liebe nur so träufeln. Das ist noch ein Segen von langer Zeit her, von Karlsbad und Verona. Es handelt sich in diesen Zeilen nicht darum, eine statistische Darstellung der Südtiroler Zustände, d. h. des Verfalles des südtiroler Deutschthums zu geben. Hier sollen nur die indirecten Ursachen des Uebels und seine traurigen Folgen, wie sie heute vorliegen, dargelegt werden, gerade heute, wo Bismarck als treuer Freund und Rathgeber zu Oestreich steht, wo vielleicht der Augenblick der Abhülfe günstiger als je sich zeigt. Was geschieht also in Südtirol? Unterscheiden wir vorerst zwischen dem, was vollzogene Thatsache ist, und zwischen Zuständen, die erst dazu führen sollen.

Der erstere Fall zeigt uns eine in der Sprache italianisirte Bevölkerung am Avisio, zu Pinè und an anderen Orten, welche gleichwohl, so zu sagen mehr aus Instinct, als aus Bewußtsein, noch zu den Deutschen hält. Wie lange noch? Seien wir offen: wenn nicht bald Ereignisse eintreten, welche den Leuten ihre Gesinnungen werthvoll auch für die Zukunft machen; wenn man nicht mit Takt ihre Interessen wahrt, indem man auch in der weltlichen wie geistlichen Verwaltung dieses sogenannten Trentino beweist, daß der Deutsche, wenn auch bei aller Duldung und Schonung des ihm feindlichen Elements hier doch noch Herr ist: dann wird, beim gesteigerten Andrängen der Gegenpartei, dem Verlust der Sprache auch der Verlust der Sympathien, welche den Fleimser Bauern auf die deutsche Seite stellen, nur zu bald nachfolgen. Man behaupte nicht, daß mit der Angewöhnung der italienischen Sprache nothwendig auch italienische Politik Hand in Hand gehen müsse: die Italiener der Südschweiz haben ein leuchtendes Beispiel gegeben, daß sie eine freie gute Selbstverwaltung höher stellen, als den auf die Spitze getriebenen sentimentalen Nationalitätenschwindel.

Digitized by Google

Im zweiten Falle sehen wir das schöne und traurige Beispiel, wie sich Deutsche gegen die Verwelschung muthvoll stemmen, — schön, weil das Schauspiel selten und erhebend ist, traurig, weil es in einer deutschen Provinz unter deutscher Regierung möglich geworden ist. Worin liegt hier die nächste drückendste Gefahr? Man hat den Leuten, die unter sich nur deutsch sprechen, seit etwa fünfzig Jahren italienische Lehrer und Pfarrer aufgedrängt. Ihre Söhne — und das theilen sie mit allen Deutschen Welschtirols, gleichviel ob sie im Gebiete der Brenta oder Etsch oder wo immer wohnen, — ihre Söhne, die Söhne der deutschen Südtiroler, müssen sich vier Jahre in einem fremden Idiome für die deutsche Seelsorge ausbilden im welschen Trient. Man bedenke, daß hier eine reisende, noch biegsame Jugend, unmittelbar unter den materiell für sie hochwichtigsten, deutschfeindlichen Einflüssen erzogen wird, und man wird begreifen, wie schwer und immer schwerer es auf die Dauer wird, daß die deutschen Gemeinden aus sich selbst heraus, durch ihr bildungsfähiges Element, Schutz gegen die Entnationalisirung finden können.

Das Treiben des Verkehrs allein, wie brave Leute nicht nur an Inn und Etsch meinen, hat noch nie — seit die phönikischen Großhändler an den westlichen Küsten handelten, bis zum heutigen Tage, wo der Rastelbinder endlich das von ihm so lange schachernd durchzogene Land der Lessing und Goethe verläßt, um dann als echter Slovene in der Heimat uns zu verachten — eine Sprache unterdrückt; zu diesem Resultate müssen immer auch Gewalt und eingreifende Veränderung in Sitte und Glauben mithelfen. Verkehrtes Treiben aber seitens der Verwaltung leistet, wie wir sehen, auch Vorzügliches. Die Sette Communi sowie die schwächer bevölkerten dreizehn Gemeinden an den Quellen des Progno standen Jahrhunderte unter Venedig, als Staaten im Staate; denn um sich ein tapferes Grenzvolk treu zu erhalten, ließen die Nobili (zwar schnöde Obligarchen, aber — praktische Leute) den Bauern ihr freies Gemeindewesen und tasteten nie an deren Sprache: in Venedig war stets ein Procurator, der die Händel dieser Deutschen in ihrer Zunge schlichten mußte. Erst dem Erben Venedigs, einer reactionären Bureaukratie, blieb das in der Geschichte einzig dastehende Experiment vorbehalten, ein Grenzland mit gemischter Bevölkerung dadurch sichern zu wollen, daß man das verlässige eigene Fleisch und Blut der unsicheren Minorität opfert, und das Opfer gleich selber durch officielle Unterbindung der eigenen Sprache in Scene setzt: ja daß man es auch heute noch, wo der Irrthum längst erkannt, mit keinem Zucken aus der officiellen Machtsphäre unterbricht. Wenn die Deutschöstreicher nicht einmal in diesen Tagen eine solche unsinnige Sprachberaubung aufhalten können, dann dürfen sie allen Ernstes an ihrem culturhistorischen Berufe zweifeln.

Literatur und Kunst.

Zur Erinnerung an einen halb Vergessenen.

Ein Erinnerungsblatt zu Krauses fünfzigjährigem Todestag (27. September).

Von Moritz Brasch.

Ich glaube, es ist Lichtenberg, der irgendwo die Frage aufwirft, wie die Weltgeschichte sich wohl ausnehmen würde, wenn man, anstatt nach den immer und immer wiederholten bekannten Celebritäten, sie einmal nach den vergessenen Größen construiren würde. Natürlich setzt er hierbei voraus, daß die letztern ebenso gut oder gar noch besser ihre historische Rolle hätten durchführen können wie jene, und daß sie es eigentlich nur einem ungünstigen Zufall oder einem Selbstverschulden zuzuschreiben hätten, wenn sie von der Nachwelt in die dunkeln Hinterkammern der Geschichte verwiesen worden sind. An dieses Wort des alten Göttinger Humoristen muß ich denken, so oft ich über das Leben und die Lehre des Philosophen Karl Christian Friedrich Krause nachdenke. An Universalität und Tiefsinn, an Originalität und Ideenreichthum keinem der großen deutschen Philosophen seit Kant nachstehend, an schriftstellerischer Produktivität und streng durchgeführter Systematik nur noch von Hegel übertroffen, an Reinheit und Idealität der Persönlichkeit mit dem älteren Fichte vergleichbar, hat er doch weder bei Lebzeiten einen nennenswerthen Einfluß auf den Geist seiner Zeit ausgeübt, noch später es zu bedeutender Anhängerschaft gebracht. Und wie wenig gekannt ist er gegenwärtig! Als im Mai vorigen Jahres dem Philosophen die Pietät einiger seiner Anhänger in Eisenberg im Altenburgischen ein bescheidenes Denkmal errichtete, haben die Zeitungen von dieser Thatsache kaum Notiz genommen. Und doch finden sich in der Krause'schen Philosophie Ideen, welche Anknüpfungspunkte für die wichtigsten Fragen unserer Zeit darbieten. Es fehlt nicht an gewichtigen Gründen, welche dieses mangelnde Interesse wohl erklären. Dieselben werden sich ergeben, indem ich versuche, eine gedrängte Skizze von dem eigenartigen und leidensvollen Leben Krauses wie von den Grundgedanken seiner Philosophie zu entwerfen.

Krause wurde am 7. Mai 1781 zu Eisenberg im Herzogthum Altenburg geboren, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog schon 1797 die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Jena war zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Sitz und der Mittelpunkt für alle höheren philosophischen Interessen in Deutschland, nachdem Königsberg, wo Kant 1797 bereits seine Vorlesungen eingestellt hatte, seine Hauptanziehungskraft verloren hatte. So war die thüringische Universität, wo der geniale Kantianer Karl Leonhard Reinhold, der Freund Schillers, lehrte, und wo die von Schütz ins Leben gerufene „Jenaische Literaturzeitung" als das einflußreiche und officielle Organ der neuen philosophischen Weltanschauung erschien, die besuchteste deutsche Hochschule. Doch hatten sich hier schon eigenthümliche speculative Neubildungen gezeigt, nachdem der an Reinholds Stelle berufene Fichte 1794 die ersten Grundlinien seiner „Wissenschaftslehre" publicirt hatte, in der er mit einem kühnen Sprunge über die Kantische Erkenntnißtheorie hinaussetzt. Als aber gar die ersten Schriften Joseph Schellings, der 1798 auf Goethes Veranlassung berufen war, jenen verwegenen Flug naturphilosophischer Speculation einleiteten, die später die herrschende Richtung in der deutschen Philosophie wurde, als die „Ideen zur Philosophie der Natur" (1797) und die Schrift „Von der Weltseele" jenen speculativen Enthusiasmus in der studirenden Jugend entzündete, der gar sehr mit dem nüchternen Ernste der ältern Kantianer contrastirte, da begann die Epoche des philosophischen Sturmes und Dranges, denen sich nur Wenige zu entziehen vermochten.

Der junge Krause wurde ein eifriger Hörer Fichtes und Schellings, doch zogen ihn die glänzenden und phantasievollen Vorträge des letztern weit mehr an, und wenn in den ersten Arbeiten Krauses das pantheistische Element über das theistische überwiegt, so ist dies wesentlich dem fascinirenden Einfluß Schellings zuzuschreiben. Bald hatte aber auch unser junger Philosoph der Theologie entsagt, um sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Schon 1802 habilitirte er sich für die philosophischen Disciplinen, und wie ernst der junge Docent seinen akademischen Beruf nahm, geht daraus hervor, daß er außer über Logik und Naturphilosophie auch über Rechtsphilosophie und Mathematik Vorlesungen ankündigte. Der Inhalt dieser Vorlesungen, welche er sehr bald auch veröffentlichte, zeigt eine gewisse vermittelnde Richtung zwischen dem radicalen Idealismus Fichtes und der pantheistischen Naturphilosophie Schellings. Aus dieser Zwischenstellung ist Krause, trotz der spätern Erweiterung und Vertiefung seiner Ideen, eigentlich niemals herausgekommen, so daß wir hier die Keime jenes Schwankens zu suchen haben zwischen inbrünstigem Theismus, durch den er sich mystisch in die Idee einer ewigen und unendlichen Persönlichkeit Gottes versenkt, und speculativem Pantheismus, mittels dessen er sich zur Ewigkeit der Welt und zum Alleben der Natur erhebt. Es wird

Digitized by Google

immer unerklärlich bleiben, wie in diesem so scharf denkenden Kopfe zwei so diametral entgegengesetzte Richtungen sich kreuzen konnten. Freilich finden sich derartige unauflösliche psychologische Räthsel in der Geschichte der Philosophie vielfach vor. Dieser ersten Jenenser Periode der Krausen-Philosophie gehören die Schriften an: „Grundriß der historischen Logik" (1803), „Grundlage des Naturrechts" (1803), „Grundlage eines philosophischen Systems der Mathematik" (1804) und „Anleitung zur Naturphilosophie" (1804). Man hat in diesen ersten Arbeiten Krauses vielfach Anklänge von Spinozas Substanzlehre finden wollen und seine „Wesenlehre" auch daraufhin analysirt, indem man auf die parallele Reihe der Spinozistischen Attribute „Denken" und „Ausdehnung" mit dem Krause'schen Gegensatz von „Vernunft" und „Natur" hinwies und auf die Wiederholung dieses Parallelismus in jedem einzelnen Wesen, von dem niedrigsten unorganischen Gebilde bis hinauf zu den höchsten Organismen, ja bis zum Menschen selbst, Gewicht legte. Aber man hat doch übersehen, daß bei Krause ein nicht aufgehender Rest von Dualismus übrig bleibt, der sich als solcher erst in dem lebendigen „Urwesen" aufhebt, während in der Spinozistischen Anschauung alle Weltgegensätze als nur für unsere menschliche Betrachtung vorhanden angesehen werden. Im Uebrigen ist bei der ins Speciellste gehenden Durchführung, welche Krause seinen Grundideen gegeben hat, jener im Urwesen Gottes aufgehende Gegensatz nicht nur in der leiblich-psychischen Organisation des Menschen, sondern auch in allen vom Menschen ausgehenden Schöpfungen, in der Familie, im Staats- und Gesellschaftsleben, ja in allen wissenschaftlichen und künstlerischen Produktionen vorhanden, und die Aufhebung desselben zur Einheit und Harmonie bildet eben den Inhalt aller menschlichen und geschichtlichen Entwickelung.

Daß der noch sehr junge Philosoph in den genannten Schriften bereits die Grundzüge seines spätern in umfassendern Werken detaillirten Systems festgestellt hatte, geht hervor aus einer Aeußerung im „Entwurf eines Systems der Philosophie", einer spätern Umarbeitung der oben erwähnten „Anleitung zur Naturphilosophie": „Schon im Jahre 1803 gelangte ich zum vollen Wesen schauen vor uns über aller Gegenheit und allen einzelnen Attributen und der Gliedbau der Wissenschaft stand dem Erstwesentlichen nach vollständig vor meinem begeisterten Auge da." Was Krause hier die „Wesenschauung" nennt, ist nichts anderes als die Conception einer höchst umfassenden und tiefen Gottesidee, welche bei ihm den Mittelpunkt des „Gliedbaues der Wissenschaft" bildet. Thatsächlich gibt er auch in der genannten Schrift eine Deduction des gesammten Universums aus Gott heraus, der hier noch vielfach im Anklang an Schelling das „Absolute" genannt wird, später aber kurzweg das „Wesen" heißt. Diese seine „Wesenlehre" entwickelt er nun in einer Reihe von Werken, welche sich über alle Theile der Philosophie erstrecken und in denen wesentlich die deductive und synthetische Methode zur Anwendung gelangt, obgleich Krause fortwährend auch von der Nothwendigkeit des analytischen und inductiven Verfahrens spricht, ohne sie doch so ernstlich anzuwenden. So ist ihm überall das „Wesen" oder Gott, den er in seiner Kategorienlehre („Historische Logik" 2. Aufl. 1828) einer scharfen anatomischen Section unterzieht, der lebendige und schöpferische Ausgangspunkt wissenschaftlicher Entwickelung, z. B. in der Metaphysik als Realprincip aller Erkenntniß. Krauses Gott ist ein durchaus transcendentaler, d. h. über die Welt und ihre Gegensätze erhaben. Als göttliche Persönlichkeit wird er im Selbstbewußtsein sich seiner inne. Alle jene populären Attribute, die wir ihm zuschreiben, wie Allweisheit, Allgüte, Alliebe sind nur äußere, für uns faßbare Manifestationen seines Willens. Insofern er auf die beiden Ordnungen, die Natur und die Geisterwelt den ewigen Gesetzen derselben entsprechend, aber doch auch wiederum frei, einwirkt, erscheint er als absolute Urmacht.

Was ich oben über Krauses Schwanken zwischen Theismus und Pantheismus bemerkte, findet in dieser „Urwesenlehre" seine Bestätigung. Alle Bemühungen dieses wie jedes anderen Theismus, den Dualismus zwischen Gott und Welt zu verdecken, führen nur zu unauflöslichen Widersprüchen, und will man gar das Verhältniß der beiden etwa analog dem unseres psychischen „Ich" zu unsern körperlichen Zuständen auffassen, so vergrößert man nur den Knäuel der Widersprüche. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese letzteren sich nun um so mehr in den einzelnen Theilen seines Systems wiederholen, je mehr der ganze Charakter des Krause'schen Philosophirens sich als ein streng durchgeführter Schematismus erweist. Ich hebe aus dem Gesammtsystem seine „Vernunftwissenschaft", „Naturwissenschaft" und „Vereinswesenlehre" heraus. Was die erstere betrifft, so läßt es Krause dunkel, ob er darunter eine Art von allgemeiner Psychologie versteht. Er hat leider das Verständniß seiner Lehre unter Anderm auch dadurch erschwert, daß er, statt bisher feststehender Namen für bestimmte philosophische Disciplinen neue Termini einführte. „Vernunftwissenschaft" scheint ihm eine Art Geisterlehre zu sein, also eine Wissenschaft, die abgesehen von der menschlichen Psyche die Natur des Geistigen überhaupt zu erkennen hat, d. h. jenes „Geistwesens", das im Universum dem „Leibwesen" gegenübersteht. Dieses letztere ist nun Object der Naturphilosophie, als deren Theile Krause: Geometrie, Mechanik, Dynamik, Chemie und Organik (oder wie er die drei ersten nennt: „Raumgestaltlehre", „Beweglehre", „Naturkraftlehre") unterscheidet, und die er theils in den „Vorlesungen über das System der Philosophie" (1828), theils in den „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft" entwickelte. Ein heutiger Naturforscher, der es über sich gewinnen könnte, eine dieser naturphilosophischen Schriften Krauses zu lesen, würde natürlich lächeln etwa über folgenden „Gliedbau": „Der Eine Naturproceß gliedert sich in 1) den Proceß der Identität, den Verdichtungsproceß, dessen Ergebnisse die Himmelskörper sind (Sonnen und Erden), 2) den Proceß der Differenz oder der Durchdringung, a) der innern Durchdringung, dessen Momente der magnetische, der elektrische und der Wärmeproceß sind, die sich wie Länge zu Länge und Breite, zu Länge, Breite und Höhe oder wie Linie, Flächen und Solidum zu einander verhalten, b) der äußern Durchdringung (chemischer Proceß); 3) den Proceß der Indifferenz (der organische Proceß)." Er würde, wie gesagt, lächeln, wie er über jedes andere Buch aus der Periode der Schelling-Oken-Steffens'schen Naturerkenntniß lächeln würde, aber er würde hier doch, falls er selbst ein mathematisch durchgebildeter Kopf wäre, erstaunen, auf wie solider mathematischer Basis Krause diese seine „Construction der Natur" aufgebaut hat.

Uebrigens geht ein gewisses demonstrativ-mathematisches Element durch alle Arbeiten Krauses, was um so merkwürdiger ist, als nebenher und unvermittelt ein tiefer mystischer Grundzug durch dieselben sich hinzieht: wiederum ein unausgeglichener Gegensatz in unserem Philosophen, der sich nicht minder in den praktischen Theilen seiner Philosophie wie in seinem eigenen Leben geltend macht. Oder ist nicht auch in seiner Ethik und Gesellschaftslehre etwas seltsam Unausgeglichenes, daß neben der mathematisch bestimmten und progressiv aufsteigenden Organisation seiner „Verbände", welche von der Familie bis zur Menschheit hinauf sich erweitern, doch wiederum die „Liebe", d. h. die individuellen Sympathien der Seelen, als das treibende Agens alles Staats- und Gesellschaftslebens hingestellt wird? Krause vertieft sich mit Vorliebe in mathematische Untersuchungen, kann sich aber nebenbei tagelang der Gefühlsschwelgerei der Musik hingeben, wie er ja neben einer „Grundlage eines philosophischen Systems der Mathematik" eine auf stark mystischer Basis erbaute „Theorie der Musik" (herausgeg. von V. Strauß 1838) verfaßt hat. Vielleicht dient uns als Schlüssel das tiefsinnige Wort Platos, welcher sagt, daß derjenige, welcher die Sphärenharmonie des Kosmos wahrzunehmen vermag, auch in sich alle Widersprüche zu harmonischer Eintracht ausgleichen kann. Daß unser Philosoph trotz der widrigsten Schicksalsschläge den Frieden und das Gleichgewicht der Seele sich zu bewahren wußte, nimmt uns gewiß für die Person des Mannes ein, wenn uns auch die „Harmonie" seiner Weltanschauung nicht ganz einleuchten will.

Von 1805—1824 hielt sich Krause in Dresden auf. Nunmehr beginnt die Passionszeit für unsern Denker. Widerwärtig-

Digitized by Google

keiten aller Art stürmten auf ihn ein. Der ganz mittellose Mann, der schon einen gewissen Namen als philosophischer Schriftsteller sich erworben hatte, mußte zur Erhaltung seiner Familie Privatunterricht ertheilen. Seit 1806 der Loge „Zu den drei Schwestern" angehörend, gelangte er hier bald zu einem gewissen Ansehen und wurde auch 1808 „Bruder Redner". Mit feurigem Enthusiasmus hatte er die Idee aufgegriffen, die bildungsfähigen Keime des Freimaurerordens zu jenem „Menschenbunde" zu entwickeln, dessen Grundgedanke ihm noch von Jena her als eine Consequenz des Fichte'schen Begriffes der „sittlichen Gemeinde" vorschwebte. Zu gleicher Zeit vertiefte er sich in die Schriften des damals immer offener hervortretenden Saint-Simonismus, die auf Krause einen so bestimmenden Einfluß ausübten, daß er die Ideen desselben zur Grundlage einer Umgestaltung des gesammten Freimaurerwesens, wie zum Ausgangspunkt einer religiösen und social-politischen Reform der menschlichen Gesellschaft nahm. Zunächst suchte er in einer Reihe von kritischen Flugschriften die maurerische Geheimnißkrämerei und das Formelwesen bloßzulegen. Dann ging er an den positiven Ausbau, den er in dem bekanntesten und herrlichsten seiner Werke: „Das Urbild der Menschheit" (1811) auszuführen unternimmt. In keiner seiner Schriften tritt die edle und enthusiastische Natur Krauses so sympathisch uns entgegen wie hier. Freilich gehört sehr viel Naivetät dazu, um an die Möglichkeit der Realisirung dieses auf Liebe, Humanität und Brüderlichkeit zu begründenden „Menschenbundes" zu glauben, dem er nicht ganz alle phantastischen äußeren Formen und Symbole vorenthalten möchte. Das „Urbild" ist das einzige Buch von ihm, das wirklich populär geworden. Das hat es zum Theil seiner schönen und gehobenen Sprache zu verdanken. Sonst ist gerade die sprachliche Form der Krause'schen Schriften dasjenige, was die Meisten bisher abgeschreckt hat. Krause hatte den unglücklichen Gedanken, eine Reform der philosophischen und wissenschaftlichen Terminologie unserer Sprache herbeiführen zu wollen, d. h. für alle aus dem Lateinischen und Griechischen stammende Worte „urdeutsche" zu setzen. Wenn er dadurch zu einer schnellern Verbreitung seiner Philosophie beitragen wollte, so hat er leider das gerade Gegentheil erreicht. Daß seine Bücher in Folge dessen geradezu ungenießbar geworden sind, wird man begreifen, wenn man fortwährend auf Ausdrücke stößt, wie „Selbheit", „Satzheit", „Gegensatzheit", „Vereingesatzheit", „Wesenschauung", „Selbeigenschauung", „Schauvereinbildung", „Richtheit", „Faßheit", „Satzheitvereinheit", „Selbstganzwesenschauung", „Gliedbau", „Lebebund", „Darleben" u. s. w. Krause hat in den Schriften „Die Würde der Sprache" und „Ausführliche Ankündigung eines neuen vollständigen Wörterbuchs oder Wortreichthums deutscher Sprache" (1816) sich über das Princip dieser „Sprachreform" ausführlich ausgesprochen. Sein verhängnißvoller Irrthum besteht darin, daß er durch eine derartige radicale Purification ein wissenschaftliches und nationales Verdienst erwerben zu können hoffte, etwa der großen That eines Christian Thomasius vergleichbar, der sein Leben lang mit zähem Muthe dafür kämpfte, an Stelle des scholastischen Gelehrtenlateins die deutsche Muttersprache einzuführen. Krause hat leider umgekehrt ein neues scholastisches Idiom geschaffen, welches freilich unschädlich blieb, weil es Niemand verstand.

Hat man sich indeß einmal, was freilich nicht ganz leicht ist, mit dieser seltsamen Sprache vertraut gemacht, so gewinnt man für das Studium der philosophischen Werke Krauses immer mehr Interesse. Doch werden es gegenwärtig wohl mehr die staatsphilosophischen Schriften desselben sein, die durch die Anknüpfungspunkte, welche sie für gewisse Zeitfragen darbieten, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Krauses Gesellschaftssystem hängt mit seiner „Wesenlehre" allerdings genau zusammen, doch sind die Grundgedanken auch ohne diese verständlich. Daher muß man auch hier von der „Vereinswesenlehre", welche etwa das uns unbekannte Vereinsleben aller Geister im Weltall entwickelt, ganz abstrahiren. Uns geht hier zunächst das Menschengeschlecht an, dessen verschiedene ethische Seiten die Religionswissenschaft, die Sittenlehre, die Rechtswissenschaft und die Kunstlehre zu behandeln haben. Diese verschiedenen Disciplinen jedoch bilden nur die Theile jener großen „Geschichtswissenschaft", welche die Aufgabe hat, die Gesetze und die Geschichte des Gesammtlebens des Menschengeschlechts darzulegen. Es ist unverkennbar ein großer Zug, der durch diese praktische Philosophie Krauses geht, der sich auch nicht vermindert, wenn man jedes dieser Segmente aus dem Leben der Menschheit in Betracht zieht. So wird die Religionswissenschaft, d. h. die Lehre von den Bedingungen, unter denen unser Leben mit dem Leben Gottes immer wesensinniger sich gestalten soll, nicht nach dem religiösen Werth der einzelnen historischen Confessionen, sondern nach den religiösen Bedürfnissen der Menschheit behandelt. Die Sittenlehre, die das „Gute" zum Ziel hat, soll die Bedingungen entwickeln, unter denen dasselbe in der Menschheit zu realisiren sei. Ein unverwüstlicher Optimismus ist das Charakteristische dieser Sittenlehre. Derselbe durchzieht aber auch seine Rechts- und Gesellschaftslehre, welche sich unmittelbar aus jener als ihre Erfüllung ergibt. Denn die Realisirung der höchsten Lebenszwecke sei nur innerhalb der Gesellschaft möglich. Aber er vermag nur denjenigen Gesellschaftszustand als einen wahren Rechtszustand anzusehen, durch welchen dem Individuum die ungehinderte Verfolgung jener höchsten sittlichen Ziele ermöglicht wird. Dieses kann nur durch die „Organisation der Gesellschaft" nach den einzelnen Persönlichkeitskreisen (Familien, Stämmen und Völkern), dann aber nach den Güterkreisen, welchen die Religion, die Kunst und die Wissenschaft angehören, realisirt werden. An Stelle des gegenseitigen Kampfes der Interessen soll eine Organisation treten, welche ihre harmonische Ausgleichung verbürgt. Dieser „Rechtsbund" hat nun mit den für Tugend, Religion, Wissenschaft und Kunst gebildeten Verbänden in einen innigen Connex zu treten; eine Anzahl excentrisch sich schneidender Kreise, welche doch zusammen einen einzigen Kreis bilden: den „Menschheitsbund". Dieser hat alle menschlichen Bewohner der Erde zu umfassen, deren religiöse, nationale und ethnologische Verschiedenheiten gegenüber dem gemeinsam zu erstrebenden Ziele, der Verwirklichung des wahren Gottesreiches, verschwinden. Krause hat nun die sich kreuzenden Beziehungen dieser „Verbände" zu einander und zum Ganzen in einer Weise detaillirt, die seinem schematisirenden Verstande, mehr aber noch seiner — Phantasie alle Ehre macht. Denn bei aller Freiheitsbegeisterung, die aus dem Plane spricht, wird man doch das Utopistische desselben unschwer erkennen. Zuweilen glaubt man, wenn man diese Entwickelungen verfolgt, in der „Utopia" des englischen Kanzlers Morus oder in der phantasievollen „Voyage en Icarie" Etienne Cabets zu lesen. Daß das Krausesche Gesellschaftsideal von durchaus socialistischer Tendenz ist, kann als ganz unzweifelhaft gelten. Es liegt aber auch ein edler, kosmopolitischer Zug darin, der es erklärlich macht, daß diese Gesellschaftsphilosophie in demokratischen Köpfen am meisten Anklang gefunden hat. Auch sonst stellt Krause vielfach socialistische Forderungen auf, z. B. das „Recht auf Arbeit".

Gewiß erscheint die Frage berechtigt, wie er die wesentlich idealen Bedürfnisse der menschlichen Natur, also Wissenschaft, Religion und Kunst, innerhalb dieser Organisation befriedigen will. Krause hat gerade diesem Punkte sehr eingehende Betrachtungen gewidmet. Die Wissenschaft ist ihm die vernünftige Einsicht in den Zusammenhang Gottes und der Welt: wer diese Einsicht nach allen Richtungen hin pflegt, kann in keinen Widerspruch gerathen mit jenem Proceß der Verschmelzung göttlichen und menschlichen Seins, der sich im Gefühl vollzieht, d. h. mit der Religion. Aber auch der „Kunstbund", welchem die Pflege des Schönen auf Erden obliegt, ist ein integrirender Theil jener universellen Gemeinschaft. Ueber das Wesen der Kunst und des Schönen hat Krause an zerstreuten Stellen seiner Schriften Untersuchungen angestellt, die ihn nicht nur als tiefsinnigen Aesthetiker, sondern auch mit der historischen Entwickelung der Künste vertraut erscheinen lassen. Die Kunst ist ihm ein unentbehrliches Erziehungs- und Bildungsmittel. Kunstlehre ist die Wissenschaft vom Können, Bilden, Schaffen im weitesten

Digitized by Google

Sinne. Die schöne Kunst dagegen bildet durch die Phantasie Individuelles nach Ideen. Wie alle menschliche Thätigkeit ihre Quelle in der Urthätigkeit Gottes hat, so sind ihm auch alle menschlichen Künste in jener großen Kunst Gottes enthalten, welche die Gesammtheit aller werkthätigen, bildenden und lebengestaltenden Kräfte umfaßt, die zugleich sein Walten sind. Aber Krause erweitert dadurch den Begriff der Kunst, daß er zugleich die Forderung aufstellt, daß unser ganzes Leben ein ethisches Kunstwerk sein solle; dieses wird durch jene „Lebekunst" erreicht, welche die Fähigkeit ist, das Leben gut, schön und harmonisch zu gestalten und es den großen Aufgaben der gesammten Menschheit conform zu machen. In dieser Weise läuft auch die Aesthetik Krauses (neu herausgegeben von Hohlfeld, Dresden 1881) in ein ethisches Postulat aus, das seine Begründung in der „Vereinswesenlehre" findet. Diese letztere aber stützt sich wiederum auf die „Wesenlehre". So gewinnt in diesem Panentheismus — wie man diese Weltanschauung genannt — jede philosophische Disciplin, also auch die Ethik, die Gesellschaftslehre und die Aesthetik, eine wesentlich religiöse Färbung.

Die freimaurerischen Reformbestrebungen hatten Krause in gar arge Conflicte mit den Dresdener Bundesbrüdern gebracht. Die Folge war, daß er nicht nur aus der Loge ausgeschlossen wurde, sondern auch noch mancherlei Vexationen und Anfeindungen zu erdulden hatte. Dazu kam ein nie endender Kampf um die materielle Existenz (Krause war verheirathet und hatte eine zahlreiche Familie). Der Versuch, den durch Fichtes Tod vacant gewordenen Lehrstuhl an der Berliner Universität, worauf ihm Hoffnung gemacht war, zu erlangen, schlug fehl. Die freien Vorträge in Dresden, zu denen er eine andächtig lauschende Hörerschaft sonst um sich zu sammeln pflegte, wurde ihm vielfach beschränkt und censurirt. Wir befinden uns eben in der Blüthezeit des Bundestags und unter der Wirksamkeit der Karlsbader Beschlüsse! Da entschloß er sich, Dresden zu verlassen und nach Göttingen überzusiedeln (1824). Er habilitirte sich an der damals noch hochberühmten Georgia Augusta und sah sich bald von einer Anzahl Hörer umgeben, auf welche die eigenartig zündenden Vorträge Krauses einen mächtigen Eindruck machten. Schon war ihm eine Professur in Aussicht gestellt, da trat wiederum ein für ihn verhängnißvolles Ereigniß ein. Einer seiner Lieblingsschüler, Heinrich Ahrens, der spätere Leipziger Rechtsphilosoph, war in die durch die Julirevolution auch in Hannover ausgebrochene Bewegung mitverwickelt worden. Was lag näher, als daß man auch gegen seinen Lehrer, den Verkünder des „Menschheitsbundes" vorging? Es wurde gegen ihn eine Criminaluntersuchung eingeleitet, doch wußte er sich derselben durch heimliche Entfernung aus der ihm liebgewordenen Universitätsstadt zu entziehen. Im nächsten Jahre (1831) finden wir ihn in München, wo der nunmehr fünfzigjährige Gelehrte auf Grund einiger mathematisch-metaphysischer Arbeiten, die er der Akademie einreichte, sich von Neuem habilitiren will. Schon hatte ihm Franz von Baader die wohlwollendsten Perspectiven in Aussicht gestellt, da traf von Göttingen eine Denunciation gegen Krause als einen „gefährlichen Demagogen" ein. Da ihm nichts bewiesen werden konnte, so mußte er auf andere Weise unschädlich gemacht werden. Man erhob gegen den Mann, der sich bereits einen klangvollen Namen als philosophischer Schriftsteller gemacht hatte, eine Anklage auf — Zauberei. Die Sache klingt unglaublich, ist aber buchstäblich wahr. Krause hatte sich in Dresden vielfach mit der Theorie des Mesmerismus beschäftigt und auch praktisch einige Heilerfolge erzielt. Dieses bot die Handhabe zu einem Vorgehen gegen die Philosophie, gegen welches der Hochverrathsproceß der Athener gegen Sokrates sich verhält wie eine Aeschyleische Tragödie zu einem Kotzebue'schen Rührstücke. Und was that der hochangesehene und einflußreiche Präsident der Münchener Akademie, Krauses ehemaliger Jenenser Lehrer und College, Herr Joseph von Schelling? Nahm er sich des unglücklichen Mannes an, dessen metaphysische Lehren doch im Grunde Fleisch von seinem Fleisch waren? Schelling, der damals längst über seine metaphysischen Jugendsünden hinaus war und bereits mitten in seiner „positiv-christlichen Philosophie" stack, zuckte die Achseln. Der Minister Fürst Wallerstein intervenirte zwar und verhinderte die Ausweisung Krauses, aber gegen eine Habilitation legte Schelling sein Veto ein. Und dabei blieb es auch. Diese Ereignisse blieben auf die schon erschütterte Gesundheit Krauses nicht ohne Einfluß. Nach einer mehrwöchentlichen Krankheit, von der er sich durch einen Aufenthalt in dem Alpenbade Partenkirchen scheinbar erholt hatte, endete ein Schlagfluß am 27. September 1832 dieses müde gehetzte Denkerleben.

Krause hat in Deutschland kaum eine Schule begründet. Seine bedeutendsten Schüler, wie Leonhardi in Prag, Ahrens in Leipzig, Lindemann in München, Röder und Schliephake in Heidelberg, haben einen Theil seiner Manuscripte*) und Vorlesungen**) herausgegeben und auch durch eigene Arbeiten (wie Ahrens und Röder im Gebiete der Rechtsphilosophie***) eine Fortbildung der Lehren des Meisters versucht, doch haben sie wenig gethan, um das Verständniß dieser Philosophie weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Neuerdings haben einige jüngere Anhänger, wie Paul Hohlfeld (Jena 1879), Alfred Cleß (Stuttgart 1881) und B. Martin (Leipzig 1882) schätzenswerthe Beiträge zur Commentirung der Krause'schen Weltanschauung geliefert. Was uns aber noch fehlt, ist eine wissenschaftliche und historisch-objective Darstellung und Würdigung dieser Weltanschauung. Es ist bemerkenswerth, daß uns das Ausland in dieser Beziehung längst vorangegangen ist. Die Schriften des Professors Tiberghien in Brüssel haben durch ihre elegante und anziehende Darstellung mehr zum Verständniß der „Menschheitsphilosophie" beigetragen als alle Bemühungen der deutschen Krausianer. Noch merkwürdiger aber ist es, daß in der Heimat der Inquisition der Idealismus Krauses die begeistertsten Verkünder gefunden hat. Nach dem Tode des gelehrten del Rio in Madrid, sind es die Professoren Manuel Ruiz de Quevedo, Salmeron, Giner de los Rios u. A., welche die studirende Jugend Spaniens in die Ideen des idealsten deutschen Philosophen einweihen.

*) Leonhardi publicirte aus dem Nachlaß u. A.: „Die reine und allgemeine Lebenlehre und Philosophie der Geschichte zur Begründung der Lebenkunstwissenschaft" (Prag 1843); ferner „Die absolute Religionsphilosophie" (2 Bde. Prag 1834—43).

**) Ahrens veröffentlichte die „Vorlesungen über psychische Anthropologie" (Prag 1848).

***) Röder gab das „System der Rechtsphilosophie" (Leipzig 1874) heraus.

Roman oder Novelle?

Eine ästhetische Studie.

Von Friedrich Spielhagen.

(Schluß.)

Hier nun drängen sich ein paar Fragen auf.

Hat der gekrönte Autor keine Ahnung davon, wie tief er in den Augen des Kenners herabsinkt, wenn er in einer Weise erzählt, die man selbst dem grünsten Anfänger nicht durchgehen lassen würde, und zu welcher (was das Beschämendste für ihn sein möchte) ein wirkliches Talent niemals greift, auch nicht bei seinen ersten Versuchen?

Sodann: Wenn er eine Ahnung davon hat, und es also nur die Noth sein kann, die ihn zu so kläglichen Mitteln greifen läßt, ist diese Noth vorhanden? oder, anders ausgedrückt: war die Einleitung nicht vollständig genug, so daß er hier (in der nun ernsthaft begonnenen Action) in jenes Vorstadium zurückgreifen mußte?

Auf die erste Frage ist zu antworten: nein, er hat keine Ahnung von der ästhetischen Erbärmlichkeit seiner Technik, so wenig wie das Publicum von Fehlern, die so groß und häßlich

Digitized by Google

sind, daß sie, wenn man sie ins Musikalische oder Malerische übersetzte, das damit behaftete Musikstück oder Gemälde unweigerlich von einem Concertsaal, von einer Ausstellung ausschließen würden.

Die zweite Frage ist nicht so einfach und bestimmt zu beantworten; jedenfalls muß man da Mehreres unterscheiden. Einmal den constatirten Mangel an Formgefühl und technischer Routine, der den Autor, wie das immer der Fall, hier zu unerlaubten Mitteln greifen, dort erlaubte Mittel zu stark anwenden läßt; ein andermal wieder auf einem Umwege nach einem Ziele treibt, das ihm gar nicht entgehen könnte, wenn er ruhig seine Straße zöge.

So darf man behaupten, daß die „Einleitung", wie sie durchweg unkünstlerisch ist, so auch zum Theil unnöthig ist; daß Vieles von dem, worüber der Autor den Leser aufklären zu sollen meint, aus dem Folgenden fraglos mit vollkommener Klarheit sich ergeben würde; vorausgesetzt, daß es dem Autor gefallen hätte, den Plan der eigentlichen Geschichte ein wenig zu erweitern; und freilich ihm dann auch möglich gewesen wäre, dieselbe — ein wenig besser zu erzählen.

Wie er es angefangen, und bei dem Maße der Technik, über das er zu verfügen hat, muß man allerdings sagen: die Einleitung ist nicht zu lang, sondern: ist nicht lang, nicht ausführlich genug. Es mußte die Vorgeschichte des „schönen Serge" und so noch eine ganze Reihe von Vorgeschichten mit hineingezogen werden, bevor der Autor wirklich seinen Zweck erreichen und die letzten Kapitel des Romans, dessen überreicher Stoff ihm soviel Mühe und Arbeit gemacht, ohne Unterbrechung glatt hintereinander weg erzählen konnte.

Denn dies ist der richtige Ausdruck für die Sache: diese Romane sind nur die letzten Kapitel von Romanen, deren übriger Stoff in Form der vielbesprochenen Einleitung und jener eingestreuten ungeschickten Erklärungsepisoden wohl oder übel, d. h. mehr übel, als wohl, wenn nicht bewältigt, so doch auf die Seite geschafft wird.

Aber, möchte hier Jemand einwerfen, wäre da nicht die Bezeichnung „Novelle" als ein geläufigerer und die Sache doch auch deckender besser?

Der Einwurf ist nicht ohne scheinbare Berechtigung und verdient deshalb eine ernstliche Prüfung.

Die Aehnlichkeit zwischen der in Frage stehenden Sorte von Romanen und der Novelle springt in die Augen. Da ist zuerst, — in den meisten dieser Romane wenigstens — nur eine geringe Anzahl von Hauptpersonen, die von einer wo möglich noch geringeren Begleitschaar von Nebenpersonen unterstützt wird — gerade wie es die Novelle liebt. Da brauchen wir nicht über das geheimnißvolle Wesen der Menschen lange zu grübeln: sie treten fix und fertig, so zu sagen, vor uns hin; ja der Hauptaccent des Interesses fällt nicht sowohl in das Wesen und den Charakter der Menschen, als in die Peripetien des Conflictes, der aus dem Contact dieser fertigen Menschen resultirt, und auf dessen Katastrophe mit möglichster Kraft hinzuarbeiten, die einzige, jedenfalls die hauptsächlichste Aufgabe des Dichters scheint — Alles genau so, wie wir es bei der Novelle zu fordern und zu finden gewohnt sind. Und daß die etwaige Länge eines derartigen spannenden Romanes die Bezeichnung Novelle unmöglich machte, kann man gewiß nicht behaupten, angesichts der modernen Novelle, welche die lakonisch-knappe Vortragsweise früherer Zeiten längst überwunden, sich längst auf die Darstellung der complicirtesten Seelenzustände und Conflicte eingelassen hat, ja, dieselben mit Vorliebe aufsucht und zur Bewältigung dieser ihrer größeren Vorwürfe natürlich auch umfangreicherer Mittel, besonders eines größeren Raumes bedarf.

Um bei der Erwiderung dieser Einwürfe mit dem letzten Punkte zu beginnen, so muß zugestanden werden, daß aus dem äußeren Umfang einer Erzählung in der That nur mit großer Unsicherheit auf die ästhetische Kategorie derselben geschlossen werden kann. Kommt es doch auch bei uns nicht selten vor, daß der Titel „Roman" wirklich nur eine Concession an den Leser ist, der sich wundern möchte, eine ausgedehnte Geschichte als Novelle bezeichnet zu sehen, die man doch, rein ästhetisch genommen, so nennen müßte, weil sie Alles in Allem — trotz ihrer echt modernen psychologischen Akribie und Vertiefung in die Abgründe der Menschennatur, — der Goethe'schen Definition der Novelle entspricht, „eine sich ereignete unerhörte Begebenheit" ist.*) Der Altmeister hat hier wieder einmal das Resultat einer langen ästhetischen Analyse auf die einfachste Formel gebracht. In der That ist die glaubwürdige Darstellung einer unerhörten d. h. höchst merkwürdigen Begebenheit die Aufgabe des Novellendichters — eine Aufgabe, bei der er alles andere, und wäre es an und für sich noch so interessant, dem einen Hauptzweck unterordnen muß; wer die Charaktere der Betreffenden nur soweit in Betracht zieht, als die Möglichkeit und Wirklichkeit der Begebenheit darauf basirt; den Weltlauf — das Menschengetriebe im Großen — unbeachtet läßt, es wäre denn, daß jene Begebenheit ohne einen Einblick in dasselbe unverständlich bliebe. Umgekehrt, wie der Romandichter gerade das Menschengetriebe, den Weltlauf erschöpfend darstellen möchte und sich nicht ohne Trauer und Wemuth bescheidet, wenn er sieht, daß er immer doch nur einen Theil seines Vorhabens auszuführen im Stande ist. Und sich mithin, in Anbetracht der Verschiedenheit ihrer Aufgaben, Strebungen und Darstellungsmethoden, der Roman und die Novelle in der Dichtkunst von einander unterscheiden möchten, wie in der medicinischen Wissenschaft die Lehre vom menschlichen Organismus von der Kenntniß der Functionen u. s. w. eines bestimmten Organs. Gewiß ist das Organ ein integrirender Theil des Ganzen und kann ebenso wenig ohne jenes begriffen werden, wie jenes ohne dieses; und so weist auch jede Begebenheit — und je „unerhörter" desto eindringlicher — in das Ganze der Menschheit hinüber. Aber wie eine Monographie über einen besonders merkwürdigen pathologischen Einzelfall, ohne sich nur einen Schritt von ihrer Aufgabe zu entfernen — bei der strengsten Methode und knappsten Darstellung — den Umfang eines Lehrbuches erreichen oder gar übersteigen kann, das etwa das ganze betroffene Organ behandelt, — so wüßte ich in der That nicht, weshalb unter Umständen, in einem speciellen Falle eine Novelle aufhören sollte, Novelle zu sein, weil sie an Umfang es mit den landläufigen Romanen aufnimmt. Daß es nicht die Regel sein wird, gebe ich ebenso willig zu, als ich bereit bin anzunehmen, es werden Lehrbücher ganzer Disciplinen gemeiniglich die Monographien über Specialfälle an Bogenzahl übertreffen.

Ich hoffe nicht zu weit von unserm Thema abgeschweift zu sein. Es handelte sich um die Bestätigung der Richtigkeit des Einwurfs, daß die etwaige nach unsern Begriffen zu große Stärke jener Romane kein Hinderungsgrund sein würde, sie der Kategorie der Novelle beizuzählen, in welche sie ja auch andere, wichtigere, weil aus ihrem Wesen geschöpfte Kennzeichen zu weisen scheint: die geringe Anzahl ihrer Personen, der rapide auf die Katastrophe gespannte Lauf der Geschichte.

Indessen diese Kennzeichen sind in den von uns untersuchten Fällen nicht echt, weil die correspondirenden Eigenschaften an einer ganz bestimmten Vorbedingung haften: an dem Vorhandensein jener „Einleitung". Die Einleitung ist zum Theil unnöthig, wie wir sehen; ist zum Theil nur eine Folge des technischen Ungeschicks ihres Autors. Aber nehmt sie ganz weg, und die „unerhörte" Begebenheit wird zu einer unmöglichen d. h. zu einer, die wir nicht mehr verstehen; oder doch zu einer Monstruosität, die wir allenfalls noch verstehen, die uns aber in ihrer Auflehnung und Empörung gegen das ästhetische und moralische Gesetz so abscheulich dünkt, daß wir dem Autor dankbar gewesen wären, wenn er uns mit der Bekanntmachung derselben verschont hätte.

Der Autor hat uns für diese Behauptungen einen vortrefflichen Beweis in die Hand gespielt. Er hat — offenbar in dem Glauben, daß, was von seinem Werke nach Weglassung der Einleitung übrig bleibe, eine Novelle sei — ein Etwas also, das sich seiner Natur nach zur Dramatisirung eignet — aus eben

*) Goethe bei Eckermann (Gespräche I, 220): „Was ist die Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit."

Digitized by Google

jenem Rest ein Drama gemacht. Wäre ihm nun diese Operation gelungen, d. h. das aus jenem Rest (ohne Hinzunahme weiteren Stoffes) geschöpfte Drama ein gutes, in sich selbst ruhendes, sich aus sich selbst erklärendes geworden, so würden wir den Rückschluß nicht nur machen können, sondern machen müssen, daß jener Rest allerdings eine Novelle ist; ebenso wie im anderen Falle (dem der nicht gelungenen Operation) die Beschaffenheit des Restes als eines Romans, respective Romanfragmentes klar hervorträte.

Dies im Großen der Gang unsers Beweises.

Doch bevor wir in denselben eintreten, sei uns eine Bemerkung einzuschalten gestattet, welche als Uebergang zu demselben dienen mag.

Bekanntlich entgeht in Frankreich kaum noch ein bedeutenderes episches „ouvrage" d. h. eines, das eine bedeutendere Sensation gemacht hat, der Umwandlung in ein Drama. Und es ist charakteristisch, daß die Operation meistens von dem Dichter selbst vorgenommen wird, als sei es ein restirender Theil seines Geschäftes, welches von vornherein auf diesen Abschluß hin angelegt war. Oft kann man sich des Eindrucks, daß dies wirklich der Fall, kaum erwehren.

Ich habe bereits, indem ich die Erzählungsmethode in unserm Roman (und tausend anderen französischen Romanen) zu schildern versuchte, das beständige Eingreifen des Dichters in den natur- und kunstgemäßen Fortschritt der Geschichte und seine umständlichen Erläuterungen der Verhältnisse der Personen untereinander, seine detaillirten Analysen ihrer Charaktere u. s. w. — als „Regisseurarbeit" bezeichnet. Und glauben wir, wenn wir ihn so hantieren sehen, nicht in der That einen eifrigen Regisseur bei seiner Arbeit zu belauschen: wie er einem Mimen, dem er die rechte Phantasie und Fassungskraft nicht zutraut, die Rolle auszudeuten und anzupassen sucht: „Sehen Sie, Herr, (oder Dame) so und so muß Ihre Maske, so Ihre Miene, Ihre Geste sein, damit das Publicum, sobald Sie hier rechts aus der Coulisse treten, weiß, daß Sie ein Erzhallunke (respective ein completer Engel) sind. Wie Sie das anfangen, und die Leute erst allmählich durch Ihr Thun, Ihr Reden in das Verständniß des Charakters einführen wollen — es scheint, Sie sind ein denkender Künstler — alle Achtung! aber wir können das nicht brauchen; bei uns muß das schnell gehen; sonst langweilen sich die Leute, oder glauben, wenn Sie ihnen nicht von vornherein den rechten point de vue geben, sich von Ihnen an der Nase geführt, und wir haben den Schaden." — Und wiederum gleicht es nicht der Arbeit eines Coulissenmeisters, wenn uns der Autor, so oft seine Personen, den Schauplatz wechseln, erst die Scene aufbaut in Form oft seitenlanger Beschreibungen*), in denen uns kein Detail geschenkt wird bis zu den Möbelstoffen, von Räumen selbst, die wir im Laufe der Geschichte nicht ein einziges Mal betreten werden, die der eifrige Mann (der hier vom Coulissenmeister zu einem Castellan oder Tapezierer herabsteigt) uns nur bei dieser Gelegenheit (welche er sich selber macht) aufschließt, um sich an unserm blöden Staunen ob all der Pracht und Herrlichkeit zu ergötzen? Diesem Descriptions-Luxus im unepischen, von Lessing im Laokoon gebrandmarkten Stil der Beschreibung des Schildes, welchen Venus dem Aeneas bringt, entspricht genau die wiederum völlig unepische (aber echt dramatische) Dürftigkeit, mit welcher an anderen Stellen das Lokal (im weiteren Sinne) behandelt wird. Nachdem der Autor es einmal in der eben definirten Weise, so zu sagen: rein mechanisch festgestellt, kommt er nicht wieder, oder doch kaum jemals darauf zurück. Und gewiß niemals mit der Liebe des Epikers, der seine Personen, er mag wollen oder nicht, immer vor dem Hintergrunde, inmitten der Natur- und sonstigen Umgebung sieht; der es gar nicht lassen kann nnd nicht müde wird, die feinen Beziehungen zu berühren, anzudeuten und aufzudecken, in welchen der Mensch zu dieser Umgebung steht.

*) Siehe z. B. in unserm Roman die Beschreibung des Desvarennes'schen Stadthauses S. 99, und die Schilderung des Schlosses Cernay S. 157.

Indessen es bleibe schwierig oder sei unmöglich, im Einzelfalle zu entscheiden, wie weit der Dichter hier und in seiner übrigen Art den epischen Stoff anzufassen und zu bearbeiten mit vollem Bewußtsein auf einen bestimmten Zweck hinarbeitet, oder nur dem unwiderstehlichen Zuge folgt, der von außen her durch die Anforderungen der Mode, das Uebergewicht des Theaters auf ihn ausgeübt wird — in der Sache kommt es auf dasselbe hinaus, darauf: daß er, so viel an ihm war, gethan hat, um den letzten Schritt, den Uebergang auf die Bühne möglichst leicht, möglichst bequem, man möchte sagen: unumgänglich zu machen.

Nun aber ist es ein bekanntes Gesetz, daß dieser Schritt der Uebertragung eines Motivs aus einer Kunstgattung oder Species in die andere, so leicht und bequem er scheint, nur dann mit Erfolg gemacht werden kann, wenn zwischen den betreffenden Kunstsphären eine Verwandtschaft herrscht, die man wohl eine der Wahl nennen darf, da sie sonst toto genere verschieden sein mögen. So sehnt sich das Lied nach innigster Verbindung mit der Musik, die ja ihrerseits wieder Lieder ohne Worte dichtet, während bereits die Ballade, besonders die ausgeführtere, ihres epischen Beisatzes wegen sich spröder zeigt, und die eigentlich epische Poesie kaum die geringste Hinneigung verräth. Wiederum mag ein rein dramatisches Motiv den Musiker mächtig ergreifen, und er versuchen, es in seine Sprache zu übertragen. Dann: wie oft hat nicht schon der Anblick eines schönen landschaftlichen Bildes, eines Porträts sogar, den Dichter zu Strophen begeistert, aus deren Wohllaut die Stimmung, die Anmuth, welche der Maler in sein Werk zu legen verstand, widerklangen? Aber derselbe Dichter, und beherrschte er sein Organ, die Sprache, völlig, würde Unmögliches versuchen, wollte er die mystischen Tiefen einer Beethoven'schen Symphonie mit dem Worte ermessen, ebenso wie die vielstimmige Musik für die Gedankenschwere Schiller'scher Reflexionspoesie keinen adäquaten Ausdruck hätte.

Von der langen Reihe derartiger, bald einseitiger, bald gegenseitiger Attractionen und Repulsionen interessiren uns hier nur zwei Verhältnisse, die, in welchen Roman und Novelle zu dem Drama stehen.

Glücklicherweise gehören sie zu den ausgesprochensten, so daß man aus ihnen Regeln abstrahiren kann, die kaum eine Ausnahme zulassen. Diese Regeln lauten:

Kein Romanstoff ist auch zugleich dramatisch, folglich kann kein Roman in ein Drama umgedichtet werden.

Jeder Novellenstoff ist auch zugleich dramatisch; folglich kann jede Novelle in ein Drama umgedichtet werden.

Freilich wolle man unter „Romanstoff" — „Novellenstoff" nicht etwa jedes beliebige Material verstehen, das unter anderem in einem Romane, einer Novelle verarbeitet werden mag, sondern die Idee, welche dem Romane, der Novelle zu Grunde liegt und in denselben zum vollkommenen Ausdruck gebracht ist. Diese Idee nun ist im Romane von einem solchen Umfange, ist so verästelt und verzweigt in Geist, Herz und Gemüth der vielen Individuen, die alle zusammenwirken müssen, damit das vom Dichter beabsichtigte Bild der Menschheit herauskommt; treibt das Gefaser ihrer Wurzeln so weit umher und so tief in den schweren Boden ganz bestimmter historischer, socialer Verhältnisse, deren Darstellung nöthig ist, um jenem Bilde einen Charakter zu geben — der Dramatiker, der thöricht genug ist, diesen reichen Stoff, diese fruchtbare Idee auf seine Weise, mit seinen Mitteln reproduciren zu wollen, erlahmt auf halbem Wege. Und das ist noch der beste Fall, und er mag von Glück sagen, wenn er den Theil, den er herausgegriffen, — vielleicht nur die Episode, auf die er sich beschränkt, — ungefähr zum befriedigenden Ausdruck gebracht hat. Das ganze Unglück aber bricht über ihn herein, wenn er hartnäckig den eingeschlagenen Weg verfolgt und durch Dunkelheiten, in denen kein schärfstes Auge sich zu orientiren, über Abgründe, die keine schlagfertigste Phantasie zu überbrücken vermag, dem ihm unerreichbaren Ziele zustrebt. Ich habe an Ibsens „Nora" diese Calamität in ihren Einzelheiten zu schildern versucht. Indessen

Digitized by Google

lag dort der Fall für den Kritiker insofern nicht günstig, als der Roman, aus dem er das Drama herleitete, nicht existirte außer in seiner Phantasie. Günstiger für ihn*) liegen die unzähligen Fälle, wo der Roman, nach welchem der Dramatiker arbeitete, vorhanden ist und er also sein Verdict durch den zwischen den beiden Objecten angestellten Vergleich in jedem Punkte substanziiren kann.

Wir sind nun in dieser Lage. Und da unser Autor selbst sein „ouvrage couronné" dramatisirt hat, so geht er auch der Wohlthat verlustig, die Unzulänglichkeiten des Dramas dem Bearbeiter in die Schuhe schieben zu können. Ueberdies muß ausdrücklich das große Geschick, welches er bei der Operation an den Tag gelegt, hervorgehoben werden. Er hat das Drama gerade so gut gemacht, wie eines sein kann, das aus einem „ouvrage" gemacht wird, welches ein Roman ist oder, wie wir gesehen haben, ein paar letzte Romankapitel.

Und doch scheint der Stoff auf den ersten Blick einem richtigen Novellenstoff ähnlich zu sehen, wie ein Ei dem andern:

Ein blutarmer junger polnischer Fürst heirathet ein junges tugendhaftes Mädchen, das einzige Kind einer bürgerlichen Wittwe, die sich ihren ungeheuren Reichthum durch ungewöhnliche kaufmännische Intelligenz und eine immense Arbeitskraft selbst erworben hat. Der fürstliche Schwindler bricht die Ehe; vergeudet das ihm zugebrachte Vermögen; würde, wenn man ihn gewähren ließe, auch den Rest vergeuden; hat bereits, wie die Ehre der Familie, so die des Handlungshauses compromittirt, und wird, da er sich weigert, seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen, im Gegentheil droht, Tochter und Mutter in seinen unvermeidlichen moralischen und ökonomischen Ruin mit hinabzuziehen, von der letzteren erschossen.

Ist hier nicht die „unerhörte Begebenheit", wie sie die Goethe'sche Definition in ihrer strictesten Anwendung nur verlangen kann? zugleich (und zwar in einer Evidenz, die uns von dem weiteren Nachweis der Wahlverwandtschaft zwischen Novelle und Drama zu entbinden scheint) die That, welche das höhere Drama verlangt, um dieselbe in ihren Vorbereitungsstadien bis zur Katastrophe und über diese hinaus in der Reaction des Weltlaufs gegen die einseitige Energie des Thäters darzustellen?

Dies Alles! freilich aber nur auf den ersten Blick. Sobald wir genauer zusehen, bemerken wir die weitverbreiteten Wurzeln, mittelst welcher der Roman aus dem tiefen Grunde der socialen Verhältnisse und der durch tausend Umstände bedingten Formation und Entwickelung der Charaktere seine mächtige Lebenskraft saugt. Da repräsentirt denn fast jedes Beiwort eine Geschichte für sich, die wir kennen müssen, soll in das Ganze ein Zusammenhang kommen, welcher unsern Verstand und unser sittliches Bewußtsein befriedigt. Wir müssen uns voll in die precäre, ja verzweifelte Lage des jungen Mannes versetzen können, sollen wir zum mindesten begreifen, wie er ein armes Mädchen, das er liebt (Jeanne), opfert, um ein reiches, das er nicht liebt (Micheline), zu heirathen. Und Michelines Verrath an ihrem Verlobten (Pierre) wäre wiederum unbegreiflich, oder doch zu verächtlich, ohne Hinzurechnung des Zaubers, den auf das trotz ihres Reichthums einfach erzogene, bürgerliche, französische Mädchen der polnische Fürst, der Kämpfer für die Freiheit seines geknechteten Vaterlandes, der auf dem Schlachtfeld von Sadowa verwundete Held ausübt. Und wäre auch dies (und noch so mancher Zug in der Geschichte) zu verstehen auf die bloße Versicherung des Autors hin, — völlig unbegreiflich — und versicherte er es uns tausendmal und führte er es uns leibhaftig vor — ist und bleibt die Hauptsache, auf die Alles abzielt: die That der Heldin.*) Wie? eine höchst ehrbare, durchaus gutgesinnte, streng rechtlich denkende Frau, bürgerlichen Standes, die jedenfalls Zeit ihres Lebens keine Pistole in der Hand gehabt, greift zur Mordwaffe und schießt einen Menschen über den Haufen, der ihr (zugegeben) in verhängnißvoller Weise im Wege steht? Ja, wenn die Geschichte ein Jahrhundert oder so früher spielte, und die Dame auf einem Throne geboren wäre, auf einem Throne säße, — eine selbstherrliche Katharina, die sich in der Eile zur Executorin eines Todesspruches macht, welchen sie übrigens jeden Augenblick decretiren könnte — aber so! Gerade so, sagt der Autor; denn meine Madame Desvarennes, gewesene Bäckerfrau, wie sie ist, habe ich euch als eine selbstherrliche Natur geschildert, als eine Autokratin, die keinen Widerspruch duldet und zu dulden braucht, weil sie sich Alles selbst verdankt: ihren unermeßlichen Reichthum, ihre Machtstellung in der Finanzwelt, das königliche Ansehen, dessen sie sich bei Hoch und Niedrig erfreut. Und ich habe euch erzählt, wie schmerzlich diese Frau lange Jahre des Kindes geharrt hat, das endlich zu ihrer unsäglichen Freude geboren wurde; das ihr einziges blieb; und auf das sie nun den unverbrauchten Schatz ihrer zärtlichen Gefühle häufte; und das sie liebte, anbetete mit einer Energie, die aus ihrem Charakter, mit einer Ausschließlichkeit, die aus ihren Verhältnissen verständlich ist — mit einer Tigerinnenliebe, um meine treffende Bezeichnung zu wiederholen ...

Geschildert? erzählt? wo denn? ja so: in der Einleitung, — auf jenen 26 Seiten, welche den Leser in einer knappen, nicht völlig, aber so ziemlich übersichtlichen, zweckentsprechenden Weise mit Allem bekannt und vertraut machen, womit er bekannt und vertraut sein muß, um das, was folgt, zu verstehen.

Das, was folgt, wäre, wenn es nicht eben jener Einleitung bedürfte, eine Novelle, die sich in ein Drama hätte umdichten lassen. Und ist, wie die Sache jetzt liegt, das Finale eines Romans, welches der Autor für eine Novelle hielt, die er, wie sie da ging und stand, in ein Drama verwandeln zu können meinte, wenn er sie nur, mit Weglassung des bischen epischen Beiwerks Scene für Scene dialogisirte.

So setzt denn nun das sogenannte Drama, wie vorauszusehen, genau auf Seite 27 ein, wo, wie sich der Leser erinnern wird, der Autor den bis dahin innegehaltenen gedämpften Ton der pragmatischen Relation vertauschte mit dem kräftigen der eigentlich epischen Darstellung, welche es nur mit Menschen in Action zu thun hat.

Ich muß den freundlichen Leser bitten, auf dem von mir angedeuteten Wege weiter zu gehen, und sich zu überzeugen, welch ein — trotz der geschickten Mache — brutales Stück Arbeit dieses Drama ist. Deshalb ist, weil der Verfasser über die Natur seines Werkes durchaus im Unklaren war; die Nothwendigkeit der „Einleitung" nicht begriff, oder doch nicht die Consequenzen aus dieser Nothwendigkeit zog, und sich sagte, daß, wenn die folgende Geschichte ohne dieselbe unverständlich blieb, ein Drama, das ausschließlich auf diese folgende Geschichte basirt war, ebenso unverständlich sein mußte. Oder wenn er glaubte, die Macht der dramatischen Gegenwart, der Reichthum der schauspielerischen Ausdrucksmittel im Gesten- und Mienenspiel würden ein Uebriges thun und für den Zuschauer, den Hörer die ästhetischen Sprünge und Risse in der Handlung und in den Charakteren ausfüllen und verkleben, so bedachte er wiederum nicht, daß der Kunst selbst des guten Schauspielers nach dieser Seite doch sehr enge Grenzen gezogen sind und es eine Menge zarter und complicirter Beziehungen und Verhältnisse gibt, die durch keine noch so ausdrucksvolle Geste, durch

*) Aber auch freilich günstiger für den Dramatiker, dessen Arbeit oft nur deshalb erträglich ist, weil das Publicum aus seiner Bekanntschaft mit dem Romane die Dunkelheiten aufklärt, die Risse und Sprünge überbrückt und schließlich für das, was ihm von der Bühne geboten wird, vielleicht noch dankbar ist, wie ein Leser für gute oder gutgemeinte Illustrationen eines ihm wohlbekannten und lieben Romantextes.

*) Denn die Heldin sowohl des sogenannten Romans als auch des Dramas ist und bleibt Madame Desvarennes, sowohl de jure als de facto. Und es ist ein trauriger Beweis von des Verfassers — Unsicherheit in ästhetischen Dingen, wenn er an die Stelle dieser ersten Person eine andere setzt, die zu dem Beruf der ästhetischen Führerschaft nichts mitbringt, als — einen anziehenden ausländischen Namen.

Digitized by Google

kein noch so reiches Spiel der Mienen allein verständlich gemacht werden können.*)

An einen gewissen halsbrecherischen Sprung, der in der Handlung klafft, an einen Riß, der durch den Charakter der Hauptheldin geht, und denselben völlig zerreißt, hat der Autor freilich im Roman so wenig wie im Drama gedacht. Das ist das Benehmen der Frau Desvarennes nach der That. Sie hat den jungen Mann erschossen. Die Umstände liegen so, daß der unmittelbar darauf erscheinende Polizeibeamte annehmen muß, der Unglückliche habe sich selbst das Leben genommen. Die Mörderin bestätigt es durch ihr Schweigen; ihr Vertrauter (der einen Blick mit der Patronin gewechselt und sofort „Alles begreift") bekräftigt durch eine ausdrücklich dahin zielende Versicherung die fälschliche Annahme. Also Beide lügen, lügen gröblich, drehen der irdischen Gerechtigkeit eine fürchterliche Nase: der Vertraute aus Liebe zur Herrin; die Herrin aus — Furcht? — Das ist bei ihrem Charakter unmöglich — also aus derselben falschen Scham, welche ihr das Erscheinen ihres Schwiegersohnes auf der Angeklagtenbank als ein Unerträgliches erscheinen ließ, und sie jetzt den Schluß ziehen läßt, daß, was für den Schwiegersohn des Hauses Desvarennes unzulässig sei, es für die Herrin des Hauses doch doppelt und dreifach sein müsse. Was aus der Moral, was aus der irdischen Gerechtigkeit werden soll, wenn diese Sorte poetischer Moral in die Praxis des Lebens übersetzt wird — darüber nachzudenken hat der Autor sicherlich nicht eine Minute seiner kostbaren Zeit verloren.**) Ihm kam es nur auf einen möglichst wirksamen Schluß seines Dramas an; er hielt diesen für den wirksamsten. Und daß er eben diesen Schluß auch für den Roman anticipirte, wo er doch frei über Zeit und Raum verfügte, und wohl gar aus dem nun folgenden Proceß (mit der obligaten Freisprechung seitens der gerührten Geschworenen) ein wirksames Kapitel hätte machen können, — darin finde ich nur eine Bestätigung der gewaltsamen Tendenz des französischen Romans zum Drama, für welches wir die von uns nun im Detail geschilderte epische Form — vielmehr Unform — als Vorbereitungsstudium und Durchgangspunkt zu betrachten haben.

Dies Resultat unserer Untersuchung mag allzu geringfügig erscheinen im Verhältniß der Länge des Weges, der uns zum Ziele führte. Aber man möge wohl bedenken, daß es, wie in der Kunst selbst, so in der Wissenschaft der Kunst nichts Geringfügiges gibt. Und dies hier ist nicht einmal relativ geringfügig. Es ist im Gegentheil von der äußersten Wichtigkeit, die Gefahr zu erkennen, welche dem doch wahrlich ohnehin nur zu gefährdeten Roman aus diesem seinem Gravitiren nach dem Drama erwächst. Nicht blos bei den Franzosen! auch bei uns! Auch bei uns sind die Fälle nicht selten und mehren sich zusehends, wo selbst geachtete und achtbare epische Dichter Werth und Würde ihrer Kunst aufs Spiel setzen, um durch den unepisch beschleunigten Gang der dargestellten Handlung, durch die Darstellung selbst in ihrer dramatisch-scenischen Lebendigkeit, das Vorherrschen des pointirten Dialogs u. s. w. eine erhöhte Wirkung auf das Publicum zu erzielen, oder vielleicht auch nur der ihre Seele erfüllenden Leidenschaft Luft zu machen suchen.

Ist solches Streben doch ein sprechendes Zeichen — unter vielen ähnlichen und gleichen — der Zeit, in der wie leben; der Zeit, welche, wenn es gilt, den vielbegehrten Erfolg zu erringen, nicht mehr nach dem Preise fragt, und für die Leidenschaftlichkeit seines Wollens und Wünschens, die fieberhafte Regsamkeit seiner Phantasie und seines Denkens überall umher nach einem adäquaten Ausdruck sucht und tastet.

Das können und müssen wir begreifen, um uns gerade deshalb, gerade jetzt erst mit aller Energie an die unumstößlichen Gesetze zu klammern, welche das Leben und die Kunst bedingen und regieren.

In der Einsicht und Ueberzeugung, daß kein Erfolg dauerhaft ist, der mit ungesetzlichen Mitteln errungen wurde, und der Dichter niemals sicherer den Ausdruck seiner erregten Seele verfehlt, als wenn er die Grenzen mißachtet, die nicht Willkür, sondern die Natur der Kunst selbst zwischen ihren Gattungen gezogen hat.

*) So z. B. das Verhältniß zwischen Serge und Jeanne. Man vergleiche die correspondirenden Scenen des Romans (S. 121 ff.) und des Dramas (I. 12). In dem Roman, wie im Drama droht Jeanne, ihrer Pflegemutter „Alles" zu sagen. Dort aber antwortet Serge: „Alles? Nun wahrlich, das wäre nicht viel"; und wir erfahren, daß, was bisher zwischen ihnen vorgefallen, auf eine immerhin recht lebhafte Liebelei hinausläuft. Hier hat Serge auf das drohende „Alles!" nichts zu erwidern; er interpretirt das fragwürdige Wort nicht; er wiederholt es nur — im verächtlichen Ton, begleitet mit einem Achselzucken, wollen wir annehmen, obgleich der Text es nicht vorschreibt — was gewinnen wir dadurch? sicher nicht die freundliche Gewißheit, daß dies Alles eben — nichts ist: nichts Irreparables, Unwiederbringliches, Unlösliches. Aber in dem einen Falle ist der junge Mann ein Leichtsinniger, im andern ein Schurke. Und ähnlich so steht es mit Jeanne, die im Roman erst nach verzweifeltem Kampfe fällt, während das Drama sie uns bereits als ein Mädchen vorführt, das durch den nächsten Schritt — die Annahme der Hand Cayrols — den letzten Rest unsers Mitleids verscherzt.

**) Bekanntlich hatte die Polizei in Berlin mehr Zeit. Sie überlegte sich den Fall und hielt dafür, daß es der Wirkung des Stückes nicht schaden werde, wenn Mad. Desvarennes sich zu ihrer That bekenne, — (nach meinem Vorschlag etwa mit den Worten: Nein, Herr Commissar, glauben Sie ihm nicht! Ich habe den Fürsten getödtet. Ich konnte nicht anders. Ob ich es durfte — darüber mögen die Richter entscheiden.); — jedenfalls bestand sie darauf, daß die pure nackte Lüge: „der Fürst hat sich selbst getödtet" in ein vieldeutiges „der Fürst ist dem irdischen Richter entzogen" verwandelt werde. — Es ist gewiß nicht erfreulich, wenn sich die Polizei in ästhetische Angelegenheiten mischt; aber betrübend ist es, wenn sie dabei gegen Dichter, Theaterdirector und Kritik Recht behält.

Ein Sonntag in Lecco.

Von H. Breitinger.

Die Italiener sind die gottesfürchtigste Nation der Erde. Zu diesem Schlusse gelangt ein Jeder, der nur einmal in Italien übernachtet hat. Man mag sich niederlegen, wo man will, so hat man einen Campanile (Glockenthurm) zum unsichtbaren Bettgesellen. Kaum hast du dich aufs Ohr gelegt, so gellt dir dieser Schalk die Viertelstunden und die Stunden ins Ohr, repetirt eine jede mindestens zweimal, und sobald der Morgen graut, hebt noch obendrein der Glöckner sein kunstreiches Spiel an, erst sachte, sachte, dann lauter und lauter, dann wieder leise, endlich ersterbend schwach und fein, bald gemessen feierlich, bald in rasendem Prestissimo, bald in trockenen und halben Doppelschlägen. Chauteaubriand hätte mir seine tönende Declamation über das Glockenläuten hier in Italien abbüßen müssen, und Goethe hat gewiß eine italienische Erinnerung fixirt, wenn er im fünften Acte seines zweiten Faust den Helden jammern läßt:

„Wie schaff ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und ich wüthe!"

Worauf der unkirchliche Mephisto versetzt:

„Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergällen muß!
Wer leugnet's? Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bimm-Baum-Bimmel . . .
Mischt sich in jegliches Begegniß,
Als wäre zwischen Bimm und Baum
Das Leben ein verschollner Traum."

Heine sagte einmal, man könne in Italien keinen Citronenbaum betrachten, ohne daß eine Engländerin daneben stehe. Ich möchte dasselbe vom italienischen Bett und dem Campanile behaupten.

Digitized by Google

Dank den Bemühungen des Virtuosen am Glockenstrange erwachte ich schon beim Angelusläuten. Gleich bei meinem ersten Ausgange, — es mochte halb neun sein, denn die Sonne trieb die Müssigen bereits in den Schatten, — traten mir einige echt italienische Volksscenen entgegen.

Ich stand auf dem Theaterplatz (Largo del teatro), als Trompetengeschmetter und Rossegetrabe durch die Via Roma heranbrauste. Il ciarlatano! Il ciarlatano! riefen einige Seidenspinnerinnen, deren rothe Kattunröcke bereits durch alle Straßen wogten. Richtig, auf einem eleganten Zweispänner, dessen Seiten mit bunten Fellen und Schabraken behangen waren, auf dessen etwas erhöhter Banquette drei schwarzgelockte Musikanten arbeiteten, fuhr ein neapolitanischer Heilkünstler auf den Platz. Der Wagen faßte Stellung im Schatten eines großen Gebäudes und war im Nu von einer gaffenden Menge umgeben. Der große Mann stellte sich auf seine langen Beine, hob den glänzenden Cylinder vom Haupte, setzte an dessen Stelle eine schwarze Sammetmünze, zog baumwollene Manschetten über die Rockärmel, öffnete seinen Operationskasten, seine ambulante Apotheke und machte sich mit seinen Phiolen und Instrumenten, nach dem Rhythmus eines von den Musikanten mit Brio vorgetragenen Stückes, tausenderlei zu schaffen. Das dauerte über eine Viertelstunde, und immer dichter sammelte sich unterdessen die Menge, welche den langen schwarzen Gesellen und die an den Wagenseiten befestigten Tableaux begaffte. Letztere wiesen illuminirte Diplome verschiedener Universitäten und Akademien in prächtigen Goldrahmen. Endlich klingelte der große Mann, die Musik verstummte und nun begann sein Vortrag, das Meisterstück eines mit unerschütterlicher Ruhe vorgetragenen Schwindels. Seitdem der göttliche Ariosto in seinen „Erbolato" der Versuchung nachgegeben, die Rede eines solchen Quacksalbers zu componiren, hat die Redekunst dieser Herrn ihre Fortschritte aufzuweisen.

„Um Euere Krankheiten zu erkennen, muß der Arzt vor Allem Euren Leib studirt haben. Er muß die Anatomie und die Physiologie aus dem Grunde besitzen. Ich aber würde von solch gelehrten Dingen zu Euch unwissenden Bauern gar nicht reden, gewahrte ich nicht hie und da unter Euch gebildete Leute, die meinem Vortrage folgen können, die wissen was Physiologie und Anatomie bedeuten." Alsdann pflanzte er auf dem vorderen Wagenrade das Skelett eines einjährigen Kindes auf, dessen großer Schädel und gekrümmter Buckel der kleinen Erscheinung etwas Possenhaftes verliehen, und lenkte nun die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf diesen Gegenstand. „Hier habt ihr das Gebein eines armen Kindes, das mir leider in den Händen geblieben ist (rimasto fra le mani). Warum? so fragt vielleicht Einer unter Euch. Nun, warum? warum? Weil man mich halt zu spät geholt hat!!!" — Dann zog er eine Phiole aus seiner Apotheke, hielt sie hoch in die Luft empor und brüllte mit starker Stimme: „Hier ist das Elixir vitae, das universelle Remedium, das ich durch unablässiges Studium alter Bücher der Vergessenheit entrissen und der Menschheit aufs Neue geschenkt habe. Ich will Euch das ehrwürdige Buch zeigen, in welchem ich es entdeckt, ein Werk aus dem achten Jahrhundert nach Christi Geburt." Hier zog er eine schweinslederne Scharteke unter dem Wagensitze hervor. „Ich will Euch auch die Abbildungen der Pflanzen zeigen, aus denen es gezogen wurde." Hier schlug er das Buch auf und wies auf einige Holzschnitte. — „Glaubt nicht," fuhr er sodann fort, „daß man ein so fürchterliches Mittel zuerst an Menschen erprobt habe. Nein, in Rom und Neapel und an andern hochberühmten Universitäten habe ich es erst an Thieren probiren lassen. Auch diese Thiere sollt ihr schauen." Hier öffnete er abermals das Buch aus dem achten Jahrhundert und zeigte Abbildungen von Thieren. Dann begann er von der wundersamen Heilkraft seines Elixirs zu reden. „Es schneidet das Uebel an der Wurzel ab, wie dieses Schwert das Fleisch unserer Feinde durchhaut!" Hier schwang er einen rostigen Kavalleriesäbel ältester Ordonnanz. — „Für Alles, Alles ist mein Elixir zu gebrauchen. Die tauben Ohren und die entzündeten Augen mögen sich nahen. In einem Tage werden sie geheilt sein. Jene schimpflichen Krankheiten aber, die man hier auf dem Markte nicht behandeln kann, werde ich im Gasthofe kuriren." Jetzt drängte sich ein Mann durch die Menge und bestieg den Wagen. Die Musik begann einen Walzer, während der Patient unter gespanntester Aufmerksamkeit der Zuschauer vom großen Manne verhört wurde. Dieser hielt ihm die Uhr ans Ohr, flüsterte, lächelte, nickte, schüttelte den Kopf und setzte den Kranken ruhig in die Wagenecke. Die Musik brach plötzlich ab, der Charlatan aber schrie über die Menge hin: „Caso inveterato! Dieser Mensch würde eine Kanone nicht hören, die neben ihm losginge!" Nun begann er nach dem Takte des neu beginnenden Walzers das kranke Ohr zu reiben, auszufegen und endlich mit seinem Elixir zu füllen. Dann legte er seinem Patienten eine große Binde über Augen und Ohren und setzte ihn ruhig wieder in die Ecke. Es stieg nun ein rothrockiges Spinnermädchen mit entzündeten Augen ein. Sie fühlte sich offenbar geschmeichelt, in der schönen Kutsche sitzen zu dürfen und Gegenstand eines öffentlichen Vortrages zu werden. Hier nahm der Charlatan Veranlassung, den anwesenden Familienvätern ins Herz zu reden. „Hausväter, Familienhäupter! Ihr vernachlässigt Eure Kinder. Habt Ihr kein Herz und keine Eingeweide? Für so wenig Geld könntet Ihr ein Mittel kaufen, um alle Uebel und Gebrechen der Eurigen zu heilen, und Ihr zögert, Ihr wagt zu geizen und zuzuwarten?"

Als ich nach einer Stunde wieder vorbei kam, war bereits die ganze Kutsche mit verbundenen Köpfen angefüllt und der schwerhörige Mann saß noch immer gesenkten Hauptes in seiner Ecke. Unterdessen hatte ich mir am unteren Largo eine andere Scene angesehen. Da saß, von rothen Röcken dicht umgeben, an einem aus dem nächsten Café geborgten Tischchen, eine dralle, braune Maid, die eifrig Karten mischte. Sie erklärte mit beredten Worten deren Bedeutung und forderte ihre Zuschauerinnen beim heiligen Antonius auf, sich für einen Soldo die Zukunft eröffnen zu lassen. Ich schob das Vorgebirge meiner weißen Weste durch die dreifache Reihe und wandte mich an die hübsche Rednerin mit den Worten: „To', dimmi un po'il fatto mio!" Großes Gelächter in der rothen Corona. Auch die Kartenschlägerin mußte lachen und streckte bereitwilligst ihr ganzes Spiel hin. Ich zog zwei Karten: eine Dame in grünem Kleide und eine geöffnete Schatulle aus der einige Perlenschnüre und Goldketten heraushingen. Die Dame in grünem Kleide war eine heimliche Feindin, die mich bei meiner Frau angeschwärzt und den Keim bedenklichen Familienzwistes gepflanzt hatte, aber meine Energie und meine Schlauheit werden die schlimme Feindin schließlich überwinden. Das Schmuckkästchen bedeutete natürlich ein reiches Erbe, eine Million, auf welche hin ich der Wahrsagerin vorläufig zwanzig Centesimi ausbezahlte. Sie gab mir noch einen rosarothen Zettel auf den Weg, der die glücklichen Lottoternen enthüllte.

Die heiße Sonne trieb mich in das nahe Café „Delle due Colonne". Hier saßen die Notabilitäten der Stadt, unter anderen auch der wohlbekannte Romanschreiber Ghislanzoni, ein Bürger von Lecco, der erst auf dem Theater, später mit größerem Glücke in der Literatur sein Heil versucht hat. Ich suchte dann einen liebenswürdigen jungen Freund auf, dem ich ein Vergnügen bereitete mit der Bitte, mir die Honneurs seiner Geburtsstadt zu machen. Als die Hitze sich etwas gelegt hatte, ließen wir anspannen, um einige der durch Manzonis „Promessi Sposi" berühmt gewordenen Lokalitäten aufzusuchen. Hoch oben am Berge, der östlich von Lecco sich hinzieht, sieht man die Ruinen des Schlosses, das Manzoni seinem Don Rodrigo als Wohnsitz zuweist, darunter den weißschimmernden Campanile von Don Abbondios Pfarre. Seitdem Manzoni die Lucia erfunden, hat sich auch seine „Casa die Lucia" — natürlich eine Kneipe — finden lassen. — Ueber der Bahnlinie nach Bergamo, ein Viertelstündchen von der Stadt, liegt ein aristokratisches palastähnliches Herrenhaus, Galeotto genannt, welches Manzoni längere Zeit bewohnt hat. Hier besuchten wir einen gelehrten Priester, der mich mit seiner Schrift über Petrarca beschenkte. Dann ging es zurück auf die staubige Landstraße, vorbei an der Kirche des Padre Christoforo in der Vorstadt Pescarénico, nach einem alten weinlaubumrankten

Digitized by Google

Wirthshause am Fuße eines steilen, vom „Kastell des Ungenannten" gekrönten Vorberges. Wir entsagten hochherzig dem Genusse der antiquarischen Erforschung jener Ruinen und studirten dafür das flotte Treiben der Dorfjugend im Tanzlokale der Osteria, lobten den dunkeln Wein des alten Wirthes, der uns dafür beim Abschiede von der Höhe seiner Terrasse herab mit erhobenen Händen den Segen gab. Noch eine halbe Stunde scharfen Trabes längs der Adda und wir erreichten den sogenannten Porto, d. h. eine Fähre, die uns über den Strom setzte. Die sinkende Sonne legte ihren Gold- und Purpursaum um die vielen ragenden Bergeshöhen, als wir in die rechtsufrige Landstraße einbogen. Eine bezaubernd schöne Landschaft umgab uns, von malerischem Kleinleben beseelt. Dort auf einem Rasendamme saß der Curato mitten unter seinen Bauern, weiter oben zwischen Reben, Mais und Kastanien blinkte das Lichtlein eines Heiligenbildes, vor dem eine einsame Alte ihre Andacht verrichtete. Schaaren von Mädchen und Burschen kehrten aus der Stadt, städtische Bewohner nach Lecco zurück. Im Zwielicht erreichten wir die Stelle, wo Lucia über den Fluß setzte und ihrem Bergdorfe ein letztes Lebewohl zurief. Dann kam die stattliche alte Addabrücke. Hier sandten wir unsern Wagen in die nahe Stadt zurück und wanderten nach Malgrate, dem villageschmückten Gegenüber von Lecco. Auch hier herrschte reges Leben, man feierte die Kirchweih „Sant-Abbundi" mit Geigen, Tanzen und Singen. Im Wirthshause zu den „Promessi Sposi" ging es hoch her. Durch die gedrängten Reihen der soupirenden Leccheſen bewegte sich, die Guitarre in der Hand, ein Improvisatore, der einem jeden Gaste einen humoristischen Vers zusang. Aus der allgemeinen Heiterkeit schloß ich auf das Talent dieses fahrenden Sängers und nicht ohne Spannung erwartete ich den Augenblick, wo die Reihe an mich käme. Der Sänger fixirte mich ein paar Sekunden, dann schlug er entschlossen in die Saiten und sang:

Ob der Doctor auch sterbe,
Der Apotheker verderbe,
Das hat keine Noth:
Ihr bleibt frisch und roth! —
Doch wenn der Wein verdirbt,
Keine Reblaus nicht stirbt,
Da dürft's Euch nicht geniren,
In den Styx zu marschiren!

„Du ahnungsvoller Engel du!" seufzte ich, als ich dem Propheten das wohlverdiente Honorar überreichte.

Wir hatten die Lampen wegnehmen lassen, um die zauberhafte Mondbeleuchtung voll zu genießen. Am Ufer war es nachgerade still geworden und wir hörten deutlich den Ruderschlag der Barke, die uns abzuholen kam. Die zwanzig Minuten der Ueberfahrt werde ich nie vergessen. Wie lieblich schmeichelte die laue Luft, wie weich umspielte das Mondlicht die zitternden Umrisse von Gebirg und Gestade!

„Wie kann ich Ihnen für diesen schönen Abend würdig danken?" sagte ich zu meinem Begleiter als wir den Quai von Lecco erreicht hatten.

„Wissen Sie wie?" versetzte er scherzend. „Schreiben Sie ein Feuilleton: Ein Sonntag in Lecco."

Signor C.! Heute hat der Moor seine Schuldigkeit gethan.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Italien in Berlin. Teresina Tua. Wachtel. Aussichten für die Saison.

Italienische Oper im Skating-Rink, jetzt „Philharmonie"; italienische Chorsänger im Wintergarten des Centralhotels; eine italienische Geigerin Teresina Tua im Krolltheater; sollte man nicht glauben, Berlin wäre eine halbitalienische Stadt, gleich wie Triest oder Trient, und nicht die Bewahrerin der Kunstüberlieferungen eines Bach und Gluck? Freilich sprechen von dieser Ueberlieferung die Zeitungen mehr als die Opernkassa-Berichte; „Iphigenie auf Tauris" ward vor einem leeren Hause gegeben, während „Carmen" (nach drei Jahren) noch immer die größten Einnahmen bringt.

Die Italienische Oper in der Philharmonie hat in diesem Jahre wenig günstige Resultate erzielt, obwohl einige Mitglieder zu den besten Künstlern ihrer Gattung gehören und einige Vorstellungen ganz Ausgezeichnetes geboten haben. Von den erstern ist vor Allen Signora Varesi zu nennen, die schnell den Ruf einer Sängerin allerersten Ranges erworben und im Komischen wie im dramatisch Leidenschaftlichsten gleich hochbedeutend sich gezeigt hat. Ihre Stimme ist nicht zu den schönsten zu rechnen, aber trefflich ausgebildet und jeder Schattirung fähig; die Coloratur ist besonders im Staccato und in den chromatischen Läufern eine ganz eigenartige in Schönheit, Kühnheit und Wohllaut. Der Vortrag zeugt von tiefster Empfindung und vornehmer Auffassung; als Darstellerin entwickelt die Signorina ungemeine Grazie und Leichtigkeit in den komischen Partien (Rosina, Norma in Don Pasquale) und wahrhaft großartige mit Scheinheitssinn gepaarte Leidenschaft in den ernsten Partien; ihre Lucia hat in hohem Grade interessirt, trotz der Erinnerung an die große Adeline Patti und trotz der Musik, der wir schon überdrüssig geworden, als Donizetti noch die Bühne beherrschte. Die Abende, an welchen die Signorina Varesi sang, waren auch die einzigen, an welchen das Publicum sich zahlreicher in dem Hause einfand; im Uebrigen schien es seine Gunst ganz abgewendet zu haben von der Italienischen Oper, obwohl der vorjährige Liebling Brogi oft sang und der neue Tenor Vicentelli ein sehr interessanter Künstler genannt werden kann. Mehrere Umstände haben bei dieser Abneigung mitgewirkt, hauptsächlich jedoch die fatalen Mißgriffe, die im Anfange mit den Primadonnen der großen Verdi'schen Oper begangen worden; drei alte, ganz unfähige Damen traten in den Opern auf, in welchen der Schwerpunkt auf der Leistung der ersten Sängerin ruht! Da nun eine italienische Oper überhaupt nur noch Anziehungskraft ausüben kann, wenn sie von den besten Kräften und mit bestem Zusammenwirken vorgeführt wird, so ist leicht zu erklären, wenn das Berliner Publicum nicht nach dem Skating-Rink wandelte, und zu Kroll strömte, wo Wachtel die alten, unendlich oft gehörten Rollen, jedoch mit der alten Kraft und derselben unglaublichen Elasticität, Frische und Sicherheit gab. Erst gegen Ende seines langen Gastspiels (er sang wenigstens acht Mal den „Postillon") wurde eine Ermüdung in der Stimme bemerkbar; aber selbst die Hörer, denen die Gattung seines Gesanges nicht die sympathischeste ist, mußten zugestehen, daß er in der Beherrschung der Stimme, in dem Wechsel des Falsetts und zugleich in der Sicherheit der höchsten Brusttöne noch immer einzig dasteht! Dabei hüpfte er auf der Scene herum wie ein Zwanzigjähriger, der bald Sechzigjährige!

Von der italienischen Chorgesellschaft haben wir nicht viel zu sagen; der aus dreißig Damen und Herren bestehende, theilweise ins Nationalcostüm gekleidete Chor hat uns nur Bedauern erregt; wem ist wohl der Gedanke gekommen, die armen Leute so weit her ins fremde Land zu locken, ohne ihre Leistung einigermaßen zu kennen? Wünschen wir ihnen, daß sie bald in die Heimat zurückkehren, bevor trauriges Los sie trifft, und wenden wir uns zu Angenehmem, Erfreulichem, zu den Concerten der Teresina Tua, die in kurzer Zeit das kühle Berliner Publicum in wahre Aufregung versetzt hat. Die junge Künstlerin, Italienerin, die ihre ersten Lorbeeren als Schülerin des Pariser Conservatoriums errang, welches ihr die Ehrenpreise zuerkannte, hat nach einer glänzenden Concertreise in ihrem Vaterlande die Berliner Sanction nachgesucht und erhalten. Sie ist eine Individualität. Ein sehr lieblicher Ton, glänzende und ganz sichere Technik, feuriger Vortrag und natürliche Empfindung, dazu ein ganz besonderes graziöses, jugendliches Aeußere sichern ihr überall die beste Aufnahme. Allerdings ist sie ganz ein Kind der französischen Schule, und ihr Programm tritt aus dieser nicht heraus: Concert von Bériot, Phantasie von Wieniawski und Vieuxtemps sind die meist wiederkehrenden Nummern. Nur das G-moll-Concert von Bruch deutete auf eine Bekanntschaft mit deutscher Musik. Sie hat also mehr für Eleganz als für die tiefere musikalische Bildung studirt. Aber was sie in den oben angeführten Stücken bot, war immer reizvoll und so eigenthümlich fertig, daß selbst der

Digitized by Google

hehrste Vertreter der deutschen klassischen Musik, Joachim, zu den lautesten Anerkennern im Publicum gehörte. Und im Andante im Bruch'schen Concerte entfaltete sie eine Innigkeit der Empfindung und eine Einheitlichkeit des schönsten Vertrages, daß der Beifallssturm des Publicums kein Ende nehmen wollte. So wäre denn die Concertsaison mit einem recht guten Omen eröffnet. Ein zweites Unternehmen, das erst im Entstehen begriffen ist, läßt uns noch angenehmere Hoffnungen nähren. Die ehemalige Bilse-Kapelle wird unter der Leitung des ehemaligen bayerschen, jetzt sächsischen Hofkapellmeisters Prof. Dr. Wüllner im Saale der Philharmonie (ehemals Skating-Rink) eine Reihe von Abonnementconcerten veranstalten, in welcher die bedeutendsten ausübenden Künstler als Solisten wirken sollen. Bülow, Frau Menter und St. Saëns haben ihre Mitwirkung bereits zugesagt. Es wäre also endlich die Möglichkeit für die Künstler vorhanden, sich öffentlich mit vollem und gutem Orchester hören zu lassen, ohne Verluste zu erleiden, und sich obendrein über die schlechte Begleitung ärgern zu müssen. Unsere bisherigen Concertverhältnisse waren einer Großstadt ganz unwürdig. Da die Concerte nur am Abende stattfinden können, so waren die Künstler, die mit Orchester spielen wollten, an ein einziges gebunden: an die „Berliner Symphonie-Kapelle". Das der Hofoper ist allabendlich beschäftigt, das der Hochschule (aus Schülern und Lehrern bestehend) kann selbstverständlich nur in eigener Sache, nicht für Bezahlung verwendet werden, das neue Bilse'sche ist contractlich an das Concerthaus gebunden. Blieb also nur die oben erwähnte Kapelle, die, vor etwa 30 Jahren vom alten Liebig gestiftet, viele Verdienste um Verbreitung guter Musik erworben hatte, in den letzten Jahren aber immer tiefer gesunken und factisch unbrauchbar geworden war. Ohne mehrere Proben konnte das leichteste Concertstück nicht mehr vorgeführt werden, und wir haben selbst beim Es-dur-Concerte von Beethoven erlebt, daß im Adagio die Hörner ihr Solo vergaßen und der Dirigent das nicht merkte! Es war also ein Concert mit Orchester nicht blos mit großen Unkosten verbunden, über welche nur die berühmtesten Künstler hinauskamen, sondern meistens auch mit Aerger, über welchen Keiner hinauskommen kann. Dies neue Unternehmen bietet den Künstlern sichern und sehr anständigen Ehrensold und ein treffliches Orchester. Wir hoffen, es wird vom Publicum gewürdigt und unterstützt werden, dann kann es talentvollen und minder berühmten Künstlern zum Segen dienen, ihnen Gelegenheit geben, sich in voller künstlerischer Kraft zu zeigen, auch wenn der Geldsack nicht voll ist.

Inzwischen hat der treffliche Bilse eine neue Kapelle gebildet (mit der alten waren Zerwürfnisse eingetreten) und seinen Ruhm als Entdecker bester Kräfte und feuriger Dirigent voll bewährt. Sein erstes Concert war von glänzendem Erfolg begleitet und seine Solisten, die Herren Liégeois (Cellist) und Chaussier (Hornist), gewannen allgemeine verdiente Anerkennung. Von der Königl. Hofoper können wir nur berichten, daß Frau Sachse-Hofmeister, die in früheren Jahren dem Institute angehörte, dann in Dresden und Leipzig gewirkt hatte, nunmehr wieder in den Verband getreten ist, und als Fidelio und Iphygenie Beweise ausgezeichneter Fortschritte in Auffassung, Vortrag und Darstellung gegeben hat. Weiteres ist abzuwarten, besonders die sehr wünschenswerthe größere Sorgfalt für die Aufführung der klassischen Opern; die des Don Juan gehört noch immer zu denen, welche Theatern nicht ersten Ranges nachsteht.

H. Ehrlich.

Kunstausstellungen.

„Den Bösen sind wir los, die Bösen sind geblieben"... An die Stelle der großen akademischen Herbst-Ausstellung sind die Permanenten, Privat-, Special- und Sonder-Ausstellungen gerückt. Während die feuergefährliche Baracke am Cantianplatz, die den euphemistischen Namen eines Kunstausstellungsgebäudes führt, gemach verfaulen kann, hat sich die Kunst in anderen Lokalen aufgethan Auf eine „Ziermann-Ausstellung" im Künstlerverein und eine Jerichau-Baumann-Ausstellung im Meyer'schen Kunstsalon ist jetzt die Eröffnung des Salons Gurlitt gefolgt, dessen Eigenthümer von dem schönen Princip ausgeht, keine reisenden Sensationsbilder aufzunehmen und keine ermüdenden Massenausstellungen zu veranstalten, sondern eine kleine aber streng gewählte Anzahl neuer Schöpfungen von Künstlern ersten Ranges zu vereinigen, um eine Gemeinde wahrhaft Kunstsinniger und Kunstverständiger zu erfreuen. Unter den blos 45 Nummern finden wir Kunstwerke eines Adolph Menzel, Gustav Richter, Alma Tadema, Arnold Böcklin, Franz Defregger, Henry Siemiradzky, Franz Lenbach, Fritz August Kaulbach, so daß sich ein betrachtendes Verweilen reichlich lohnt.

Alma Tadema hat sein von der Münchener Ausstellung von 1879 bekanntes kleines Meisterwerk „Eine Frage" geschickt, das bekanntlich Georg Ebers zu einer anmuthigen archäologischen Idylle angeregt hat. Dies Bildchen ist ein kleines Meisterwerk. In südlicher Sonnengluth hat sich ein gebräunter Bursche lang auf eine Marmorbank hingestreckt und blickt erwartungsvoll zu dem lieblichen Antlitz des weißgekleideten Mädchens auf, das neben ihm sitzt und in jedem Zug, jeder Bewegung die innig Liebende verräth — das ist Alles so tief empfunden und fein durchgeführt, daß es uns auf den ersten Blick begreiflich erscheint, wie sich ein Dichter davon angeregt fühlen konnte, die Frage auszudenken und weiterzuspinnen. Poetisch ist auch das verwandte, aber in größeren Dimensionen ausgeführte Bild Siemiradzkys: „Der Liebe Schwärmzeit". Auch hier sehen wir ein junges antikes Liebespaar, aber die Frage ist hier längst gelöst und die Liebe Gewißheit geworden. Die Glücklichen haben sich vor das Thor ihrer Vaterstadt Pompeji geflüchtet, um in der lauen sternhellen Sommernacht zwischen den Tumuli der Gräberstraße auf und nieder zu wandeln. Der Mond ist hinter dem Vesuv verschwunden und selbst die Sterne flimmern matter; aber lebende Geschöpfe leuchten den Liebenden. Es sind kleine Glühwürmchen, welche glänzend zwischen den Denkmälern hin und wieder fliegen. Eben hat der Jüngling einen dieser verliebten Leuchtkäfer erhascht; das Mädchen ist hinzugeeilt und nun setzen sich beide auf eine Bank, um den Gefangenen zu betrachten. Die Maid schmiegt sich an den Geliebten, aus dessen Hand das kleine Thier mit phosphorescirendem Glanze leuchtet und die Gesichter der beiden Glücklichen sanft überstrahlt. Die Stimmung ist vortrefflich, nur Schade, daß die beiden Köpfe so herzlich uninteressant ausgefallen sind. Mehr als nur ein künstlerisches Modebild ist Fr. A. Kaulbachs elegante junge Dame auf der Promenade, den besten Bildern eines Stevens vollkommen ebenbürtig. Von Arnold Böcklin finden sich zwei neue Gemälde. Der bizarre Künstler scheint in jüngster Zeit wieder zu den Indigotinten seiner „Gefilde der Seligen" (National-Galerie) zurückgekehrt zu sein. Auch auf seinem originellen landschaftlichen Idyll: „Sommertag" finden wir einen stahlblauen Himmel, der sich in einem Bach von selbiger Nuance mit wunderbarer Intensität spiegelt. Es ist nur erstaunlich, daß die nackten Gestalten, die sich in dem Flusse tummeln, nicht ebenfalls blau gefärbt daraus hervorgehen. Sieht man von dieser Absonderlichkeit ab, so fesselt das Bild durch seine Empfindung und einen seltsamen poetischen Reiz. Zumal die hohen Pappeln, die an einer Biegung des Flüßchens stehen und im Abendwind die silberne untere Seite ihrer Blätter zeigen, sind von einer entzückenden Naturwahrheit. Leichte, weiße, an Dorés Manier gemahnende Federwölkchen sprenkeln eine Ecke des Himmels, indessen lichte Nebel die Contouren eines nahen Dorfes und fernerer Hügel verwischen. Noch absonderlicher ist das unbegreifliche große Gemälde: „Auf Abenteuer", wo die blauen Lieblingstinten den Himmel, das Meer und den Stahlpanzer eines Ritters von der traurigen Gestalt färben, der starr und steif mit dem Helm in der Linken auf einem müden Ackergaul die Düne empor reitet. Das vom langen Bart umwallte Haupt ist stolz und edel, und aus den Augen bricht ein schwärmerischer Schimmer. Trefflich ist auch der Ausdruck des Pferdes: es schaudert förmlich, indem seine Hufe auf „verbrannte menschliche Gebeine" stoßen, welche den Strand bedecken. War hier eine Schlacht geschlagen oder eine menschenfresserische Mahlzeit gehalten worden? Und was hat das Segelschiff zu bedeuten, das auf regungsloser See vom Strande hinweg zu fahren scheint? Hat es den edlen Ritter ans Land gesetzt, und wenn dies der Fall: wie kann dann die Mähre von den paar Schritten schon so müde und abgehetzt sein? Solche Bilder nehmen sich, so flott sie gemalt sind, ohne ein erklärendes Programm wie eine Mystification aus, dergleichen auch dem offenbar von Böcklin angeregten talentvollen Max Klinger als Ideal vorgeschwebt haben mag. „Am Abend" betitelt sich sein großes Gemälde, wo sich ein junger Grieche auf einer grünen Wiese mit drei Frauen unterhält und ein knallrother Mantel eine hervorragende Rolle spielt. Am besten ist die dämmernde Landschaft gelungen, die Gesichter und Gestalten entbehren jeder Anmuth. Namentlich der Jüngling, der eine seiner Freundinnen mit einem rosenumkränzten Reife zu fangen sucht, ist gänzlich verzeichnet. Herr Klinger sollte seinem Schweizer Vorbild lieber in

Digitized by Google

den poesievollen und malerischen Vorzügen, nicht aber in den Bizarrerien nacheifern, die man eben höchstens einem Böcklin verzeiht.

Unter den Porträts erwähnen wir vor Allem Menzels meisterhafte Bleistiftzeichnung von Professor Du Bois-Reymond und Lenbachs Professor H. Helmholtz. Die geistige Größe beider Männer, ihr scharfsinniger Forscherdrang ist hier äußerst lebendig wiedergegeben. Die Individualisirung durch Bleistift und Farbe kann nicht trefflicher durchgeführt werden, nur Schade, daß Lenbachs Pinsel kein sauberes Fleisch und vor Allem keine reine Wäsche wiedergeben will. Nennen wir noch Defreggers „Junge Frau in Trauer", voll inniger Natürlichkeit, Adolph Schreyers mit Pariser Chic gemaltes Thierstück: „Flucht aus dem brennenden Stall", zwei schwermüthige Landschaften von Karl Scherres, Passinis freundliche Aquarelle einer Orangen essenden Venetianerin und einige Landschaften von Albert Hertel und Gurlitt Vater, so glauben wir alle hervorragenderen Erscheinungen dieses Salons angeführt zu haben.

Auch Meyers Permanente Ausstellung enthält zur Zeit manches künstlerisch Bedeutende, z. B. den Carton zu Professor Wilhelm Camphausens Wandgemälde in der Ruhmeshalle des hiesigen Zeughauses. Es stellt die Huldigung der schlesischen Stände im Fürstensaale des Breslauer Rathhauses vor König Friedrich II. am 7. November 1741 dar, bei welcher Ceremonie unbegreiflicherweise gerade das Reichsschwert vergessen wurde, auf welches der Eid der Treue geleistet werden sollte. Der junge König zog schnell entschlossen zum Ersatz seinen eigenen guten Degen, der die schlesischen Lande erobert hat, und überreichte ihn seinem Feldmarschall Schwerin. Der Carton nimmt sich jedenfalls besser aus als die Freske mit ihrem feuerrothen Thronzelt und sonstigen schreienden Farben, die sich Camphausen hoffentlich noch in letzter Stunde zu dämpfen entschließt. Interessanter sind Moriz v. Schwinds Cartons zur Zauberflöte, welche bekanntlich für die Ausschmückung des Foyers im Wiener Opernhause geschaffen wurden. Die gegebenen architektonischen Formen boten dem Künstler besondere Schwierigkeiten, und es ist bewunderungswerth, wie geschickt sich Schwind in den ungünstigen Raum zu fügen verstand. Zwei mit den Spitzen aneinanderstoßende Zwickelflächen sind den Papageno-Episoden gewidmet, die großen halbkreisförmigen Lünetten über den Thüren geben den Inhalt der Oper in figurenreicher Composition wieder, die Medaillons zeigen uns das Geschick von Tamino und Pamina. Es steckt ein gewisser musikalischer Rhythmus in diesen reizvollen Compositionen, die der Farbenharmonie fast ganz entrathen zu können scheinen. Z.

Notizen.

Dantes Göttliche Komödie. Uebersetzt von August Kopisch. Dritte Auflage ergänzt und berichtigt von Theodor Paur. Berlin und Leipzig, J. Guttentag (D. Collin).

August Kopisch, der humorvolle Dichter der „Heinzelmännchen" und ohne Zweifel eine der liebenswürdigsten Erscheinungen unserer Nationalliteratur, tritt hier in der ungewohnten Rolle eines tiefernsten Dante-Uebersetzers und -Commentators vor uns. Die Verlagshandlung scheint schon nach der ersten Auflage gefunden zu haben, daß dieser Dualismus dem großen Publicum gegenüber einer Erklärung, ja fast einer Entschuldigung bedarf, und Richard Gosche schrieb zu diesem Zweck ein Vorwort zur zweiten Auflage (1861), worin mit Geschick darauf hingewiesen wurde, daß Kopischs im Ganzen heiter gestimmte Dichtung von ernsthaften, ja tragischen Hervorbringungen begrenzt wird, deren trauriger Charakter mannichfach an den plastischen Ernst des großen Italieners erinnert, mag er nun seine Stoffe der Legende oder der weltlichen Sage entnommen haben. Wir halten dafür, daß dieser Hinweis überflüssig war, denn jeder Kenner hat sich längst gewöhnt, von der traditionellen Charakteristik des von seinem Freunde Platen angeregten schlesischen Dichters abzusehen, und der wahre Humor, von dem Kopisch erfüllt war, erklärt und bedingt geradezu diesen tragikomischen Zwiespalt. Seine Dante-Studien behaupten denn auch in der einschlägigen Literatur bis zum heutigen Tage eine hervorragende Stelle und namentlich die Uebersetzung steht in allererster Reihe neben den regelrechten Terzinen von Karl Bartsch und Fr. Notter und den Blankversen des Königs Johann von Sachsen (Philalethes). Mag man auch beklagen, daß Kopisch, der uns sonst in seinen eigenen Dichtungen als virtuoser Reimkünstler bekannt ist, auf den musikalischen Reiz des dreifach in einander verschlungenen Reimsystems verzichtet hat, so übertreffen doch seine reimlosen Terzinen, welche sich in Rhythmus und Gedankengang dem Original äußerlich und innerlich aufs Engste anschmiegen, an Treue alle vorhandenden Verdeutschungen. Eine in Inhalt und Form genaue metrische Uebersetzung ist ja bei der Leichtigkeit der italienischen Reimung und bei der Schwierigkeit der deutschen ein wohl unlösbares Problem. Kopischs Arbeit kommt dem Ideal einer wörtlichen rhythmischen Nachdichtung zumal in der vorliegenden von Dr. Theodor Paur revidirten Gestalt sehr nahe. Der neue Herausgeber hat Alles noch einmal genau mit dem von Karl Witte festgestellten Originaltext verglichen, zahlreiche Flüchtigkeitsfehler, Flickwörter, sprachliche Härten, Hiaten und Elisionen ausgemerzt, so daß diese Bearbeitung wirklich lesbarer geworden ist. Ja sein Bestreben, dem Vorbild in Sinn, Form und Rhythmus möglichst gerecht zu werden, ging sogar so weit, daß er in Fällen, wo der Vers mit einer betonten oder mit zwei unbetonten Silben abschließt und ein Wortheil in den folgenden Vers herübergezogen ist, das Original ganz genau nachbildete, was doch in einer Uebersetzung, die einen wichtigsten Bestandtheil, den Reim, von vornherein über Bord geworfen, wohl ziemlich bedeutungslos ist. Noch wichtiger und dankenswerther sind die Berichtigungen und Ergänzungen Paurs zu Kopischs Commentar und Abhandlungen über Zeitalter, Leben und Schriften Dantes. Der treffliche Pfleger italischer Volkspoesie hatte sich zwar nach Kräften bemüht, in das Wesen des dantesken Geistes und Zeitalters einzudringen, aber seit den Forschungen von Karl Witte, Blanc, Hettinger, Scartazzini sind seine Ansichten und Resultate doch zum großen Theil veraltet. Kopischs hauptsächlichster Gewährsmann Dino Compagni, welcher zumal bei Darstellung der florentinischen Verhältnisse als Zeuge angerufen wurde, ist aber keineswegs so abgethan, daß seine Glaubwürdigkeit für völlig erschüttert gilt, wie Paur behauptet. Der Herausgeber mußte nothgedrungen Manches entfernen und verbessern, und er hat sich seiner Aufgabe trefflich erledigt: die Anmerkungen sind ergänzt und revidirt, eine leider nicht vollständige bibliographische Einleitung ist neu hinzugekommen. Schlechterdings hat er sich nicht bemüßigt gesehen, auch den allegorisch-symbolischen Deutungsversuchen, in denen sich Kopisch so übereifrig gefällt, als handelte es sich um die Entdeckung einer zweiten Blauen Grotte, die allzu phantastischen Flügel zu beschneiden; er begnügte sich blos damit, am Schlusse einen schüchternen Protest einzulegen. Zur ästhetischen Würdigung der Commedia im Einzelnen und Ganzen und für die Entschleierung ihrer Mystik ist auch nach dem jüngst erschienenen geistvollen Werke Hettingers über den philosophisch-theologischen Gehalt des Gedichts noch Vieles zu thun. Kopischs gutgemeintes „Hineingeheimnissen" fördert uns aber nur sehr wenig. Um so dankbarer sind wir ihm für seine durch Paur verbesserte Uebertragung in der vorliegenden Gestalt. Die Ausstattung des unentbehrlichen Buches ist eine äußerst geschmackvolle. Die prächtigen Reproductionen der ältesten Büste, des Giotto'schen Jugendbildes und einer bronzenen Dante-Medaille des 15. Jahrhunderts sind willkommene Beigaben, ebenso das bisher ungern vermißte Namenregister; nebenbei bemerkt, ist in diesem — und auch im Texte zweimal — statt Santafiore: Santafiora zu lesen.

* * *

Hammelburger Reisen von Karl Heinrich Ritter v. Lang. Mit Anmerkungen von Fr. Hartmann. München, Bibliographisch-artistisches Institut.

Ein willkommener Neudruck des ebenso witzigen als scharfsinnigen Pamphlets wider das verrheinbündete Bayern unseligen Angedenkens. Köstlich ist namentlich das Kapitel über des Verfassers Schicksale im Kautzen-Land, wobei das Leben und Trinken in München gegeißelt wird und zwar vor Allem die Akademie, ihre lächerliche Inschrift am botanischen Garten, die Münchener Zeitungen, das Concordat, die Hohenloher Wunder und die Unfruchtbarkeit der Gesetzgebung in dem zu einer „Großmacht" sich emporreckenden Lande. Das Buch enthält jedenfalls Vieles, was noch für heutige Verhältnisse Geltung hat, und ist weitaus das Geistreichste, Verständnißvollste und Witzigste, was über die Misere der Kleinstaaterei geschrieben wurde.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Blind gegen Mathy.

I.

London, 1. Sept. 1882.

Verehrtester Herr!

Meine „Selbstbekenntnisse eines Achtundvierzigers" sind von der „Nationalzeitung" als eine Verunglimpfung Mathys aufgefaßt worden. Gestatten Sie mir gütigst nachfolgende Bemerkungen:

Daß ich dem Schicksale aller Exilirten verfallen sei, die vaterländischen Dinge allezeit nach dem Maßstabe zu beurtheilen, der zur Zeit des Beginns des Exils Mode war, dürfte doch wohl vor und während des schleswig-holsteinischen Krieges von 1863—64, im französisch-deutschen Krieg von 1870 bis nach Sedan, zur Zeit des Culturkampfes und bei verschiedenen anderen Gelegenheiten kaum bewiesen worden sein. Mancher politisch oder wissenschaftlich hervorragende Mann in Deutschland, ob fortschrittlich, nationalliberal oder sonstwie gesinnt, könnte aus brieflichem Verkehr oder aus persönlich in London gemachter Bekanntschaft Zeugniß darüber ablegen. Eine bald 33jährige Verbindung mit einer Reihe der geachtetsten deutschen Blätter spricht wohl auch deutlich genug. Daraus erklärt es sich möglicherweise, daß, wenn die Verfechtung der vaterländischen Sache im Auslande hier und da sehr dringlich war, man auch unter den gemäßigtsten Freisinnigen drüben sich öfters des auf fremdem Boden Weilenden erinnert hat.

Auf die Erhebung von 1849 aber, die im Anschluß an die deutsche Nationalversammlung und an die noch haltbar gebliebenen Bestimmungen der Reichsverfassung begann, ein Brandmal drücken zu lassen, wie es in den Mathy'schen Briefen geschah, das wird meinerseits nimmer geduldet werden. Als Herr Mathy 1848 im Begriff stand, sich den Weg in die großherzogliche Regierung zu bahnen, da verhaftete er ohne Ermächtigung seinen persönlichen Freund Fickler eigenhändig unter der Beschuldigung landesverrätherischer Zettelungen mit Frankreich. Für diese Bezichtigung ist — wie ich in der „Gegenwart" ausführte — nie ein Beweis erbracht, nie auch nur versucht worden. Nach mehr als einjähriger Untersuchungshaft erfolgte die völlige Freisprechung des so schmählich Verleumdeten.

Herr Mathy hat dann wiederum 1849 — wie jetzt aus seinen Briefen erhellt — vier Tage nach der Erhebung in Baden, bei welcher das großherzogliche Heer, zur Stützung der bedrohten deutschen Nationalversammlung, zusammen mit dem Volke aufstand, eine zweite ähnliche Verleumdung gegen die Bewegung als solche herumgeboten, als handle es sich bei ihr um „Gründung einer süddeutschen Republik unter französischem Protectorat!" Die Volksregierungen von Karlsruhe und Kaiserslautern dagegen betonten in ihren Aufrufen stets: „es sei kein Kampf des badischen, kein Kampf des rhein-pfälzischen Volkes, sondern ein Kampf des ganzen deutschen Volkes für das große, für das deutsche Vaterland, für Deutschlands Einheit, Macht und Freiheit. — Deutschland über Alles!"

Auf welcher Seite ist da der „vergiftete Pfeil" abgeschossen worden? Wer hat ein „Zerrbild", eine „Caricatur" entworfen? Wer einen „Verunglimpfungsversuch" gemacht?

Als Mathy, der sich „nicht an Förmlichkeiten stoßen" wollte, gegen das klare bestehende Gesetz im Jahre 1848 Struves und meine Hinrichtung durchzusetzen suchte, obwohl sich das großherzogliche Kriegsgericht selbst für unzuständig erklärt, also die Sache ans Schwurgericht verwiesen hatte, da antwortete der gemäßigt liberale Premierminister Badens, Herr Bekk: die Regierung könne sich nicht durch das Mathy'sche Verlangen bewegen lassen, „einen Justizmord zu verüben". Damit ist Mathys „ausgezeichneter Liberalismus" wohl geschildert.

Was seine Beschuldigung gegen die Heeres- und Volkserhebung von 1849 betrifft, so habe ich es, da ich mit Dr. Friedrich Schütz, dem Mitgliede des Frankfurter Parlamentes, Baden-Pfalz in Paris vertrat, in der „Gegenwart" actenmäßig nachgewiesen, daß umgekehrt die (ebenfalls erdichtete) geheimpolizistische französische Beschuldigung dahin lautete: Wir gingen mit Gründung eines den Elsaß zu Deutschland ziehen wollenden rheinischen Freistaates um; und daß der Minister des Auswärtigen, Herr de Tocqueville, meine völkerrechtswidrige Verhaftung in der Pariser gesetzgebenden Versammlung mit der Erklärung begründete: „Die in Baden-Pfalz triumphirende Partei habe sich ja von jeher mit der bittersten Thatkraft gegen das Streben der französischen Nation nach einer Ausdehnung bis zum Rhein erhoben."

Nahe stand es daher daran, daß ich 1849 von der uns todtfeindlich gesinnten Regierung Ludwig Napoleons an die mittlerweile in Baden in Thätigkeit getretenen preußischen Standgerichte ausgeliefert worden wäre. Ist nun durch obige, hier kurz angedeutete Thatsachen keine „Klarstellung der Streitfrage" erfolgt? Wo ist da überhaupt noch eine Streitfrage?

Ich selbst habe Herrn Mathy als „Uebersetzer" von Mazzinis Blatt: „Die junge Schweiz" bezeichnet, aber auch aus Mazzinis Werken angeführt, daß dieser den damaligen deutschen Verbannten Mathy als „voll von Begeisterung für unser Glaubensbekenntniß" schilderte. Ich könnte mehr sagen. In der badischen Kammer zählte Mathy anfänglich zu den Radicalen, und er war mit Hecker und den Anderen persönlich und politisch befreundet. Noch zur Zeit, wo er bereits umgeschwenkt hatte, hörte ich ihn ab und zu in der Kammer im früheren Tone reden — viel drohender sogar, als andere Führer; einmal geradezu revolutionär. Das war vor 1848. Fern liegt mir indessen, irgend Jemandem eine ehrliche Gesinnungsänderung vorzuwerfen; ich achte alle ehrlichen Ueberzeugungen und stehe seit vielen Jahren mit Männern sehr verschiedenartiger Parteirichtung in gutem Verkehr.

Aber nicht blos um meinet-, sondern vor Allem um der zahlreichen Blutzeugen und dahingegangenen Freiheitskämpfer willen, die Leben, Stellung und Eigenthum in die Schanze schlugen, in den Tod gingen oder in der Verbannung starben und ihre nach 33 Jahren wieder angegriffene Ehre nicht mehr schützen können, erhebe ich meine Stimme zur Steuer der geschichtlich nachweisbaren und klar nachgewiesenen Wahrheit. Daß Mathy zweimal gegen politische Gegner die denkbar schnödeste Verleumdung gerichtet hat, daran kann keine ihm gewidmete Lebensbeschreibung etwas ändern.

Mit vollkommener Hochachtung

Karl Blind.

II.

Mannheim, 24. September 1882.

Geehrter Herr Redacteur!

In den „Bekenntnissen eines Achtundvierzigers", die in Ihrer Wochenschrift veröffentlicht sind, bekämpft Karl Blind zwei Aeußerungen Karl Mathys als Verläumdungen. In seinem ersten Citat erlaubt er sich aber eine sinnentstellende Abänderung: Blind citirt umschreibend, Karl Mathy habe an Herrn von Beckerath geschrieben: „es sei bei der Erhebung von Baden und der Rheinpfalz auf Gründung einer süddeutschen Republik unter französischem Protectorat abgesehen gewesen". In dem Briefe Karl Mathys vom 18. Mai 1849 steht aber wörtlich:

„Die Bewegung in Baden hat eine ebenso solide Grundlage, wie die Politik der Könige; den Meineid empörter und irregeleiteter Soldaten. Es ist dort völlige Auflösung des Staates eingetreten, und der Gesellschaft in Aussicht. Württemberg und die Pfalz haben Aehnliches zu gewärtigen; eine süddeutsche Republik unter französischem Protectorate gehört daher keineswegs zu den Unmöglichkeiten."

Mathy spricht also von einer — schwachen — Möglichkeit, und daraus macht Blind eine Absicht. Sollten Sie nicht, um der Wahrheit die Ehre zu geben, diese Berichtigung in Ihre Zeitschrift aufnehmen? Denn auf das ungenaue Citat baut Blind eine ganze Reihe seiner Anklagen gegen Mathy, mit denen er dessen Charakterbild vor der Nachwelt richtig stellen will.

Hochachtungsvoll

L. Mathy,
Professor am Gymnasium.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen, Briefe, Kreuzbänder, Bücher ꝛc. sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Berlin W. Königin Augusta-Straße 12.

Redacteur:
Theophil Zolling
in Berlin.

Verleger:
Georg Stilke
in Berlin.

Digitized by Google

Was sollen wir lesen?

Das
ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswerteste u. Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt,

Deutsche, Österreichische
Schweizer, Ungarische
Holländische, Belgische
Amerikanische, Englische
Französische, Hebräische
Italienische, Schwedische
Norwegische, Spanische
Portugiesische, Polnische
Neugriechische, Russische
Arabische, Rumänische
Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.

Probe-Abonnement für September 85 Pf.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S.W., Dessauerstr. 12, gratis u. franko zu beziehen.

Die Gartenlaube.

Wöchentlich 2—2½ Bogen mit vielen prachtvollen Illustrationen.

Vierteljährlich 1 Mark 60 Pf., mithin der Bogen nur ca. 6 Pf.

Das vierte Quartal dieses Jahrgangs bringt außer einigen kleineren Novellen die fesselnde Erzählung

„Spätsommer“ von C. von Sydow

(Verf. von „Dorette Rickmann“ u. s. w.).

Was die „Gartenlaube“ sonst den **Hunderttausenden** ihrer Abonnenten an der Hand der beliebtesten populären Schriftsteller und namhaftesten Künstler zu bieten vermag, ist allbekannt. Demgemäß stellt auch das für das nächste Quartal aufgesetzte Programm eine besondere Fülle interessanten und vielseitigen Lesestoffs im Schmucke vorzüglicher — nur originaler — Illustrationen in Aussicht.

Die Verlagshandlung von **Ernst Keil** in **Leipzig.**

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Vom Fels zum Meer

Preis per Heft nur 1 Mark.

die verbreitetste, weil gediegenste, amüsanteste u. am reichsten illustrirte Monatsschrift, die über erste Mitarbeiter auf allen Gebieten verfügt, beginnt eben einen neuen Jahrgang und ladet zum Abonnement ein.

Interessant!

Soeben erschien in **dritter** (Pracht-) Auflage auf Velinpapier:

Schöne Geister.

Künstler-Novellen und Skizzen

von

Bernhard Stavenow.

17 Bogen. Eleg. geh. 4 *M*, geb. m. Goldschnitt 5 *M*.

Das Geheime Civil-Kabinet des **Deutschen Kaisers** hat an den Verfasser folgendes Schreiben gerichtet:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben das von Ew. Wohlgeboren dargebotene Exemplar Ihres Buches „Schöne Geister“ anzunehmen beschlossen und werden dieser Sammlung von originellen Künstler-Novellen nach noch näherer Einsicht ihres Inhalts gern einen Platz in Allerhöchst Ihrer Handbibliothek einräumen. Von Seiner Majestät beauftragt, Ihnen für die interessante Zuwendung zu danken, entledige ich mich dieses Befehls, indem ich Ew. Wohlgeboren von demselben ergebenst in Kenntniß setze. Der Geheime Kabinetsrath, Wirkliche Geheime Rath von Wilmowsky. — An Herrn Dr. Bernhard Stavenow Wohlgeboren in Görlitz.“

Bremen.

Verlag von **Hinrichs Fischer.**

Neues Abonnement.

1882. IV. Quartal.

Kladderadatsch.

Humoristisch-satirisches Wochenblatt.

Redaction: G. Dohm. — Illustrator: W. Scholz.

In Bild und Wort: Originell und pikant!

Preis pro Quartal 2 *M.* 25 ₰ bei allen Postämtern und Buchhandlungen.

Die Verlagshandlung **A. Hofmann & Co.** in **Berlin,** Kronenstraße Nr. 17.

Von der Verfasserin des mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen „Weinalbum“ erschien soeben im **Metzler**'schen Verlage in **Stuttgart**

Eine Hochzeitsreise

und

Gedichte vermischten Inhalts

von **Helene von Engelhardt.**

In elegantem Einband *M.* 3.20.

Ein nach Inhalt und Ausstattung gleich vorzügliches Buch, welches sich als sinniges Geschenk für Freunde ächter Poesie trefflich eignet.

Kraft-Zwieback,

welcher bei Skropheln, Katarrh, Magenleiden und namentlich schwachen Kindern u. Erwachsenen v. vielen Aerzten empfohlen wird, aber auch des guten Geschmacks wegen im Allgemeinen zu Thee und Kaffee gern gekauft wird, empfiehlt und versendet stets nur als frische Waare

Grünberg i. Schl.

Hornig, Bäckermstr.

Ich enthalte mich aller fürstlichen Attestationen, sende aber auf Wunsch gegen Einsendung des nöthigen Portos ½ kg franco und gratis.

à kg *M.* 1.50 gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages, bei Beilegung von 4 kg franco Zusendung. Emballage wird nicht berechnet.

Neu!

Die Philosophie

als descriptive Wissenschaft.

Eine Studie

von

Dr. Alex Wernicke,

Docent d. Mathematik u. Philosophie a. d. Herzogl. techn. Hochschule zu Braunschweig.

Preis *M.* 1.—.

101 Schachaufgaben

von **Kohtz & Kockelkorn.**

Preis *M.* 3.50.

franco gegen franco

durch jede Buchhandlung.

Goeritz & zu Putlitz in **Braunschweig.**

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 7. October 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: England in Aegypten. Von Heinrich Brugsch — Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler. Von Victor Meyer. — **Literatur und Kunst:** Reisepflichten. Von Otto Roquette. — Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland. Ein Beitrag zum Besten der Rechtsprechung. Von Friedrich Vischer. — Die fremden Anregungen des französischen Romantismus. Von Georg Brandes. — Autokritiken. Mein erstes Theaterstück. Von Alphonse Daudet. — **Aus der Hauptstadt:** Elektrische Träumereien. Von Al Hafi. — Dramatische Aufführungen. Reif-Reiflingen. Schwank in fünf Acten von G. von Moser. Von Z. — Notizen. — Inserate.

England in Aegypten.

Von Heinrich Brugsch.

Die Geschwindigkeit und Schneidigkeit, mit welcher die Engländer den letzten ägyptischen Wirren ein jähes Ende bereitet haben, hat billiger Weise die Freunde der britischen Nation und ihrer Politik mit ebenso großer Bewunderung erfüllt, als sie den Gegnern derselben eine unerwartete Ueberraschung und Enttäuschung bereiten mußte. Man hatte hüben und drüben wohl keinen Augenblick daran gezweifelt, daß es der britischen Macht schließlich gelingen würde, den rebellischen Führer der aufständischen Aegypter zu Boden zu werfen, aber Niemand hatte erwartet, daß die englisch-indische Armee ihre Lorbeeren an den Ufern des Niles in so kurzer Zeit und in so reichem Maße pflücken würde, als es zu aller Welt Erstaunen thatsächlich geschehen ist. Denn auf der einen Seite leisteten den abgefallenen Aegyptern der angeschwollene Fluß mit seinem weitverzweigten Kanalsysteme, wegloſe Sandwüsten und die heißeste Jahreszeit mit ihren unvermeidlichen Krankheiten als treue Bundesgenossen die wesentlichste Hülfe, auf der anderen Seite kämpften die Rebellen in der eigenen Heimat, unterstützt von einer fanatisch erregten Geistlichkeit und von dem größten Theile einer erbitterten Volksmasse, ausgerüstet mit Waffen neuester europäischer Erfindung und wohl geschult in den Uebungen und Leistungen der modernen Kriegskunst. Ein langer und hartnäckiger Widerstand ließ sich somit voraussetzen und man durfte auf blutige Ereignisse gefaßt sein. Der Tag von Tell-el-kebir hat mit einem Schlage den Nimbus der ägyptischen Leistungsfähigkeit zerstört und den Namen des Ortes gerechtfertigt, denn die ägyptische Ohnmacht und Schlaffheit hat sich selber ein Tell-el-kebir, d. h. „einen großen Schutthaufen", als bleibendes Denkmal gesetzt. Das Wort des Propheten Jesaias vom zerbrochenen Rohrstab Aegypten hat noch heute seine Geltung, und in den Weissagungen Jeremiae ist die Stelle: „Die Tochter Aegypten steht mit Schanden, denn sie ist dem Volke von Mitternacht in die Hände gegeben," fast buchstäblich wiederum in Erfüllung gegangen.

Wie man auch immer über die Wege und Ziele der englischen Politik denken mag, was auch immer die britische Regierung über die Zukunft Aegyptens beschlossen haben mag, vorläufig steht die eine Thatsache fest, daß England durch sein kräftiges Vorgehen gegen das fanatische, unter dem Deckmantel der Religion rebellirende Araberthum an den Ufern des Niles der europäischen Wohlfahrt und Sicherheit im Morgenlande die größten Dienste geleistet hat. Man muß lange Zeit im Orient gelebt und mit den Orientalen in stetem Verkehr gewesen sein, um die Bedeutung dieses religiösen Elementes zu würdigen. Das Wort Islam wirkt wie mit Zaubermacht auf den Orientalen, es läßt ihn seine gewöhnliche Schlaffheit vergessen, erregt seine ganze Energie und macht ihn fähig selbst Verbrechen gegen Andersgläubige ohne Gewissensbisse zu begehen. Die Diener des Islam betrachten sich als das auserwählte Volk Gottes, wie sie den Propheten als seinen unmittelbaren Sendboten und das von ihm geschriebene Religionsbuch, den Koran, als die Summe aller Weisheit ansehen. Man würde irren bei der Annahme, daß die Bildung, vom orientalischen Standpunkte aus, den Morgenländer toleranter mache, oder daß europäische Erziehung und der Umgang mit Europäern die religiösen Vorurtheile abschwäche oder verwische. Die europäische Bildung und die Berührung mit europäischen Elementen erzeugt erfahrungsmäßig vielmehr das gerade Gegentheil; sie steigert den Glauben an die Allmacht des Islam bis zum Fanatismus nicht nur auf dem Gebiete der Religion, sondern nach allen Richtungen des intellectuellen Lebens bis zu rein wissenschaftlichen Anschauungen hin. Als lehrreiches Beispiel schwebt mir noch heute die Unterhaltung vor Augen, welche ich mit einem sonst vernünftig organisirten Manne mohamedanischen Glaubens über die verschiedenen Längen der Elle im Alterthume zu führen Gelegenheit hatte. Ich muß dazu bemerken, daß mein Fragesteller ein europäisch gebildeter Mann war, der acht Jahre lang in Frankreich mathematische Studien mit allem Eifer betrieben hatte und mit den besten Zeugnissen mehrerer Hochschulen versehen war. Es handelte sich in unserem Gespräche um die Länge der altägyptischen Elle, welche durch Untersuchungen und durch erhaltene Ellenmaße über jeden Zweifel erhaben festgestellt ist. Er ließ sich nicht davon abbringen, daß hier trotz aller scheinbaren Genauigkeit ein Fehler von mehreren Centimetern vorliege und führte alles Ernstes zum unumstößlichen Beweise für seine Meinung die — Mauer der Kaaba in Mekka auf. Er habe die verschiedenen Theile derselben mit mathematischer Gründlichkeit gemessen, und sich an Ort und Stelle davon überzeugt, daß nach einer göttlichen Eingebung sämmtliche Längenmaße der Welt, der vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen, daran vermerkt seien, daß somit ein Irrthum gar nicht vorliegen könne. Auch die altägyptische Elle sei an irgend einer Stelle durch eine entsprechende Mauerlänge vertreten und ich könne überzeugt sein, daß Gott wahrscheinlich besser als ich die wahre Länge der altägyptischen Elle kennen müsse. Ein anderer nicht weniger gebildeter und in Europa geschulter Aegypter, über den mir einmal der Khedive Ismael die Bemerkung machte: er habe

Digitized by Google

so viel in Europa gelernt, daß er darüber des gesunden Menschenverstandes verlustig gegangen sei, gestand mir eines Tages, daß alles menschliche Wissen, alle Erfindungen und Entdeckungen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Koran enthalten seien. Es käme nur darauf an, die betreffenden Stellen des heiligen Buches heraus zu finden und ihrem eigentlichen Inhalte nach zu verstehen. Auf meine bescheidenen Gegenbemerkungen erwiderte wir der gelehrte Kollege — er ist jetzt Minister — „Man ersieht daraus, daß Sie ein Christ und kein Muslim sind." Ich könnte hunderte von Beispielen, die mir im Gedächtniß geblieben sind, der Reihe nach aufführen, um den Beweis zu liefern, daß europäische Bildung, d. h. verständische Anschauung der Dinge wie sie eben sind, und Islam zu einander im grellsten Gegensatze stehen und daß es eine vergebliche Mühe sein würde, den Morgenländer in einen Abendländer umzuwandeln.

Eitelkeit von innen heraus oder Zwang von außen her sind die einzigen Beweggründe, die ihn veranlassen, sich mit den verschiedenen Zweigen des europäischen Unterrichtes bekannt zu machen, wobei der Trieb zum Lernen in den Regierungsschulen durch die Besoldung in klingender Münze wach erhalten werden muß. Die europäischen Wissenschaften werden durchweg schablonenmäßig behandelt, und ihre praktische Verwerthung für einen gegebenen Fall durch den größten Mangel an logischem Denken und an Urtheilskraft fast zu einer reinen Unmöglichkeit. Eine Grundwahrheit in einfachen klaren Worten auszusprechen erscheint dem Orientalen als die schwerste Aufgabe. Bilderreiche, verschnörkelte und confuse Phrasen lassen den Inhalt derselben nur schwach durchleuchten.

So sehr dem Morgenländer im Allgemeinen und dem Aegypter insbesondere jener europäische Geist abgeht, welcher das Wissen belebt und es nicht nur als Mittel, sondern als Zweck hochschätzen läßt, so geneigt ist er anderwärts, sich alles europäische Wesen anzueignen, welches ihm äußerlich den Anschein eines feinen und gebildeten Mannes gibt. Er liebt das, was die Amerikaner bezeichnungsvoll mit dem Worte show auszudrücken pflegen, und er will, um es kurz zu sagen, durch sein äußeres Auftreten blenden. Einer meiner Freunde in Aegypten, ein ehrlicher, gesinnungstüchtiger, aber derber Türke, welcher längere Zeit als Kriegsminister seines schweren Amtes gewaltet hatte, machte mir einst das offene Geständniß, daß jeder seiner Offiziere ein Monsieur sein wolle, daß sie aber sämmtlich im Grunde genommen nichts weiter als chanazir d. i. Schweine seien, schmutzige Ignoranten mit äußerlichem Anstrich. Es lag viel Wahres in diesem herben Urtheil, das die Sache von Grund aus erschöpfte. Die französische Erziehung, der Aufenthalt in Paris, das Besuchen geistreicher Salons und der stete Umgang mit oberflächlich gebildeten Franzosen, die Lectüre französischer Romane und Zeitungen, der Besuch französischer Theater und Cafés, der französische Luxus und die wechselnde Pariser Mode, dazu der leichte Sinn und der heitere Witz unserer liebenswürdigen Nachbarn jenseits des Rheins hatten auf die jungen Aegypter einen unwiderstehlichen Reiz ausgeübt, da es ihren angebornen eigenen Neigungen entsprach, ihren Drang nach äußerem Schliff befriedigen zu können. Der moderne Aegypter betrachtete sich als besondere Ausgabe eines Franzosen, nur mit dem beneidenswerthen Vorzuge ein Muslim zu sein.

Nachdem in den letzten Jahren der Regierung des Khedives Ismael das Franzosenthum festen Fuß im Lande der Pharaonen gefaßt hatte, konnten die nächsten Folgen nicht ausbleiben und die Rückseite der Medaille zeigte sich bald genug in ziemlich grellen Farben. Aegypten wurde von Franzosen überschwemmt und die einflußreichsten und hochbesoldetsten Stellungen an die Ankömmlinge vergeben. Hatten in den glücklichen Jahren der blühenden Anleihen die französischen Banquiers ihr Schäfchen ins Trockene gebracht und wie die Ratten das sinkende Staatsschiff rechtzeitig verlassen, nachdem Millionen an den verschiedenen Anleihen verdient worden waren, so trat die traurige Zeit der Schuldenregulirung ein, in welcher es hauptsächlich französischen und englischen Beamten im ägyptischen Dienste überlassen ward, dem jungen Aegypten den pecuniären Standpunkt klar zu legen und Einnahme und Ausgabe der Staatsgelder zu überwachen. Die bitterste Enttäuschung war die natürliche Folge der neuen Ordnung der Dinge und man vollzog mit möglichster Geschwindigkeit die Schwenkung, um sich fern von Europas übertünchter Höflichkeit dem Islam in die Arme zu werfen und die wahre Maske zu zeigen.

Ich muß bemerken, daß der Aegypter ganz insbesondere unter den Völkern des Orients die Eigenschaft besitzt, dem Vornehmeren und Mächtigeren gegenüber eine kriechende Demuth, dem Geringeren und niedriger Stehenden gegenüber einen verletzenden Hochmuth an den Tag zu legen. Der letztere steigert sich bis zur unglaublichsten Selbstüberschätzung in allen Fällen, in welchem ein ebenbürtiger Gegner auch nur im geringsten Maße sich nachgiebig gezeigt hat. Diese Nachgiebigkeit wird als Furcht vor der eigenen Stärke ausgelegt und jede Vorsicht außer Acht gelassen, um die wirkliche Kraft des Gegners zu prüfen. Trägt der Gegner wider alles Erwarten den Sieg davon, so tritt wiederum die kriechendste Demuth an die Stelle der eigenen Hochschätzung. Die ägyptische Armee, ein Conglomerat von ägyptischen, nubischen und Neger-Soldaten, hatte wahrlich keinen Grund, nach ihren Niederlagen auf der Insel Cypern, in der Türkei und in Abessinien stolz auf errungene Lorbeeren zu sein. Nichtsdestoweniger schwoll Soldaten und Führern der Kamm, als der in Kairo am 18. Februar 1879 in Scene gesetzte militärische Aufruhr das Ministerium Nubar stürzte und den Engländer Wilson nöthigte, sein Amt als Finanzminister niederzulegen. Hochmüthige Selbstüberschätzung bemächtigte sich der Armee und der ehemalige Gardeoberst Achmed Arabi trat als Führer einer sogenannten nationalen Militärpartei auf, deren thörichtes Gebahren und klägliches Ende die Geschichte der letzten Monate sattsam gelehrt hat. Die ganze ägyptische Armee war eine Schablone und ihre Waffen ein gefährliches Spielzeug in den Händen großer Kinder, welchen der nöthige Verstand und der Muth fehlt, um nur gegen eine Hand voll europäischer Krieger Stand zu halten. Selbst die Zulukaffern müssen den Aegyptern gegenüber als Männer gelten, die im Kampfe um Freiheit und Heimat wenigstens das ihrige gethan haben.

Es kann England nicht hoch genug angerechnet werden, der Komödie an den Ufern des heiligen Stromes mit einem kräftigen Schlage ein Ende gemacht und die Aegypter auf den richtigen Standpunkt zurückgeführt zu haben. Die gesammte mohamedanische Welt betrachtete die Aegypter mit ihrer schlagfertigen, wohl ausgerüsteten und europäisch disciplinirten Armee als eine Säule des Islams, die unter dem besondern Schutze Allahs die Fahne des Propheten entfalten und sämmtliche Ungläubige zu Paaren treiben würde. Man sah mit fieberhafter Spannung den Nachrichten von Siegen über Siegen entgegen, träumte von der bevorstehenden Weltherrschaft der Völker des Islams und erkannte in Arabi den von Gott gesendeten Propheten, der nur die Hand zu erheben brauche, um das ganze englische Heer zu vernichten. Auf offener Straße in Kairo, in Gegenwart christlicher Zuhörer, denen ich diese Mittheilung schulde, predigte der Schech Abdullah Medim, einer der bedeutenderen Ulema der Azharmoschee, von dem nahen Heile, beglückwünschte Arabi als Propheten Gottes und erregte den Fanatismus seiner mohamedanischen Glaubensgenossen in einer Weise, die das Schlimmste für die in Kairo befindlichen Europäer besorgen ließ. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß eine einzige Niederlage der Engländer, nur ein einziger Sieg Arabis, für Leben und Eigenthum der nicht nur in Aegypten, sondern in den einzelnen Ländern des übrigen Orients weilenden Christen und Juden die entsetzlichsten Folgen herbeigeführt haben würde. Mit den Aegyptern hat der gesammte Orient eine sehr deutliche Lehre empfangen, die, man kann es nur wünschen, den Keim zur Besserung bei ihnen erwecken möge. Zu ihrem eigenen Schaden haben sie erfahren müssen, daß die Zeiten des religiösen Fanatismus vorüber sind und daß europäische Bildung, europäische Kraft und europäischer Muth mit Leichtigkeit den orientalischen religiösen Hochmuth zu beugen im Stande sind.

Digitized by Google

Hat sich die britische Regierung durch ihr kräftiges Einschreiten und die britische Armee durch ihre glänzende Ausdauer und Tapferkeit um die europäische Civilisation wohl verdient gemacht, so dürfte die so günstig gebotene Gelegenheit England Veranlassung geben, die Aegypter selbst zur Dankbarkeit zu verpflichten, und dem reichen, von Gott gesegneten Lande die Wohlthaten einer gesetzlich geregelten Ordnung und damit die Wohlfahrt seiner Einwohner zu sichern. Die Wege dazu sind ungemein einfach und stehen den Engländern nach allen Seiten hin offen. Ich bezeichne sie in wenigen Worten in den nachstehenden Sätzen: Strenge Bestrafung der militärischen und geistlichen Rädelsführer der Meuterei, Auflösung der unbrauchbaren Armee, Bildung einer ausländischen Gendarmerie, Schöpfung einer Centralgewalt unter englischer Oberaufsicht, Verminderung der ausländischen Beamten, Beschränkung der hohen Besoldungen, Ausmerzung aller unfähigen und unbrauchbaren Beamten, radicale Beseitigung des in Aegypten in Blüthe stehenden Protectionswesens, Verbot jeder Art von Bestechung, williges Entgegenkommen bei begründeten Klagen und schnelle und gerechte Verwaltungsjustiz. Den Besitzern ägyptischer Schuldtitel müßte es selbstverständlich überlassen bleiben, die Folgen ihrer Speculationswuth zu tragen. So wenig sich eine europäische Großmacht veranlaßt gesehen hat, den Gläubigern der türkischen oder spanischen Regierung zu ihren Geldern zu verhelfen, so wenig sollte sich England um die ägyptischen Gläubiger kümmern oder gar, wie es bisher geschehen, durch officielle, übermäßig besoldete Controleure mit politischen Aspirationen ein System fortsetzen lassen, das die eingehenden Staatsgelder in erster Linie zur Befriedigung der Forderungen der Gläubiger verwendete und erst in zweiter Linie den Rest der vereinnahmten Gelder zur Deckung der nothwendigen Ausgaben für die Regierung hergab. Gerade diesem unerhörten Systeme verdankt die ägyptische Unzufriedenheit ihren eigentlichen Ursprung. Es ist nicht leicht, mit einem Male den ägyptischen Augiasstall zu reinigen, aber selbst die Anbahnung der vorgezeichneten Wege wird den Aegyptern den Beweis liefern, daß England bemüht ist, europäische Anschauungen in die Verwaltung hineinzutragen, den Beamten die Erfüllung ihrer Pflichten, nicht blos die Einkassirung ihrer Besoldungen, als Zweck ihres Berufes und ihrer Stellung vor Augen zu führen, und Recht und Gerechtigkeit ohne Unterschied der Person, des Standes und der Nationalität walten zu lassen. Von dem Augenblick an, daß die Aegypter einsehen und begreifen lernen, daß eine europäische Macht nicht die systematische Aussaugung, sondern die Wohlfahrt ihres Landes bezweckt, wird die in vielen Beziehungen gerechtfertigte Unzufriedenheit der Eingebornen schwinden und der europäischen Intervention gegenüber die Achtung an die Stelle des Hasses treten. Aegypten mit seiner gemischten Bevölkerung wird sich nie zur Höhe einer Nation aufschwingen können, aber das Land wird die wichtigste Station in dem großen Völkerverkehr bleiben, auf welcher sich Morgenland und Abendland brüderlich die Hand reichen. Europa wird niemals Aegyptens und Aegypten niemals Europas entbehren können. Die Bewohner des ägyptischen Nilthales sind die Wächter an dem großen Thore des Ostens, nach welchem die Land- und Wasserstraßen Afrikas, Asiens und Australiens ihre Richtungen nehmen. Man würde einen argen Mißgriff begehen, den Wächtern ihre Rolle zu verleiden oder ihnen Vorwände zu Klagen zu geben, welche früher oder später religiöser Fanatismus auszubeuten noch einmal versuchen würde. England ist ebenso klug als erfahren, um die weltgeschichtliche Stellung der Aegypter zu verkennen. Seine eigenen Interessen erfordern gebieterisch die Schöpfung einer soliden Regierung und Verwaltung in Aegypten unter britischer Aegide mit Berücksichtigung des eigenthümlichen, hauptsächlich durch die Lehren des Islam bedingten Charakters der einheimischen Bevölkerung Aegyptens. Was den Engländern nach dieser Richtung hin in dem völkerreichen Indien gelungen ist, wird in Aegypten mit viel größerer Leichtigkeit von ihnen erreicht werden. Trotz aller politischen Meinungsverschiedenheiten werden die aufgeklärten Großmächte Europas sich kaum der Ansicht verschließen, daß die britische Regierung durch ihre schnelle und kräftige Intervention den europäischen Interessen und der europäischen Civilisation die wesentlichsten Dienste geleistet hat und von diesem Standpunkte aus jeder Unterstützung werth erscheinen muß. Sich dieser Anschauung verschließen, hieße geradezu Leben und Gut der eigenen Unterthanen im Orient aufs Spiel setzen und die landläufige Vorstellung der Morgenländer bestätigen, als sei die Uneinigkeit der Großmächte die sicherste und zuverlässigste Bürgschaft ihrer Existenz.

Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler.

Von Victor Meyer.

Am 23. September hat Friedrich Wöhler, 82 Jahre alt, sein thatenreiches Leben beschlossen. Der Tod des unvergleichlichen Mannes, wenn auch nach dem ehernen Gesetze der Natur nicht überraschend, erweckt das schmerzliche Bewußtsein, daß ein Verlust erlitten worden, der nicht ausgeglichen werden kann, daß eine eigengeartete Natur, wie sie nicht wieder entstehen wird, dahingegangen ist. Nicht nur einen der größten Entdecker aller Zeiten, sondern zugleich den anspruchlosesten Mann, den bescheidensten Gelehrten, den hülfreichsten Menschen haben wir in ihm verloren, in That und Wahrheit das Musterbild eines deutschen Lehrers und Forschers.

Wöhlers unsterbliche Verdienste sind längst Gemeingut der Culturvölker, und sie heute an dieser Stelle würdigen zu wollen, liegt uns fern. Ohne Zweifel werden Berufene sich beeilen, an seinem frischen Grabe der Welt ins Gedächtniß zu rufen, was er in den Tagen seiner Kraft Unvergängliches vollbracht hat, und zugleich werden, so hoffen wir, Berichte aus seinem Privatleben weiteren Kreisen seine edle Menschennatur erschließen. Allein von wissenschaftlich Neuem, das ihm, noch unveröffentlicht, angehörte — wie wir solches häufig beim Scheiden gelehrter Forscher als wohl bewahrten Schatz in ihrem Nachlasse finden — wird nach Wöhler wohl kaum gemeldet werden. Schon seit Jahren hatte der arbeitsmüde Greis selbstständiger Forschung entsagt, und wenn er auch bis in die letzte Zeit durch gelegentliche Mittheilung kleiner Notizen bewies, daß er seiner Wissenschaft noch gedachte, so zeigte doch gerade die bescheidene Natur dieser Publicationen, im Gegensatz zu den Epochen bezeichnenden Leistungen seiner Manneszeit, daß er mit dem Forscherleben abgeschlossen hatte. Dagegen hat Wöhler noch vor kurzem einem weiteren Kreise von Fachgenossen Einblicke in die Tage seiner Jugend gestattet, welche das Gefühl ungetheilter Bewunderung, das die Mitwelt seit mehr als einem halben Jahrhundert ihm zollt, durch das Bewußtsein verschönen, daß er der Liebe aller guten Menschen in nicht geringerem Maße wie ihrer Verehrung würdig sei. In der That, die „Jugenderinnerungen eines Chemikers", welche Wöhler vor wenig Jahren mitgetheilt hat, verdienten in den weitesten Kreisen bekannt zu werden. Wenn auch durch den Abdruck in den „Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft zu Berlin" Vielen zugänglich gemacht, sind sie doch auf diesem Wege nur Chemikern bekannt geworden. Und doch würden die reichen Mittheilungen aus seinen Wanderjahren, würde die schlichte Wiedergabe seiner Erlebnisse, die ein Spiegelbild seines lautern Charakters ist, allen Gebildeten eine Quelle der Freude sein.

Der Einsender dieser Zeilen war so glücklich, mehrfach Schreiben Wöhlers zu empfangen; eines derselben, 1878 geschrieben, aus dem uns so recht wohlthuend der Hauch stiller Beschaulichkeit anmuthet, welcher den vom vollbrachten Lebenswerke ausruhenden Greis umweht, möge hier mitgetheilt sein. Es sei erlaubt, der Wiedergabe desselben einige erläuternde Worte vorauszuschicken.

Man weiß, daß der unwissenschaftliche Begriff der „Lebenskraft" weit über den Anfang unsers Jahrhunderts hinaus in der Naturforschung herrschend war. Während man alles Mineralische als unter dem Einflusse der Naturgesetze stehend ansah, glaubte man, daß das Gebiet des Organisirten, das

Digitized by Google

Pflanzen- und Thierreich, der Herrschaft einer geheimnißvollen Macht unterliege, welche, weil allein sie Lebendes zu bilden vermöchte, eben jenen Namen der Lebenskraft erhielt. Speciell für die Wissenschaft Wöhlers hatte diese Anschauung zur Folge, daß die sogenannte „organische" Chemie als von der „unorganischen" specifisch verschieden angesehen wurde. Denn während in dieser die Naturkräfte herrschten, sollte jene dem Gebote der Lebenskraft unterthan sein. In der That widersprachen einer solchen Eintheilung die damaligen Erfahrungen nicht. Es war den Chemikern schon längst gelungen, die Bestandtheile der Gesteine und selbst complicirte mineralische Verbindungen künstlich darzustellen, niemals aber war ein Produkt des pflanzlichen oder thierischen Lebensprocesses unter den glücklichen Händen eines Experimentators durch Synthese erstanden. Da erschien im Jahre 1828 Wöhlers ruhmvolle Entdeckung: die künstliche Darstellung des Harnstoffes. Es war ihm gelungen, das wichtigste Umsetzungsprodukt des menschlichen Stoffwechsels, einen Körper, den zu bilden bisher allein unser Organismus befähigt schien und den man nur aus animalischen Secreten hatte gewinnen können, künstlich aus seinen Elementen: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, aufzubauen. Die Theorie von der Lebenskraft — ohnedies erschüttert durch das allmählich zur Erkenntniß gelangende Princip von der Erhaltung der Energie — war durch Wöhlers denkwürdige That thatsächlich widerlegt; der glänzendste Beweis für die Unumschränktheit des chemischen Könnens war erbracht und der Name Wöhlers durch eine Entdeckung geziert, die nicht nur für die Naturwissenschaft, sondern für die gesammte Culturgeschichte epochemachend sein mußte.

Als ich im Sommer des Jahres 1878 gelegentlich meiner Vorlesungen über organische Chemie ausführlich über jene Entdeckung sprach, kam es mir in den Sinn, daß nun gerade 50 Jahre seit dem synthetischen Funde Wöhlers verflossen seien, und ich machte meine Zuhörer auf dies eigenartige Jubiläum aufmerksam. Die Folge war, daß diese alsbald nach Schluß der Vorlesung ein mit zahlreichen Unterschriften bedecktes Glückwunsch-Telegramm nach Göttingen sandten, in welchem sie dem greisen Forscher die Empfindungen zum Ausdruck brachten, die auch sie, als seine indirecten Schüler, gegen ihn hegten. Als Antwort traf nach wenigen Tagen das folgende Schreiben ein:

Göttingen, 26. Juni 1878.

Hochverehrter Herr College!

Sie haben mir die Ehre erwiesen, in Ihrer Vorlesung meiner zu gedenken, und haben das Interesse an dem Gegenstande Ihres Vortrages bei Ihren Zuhörern so lebendig zu erregen verstanden, daß dieselben veranlaßt wurden, durch ein in liebenswürdigster Form abgefaßtes Telegramm mir ihre Glückwünsche zu dem fünfzigjährigen Jubiläum der künstlichen Bildung des Harnstoffs darzubringen. Ich bitte Sie, Ihren Herren Zuhörern für diese überaus freundliche Aufmerksamkeit meinen wärmsten Dank ausdrücken zu wollen und ihnen zu sagen, daß sie mich doppelt erfreut hat als ein Zeichen, daß ein alter Chemiker, dessen Kräfte nicht mehr gestatten, sich an dem weiteren Aufbau der Wissenschaft selbst noch zu betheiligen, von der jüngeren Generation nicht ganz vergessen ist, an deren raschen Fortschritten und wundervollen Erfolgen er aber immer noch seine Freude hat, gleich dem alten Fuhrmann, der selbst nicht mehr fahren kann, aber das lustige Peitschenknallen der Jüngeren noch gerne hören mag.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ganz ergebenster
Wöhler.

Es möge bei diesem Anlasse gestattet sein, aus den schon oben erwähnten „Jugenderinnerungen eines Chemikers" eine kurze Probe mitzutheilen, welche von der liebenswürdigen Art, wie Wöhler zu erzählen verstand, eine Vorstellung gibt. Er berichtet von der Zeit, da er im Laboratorium des großen Schweden Berzelius tiefer in die Geheimnisse der chemischen Forschung eindrang, von seinem Aufenthalt in Stockholm, wo damals die bedeutendsten Entdeckungen in Laboratoriumsräumen gefördert wurden, die wir heut wohl nur als Küchen bezeichnen würden. Gelegentlich der Beschreibung des Berzeliusschen Laboratoriums schildert er eingehend die einzelnen Vorrichtungen und Instrumente, die sich in den Arbeitsräumen befanden, und erzählt dann weiter von letzteren: „Außerdem befand sich darin die Spülanstalt, bestehend aus einem Wasserbehälter von Steinzeug mit Hahn und einem darunter stehenden Topf, wo täglich die gestrenge Anna, die Köchin, die Gefäße zu reinigen hatte. In dem anderen Zimmer befanden sich die Wagen und einige Schränke mit Instrumenten und Geräthschaften; nebenan noch eine kleine Werkstatt mit einer Drehbank. In der nahen Küche, in der Anna das Essen bereitete, stand ein kleiner, selten gebrauchter Glühofen und das fortwährend geheizte Sandbad. — — — — Die erste Analyse, die Berzelius mich vornehmen ließ, war die eines neuen Zeoliths. Auch machte er sie eigentlich selbst, um mir die Methode und alle die kleinen Handgriffe zu zeigen, die ihm eigenthümlich waren. Nachher erhielt ich Lievrit, dessen Analyse ich zur Prüfung meiner Beharrlichkeit so oft wiederholen mußte, bis ich stimmende Resultate bekam. Hatte ich flüchtig gearbeitet und sie stimmten nicht, so pflegte er zu sagen: „Doctor, das war geschwind, aber schlecht." — Die Analyse des Wolframs unter Anderem führte mich auf die kleine Arbeit über einige neue Wolfram-Verbindungen; besonders aber waren es die Untersuchungen über die Cyansäure, die ich wieder aufnahm, und für die sich Berzelius sehr interessirte. Er zeigte mir zu meiner großen Befriedigung, was er in seinem „Jahresbericht" über meine früheren Versuche über diese Säure gesagt hatte, und ließ sich darüber aus, wie die Existenz derselben viel zur größeren Wahrscheinlichkeit der Chlortheorie beigetragen habe. Auch war ich überrascht, ihn, den seitherigen standhaften Vertheidiger der alten Ansicht, jetzt stets von „Chlor" statt „oxydirter Salzsäure" reden zu hören. Als einstens Anna beim Reinigen eines Gefäßes bemerkte, es rieche stark nach oxydirter Salzsäure, sagte Berzelius: „Hör' Anna, Du darfst nun nicht mehr sagen oxydirte Salzsäure, sondern mußt sagen Chlor, das ist besser."" —

Wir schließen mit diesen kurzen Citaten, deren Wiedergabe der Leser freundlich entgegennehmen möge, und bei deren Mittheilung an dieser Stelle der Einsender einzig von dem Wunsche geleitet wurde, einen großen Forscher, dessen Thaten von Allen bewundert werden, auch als Menschen dem Verständniß der Gegenwart näher zu bringen.

Literatur und Kunst.

Reisepflichten.

„Wieder zurück? Sieh da! Wo waren Sie denn im vergangnen Sommer? Ich setze voraus, daß Sie sich draußen erholt!"
Danke! Gewiß! Recht wohl! „In der Schweiz? In den bayrischen Bergen?
Oder Tirol? Denn der Rhein ist doch schon gar zu verbraucht!"
Himmel, wo war ich denn gleich? Denn irgendwo muß ich gewesen Sein, sonst gibt's ein Gespräch überverwunderten Stils.
Ist doch der Reiseverkehr so erleichtert! Die Kosten belaufen Auch nicht so sehr sich ins Geld, nämlich für den, der es hat.
Leis' ergründ' ich nur erst, wo der Andre gewesen. Die Ostschweiz Hat er bereiset? So war ich in dem westlichen Theil.
„So!" ruft Jener. „Da war ich vergangenes Jahr! Sogar einweihn Half ich das neue Hotel auf dem Ixixer-Gespitz.
Ganz scharmant ist der Wirth, und die Aussicht wirklich umfassend. Waren Sie dort nicht, Freund, haben Sie gar nichts gesehn!"
Auf dem Ixixer? Versteht sich! Wo werd' ich denn gar nichts gesehen Haben! Ich habe gesehn, was man nur immer verlangt!
War auch allemal da, wo der Andre gewesen; die Bildung Will es; ich werde zugleich so den Gebildeten los.

Digitized by Google

Denn des Erzählens ist sonst kein End', und des besser erworbnen
Wissens berühmt sich so gern, wer nicht die Kosten gescheut.
„Freilich, die Wirthshausrechnungen sind," so redet der Andre
Weiter, „oft über Gebühr, eh' man zum Ziele gelangt.
Auch das Gehetz auf der Bahn, wenn man mit der Frau und den Töchtern
Reist, und das viele Gepäck hindern zuerst den Genuß.
Aber gelangt man nur erst zum Hotel, wo die Zimmer bestellt sind,
Findet man's in der Pension billig und wirklich bequem.
Auch an Gesellschaft pflegt ja nicht Mangel zu sein, und man lebt dort
Bald mit der fremdesten selbst fast wie zu Hause sich ein.
Freund nicht bin ich vom Steigen und Klettern, ein wenig Spazieren
Ist mir genug um den Platz, wo man sich häuslich gewöhnt.
Kam ich der schönen Natur so weit entgegen, so mag sie
Sich zu entfalten vor mir nun auch das Ihrige thun.
Darum lieb' ich mir Orte, wo viel auf einmal zu sehen,
Was in behaglichem Kreis man nach Bedürfniß genießt.
Freilich, das Wetter verdarb uns das Sitzen im Freien. Von Aussicht
Wenig. Sie hatten's wohl auch schlecht in der westlichen Schweiz?"
Prachtvoll! ruf' ich. Nicht besser zu wünschen! Denn immer beim schönsten
Wetter auf Reisen zu sein hab' ich mich lange gewöhnt.
Etwas muß ich voraus doch haben! Ein wenig beneiden
Mag man mich immer. Es prahlt Jeder mit seinem Genuß.
„Wirklich?" entgegnet der Andre: „Sie waren begünstigt! Doch dafür
Sehr entschädigte uns neuer Bekannten Verkehr.
Hatt' ich doch täglich mein Whist, wie daheim! Im Salon war ein muntres
Treiben, Gelegenheit auch immer zu hübscher Musik.
Trefflich geschult sang Frau N. N. Ihr Mann ist Fabrikherr;
Ledergeschäft; steinreich; selber ein Kenner der Kunst.
Auch ein Tenor war da, und die niedlichste junge Pianistin
Spielte. Der Platz am Klavier wurde zu Abend nicht leer."
Götter! Ihr wolltet mir wohl! frohlock' ich im Stillen, daß ihr mich
Gnädig vor solcherlei Art Alpenvergnügen bewahrt!
„Uebrigens aber," so schloß der Befriedigte, „wagten sich meine
Töchter, dem Wetter zum Trotz, doch in die Gegend hinaus.
Lassen Sie sich nur erzählen, wie weit sie gestiegen! Die Führer
Waren nicht wenig erstaunt, daß sie so tapfer zu Fuß!" —
Das war Einer nur, der mich vernommen. Nun kommt die Gesellschaft,
Ach, und es schwirrt um mich her schrecklich Bericht um Bericht!
„Nun, Sie waren —?" Ich war! „Wir waren —" Ich wohnte — „Wir wohnten
Villa —" Veraltet! „Man speist besser im British Hotel!"
Wetterbericht, Wirthstisch, Geldwechselung, Kellnerbedienung,
Wägt mit geräuschigem Wort sommergereift die Kritik.
Denn es verlangt die Saison, daß erfüllt sei die Reiseverpflichtung.
Bliebst du zurück, man bestaunt dich nur von oben herab.
Schwer auch begreift es sich, daß das Geschick nicht immer die Zehrung
Wohlausreichend und baar Jeglichem drückt in die Hand.
Schwerer noch, daß man verschmäht, aus der Noth sich die Tugend zu machen,
Und was die Mode verlangt ohne Begehren verlacht. —
Rüstige Wanderer, fröhlich zu Fuß, mit dem Stab und dem Ränzel,
Ihr nur reist mit Genuß, euch nur ist schön die Natur!
Ihr nur bringet aus Mühen nach Haus frischblühndes Erquicktsein,
Und es bedurfte dafür nicht des gedehntesten Wegs.
„Bester, was wollen Sie denn?" Ruft plötzlich dazwischen der Nachbar,
„Wie weit kommt man zu Fuß? Wofür auch ist denn die Bahn?"
Dacht' ich doch wieder zu laut! Und ich hab' es ja tief zu verbergen,
Daß ich auf Stunden nur weit Muße des Sommers genoß;
Daß ich den Nachbarwald nur gesehen, wo Rudel von Hirschen
Stolz in der Einsamkeit einzig begegnet dem Schritt;
Daß, da mit Dampf in die Welt die Vergnügungssucht sich im Wettlauf
Jagt', in der Nähe der Tag mir um so schöner nur war.
Nun sind Alle zurück, und berichten. Ich höre mit Staunen
Wie sie gegessen, gewohnt, was sie befriedigt bezahlt.
Sonst blieb Alles beim Alten, und wär' es zu leisten, sie stellten
Nur noch dümmer sich dar, als in der letzten Saison.

Otto Roquette.

Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland.

Ein Beitrag zum Besten der Rechtsprechung.

Von Friedrich Vischer.

Schon lange gehe ich damit um, eine also betitelte Jeremiade zu schreiben.*) Gesteh' ich's: nicht nur Geschäftsdrang, sondern mitunter auch Kleinmuth hat auf den guten Willen gedrückt; es nützt ja doch nichts, hab' ich oft gedacht, man wird es für eine Grille nehmen wie Anderes auch, das du schon gesagt, und wird's achselzuckend bei Seite legen. Den Kleinmuth hätte ich vielleicht von selbst wieder abgeschüttelt, doch ist es mir eben recht, daß ich Succurs bekommen habe, und zwar von dorther, woher ich ihn am meisten bedarf: von Norddeutschland, denn dort sind die Leiden meines armen Schützlings am heftigsten, dort wird meine Fürsprache die taubsten Ohren, die sauersten Mienen treffen, und nach dieser Himmelsgegend kann ich nun mit gestrecktem Arm das aufgeschlagene Buch emporhalten: Die Kunst des Vortrags von Emil Palleske (Stuttgart 1880, Verlag von K. Grabbe). Palleske: man weiß es ja, daß er ein Norddeutscher war, wenn es auch nicht die Endung „eske" sagte! — Ist überhaupt ein gutes Büchlein, draus viel zu lernen, was gar nöthig zu lernen, denn mit der Laterne muß man sie ja suchen, die Leute, die nicht meinen, sie dürfen nur recht voll sein von der Sache und dann den Mund recht aufthun und die Silben übereinander purzeln lassen, so seien sie gute Redner, Declamatoren. Nun, da lest! Erstes Kapitel: „Jugendgeschichte meines R!" Lest, wie er sich plagen muß und redlich plagt, den ersten, schönsten, wichtigsten aller Consonanten, den er falsch sprach als Sohn des Nordens, recht sprechen zu lernen!

Jetzt aber vor allen Dingen sei an den Eingang in meine Predigthalle die Warnungstafel aufgesteckt!

Gewarnt, daß sie draußen bleiben, sind hiermit:

1. Alle und Jede, die da meinen, es komme nur darauf an, was man sage, dann etwa wohl auch, daß man es lebhaft genug sage, was aber den Laut- und Silbengehalt der Sprache angeht, so sei der Gebrauch ihrer Zunge, wie sie ihn von Mama und Kindesmagd gelernt, just recht und gut und schön und sei ein Pedant, ein Schulfuchs, wer da drein reden wolle. Es gibt Wichtigeres zu thun, werden diese sagen. Daß es neben dem Wichtigeren manches Wichtige gibt, unter Anderem Reinhaltung der Sprache, davon werden wir sie nimmer überzeugen.

2. Alle und Jede, die nicht verstanden haben, nicht verstehen oder verstehen wollen, was schon auf genannter Pagina genannten Heftes zu lesen steht: „Ich weiß sehr wohl, daß der Einzelne unschuldig ist; er schnappt die Mißhandlung eines Grundlauts der Sprache wie durch Contagium als Kind in der Luft auf, — die Affectation ist aufgekommen in so unvordenklichen Zeiten, daß der jetzige städtische Erbe des Lallunfugs von eigener Schuld natürlich freizusprechen ist" u. s. w. Ein wenig werden wir diesen Satz im Folgenden zwar einschränken müssen, aber auch nur ein wenig. Wie gar nichts Böses hier im Schilde geführt wird, davon will ich denjenigen, die schon den alten Sermon ungläubig und ärgerlich gelesen haben, eine Probe geben, indem ich ihnen Lachstoff biete: sie genießen die Satis-

*) Vgl. Altes und Neues, Heft 2, 230.

Digitized by Google

faction, daß den Irrprediger bereits die Nemesis erwischt hat in Gestalt eines schrecklichen Setzers oder Correctors, der ihm folgenden Streich spielte: ich wollte dort sagen, wer von „Natua" spreche, der könne kaum ein Gefühl von Natur haben; — das Ungeheuer läßt mich sagen, wer von Natur spreche, der könne kaum ein Gefühl von Natur haben, — als ob ich so dumm und unverschämt wäre, zu behaupten, wer ein Gefühl ausspreche, der lüge. Dieser Mensch las das Wort Natua und dachte: Ei, ei, da ist ein A statt eines R stehen geblieben, und richtig — corrigirt ein R hinein!

Nun also noch einmal: Alle und jede diese 1 und 2 sind hiermit vor dem Eintritt gewarnt, sie mögen die folgenden Blätter nur gleich aus der Hand legen, sie werden sich blos ärgern, und das können sie sich ersparen; die Leser Nr. 2 insbesondere meine ich, denn ihnen werde ich vergeblich wiederholen, daß nicht der A, der B, der Y, der Z gemeint ist, wenn ich jetzt wie dazumal das gefälschte R manierirt, affectirt nenne, daß ja die Rede ist nicht von Verbrechen des Einzelnen an der Sprachnatur, sondern —

Doch genug Vorwort! Es mag losgehen! Und um nicht allzu langweilig zu werden, nur gleich recht unlogisch! Ehe nur deutlich gesagt, von was eigentlich die Rede ist, sollen etliche Beispiele aufmarschiren.

Was ist „Jaundaz?" — Ich kam in meine Abendgesellschaft und stellte die Frage — „„Dummes Zeug! was willst du?"" „Ja, das Wort hab' ich heut gehört, ein Hamburger Herr hat's gebraucht; der Teufel mag wissen, was es ist, ich nicht — helft mir rathen!" Man rieth und rieth. Ein scharfsinniger Kopf fragt nach dem Zusammenhang, worin das Unwort vorgekommen; ich besinne mich nach Kräften und entsinne mich, daß von Zeitperioden die Rede war, und der Schlaukopf — wahrhaftig erräth's: Jahrhunderts heißt es. — Kommt derselbe Herr, der Schöpfer des Räthsels, des andern Morgens wieder zu mir, wir plaudern von Literatur und ich höre das Wort: Fiamenna. Sollte ich N für T gehört haben? Boccaccio hat ja einen Roman Fiametta geschrieben; allein es war ja doch nicht von italienischen Poeten die Rede. Oder N für L? Allein ich kenne keine Fiamella. Jedoch ich war nun vom vorigen Abend her schon ein wenig gescheidter geworden, dachte ordentlich nach, recapitulirte mir die Begriffereihe des Satzes und entdeckte, daß der nordische deutsche Bruder hatte sagen wollen: für Männer. — Weitere Illustration —: ich höre einen Berliner bei der Madonna fluchen. Sonderbar, dachte ich, der Herr ist doch nicht katholisch, auch fluchen die Katholiken nicht einfach bei der Madonna, sondern nur mit Zusatz eines verwünschenden Zeitworts. Eigentlich hatte ich vernommen: Dadonna, da ich aber ein solches Wort nicht kenne, so meinte ich im ersten Laut ein D für ein M gehört zu haben. Ich brauchte ziemlich Zeit zu dem Denkproceß, durch den ich endlich errieth, der Herr werde ausgerufen haben: der Donner! — Noch ein netter Fall: in Oldenburg fragte ich einen Herrn nach einem Weg, er war so freundlich, mich zu begleiten, wir plauderten unterwegs, auf einmal blieb er stehen und sagte: Ja! während ich ihn doch nichts gefragt hatte. Ich sah ihn verblüfft an, erst nach etlichen Secunden erläuterte er das Wort mit einer deutenden Geberde, und jetzt erst verstand ich, daß er gesagt hatte: Hier! Das H war dabei unhörbar weich gesprochen worden.

Doch es ist Zeit, daß wir einen deutlichen Satz aufstellen, der uns leiten soll; erst auf unserem weiteren Gange werden wir die Stelle erkennen, wohin diese aus der Reihe herausgegriffenen Beispiele eigentlich gehören.

Das R wird vermöge einer durch den Athem hervorgebrachten Vibration der Zungenspitze an der Stelle der Mundhöhle über den Schneidezähnen hervorgebracht. Es ist ein Rollen, das R ist der Trommelton der Sprache, ist die Pauke im Orchester ihrer Töne, ihr rechter Kraftlaut, der Donner unter den Consonanten, daher vorzüglich geeignet, dem Ausdruck der Leidenschaft zu dienen, und von den Italienern la lettera patetica genannt.

Die genannte Form der Hervorbringung ist die einzig richtige. Wir wollen sie einfach das Zungen-R nennen. Zwar gibt es eine Art von Surrogat: statt die Zungenspitze an der bezeichneten Stelle setzt der Athem vielmehr das Gaumensegel in zitternde, rollende Bewegung: das sogenannte Zäpfchen-R oder Gaumen-R. In Schwaben nennt man dies Reißen oder Lurbsen; noch in meiner Schulzeit wurde es als Naturfehler belacht, ein Lurbser hatte viel Spott von Kameraden auszustehen. Es ist ein sehr mangelhaftes Surrogat. Der unzureichende Ersatzlaut modificirt sich natürlich sehr verschieden; wenn das Rollen, Vibriren, Tremuliren des Zäpfchens nicht sehr gut, nicht ganz glattweg von statten geht, so entsteht, weicher oder schärfer, nur annähernd, oder deutlich hörbar und wirklich täuschend, der Laut G oder Ch; hierauf kommen wir zurück und begründen dann erst ganz das Prädicat „mangelhaft". — Man muß billig sein: Viele brauchen dies Surrogat, weil sie das richtige R nicht sprechen können.

In der That, das R ist schwer, ist der schwerste Laut im ABC. Die Kinder lernen es am spätesten und Viele lernen es nie. Darunter sind nun freilich Manche, die es nur nicht gelernt haben, weil es Mühe kostet oder weil sie nicht wollten. Sind diese erkennbar, unterscheidbar? Ja wohl! Es gibt eine sichere Probe. Man gebe Acht, ob sie das R nicht blos am Schluß, sondern auch im Anfang der Silbe mit einem Ersatzlaut vertauschen; ist dies der Fall, so folgt, daß sie es nicht sprechen können; bringen sie es aber am Silbenanfang, wenn auch nur bei den Wörtern, wo das R nicht allein, sondern in Verbindung mit andern Consonanten steht (Strafe, Kraut), richtig heraus, so folgt, daß es entweder Bequemlichkeit ist, wenn sie es am Silbenende nicht sprechen, oder — etwas Anderes, das im Folgenden den Schwerpunkt unserer trübseligen Betrachtung bilden soll.

Der edle, energische Laut ist in mehreren Culturländern frühe schon um die Achtung verkürzt worden, die er so sehr verdient. Die Römer nannten ihn litera canina; es muß ziemlich frühe aufgekommen sein, denn schon ein Bruchstück aus Lucilius Satiren besagt es und dieser Satiriker lebte vor Horaz; es ist übrigens sonderbar, denn der Knurrton des Hundes ist nicht dem Zungen-R, sondern dem Zäpfchen-R ähnlich und die Römer sprachen doch ganz gewiß ein so reines Zungen-R wie die jetzigen Italiener; die nordischen neueren Völker aber, zur Fälschung dieses Lauts wohl frühe geneigt, ließen sich die abschätzige Vergleichung gefallen und bedienten sich ihrer gerne, schlecht von ihm zu sprechen — wie der Fuchs von den Trauben — möchte ich hinzusetzen, aber das paßt nicht recht, also besser: wie der Lecker von einer einfach gesunden Speise. So besonders die Engländer; hier muß diese verkehrte klassische Tradition früh ins Volk gedrungen sein, das beweist die Amme in Romeo und Julie, im Gespräch mit Romeo, Act 2 Sc. 4. Romeo sagt zur Ehre seines Namens, er beginne mit demselben Buchstab wie Rosmarin; dabei wird das R premirt, muß also energisch gesprochen werden; jetzt sagt die Amme: „Ach, Spaßvogel, das ist ja der Hundsname (Hundsbuchstab), R ist für den Hund" (Schlegel übersetzt frei: das schnurrt ja wie ein Spinnrad). Es folgt hieraus, daß die Amme ihrerseits in dieser Scene, wo sie aufgeputzt als Dame, den Peter als Fächerträger hinter sich, daherstolzirt, modegemäß das R meiden, also z. B. anfangen muß: „Peta! Meinen Fächa!"

In den Gegenden Deutschlands, wo man dem R ausweicht wie diese Amme, ist es aufgekommen, das Zungen-R das harte R zu nennen. Also das allein richtige R wäre das harte R! Das ist gerade, wie wenn ich das richtige G das harte nennte im Unterschied von einem weichen, unter diesem ein Ch verstünde und nun statt des G ein Ch spräche auch da, wo nicht Zusammenstoß von zwei G oder einem G mit einem K es anräth, das G zu schwächen (wie in weggenommen, Seligkeit); nun, und das geschieht ja auch: in eben den Landstrichen, wo man das rechte R das harte nennt, gilt auch das G in: Flug für zu hart und wird also Flug und Fluch gleich ausgesprochen. Man sieht: einen richtigen Laut als hart denunciren, das heißt

Digitized by Google

auf dem richtigen Wege sein, das ABC um seine ehrlichen Buchstaben betrügen, d. h. die Sprache verderben. — Wahr ist allerdings, daß man in der Heimat des falschen R manchmal ein wirklich hartes R zu hören bekommt: das ist von Leuten, die, zur Erkenntniß gelangt, mühsam das rechte R gelernt haben: man hört ihnen die Mühe an und das R geht nun fast in ein D über, das ihnen auch zum Stab dienen mußte, um jenes zu lernen (vgl. Palleske, Kunst des Vortrags S. 21. — „sagen Sie einmal statt treffen „tedeffen" u. s. w.)." Allein das bessert sich mit der Zeit wie die steife Haltung des Reitschülers; das wirklich harte R des Anfängers kann nicht den Vorwurf der Härte gegen das mühelos richtige R des Geübten begründen.

Doch ich vergesse fast, daß der Satz, der uns zu diesen Bemerkungen geführt hat, noch unbewiesen dasteht, unbewiesen für Leser aus dem Lande der Ungläubigen. Das Zungen-R ist das allein richtige R, so hieß der Satz; die Einräumung, daß es schwer zu sprechen sei, hat uns ein wenig bei Seite geführt. „Wie beweist du denn, daß es so ist?" Die Antwort ergibt sich aus dem, was ich über das Zäpfchen-R gesagt habe: es entstehe bei diesem Surrogat, wenn das Tremuliren des Gaumensegels nicht ganz glattweg von statten gehe, schwächer oder schärfer, nur annähernd oder deutlich hörbar und wirklich täuschend der Laut G oder Ch. Der erstere Laut entsteht im Silbenanfang. Ich verstand einmal eine Italienerin, die mir sagte, sie komme von Rom, Goma für Roma und besann mich vergeblich auf eine Stadt dieses Namens. Palleske gesteht, daß er in seiner Vorzeit, d. h. in der Zeit, ehe er das R lernte, von den Tgümmern des gömischen Geiches sprach. — Am Silbenschluß aber kommt im genannten Falle bei etwas schärferer Bewegung des Reißens am Gaumensegel ein Ch zum Vorschein, und dies nun ist der Punkt, der genau ins Auge gefaßt sein will, denn hieran knüpfen sich andere, weitere, breit herrschende Verschlechterungen, keine geringeren als die, die ich mit den einleitenden Beispielen illustrirt habe.

Das Ch nur etwas scharf zu sprechen ist nicht möglich, ohne daß ein vorangehendes A anklingt (das hebräische Patach furtivum). Jetzt hört man statt R den Laut ach. Weiter: nun versetze man sich in die Anfänge von Dialekten oder dialekthaften Lokalaussprachen der Laute einer schriftmäßig gebildeten Sprache. Gewisse Eigenheiten, ursprünglich vielleicht von Naturfehlern ausgehend, finden in kleinen, dann weiteren und weiteren Kreisen Gefallen und Nachahmung, werden endlich endemisch und fixiren sich, als wären sie normal. Es scheint physiologisch, ist es aber durchaus nicht, nur die dunkeln Anfänge hatten, wie gesagt, vielleicht physiologischen Grund. So hat sich denn in einem Theile der fränkischen Lande, speciell in Frankfurt a. M. und Umgegend, Gebiet der pfälzischen Zunge, wie mit Gewalt einer Naturnothwendigkeit ach für R festgesetzt. Majoach für Major, Pfeachd (eigentlich mit niederdeutschem P für Pf: Peachd) für Pferd; achgeben, achbieten für ergeben, erbieten. Es studirte z. B. in Tübingen ein Frankfurter, nannte sich Melber, sprach aber Melbach, und so schrieben wir alle seinen Namen, bis wir ihn von seiner Hand geschrieben lasen. Ein in diesem Punkt unbekehrter Frankfurter oder Pfälzer wird übel daran sein in Spanien, er wird immer für Gold sagen Auge, d. h. für oro: ocho. In der Zeit des Parlaments führt sich ein Herr bei mir ein und nennt sich Malachikman. Ich denke: nun da sieht's gut aus, jetzt kommen gar auch noch Araber; ich war ungeduldig, denn die Bekanntschaften, Besuche nahmen kein Ende; der schwarzbärtige Kopf stimmte zu einem Orientalen. Aber es entpuppte sich ein guter Deutscher: Maler Hickmann. — In einer Gesellschaft von Frankfurtern brachte ich den Punkt zur Sprache, meine Behauptung wurde bestritten, aber ein Schullehrer gab mir Recht und bestätigte meinen Satz mit schlagenden Beispielen aus seiner Erfahrung: da dort alle Welt für R ein ach spricht, so muß, wer nicht Uebung hat, auch umgekehrt ein richtiges ach für ein R oder ar nehmen, und so kam es in seiner Schule vor, daß Kinder, wenn er das Wort Weihnachten dictirte, schrieben Weihnarden, obwohl das kein Wort ist; und ein Knabe, dem er das Wort Tag dictirte (wofür freilich der Lehrer selber Tach sagte), schrieb: Tar, obwohl das ebenfalls kein Wort ist. Kurios ist die Schwierigkeit, die da entsteht, wenn ein R mit einem G zusammentrifft, also z. B. in: Berg. Das G wird in jenen Gegenden wie Ch gesprochen, das R bleibt ach, so entstünde das Wort Beachch; da dies denn doch des Guten zu viel ist, so bildet sich eine Form, die ich immer wie ein Beasch höre.

Wie weit in unserem lieben Deutschland das so zugerichtete arme R geographisch wandert, kann ich nicht angeben, ich meine, stark nach Mitteldeutschland, Thüringen, Sachsen hinein. Als ich in Zürich den ersten öffentlichen Vortrag gehalten, machte sich ein von Deutschen redigirtes Blättchen über meine schwäbische Aussprache lustig. Ich fragte einen der Redactoren, einen Sachsen, was eigentlich gemeint sei, und erhielt zur Antwort, ich spreche z. B. Jeder statt Chjädach (wobei es sich auch vom J handelt, mit dem wir uns hier nicht beschäftigen, von dem aber gelegentlich zu erwähnen ist, daß es, wo es frei steht, in Sachsen ein ich [Familiche, Italichen] oder, wenn ein Jot, ein chj wird, wie das Beispiel zeigt).

Soweit wäre denn nun unser Satz, das einzig richtige R sei das Zungen-R, erwiesen und begründet; denn man sieht ja: wenn nicht die Zungenspitze durch ihr Vibriren diesen Laut zu Stande bringt, so klingt ein fremder Laut an, der Mißverständniß verursacht.

(Schluß folgt.)

Die fremden Anregungen des französischen Romantismus.

Von Georg Brandes.

Der dichterische und künstlerische Durchbruch, der um das Jahr 1830 in Frankreich stattfand, hatte fremde und inländische Quellen. Die Einwirkung vom Auslande her ist die auffälligste.

Mit Feuereifer eignete das junge Geschlecht sich das Fremde, das, obgleich alt, sich bisher in Frankreich nicht Eingang verschafft hatte, sowie das, was nun die Gegenwart durch seine Neuheit fesselte, auf einmal an und nahm es mit einem Eifer auf, dessen Größe dem Unterschied gleich kam, in welchem die neue Erscheinung sich von der steifen Regel der früheren Literatur abzeichnete. Vor den Augen der jungen Schule bildete sich ein Farbenglanz, worin alle Farben sich in einer gewissen übereinstimmenden Weise brachen. Die Strahlen, die hindurchdrangen, veränderten zugleich die Farbe.

Vor allen anderen war Shakespeares Name frühzeitig im Munde der Romantiker die entscheidende Losung geworden. A. W. Schlegel hatte Shakespeare die Bahn gebrochen; denn in seinen berühmten Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die auch in französischer Uebersetzung erschienen, war er der Erste gewesen, der ihn verherrlichte und erklärte. Der Franzose Mercier, „der Prophet des Romantismus", stimmte mit Leidenschaft in diesen Ton ein, Villemain und später Guizot folgten derselben Spur; Nachahmungen und Uebersetzungen, letztere getreuer als diejenigen früherer Jahrhunderte, trugen das ihre dazu bei, den Namen und die Kunst des großen Britten populär zu machen. Noch zu Beginn der zwanziger Jahre war man so weit zurück, daß englische Schauspieler, die im Theater Porte-Saint-Martin Shakespeare zu spielen versuchten, mit dem Rufe empfangen wurden: „Sprecht französisch! Nieder mit Shakespeare! Er war einer von Wellingtons Adjutanten!" Doch wir haben gesehen, daß ihren Nachfolgern nur wenige Jahre später eine glänzende Aufnahme zutheil wurde. In die Zwischenzeit fällt unter anderm Beyles hartnäckiger Kampf, um Shakespeare die schuldige Anerkennung zu verschaffen, und die Herausgabe des Blattes le Globe, das anfangs dreimal wöchentlich, darnach als Tageblatt als das Organ des jüngeren Geschlechts wirkte und unter dem Beistand von dessen vorzüglichsten Kräften den Feldzug für die neuen Principien außerordentlich tüchtig leitete.

Digitized by Google

Beyle (Stendahl), der trotz seiner Paradoxie einer der klarsten und originellsten Köpfe der Zeit ist, drückt seine Bewunderung für Shakespeare entschieden aus, ohne sich deshalb eines Mangels an Pietät für Racine schuldig zu machen, den er als Shakespeares Gegenbild aufstellt. Er weist nach, daß die Momente vollständiger Illusion, die sich während einer Theatervorstellung einfinden können und sollen, bei Shakespeare häufiger sind als bei Racine, und daß das eigentliche Vergnügen bei einem tragischen Schauspiel von diesen kurzen Illusionsmomenten und der Bewegung, welche sie in ihren Intervallen im Gemüth des Zuschauers hinterlassen, abhänge. Was hauptsächlich das Entstehen der Illusion hindert, ist die Bewunderung, welche die schönen Verse einer Tragödie erregen. Man muß sich die Frage klar machen: Was ist die Aufgabe für den dramatischen Dichter, schöne Entwickelungen in wohlklingenden Versen zu geben oder menschliche Regungen wahr zu malen? — Und er geht in seiner Beantwortung dieser Frage weiter als späterhin die romantische Tragödie unter Victor Hugo und Alexander Dumas sich bewegte, indem er den Vers als Form für das tragische Drama absolut verwirft. Sobald die Tragödie ihre Wirkung darin sucht, ein genaues Gemälde der Gemüthsbewegung zu geben, muß sie, nach seiner Ansicht, vor Allem darauf hinarbeiten, Gedanken und Gefühle mit größter Klarheit auszudrücken. Doch diese Klarheit wird durch den Vers beinträchtigt. Beyle führt Macbeths Worte gegenüber Banquos Schatten, der auf seinem Platze sitzt, an: „the table is full", und behauptet, daß Reim und Rhythmus zur Schönheit einer solchen Stelle nichts hinzuthun können. Augenscheinlich entsprach später Vitet, und nicht Hugo, diesem seinem dramatischen Ideal.

Beyle räth Keinem, Shakespeare nachzuahmen. Was man an ihm nachahmen soll, ist nur seine Fähigkeit, die Welt, inmitten welcher er lebte, zu studiren, seine Kunst, den Zeitgenossen jene Art Tragödie zu geben, deren sie bedurften; denn auch nun, 1820, lebe das Bedürfniß nach einer bestimmten Art von dramatischem Schauspiel, selbst wenn die Zeit des Dichters, eingeschüchtert durch den großen Ruf eines Racine, nicht wage, dies von ihm zu fordern. Nur wenn man sein Zeitalter studirt und ihm Genüge leistet, sei man in Wahrheit romantisch. Denn „der Romanticismus" sei die Kunst, der Welt diejenigen literarischen Werke zu schenken, die, nach dem gegenwärtigen Zustand ihrer Anschauungen und Gewohnheiten, ihr das größtmögliche Vergnügen zu gewähren vermögen, während der Klassicismus den Leuten eine Literatur darbiete, die ihren Urahnen den größtmöglichen Genuß bereitete. Racine war zu seiner Zeit romantisch, Shakespeare sei romantisch, erstens weil er den Engländern von 1590 die blutigen Entscheidungen, welche die Bürgerkriege mit sich führten, darstellte, ferner weil er eine Reihe meisterlicher, bis ins Feinste abschattirter Bilder gegeben habe, von den zarten Regungen des Herzens an bis zum Wesen der gewaltigen Leidenschaften. Die romantische Theorie bestehe somit nicht darin, England oder Deutschland nachzuahmen, sondern darin, daß jedes Volk seine ihm eigenthümliche, dem nationalen Charakter entsprechende Literatur habe, gleichwie wir Alle Kleider tragen, die uns angepaßt und für Jeden eigens gefertigt sind. — Wie man sieht, ist für Beyle die Romantik fast ganz gleichbedeutend mit dem Begriff moderne Kunst. Eigenthümlich für den obenerwähnten eingewurzelten Hang des romantischen Charakters zur Klassicität ist seine wiederholte Behauptung, daß man „romantisch" in Hinblick auf die Ideen sein müsse, denn dies sei „die Forderung des Jahrhunderts", dagegen müsse man klassisch in der Ausdrucksweise, der Sprachform und den Redewendungen bleiben; denn die Sprache sei Ueberlieferung und darum so gut wie unveränderlich. Man solle sich bestreben, wie Pascal, Voltaire und La Bruyère zu schreiben.

In verschiedenen Varianten formuliren die bedeutendsten Mitarbeiter des „Globe" die Definition von dem sich vorwärts kämpfenden Romantismus in Uebereinstimmung mit einander, wie auch mit Beyle. Zu der Zeit, da Hugo noch königlich gesinnt, christlich und conservativ war, war „le Globe" bereits revolutionär, philosophisch und liberal. Der erste, der im „Globe" daran ging, das Programm des Romantismus zu geben, war Thiers, der, wie es in der Regel bei einem literarischen oder künstlerischen Durchbruch geschieht, sogleich die Worte Natur und Wahrheit als Losung aufstellte. Er bekämpft in der bildenden Kunst das Akademische, das Symmetrische, fordert in der dramatischen Poesie die historische Wahrheit, ungefähr dasselbe, was man später unter Lokalfarbe verstand. Duvergier de Hauranne bestimmt in einem Artikel „Ueber das Romantische" den Klassicismus als Routine, den Romantismus als Freiheit, nämlich als Freiheit für die verschiedenartigsten Talente (Hugo und Beyle, Manzoni und Nodier), sich in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu entfalten. Während Ampère den Klassicismus als Nachahmung, den Romantismus als Originalität definirt, versucht ein Anonymus (aller Wahrscheinlichkeit nach Sismondi) eine strengere Definition zu geben, indem er bemerkt, daß das Wort Romantismus nicht gebildet worden sei, um die literarischen Werke zu bezeichnen, worin irgend eine Gesellschaft ihren Anschauungen Ausdruck gab, sondern daß es nur diejenige Literatur in sich begreift, die ein treues Bild der modernen Civilisation gibt. Da diese, seiner Ueberzeugung nach, in ihrem Wesen spiritualistisch ist, so sei der Romantismus als der Spiritualismus in der Literatur zu definiren. Mit jugendlicher Gewaltsamkeit und in dreisteren Ausdrücken tritt der spätere Verfasser der „Barrikaden", der zwanzigjährige Vitet, auf, indem er das Wesen des Romantismus bestimmt. Es bedeute schlichtweg Unabhängigkeit in Kunstangelegenheiten, individuelle Freiheit in der Literatur. „Der Romantismus ist," sagte er, „der Protestantismus in der Literatur und Kunst"; und augenscheinlich denkt er dabei ausschließlich an das Losreißen von einer päpstlichen Autorität. Der Romantismus, fährt er fort, ist weder eine literarische Doctrin noch eine Parteisache, sondern das Gesetz der Nothwendigkeit, der Veränderung, des Fortschritts: „In zwanzig Jahren wird das ganze Volk romantisch gesinnt sein; ich sage das ganze Volk, denn die Jesuiten zählen nicht zum Volk."

Es besteht kaum ein Nuance-Unterschied zwischen diesen Definitionen und derjenigen, zu welcher Victor Hugo gelangte: „Der Romantismus ist der Liberalismus in der Literatur"; und man wird sich nicht wundern, daß der „Globe" die Vorrede zu „Cromwell" mit dem Ausdruck begrüßte: „Die Bewegung hat nun sogar Herrn Hugo erfaßt." In Wirklichkeit brachte er ihr von seiner Seite nicht viel mehr als den Sieg.

Nächst Shakespeare war Walter Scott der englische Dichter, dessen Einfluß wenn nicht am tiefsten, so doch am deutlichsten war. Er bahnte sich den Weg über die Grenze hier wie überall. Der große Schotte hatte schon früher in Deutschland, Italien und Dänemark Bewunderer gefunden, die, beseelt von einem lebendigen Nationalgefühl und mit volksthümlichen und sittlichen Idealen vor Augen, den Ton seiner Romane anschlugen. Die Waverley-Romane begannen schon 1814 zu erscheinen, bereits 1815 werden sie von La Motte Fouqué in germanisch-junkerlicher Richtung nachgeahmt, 1825—26 erscheinen Manzonis „Promessi Sposi", 1826 beginnt der Däne Ingemann zum Besten eines kindlichen Nationalgefühls und nicht weniger kindlichen Royalismus die Herausgabe seiner romantisch-historischen Erzählungen, in denen der Geist Walter Scotts sich wunderlich mit dem Stil Fiesoles mischt. Beinah sofort nach ihrem Erscheinen machten die Waverley-Romane in der Uebersetzung großes Glück in Frankreich. Scotts Name war so populär, daß im Anfang der zwanziger Jahre die Theaterdirectoren die Dichter aufforderten, nach seinen Romanen Schauspiele zu „arrangiren". Das mißlungene Drama „Emilia" von dem Dichter aus der Uebergangszeit Soumet war eine solche Bearbeitung nach Walter Scott. Das junge romantische Geschlecht fühlte sich übrigens am meisten von denjenigen Eigenschaften der Romane angezogen, die man in den protestantischen Ländern nicht am höchsten geschätzt hatte: dem malerisch beschreibenden Talent und dem mittelalterlichen Ton. Walter Scott gefiel in Frankreich, weil man bei ihm eine reiche Auswahl von Harnischen und Bogen, ein buntes Kostüm und die romantische Architektur alter Burgen fand. Seine nüchterne Lebensanschauung, seine protestantische Sittlichkeit, die ihm in

Digitized by Google

Deutschland und im Norden Leser gewann, übersah oder mißbilligte man. Beyle war der erste, der scharfe kritische Einsprache gegen Scott erhob. Er prophezeite ihm, trotz des augenblicklichen Lärms, den man um seinen Namen machte, nur einen kurzwährenden Ruhm; denn nach seiner Meinung bestand Scotts Talent mehr in der Fähigkeit, die Kleidung der Leute zu schildern und ihre Gesichtszüge zu malen, als darin, ihr Gefühlsleben wiederzugeben und uns ihre Leidenschaften zu zeigen. Gewiß könne und solle die Kunst niemals die Natur Zug für Zug nachmalen; sie bleibe immer eine schöne Unwahrheit; doch Walter Scott halte sich gar zu wenig an die Wahrheit; seine leidenschaftlichen Personen scheinen sich vor sich selbst zu schämen, sie entbehren der Sicherheit und der Dreistigkeit, sie haben allzu wenig natürliche Züge. Ziemlich bald begann man denn auch, Scott vorzuwerfen, was Balzac später oft gegen ihn geltend macht, daß er die Frauen und ihre Leidenschaften nicht zu schildern verstehe oder jedenfalls nicht wagte, diese Leidenschaften mit ihrer Wonne, Qual und Buße inmitten einer Gesellschaft zu schildern, die ein übertriebenes Gewicht auf literarische Ehrbarkeit legte. Diejenigen seiner Romane, die in der modernen Zeit spielten, machten keinen Eindruck; man hielt sich an „Ivanhoe", „Quentin Durward", „die schöne Maid von Perth" und einige andere. Was man besonders an dem fremden Dichter schätzte, war, daß er die beiden früheren Formen des größern Romans — die erzählende, deren Kapitelüberschriften förmliche Auszüge waren und in welcher der Erzähler immer den Kopf hervorstreckte, und die Briefform, die alle Conflicte und Leidenschaften zwischen ein „Theurer Freund!" und ein „Ihr ergebener . . ." einzwängte — durch den dialogisirten dramatischen Roman ersetzte. Die größten Talente unter den jungen französischen Dichtern offenbaren seinen Einfluß. Derjenige unter ihnen, der in moralischer Hinsicht England am nächsten stand, Alfred de Vigny, schrieb seinen Roman Cinq-Mars, der unter Richelieu spielt, ein unterhaltendes, doch jetzt veraltetes Werk, worin der Gegensatz von gut und böse alle anderen Gegensätze verdunkelt und worin der mangelnde Blick für Richelieus Größe als Staatsmann auffallend ist. Scotts allseitige Charakteristik vermißt man im höchsten Grade; an ihre Stelle ist ein lyrisches Element getreten: die Verherrlichung einer jugendlich unbesonnenen Ritterlichkeit, der altfranzösischen Bravour. Gleichzeitig mit de Vigny ließ Prosper Mérimée den großen Schotten auf sich einwirken und verfaßte unter diesem Einfluß seine „Chronik unter Karls IX. Regierung", eine Mosaik lebenswahrer Situationen, ein Werk, dessen Geistesrichtung noch weiter entfernt von der Scotts liegt. Mérimée sucht in der Geschichte die starken und gewaltigen Leidenschaften um ihrer selbst willen auf, nur mit dem französisch-romantischen Nebenzweck, die Spießbürger durch die unverhohlene Schilderung aufzureizen; seine Charakterzeichnung ist meisterhaft scharf und knapp, die Darstellung kalt, unter dem Trotz gegen alle moralische Convenienz ausgeführt.

Es ist bekannt, daß Alexander Dumas späterhin in vielen leichten, unterhaltenden Romanen — z. B. die drei Musketiere — auf seine Weise sich Scotts Farbenreichthum und historischen Stil aneignete. Weniger bekannt ist dagegen, daß Balzac, der Begründer des modernen französischen Romans, ganz wie de Vigny und Mérimée sich von dem in der Geschichte des Romans Epoche machenden fremden Meister angezogen fühlte. Er wollte in seine Spur treten, ohne ein bloßer Nachahmer zu sein. Er glaubte, in dem beschreibendem Genre, welches die Romantik von Neuem zu Ehren brachte, recht wohl mit Scott wetteifern zu können, und traute sich die Fähigkeit zu, dem Dialog ein ganz anderes Leben zu geben. Bei Walter Scott fand sich nur ein Frauentypus; in Frankreich würde derjenige, der sich darauf werfe, historische Romane zu verfassen, die glänzenden Laster und bunten Sitten des Katholicismus den dunkeln Gestalten des Calvinismus in der leidenschaftlichsten Periode der französischen Geschichte einander gegenüberstellen können. Auf diese Weise war er gegen Einförmigkeit gesichert. Endlich faßte er, dessen Geist stets über Riesenwerken brütete, den Plan, jeden Zeitraum von Karl dem Großen bis auf die Gegenwart in einem oder mehreren Romanen darzustellen, die eine zusammenhängende Kette bilden sollten; es war eine ähnliche Idee wie die, welche später Freytag in seinem Werk „Die Ahnen" in Beziehung auf Deutschland verwirklichte. Ein Glied dieser Kette sollte der erste Roman sein, den Balzac mit seinem eignen Namen herausgab, „Les Chouans", worin die Kämpfe in der Vendée zur Revolutionszeit geschildert werden, und der 1829 erschien, just in demselben Jahr wie „Cinq-Mars" und „Chronique du règne de Charles IX." Andere Bruchstücke des geplanten großen Werkes sind die viel später herausgegebenen Bücher „Sur Catherine Médicis" und „Maître Cornelius", ein Roman, in welchem Balzac, in directem Wettstreit mit Walter Scott, Ludwig XI., dem der fremde Dichter, seiner Auffassung nach, Unrecht gethan, eine Hauptrolle spielen läßt. Diese Bücher, die an und für sich betrachtet einen gewissen Werth haben und lebendige, gründliche Charakterstudien enthalten, zeigen doch, daß, wenn Balzac seinen Plan, die Vorzeit ins Leben zu rufen, ausgeführt hätte, seine Bedeutung in der Literaturgeschichte des Jahrhunderts eine ganz untergeordnete gewesen sein würde; man hätte ihn einfach zu Walter Scotts Schülern gezählt.

Auch bei Victor Hugo riefen die Scott'schen Vorbilder den Wunsch hervor, einen großen historischen Roman zu verfassen. Er beschloß, demselben als Mittelpunkt die alte Kathedralkirche von Paris zu geben, deren Uebertünchung ihn mit Schrecken erfüllt hatte, und für deren historisch-monumentales Wesen er eine ähnliche Schwärmerei hegte, wie Goethe seiner Zeit für den Straßburger Münster und Oehlenschläger für die Domkirche von Roeskilde. Laut Contract mit einem Buchhändler sollte dieser jetzt so berühmte Roman im April 1829 abgeliefert werden; Hugo vermochte den Contract nicht einzuhalten, bekam zuerst eine Frist von fünf Monaten, dann eine weitere bis zum 1. December 1829 gegen Bezahlung einer Strafe von 1000 Frcs. wöchentlich, wenn der Roman bis dahin nicht fertig sei. Am 27. Juli hatte er seine Vorarbeiten in Ordnung und begann mit der Niederschrift; Tags darauf brach die Julirevolution aus; Hugos Haus war dem Kugelregen ausgesetzt, bei dem Umzug in eine andere Wohnung ging das Buch mit all seinen Aufzeichnungen zum Roman verloren. Er bekam eine weitere Frist von drei Monaten, ließ sich daheim auf unbestimmte Zeit verleugnen, sperrte seine schwarzen Kleider ein, um nicht ausgehen zu können, schlüpfte in seine Arbeitsjacke, kaufte sich eine Flasche Tinte und arbeitete, ohne irgend einen Besuch zu machen oder zu empfangen, bis zum 14. Januar 1831, wo die Tintenflasche leer und der Roman fertig war: Nur ein einziges Mal während dieser Zeit hatte er sich eine Zerstreuung gegönnt, das war, als er ausging, um die Minister Karls X. verurtheilen zu sehen; doch um seinem Vorsatz nicht untreu zu werden, hatte er an diesem Tage seine Bürgermiliz-Uniform angezogen.

Schon von frühester Jugend an hatte Hugo einen tiefen Eindruck von Walter Scott empfangen. In einer Besprechung von „Quentin Durward", die er mit 21 Jahren schreibt, äußert er die höchste Bewunderung für Scotts historischen Sinn, sittlichen Ernst und dessen dramatische Form. Gleichwohl findet sich ein Satz darin, wodurch er gleichsam den Schritt angibt, um den er selbst die Kunst weiterführen zu können hofft. Derselbe lautet: „Nach Walter Scotts malerischem aber prosaischem Roman erübrigt es noch, eine andere Art von Roman zu schaffen, die unserer Meinung nach schöner und vollendeter sein wird. Das ist der Roman, der Drama und Epos in Einem ist, der wohl malerisch, aber zugleich poetisch, wohl wirklich, aber zugleich ideal, wohl wahr, aber zugleich groß ist und der Walter Scott und Homer in sich begreift." Die letzten Worte, die, in echt Hugo'scher Weise, durch ihre Uebertreibung die Wirkung verderben, dürfen uns nicht hindern, den klaren Blick des jungen Schriftstellers für das, was er selbst einmal im Romanfach zu leisten im Stande sei, anzuerkennen. Er scheint gefühlt zu haben, daß seine Romane große Gedichte in Prosa sein würden, eher große malerische Legenden als Bilder aus der Wirklichkeit, wie die Scotts.

„Notre Dame de Paris", welches Werk den Zweck hatte,

Digitized by Google

ein Bild von dem Leben und den Sitten zu Paris im 15. Jahrhundert zu geben, ist das Produkt einer großartigen architektonischen Phantasie. Hugos Hang zum Mächtigen und Kolossalen hat hier einen passenden Gegenstand gefunden. Er beseelt diese Kirche, füllt sie mit dem Hauche seines Geistes, so daß sie ein lebendiges Wesen wird; und wie man aus einem einzelnen Wirbelknochen oft eine ganze Thiergestalt construiren kann, so beschwört sein Hirn, indem es von jener Kirche seinen Ausgangspunkt nimmt, das ganze umliegende Paris herauf, das längst verschwunden ist. Die Zustände des Glaubens und Aberglaubens, der Sitten und Künste, der Gesetze und des Herzens in jener alten Zeit sind in breiten, kräftigen Zügen gemalt, ohne besondere Schärfe, aber mit jener Art Magie, die überwältigt. Die Menschengestalten sind geniale Grundrisse zu Charakteren, im Stil der Epopöe, in halb übernatürlicher Größe ausgeführt. Walter Scotts ehrbare und bürgerliche Menschlichkeit ist durch einen farbentrunknen Künstlergeist, sein frommes Gemüth durch Leidenschaft im großen Stile ersetzt, die, ohne gestillt zu werden, auf die eiserne, blinde Nothwendigkeit hindeutet, auf jene ἀνάγκη, die in die Wand der Kirche geritzt ist und uns Alle, den Zigeuner wie den Priester, die Schönheit wie das Thier, Phöbus wie Quasimodo, Jahrhundert für Jahrhundert unter ihren ehernen Tritten zermalmt.

Noch stärker als Walter Scott ergriff Byron. Das heftige Element von Leidenschaft in seinen Gedichten, das im Zusammenhang mit den Unregelmäßigkeiten seines Lebens stand; Childe Harold und noch mehr Lara, die vom Finger des Schicksals gezeichnete Persönlichkeit, die, in geheimnißvoller Schwermuth brütend, ihren Stolz und ihre Qual von Land zu Land schleppt; dieser Typus in seinen Byron'schen Formen, phantastisch vergrößert durch all das, was von Mythen und Gerüchten an dem Leben des Dichters klebte: dies war es, was die Jugend, die Hugo geweckt oder um sich geschaart hatte, bezauberte. Ihrer wenige waren die Kritischen, die wie Beyle — übrigens ein großer Bewunderer Byrons — behaupteten, daß er „als Verfasser von regelmäßigen, tödtlich langweiligen Tragödien" durchaus nicht der Häuptling der Romantiker sei. Unmittelbar nach Byrons Tode hatte schon die ganze Horde der französischen unbedeutenden Poeten sich über die beiden Themata Griechenland und Lord Byron hergemacht und das ganze Jahr hindurch fortgefahren, dieselben mit so viel Eifer zu besingen und mit so wenig Fähigkeit, die Eigenthümlichkeit des Verstorbenen zu verstehen und zu charakterisiren, daß Sainte-Beuve im Globe gegen Mißbrauch der Worte: Byron, Freiheit, Trauerhymne u. dgl. Protest einlegen mußte. Sowohl Hugo wie Lamartine hatten bei der Nachricht von Byrons Tod ihren Gefühlen für ihn Ausdruck gegeben, ersterer in einem Artikel, letzterer in einem Gedicht. Beide legten zu jener Zeit bei der Schilderung von Byrons Dichterpersönlichkeit das Hauptgewicht auf seinen Skepticismus und Pessimismus; keiner von ihnen scheint einen tieferen Eindruck von Byrons Manneswerken empfangen zu haben; die frische, beißende, politisch-religiöse Satire in Don Juan blieb 1824 überhört und unverstanden, sowohl von ihnen wie von so vielen Anderen. Doch während Hugo vor Allem bemüht ist, den Gegensatz zwischen der Poesie Byrons und der des 18. Jahrhunderts nachzuweisen — „der Unterschied zwischen dem Lachen Byrons und Voltaires ist der, daß Voltaire nicht gelitten hatte" — ist Byron für den weichlichen und halbwegs gläubigen Lamartine noch der gefallene Engel. Lamartines „Fünfter Gesang von Childe Harold", worin er die Byron'schen Töne anzuschlagen bestrebt ist, zeigt, inwiefern er die Aehnlichkeit zwischen sich und dem englischen Lord zu finden glaubte, nämlich in der romantisch heroischen Persönlichkeit. Er benützt Byrons Maske, um hinter derselben dem Zweifel und den revolutionären Sympathien Ausdruck zu geben, die nur schwach in seinen poetischen Meditationen aufblitzen, die er aber bald in seinem eignen Namen aussprechen sollte. Uebrigens lockte wahrscheinlich die Erinnerung an Byron sowohl ihn wie Hugo nach dem Orient; letzterer begnügte sich mit dichterischen Fahrten; Lamartine setzte eine großartiege Reise in Scene, zu welcher er sich mit fürstlicher Pracht ausrüstete. Lamartine wie Hugo empfingen indeß von Byrons letzten Werken, wie auch von seinen letzten Thaten und seinem Tode einen tiefwirkenden politischen Eindruck.

Spuren Byron'schen Einflusses finden sich genug bei der Mehrzahl der in jener Zeit debütirenden Dichter; doch war die Originalität dieses jungen produktiven Geschlechts so bedeutend, daß Byrons Zerrissenheit, die als ansteckendes Beispiel überall zu verführen wußte und Nachahmung und Affectation in so manche Literatur aussäete, von diesen Geistern abprallte. Nur Einer war unter ihnen, in dessen Ohren gerade diese Byron'schen Töne wie Grüße von einem verwandten Geiste klangen, und dies war, eigenthümlich genug, der eleganteste und aristokratischste unter ihnen und der ausgeprägteste Pariser von ihnen allzusammen: Alfred de Musset. Die meisten von diesen hervorragenden Individualitäten sind außerhalb Paris geboren: Victor Hugo und Nodier in Besançon, George Sand in Berry, Balzac in Tours, Gautier in Tarbes, Lamennais in der Bretagne, Sainte-Beuve in Boulogne-sur-Mer; und diese bringen, jeder auf seine Weise, einen kräftigen Fond von Provinzialismus mit, der sich von Byron'schem Einfluß nicht durchdringen läßt, obgleich man ihn — übrigens in äußerst verschiedenen Formen — bei George Sand und Th. Gautier verspürt. Mérimée, der in Paris geboren ist, wurde frühzeitig allzu stark abgekühlt, um von Byrons poetischem Naturell beeinflußt zu werden, er wurde zumeist aus zweiter Hand, durch Stendhal von dem Negativen in seinem Wesen angezogen. Doch in keinem spiegelt sich Byron so klar wie in jenem bleichen, schlanken Pariser Kind, das all die Schwachheit und all die auserlesene Anmuth besitzt, die sich bei vornehmen Geschlechtern in den letzten Erben vorfinden, mit denen der Stamm ausstirbt. Byron war als echter Engländer im Anfang seines Auftretens Spiritualist gewesen, geistig und melancholisch; das Sinnesleben nimmt nur einen geringen Platz in den Poesien seiner Jugend ein. Erst in seinem Mannesalter, nachdem er Italien besuchte und sich in den romanischen Ländern niederließ, wird seine Dichtung, wie die Goethes in Venedig, sensuell und frech und derb. Umgekehrt bei Musset: er nimmt in seiner Jugend jene Art von brutalem Realismus, der zuweilen in Byrons späterer Poesie hervortritt, zum Ausgangspunkt und wird nach und nach mehr geistig in seiner Poesie. Auf seiner Höhe ist er, sowohl als Beobachter wie auch als Erotiker, feiner als Byron, seine Dichtung ist von einer raphaelischen Schönheit, die Byron weder erreicht noch sucht. Er ist der französische, schwächere, anmuthigere Byron, wie Heine der deutsche, kleinere, muthwilligere, witzigere Byron, wie Paludan-Müller der dänische, satirische, loyal-conservative Byron ist. Musset leidet wie ein Jüngling, klagt wie ein Weib; er ist, wie der Bildhauer Auguste Préault ihn einmal nannte, „Fräulein Byron".

Shelley, dessen Name erst viel später nach Frankreich drang, blieb dieser Generation gänzlich unbekannt. Was die Seeschule betrifft, so war Sainte-Beuve, welcher frühzeitig in die englische Sprache eingeweiht und der kritischste Geist von allen war, der einzige, der den Werth dieser naturliebenden und nach Wirklichkeit trachtenden Schule fühlte, der sich etwas von ihrem Wesen aneignete und bemüht war, sie durch einzelne Uebersetzungen populär zu machen. Brizeux, der Dichter der Bretagne, erinnert an die Schule, ohne sie jedoch gekannt zu haben.

Von Deutschland aus war der Einfluß weniger stark als von England, und diesem Lande gegenüber ist die freie Behandlung der Eindrücke noch leichter nachweisbar. Man sah Deutschland überschattet von den alten teutonischen Eichen; um seine Quellen und Flüsse schwebten Elfen, die weißen Gewänder im thaufrischen Grase nachschleifend; in seinen Bergen wohnte das Gnomenvolk, und auf den Gipfeln derselben hielten die Hexen ihren Sabbath. Deutschland war das Land der Walpurgisnachtsträume. Von Goethes Werken wurde nur ein einziges viel gelesen, nämlich Werther, in welchem der exaltirte Ausdruck der Leidenschaft hinriß. Werther erschien wie ein René, weil man ihn — der doch so viel älter war als René — durch die René-Gestalt kennen lernte; und diese Anschauungsweise beraubte ihn

Digitized by Google

seiner Frische und näherte ihn dem Childe-Harold-Typus. Die Figur des Faust nahm einen Druck in gleicher Richtung an; diese mächtige Gestalt, die ganz Europa imponirte, war den Franzosen vollkommen fremd und wurde nie nach ihrem Wesen aufgefaßt. Die französische Poesie hatte sich niemals um die Kämpfe und Leiden des Forschergeistes gedreht. Und dieser deutsche Doctor, der naiv genug ist, den Teufel in einem Pudel zu sehen, sentimental genug, religiöse Gefühle auf Margarethas Schwelle zu hegen, und doch gewissenlos genug, die Verführte zu verlassen und ihren Bruder im unehrlichen Zweikampfe zu tödten, war viel zu unfranzösisch, um verstanden zu werden. Was für Einwendungen Männer der klassischen Schule gegen Goethes Faust richteten, erhellt aus den Vertheidigungsartikeln. „Wie viele Menschen," heißt es in einem Artikel von Duvergier de Hauranne, „macht nicht schon die bloße Vorstellung von einem Pakt mit dem Teufel gefühllos für die Schönheiten dieses Meisterwerkes! Sie begreifen nicht, daß man eine solche Unwahrscheinlichkeit ungerügt hingehen lassen kann, und doch sahen sie ohne die geringste Einwendung, seit ihrer Jugendzeit, wie Agamemnon seine Tochter opfert, um günstigen Fahrwind zu bekommen!" An den klassischen Aberglauben war man gewöhnt, aber von dem mittelalterlichen fühlte man sich abgestoßen. Groß war auch die Zahl derer, die Goethes Werke, ohne sie zu lesen, als uncivilisirte Poesie verwarfen. Der stupide Angreifer der Romantiker, der Sekretär der französischen Akademie, Auger, brachte noch im Jahre 1825 die Mitglieder der Akademie zum Lächeln durch einen Ausfall gegen die Romantiker, „diese Liebhaber der schönen Natur, die gerne den Apollo von Belvedere mit einer ungeheuerlichen Statue des heiligen Christophorus vertauschten und mit größtem Vergnügen Phädra und Iphigenie für Faust und Götz von Berlichingen dahingäben", indem er letztere Titel mit burlesker Betonung wie barbarische Namen aussprach. Die Bewunderung der Romantiker für Faust war indeß, wie schon angedeutet, unfruchtbar. Obwohl Gérard de Nerval den ersten Theil des großen Drama zur höchsten Zufriedenheit des alten Goethe übersetzte, und obwohl Delacroix' Gemälde von Faust und Mephistopheles, die durch die Luft reiten, ebenfalls die Bewunderung des alten Dichters und Kenners erregte, läßt sich in der französischen Literatur jener Zeit nur spärlich (wie bei Quinet) der Einfluß von Goethes Faust nachweisen.

Wiewohl es scheinen könnte, daß Schiller durch seine Berührungspunkte mit Rousseau und seine blühende dramatische Rhetorik den Franzosen leichter zugänglich war als Goethe, so schlug er doch nur in geringem Grade bei dem jüngeren Geschlechte durch. Alle seine dramatischen Werke wurden zwar bearbeitet und aufgeführt, aber dies geschah unmittelbar bevor die eigentliche romantische Schule sich bildete; und die halbromantischen Dichter der Uebergangsperiode, die, je nach Lust und Laune, seine Stücke zu regulären Tragödien im herrschenden Geschmack zustutzten, verpfuschten seine Werke, anstatt das Verständniß für dieselben zu erschließen. Aus der „Jungfrau von Orleans" und aus „Don Carlos" fabricirte Soumet eine „Jeanette d'Arc" und eine „Elisabeth von Frankreich"; „Fiesco" wurde von Ancelot bearbeitet und mißhandelt, „Wallenstein" von Liadières; aber weder die Klassiker noch die Romantiker fühlten eine Befriedigung von dem Resultat, und selbst der strenge Beyle, der sich doch bestrebte, zu den Quellen zu gehen, urtheilt, daß Schiller in zu hohem Grade dem altfranzösischen Geschmack gehuldigt habe, als daß er seinen Landsleuten, die Tragödie, wie ihre Sitten sie verlangten, hätte geben können. Für Schillers wirkliche Größe mangelt ihm vollständig der Blick; er war augenscheinlich des Deutschen viel zu wenig mächtig, um „Wallenstein" verstehen und genießen zu können, und im Uebrigen ließ er sich, wie so manche Andere unter den Jüngeren, bei seinen Lobpreisungen in so hohem Grade durch die Rücksicht auf das leiten, was die Klassiker am meisten ärgern konnte, daß er Werners „Luther" als dasjenige neuere Drama preist, das Shakespeare am nächsten kommt, und den Verfasser des Stückes einen bei weitem größeren Dichter nennt als Schiller.

Außer Goethe machte unter allen gleichzeitigen Dichtern Deutschlands nur E. Th. A. Hoffmann einen tieferen Eindruck. Ja, für die Franzosen wurde Hoffmann der Deutsche par excellence. Tieck war zu unbestimmt, Novalis zu geheimnißvoll, als daß sie in Frankreich ein Publicum wie z. B. in Dänemark hätten finden können; doch Hoffmann verband mit dem unberechenbar Phantastischen, das für die Franzosen ein vollständig neues poetisches Element war, die scharfe Sicherheit in den Contouren, die ihnen zusagte, und die an ihren Landsmann, den Lothringer Callot, erinnerte. Hoffmanns künstlerischer Muth, der die Caprice bis zum Aeußersten durchzuführen wagt, gewann sie ihm. Er war grell, er scheute nicht die stärksten Wirkungen und war in all seiner Zügellosigkeit kleinlich genau, wie eine bildliche Darstellung der Versuchungen des heiligen Antonius, von Breughel oder Teniers ausgeführt; er kam, im Gegensatz zu Novalis, den Franzosen durch seinen Berliner Rationalismus entgegen, der so verwandt mit dem französischen ist; es war eine Art von Verstandesmethode selbst in seiner Tollheit. Darum hatte er allein unter allen deutschen Dichtern Nachfolger, fast könnte man sagen Schüler, in Frankreich. Schon Charles Nodier verrieth sich stark beeinflußt durch Hoffmanns Phantasiestücke; später ist Gérard de Narval noch in weit höherem Grade diesem Einfluß unterworfen, und er zeigt sich deutlich in Gautiers Novellen. So originell letztgenannter Dichter überhaupt auch ist, so stand er, der kaum ein deutsches Wort konnte, doch in verschiedenen Perioden seines Lebens unter deutschem Einfluß. Wie seine Jugendnovellen („Romans et Contes") an Hoffmann erinnern, so erinnert vieles in seinen „Emaux et Cammées" an Heinrich Heine. Außerdem hatte Goethes West-östlicher Divan ihm in ungewöhnlichem Grade imponirt. Was ihn am meisten bei Goethe anzog, war die künstlerische Unanfechtbarkeit, die in den späteren Lebensjahren des Dichters hervortrat.

Autokritiken.

Mein erstes Theaterstück.

Von Alphonse Daudet.

Während der letzten Pariser Weltausstellung ging ich einmal über die Boulevards. Eine kosmopolitische und provinziale Menge strömte über den Straßendamm und die Trottoirs. Die großen Omnibusse und Droschken, zum Brechen vollgestopft, rollten inmitten eines betäubenden Lärms von Flüchen, Geschrei, Wagengerassel und Peitschenschlägen in dichter Reihe hinter- und nebeneinander gegen das Marsfeld. In diesem Augenblicke trat eine Gruppe arabischer Chefs aus dem Grand Hôtel. Diese schweigsamen Nomadenkrieger, deren Namen seit zweitausend Jahren an die Scholle gefesselt, gingen stolzen Ganges fürbaß und schienen so wenig erstaunt ob dem großen Paris, als ihre Ahnen zur Zeit Jugurthas über das große Rom es sein mochten. Es war ein schöner Anblick, diese Wüstensöhne zu sehen mit den drei weiten, zum Zeichen der Macht und des Reichthums übereinander geschlungenen Burnussen, mit den hohen scharlachrothen Lederstiefeln, mit dem weißen Haik um die Stirne, die eine kameelshäutige Schnur umgürtet, und über dem Allen der Großcordon der Ehrenlegion mit seiner breiten Schärpe und dem großen, schweren Kreuz — der hochgeachtete Großcordon, dessen man sich aber auch manchmal an Stelle des Taschentuches bedient, so gewaltig ist noch, unbeschadet des Fortschritts unserer Civilisation, die Einfachheit dieser edlen Söhne aus der Sahara. Es war nicht das erstemal, daß ich ihnen begegnete, auch Tags zuvor nicht, da ich sie zur Bewunderung von ganz Paris bei der Parade in Vincennes in dem Glanz ihrer Waffen und Costüme vorübergaloppiren sah. Sie und ich waren alte Freunde. An ihrer Spitze marschirte mein lieber Bach-Aga-Bualem, den ich seit 18 Jahren nicht wieder gesehen hatte — der alte, immer lange, dürre und wie Tusche schwarze Bach-Aga-Bualem mit seinem hageren Affen- oder

Digitized by Google

Wolfskopf und den schönsten und wildesten Augen von der Welt. Ich sprach nicht mit Bualem, und ich werde den Grund später angeben; aber welche Erinnerungen weckte diese Begegnung in mir! Wie in den Verwandlungen auf der Bühne, war das Boulevard mit seiner Volksmenge, seinem Lärm, seinen Zeitungskiosks plötzlich mit Eins verschwunden, einen Augenblick schwebten und verschwanden dann das Opernhaus mit seinem vergoldeten Giebel und die Madelaine-Kirche sammt ihrem mit einem Kreuze gekrönten griechischen Fronton im Nebel und statt alledem sah ich einen blauen Himmel, eine heiße Sonne, einen unendlichen Horizont. Ja man geht auf den Flügeln der Träumerei weit und schnell, und jetzt war ich in der fernsten Ferne von Paris in vollem Glück, in voller Sonne ganz dort unten am Ende von Algier im Thale des Scherif an einem schönen Februartag 1862. Vor mir eine Ebene von dreißig Meilen, welche links und rechts von einer doppelten Linie von Bergen eingefaßt ist, die im goldenen Aether wie goldig und violett, wie Amethyst erscheinen; da und dort von weitem sah man eine Caravanserai, ein Dorf, einen Marabustorch und ab und zu im weißen Sonnenschein schwarze bewegliche Flecken, die man, ohne den reinen, tiefblauen Himmel, statt für Herden für den Schatten schwer dahinziehender Wolken gehalten hätte. Wir waren den ganzen Morgen auf der Jagd gewesen, da aber die Hitze des Nachmittags zu stark wurde, so hatte Bualem das Zelt aufschlagen lassen. Eine der Seiten war aufgehoben, wie ein Schutzdach, und da konnte der ganze Horizont hereindringen. Davor senkten die regungslosen Pferde die Köpfe; unser Kaffeebursche, platt auf dem Sande liegend, braute uns inmitten seiner Töpfe einen Mokka auf einem mageren Feuer von trockenen Wurzeln, deren feiner Rauch kerzengerade emporstieg; wir aber ruhten ohne ein Wort zu sagen im Schatten unseres weißen, von der Sonne vergoldeten Zeltes, auf den weichen Divans.

Es war ein herrlicher Nachmittag, der niemals hätte zur Neige gehen sollen — einige jener goldenen Stunden mit Bualem-Ben-Scherifa, seinen Freunden Si-Sliman, Sid-Omar, Aga-Ataf, die sich mir noch zwanzig Jahre später sonnenhell wie am ersten Tage von dem dunklen Grunde des Lebens abheben. Aber wie unlogisch und falsch ist doch unsere traurige Menschennatur! Noch kann ich nicht ohne sehnsüchtige Trauer mich jener Siesta unter dem Zelte heute erinnern, aber damals empfand ich dort, ich muß es gestehen, Heimweh nach Paris.

Ja, ich sehnte mich nach Paris, das mich meine durch dreijähriges Noviziat in der Literatur arg compromittirte Gesundheit plötzlich zu verlassen gezwungen hatte; ich beklagte meine Verbannung von allen Denen, die ich liebte, und von der schönen Stadt mit ihren Nebeln, ihren Lichtern, ihren Zeitungen, ihren neuen Büchern, ihrem Geplauder im Kaffeehaus oder Abends unter der Facade der Theater, ihrem schönen Kunstfieber und fortwährenden Enthusiasmus, die mir beide damals nur von ihrer aufrichtigen Seite erschienen. Ich beklagte sie namentlich wegen meines Stücks — meines ersten Theaterstücks! — dessen Annahme am Odéon-Theater mir am Tage meiner Abreise mitgetheilt worden war. Gewiß, die Landschaft vor mir war schön und ihr Rahmen von einer eigenen Poesie; aber gerne hätte ich Algerien und den Atlas, Bualem und seine Freunde, das Himmelsblau und das Roth der Oleanderrosen vertauscht mit der grauen Colonnade des Odéon und seinem engen Bühneneingang und der kleinen Portiersloge, die ganz tapeziert ist mit den Bildern und Autographen von Schauspielern und Schauspielerinnen in Costüm. Wie, ich führte hier in Algier das Leben eines Rittersmannes aus den heroischen Jahrhunderten, indeß ich drüben im Triumph, aber mit der, riesige Bescheidenheit heuchelnden Miene eines neuen Autors, dessen Stück man spielt, durch diesen engen Corridor hätte gehen können, der mich bei der Ueberreichung meines Stückes zitternd und furchtsam gesehen hatte?! Ich encanaillirte mich in der Gesellschaft arabischer Häuptlinge, die wohl pittoresk sein mochten, deren Unterhaltung aber sehr ungenügend war, während der Souffleur, der Maschinist, der Director, der Regisseur und die ganze Bande der allzu stark geschminkten Schauspielerinnen und der Schauspieler mit blaurasirtem Kinn sich mit meinem Stücke beschäftigten! Ich athmete den frischen und scharfen Duft der von der Brise umhauchten Orangenwälder ein, indeß es nur von mir abhing, mein Geruchsorgan mit dem besonders deliciösen ranzigen Geruch zu erfrischen, den die Coulissen ausströmen! Und die Ceremonie der Vorlesung des Stücks im Beisein der Bühnenmitglieder — die Wasserflasche, das Glas mit Zucker, das Manuscript beim Schein der Lampe? Und die Proben, zuerst im Foyer, um das große Kamin, dann auf der Bühne mit ihrer unermeßlichen, mysteriösen Finsterniß, ganz vollgepfropft von Geräth und Decorationen, gegenüber dem leeren, hohlen und eisigen Zuschauerraum mit seinem verhüllten Kronleuchter und seinen zugedeckten Logen und Bänken! Vor der Aufführung dann wieder die Schauseite des Theaters mit ihrem Kranz von Lichtern, die vorfahrenden Equipagen, die Menge vor der Kasse, die ungeduldige Erwartung der Dinge, die da kommen werden, ganz allein in Gesellschaft eines treuen Freundes, und dann die herzbeklemmende Aufregung, wenn lebhafte, schwarzbefrackte Silhouetten hinten vorübergehen mit der Mittheilung, daß der Vorhang gefallen und der Name des Verfassers durch den Regisseur mit lauter Stimme dem klatschenden oder pfeifenden Publicum genannt worden ist. „Vorwärts," sagt der Freund, „und Muth! jetzt müssen wir sehen, wie die Dinge abgelaufen sind, den Schauspielern danken und endlich den Kameraden, die im Kaffeehaus auf Dich warten, die Hand schütteln . . ." Und so träumte ich mit offenen Augen unter dem Zelt, in der erschöpfenden Sonnengluth eines schönen afrikanischen Wintertages, während in der Ferne unter den senkrechten Strahlen des untergegangenen Balls ein weißer Cysternenrand sich röthlich färbte und man als einziges Geräusch in der großen stillen Ebene nur das Klingeln eines Glöckleins und die melancholischen Rufe der Hirten vernahm.

Nichts störte übrigens meine Träumerei. Meine Gastfreunde verstanden, alle vier zusammen, zwanzig französische Wörter, ich kaum zehn arabische. Der Freund, der mich bei den Häuptlingen eingeführt hatte und mir als Dolmetsch diente (ein spanischer Kornhändler, dessen Bekanntschaft ich in Algier gemacht), war nicht zur Stelle, da er durchaus die Jagd fortsetzen wollte; so rauchten wir denn stumm unsere dicken Cigaretten, indem wir von Zeit zu Zeit einen Schluck schwarzen Kaffees aus den mikroskopischen Tassen tranken.

Plötzlich entstand ein großer Lärm. Die Hunde bellen, die Diener eilen herbei, ein verteufelt langer Kerl von Spahi in rothem Burnuß hält sein Pferd hart vor dem Zelt an: — „Sidi Daoudi?"

Es war eine Depesche von Paris, die mich von Dorf zu Dorf verfolgte, von Milianah aus. Sie enthielt nur die paar Worte: „Stück gestern gespielt, großer Erfolg, Darstellung vorzüglich."

Ich las die willkommene Depesche und las sie wieder, an die zwanzig, an die hundert Male, wie man es mit einem Liebesbrief thut. Man denke nur: mein erstes Stück! . . . Als mich aber die Agas mit vor Rührung zitternden Händen und glückstrahlenden Augen sahen, da lächelten sie mir zu, die großen braunen Kerle, und wechselten unter einander einige arabische Worte. Der Gelehrteste von Allen bot sogar seine ganze Wissenschaft auf, um mir zu sagen: „France . . . nouvelles . . . famille? . . ." Ach nein, keine Familiennachrichten, sondern etwas Anderes, Besseres! Und da ich das Bedürfniß fühlte, mein Glück auch Anderen mitzutheilen, so setzte ich mir in den Kopf, vermittelst der vier arabischen Wörter, die ich wußte, und der zwanzig französischen, in deren Besitz ich sie vermuthete, ihnen zu erklären, was ein Theater sei und eine erste Aufführung in Paris bedeute. Verlorne Liebesmüh, wie man sich denken kann! Aber die Jugend verzweifelt an nichts. Ich suchte Vergleichungspunkte, verdoppelte die Geberden und schwang den blauen Umschlag der Depesche mit den Worten: „Karageuz! Karageuz!" gerade als ob mein rührender und auf tugendhafte Thränen speculirender Einacter irgendwelche Beziehung zu den schrecklichsten Possen des ungeheuerlichen türkischen Hanswursts gehabt hätte; wie wenn man ohne Beleidigung das klassische Odeon

Digitized by Google

vergleichen könnte mit den heimlichen Schlupfwinkeln der maurischen Städte, wo jeden Abend und dem Verbot der Polizei zum Trotz die guten Muselmanen sich an den cynischen Späßen ihres Lieblings ergötzen.

Das ist afrikanische Fatamorgana. In Paris erwartete mich die Enttäuschung. Denn ich kehrte sofort zurück und früher, als die Klugheit und der Arzt es gestattet hätten. Aber was kümmerten mich die Nebel und der Schnee, die ich dort traf, was kümmerte mich das milde Azur, das ich dort hinter mir zurückließ?! Nur mein Stück sehen und sterben! ... Eingeschifft, ausgeschifft ... ich stürme durch Marseille und schlottere bald im Waggon mit Wonne. Ich kam nach Paris, es war gegen sechs Uhr, die Nacht regierte. Ich verzichtete auf das Essen und rief: „Kutscher, nach dem Odéon!"

Der Vorhang erhob sich eben, als ich mich in meinem Sperrsitz niederließ. Das Haus hatte ein seltsames Aussehen. Es war Fasching, man tanzte in allen Vergnügungslokalen des Lateinischen Viertels und nicht wenige Studenten und Studentinnen waren ins Theater gekommen, um zwei Stunden im Maskenballcostüme hier zu verbringen. Es gab Pierrots, Colombinen, Harlekins von allen Farben. „Das ist schwer," dachte ich, „diese Narren zu Thränen zu rühren!" Dennoch weinten sie, und sie weinten so heftig, daß ihr Buckel vorne ganz von Thränen glänzte. Vor mir hatte ich eine „Narrheit", deren Rührung jeden Augenblick die Schellenkappe erzittern machte; und zu meiner Linken eine Pierrotte, eine dicke Lise mit empfindlichem Herzen, die sehr komisch aussah mit den zwei großen Thränenbächen, die aus ihren runden Augen hinunter rollten und eine tiefe Spur in die mehlbestreuten Wangen zeichneten. Meine Depesche hatte wirklich die Wahrheit gesagt: mein Einacter hatte einen großen Erfolg. Während dessen hätte ich, der Verfasser, hundert Fuß tief unter der Erde liegen mögen. Das Stück, das diese braven Leute beklatschten, schien mir abscheulich. Es war nicht mein Stück. Wie könnte ich meinen Helden in diesem dicken Herrn wiedererkennen, der sich, um recht väterlich und tugendhaft zu erscheinen, eine Bérangermaske angeschminkt hatte? Ich war ungerecht. Die Schauspieler machten ihre Sache so gut als möglich und ich verdankte ihnen ein guten Theil meines Erfolges. Aber die Enttäuschung war zu stark, der Unterschied zu groß zwischen dem, was ich glaubte geschrieben zu haben und alledem, was sich mir jetzt zeigte mit allen seinen sichtbaren Runzeln, allen von der Rampe grell beleuchteten Löchern, und ich litt sehr darunter, mein Ideal so verwandelt zu sehen. Trotz der Rührung und des Applauses fühlte ich mich von einer unsagbaren Scham erfaßt. Ich merkte, wie mir das Blut heiß zum Kopfe stieg. Mir schien, als ob sich dies ganze Carnevalspublicum über mich lustig machte und als ob es mich kennen sollte. In Schweiß gebadet, athemlos, kopflos verdoppelte ich in Gedanken die Gesten der Darsteller. Ich hätte sie schneller gehen, schneller reden lassen mögen, damit meine Pein abgekürzt würde. Wie athmete ich auf, als der Vorhang fiel, und wie stürmte ich fort, den Mauern entlang, mit aufgestülptem Kragen, beschämt und hastig, wie ein Dieb!

Seither habe ich oft für das Theater geschrieben, aber ohne den unangenehmen Eindruck bezwingen zu können, den mir ein jedes meiner Werke auf der Bühne macht. Ich bewundere und beneide die jungen und alten Theaterschreiber, welche bei den Proben herzhaft ihren Stuhl vor das Loch des Souffleurs stellen, corrigiren, disputiren, Zusätze anbringen, Striche machen und zu dieser Arbeit ihre ganze Seele hingeben, und endlich am Abend der ersten Vorstellung sich unter den Kronleuchter setzen und ihr Werk ansehen und sich selbst Beifall klatschen mit der Freude eines Soldaten in der Schlacht. Da hat man es mit einem Buche viel besser, denn es gibt sein Innerstes nicht den Blicken preis und bietet sich nicht selbst an. Der aufgehende Vorhang macht ein Geräusch, wie wenn man ein Kleid zerreißt, und das jungfräuliche Geschöpf wird nackt und bloß der beleidigenden Neugier von zweitausend Paar Augen hingegeben; es gemahnt mich immer an die armen Mädchen, welche vor Kälte zitternd und vor Scham linkisch sich für einen Thaler auf dem Tisch eines Ateliers entkleiden. Darum, wenn ich jemals wieder ein Stück aufführen lasse, so verlasse ich Paris und fliehe in die Ferne, weit hinaus übers Meer in das Land von Bualem, dort ruhigen Gemüthes die gute oder schlechte Depesche zu erwarten, die mir nach langem Suchen ein schöner Spahi in rothem Mantel überbringt.

Aber halt, ich vergaß noch den Grund zu gestehen, warum ich den alten Bualem-Ben-Sherifa nicht anredete, als ich ihm zur Zeit der Weltausstellung beim Grand Hôtel begegnete. Zwischen uns hat sich nämlich eine kleine Schwierigkeit erhoben, die mich jetzt genirte. Der spanische Kornhändler, der mich ihm vorgestellt, soll nämlich ein übles Ende genommen haben. In jenen von Leuten aus allen fünf Welttheilen bevölkerten Colonien schließt man oft Freundschaft, ohne sich näher zu kennen. Dann hört man eines schönen Tages wohl etwa Folgendes:

„Und wie geht es jenem reizenden Burschen, Sie wissen, wen ich meine?"

„Jawohl, er ist jetzt Galeerensträfling!"

Das sind die Nachtheile der Colonisation!

Aus der Hauptstadt.

Elektrische Träumereien.

Der menschliche Größenwahn konnte sich wohl selten so geschmeichelt und zu den selbstgefälligsten Posen so herausgefordert fühlen, wie in den letzten Wochen, die ganz und gar der Bewunderung des elektrischen Lichtes gehörten. Es liegt nach den Berichten, die von der Münchener Ausstellung in die Welt geflattert sind, und nach den Versuchen, die man in Berlin mit der Beleuchtung der Straßen und Plätze vorgenommen hat, ganz sichtlich Allen in den Gliedern, daß wir an der Schwelle einer neuen Epoche stehen, und ein Widerstrahl der elektrischen Flammen leuchtet von stolzen Menschengesichtern. Es ist unmöglich, von etwas Anderem zu reden. Alle Gespräche sind mit Elektricität geladen. Wer sich ausschließen wollte, müßte sich wie auf einem Isolirschemel vorkommen. Als ich vor einigen Tagen mich von einem Freunde verabschiedete, um ins Theater zu gehen, rief er mir nach:

„Ich wünsche Ihnen angenehme Beleuchtung!"

Und wenn auf dem Anhalter Bahnhofe die Züge nach München abgelassen werden, so geht es als Abschiedswunsch von Mund zu Mund:

„Vergnügtes Glühlicht!"

Von dem neuen friedlichen Siege des Scharfsinns, von der jüngsten Eroberung der Wissenschaft sind alle Herzen voll und Manchem scheint es erst jetzt verständlich zu werden, wie schön es ist, ein „Zeitgenosse" zu sein! Aladins Wunderlampe stellt dies vorgeschrittene Geschlecht in die Rumpelkammer, den großen Feuerfinder Prometheus vermag es kaum noch als einen mittelmäßigen Vorläufer von Siemens und Halske wohlwollend gelten zu lassen, und als in der letzten Woche ein prächtiges Herbstgewitter über die Hauptstadt niederging, erschienen uns seine wichtigthuenden Blitze und seine prahlerischen Donnerschläge nur als ein kümmerlicher Beitrag des Himmels zu der großen Elektricitäts-Ausstellung der Erdbewohner. Ja, ja! Der Mensch fühlt sich wieder einmal als Herr der Schöpfung und man hat bereits angefangen, ernstlich darüber nachzudenken, ob die Sonne nach dem System Edison oder nach dem System Siemens ihr immerhin anerkennenswerthes tägliches Beleuchtungswerk regulirt? ...

Wenn man auf dem Potsdamer Platz in Berlin in die Runde blickt und sich von der Lichtfülle der elektrischen Lampen umfluthet sieht, so begreift man freilich den Menschenstolz, der sich jetzt auf den Zehenspitzen emporreckt. Das ist in der That das Idealicht — das ist ein elektrischer Sonnenaufgang, der nur auf den wirklichen Sonnenuntergang wartet, um seinen strahlenden Glanz zu entfalten. Da schimmert die ganze Runde in weißem Licht wie in dem keuschen Schneeglanz einer Winterlandschaft, während zugleich an den Akazienzweigen, welche dort über eine Gartenmauer herübernicken, jedes Blatt in einem verklärten anachronistischen Lenzgrün leuchtet, als durchströmten es noch alle

Digitized by Google

frischen Säfte. Das ist das Licht der Verjüngung, das unter seinem silbernen Schleier die Erde schöner zurückgibt, als es sie gefunden hat, und es ist nur allzu verständlich, daß bei diesem Anblick so manche Hyperbeln der Bewunderung laut werden. Schon warnen uns vorsichtige Verwandte, uns nicht ohne Wasse aus den Strahlenbüscheln des Platzes in die acherontische Laternenbeleuchtung der Nebenstraßen zu wagen. Murrende Stimmen fordern bereits auf, endlich einmal dem lichtscheuen Treiben der Gasgesellschaften prüfend näher zu treten, und es ist nicht unmöglich, daß dem Director der städtischen Gaswerke demnächst ein entrüsteter Volkshaufe entgegenruft:

„Nieder mit dem Dunkelmann!"

Phantasievolle Leute aber sehen schon die Zeit herannahen, da die letzte Gaslaterne als eine Merkwürdigkeit vergangener Jahrhunderte im märkischen Museum gegen Eintrittsgeld gezeigt wird! . . .

Freilich hat auch dies Licht seinen Schatten. Es gehörte bisher mit zu der Romantik des Straßenlebens, daß helle und dunkle Strecken abwechselten. Der „Schleier der Nacht" war einer der beliebtesten Toilettengegenstände für die heimliche Liebe, und nirgends findet sich bekanntlich der reizende Weg von Mund zu Mund leichter, als — im Finstern. Aber nun ist jedem vertraulichen Stelldichein sein Ziel gesetzt. Die elektrische Lampe mit ihrem eifersüchtigen Flammenauge dringt indiscret bis in den letzten Winkel und scheucht die verstohlene Zärtlichkeit aus jedem Versteck auf. Junge Damen, die wir um ein Rendezvous bitten, werden uns in Zukunft antworten: „Schön! Wenn Sie bei Tage Zeit haben! Aber um Gotteswillen nicht nach Sonnenuntergang — denn bei hellerlichtem Abend dürfen wir uns zusammen nicht sehen lassen! . . ." Und wie bedauernswerth sind die Abendschönheiten, nachdem man den Abend zum Tage gemacht hat! Goethe kann seinen Mephisto gut sagen lassen: „Und Euch taugt einzig Tag und Nacht!" Er kannte die elektrische Beleuchtung noch nicht, welche den Tag in Permanenz erklärt hat. Ach, da war der alte Ufteri schon prophetischer veranlagt! Wenn er uns zur Lebensfreude aufforderte, „so lang' noch das Lämpchen glüht", so ist das eine dichterische Vorahnung der Glühlampen, die alle deutschen Gesangvereine überraschen wird.

Mit lebhafter Neugierde darf man den elektrisch beleuchteten Theatern entgegensehen. Die versammelten Bühnenleiter haben sich ja in München mit nichts Anderm als mit den Fragen der Elektricität beschäftigt, und ich bin begierig, ob sie wirklich glauben, daß die gutgemeinten Lügen und die listigen Täuschungen der Scene die volle Beleuchtung ertragen werden? Wird man nicht bei der erbarmungslosen Aufrichtigkeit des elektrischen Lichts jede Puderflocke, jeden Strich des Schminkpinsels bemerken können? Wird man noch an die Echtheit der Pappdeckelgebüsche und den ewig blauen Leinwandhimmel der Bühne glauben, wird man noch eine Atrappe des Buchbinders für ein Brathuhn und die Kattunfalten der Theatergewässer für Meereswogen halten, wenn der elektrische Strahl die ganze Herrlichkeit Lügen straft? Ich befürchte, daß hier so manche heitere Täuschung zerfallen wird — und Gustav Freytag wird gut thun, mit Berücksichtigung Edisons eine neue „Elektrotechnik des Dramas" zu schreiben . . .

Mit unverhohlener Geringschätzung aber blicken wir in dem Zeitalter des elektrischen Lichts zum gestirnten Himmel empor. Wie thöricht waren doch die Poeten, wenn sie die Sterne „golden" oder in besonders gehobenen Augenblicken sogar „gülden" nannten! Von unsern elektrisch beleuchteten Plätzen aus kommen sie uns höchstens wie arme blinkende Leuchtkäfer vor und der Mond erscheint uns gelb und blaß wie ein Eierkuchen. Wozu wird uns überhaupt noch diese überflüssige Mondampel täglich angezündet? Wir brauchen den Mond nicht mehr! Wir bestehen durchaus nicht auf seinen Schein und lassen ihn höchstens als Nothlampe gelten, wenn die elektrische Beleuchtung einmal versagen sollte. Mit der Mondscheinlyrik ist es nun natürlich für immer vorbei. Sie muß zeitgemäß umgestaltet werden, und wie es eine romantische, eine schwäbische Schule gegeben hat, so muß in der Dichtung der Gegenwart so bald wie möglich eine elektrische Schule hervortreten, die uns eine mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattete Liebeslyrik schafft. Da wird beispielsweise eine zärtliche Huldigung also klingen:

„Was ist des Mondes Strahlenkranz,
Was ist der Sonne Frühlicht
Wohl gegen deiner Blicke Glanz
Und deines Auges Glühlicht?
Und reichst du mir das Händchen dar
Zum frohen Bunde Hymens,
So glänzt mein Leben freudenklar
Wie Bogenlicht von Siemens."

Ein elegisches Gedicht wird den Wortlaut haben:

„Du fragst, warum von Zeit zu Zeit
Die Thräne mir das Auge feuchtet? . . .
Mein Weg ach! führt durch Dunkelheit,
Als wär' mit Gaslicht er beleuchtet.

Vielleicht verwandelt mein Geschick
Sich unter besseren Gestirnen:
Dann leuchtet wohl auch mir das Glück
Mit Edison'schen Milchglas-Birnen!"

Berufene Dichter mögen diese Andeutungen weiter ausführen. Hier genügt wohl die erste Anregung. Al Hafi.

Dramatische Aufführungen.

Reif-Reiflingen.

Schwank in fünf Acten von G. von Moser.

Wenn ein Dichter in die Jahre kommt, wo der Flügelschlag seiner Phantasie zu erlahmen und seine ganze literarische Zukunft nur noch in der Vergangenheit zu liegen droht, da forcirt er seine Muse nicht, sondern gibt in naiver Resignation den verwundert nach der Ursache seines Schweigens fragenden Freunden und Verehrern etwa mit Grillparzer die klassische Antwort: „Es fallt mir nix ein." Anders Herr von Moser. Auch ihn, den einst erfindungsreichsten Odysseus unseres heutigen Theaters, kann man kaum mehr im ungerechten Verdachte eines Einfalls halten. Was er geben konnte, hat er gegeben: an die hundert zum Theil treffliche Einacter und ein paar Dutzend großer Komödien, die, halb Posse, halb Lustspiel, unseren genügsamen Zeitgenossen wohlgefallen haben. Weil er aber selbst sehr gut erkennt, daß ihm die kühne Seglerin Phantasie untreu geworden und auch die Ader des Witzes spärlicher fließt, und da er doch andererseits auf die zahlreichen Annehmlichkeiten der Bühnendichterei nicht verzichten mag, so kam er auf den Gedanken, sich in der Art der französischen Autoren-Collaboration mit jüngeren, frischeren Kräften zu verbinden. Rosen, Schönthan, Bürger heißen die Glücklichen, denen Moser für ihr Bischen Erfindungsgeist und Frische die Beisteuer einer oft erprobten scenischen Routine und die Garantie einer beliebten Firma gab, und zumal der letzte Erfolg: „Krieg im Frieden", in Compagnie mit Schönthan verfaßt, erwies den praktischen Werth solcher Verbindungen. Aber Moser empfand mit der ganzen Sparsamkeit eines ausgeschriebenen Dichters das Bedürfniß, die alte Idee noch einmal zu fructificiren, die beliebte Lieutenantsfigur noch einmal auf die Bühne zu führen, die alten Witze noch einmal aufzuwärmen und vorzusetzen. In seinem Geiste entstand der großartige Gedanke einer Reif-Reiflingen-Trilogie, von der freilich sein besser berathener Mitarbeiter nichts wissen wollte. Und so kommt es, daß an diesem der Komödie zweiten Theil nur Gustav von Moser schuld ist.

„Reif-Reiflingen" verräth sich in jeder Scene als das Werk eines Schriftstellers, der uns nichts mehr zu sagen hat. Das Gute ist nicht neu, das Neue nicht gut. Der Dialog ist von einer platten Alltäglichkeit und zeigt mehr Witzbestrebungen als Witzergießungen. Die neu hinzugekommenen Figuren gehören zum ältesten Theaterinventar, die aus „Krieg im Frieden" herübergenommenen erscheinen chargirt und wirkungsloser. Sogar der unverwüstliche Titelheld hat fast seinen ganzen Fond von liebenswürdigem Humor und Frische eingebüßt. Sein Witz bewegt sich immer in denselben Redensarten eines Prudelwitz, die man sich ein paar Male gefallen läßt, deren beständige Wiederholung aber ermüden muß. Jetzt findet er Alles „stilvoll" und braucht bis zum Ueberdruß die geistvolle Wendung: „um mich eines . . .'schen Ausdrucks zu bedienen." Zuletzt jodelt und schnadahüpfelt er wie ein Alpensex und singt sogar chauvinistische Couplets, die uns den lieben Spaßvogel erst recht verderben.

Digitized by Google

Von einer Einheit der Idee und der Charaktere ist keine Spur. Nach Rosens Vorgang und Recept haben wir es weniger mit einem Stück, als mit fünf nothdürftig aneinandergeschweißten Einactern zu thun, von denen jeder mit den ehrwürdigsten komischen Motiven aus Kotzebue, Jünger und Steigentesch angefüllt ist, ohne daß Anleihen bei jüngeren Poeten wie Kalisch, Benedix, Jacobson verschmäht wären. Jeglicher Act hat seine eigene Handlung oder doch eigene als solche sich geberdende Vorgänge und Allotria. Der erste Aufzug könnte den Titel: Gestörte Einquartierung tragen, denn hier sehen wir den unangemeldet auf Besuch gekommenen Herrn von Reif, wie er jeden Augenblick sein vermeintlich ihm angewiesenes Zimmer wieder räumen muß, bei welchen Umzügen die nothwendigen aber discreten Utensilien eines eleganten Lieutenants, z. B. das Haarbrenneisen, zum Vorschein kommen. Der zweite Act zeigt uns ein gestörtes Rendezvous im Försterhause zwischen des Nimrods Töchterlein und einem schüchternen Provisor. Einer Verschwörung der Frauen gegen die auf die Jagd ziehenden Männer ist der dritte Act gewidmet. Der vierte führt uns in ein bis dahin fast gar nicht erwähntes Interieur: das Haus eines jungen Apothekers, der sich von einem Freunde eine Feuerwehruniform geborgt hat und nun jedesmal, wenn er Lust hat, mit seinen Freunden eine Partie Skat zu spielen, sich als freiwilliger Steiger verkleidet und von seiner nichts Böses ahnenden Frau so gerührten Abschied nimmt, wie nur Hektor von seiner Andromache sich wegzuwenden pflegt. Der letzte Act zeigt eine allgemeine Verschwörung gegen Reif, der die Ehe- und Liebespaare wider Willen hintereinander gebracht haben soll. Natürlich klären sich die verschiedenen Mißverständnisse im Handumdrehen auf, und es erfolgt eine vollständige Lösung der Handlung — die nicht da ist.

Eine achtunggebietende Bühnengeschicklichkeit hält dieses Durcheinander zusammen, doch will es dem Verfasser selten mehr gelingen, eine komische Situation ganz zu erschöpfen und durchzuführen. Er ist offenbar zu sehr von der Sorge gequält, die Zuschauer könnten die Geduld verlieren, so daß er sie fortwährend wieder mit anderen Sächelchen zu zerstreuen sucht. Embryonen von Lustspielen und Possen bedecken die Wahlstatt. Müßige Anläufe zu neuen Verwicklungen erfüllen das Stück, und ist einmal Anlaß zu etwas Situationskomik da, so verpufft sie ganz in der flüchtigen Ausführung. So war es eine gute, wenn auch nicht neue Idee, daß ein jovialer Onkel dem mißliebig gewordenen Reif die freiwillige Abreise, bevor sie zur unfreiwilligen wird, nahe zu legen hat. Der alte Herr setzt sich mit dem Hinauszuwerfenden ans gedeckte Tischchen und hofft, ihn durch ein paar Gläser Wein gefügig zu machen. Was geschieht aber? Der Alte vergißt seine diplomatische Sendung, trinkt etwas über den Durst und amüsirt sich trefflich in der Gesellschaft des verpönten Gastes. Die allgemein erwartete Pointe, daß der Gute sein Opfer weinselig umarmt, würde diese Scene einzig wirksam abschließen. Statt dessen wird der Jubelgreis sentimental, erinnert sich seiner Jugend und ihrer lyrischen Anfälle und steht plötzlich auf, um eine Probe seines in Verse gebrachten Ueberschwangs zu holen. Als er endlich wiederkommt, ist die Scene längst vergessen und Reif-Reiflingen fort. Im dritten Aufzug macht Moser ferner Miene, als wollte er uns eine zweite Auflage der Lysistrata vorsetzen, aber die ganze Verschwörung verläuft im Sande und Niemand spricht mehr von der beabsichtigtermaßen gestörten Jagd. Ebenso geht es, als die Apothekersfrau den ehemännlichen Pseudo-Feuerlöscher entlarvt. Man erwartet eine in jeder Beziehung große Scene voll Furcht und Mitleid, aber mit ein paar Worten ist die Enthüllung und das Geständniß geschehen; der Bloßgestellte schleicht sich in das Zimmer seiner zornigen Frau, wo ohne Zweifel die Versöhnung vor sich gehen wird. Was liegt dem Publicum daran? denkt Moser, und flugs hat er ein neues Mittelchen bereit, um den Act zu füllen und die dringend nöthige Heiterkeit zu erwecken: Reif-Reiflingen singt ein Couplet. Dieser musikalische Nothbehelf wird noch einmal angewendet. Schon um die Mitte des zweiten Actes weiß der Verfasser nicht mehr, was er weiter bringen soll. In dieser Pein läßt er schnell eine Zither herbeischleppen und ein Concert arrangiren, bei dem die Försterstochter, der Provisor und sogar Reif als imitirte Tyroler zu jodeln und zu tanzen haben — gerade so, als spielte das Stück im bayrischen Oberland und hieße: „Das Versprechen hinterm Herd", dem dieser zweite Act unleugbar nachgebildet ist.

Und dennoch hat dies confuse Stück im Wallner-Theater reichlichen Beifall gefunden. Es ist dies der allgemeinen Beliebtheit des Verfassers und namentlich der hauptsächlichen Darsteller zuzuschreiben, die ihr Bestes boten. So ein „Liebling des Publicums" kann fast jedes Stück annehmbar machen, denn er braucht sich nur zu zeigen, um sogleich einen dröhnenden Beifall zu wecken. Immerhin möchte ich Herrn Moser rathen, das nächste Mal wieder einen Mitarbeiter zu nehmen, denn er steht, um mich, wie sein Reif-Reiflingen, eines Auerbach'schen Ausdrucks zu bedienen, offenbar nicht mehr „auf der Höhe". Z.

Notizen.

Von der Landstraße. Lieder von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind.

Der muntere Sänger, der neuerer Zeit eine erstaunliche Productivität entfaltet, singt hier von sich selbst sehr treffend:

Mitunter wird Sehnen in mir wach,
Zu sagen und zu singen
Wie Wolfram, der Ritter von Eschenbach
Von hohen, göttlichen Dingen.
Dann leg' ich bei Seite die Rohrschalmei,
Bei Seite die Spielmannsfiedel;
Ist aber das Lied geschlüpft aus dem Ei,
Ist's wieder ein Schelmenliedel . . .

und demzufolge fehlt es den wenigen ernsthafteren Gedichten des zierlichen Bändchens selten an einer schalkhaften Pointe. Das Anmuthende bei Baumbach ist gerade, daß er die weltschmerzliche Maske flieht und lustig und witzig, ganz nach seinem Temperament, frisch von der Leber weg singt.

Da sprach ich kurz und bündig:
„Ich bin der Herr und kündig!"
Und warf das Leid hinaus.

Mag man über die oft manierirte mittelalterliche Vaganten-Poesie der Scheffel'schen Richtung mit ihrer ewigen Weinseligkeit denken, wie man will, auch den neuesten Liedern Baumbachs wird man Duft, Frische, Naivetät und Humor gewiß nicht absprechen.

* * *

Zeitgenossen und Zeitgenössisches. Von Karl Hillebrand. Berlin, Robert Oppenheim.

Auch in diesem sechsten Bande seiner unter dem Collectivtitel: Zeiten, Völker und Menschen gesammelten Feuilletons erscheint Hillebrand als ein Meister des Essays im Sinne eines Sainte-Beuve oder Macaulay. Die für so viele für den Tag geschriebene und vom Tage verwehte Artikel verhängnißvolle Ueberpflanzung aus der Zeitung in ein Buch erweist sich an diesen gedankenreichen, kenntnißvollen und sorgfältig geschriebenen Aufsätzen als ein im Gegentheil überaus wohlthätiger Proceß. Diese gediegenen, soliden Arbeiten, die für die Tagesliteratur fast zu schwerwiegend sind, finden erst in Buchform ihre richtige Umgebung, ihr adäquates Publicum. Der vorliegende Band bringt geistvolle Charakteristiken von Guizot, Philarète Chasles, Sainte-Beuve, Antonio Panizzi (Mérimées Freund), den neapolitanischen Revolutionär Settembrini, eines der edelsten Zeugen der martirologgio, politisch-sociale Stimmungsbilder über belgische und deutsche Verhältnisse u. A. m. Wichtig ist Hillebrands Urtheil in der Gymnasialfrage, wo er der Meinung ist, daß eine einheitliche allgemeine Bildung auf den klassisch-mathematischen Unterricht gegründet sein müsse, und ein ungefähres Schulprogramm als Plan der zukünftigen nationalen Schulen für unsere leitenden Stände entwickelt. Mit Hillebrands conservativen oder parlamentsfeindlichen politischen Ansichten mag man, wie wir, nicht einverstanden sein, aber man wird doch anerkennen müssen, daß seine Ideen immer anregend und originell sind.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Was sollen wir lesen?

Das
ECHO

Wochenschrift für Politik, Litteratur Kunst und Wissenschaft.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Diese reichhaltigste und wohlfeilste aller Wochenübersichten enthält das Wissenswerteste u. Interessanteste aus allen bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt,

Deutsche, Österreichische
Schweizer, Ungarische
Holländische, Belgische
Amerikanische, Englische
Französische, Hebräische
Italienische, Schwedische
Norwegische, Spanische
Portugiesische, Polnische
Neugriechische, Russische
Arabische, Rumänische
Dänische, Türkische

Stimmen der Presse, die ein übersichtliches Gesamtbild der geistigen Bewegung unserer Zeit und ihres öffentlichen Lebens gewähren.

Preis vierteljährlich M. 2.50.
In Oesterreich 1 Fl. 50 kr.

Bestellungen bei allen Postanstalten, Buchhandlungen und Zeitungsspeditionen. Probe-Nummern sind durch jede Buchhandlung, sowie durch die Verlagshandlung J. H. SCHORER in Berlin, S. W., Dessauerstr. 12, gratis u. franko zu beziehen.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen. Preis per 1/2 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 500 150 80 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Meine wahrhaft schön singenden
Kanarienvögel
werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dursten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist.
R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Rubens und die Antike.

Eine kunstgeschichtliche Untersuchung
von
Dr. Friedr., Freiherr Goeler von Ravensburg.

Ein Band. Lex. 8. In hocheleg. Ausstattung mit Kopfleisten und Initialen. Mit 6 Lichtdruck-Tafeln. Brosch. 10 *M.*

Das vorliegende Buch behandelt ausführlich die sämmtlichen mythologischea, allegorisch-mythologischen und antik-geschichtlichen Darstellungen von Rubens und enthält mehrere ***fast noch unbekannte*** *Gemälde von Rubens, die hier zum* ***ersten Male*** *publicirt werden. Die Widmung hat Se. K. K. Hoheit der* ***Kronprinz des deutschen Reiches*** *allergnädigst angenommen.*

Vom **Fels zum Meer**

Preis per Heft nur 1 Mark.

beginnt soeben den zweiten Jahrgang.

Vom Fels zum Meer hat den größten Erfolg gehabt und im ersten Jahre seines Bestehens 35,000 Auflage erreicht. **Es ist die glücklichste Vereinigung** der Vornehmheit exklusiver Revüen und der Gemütlichkeit, Wärme und Allgemeinverständlichkeit des Familienblattes und befriedigt alle Faktoren der gebildeten Familie in hervorragender Weise.

Vom Fels zum Meer wendet sich an alle Gebildeten der Nation, richtet seine Ziele auf wahre und unvergängliche Ideale, trägt dem Bedürfnis nach Unterhaltung und Belehrung gleich sehr Rechnung, **bringt Romane und Novellen, Reisebeschreibungen,** Städtebilder, Lebensschilderungen, Medizinisches, Technisches, Astronomisches, Kriegswissenschaft, Kunst, Litteratur, Gedichte, Mode, Rätsel, Sport, Winke für Küche und Haus 2c.

Vom Fels zum Meer pflegt in ausgezeichneter Weise die Illustration in echt künstlerischem Sinne und bringt neben Kunstblättern in größtem Format Folgen originellster Textillustrationen. **Es veröffentlicht im neuen Jahrgang:** Novellen von E. Werner, S. Junghans, M. Schmidt, V. Blüthgen, F. v. Saar, R. Voß, A. Kielland, A. Silberstein, A. Daudet, L. Hesekiel; weitere Beiträge von G. Nachtigal, G. Rohlfs, K. Vogt, C. Sterne, v. Nußbaum, Eitelberger, Bartsch, Geiger, A. Lammers, Geffcken, J. Stinde, Bona Meyer, v. Falke, B. Buchner, v. d. Goltz, von dem Redakteur der Zeitschrift Joseph Kürschner u. s. w.

Vom Fels zum Meer enthält von jetzt ab eine besondere Musik-Beilage unter Redaktion K. Reineckes, mit Beiträgen von Moscheles, Hiller u. a., hat neben zahlreichen, zum Theil doppelseitigen Vollbildern von Knaus, Meissonier, Defregger, Thumann, Beyschlag, Gebhard, Pletsch, zahlreiche Textillustrationen von künstlerischem Wert vorbereitet, so von R. Püttner, W. Friedrich, Specht, R. Kaufmann, Eug. Bracht, Hentschel, Baisch, W. Gentz, Weber, Speier, Mannfeld, Dietrichs u. v. a. m.

Vom Fels zum Meer ist wegen seiner äußeren und inneren Gediegenheit, mit der sich ein enorm billiger Preis verbindet, die empfehlenswerteste Zeitschrift ihres Genres und wie wenige dazu angethan, den geistigen Mittelpunkt der gebildeten deutschen Familie zu werden. Es bietet auch denen herzlichen Gruß und Willkomm, die ihm bisher fern gestanden, und wird ununterbrochen alles aufbieten, jedem Anspruch gerecht zu werden.

Blochs Dänischer Fleisch-Extract

in 1/4 Pfd.-Dosen	1/2 Pfd.-Dosen	1 Pfd.-Dosen
70 ₰.	1 *M.* 30 ₰.	2 *M.* 50 ₰.

Dieser Extract, der sich in kurzer Zeit namentlich durch die **Reinheit seines Geschmacks** und seine **Billigkeit** in Deutschland eingeführt und weite Verbreitung in **Haus** und **Krankenstube** gefunden hat, ist für jede Hausfrau von unschätzbarem Nutzen, da sich von diesem Extract **ohne jeden Zusatz** von Fleisch auf die schnellste und bequemste Weise eine **schmackhafte** und **wohlriechende Fleischsuppe** bereiten läßt.

Heymann Bloch & Co.,
Kopenhagen, Hamburg u. Malmö.
Niederlagen in Berlin bei Max Camphausen, Friedrichstr. 134.
Wiederverkäufer erhalten angemessenen **Rabatt.**

Hierzu ein Prospekt betr. Neumanns Geographisches Lexikon, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 14. October 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Vor den Wahlen. Von Friedrich Boettcher. — Russische Politik. Von Hercynius. — **Literatur und Kunst:** „Athenais" von Ferdinand Gregorovius. Von J. J. Honegger. — Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland. Ein Beitrag zum Besten der Rechtsprechung. Von Friedrich Vischer. (Schluß.) — François Coppée's „Olivier" im deutschen Gewande. Von Wilhelm Bolin. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Skalden-Kunst. Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Dahn. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Schlußwort Karl Blinds über Mathy. — Inserate.

Vor den Wahlen.

Von Friedrich Boettcher.

Einer der seltsamsten Wahlkämpfe, die Preußen seit Einführung der Verfassung gesehen hat, geht seinem Ende entgegen. Seit Jahren bewegt sich unser politisches Leben in Unklarheiten und Widersprüchen — niemals aber ist die Verwirrung größer gewesen, als im gegenwärtigen Augenblicke. Wer etwa aus den Kundgebungen der Parteien, aus Reden und Zeitungsartikeln zu erkennen suchen wollte, um was eigentlich es sich in dieser Wahlbewegung handele, würde sich vergebens bemühen. Könnte man doch sogar, wenn man nicht wüßte, daß dieselbe dem preußischen Abgeordnetenhause gilt, in Zweifel sein, ob nicht vielmehr eine Erneuerung des Reichstages beabsichtigt wäre. In der ganzen Wahldiscussion laufen Aufgaben der Reichs- und der Staatsgesetzgebung kraus durcheinander. Bis zu einem gewissen Grade ist das freilich nicht zu vermeiden; denn das staatliche Leben des deutschen Volkes, obschon es von verschiedenen Punkten aus geregelt wird, ist in Wirklichkeit doch nur eines, und so kann, wenn die demselben zu gebende Gesammtrichtung erörtert werden soll, die Landespolitik von der Reichspolitik niemals ganz getrennt werden; am wenigsten in Preußen, welches vermöge seiner Größe und seiner führenden Stellung am innigsten mit dem Reiche verwoben ist. Aber in einer Wahlbewegung concrete Fragen zum Zankapfel zu machen, mit welchen die zu Wählenden infolge der feststehenden Abgrenzung der Competenzen überhaupt nichts zu schaffen haben werden, kann die Lage nur noch mehr verwirren.

In erster Linie indeß trägt an der allgemeinen Unsicherheit die Regierung die Schuld. Ihr anerkanntes Preßorgan erklärt ein Wahlprogramm des Ministeriums für überflüssig und unzweckmäßig. Dabei stellt es sich, als ob ein solches Programm nur von den boshaften Liberalen verlangt würde — eine um so unglücklichere Wendung, als in conservativen Blättern aller Schattirungen, von den Centrumsorganen gar nicht zu reden, seit Monaten lebhafter über die unklare Haltung der Regierung geklagt wird, als je in der liberalen Presse. Und in der That ist diese Klage nur zu berechtigt. Die „Provinzialcorrespondenz" verweist ganz allgemein auf parlamentarische Aeußerungen und sonstige Kundgebungen, welche einem Jeden, der sehen wolle, über die Ziele der Regierung genügenden Aufschluß gäben. Aber alle Welt weiß, daß in diesen Aeußerungen und Kundgebungen im Laufe der Zeit die auffallendsten Verschiedenheiten, ja vollständige Widersprüche sich herausgestellt haben. Außerdem wäre eine bestimmtere Aufklärung schon deshalb wünschenswerth, weil das Finanzministerium seit der letzten Landtagssession seinen Inhaber gewechselt hat, man also gar nicht wissen kann, in wieweit der Standpunkt des vorigen Finanzministers noch maßgebend ist.

Daß unter solchen Umständen ein unzweideutiges Regierungsprogramm ganz überflüssig sein soll, muß billig Wunder nehmen. Noch mehr aber muß man erstaunen, wenn die angebliche Unzweckmäßigkeit einer solchen Kundgebung mit der Befürchtung begründet wird, daß dadurch der Opposition nur neue Waffen in die Hand gegeben werden würden. Man ist seit Jahren daran gewöhnt, daß die Regierung mit ihrer publicistischen Vertretung wenig Glück hat; aber die hier in Rede stehende Ungeschicklichkeit übersteigt denn doch fast die Grenze des Denkbaren. Man mag gelegentlich einen einzelnen Plan geheim halten, um den Gegnern nicht vorzeitig Gelegenheit zu Gegenmaßregeln zu geben. Aber eine Regierung, die aus Furcht, der Opposition dadurch einen Vortheil zu verschaffen, eine offene Aussprache über ihre gesammte Politik vermeiden zu müssen glaubt und diese Furcht obendrein noch vor aller Welt eingesteht — eine solche Regierung gibt sich selbst auf. Wie stolz klang dagegen Fürst Bismarcks Sprache, wenn er für die Regierung das Recht und die Pflicht in Anspruch nahm, zu jeder Zeit, insbesondere aber vor den Wahlen, die Bevölkerung rückhaltslos über ihre Absichten aufzuklären! Und dies Recht sowohl wie diese Pflicht liegt auch gerade bei unseren Verhältnissen in der Natur der Sache. Unter dem rein parlamentarischen System, wo die Regierung lediglich ein Ausfluß der Mehrheit der Volksvertretung ist, mag es ausschließlich den Parteien vorbehalten bleiben, die Losung für den Wahlkampf zu geben. Wo aber, wie bei uns, die Regierung den Anspruch erhebt, über den Parteien zu stehen, wo sie für sich überall die Führung im Staatsleben verlangt und dem Parlamente nur die Rolle des Unterstützenden zugestehen will, ist es für sie unerläßlich, vor den Wahlen ein umfassendes und klares Programm aufzustellen.

Nach verschiedenen neueren Kundgebungen des Fürsten Bismarck zu urtheilen, soll die kaiserliche Botschaft, mit welcher am 17. November v. J. der Reichstag eröffnet wurde, dies Programm vertreten. Aber die Botschaft enthält nur eine Stelle, welche die Landesgesetzgebung berührt, und gerade von dieser Stelle ist es am meisten zweifelhaft, inwieweit sie heute noch als aufrechterhalten gelten kann. Es ist der von der Steuerreform handelnde Absatz. Die in Preußen beabsichtigte Steuerreform war dort in demselben Rahmen angedeutet, in welchem sie nachher der Verwendungsgesetzentwurf vom 16. März 1882 näher ausführte. Und Fürst Bismarck schien in der That diesen

Digitized by Google

Entwurf in seiner Reichstagsrede vom 12. Juni d. J. zum eigentlichen Mittelpunkt der diesmaligen Wahlbewegung machen zu wollen. Seitdem aber ist von ihm in den officiösen Veröffentlichungen nichts mehr zu hören. Statt dessen hat die „Provinzialcorrespondenz" die staunende Welt mit einer Reihe von Finanzerörterungen erfreut, an deren Ende alle Parteien ohne Unterschied bekannten, nunmehr von den wirklichen Steuerreformabsichten der Regierung erst recht nichts zu wissen. Wie kann unter solchen Umständen der Hinweis auf die Botschaft vom 17. November noch einen praktischen Werth haben? Dazu kommt, daß dieselbe als den sichersten Weg zum Ziele das Tabaksmonopol bezeichnet. Die inzwischen eingetretene vollständige Niederlage dieses Projects hat unmöglich — wie dies auch durch neuere Erklärungen der officiösen Presse bezeugt wird — ohne Rückwirkung auf jene Reformabsichten bleiben können.

Betreffs anderer hochwichtiger Angelegenheiten der preußischen Gesetzgebung, über welche volle Klarheit vor den Wahlen dringend nothwendig wäre, kann in der für die Reichslegislative bestimmten Botschaft ein Aufschluß überhaupt nicht gesucht werden, und so fehlt es z. B. für ein Urtheil über die dermalige Stellung der Regierung zur Vollendung der Verwaltungsreform an jedem Anhaltspunkte. Vollends aber die Kirchenpolitik liegt in tiefem Dunkel. Die Versicherung, daß man redlich bestrebt sei, den Frieden zwischen Staat und Kirche wieder herzustellen, kann nicht genügen; denn dieser Phrase bedient sich heute Jedermann. Alles kommt auf den concreten Weg an, den man zu diesem Zwecke einzuschlagen gedenkt. Die verschiedenen Parteien haben ihre Ansichten in dieser Beziehung mehr oder weniger deutlich kundgegeben, nur die Regierung läßt es an jeder Aufklärung fehlen. Was Herr von Schlözer in Rom fordern soll, und wie viel er davon etwa bereits erlangt hat, hüllt sich in undurchdringliches Geheimniß. Die Politik der discretionären Vollmachten aber, wie sie namentlich in dem letzten Kirchengesetz zum Ausdruck gekommen, hat der Regierung nur von allen Seiten Mißtrauen eingetragen.

Wenn trotz alledem die officiösen Organe die Wählerschaft immer wieder auffordern, dem alten Parteiwesen zu entsagen und sich einmüthig um die Regierung zu schaaren, so verhallt das natürlich wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Mehr als je ist dieser Wahlkampf ein Kampf der bestehenden Parteiungen untereinander. Und als solcher hätte er sich sehr einfach gestalten können. Der letzte Landtag hat seine Signatur erhalten durch die conservativ-klerikale Majorität. Nicht ganz mit Recht hat man dieselbe der Unfruchtbarkeit beschuldigt. Wenn sie nicht größere Erfolge ihrer Zerstörungsarbeit aufweisen kann, so ist das nicht ihre Schuld, sondern die der Regierung, welche sie daran verhindert hat. Angesichts der Neuwahlen erhob sich also von vornherein die Frage, ob diese Majorität auch in dem künftigen Landtage fortbestehen würde. Im bejahenden Falle würde sich die Möglichkeit bieten, daß die Regierung ihr alsdann größere Zugeständnisse machen würde, und das um so mehr, als einige Mitglieder des Ministeriums schon im letzten Landtage dieser Richtung eine weitgehende Sympathie bezeugt haben. Solcher Perspective gegenüber war den verschiedenen Parteien die Operationslinie von selbst vorgezeichnet. Conservative und Ultramontane mußten ihr Augenmerk auf die Erhaltung ihrer parlamentarischen Machtstellung richten, während den Liberalen die Aufgabe zufiel, die für sie alle unzweifelhaft gemeinsame Gefahr einer conservativ-klerikalen Majorität zu vereiteln. Besitz behaupten ist immer leichter, als Besitz erwerben. Die Liberalen hatten also mehr als ihre Gegner Veranlassung, ihre ganze Kraft auf das eine gemeinsame Ziel zu richten und Alles zu vermeiden, was die Bethätigung dieser Kraft beeinträchtigen konnte. Das sachlich Trennende konnte um so unbedenklicher in den Hintergrund treten, als die Beseitigung der conservativ-klerikalen Majorität für alle liberalen Richtungen die Vorbedingung zu positivem Schaffen ist. Für den Augenblick hing Alles an einer einträchtigen Wahltaktik. Und diese war nur möglich, wenn man den alten Einfluß der verschiedenen Richtungen loyal respectirte, nicht in der Art, daß die einzelnen Centralwahlcomités sich von vornherein über die Köpfe der Wähler hinweg den bisherigen Besitzstand gegenseitig garantirten, aber doch so, daß von diesen Centralstellen aus jedenfalls nicht die Initiative zu Veränderungen dieses Besitzstandes in den einzelnen Wahlkreisen und damit zu Spaltungen unter den Liberalen ergriffen wurde.

Einem solchen einmüthigen Vorgehen der Liberalen kamen die Verhältnisse im gegnerischen Lager in unerwarteter Weise zu Hülfe. Gewisse in der Breslauer Diöcese hervorgetretene Anmaßungen der katholischen Kirche, die durch die freche Sprache der Centrumspresse noch verschlimmert wurden, machten in protestantischen Kreisen viel böses Blut und hatten zwischen Conservativen und Ultramontanen ein Zerwürfniß zur Folge, dessen Spuren noch nicht verwischt sind. Ganz thöricht wäre es nun freilich, wenn die Liberalen durch dies Zerwürfniß die Gefahr einer conservativ-klerikalen Mehrheit im nächsten Abgeordnetenhause als von selbst beseitigt betrachten wollten. Die Verbindung zwischen Conservativen und Ultramontanen beruht nicht auf so zarten Herzensneigungen, daß sie durch anzügliche Redensarten ernstlich gestört werden könnte; sie ist eine Vernunftehe, wie sie sich nüchterner nicht denken läßt. Im Kampfe gegen den modernen, gegen den constitutionellen Staat wird man die Reactionäre beider Confessionen immer wieder vereinigt finden. Aber für die Aufklärung der protestantischen Wähler waren diese Vorgänge, war besonders der demuthsvolle Rückzug der Conservativen und der hochfahrende Ton der Ultramontanen von nicht zu unterschätzendem Werthe. Dazu kam ein Wahlaufruf der conservativen Parteileitung, der Alles, was bisher in Deutschland in ähnlichen Kundgebungen an sinn- und würdeloser Phrase geleistet worden ist, weit hinter sich ließ. Der Zweck, die eigene Rathlosigkeit durch eine lärmende Beschimpfung der Gegner zu verdecken, war hier so durchsichtig, daß auch das ungeübteste Auge ihn zu erkennen vermochte. Und um das Maß voll zu machen, ließ dann noch die Regierung den Conservativen als Antwort auf hier und da hervorgetretene Selbstständigkeitsregungen recht nachdrücklich zu Gemüthe führen, wie sehr, nach Ausweis einer noch nicht weit zurückliegenden Erfahrung, die Existenz ihrer Partei von der Gnade der Regierung abhängig sei. Gegenüber einer derartig von allen Seiten durch die eigenen Freunde in Verlegenheit gebrachten Gesellschaft ist dem Gegner das Spiel allerdings wesentlich erleichtert.

Leider ist auf der liberalen Seite das klare Gebot und die Gunst der Lage nicht in erforderlichem Maße beachtet worden. Jene loyale Berücksichtigung der bisherigen Verhältnisse ist nicht erfolgt; vielfach hat man Eroberungszüge in freundnachbarliches Gebiet unternommen. Wie bei den vorjährigen Reichstagswahlen ist es wieder in erster Linie die Fortschrittspartei, welche den Frieden gebrochen hat. Wie damals, so ist auch jetzt wieder in den meisten Fällen die Spaltung von der Berliner Centralleitung in das Land künstlich hineingetragen worden. Und so stehen sich in nur zu vielen Wahlkreisen Angehörige der verschiedenen liberalen Richtungen wie Todfeinde gegenüber, während die conservativen und ultramontanen Zuschauer sich vergnügt die Hände reiben. Aber in einem Punkte unterscheidet sich diesmal der häusliche Zwist bedeutsam von dem vorjährigen. Damals wurde die Fehde fast ausschließlich von den weiter links gehenden Richtungen gegen die Nationalliberalen geführt. Das secessionistische Centralcomité hatte sich mit dem von Eugen Richter befehligten verständigt und machte mit ihm gemeinsame Arbeit. Diesmal ist die Kriegskunst des Herrn Richter zwar auch wieder vorwiegend auf die Verdrängung von Nationalliberalen gerichtet, aber der eigentliche Streit ist — wenigstens in der Presse — am erbittertsten zwischen ihm und den Secessionisten entbrannt, ja in den Reihen der Fortschrittspartei selbst ist es zum Bruch gekommen. Der äußere Anlaß zu diesem Auseinandergehen ist gewesen, daß Richter sich mit dem von Hänel zu Stande gebrachten Compromiß der schleswig-holsteinischen Liberalen nicht einverstanden erklären wollte; der wirkliche Grund aber liegt tiefer.

Man thut Herrn Richter Unrecht, wenn man meint, daß er nur aus Fractionsherrschsucht auf Eroberungen ausgehe. Nichts

Digitized by Google

berechtigt zu einem Zweifel daran, daß er nach gewissenhafter Ueberzeugung handelt. Der Kern dieser Ueberzeugung aber besteht in der Ansicht, daß es für die Zukunft des deutschen Liberalismus keinen gefährlicheren Feind gäbe, als den Fürsten Bismarck. Aus dieser Ueberzeugung ergibt sich für Richter von selbst die Nothwendigkeit einer unbedingten Opposition gegen den leitenden Staatsmann. Nun weiß er aber, daß weder die Nationalliberalen, noch selbst die Secessionisten Neigung haben, sich auf solch unbedingte Opposition einschwören zu lassen, daß sie vielmehr bereit sind, wo immer es ihnen möglich ist, sich mit dem Reichskanzler zu verständigen. Darum ist es für ihn, der Jeden für verloren hält, welcher Bismarck nur einen Finger reicht, ein selbstverständliches Bestreben, die liberale Partei unserer Parlamente möglichst nur aus Männern seiner Anschauung zusammengesetzt zu sehen, und es ist nur begreiflich, wenn er überall, wo er Boden fassen zu können glaubt, ohne jede Rücksicht auf eine andere liberale Partei seinen Vortheil wahrzunehmen sucht. Im vorigen Jahre, bei den Reichstagswahlen, ist es ihm mit Hülfe einer erstaunlichen Agitation gelungen, die Mitgliederzahl seiner Partei zu verdoppeln. Wer konnte da von ihm erwarten, daß er diesmal zu Gunsten einer liberalen Vereinigung, die nach seiner Auffassung für die Zukunft des Liberalismus gar keine Bürgschaft enthält, die größtmögliche Ausbeutung der „nach links gehenden Strömung" unterlassen werde? Und wie wenig er mit seiner Handlungsweise unter seinen Freunden isolirt steht, hat das Auftreten eines Mannes bewiesen, der in der Fortschrittspartei vielleicht das unbestrittenste Ansehen genießt, dessen politische Uneigennützigkeit jedenfalls über allen Zweifel erhaben ist. Die Warnung Virchows vor den „Dämmerungsliberalen" ist doch in der That nur der schärfste Ausdruck der Abneigung gegen ein engeres Zusammenschließen aller liberalen Elemente.

So ist denn durch das Richter'sche Vorgehen thatsächlich die Frage aufgeworfen, ob in dem preußischen Liberalismus die radicale oder die gemäßigtere Richtung die vorherrschende sein soll. Fiele die Entscheidung zu Gunsten des ersteren Theiles dieser Alternative aus, so ist für jeden Unbefangenen klar, daß zum mindesten für die Dauer des Bismarck'schen Regimes an einen irgendwie maßgebenden Einfluß der Liberalen auf die Staatsleitung nicht mehr zu denken wäre. Daraus ergibt sich für diejenigen Liberalen, welche an die Möglichkeit einer Verdrängung des Fürsten Bismarck weder glauben, noch dieselbe herbeizuführen beabsichtigen, welche ferner die Hoffnung auf eine trotz Allem und Allem noch mögliche Verständigung einem unabsehbaren Conflicte mit dem mächtigen Staatsmanne vorziehen, die Aufgabe, eine solche Vorherrschaft des Radicalismus zu verhüten. Ob die Lösung dieser Aufgabe nicht leichter gelingen würde, wenn heute die gemäßigtere liberale Partei noch eine einzige compacte Masse wäre, statt in zwei durch keinen durchschlagenden Unterscheidungsgrund getrennte Gruppen auseinander zu fallen, ist eine müßige Frage. Man muß die Dinge nehmen, wie sie liegen, und das bestmögliche Ergebniß zu erreichen suchen.

In wieweit die unvermeidlich gewordene Auseinandersetzung der Liberalen untereinander eine wirksame Vereitelung der conservativ-klerikalen Mehrheit beeinträchtigen muß, ist jetzt nicht zu entscheiden. Ueberhaupt ist hier nicht der Ort und heute auch nicht mehr die Zeit, Prophezeiungen anzustellen und gute Rathschläge zu ertheilen. Die Absicht dieser Betrachtung war nur, die Fragen, Gegensätze und Wandlungen, welche diese merkwürdige Wahlbewegung in ihrem Verlaufe hervorgebracht hat, zusammenzufassen. In wenigen Tagen werden die Wähler das Wort haben. Erst wenn ihr Ausspruch feststeht, wird der Augenblick gekommen sein, das Geschehene zu beurtheilen und der Zukunft das Horoskop zu stellen.

Russische Politik.

St. Petersburg, Anfangs October.

Wird die Moskauer Reise des Kaiserpaares, die wie ein Phantom vorüberrauschte, einen Wendepunkt in dem Uebergangsstadium zu bedeuten haben, in dem wir nun seit mehr als 18 Monaten leben? Niemand weiß es, Niemand kann es sagen. Es gab einzelne Sanguiniker, die solches annahmen und erwarteten, aber die Annahme scheint nicht Stand zu halten. Die ganze politische Aktion ist bei uns so lange Zeit, auf dem inneren Gebiete wenigstens, eine rein negative gewesen, daß es hohe Zeit ist, zu positivem Wirken überzugehen. Man thäte Unrecht, wenn man nicht anerkennen und zugeben wollte, daß wenigstens ein kleiner Schritt zum Besseren gethan ist, seit Ignatieff die Zügel nicht mehr in Händen hat. Es wird jetzt wenigstens von obenher weniger gewühlt. Jenes athemlose, erschöpfende Treiben, jenes destructive Loswirthschaften gegen Organisationen, an deren Stelle man zunächst nichts Besseres zu setzen hatte, hat unser an und für sich schon wenig zuverlässiges Beamtenthum nur noch mehr aus den Fugen gebracht. Allerdings fand Ignatieff bereits das Beamtenthum in einem gegen früher bedeutend deteriorirten Zustande vor. Es darf nicht ungesagt bleiben, daß auch Loris-Melikoff einen guten Theil der Schuld hiervon trägt. Loris-Melikoff hat den an und für sich ganz anerkennenswerthen Versuch gemacht, bei der gesammten Verwaltung ein humaneres Verfahren einzuführen. Er hat darauf hin auch dem Beamtenthum gegenüber die Zügel lockerer gelassen. Zudem war er keineswegs frei von jener Popularitätssucht, die es mit Niemandem verderben will. Er hatte kein bestimmt und scharf ausgeprägtes Ziel vor Augen, in seinem Streben war viel Verschwommenes, er begnügte sich von einem Tag auf den andern zu leben. Deshalb kann man ihm auch, nachdem er fünf Vierteljahre eine nahezu unbeschränkte Gewalt in den Händen gehabt hatte, eine positiv organisirende That nicht nachsagen. Er paktirte mit sehr Vielen, und kam dabei mitunter auf recht bedenkliche Abwege; so hat er sich wiederholt mit dem Panslavismus in Verbindung gesetzt, weil er dieser Partei zur Befestigung seiner Stellung — und darauf legte er sehr viel Gewicht — zu bedürfen glaubte; er ist es ferner gewesen, der der antisemitischen Bewegung in Rußland schon im Jahre 1880 durch Hervorsuchen veralteter rigoroser Gesetze gegen den Aufenthalt der Juden in gewissen Städten einen ersten Anstoß gab. So ist seine Thätigkeit vielfach eine zersetzende und auflösende gewesen, und sein Verfahren hat unter allen Umständen viel dazu beigetragen, die Depravation des Beamtenthums, welches scharfer Controle und einer durchgreifenden Hand bedurfte, sowie die damit zusammenhängenden unzähligen schweren Mißstände und Unerträglichkeiten nur zu erhöhen. Die stramme Zucht, die Graf Peter Schuwaloff in seinem Ressort eingeführt hatte, ging mehr und mehr verloren, ohne daß deshalb die Uebergriffe der Polizei geringer wurden. Unsere Tschinowniks sind noch auf lange hinaus nicht zur Selbstthätigkeit gemacht, und unter Loris-Melikoff ist die Zahl derjenigen, die nur redeten und absprechend kritisirten, was angeordnet wurde, nur größer geworden, noch größer aber die Zahl derjenigen, die überhaupt nichts thaten, nur auf Wohlleben bedacht waren, und sich dabei in hergebrachter Weise „die Hände wärmten". Genug, die letzten drei Jahre haben die schweren Schäden in unserem Beamtenthum nur noch mehr hervortreten lassen. Dabei muß aber ausdrücklich anerkannt werden, daß hier die mittleren und unteren Schichten keineswegs mehr gravirt sind, wie die höher gestellten Persönlichkeiten, daß auch die Beamten der Communen und ständischen Körperschaften keineswegs eine vortheilhafte Ausnahme machen. Graf Tolstoi hat auch nach dieser Richtung hin die Verwaltung unter sehr schwierigen Verhältnissen übernommen. Es ist bekannt, daß es ihm sehr schwer gemacht wurde, auch in seinen unmittelbaren Büreaux so viel Ordnung zu schaffen, daß die nothdürftige Erledigung der laufenden Geschäfte gesichert wurde. Geordnetere Zustände werden wenigstens äußerlich durch Tolstoi herbeigeführt werden, aber der

Digitized by Google

Mann, den die Situation erheischt, ist er sicherlich nicht. Ueber den eng begrenzten Kreis der Mittel, die Absolutismus und Büreaukratismus an die Hand geben, kommt auch er nicht hinaus. Nimmt man dazu noch einen panslavistischen Anhauch, so hat man die Impulse zusammengefaßt, von denen er bestimmt wird. Die anerkennenswerthe Energie, die er den von Ignatieff in Scene gesetzten Judenexcessen gegenüber entfaltete, entsprang vor Allem dem Bestreben, eine Menge sehr verhängnißvoller Keime zu zerstören, die sehr üppig ins Kraut zu schießen drohten, Keime, aus denen bedenklichere Früchte, als die bloße Plünderung von Judenquartieren erwachsen konnten.

Tolstoi ist kein Mann weiten Blickes und sicherlich nicht die große reorganisirende Persönlichkeit, deren Rußland bedarf, aber er hat doch den Glauben an das, was er unternimmt, und den entschiedenen Willen, Ruhe und Ordnung auf seine Weise zu schaffen, während Ignatieff Gewicht darauf legte, die Bevölkerung immer von Neuem anzustacheln, in leidenschaftlichen Emotionen zu halten, sie gar nicht zu sich selbst kommen zu lassen. Jenes Vertrauen auf sich selbst und auf das, was sie erstreben, haben keineswegs alle unsere Minister. Vor einigen Tagen hielt einer dieser Herren in einer Provinzialstadt eine Rede, in der er etwa sagte: „Wir, die Minister von der Höhe unserer Ministersessel, verordnen und bestimmen ꝛc. und wissen nicht, was in loco vorgeht.“ So tief hat sich das Bestreben, den Leuten nach dem Munde zu reden, eingefressen, daß ein Minister, der allerdings noch immer kein Recht hat, im Namen der Collegen zu sprechen, seine eigene Ignoranz offen eingesteht und sich darüber lustig macht. Möglich, daß der Herr in Bezug auf sich selbst Recht hat, warum aber bleibt er bei dem testimonium paupertatis, das er seiner Kenntniß der Verhältnisse ausstellt, warum bleibt er „auf der Höhe seines Ministersessels?“ Eingegeben waren jene Worte entschieden von dem Bestreben, sich populär zu machen; das Bewußtsein, daß dabei die Würde der Regierungsgewalt im Ganzen compromittirt wird, fehlt gänzlich, eine geistreich sollende Phrase, die die Lacher auf seine Seite bringt, gilt dem Redner mehr. Und so geht es bei den höher gestellten Persönlichkeiten vielfach: gewöhnlicher Opportunismus, ein gelegentlicher Einfall, das Anbringen einer pikanten Phrase, ist mehr werth als das Princip, mehr als die Staatsraison.

Die erste größere Maßregel Tolstois ist die Preßordonnanz, eine reine Repressivmaßregel, die, wie so ziemlich Alles, das bei uns verfügt wird, doch schließlich ihres Zwecks verfehlen wird. Es ist richtig, daß das Reglement ursprünglich in viel drakonischerer Form von Ignatieff vorgelegt war, und daß es Tolstoi einigermaßen gemildert hat. Ignatieff war augenscheinlich von der Absicht geleitet, die ganze Presse mundtodt zu machen und nur seinen Freund Aksakoff und sein Organ, die „Nowoje Wremja“, zu Worte kommen zu lassen, mit anderen Worten, diesen eine Art von Redemonopol zu gewähren. Vor Allem wollte er die Gelegenheit suchen, den „westlich“ gesinnten „Golos“ gründlich zu beseitigen. Bei Tolstoi ist nun die Galgenfrist etwas länger, und das Privilegium der ungehinderten politischen Discussion soll schließlich Herrn Katkoff verbleiben. Die Anschauung, daß mit der bloßen Repression in Preßsachen doch herzlich wenig gethan ist, daß die Gegenrede sogar nothwendig ist, will bei uns nicht zum Durchbruch kommen. Man kann eben heutzutage nicht mehr die ganze Presse zum Schweigen bringen; unsere Blätter und unser lesendes Publicum sind an den Eiertanz gewöhnt, den sie zwischen den Ordonnanzen der Regierung und dem Streben freier, oppositioneller Meinungsäußerung aufzuführen haben; nebenbei kommt dann auch ein sehr unfläthiger persönlicher Klatsch auf, der im höchsten Grade demoralisirend wirkt. Die Regierung hat es überdies nie verstanden, ihre innere Politik durch eigene Organe mit Geschick vertreten zu lassen, sie hat es verschmäht, auch den handgreiflichsten Lügen und Entstellungen consequent entgegen zu treten. Die gelegentlichen Anläufe, die nach dieser Richtung unternommen worden sind, verliefen bald wieder im Sande.

Werden die Fragen der inneren und auswärtigen Politik ohne öffentliche Discussion entschieden werden können? fragt der „Golos“. Das führt auf den wundesten Punkt, auf das schwerste Räthsel des russischen Staatslebens. Die Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten durch die Presse allein, durch eine Presse, die bei uns in erster Linie Geschäft ist, deshalb den Leidenschaften der Parteien schmeichelt und instinctiv den Strömungen folgt, in denen sie die Mehrheit des lesenden Publicums oder die leitenden Kreise treibend glaubt, und dabei nach Bedürfniß wechselt, außerdem aber das Damoklesschwert der Verwarnung und Unterdrückung bei jedem mißfälligen Worte über sich hängen hat — ist nicht im Stande, die Leitung der öffentlichen Meinung zu übernehmen. Dazu bedarf es noch anderer Organe, wie sie nur in repräsentativen Institutionen gegeben werden können. Man will wissen, daß wir solchen Einrichtungen näher seien, als man denkt, daß Loris-Melikoff mit der Ausarbeitung von Verfassungsprojecten beschäftigt und wiederholt vom Kaiser empfangen sei. Das sind Gerüchte, die umlaufen, ohne einstweilen meines Erachtens besonderen Anspruch auf Glaubwürdigkeit zu haben. Fest zu halten ist in der Frage der hier zu begründenden Repräsentativeinrichtungen stets, daß dieselben kein einfaches Abbild der entsprechenden westlichen Zustände sein können, da das nur dahin führen würde, eine Vertretung zu schaffen, die nimmermehr das repräsentiren würde, was die russische Bevölkerung erstrebt; es kann vielmehr unter den obwaltenden Verhältnissen nur anknüpfen an die Semstwos, an eine Erweiterung der Zahl ihrer Mitglieder, an eine Erweiterung ihrer Befugnisse, an eine Zusammenfassung derselben zu einer Gesammtvertretung. Die Nihilisten wird man allerdings damit schwerlich zufriedenstellen können, aber wo sind die Institutionen, mit denen das geschehen könnte? So weit hat sich über diese Frage die Meinung auch in durchaus liberal gesinnten Kreisen geklärt, daß hier zunächst nichts Anderes hilft, als energische Abwehr. Der Hauptsache nach wird es sich bei dem Fortschreiten in der Richtung nach der Herstellung repräsentativer Einrichtungen zunächst darum handeln, die Bevölkerung durch Heranziehung zur staatlichen Thätigkeit aus jener theils lethargischen, theils absprechend und rein negativ kritisirenden, theils schadenfrohen Haltung herauszubringen, die sich über jede Verlegenheit der Regierung nur die Hände rieb.

Wo freilich sind die Männer, die solches Werk in die Hände nehmen könnten? Niemand weiß sie zu nennen. Von den Männern, die jetzt hervorragende Stellungen einnehmen, ist es keiner. Weder Tolstoi, noch Pobedonoszeff, noch Katkoff sind dazu gemacht; letzterer ist ohne Frage der geistig am höchsten stehende von allen dreien, aber er ist doch kaum darüber hinausgekommen, das, was er für das Heil seines Vaterlandes hält, laut zu verkünden, ohne in der Lage gewesen zu sein, in verantwortlicher Weise Hand anzulegen. Graf Peter Schuwaloff wird demnächst hier erwartet; er ist ein Intimus des Grafen Tolstoi und kann bei so nahen Beziehungen zum Ministerium des Innern möglicher Weise bei Organisationen von Nutzen sein; in ein Amt wird er indessen schwerlich treten.

Die slavistischen Strömungen wuchern fort, man sieht sie als ein Gebiet an, auf welchem sich politische Leidenschaft und Fanatismus einigermaßen austoben können; so dienen sie in gewisser Beziehung als ein — freilich recht gefährliches — Spielzeug, das man der Menge hinwirft. Allerdings ist seit dem Rücktritt des Grafen Ignatieff, der die slavischen Aspirationen gründlich ausnutzte, ein gewisser Rückschlag eingetreten. Tolstoi denkt denn auch um ein gut Theil maßvoller und enthält sich des beständigen Stachelns und Schürens, mit dem Ignatieff überall die speciell moskau-russischen Elemente an die Oberfläche bringen und zu den alleinbestimmenden machen wollte, ohne sich um irgend welchen Einspruch zu kümmern, auch wenn dabei die besseren und gebildeteren Schichten niedergetreten wurden. Am meisten betroffen wurden hiervon natürlich die deutschen Elemente. Die Revision des Senators Manassein in den Ostseeprovinzen wurde in der Art ihrer Ausführung auch dem Minister des Innern zu viel, der den Senator zurückberief, um ihn in seinem rücksichtslosen Eifer gegen die Deutschen und für die Esthen und Letten etwas herunterzustimmen. Auch hat es sich glücklicher Weise nicht be-

Digitized by Google

stätigt, daß die bekannten obligatorischen Reverse bei Mischehen in den baltischen Provinzen, die Kaiser Alexander II. 1865 aufgehoben hatte, wieder eingeführt sind. Esthen und Letten werden freilich, wie seit 20 Jahren herkömmlich, auf Kosten der Deutschen gründlich gehätschelt, und ihre Idiome für russisch erklärt, obwohl man sonst die Herrschaft der russischen Sprache sehr rigoros einführt. Man will nicht davon abgehen, die Deutschen unter die sogenannten Ureinwohner der baltischen Provinzen zu beugen und läßt sich die Mühe nicht verdrießen, die esthnischen und lettischen Pächter gegen die deutschen Grundbesitzer aufzuhetzen. Die Schuld der Moskauer Schule ist es nicht, wenn wir in den baltischen Ländern nicht bereits ausgeprägt irische Agrarzustände haben. Anders stellen sich die Verhältnisse den Polen gegenüber. Die seit dem Ende der sechziger Jahre verfolgten Bestrebungen, Russen und Polen auf dem Boden des Panslavismus einander zu nähern — was die Polen bisher stolz abwiesen, da sie sich als die geistig überlegene Nation fühlten — scheinen endlich doch in gewissen Kreisen einigen Erfolg zu haben. Was der Panslavismus nicht vermochte, das bahnt der gemeinsame Deutschenhaß an. Es tritt die eigenthümliche Anschauung auf, daß die ungezählten schweren Leiden, die Polen von den Russen erduldet, nur Folge des bis vor kurzem herrschenden „deutschen Systems" seien. Daß Fürst Tscherkasski und seine Gehülfen nach dem letzten Aufstande die polnischen Grundbesitzer nicht auf Grund des deutschen Systems ruinirt haben, sondern in Gemäßheit der ureingeborenen russischen Idee von der alleinseligmachenden Wirkung des Princips der Gesammtgemeinde — dieser und mancher andere nicht minder kräftige Einwurf wird einfach übergangen. Die Furcht vor der fortschreitenden Germanisirung schlägt solche Gründe nieder. Wenn man von der Ausbreitung des Deutschenhasses spricht, so muß man dabei nicht an die breiten und großen Volksmassen denken, die nichts kennen als den Ruf und das Wort des Czaren, sondern an bestimmte Schichten aus den mittleren und höheren Ständen: Halbdenker und Stimmungsmenschen, Fanatiker, die sich rekrutiren aus bei Seite geschobenen Beamten, jungen Grundbesitzern, die von ihren Einnahmen nicht mehr leben können, aus dem Proletariat der Universitäten, d. h. den Studenten, die aus kleinen Familien stammend, wegen Mangel an Mitteln die Studien nicht haben beenden können — alles dies Kategorien, die bei uns zahlreicher sind als anderswo.

Glücklicher Weise denkt man im Ministerium des Auswärtigen wesentlich ruhiger und nüchterner über das Verhältniß zu Deutschland. Herr von Giers verfolgt in dieser Beziehung eine absolut correcte und maßvolle Politik; er ist durchaus für das Einvernehmen mit Deutschland und ein ausgesprochener Gegner des Zusammengehens mit Frankreich; und der Kaiser billigt diese Politik im hohen Maße. Die Ernennung von Giers zum Minister des Aeußern trotz der unglaublichen dagegen in Bewegung gesetzten Intriguen war der erste schwere Echec Ignatieffs. Es steht fest, daß der Minister bei dem jüngsten Aufenthalte des Kaisers in Moskau eine längere Unterredung mit Katkoff gehabt und auch dieser unumwunden anerkannt habe, daß die Basis der russischen Politik nach außen ein aufrichtiges Einvernehmen mit Deutschland sein müsse. Die Räubergeschichten hiesiger Zeitungen von dem Fraternisiren russischer und französischer Offiziere im Hinblick auf die Allianz beider Länder gegen Deutschland — von den tiefsinnigen Eröffnungen eines östreichischen Generals über die Hinneigung Oestreichs zu Rußland, über die Abneigung gegen das östreichisch-deutsche Bündniß, das übrigens, wie der General sagt, gar nicht existirt — alles das sind Phantastereien, die den Thatsachen und dem ernsten Willen des Kaisers gegenüber nicht Stand halten. Und ebenso wird der weitere Verlauf der ägyptischen Frage lehren, daß Rußland auch hierbei seine Wege keineswegs von denen Deutschlands getrennt hat.

So ist in Bezug auf die äußere Politik die Sachlage eine immerhin befriedigende. Was dagegen die innere Politik angeht, so hat es, wie die Verhältnisse jetzt liegen, den Anschein, daß die Dinge sich zunächst einfach so weiterschleppen werden, wie sie sich bisher hingeschleppt haben. Es giebt Viele, die darauf hoffen, daß ein kaiserliches Wort diesem Zustande ein Ende machen werde. Man weiß es, daß der Kaiser bei den schweren Verhältnissen, die in den 18 Monaten seiner Regierung auf ihn lasteten, noch gar nicht dazu kommen konnte, seine innersten Gedanken zu erschließen. Man soll sich darüber nicht täuschen, daß Alles, was zur Lösung der großen Frage, d. h. der Frage der Repräsentation, geschehen kann, nur von oben herunter erfolgen muß; jeder andere Weg wird zu Katastrophen führen, die an Gräßlichkeit Alles übertreffen dürften, was die alte und neue Zeit gesehen hat. Nur das Wort des Kaisers kann hier beschwörend einwirken. Hercynius.

Literatur und Kunst.

„Athenaïs" von Ferdinand Gregorovius.

Von J. J. Honegger.

Der durch seine „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" berühmt gewordene Verfasser führt uns hier in einer kleinen, aber sehr anmuthenden Arbeit*), die fast wie ein Traum ablaufende Geschichte einer byzantinischen Kaiserin aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. vor. Der Aufenthalt, welchen er im Frühjahr 1880 zu Athen machte, hat den Gedanken einer Ausführung des interessanten Menschenbildes, den er früher schon gefaßt hatte, vollends gereift.

Wer ist Athenaïs? Eine Griechin, nach ihrer Bekehrung zum Christenthum Eudokia geheißen, ist sie die ebenso schöne wie geistvolle und hochgebildete Tochter eines der letzten Vertreter jener athenienſischen Philosophenschule, die in ihrer Blüthezeit als Bildungsanstalt hochbedeutend gewesen war, damals aber, schon lange im Sinken begriffen, nur noch von dem Abglanze der einstigen Größe zehrte. Leontius heißt der glückliche Vater, unter den letzten Sophisten durchaus nicht als Berühmtheit bekannt, so daß sein Name durchaus nur durch den wunderbaren Glanz und Ruhm der Tochter auf die Nachwelt gekommen ist. — Das vielbewegte Leben dieser Frau selbst aber zeigt so springende Gegensätze innerlich wie äußerlich, so gewaltige Glückswechsel, und bewegt sich auf der wundervollen Stätte der Weltcentren Athen, Konstantinopel und Jerusalem, so daß es uns fast wie ein Traum anmuthet; wie denn Finlay sagt: „Das ereignißvolle Leben Eudokias, der Gemahlin Theodosius' II., braucht keine romantischen Begebenheiten aus orientalischen Märchen zu borgen; es erfordert nur einiges Genie seines Erzählers, um ein reiches Gewebe der Romantik zu entfalten." Es zeigt drei in schneidenden Gegensätzen sich bewegende Phasen: 1) die stille, aber innerlich reiche Jugend- und Bildungszeit bis zu dem Augenblicke, da sie, eine von ihren Brüdern Enterbte, als Bittende oder ihre Ruhe Suchende zur Schwester ihres Vaters nach Konstantinopel ging und da von der allmächtigen frommen Pulcheria, der Schwester des unbedeutenden jungen Kaisers, zu dessen Gemahlin erkoren ward. Von dem Moment an tritt natürlich diese selbst geschichtlich bedeutsame Frau, langehin die eigentliche Regentin des schwachen Staates, als bestimmende Figur in die Laufbahn der so wunderbar rasch Emporgehobenen ein. 2) Die Zeit ihrer Hoheit als Kaiserin. Es handelt sich dabei um die Stellung innerhalb der heillosen Intriguen des von Eunuchen und speculirenden Diplomaten regierten Hofes und um das wie es scheint ziemlich lange annehmbar gebliebene Verhältniß zur mächtigen Schützerin Pulcheria, die freilich auf dem schlüpfrigen Boden im Verlauf auch ihren Einfluß einbüßen sollte. 3) Die letzte Periode, nämlich die der Zurücksetzung und des Unglücks. Wohl war's die Einwirkung eines jener verderblichen Eunuchen, welche den raschen Fall der Kaiserin herbeiführte. Sie wurde der Untreue angeklagt; der hohe Staatsmann, auf den die Klage ging, hingerichtet; sie selber unter milder Form zur Seite ge-

*) Leipzig 1882, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

stellt. Von da an treffen wir sie als Pilgerin und Büßerin. Gleich nach jenem Conflict wallfahrtet sie nach Jerusalem; sie kehrt hernach noch einmal nach Konstantinopel zurück, ohne eine Restitution zu erlangen; darauf wendet sie sich wiederum nach Jerusalem, in der Stille frommen Werken ergeben, und stirbt da. Die merkwürdige Geschichte ihres Falles, in welchem ein schöner Apfel (also ein zweiter Eva-Apfel) verrätherisch mitspielt, lese man auf S. 179 des kleinen Buches nach. — Nicht minder interessant ist der ebenso bewegte Lebenslauf der einzigen ihr gebliebenen Tochter, die dem abendländischen Kaiser vermählt wird, und ferner diejenige des Gatten und des Reiches, über welche seit ihrer Verstoßung viel Unglück hereinbricht, von innen und außen.

Der wenn auch längst verblichene, doch immer noch mit mildem Strahl und fesselnder Anziehung nachwirkende Glanz eines einstigen Welt- und Culturcentrums mochte zur Zeit der Athenaïs kaum lebhafter nachzuempfinden sein, als gerade in ihrer Mutterstadt Athen. So meinte der geistvolle Neuplatoniker Synesius von Cyrene, ein Schüler der berühmten und unglücklich endenden Philosophin Hypatia, von denen, welche dort gewesen wären, daß man sie ohne weiteres wegen ihrer Gelehrsamkeit anstaune: „Solche Leute sind von uns andern Sterblichen in nichts verschieden, zumal was das Verständniß des Aristoteles und Plato betrifft; aber sie schreiten unter uns einher wie Halbgötter, weil sie die Akademie und das Lykeion und die bunte Halle des Zeno gesehen haben, die aber nicht mehr eine bunte ist, denn der Proconsul hat die Gemälde daraus hinweggenommen und so die Herren gehindert im Weisheitsdünkel groß zu thun.“ Damit ist gegeben, daß die altberühmte Hellenenstadt, nachdem sie in dem Organismus des römischen Weltreiches längst jede Spur von politischer Bedeutung verloren, immer noch die literarische Stellung einer Hochschule für einen großen Theil der griechisch redenden Völker bewahrt hatte. Und der magische Zauber, den die Erinnerungen und Denkmäler einer großen Culturvergangenheit noch langehin auf das Herz der Epigonengeschlechter üben, gibt auch der eifrige Kirchenvater Gregor von Nazianz zu, trotzdem er den Aufenthalt in dieser noch hartnäckig heidnischen Stadt für die rechtgläubige Jugend verderblich hält. Aber er erfuhr eben jenen Zauber an sich, nachdem er mit seinem Freunde Basilius bis zum dreißigsten Jahre daselbst studirt hatte. Nichts — bezeugt er — ist so schmerzlich als die Empfindung, von Athen und den Studiengenossen daselbst zu scheiden. — Unser Autor selber hat die Stellung der Stadt im damaligen Leben schön umschrieben wie folgt: „Athen war noch immer eine gesuchte Bildungsstadt, die mit den großen Schulen in Konstantinopel, in Alexandrien und Antiochia wetteifern konnte. Aber die Vereinsamung und Entfernung dieser Stadt des Perikles und Plato von den geschichtlichen Strömungen der auf neuen Bahnen herschreitenden Menschheit, und ihre Theilnahmlosigkeit an den großen geistigen Kämpfen und Lebensfragen, welche diese umgestalteten, verurtheilten Athen dazu, nur als heiliges Museum des Alterthums fortzudauern, nur noch ein literarisches und antiquarisches Schattendasein zu führen. Und hier würde die Kehrseite der Idealität Athens darzustellen sein, der fossile Zustand einer in ihre Erinnerungen versunkenen Provinzialstadt, welche kein politisches Leben mehr besaß, sondern nichts war als die veraltende Akademie einer untergehenden Wissenschaft, aus der kein das Bewußtsein der Menschheit entzündender und kein den Geist der Welt reformirender Gedanke mehr ausgehen konnte.“ Nehmen wir also diese Sophistenstadt mit dem abgeblaßten Philosophenmantel des aus der Welt getriebenen Heidenthums; im Gegensatz zu ihr das zum Christenthum herübergedrängte und ewig von Parteien zerrissene Konstantinopel, ein Bild der Zerfahrenheit beider auseinander fallender Weltreiche, des morgen- und des abendländischen; im Hintergrund endlich mit nichts von Anziehung außer dem idealen Schimmer der neuen Weltreligion, das traurig öde Jerusalem: mit diesen Stätten ist der Kreis umschrieben, in welchem sich das hochinteressante Leben unserer Heldin bewegt, von dem uns übrigens die Zeitgenossen nur spärliche Kunde hinterlassen haben.

Die vielbewegte und hochinteressante Zeit begreift vielleicht überhaupt die großartigste Wendung in sich, die in der Weltgeschichte eingetreten ist; es ist der langsame, aber gründliche Verfall der alten Welt und sonach der Uebergang in die neue Geschichte; das allmähliche Abtreten der alten Völker und ihrer Religion, des abgestorbenen Heidenthums und dafür das siegende Aufstehen des Christenthums mit seinen neuen Völkerstämmen. Das Material und die Formen der Geschichte haben bereits Jahrhunderte über eine vollständige Wandelung durchgemacht, in deren letzten Zuckungen wir eben stehen. Früher schon als Staatsreligion anerkannt, sitzt mit dem frömmelnden Schwächling Theodosius II., dem halbgelehrten Gemahl der schönen bekehrten Heidin, das Christenthum auf dem Thron des morgenländischen Reiches; und was von dem hellenischen Heidenwesen, seinen Göttern und seiner Weltanschauung geduldet oder nicht beachtet noch da ist, in die Stille und Verborgenheit zurückgedrängt, führt mehr nicht als ein Scheinleben fort. — Die Bedeutung dieser Zeit spricht Gregorovius im Vorwort aus wie folgt: „Zu anziehend ist der Proceß jener Epoche, wo das antike Heidenthum in der Stadt Platos den letzten Verzweiflungskampf mit dem christlichen Glauben kämpft; wo die alten Götter des Olymp in einem schauerlichen Weltbrand untergehen; wo die großen Barbarenkönige Alarich, Genserich und Attila wie apokalyptische Reiter ihren Verheerungszug durch die Länder der alten Cultur nehmen; wo die großen christlichen Theologen, ihre Verbündeten in der Vernichtung der schönen antiken Welt, Hieronymus, Augustinus, Johannes Chrysostomus, die beiden griechischen Gregore, Cyrillus und der Pabst Leo I., das dogmatische Lehrgebäude der Kirche feststellen; und wo endlich jene seltsame asiatisch-griechische Schöpfung der Geschichte, die wir den Byzantinismus nennen, ihre erste bestimmende Physiognomie zu zeigen beginnt.“ Ja wohl, räthselhaft, interessant und bedeutsam sind jene Jahrhunderte des großen Uebergangs. So kommt es denn auch, daß eher noch eine Anschauung der Zeit selbst, als ein lebendiges Porträt der in ihre Strömungen hineingeworfenen glücklich-unglücklichen Frau zu gewinnen sein mag. Bietet sich doch gerade diese Athenaïs-Eudokia — das gibt schon ihr Doppelname kund — als ein natürlicher Mittelpunkt, um welchen alle diese schwankenden und ringenden Erscheinungen sich gruppiren lassen; sie, die eben selbst vom Heidenthum zum Christenthum und aus dem noch antik-philosophischen Athen in in das orthodox-christliche Byzanz übertritt. — So ist allüberall ein zwischen Ableben und Neuerstehen schwankendes Gähren. Eine mächtige Rolle in diesen Kämpfen spielen von vornhereiu und verhältnißmäßig vielen Raum im Buche nehmen ein die heillosen Parteistreitigkeiten in der christlichen Kirche selbst, Widerstreit der auf ihre Formeln fanatisch versessenen Sekten, Verfolgung der Patriarchen und Bischöfe, Glaubensedicte und Concile; wenig anmuthende Früchte, die bekanntlich auf dem Boden des schwachmüthigen Byzantinerthums Jahrhunderte über besonders gut gediehen sind. Natürlich war auch in diesen Stücken Konstantinopel der Centralplatz aller Reibungen. Unser Autor stellt uns das geistige Bild jener Stadt so hin: „Es sind überall grelle Gegensätze, die im Leben Konstantinopels zur Zeit des Theodosius und der Athenaïs sichtbar werden; denn hier vereinigten sich Heidenthum und Christenthum, die alte abgestorbene und die neu aufstrebende Welt. Hier sah man bei einander asiatischen Reichthum und gierige Pöbelarmuth, christlichen Glauben und chaldäische und persische Astrologie; fakirhaftes Mönchsthum und das Bettelphilosophenthum Griechenlands; feinste klassische Bildung der Hellenen und ungezähmte Rohheit der Skythen; die Reste aller alten Religionen des Morgenlandes, die Laster und Tugenden der antiken und neuern Menschheit, den finstern Ernst und die Heuchelei christlicher Askese und die frivolste Genußsucht.“ Und den Kampf zwischen der schönen heidnischen Bildung und dem düster-ernsten Christenthum geht fortwährend in der Kaiserin selber vor sich, ohne recht abzuschließen. Eine interessante Probe desselben ist es, als die hohe Frau auf ihrer ersten Jerusalemfahrt, von ihrer griechischen Beredtsamkeit fortgerissen, den Antiochiern eine begeisterte Rede hält. Und wie ihr Leben

Digitized by Google

von der abblühenden Heidenstadt aus durch die heidnisch-christliche zum geweihten Centrum der neuern Menschheitsreligion überführt, wie die drei Städte Ausgangs-, Durchgangs- und Endpunkte dieses individuellen Daseins anzeigen, so verhalten sie sich auch zum allgemeinen Gange der Weltcultur. Schön sagt das Gregorovius mit folgenden Worten: „Eine unberechenbare Verkettung der Lebensschicksale hatte sie aus den Olivenhainen ihrer Vaterstadt Athen zu den Palmen der fernen Stadt Davids und Salomos geführt. Beide wunderbaren Städte bezeichneten für sie den Ausgangs- und den Endpunkt ihres Lebens, und beide waren die entgegengesetzten Pole der menschlichen Cultur — Hellas war das gelobte Land und Athen das Pilgerziel der Heiden. Und noch immer lebte in der Menschheit, selbst bei Christen, die sehnsüchtige Liebe fort, welche sie nach der Heimat der größesten Genien des Alterthums und ihren ehrwürdigen Denkmälern zog. Aber diese herrliche Welt der Griechen hatte Jesus von Nazareth dem Tode geweiht. Die Bibel hatte den Homer verdrängt. Was Hellas und Athen für die antike, das bedeuteten jetzt für die neue Menschheit Palästina und Jerusalem."

Hochinteressant ist eine Art Anhängsel zu den Lebens- oder vielmehr zu der Geistesgeschichte der merkwürdigen Kaiserin; es besteht nämlich in einem ganz eigenartigen Gedichte, das die literarisch feingeschulte Frau neben anderen, verloren gegangenen verfaßt hat. Es ist das Leben der Märtyrer Cyprianus und Justina, in drei Büchern, von denen das erste und zweite fast ganz erhalten sind. Das erste Buch erzählt die Geschichte der schönen Justina aus Antiochia, welche als heimliche Christin ihre Eltern zum christlichen Glauben bekehrt; dasselbe geschieht dem Zauberer Cyprian, den ein heidnischer Jüngling, welcher sich in Justinen verliebt hat, zu Hülfe gerufen. Das zweite Buch schildert den vergangenen Lebenslauf dieses Magiers, nach seinen eigenen, reumüthig vor dem Volke abgelegten Bekenntnissen. Das dritte erzählt die Leiden und den Tod des zum Märtyrer der neuen Kirche gewordenen Cyprian und seiner jetzt in himmlischer Liebe ihm verbundenen Freundin. Ueber Stellung und Bedeutung der erhaltenen Fragmente sagt unser Autor: „Sie geben Eudokia einen Anspruch auf literarischen Ruhm; denn sie zuerst bearbeitete dichterisch einen der dankbarsten Legendenstoffe, worin dieselbe tiefsinnige Idee den Kern bildet, welche Dante und Goethe in unsterblichen Dichtungen entwickelt haben. Mehr als 12 Jahrhunderte nach Eudokia hat Calderon aus demselben Stoff sein Trauerspiel El Magico prodigioso gezogen und nicht geahnt, daß seine Vorgängerin darin eine geistvolle byzantinische Kaiserin gewesen war." Das unter uns so gut wie unbekannte Gedicht hat der Verfasser zum erstenmal in jambischer Uebersetzung verdeutscht.

Es ist ein anmuthendes Bild, das da von kundiger und geübter Hand entworfen worden; ein idyllisch-poetischer Hauch liegt über ihm und die Gruppirung ist künstlerisch durchgebildet.

Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland.

Ein Beitrag zum Besten der Rechtsprechung.

Von Friedrich Vischer.

(Schluß.)

Auf der Stelle, wo wir noch stehen, haben wir eigentlich einen Doppellaut: einen Vocal A und einen Kehllaut Ch, ersteren hervorgerufen durch letzteren. Allein es kommt noch anders, es soll dem armen „harten" R noch viel schlimmer ergehen: der Erzeuger des A, der Laut Ch, fällt weg und es bleibt nur das A, also nun statt des prächtigen Consonanten R ein bloßer Vocal. Ich will mit diesem Satze natürlich nicht sagen, es haben Leute, die ach für R sprechen, einmal angefangen, das motivirende ch vom a wegzulassen; ein solcher Zusammenhang kann ja nicht angenommen werden; es beliebt eben, die Zunge zurückzuziehen, als wollte sie mit nun eintretendem Rollen des Gaumensegels ein ach für ein R hervorbringen, diese Bewegung aber nicht zu vollenden, das Gaumensegel unbeschäftigt zu lassen und nun blos einen A-Laut zu produciren. Wie wir diese Laune zu erklären und aufzufassen haben, davon später ein Wort! Wir haben nun hiermit das zum Aeußersten gefälschte R, das, je weiter man gegen Norden kommt, um so verbreiteter auftritt. Man rühmt gern das hannöverische als das beste Deutsch. Ich habe das nie finden können. Müßten wir uns hier nicht auf unser Thema beschränken, so wäre ein Wort von der dortigen Mißhandlung auch anderer Laute zu sagen: man hört bereits auf gut Englisch O oder etwas wie Oe statt U und statt des wirklichen A ein Ae oder Ao (— schwer zu schreibendes dumpfes Mittelding zwischen A und O); aber allein schon das ewige A statt R genügt zur Streichung des Prädicats: „das beste Deutsch" und zur Vertauschung mit dem andern: das schon halb anglisirte Deutsch. — Wir sind mit Hannover sogleich stark nach Norden gesprungen. Der Mißbrauch beginnt schon um ein Gutes weiter südlich. Ganz rein und gesund lebt das R nur bei dem alemannischen Stamm; von Schwaben, wo es ihm immer noch meist gut geht, und von Bayern und Oestreich soll in andrem Zusammenhang später die Rede werden. In Mitteldeutschland, am Mittelrhein flattert, örtlich nicht genau bestimmbar, neben dem etwas knochigeren Bruder, dem ach für R, bereits das dünne bloße A herum. In Ems ging ich einmal aus, den Lindaberg zu suchen; ich fragte und fragte, aber von einem solchen wußte kein Mensch. Endlich löste sich das Räthsel; man hatte mir den „Wintaberg" als besonders schönen Aussichtspunkt gerühmt, und da ich von keiner Winta, aber von einer Linda weiß, so hatte ich gemeint, ich habe ein W für ein L gehört. Der Berg heißt Winterberg. — Grüne Oasen in der Sprachsandwüste A für R bilden überall die Gegenden, wo das slavische Element, theilweise schon germanisirt, aber noch spürbar, oder in der Umgebung noch ganz erhalten, seinen, in diesem Punkt höchst wohlthätigen Einfluß äußert. Denn dem Slaven fällt es nicht ein, das R zu verderben. Im Frankenlande, da, wo slavisches Element um den Weg ist, hört man ein ganz frisches, fröhliches R; Nürnberg und Umgegend ist solches Land. Ferner ein Theil von Böhmen, der nordwestliche wenigstens, wo einst Franken zwischen Slaven eingedrungen sind; ich meines Theils glaube kaum irgendwo ein reineres Deutsch gehört zu haben, als von gebildeten Einwohnern Karlsbads, ja sogar auch von Landvolk in der Umgegend der Stadt, und die Reinheit beruhte vorzüglich auf dem klaren R. Consequent freilich ist der Satz vom glücklichen Einfluß des Slavischen nicht festzuhalten; im Königreich Sachsen geht es, wie schon oben mit Beispiel belegt ist, trotz der bekannten Stärke des slavischen Bestandtheiles der Einwohner, unserem geplagten Wanderer schlecht genug; da müssen eben vom Norden her die städtischen Neigungen der Flächenbevölkerung stark eingewirkt haben. Dagegen in Pommern, in einigen Theilen der Provinz Preußen tritt meines Wissens unser Satz wieder in Geltung; „meines Wissens": ich gestehe die Unsicherheit meiner Wahrnehmung, denn da ist im Osten namentlich Königsberg, wo man, Rußland so nahe, ein gutes R erwarten sollte und doch im Stiche gelassen wird, falls nicht anzunehmen ist, das A für R, das ich von Bewohnern dieses Grenzpostens gehört, sei anderswoher geholt. — Blicken wir aber nach den Ostseeprovinzen: da steht es vortrefflich, die Kur- und Livländer darf man als Muster im schönen R aufstellen, die böse Nachsage, sie sprechen hart, ist just ihr Ruhm. — Wenden wir uns wieder nach Westen: unsicher bin ich auch über die Erfahrungen unseres vielgeprüften Pilgers im rein deutschen Lande Westfalen; ich meine von Brüdern dieses Stammes schon ein gesundes R gehört zu haben, ein andermal fand ich mich an das Wort des Kaisers Julian erinnert, er habe die Sänger am untern Rhein zur Harfe zwitschern hören wie die Vögel. In Hamburg gewiß steht es wahrhaft entsetzlich, und in Schleswig-Holstein? Ich weiß nicht, wie es dort steht; wenn übel, so zweifle ich, ob darum, weil daselbst noch die Enkel der Angelsachsen wohnen, die einst Britannien erobert haben und drüben

Digitized by Google

seit unbekannter Zeit so sündlich das R verderbten. Man müßte genau wissen, wie sich Stadt und Land verhält; spricht das Landvolk noch ein richtiges R, sprechen es nur die Städter nicht, so ergibt sich, daß auf deutschem Boden da etwas vorgegangen ist, was ebenso und ohne Einfluß von Hüben und Drüben in England und nicht minder anderswo in Deutschland vor sich gegangen ist und was wir eben auf dem Weg sind uns klar zu machen.

Zu sagen ist vorerst noch, daß zwar meist, doch nicht immer ein A statt des R erscheint, wo dieser Laut ins Unbestimmte abgeschwächt, verdünnt, verschwemmt wird. Oft hört man auch ein dumpfes E, oft nichts als eine Dehnung des vorhergehenden Vokals, dies besonders, wenn ein Consonant folgt: Berlin lautet nun nicht Bealin, sondern Beelin oder Behlin, Norden nicht Noaden, sondern Nooden oder Nohden u. s. w. Stark, Mark wird staak, Mahk, oft meint man auch etwas wie ein I zu hören: staik, Maik. In München wollte ich ein Reisehandbuch für Tirol kaufen, der Herr im Laden war ein Norddeutscher, er nannte mir neben Bädeker u. A. das Buch von Noë und setzte hinzu, doch sei dies mehr eine Anweisung für Pech-Touristen. Ich lachte und wollte eben sagen, für Pechtouren bedürfe es wohl keiner Anweisung, besann mich aber, daß er wohl hatte sagen wollen: Bergtouristen, daß er statt dessen gesagt: Beechtouristen, und daß ich, da mir ein Wort Beech nicht bekannt, dem B ein P und dem langen E ein kurzes substituirt hatte, um nur irgend einen Sinn in dem mißhandelten Worte zu finden. Oft meint man auch ein O für ein er zu hören; so vernahm ich im Harz für: Neuwerk ein halb englisches: Neuwohk. — Eine Oase betritt der Reisende, wenn er in Süddeutschland dem Norden zugeht, bekanntlich in Darmstadt; das R im Silbenschluß wird hier einfach zu nichts als einer Dehnung des vorhergehenden Vokals (Dahm- oder Daamstadt). Mitten in Schwaben gab es einst auch eine solche Oase, es war die gute Stadt Reutlingen, man zog ihre Bewohner gern auf mit „Hihschhönle" (für Hirschhörnle); neuerdings vernimmt man es kaum mehr; das Laster ist längst im Weichen begriffen.

Wir haben nun wohl Material genug gesammelt, um endlich zum Urtheil übergehen zu können. Dieses liegt im Gesagten freilich schon vorbereitet, ist aber nun in Schärfe zu fassen. Hinlänglich ist dafür gesorgt, daß wir damit die ganz Unschuldigen nicht treffen, denen die Natur den R-Laut versagt hat und die sich mit einem andern dafür aushelfen. Die Rede ist von der breiten Herrschaft eines falschen Ersatzlauts unter Millionen, deren unendliche Mehrzahl sehr wohl ein R sprechen könnte. Da ist also Ach, A oder Eh für R — wir haben es gehörig betont — nicht ein physiologischer Mangel; wir fügen hinzu, daß Kinder norddeutscher Familien, die in der Heimat „Vata, Mutta, mia, dia" sprachen, wenn sie, zu uns versetzt, die hiesige Schule besuchen, in kurzer Zeit das richtige, redliche R von ihren Lehrern und Kameraden annehmen.

Was ist es nun, wenn es nicht Natur (Naturmangel) ist? Wenn die Verschleifung, die Verwässerung zugleich einen Laut trifft, der so recht Naturton hat wie das kräftig rollende R? Nun, was anders denn, als — sagen wir zunächst: Naturlosigkeit?

Ungerecht! wird man einwerfen, warum denn: Naturlosigkeit? Es ist eben Bequemlichkeit, wie die Dialekte sie lieben, und da die Dialekte naiv sind, so ist das falsche R doch eher zu natürlich, als naturlos.

Ich antworte: A für R tritt allerdings breit, weitherrschend auf im ganzen Gebiete des baiuwarischen Dialekts, also Bayern und Oestreich (Stoach für Storch, duach für durch, Noa für Narr). Wohl, aber das geschieht nur im Dialekt, nur wenn man sich im Dialekte gehen läßt, und da klingt es wirklich nur naiv, hört sich gar nicht unangenehm, nur drollig, hanswurstisch. Aber ich bitte doch, zu bemerken: in unserm ganzen Trauersermon ist nicht vom Dialekt, sondern von Hochdeutsch die Rede, will sagen: von der Aussprache, welche als reines Deutsch gilt, für welche das Prädicat der Richtigkeit beansprucht wird. Der Bayer, der Oestreicher behauptet sein A statt R nicht als das Normale; es kann ihm passiren, daß er es hinübernimmt, wenn er schriftdeutsch redet, aber er wird es nicht in Schutz nehmen, wenn man es angreift; in der Regel wird also das falsche R da nicht vernommen als Stück einer Aussprache, die in ihren übrigen Lauten schulgemäß auftritt, sondern umgeben von anderweitigen nicht schulgemäßen, nur dialektischen Aussprachformen, bildet also ein Glied eines Aussprachssystems, das als Ganzes Naturton hat. Auf dem Theater vollends würde in Wien und München ausgelacht, ja ausgepfiffen, wer sprechen würde: Schwesta, Mutta, Valeumda. Der Frankfurter trägt allerdings gern sein ach statt R in sein Hochdeutsch über, doch ich zweifle, ob man, wenn man ihm darüber zu Leibe geht, auf so zähen Widerstand stoßen wird, wie ihm weiter nördlich sicher diese meine Klagschrift begegnen wird. Nicht Dialekteinmischung in Hochdeutsch wie hier ist das in Norddeutschland so verbreitete A für R; der falsche Laut tritt als Theil eines Ausspruchsystems auf, das schulmäßig — wenn nicht ganz ist, doch offenbar sein will, und man hört sogleich heraus, daß er als Theil dieses Ganzen Anspruch auf Richtigkeit macht. Er ist offenbar nicht durch Einfluß des Dialekts hineingekommen. So viel ich beobachten konnte, spricht der norddeutsche Bauer ein richtiges Zungen-R; freilich geht meine Beobachtung nicht weit, ganz bestimmt entsinne ich mich nur, im Hannöverischen so gehört zu haben, aber das ist doch nicht wenig, denn dort sitzt ja echt niedersächsisches Volk. Ich komme hier auf die frühere Bemerkung über die Angelsachsen zurück. Ich glaube nicht, daß sie, als sie England eroberten, schon gewohnt waren, das R am Silbenschluß zu zerschmelzen wie jetzt ihre Nachkommen auf der Insel. Das muß dort in den Städten aufgekommen sein als Modemanier, und nicht anders muß es in Norddeutschland so gegangen sein. Hiermit gelangen wir an den Punkt, den wir suchen.

Es ist ein bekannter Satz, daß in der fortlaufenden Veränderung der Sprachen außer anderen geschichtlichen Factoren, namentlich dem Triebe zur Abkürzung, die Mode und zwar wesentlich auch als Affectation, eine Rolle spielt. Das geht von den Kreisen der „Gesellschaft", namentlich ihres Rahms, der „crême" aus. Gewiß nicht das Volk ist es, das in England aus: ich (ik, ek, eik) endlich ein bloßes I (Ei), aus: genug (niederdeutsch genoch) endlich enof, aus nacht, knecht endlich night, knight (neit, neit) gemacht hat. Gleichwie affectirte Ausdrücke aufkommen, so kommen affectirte Lautformen auf. Man lese nach, was Hamlet zu Ophelia sagt (III, 1): „Gott hat euch ein Gesicht gegeben und ihr macht euch ein anderes; ihr tänzelt, ihr trippelt und lispelt, gebt Gottes Kreaturen verhunzte Namen und spielt eure Koketterie als Unwissenheit aus." Bei „Lispeln" wird man recht wohl auch an das zerlaufene R zu denken haben und in der Scene mit Osrik (V, 2) muß der Schauspieler seinen Mode-Hofjargon mit derselben Aussprache vortragen und mit derselben muß Hamlet ihn nachäffen. Daß ich nicht fehlschließe, dafür zeugt die Scene mit der Amme, vergleiche meine obige Anmerkung. Und so wie es in England ging, wird es eben anderwärts auch gegangen sein und geht es noch immer. Die Modemanier arbeitet allwärts und allzeit an den festen Gliedern des Sprachkörpers wie ein Fluß an kantigen Steinen auf seinem Grunde: er ruht nicht, bis er ein gut Theil zu glatten, runden Kieseln abschwemmt. Das weibliche Geschlecht, das vornehme besonders, die Salondame hat dabei gewiß von jeher keinen kleinen Einfluß geübt. Es liebt die energischen Laute nicht, es liebt zu lispeln, es lernt in Mehrzahl schwerer, als das männliche, das R, häufig wenigstens spät; vom Mädchen zum Backfisch geworden entdeckt es, daß der Mangel des R ein süßer Mangel, holde Vermeidung einer vermeintlichen Härte sei, vom Backfisch zur Dame geworden kokettirt es damit und die Verehrer der reizenden Lurbserin lurbsen ihr nach. Es hört sich wie ein zart verschämtes, kostbares Scheuen und Ausweichen der Zunge vor dem besonders männlichen Consonanten; aber mein lieber, mein holder Backfisch, welches Geschlechts und Alters du sein magst, so schrecklich ist das R doch nicht, der Umgang mit ihm bringt dich nicht um deine Unschuld, es ist kein Lovelace und kein Don Juan; ach was, du weißt das eigentlich wohl und thust nur so!

Digitized by Google

Auch in Frankreich ist das falsche R aufgekommen, zwar nicht die völlige Verdünnung zu einem Vocal wie in einem großen Theil unseres Nordens, aber doch weicher Gaumenlaut statt Zungenlaut. Die Südfranzosen rollen das R schön und voll mit der Zungenspitze wie die Spanier und Italiener. Es ist nach der phonetischen Seite überhaupt ewig schade, daß einst die langue d'oui über die langue d'oc gesiegt hat. Doch das verderbte R ist unverkennbar nur ein späteres pures Modeprodukt des Nordens, speciell der Hauptstadt Paris; ich meine sogar, man habe in meiner Knabenzeit noch pardôn gesagt, während man jetzt pachdôn sagen soll (eigentlich, da auch das a affectirt verderbt wird: pächdôn). Auf dem Theater freilich, im klassischen Stück wenigstens, herrscht Strenge. Der Schauspieler Jörmann erzählt von einem Besuch bei Talma, dessen Urtheil über seinen Vortrag er zu vernehmen wünschte; er trug ihm ein Stück aus einer Rolle vor; Talma zuckte die Achseln und sagte: Mein Herr, Ihnen fehlt die vibration. Jörmann wußte nicht, was er meinte; der französische Roscius lud ihn ein, Abends im Théâtre français zu erscheinen und genau aufzumerken, wie er das Wort prendre spreche; Jörmann kam, gab hübsch Acht, vernahm zwei prächtige Zungen-R und wußte nun, was vibration ist; er war ein Norddeutscher und an das falsche R von Kind auf gewohnt.

Mag ich nun Recht haben oder nicht mit meinem Satze vom Einfluß des Weibes, speciell als Backfisch, auf diese Dinge, weibartig kokett, manirirt klingt das A für R jedenfalls, backfischartig nimmt es sich jedenfalls aus. — Nun sehe man sich aber die Erscheinung näher an mit Hinzunahme des Toncharakters der Sprechweise, wovon sie einen Theil bildet. Der Norddeutsche spricht im Uebrigen schärfer und gestoßener, auch schneller als der Süddeutsche, die Kürzung vieler ursprünglich langer Silben ist von dorther in die neuhochdeutsche Sprache eingedrungen, viele Silben, deren Länge sich dennoch erhalten hat, werden dort kurz gesprochen (Zug, Schlag); ohne Zweifel im Norden zuerst ist es aufgekommen, die Zeitwörter greifen, reiten im Präteritum zu conjugiren: griff, ritt. Dies ist eigentlich entschieden falsch; es hieß ja: grîfe, Prät. greif, rîte, Prät. reit; das ei wurde ein ie, das doch ohne Frage lang ist. Wäre es richtig, zu schreiben und zu sprechen: griff, ritt, so müßten wir auch schreiben und sprechen: ich schribb (von schreiben). Im Süden sagt heute noch kein Mensch griff, ritt, sondern alle Welt: grief, riet. Und so schrieben wir auch so lang, bis gegen die Setzer und Correctoren nicht mehr aufzukommen war, weil man ins Unendliche ihr: griff, ritt vergeblich in grief, riet corrigiren mußte. Und jetzt ist der Fehler wirklich zur Regel geworden: ein Beispiel, wie sich Sprachen verändern; Majoritäten bilden sich für eine Form, die eigentlich falsch ist, und endlich wird sie Gesetz; so kommt es, daß heute noch der Norddeutsche, wenn er uns sagen hört: grief, riet, einfach meint, wir sprechen ein schlechteres Deutsch. Ebenso verhält es sich mit den Wörtern Mutter und muß. Sie sind ursprünglich lang (Muoter, muoz) und so spricht sie heute noch das Volk im Süden, die Majorität vom Norden her hat aber längst für beide Wörter die Kürze durchgesetzt. — Von Härten im norddeutschen Idiom erwähne ich noch die scharfe Aussprache des g in der Endungssilbe ung; das unc (Hoffnunc, Jüngling) ist allerdings alt, ist richtiges Mittelhochdeutsch, erst im Inlaut wurde das c zum g: Hoffnungen, Jünglings. Hier ist der Süden Deutschlands zu Gunsten der Weichheit von der alten Regel abgewichen und hat auch im Auslaut g gesetzt, der Norden ist darin mit der Schreibung zwar gefolgt, aber mit der Aussprache nicht. — Solches und so manches Andere gibt also dem Lautsystem im norddeutschen Sprachgebiet eine gewisse trockene Schärfe und Spitzheit:

„Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn
Auf dich herbei mit pfeilgespitzten Zungen".

Nun, und im vollem Widerspruch mit diesem mehr knöchernen Charakter muß das arme R wie zerlassenes Fett als Vokallaut in der Gaumengegend verschwimmen! —

Gelegentlich sei hier auch die Aussprache gewisser französischer Laute erwähnt, da die Norddeutschen doch so sehr lieben, Fremdwörter aus dieser Sprache zu entlehnen: die komische Zuschärfung des Nasenlauts zu einem ng (train — Träng, cependant — spangdang, S. Quentin — Säng-Kang-Teng) und des L mouillé zu einem lch (Mongmiralch, Detalch). Ein Aufsatz in der Augsb. Allg. Zeitung hat sich vor einiger Zeit damit beschäftigt, ohne die Erklärung zu finden. Diese Aussprache, wenigstens des ng für Nasenlaut, ist altfranzösisch; als die Hugenotten in Preußen aufgenommen wurden, war sie noch normal, durch diese (die wohl häufig als Sprachlehrer fungirten) muß sie dort verbreitet sein und erhielt sich nun im deutschen Norden, während sie in Frankreich schwand. Eduard Gans, der Jurist, Schüler Hegels, sagte mir einmal, er spreche ganz geläufig französisch, komme oft nach Paris und begreife nicht, warum man ihn dort so oft für einen Gascogner halte. Der Grund war einfach: die Gascogner sprechen diese Laute noch altfranzösisch.

Hierdurch vermehrt sich denn die Mischung falsch harter und fälschlich erweichter Laute. Es kommt nun aber etwas hinzu, wovon man nicht absehen kann noch darf. Der Norden Deutschlands hat sich weit mehr vom Dialekte losgelöst, als der Süden, es wird in jeder gebildeten Familie, in aller guten Gesellschaft nur hochdeutsch gesprochen, während im Süden der Gebrauch des Dialekts weit und hoch hinauf unter den Ständen im Schwange geht. Man kennt den Grund: hochdeutsch ist ja ursprünglich geographische Bezeichnung, bedeutet oberdeutsch, und das allgemeine Deutsch, das Deutsch für Alle, — „für Oberländer und Niederländer" sagte Luther, der das Meiste zu seiner Befestigung that —: dieses unser jetziges Rein- und Schriftdeutsch hieß Hochdeutsch, weil es zum weitaus größeren Theil aus oberdeutschen Elementen gebildet war. Der Norden Deutschlands hatte hierzu (vom Platt- oder Niederdeutschen aus) einen weit größeren und schwereren Schritt, als der Süden, er mußte diese neue Form lernen fast wie man eine fremde Sprache lernt. Der Süden, der ungleich größeren Nähe sich bewußt, blieb nachlässiger, verharrte wenigstens für den Hausbrauch im Dialekt und behielt sich das Hochdeutsche nur für die Fälle vor, wo die Situation correcte Sprache fordert: Amt, öffentliche Rede u. s. w. Das hat nun seine zwei Seiten. Einestheils ist es, versteht sich, vom Uebel. Man erlangt keine rechte Fertigkeit, keine Sicherheit im Reindeutsch, ist stets in Versuchung, Dialektsformen und Dialektsaussprachfehler in das Hochdeutsche einzumischen. Davon wäre ein Lied zu singen, ich möchte bei dieser Anklage gern verweilen, um recht zu zeigen, daß es nicht süddeutsche Eigenliebe ist, was mir die Feder führt, ich erwähne aber in Kürze nur den gröbsten Fehler der meisten Schwaben, daß sie nämlich I und U vor M oder N in ein nasales E und O verderben (Berlen, Wen, Denst, Konst, Donst für Berlin, Wien, Dienst, Kunst, Dunst); der junge Schiller reimt lustig: Schöne, Miene, Bühne, Scene, denn er sprach: Schene, Mene, Behne, Scene (s. Melancholie an Laura). — Dennoch hat der Mißstand auch sein Gutes. Wer im Dialekte lebt, der bleibt der Sprachnaturquelle näher, als wer sich ganz von ihm losgesagt hat. Ich behaupte, daß er sich feineren Sprachsinn bewahrt, und kann nur freilich hier den Beweis für dies Paradoxon nicht antreten; es sei kurzweg nur das Eine angeführt, daß unsere Bildungssprache, als sie sich aus den Dialekten herausdestillirte, eine Welt von Sprachschätzen ungehoben im Schoße der letzteren liegen ließ; ich verzichte ungern darauf, eine Reihe trefflicher, treffender, unübersetzlicher, dem Hochdeutschen verlorener Wörter als Beispiele anzuführen. — Dem Norddeutschen nun spürt man in seinem schulmäßig richtigen Sprechen unmittelbar seine ungleich größere Sicherheit an und hört zugleich auch ein starkes Gefühl dieser Sicherheit heraus, etwas sehr Bewußtes, wogegen der natursaftige süddeutsche Dialekt sammt den Aussprachfehlern, die aus seiner Einmischung ins Hochdeutsche entstehen, als naiv erscheint: dem Fremden als kindlich, komisch naiv, an sich wohl naiv in besserem, etwas Achtung vor der Natur einschließendem Sinne des Worts. Das fertige Loshaben der rectificirten Sprachform fühlt sich nun an wie ein behaupteter Besitz höherer Weis-

Digitized by Google

heit. Das wäre wohl nicht der Fall, diese dunkle Symbolik würde sich nicht einstellen, wenn nicht nach der Seite des Inhaltes häufig Sprachwendungen aufträten, die ein Bewußtsein von Besitz überlegener, höherer Klarheit verrathen, wenn nicht oft eine Neigung zur Ironie sich kund gäbe, die mit dem vorherrschenden Charakter der Verständigkeit so gerne sich verbindet.

„Symbolik": ich meine hier mit dem Wort jenen dunkeln und doch bestimmten Gefühls- und Phantasieact, vermöge dessen wir einer sinnlichen Erscheinung Seelenqualitäten unterlegen und hieraus Schlüsse ziehen, durch die wir die vorgestellte Qualität nach anderen Seiten oder Sphären verfolgend erweitern. Man erinnere sich an die Stimmungen, Vorstellungen, die sich für uns an Farben knüpfen. Ebenso verhält es sich mit den Klängen — und das führt uns auf die Linie, nach der wir schon lange hinsteuern.

Ich bin ernstlich überzeugt, daß das große Unrecht, das der Süddeutsche so häufig im Urtheil über den Norddeutschen ausübt, nicht zum kleinsten Theil aus dieser dunkeln Symbolik zu erklären ist. Das A für R gemahnt also naturlos, affectirt im contrastirenden Zusammen mit dem Scharfen in derselben Sprechweise, das den Eindruck eines Bewußtseins von Ueberlegenheit macht. Zunächst scheinen beide Bestandtheile unvereinbar: das scharf Gestoßene und das zuckerig, butterich Zerfließende. Herber Mann und holder Backfisch in Einem, Sägfisch und Mollusk, Hartschnabel und Breimaul in Einem: so denkt der geärgerte Freund klarer und voller Laute. Nun geht's weiter. Wo die Leute so sprechen, meint der Schwabe, der noch nicht hinausgekommen ist, da werden die Häuser alle abstract, kahl modern, die Schüsseln hungrig karg, ja die Schwalben in der Luft von Pappendeckel und das Wasser wird Alkohol sein. Wie staunt er, wenn er hinauskommt, wenn er die alten Städte, die alten Theile der alten Städte sieht: malerisch, gediegen, historisch, ehrwürdig! Ein Münster, Hildesheim, Halberstadt, Goslar, Magdeburg, Bremen, Lübeck, Danzig — ich nenne nur, was mir gerade einfällt von Zeugen gediegener, naturgesunder Tüchtigkeit und Kraft. Und angesichts der saftigen Rindsbraten auf den gastlichen Tischen, wo bleibt das „Hungrig"? Er sieht keine Weinberge mehr, aber ist denn das nahrhafte Malzgetränke nicht vom Norden zu uns gekommen? Das sind nun doch wohl Werke und Zeugen nicht von Zierpuppen, sondern von Leuten, die Mark haben?

Nun, und der Kriegsgeist, dem wir die Siege verdanken, die stramme Ordnung, die straffe Kraft der Zusammenfassung, die uns die Einheit brachte? — RRRR!

Alles wahr, ganz wahr, aber schade bleibt es doch, daß die natursaftige Welt dort drüben im Norden, der wir das verdanken, sich selbst das Unrecht anthut, ihre Kraft in einer Sprachform zu verleugnen, die nach Schwächlingsgeziertheit aussieht. Ihr habt es zu Stande gebracht, uns zu einem Ganzen zu verbinden; warum sagt ihr vabinden statt verbinden? Ihr habt einen Bismarck erzeugt, könntet ihr nicht auch seinen Namen so sprechen, daß das Mark darin nicht zerquetscht wird? Warum Bismachk, Bismahk oder Bismaik?

Ich hoffe, man merkt, daß Schreiber dieses kein Preußen-, kein Norddeutschen-Hasser ist; aber er gesteht, daß sein Ohr und Sinn nimmer an den Mißlaut sich gewöhnen kann. Ich bin viel, einmal auf ein halb Jahr lang im Norden gewesen, ein Zweig meiner Familie war dort ansässig, aber das mißhandelte R ist mir heute wie gestern, heute wie vor fünfzig Jahren neu, wirft mich in die geschilderte, ungerechte, längst überwundene Symbolik zurück, in die doch so blinde, verkehrte Antipathie gegen die Norddeutschen. Es ist eben für ein normales Gehör nicht zu ertragen, man kann nicht anders, man muß inwendig — unter Einverstandenen auch auswendig — räsonniren, wettern, schelten. In Karlsbad, in Kissingen, wo zur Zeit, da ich dort war, in Mehrzahl Norddeutschland vertreten war und von allen Seiten „Vata, Mutta, mia, dia" mir in die Ohren klang, da konnte die Quelle kaum halb das Ihre thun, weil so verdorbener Sprachquell auf Stimmung und Magen drückend von allen Seiten beständig mich umrauschte. Eine Dame spricht mir von „Kohmähka". Was ums Himmelswillen mag „Kohmähka" sein? Sie fügte dann hinzu: „Pigähde", und nun ging mir ein Licht auf: Kurmärker (und Picarde). Es war eine Braunschweigerin, daher auch O für U und Ae für A. — Soll es uns angenehm sein, soll es uns sympathisch stimmen, wenn im Theater zu Berlin Madam Hedwig Tell sagen darf: heut kommt da Vata, Kinda, liebe Kinda!? — Ich weiß es von einem Ohrenzeugen, daß ebenda eine Schauspielerin, die den Erzengel Michael im Prolog spielte und als solcher für den Herrn fungirte, den Geist der Welten selbst sagen ließ: „Solang ea auf dea Eade lebt" „— — kannst du ihn afassen" u. s. w. u. s. w. Der Wahrheit zur Steuer muß ich noch erwähnen: ich weiß vom Intendanten des Theaters in Schwerin aus seinem eigenen Munde, daß er keinen Schauspieler, keine Schauspielerin anstellt, die das R nicht als Zungen-R sprechen. Und gewiß ist dies genau so richtig, wie man im Gesang kein Gaumen-R und kein A für R duldet. Was aber auf der Bühne und im Gesang recht ist, das ist wohl auch Recht und Gesetz für die Umgangssprache. Wollte Jemand dies bestreiten, für die Conversation Ausnahmen in Anspruch nehmen, so wäre zum Ueberfluß noch ausdrücklich herauszuheben, was sich aus allen gebrachten Beispielen ergibt: daß man am Ende doch redet, um verstanden zu werden. Unter sich, im Lande, wo alle Welt das R im Munde zerlaufen läßt, da macht es keine Schwierigkeit; die Combination, welche nöthig ist, um je an gegebenem Punkte der Rede zu begreifen, daß ein A als R zu verstehen ist, wird zur raschen Gewöhnung, wie es z. B. im Französischen sich durch Uebung lernt, aus dem Zusammenhang zu entnehmen, ob ein A den Dativ oder: Hat bedeutet. In unsrer Umgebung aber, wo das R ein R ist, lernt sich diese Gewöhnung nicht, wenn also ein R = A-Sprecher unter uns sich vernehmen läßt oder wenn wir in die R = A-Regionen hinüberreisen, da beginnt die liebe Noth mit dem Verstehen. Der Beispiele hierfür habe ich wohl genug angehäuft; es sei aber noch angeführt, daß ein norddeutscher Herr, ein Bekannter aus früherer Zeit, der mich mit großer Freundlichkeit in einer italienischen Stadt umführte, verwundert über mein ewiges: Was? He? Wie? mir endlich sagte, er bemerke mit Leidwesen, daß mein Gehör abgenommen habe. Ich erwähne es, weil ein Leser, dem meine Sätze neu sind, mich vielleicht längst in demselben Verdacht hat. Unter Süddeutschen hat aber noch kein Mensch ihn geschöpft. Und wie kann dies Nichtverstehen gesellig beunglücken! Ich fand in einem Restaurationslokal, wo ich Abends Unterhaltung zu suchen pflegte, häufig einen jungen Mann, den ich zu meinen strebendsten und denkendsten Zuhörern zählte. Ich mußte ihn aber meiden wie den bösen Feind, wiewohl er oft allein saß und sichtbar sich gerne mit mir unterhalten hätte; es waren mehrere Tische im Saal, es ging laut her und unter dem Stimmengeräusch verstand ich kaum die Hälfte seiner Worte, denn er sprach ein Mittelding zwischen Hamburgisch und Berlinisch; z. B. ich hörte das Wort Nohwähn und brachte nur durch Schlüsse heraus, es solle Norwegen heißen (er verschwemmte auch das G). Ich fragte oft zwei-, dreimal, verstand beim dritten Mal abermals nicht — da half es nichts, ich mußte mich der Marter entziehen, auf Gefahr, ihn zu verletzen, denn er mußte merken, daß ich ihn mied, und konnte nicht erkennen, warum. Die norddeutsche Aussprache ist ohnedies überhaupt weiter hinten in der Mundhöhle lokalisirt, als die süddeutsche. Wir haben den Eindruck, als verklingen die Laute, statt vorn herauszugehen, hinten im Rockkragen. Da man nun im Gespräch nicht wohl das Ohr hinten an den Rockkragen des Andern auscultirend anlegen kann, so ist in Fällen, wie der genannte, kein Ausweg, als: „der Rest ist Schweigen".

Sollte es nöthig sein, daß ich zum Schluß noch zu Punkt 2 auf der vorangestellten Warnungstafel zurückkehre? Dort wird vor dem Lesen dieser Blätter gewarnt, wer nicht verstehen will, daß kein Einzelner gemeint ist, wenn ich von Manier, von Affectation rede, der späte Erbe des eingerissenen Unfugs wird von jeder Schuld freigesprochen. Mit einer kleinen Modification wollen wir dies jetzt so ausdrücken: die Portion von Mitschuld, die unter vielen Millionen von Menschen auf den

Digitized by Google

einzelnen Mann kommt, wenn durch die contagiöse Fortpflanzung der Mode ein Sprachmißbrauch einreißt, ist so klein, daß sie fast Null gleicht. Diese Modification deckt mich gegen einen Vorwurf, den man erheben könnte: mein Vorgehen, könnte man sagen, habe etwas ähnlich Verletzendes, wie wenn man Einem seine Nase verspottet, für deren Form er doch nichts kann, die nun einmal so, wie sie gewachsen, ein Stück seiner Persönlichkeit bildet. So ist es denn doch nicht. Ich habe bereits gesagt, daß solche Idiomformen nicht physiologisch seien; das Unbewußte der Angewöhnung ist doch keine Naturnothwendigkeit; ein Bewußtsein läßt sich wecken, es kann darüber reflectirt werden und dann tritt auch Freiheit ein, daran zu ändern. Meine Nase kann ich nicht anders ziehen, einige starke Unrichtigkeiten meines Idioms kann ich ablegen. Sträube ich mich gegen die Weckung des Bewußtseins, suche mit Gründen zu decken, was jedem guten Grund zuwider Mode geworden, dann kann nicht mehr von minimaler Schuld, die fast gleich Unschuld, die Rede sein und dann hat die Symbolik der Auffassung, die im geschilderten Charakter der Aussprache ein Bild selbstgefälliger, naturloser Bewußtheit sieht, nicht ein Stück Unrecht, ein Stück Recht, sondern nur ganz Recht. Ich stieß auf Widerspruch, als ich früher einmal den Mißbrauch der Zerquetschung des R angriff. Ein verdienter Schriftsteller hielt mir brieflich entgegen: die höhere Cultur bringe nothwendig eine gewisse Abschleifung von Sprachlauten mit sich; der Spanier spreche wohl das schöne, volle Zungen-R, aber diese Nation stehe doch hinter den modernen Culturvölkern zurück, stecke noch halb in der Natur. Er konnte sich auf den Erfahrungssatz berufen, daß Fortschritt in der Bildung immer auch um Opfer an Naturfülle, Naturschönheit erkauft wird. Aber — „wer zu viel beweist, beweist nichts" ist doch auch kein leerer Satz. Das geschichtliche Gesetz der Abschleifung der Sprachen hat denn doch seine Grenze; Grundlaute dürfen nicht angegriffen werden, nicht rohe Natur ist es, was diese bewahrt wissen will. Ist es rothhäutisch, den Kraftlauten der Sprache ihren Körper voll und ganz zu lassen, ist es erlaubt, bildungshalber an diesem Körper herumzufeilen, bis er flach wird, oder — ein besseres Bild — ihn wie Gefrornes im Mund verlaufen zu lassen, dann würde ich vorschlagen, lieber einmal an unsere vielen ung zu gehen. Diese Endungsform, vollends wenn sie noch unc heißt wie in unserem Norden, ist doch wohl der häßlichste Theil unserer Sprache und höchst unbequem im Munde; mancher Dickhörige freilich schreibt oder spricht mit Heiterkeit: in der Hoffnung, meine Besitzung durch Erweiterung, Ordnung, Anpflanzung, nach richtiger Berechnung u. s. w. u. s. w. Ich würde nun vorschlagen, daß wir dieses lästige ung etwa zu einem ui oder ua erweichten, also Hoffnui oder Hoffnua und sofort, oder daß wir es in einen Zischlaut zusammenzögen, also etwa Hoffnuz u. s. w. — Wäre niedlich!

Der Herr war ein Berliner. Ein anderer Brandenburger ließ mir sagen: weil die Schwaben das R mit der Zunge sprechen, soll das richtig und Gesetz sein und die Preußen hübsch folgen? Nein, mein Lieber, weil es Gesetz ist, sprechen die Schwaben das Zungen-R und sollten die Preußen es auch thun. Und zum Ueberfluß — denn ich habe bereits deutlich gezeigt, daß ich meinen Schwaben nichts schenke — will ich nur gestehen, daß leider! leider! diese Sprachtugend sichtlich bei uns abnimmt. Schon oben konnte ich nur sagen, es gehe dem R im Schwabenlande immer noch meist gut. Meine Beobachtungen sind in der That nicht erfreulich. Ich konnte früher in den Redeübungen, die ich von Zeit zu Zeit halte und wobei ich den besten Theil des Semesters mit meist vergeblicher Bemühung um richtige, reine und deutliche Aussprache zu verlieren pflege, die Schwaben immer als Muster im R vorstellen können; neuerdings hat sich das traurig verändert, im letzten Curs waren es 3 von 10, die das R nicht in den Gaumen rutschen ließen wie die Backfische. Ich rief ihnen zu, sie sollen bedenken: wir Schwaben haben mit den Alemannen uns zu wehren, daß nicht —

Dieser Satz verlangt eine neue Linie, er ist ein Schluß- und Hauptsatz. Süddeutschland hat sich zu wehren, daß nicht im Deutschen der Widerspruch zwischen Schreibung und Sprechung einreiße wie in Frankreich und England. Ein R schreiben und ein A sprechen ist kaum weniger verkehrt, als ein au oder eau oder eaux schreiben und ein O sprechen oder ein igh schreiben und ein ei sprechen. Man weiß, wie es in diesen Sprachen so gekommen ist. Nehmen wir z. B. das Wort autre. Der Gallier schrieb anfänglich alter und sagte alter. Nun sprach er aber das L mit Zurücknehmen der Zunge nach dem Gaumen als Kehlen-L: ein Laut, der im Russischen und Polnischen neben dem reinen L normal besteht. Nun klang alter fast wie auter; man kann sich das genau vorstellen, wenn man das Kehlen-L der Schweizer vergleicht: als, Hals lautet hier fast wie aus, Haus. Soweit folgte nun die Schreibung der Sprechung, daß man jetzt auch autre schrieb. Von diesem au statt al war es aber nicht weit zu O und so wurde aus alter ein oter, aber hierin folgte die Schreibung nicht der Aussprache, man fuhr fort autre zu schreiben (auf die Versetzung der zwei Endlaute re brauchen wir hier nicht einzugehen). Dies ein Beispiel von vielen; es ist gleichgültig, an welchen Punkten der Mißbrauch anfing, er riß eben ein, griff an diesem und jenem Punkt an und lief weiter und weiter; und so, wenn wir Deutschen R schreiben und A sprechen, wird es bei dieser Bresche nicht bleiben, der Einsturz des Normalverhältnisses zwischen Schrift und Aussprache wird weiter greifen und endlich da ankommen, wo er in Frankreich und England angekommen ist. Hat es doch auch auf andern Punkten schon stark bei uns angesetzt: in breiten Strecken schreibt man g und spricht J (in zwei Wörtern ist dieser Unfug freilich so stehend geworden, daß ihm die Schreibung endlich folgte: jäh für gäh und Jauner für Gauner ist entschieden falsch); bei der Aussprache des S wird in nördlichen Strichen Deutschlands die Zunge zu tief angesetzt, so daß es fast wie D lautet, nun hört man statt: fehr ein der, statt: Gesetz, Jedez; so auch in Vokalen: kein kleiner Theil von Deutschland schreibt u und spricht einen Mischlaut zwischen O und Oe, wie die Engländer, die es freilich eben aus ihrer Heimat, Norddeutschland, mitbrachten.

Man muß sich nun recht verdeutlichen, wie es sich mit dem Widerspruch zwischen Schrift und Aussprache eigentlich verhält: er fixirt sich in den Köpfen bis zur völligen Verdunklung des Begriffs von Schriftzeichen und ihrer Bedeutung. Eine Dame sang: Ihr Jätter meines Lebens u. s. w. Der Singlehrer verbessert: „Götter"; sie aber behauptet, es stehe ja deutlich gedruckt: Jätter, es stehe doch da auf dem Papier. Sie selbst sprach doch in manchen Silben das G richtig, da nämlich, wo es nicht zu verderben ist, z. B. in der Verbindung mit L (königlich u. dgl.), allein das veränderte nichts an ihrer Verstockung, sie zog schlechterdings die Consequenz nicht. So droht es denn auch mit dem R zu kommen und an was Alles es noch kommt, ist nicht abzusehen, und also noch einmal: wehre dich Süddeutschland gegen das Eindringen des R = A!

Ich habe nicht schelten und spotten wollen; man thut eben, was man kann, und versucht es mit dem Mittel des Ueberzeugens. Aber wie wenig vermag der Einzelne! Was hilft es, wenn ich mit meiner Schreiberei auch den einen oder andern R = A-Laller bekehre! Was will das sagen gegenüber Millionen, die meine armen Blätter nicht lesen und, wenn sie lesen, für wohlweise Nörgelei halten! — Wie aber, wenn es doch ein Mittel gäbe? Viribus unitis! Ich finde Rath. Ich darf wohl hoffen, daß dieser mein Krankheitsbericht einen und den andern Schulmeister in den Landen zu Gesicht kommt, wo die Epidemie herrscht. Ueberzeuge ich von diesen vorerst nur Einen und gibt er der Ueberzeugung Folge, so ist eine Handhabe gegeben. Hat er jährlich etwa 70 Kinder in der Schule, bringt er von diesen etwa 40 das richtige R bei, so ist ein hübscher Anfang gemacht. Die Jahrkurse wechseln ja, wir haben in drei Jahren 120 natürliche, unwillkürliche Propagandisten des Zungen-R; man rechne weiter und schöpfe Hoffnung! Und nun habe ich vielleicht erst zu wenig vorausgesetzt: kann nicht das Glück wollen, daß ich zwei ja drei Schulmeister überzeuge? Also dann jährlich 80 oder gar 120, in drei Jahren 240 oder 360 Propagandisten! Man rechne abermals weiter und hoffe noch blühen-

Digitized by Google

der: man mache einen ungefähren Durchschnittsüberschlag der Zahl von Geschwistern, Nachbarkindern, die ein gebessertes Kind jährlich bessert —, noch mehr, man nehme an, unter den bekehrten Schülern seien etliche, die selbst zu Schulmeistern aufsteigen, also aus Bekehrten Bekehrer werden — welch trostreicher Blick ins Unendliche!

Edle Volksschullehrer! Lange nicht nach Verdienst gewürdigter Stand der Volksbildner! Seht, welches weitere, große Verdienst ihr euch erwerben könnt! Die Frage der Rechtschreibung ist ein Knoten, so verschlungen, daß er unendlich schwer zu lösen ist, die Frage der Rechtsprechung: wie ungleich planer liegt sie doch, da ihr der klare Anhalt physiologisch an den Sprachorganen gegeben ist! Ihr könnt, wenn ihr wollt! Versagt euch nicht der guten Sache!

Ist aber all mein Hoffen eitel, glaubt mir in den Landen, gegen deren Aussprache ich predige, kein Mensch, daß R nicht A ist, so gibt man mir doch wohl wenigstens zu, daß die Schreibweise der Aussprache folgen soll. Also gut, regeln wir jene nach dieser! Wir schreiben dann also künftig ein R nur noch in Silbenanfang, wo es als Zungen-R spricht, wer kann und will, als Gaumen-R, wer nicht anders kann oder fälschlich so will; im Uebrigen schreiben wir zwei verschiedene A: das eine ist der bekannte Vokal, das andere bedeutet den Laut, der früher auch am Silbenschluß R geschrieben wurde und den zurückgebliebene, ungebildetere deutsche Brüder auch an dieser Stelle noch als R sprechen, den aber der fortgeschrittene Theil Deutschlands jetzt feiner als eben den Vokal spricht, den das Zeichen A bedeutet. Ich verabschiede mich vom Leser mit einer Probe dieser künftigen Orthographie:

Da Mensch soll sich von da bloßen Natua zua Cultua aheben und dies voanehmlich auch an da Sprache zeigen, indem ea die gröbaen Ualaute daselben mildat. Ein solcha Ualaut ist namentlich das R. Wenn gebildete Menschen sich miteinanda untahalten, soll es nicht klingen wie ein Donnawetta oda als wüade da Zapfenstreich geschlagen. Lasset uns diesen rohen Laut übaall da, wo die gebildetae Meaheit da Deutschen ihn längst als A spricht, künftig auch so schreiben. Ein gewissa Vischa hat sich einmal wieda lächalich gemacht als Vafassa eines Aatikels: Leiden des aamen Buchstaben R auf seina Wandaung duach Deutschland. Diesa eigenliebige Schwabe glaubt uns predigen zu düafen. Aba ea iat sich. Kein Mensch kümmat sich um den Propheten im schwäbischen Winkel. Man kennt ihn längst als Grillenfänga. Ea mag hübsch zusehen, ob ea etwas acheicht. Ea wiad uns in unsra Sichaheit nicht aschüttan. Statt unsan Schulmeistan zu predigen, sollten die Schwaben hübsch bitten, daß ihnen eine Zahl Schulmeista als Lehra des richtigen Deutsch aus dem Lande da Intelligenz vaabreicht weaden.

François Coppée's „Olivier" im deutschen Gewande.

Von den neuern Dichtern Frankreichs, worunter manche wahrhaft gottbegnadete, ist François Coppée einer der begabtesten und am längsten durch mehrfache Uebertragungen in Deutschland bekannt. Erst kürzlich ward in dieser Wochenschrift (Nr. 22) auf eine Reihe seiner poetischen Stillleben hingewiesen, von Rob. Waldmüller übersetzt und 1881 in Stuttgart erschienen. Ihnen waren gar manche kleinere Gedichte desselben, von Em. Geibel übertragen und zum Theil in eben dieser Zeitschrift veröffentlicht, voraufgegangen. Noch früher und wohl am meisten bekannt wurde Coppées Name in Deutschland durch das größere Gedicht „Der Strike der Schmiede" — in einer guten Uebersetzung von dem unlängst verstorbenen Vorleser Emil Palleske häufig vorgetragen — und durch das Drama „Der Geigenmacher von Cremona" an vielen deutschen Theatern ein gern gesehener Einacter. Zwei andere Dramolets hatte Graf Wolf v. Baudissin übersetzt und 1875 (Leipzig, Hirzel) herausgegeben. Von dem nämlichen vielbewährten Uebersetzer erschien dann, als nachgelassenes Werk, die Uebersetzung der Novelle „Olivier". Von eben dieser poetischen Erzählung liegt nun eine neue Uebertragung ins Deutsche vor, und zwar von der Hand des Freiherrn Gisbert Vincke*), einem nicht minder gewandten Uebersetzer in metrischer Form als der Urheber der früheren Olivier-Uebersetzung. Schon der Umstand daß eine und die nämliche Dichtung in kurzer Zeit zwei solche Uebersetzer findet, verdient eine besondere Beachtung und fordert zu einem Vergleiche beider Leistungen auf.

Das übertragene Poem selbst, eine gar hübsche Herzensgeschichte eines jungen Poeten und an Umfang die längste der erzählenden Dichtungen Coppées, ergeht sich mehr in einer Reihe aneinander gefügter Genrebilder als in der behäbigen Darstellung eines epischen Vorgangs. Aeußerst knapp in der Diction, entwickelt es sich vorwiegend in Stimmungsfolgen, weniger in Begebenheiten, die nur ausnahmsweise als unmittelbar stattfindend geschildert werden. Wiewohl der Satzbau des Originals häufig eine Länge annimmt, die dem Charakter des uns vornehmlich durch Prosa bekannten Französisch scheinbar fremd ist, zeichnet der Dichter mehr in andeutenden Grundstrichen, wobei der Ausdruck selbst immer gedrängt und bündig bleibt. Durch das Ganze weht ein lyrischer Hauch, und dieser geht unfehlbar verloren, wenn das Gedicht in der Uebertragung an Breite zunimmt. Eben dies ist bei der Uebersetzung des Grafen Baudissin der Fall. Dieselbe hat beiläufig anderthalbhundert Zeilen mehr als das Original, wiewohl Baudissin demselben treulichst Wort für Wort nachgeht und nur ausnahmsweise, wo er metrische Lückenbüßer braucht oder infolge einer offenbaren Flüchtigkeit beim Uebersetzen auch Umdichtungen hat, die beim schließlichen Ueberlesen der Arbeit vor dem Druck leicht ausgemerzt worden wären. Baron Vinckes Uebersetzung dagegen hat nur drei Zeilen mehr als das Original, und so ist schon äußerlich eine größere Uebereinstimmung mit demselben erzielt, welche die Wahrung der nöthigen Knappheit im Ausdruck verbürgt.

François Coppée dichtet seine poetischen Erzählungen in Alexandrinern. Beide deutsche Uebersetzungen sind im Blankvers gehalten, wiewohl es bei der von Baudissin auffälligerweise heißt „im Versmaße des Originals übersetzt". So ohne weiteres sind nun Alexandriner und Blankvers nicht identisch, obschon es, wie Baron Vincke in der Vorrede zu seiner Uebersetzung mit Recht hervorhebt, kaum mehr zweifelhaft sein kann, daß der französische Alexandriner deutsch am besten durch den Blankvers wiederzugeben sei, wenngleich er antithetische Wendungen minder scharf zuspitzt. Bei der gepriesenen Formgeschmeidigkeit des Deutschen hat man es freilich schwer zu fassen, weshalb dort ein Versmaß ungeeignet sein soll, welches dem metrisch so spröden Französisch ganz geläufig ist, zumal der Alexandriner in stammverwandten Sprachen — im Schwedischen und Holländischen — volles Bürgerrecht genießt. Dennoch hat der Alexandriner im Deutschen, der doch die viel künstlicheren antiken Versmaße sich angeeignet, nicht heimisch werden wollen. Es liegt dies aber darin begründet, daß der französische Alexandriner ein völlig anderer Vers ist als der deutsche. Dieser läßt sich nur scandiren; dann theilt ihn die unvermeidliche Cäsur in zwei völlig gleiche Hälften, und daraus erwächst — bei längeren Gedichten — eine unerträglich langweilige Monotonie. Der französische Alexandriner dagegen wird nicht scandirt, sondern conversationsmäßig gesprochen; so hat jede Zeile ihren eigenen Tonfall, und fast nur der Reim markirt den Vers. Im Deutschen hat man ähnliche Wirkung erzielen wollen durch eingestreute Daktyle, jedoch nicht mit Glück und ohne Anklang zu finden**); der Vers verliert dann die Einheit, er wird zu sehr Knittel-

*) Olivier, Novelle in Versen von François Coppée. In freier Uebertragung von Gisbert Freiherrn Vincke. (Autorisirt.) Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.

**) Freiligrath hat allerdings den Alexandriner benutzt, aber nur für kürzere Lyrik, untermischte ihn aber auch dann meist mit kürzeren Zeilen, als Antidot gegen Monotonie. Dankbar wäre wohl auch den Fünffüßer zu reimen, allein auf die Dauer würde auch das langweilig ins Ohr fallen und den leichten Ton der Erzählung beeinträchtigen.

Digitized by Google

vers. Im Deutschen kommt der Blankvers unserer Conversationssprache am nächsten, und wesentlich darum wählte ihn das höhere Drama. Selbstverständlich ist es aber beim Blankvers mit dem bloßen Zusammenstellen des betreffenden Silbenfalles nicht gethan, sondern ist ein Schwung der Sprache selbst dabei vorausgesetzt und hat man auch sonstige Rücksichten des Ebenmaßes und des Wohlklangs nicht außer Acht zu lassen.*) Trotz ihres äußerlichen Unterschiedes kommen der deutsche Blankvers und der französische Alexandriner so nahe, daß sie bei einer geschickten Uebersetzung im Allgemeinen sich Zeile für Zeile decken müssen. Es trifft dies, wie schon vorhin bemerkt, bei der Olivier-Uebersetzung Vinckes beinahe genau zu. Die seltenen Fälle, sagt er in seinem Vorwort, wo der französische Ausdruck einmal kürzer ist als der deutsche, werden ziemlich ausgeglichen durch die entgegenstehenden, wo die Wiedergabe des Alexandriners den Raum eines Blankverses noch nicht erfordert. Freilich gesteht der Uebersetzer, daß Treue des Buchstabens häufig durch Treue des Sinnes ersetzt worden, was er jedoch mit Recht als eine Nothwendigkeit betont, welche durch die Charakterverschiedenheit der beiden Sprachen bedingt wird, wenn die Uebersetzung — was doch ihre vornehmste Aufgabe ist — als deutsches Gedicht sich darstellen soll.

Hierin eben besteht der wesentliche Vorzug der neuen Uebersetzung des Olivier gegen die frühere, der man im Ausdruck die Uebersetzung gar zu sehr heraushört. Außer daß der zu genaue Wortanschluß die deutsche Wiedergabe bei Baudissin schwerfällig macht, so läßt er sich sogar ein unmittelbares Herübernehmen französischer Wörter zu Schulden kommen, die dem deutschen Vers einen ganz fremdartigen Klang verleihen. Denn offenbar ist es nicht glücklich, wenn nicht nur eingebürgerte Fremdwörter wie Boulevard, Boudoir, Diligence u. dgl. mehr, sondern auch Pays latin für Studentenviertel, Retraite für Zapfenstreich, elegantes Quartier für feineres Viertel, christliche Resignation für Entsagung, und nun gar Octroi und Abattoir wie selbstverständliche deutsche Ausdrücke verwendet sind. Daß bei ihm andrerseits so willkürliche Wiedergaben vorkommen wie z. B. die erste Zeile in Oliviers Tagebuch am 20. Juni wo des Originals

„De son calme nouveau mon âme est étonnée"

ganz unmotivirt

„Die neue Meeresstille staun' ich an"
(Vincke: „Ich bin erstaunt wie ruhig jetzt mein Herz")

heißt, rührt wohl nur von unterbliebener Revision der Arbeit her. Bedenklich ist es aber immerhin, daß es stehen geblieben und leider nicht vereinzelt ist. Gleich der Schluß der unmittelbar vorhergehenden Tagebuchstelle (15. Juni) ist ebenfalls sehr unglücklich ausgefallen. Die reizenden Strophen des Originals:

„Jouissons du moment heureux, saisissons l'heure,
Sans en attendre une autre aussi bonne ou meilleure.
Satisfait d'admirer, sans vouloir le saisir,
Ce frêle papillon de l'âme, le désir."

erhalten bei Baudissin folgende Gestalt:

„Erfreuen wir uns dann
Des holden Augenblicks; ergreifen wir
Die Stunde, hoffen nicht auf eine zweite
Oder noch schön're! Sei es uns genug
Der Seele zartem Falter, der Bewundrung
Uns hinzugeben, nicht sie festzuhalten."

Daß le désir mit „Bewunderung" wiedergegeben ward, rührt natürlich nicht von mangelhafter Sprachkenntniß her, sondern beruht auf metrischer Verlegenheit. Weit geschickter im Bewältigen dieser Schwierigkeit ist Vincke, bei dem die vorhin aus dem Original angeführten Zeilen eben so hübsch und wohlklingend wie originalgetreu lauten:

„Genieße den Moment, halt' fest die Stunde,
Erwarte nicht, daß eine beff're kommt;
Bewund're nur, doch nimmer woll' ihn fesseln
Der Seele leichten Schmetterling, den Wunsch."

Solche Proben dichterischer Gewandtheit auf Seiten Vinckes lassen sich ohne Schwierigkeit vermehren. Wir begnügen uns namentlich auf die ganze Tagebuchpartie der Novelle hinzuweisen, welche bei ihm durch und durch die Anmuth einer Originaldichtung athmet, was um so höher anzuschlagen, als der Uebersetzer gerade hier von seinem Recht, Sinntreue für Worttreue zu nehmen, den sparsamsten Gebrauch macht. Nur an wenigen Stellen ist er einzelnen Ausdrücken des Originals nicht ganz gerecht geworden. Dies gilt namentlich von dem dort ganz am Schlusse vorkommenden Passus, wo „l'étendue du temps" weniger glücklich durch „Raum der Zeit" wiedergegeben ward, zumal hier, nach unserm Dafürhalten, „die Spanne Zeit" sowohl metrisch wie poetisch angemessener gewesen wäre. Ebenso dürfte für die Wiedergabe des französischen „jusques aux Invalides" eine deutlichere Wendung zu finden sein als das Buchstäbliche und deutsch gewiß zweideutige „bis zu den Invaliden" (V). Daß in Kap. VII mit „veste de velours" ein anderes Kleidungsstück gemeint ist als das bei Vincke angegebene, wird wohl ebenso auf einem Versehen bei der Correctur beruhen, wie es bei der Tagebuchstelle vom 26. Juni der Fall, wo für „la dernière neige" des Originals „das letzte Sehnen" anstatt „der letzte Schnee" sich eingeschlichen. Derlei Kleinigkeiten, deren man nicht viele finden wird, sind bei einer spätern Auflage leicht beseitigt.

Aber noch ein Vorzug der neuen Olivier-Uebersetzung vor der früheren bleibt hervorzuheben. Bei aller Freiheit, womit Baron Vincke seine Uebersetzung dem Original gegenüber metrisch gehalten, hat er demselben bei Kap. XII und XIV die größte Treue in der Wiedergabe der dichterischen Form bewiesen. Jedes dieser Kapitel enthält nämlich ein abgeschlossenes lyrisches Gedicht aus der Feder des Titelhelden der Erzählung und sondert sich von dieser selbst durch Aenderung des Metrums ab, indem dort die Alexandriner in vierzeilige Strophen gegliedert und bei XII mit zwei Halbzeilen untermischt sind, wobei auch noch die Reimstellung geändert ist. Diesen wichtigen Umstand hat Baudissin allerdings nicht übersehen, läßt aber nicht nur an beiden Stellen den Reim fallen, so daß also Kap. XIV bei ihm Blankvers ist und sich von dem erzählenden Theil der Dichtung nicht abhebt, sondern gestaltet bei Kap. XII auch das Metrum um, indem er dessen Zeile 1 und 3 ohne Cäsur bringt und für die beiden Halbzeilen je einen Vierfüßer setzt, während bei Baron Vincke nur der Alexandriner gegen den Fünffüßer vertauscht bleibt, dagegen der Reim, der in diesen beiden Kapiteln ganz unerläßlich, strengstens beibehalten ist. Ueberhaupt fällt jede Mehrung eines Vergleichs der ältern Uebertragung mit der neuern zu Gunsten der letztern aus, indem selbige weit entschiedener als jene den Eindruck einer deutschen Dichtung macht, deren nun stattgefundene Veröffentlichung den Freunden poetischer Lecture nur erwünscht sein kann.

Wilhelm Bolin.

*) Näheres darüber findet man in der sinnigen Ars poetica, welche Baron Vincke in seinem kürzlich veröffentlichten Büchlein „Ein kleines Sündenregister" (Freiburg i. B. 1882) entwickelt.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Skalden-Kunst.

Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Dahn.

Was wohl den gelehrten und dichterisch veranlagten Königsberger Professor bewogen haben mag, aus einer guten Ballade ein schlechtes Theaterstück zu machen? Denn eine gute Ballade ist wohl das Gedicht: „Skalden-Kunst", das sich in seinen Gesammelten Liedern findet. Es wird uns da erzählt, daß in Herjadal arger Krieg zwischen König und Prinz, Vater und Sohn, Alt Olaf und Jung Olaf entbrannt ist, den der

Digitized by Google

schlaue Skalde Swan durch einen Komödienkniff schlichtet. Der edle Sänger hat nämlich erkannt, daß es den beiden Gegnern im Grunde ganz so ergeht, wie Heines seltsamen Liebenden: sie sehen sich an so feindlich und wollen vor Liebe vergehn. Um so leichter wird das Werk der Versöhnung. „Komm," sagt also Swan zum alten König,

„Um Mitternacht an Odhins Eiche
— Du kennst sie gut, die rundthurmgleiche, —
Tritt schweigend an die rechte Seite
Und horch auf mich — und sieg' im Streite."

Dem Prinzen aber gibt er dasselbe Rendezvous:

„Herr, traue mir und meiner Kunst:
Um Mitternacht — thu' mir die Gunst —
Du kennst die Odhins-Eiche — tritt
Zur Linken ihr mit leisem Schritt:
Und horch auf mich und meine Rede
Und glorreich wend' ich dir die Fehde."

Als dann das doppelte Stelldichein — rechts der König, links der Prinz, in der Mitte die Eiche — stattfindet,

Da aus dem Busch tritt Swan hervor,
Und klagt zur Eiche laut empor:
„Ihr Götter, so habt ihr's geendet?"
Und zu dem Stamm nach rechts gewendet
Leis ruft er: „König freue dich:
Dein Sohn erstach in Reue sich:
Du hast gesiegt!" Dann zu der Linken:
„Jung Olaf, Sieg magst nun Du trinken:
Dein Vater, diesen Kampf zu meiden,
Warf sich vom Fels!" — Da scholl von Beiden
Da scholl vom Vater und vom Sohn
Laut durch die Nacht ein Wehe-Ton:
„O lebte noch mein theurer Sohn:
Wie gerne räumt ich ihm den Thron!"
— „Weh um den König, meine Herrn!
Wie stürb ich für den Vater gern."
Da nahm der Skalde Beider Hände:
Sie faßten sich und sonder Ende
Liebkosten Beide sich mit Brunst:
Swan sprach: „Seht, das war Skalden-Kunst!"

Wie man sieht, eine Anekdote, nicht mehr, nicht weniger. Dahn thut sich sogar im Nachwort zu seinem bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienenen Stück viel zu Gute darauf, daß er den Stoff dieses Dramas „ausschließend seiner frei erfundenen Ballade" entnommen habe. Jedenfalls muß er sich auf das daraus gewonnene Stück etwas weniger einbilden. Es ist geradezu unbegreiflich, daß ein Theaterkind wie er, ein Dramatiker, der in seinem früheren Stück einen so großen Sinn für das Bühnenwirksame bekundet, auf den Einfall kommen konnte, diesen anekdotenhaften Stoff zu einem Drama von drei Acten auszuspinnen — drei Acte, wo ein Einacter mehr als genügt hätte! Wenn er wenigstens bei der Dramatisirung zuerst darauf bedacht gewesen wäre, den Conflict zu vertiefen und zu compliciren, — aber nein! er versetzt den Thatbestand der Ballade, gerade so wie er ihn „frei erfunden" hat, ohne weiteres ins Drama. Wir bekommen nicht einmal die Neidinge, welche Vater und Sohn aufhetzen, zu sehen: Vater und Sohn werden uneins durch ein Mißverständniß — die pure Höflichkeit des alten Königs gegenüber einem Nachbarkönigssohn weckt im Prinzen die Sorge um sein Erbrecht — und ein Mißverständniß — Swans Klage, daß „der Unglückselige" gestorben sei — führt sie wieder zusammen. Neu hinzugekommen ist nur die junge Prinzessin Bathild, die den Sänger Swan liebt und ihn richtig auch heirathet, aber erst — wo bleibt da die in unzähligen Jamben als mächtig gepriesene Skalden-Kunst? — *nachdem* er zum König von Seeland ausgerufen worden ist. So endet das Stück, das niemals hätte anfangen sollen, wenigstens mit einer „standesgemäßen" Heirath, die ohne Zweifel der Intendanz des Schauspielhauses verlockend genug erschien, um Annahme und Aufführung zu motiviren.

Bei der Ausführung hat sich Dahn von zwei Richtungen beeinflussen lassen, und wir brauchen nur die gereimte Vorrede zu dem gedruckt vorliegenden Stücke zu lesen, um die eine zu erkennen. Er hat nämlich sein Drama der Tochter Rückerts gewidmet und versichert ihr:

„Dein großer Vater aber hätte
Dies Spiel gelobt: mit dem gewaltgen Haupt,
Dem Ehrfurcht heischenden, hätt' er mir, schweigend,
Ernst, zugenickt, wie er wohl häufig pflag."

Nun ist aber der treffliche Rückert in theatralibus nichts weniger als ein competenter Richter, denn seine eigenen Dramen — öde Wechselreden ohne Gestalt und Gehalt — gehören ohne Zweifel zu den langweiligsten Hervorbringungen unserer Literatur. Wenn es also Dahn seinem Vorbilde in dieser Beziehung gleichthun wollte, so ist es ihm durchaus gelungen. Aber man kann noch ein anderes Element constatiren. Dahn hat zuletzt vier Libretti — Operndichtungen nennt er das — verfaßt, und so zeigt es sich in seinem Schauspiel, daß er noch mitten im Opernstil befangen ist. „Skalden-Kunst" hat Lieder, Solis, Duette, Tuttis; Held und Heldin schmiegen sich zusammen, er sagt einen halben Satz, sie vollendet ihn, und ganze Romanzen werden auf solche Weise abgeleiert. Man höre das folgende „fast bange, ehrfürchtige Zwiegespräch":

Ring. Da sagt man recht — durch Runen und Gesänge —
Bathild. Durch hehre Zeichen — unter alten Sprüchen —
Ring. In heilger Bäume Rinde leis geritzt —
Bathild. Bezwingen sie in segenvollem Zauber —
Ring. Der Menschen Sinn: — — Das lernten sie von Odhin.
Bathild. Ganz in der Nähe, — nicht? — im Zauberwalde —?
Ring. Ragt Odhins Esche, die gewaltige.
Bathild. Die sieben Männer kaum umklaftern. —

Und das geht so noch eine zweite Seite fort. Dieses Sichvommundeabfangen wiederholt sich im folgenden Act wieder und wird förmlich zur Manier.

Bathild. Und morgen ziehen alle Deine Krieger —
Swan. Auf jenes Haupt, dem Fremdling selber heilig, —
Bathild. Das eine Doppelkrone trägt: von Gold die Eine, —
Swan. Die andre, ehrfurchtwürdigre: von Silber.

Wer dieses Hinneigen zum Opernhaften genau constatiren will, der schlage das Buch auf und lese zumal die Parenthesen, welche von Winken für Regisseur und Schauspieler strotzen. Namentlich scheint unserem Dichter die ganze Schauspielkunst in den Kunstpausen zu liegen. Swan eröffnet das Stück mit einem kurzen Monolog, der vorgeschriebener Maßen nicht mehr und nicht minder als eine große Pause, sechs mittlere und drei kleine Pausen enthält. Auch auf schöne plastische Stellungen und Gruppen wird viel Rücksicht genommen. Nachher muß sich Swan — der hiesige Darsteller hatte dies versehen — hoch emporrecken, den Speer in der Rechten, damit er an das Bild Odhin gemahnt. Dann sind der Vorschriften über die Gesticulation kein Ende. „Bathild macht auf dem Hügel Halt und betrachtet staunend den Fremdling — mit der Hand deutend — immer mehr ergriffen, während sie ihn staunend betrachtet — kleine Pause — Pause: sie stockt verwirrt — Pause: sie will ins Knie sinken." Ganze Seiten sind librettohaft eingeklammert und mit minutiösen Anweisungen versehen. Der Dichter kann ja mit Recht der Meinung sein, daß man unseren Schauspieler nicht allzu viel überlassen darf und am besten immer mit dem Zaunpfahl deutet, aber diese und ähnliche Kleinlichkeiten beweisen doch, wie viel er auf solche Aeußerlichkeiten hält. Sogar der Vorhang wird gemeistert: zuerst fällt er langsam, dann sehr rasch, endlich wieder langsam. Vielleicht wird Herr Dahn das nächstemal auch der eisernen Gardine das Tempo anweisen.

Die akademisch vornehme Diction enthält, wie es sich bei einem Dichter wie Dahn von selbst versteht, auch große Schönheiten. Zwischen dem nöthigen Vorrath von vorgeschriebenen und autorisirten Pausen, den Kolons und besonders zahlreichen Gedankenstrichen findet sich manche feine Wendung, mancher schwungvolle Vers. Am wenigsten gefällt mir die Individualisirung, denn von Charakteristik ist nichts zu merken. Dahn gibt einer jeden seiner Personen ihren Geburtsschein mit. Der König ist wohlgezählte sechzig Jahre alt, sein Sohn vierundzwanzig, seine Tochter einundzwanzig und Swan vierzig — und darauf beschränkt sich fast die ganze Charakteristik. Der König und sein Sohn haben die „Gewöhnung, wenn sie, wie sie es oft thun, in Zorn auflodern, die linke Hand mit geballter Faust rasch bis über das Haupt zu erheben", und diese Aehnlichkeit könnte man sich gefallen lassen, wenn sie nur nicht auch ganz dieselbe Sprache reden würden. Bathild ist ein Backfisch ohne Physiognomie und Swan ein moderner Phrasenmacher. Bei einem Dichter, der so viel auf den streng historischen Eindruck hält, ist es doppelt empfindlich, wenn er uns

Digitized by Google

geistige Anachronismen zumuthet. Es ist mir absolut gleichgültig, ob Swan einen Schlapphut und eine Netztasche trägt und wie auf seinem Schiffe Helm, Schild, Brünne und Schwert malerisch aufgestellt sind, aber es thut mir in tiefster Seele weh, wenn der altnordische Literat im hintersten Thule neumodische Gefühle und furchtbar gebildete Redensarten auskramt, über Schopenhauers Entsagung und Kants Pflicht docirt, uns sonnenklar beweist, daß der Sänger mit dem König gehen soll, und des ausführlichsten entwickelt, wie er's eigentlich mit der Religion hält.

Die Darstellung that ihr Bestes für das todtgeborne Stück. Trotzdem aber Dahn noch eigens vorschreibt, die Rolle des Swan „nie dem jugendlichen Liebhaber, vielmehr dem Charakterspieler und nur im Nothfall dem Heldendarsteller zu übertragen", und den Sänger zu Bathild sagen läßt: „Dein Vater könnt' ich sein: — — grau wird mein Bart", so gab ihn doch Herr Ludwig mit der ganzen verführerischen Erscheinung eines jugendlichen Theater-Adonis, so daß man über seine weisheitstriefenden Worte nur lächelte. Das Lächeln wurde aber im dritten Acte zum Lachen. Die burlesk plumpe Ueberrumpelung von Vater und Sohn blieb, vielleicht in Folge einiger unsinniger Regiestriche, fast unverständlich, und als nun gar dieselbe Liebesscene, die im ersten Acte beginnt und dann sich ohne Steigerung im zweiten fortsetzt, zum drittenmale wiederkehrte, da verlor der weniger naive Theil des Publicums die Geduld. Man zischte. Wenn Herr Dahn daher im Vorworte besorgt:

„Man wird wohl spotten, daß die Dichtung nur
Durch allzu große Thatenlosigkeit
An Tasso mahnt und Iphigenie —"

so kann ich ihn vollständig beruhigen: es ist keinem Menschen auch nur entfernt eingefallen, an einen solchen Vergleich zu denken. Z.

Notizen.

Wilhelm Scherers Geschichte der deutschen Litteratur (Berlin, Weidmann) ist bis zum sechsten Hefte vorgeschritten. Wie mit den Vorträgen und Aufsätzen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich (Berlin, Weidmann), einer Sammlung von zwanzig geistvoll geschriebenen Abhandlungen, die sich auf den Ursprung unserer Literatur, auf die geistige Entwicklung speciell in Oestreich und auf einzelne Erscheinungen in unserem und dem vorigen Jahrhundert beziehen, welche auf die Literatur ihren Einfluß geübt haben, wendet sich der Verfasser mit seinem jüngsten Werke an weitere Kreise. Hat sein 1878 in zweiter umgearbeiteter Auflage erschienenes Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache" (Berlin, Weidmann) eine neue Epoche der grammatischen Forschung inaugurirt, so fixirt er in der „Geschichte der deutschen Litteratur" die Ergebnisse der literarhistorischen Untersuchungen bis in die jüngste Zeit hinein, und ohne den gelehrten Apparat zu sehen, erhalten wir ein lebensvolles Bild von der Entwicklung unserer Literatur, welches in jeder Linie dem heutigen Stande der Wissenschaft entspricht. Scherers glänzende Darstellungsweise, seine klaren, lichtvollen Schilderungen, seine treffenden Parallelen, seine scharfen Antithesen sind bekannt genug. — In dem vorliegenden sechsten Heft bringt der Verfasser das Kapitel, in welchem er die Anfänge der modernen Literatur charakterisirt, mit einem Abschnitte über das Theater zum Abschluß. Entstehung und Entwicklung der Oper, des Kunst- und des Volksdramas werden in scharfen Umrissen gezeichnet. Das elfte Kapitel ist überschrieben „Das Zeitalter Friedrichs des Großen". Die Wahl dieses Titels dürfte mancherlei Bedenken begegnen, und daß sich Scherer diese nicht verhehlt hat, beweisen die einleitenden Worte, worin er die Bedeutung des Königs für den intellectuellen Fortschritt seiner Zeit kennzeichnet. Die Centren des geistigen Lebens, Leipzig, Zürich, Hamburg, Halle, Berlin geben den Rahmen ab für die lebensvollen Schilderungen der einzelnen Persönlichkeiten, in deren Werkstätte uns der Autor schauen läßt, und deren Beziehungen zu einander er zu gleicher Zeit vor unsern Blicken entrollt. Das sechste Heft schließt mit Lessings theologischen Streitigkeiten ab. — Bei Scherers rastloser Arbeitskraft dürfen wir hoffen, uns bald des Besitzes des vollendeten Werkes zu erfreuen.

Offene Briefe und Antworten.

Schlußwort Karl Blinds über Mathy.

London, 2. October 1882.

Hochgeehrter Herr.

Verbunden wäre ich Ihnen für Aufnahme folgender Antwort an Prof. L. Mathy, den der an und für sich zu achtende Wunsch, das Andenken eines Verwandten zu schützen, zum Versuche der Abmilderung einer der sonnenklarsten Ungerechtigkeiten verleitet hat.

Schon am 14. Mai 1849, am Tage nach der Erhebung der badischen Truppen in der Festung Rastatt zum Schutze der deutschen Nationalversammlung, erwähnte Herr Karl Mathy brieflich u. A. auch der „französischen Führer", welche „die Meuterer" haben „sollen". Kein wahres Wort war daran.

Am 18. Mai entwickelte sich seine Darstellung, nach dem bekannten Recepte Don Basilios, zu der Aeußerung: „Eine süddeutsche Republik unter französischem Protectorat gehört daher keineswegs zu den Unmöglichkeiten."

Am 26. Mai schwoll die Verleumdung bomben- und kanonenhaft zu der Behauptung auf: „Die Bewegung in Baden und der Pfalz stützt sich nun offen auf französische Hülfe, die zwar noch nicht officiell gewährt ist, vielleicht abgeschlagen, aber doch unter der Hand geleistet wird." Dieser Brief Mathys endigt mit den Worten: „Eben läßt mich der Großherzog rufen. Ich muß schließen."

Wer also hat eine „sinnentstellende Abänderung" in Mathys Briefen gemacht?

Prof. L. Mathy, der von einer solchen redet, geht nicht blos an den eben angeführten Worten vorbei. Er behauptet nicht blos: Karl Mathy habe nur von einer „schwachen Möglichkeit (!!)" gesprochen. Nein, er läßt mich auch mit Anführungszeichen ein sogen. Citat machen, das ich gar nicht mit Anführungszeichen als wörtlich citirten Satz gegeben hatte! (Vgl. Prof. L. Mathys Brief mit der Nr. 34 der „Gegenwart", S. 132, 2. Spalte, Z. 35—40.)

Selbst die „National-Zeitung" schrieb in ihrem Angriffe: „Die Veröffentlichung dieser Aeußerungen (K. Mathys) wäre ohne Zweifel besser unterblieben. Historischen Werth konnten sie, die im Eifer des erregten Parteikampfes von 1849 gethan waren, kaum beanspruchen; und wer sie 1882 drucken ließ, konnte nicht wissen, ob Mathy selbst hiermit einverstanden gewesen wäre."

Höchst wahrscheinlich wäre er nicht damit einverstanden gewesen. Denn nach der von mir in der „Gegenwart" (Nr. 35) geschilderten, uns in Paris zu Theil gewordenen Behandlung waren seine, dem ganzen echt vaterländischen wie freiheitlichen Geiste der badisch-pfälzischen Erhebung zuwiderlaufenden Umherflüsterungen vor aller Welt als schnöde Erfindung erwiesen.

Mit vollkommener Hochachtung

Ihr

Karl Blind.

N. S. 5. Oct. Wie ich sehe, hat jüngsthin ein badisches Blatt den Versuch gemacht, mittelst eines angeblichen Aufrufes der provisorischen Regierung der Rhein-Pfalz an das französische Volk, datirt Kaiserslautern, 10. Juni 1849, die erwähnten Verdächtigungen zu stützen. Das Schriftstück ist unzweifelhaft unecht und eine fremdsprachliche Mache. Gerade vom 10. Juni liegt ein echter Aufruf der provisorischen Regierung von Rhein-Bayern mir vor, worin die preußischen Soldaten als Brüder angeredet, das preußische Volk als ein tapferes, hochherziges bezeichnet, und am Schluß gesagt wird: „Brüder, Soldaten, reicht uns die Hände! .... Laßt uns für das gemeinschaftliche Ziel kämpfen, die Einheit und Freiheit des deutschen Volkes .... Es lebe das große, mächtige, freie Deutschland!" Gezeichnet: Fries. N. Schmitt. Dr. Hepp. (S. Gustav Struves „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden"; Bern, Verlag von Jenni, Sohn, 1849 — S. 253—254).

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschienen:

Karl Maria von Weber.

Sein Leben und seine Werke

dargestellt von

August Reißmann.

Mit Portraits, Illustrationen und Notenbeilagen.

8. auf feinem Velinpapier.

geh. *M.* 6.—, fein geb. *M.* 7.50.

Dieses Werk schließt sich den weitverbreiteten Musiker-Biographien (Schumann, Mendelssohn, Schubert u. s. w.) des Verf. an, indem es eine Darstellung der künstlerischen Entwickelung des Meisters, sowie seiner kunst- und kulturgeschichtlichen Bedeutung giebt. Eine werthvolle Beigabe bilden d. „Kyrie" und „Sanctus" aus Weber's (ungedruckter) G-dur-Messe.

Verlag von **Robert Oppenheim. Berlin** W.

Verlag von **G. Reimer** in **Berlin**, zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Shakespeare's

dramatische Werke

nach der Uebersetzung von

Aug. Wilh. Schlegel und **Lud. Tieck,**

sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von **H. Ulrici**, herausgegeben durch die **Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.**

Zwölf Bände groß Octav.

Zweite Auflage 15 Mark.

Im Verlage von **Heinrich Minden, Dresden** und **Leipzig**, erschienen soeben:

Fanny Lewald, Treue Liebe. Erzählung. Ein Band. Preis eleg. geh. *M.* 3.60, fein geb. *M.* 4.50.

Prinzessin *, Moderne Wohlthätigkeit.** Erzählung. Ein Band. Preis eleg. geh. *M.* 2.—, fein geb. *M.* 3.—

Hans von Zollern, Ein politischer Schachzug Friedrich's des Grossen. Historischer Roman. Zwei Bände. Preis eleg. geh. *M.* 7.50, fein. geb. *M.* 9.—

— **Vorräthig in allen Buchhandlungen.** —

Neue Kataloge. Gratis und franco.

No. 178: **Biographieen, Memoiren, Briefwechsel.** 1000 Nummern.

No. 179: **Geschichte.** 1361 Nummern.

Monatlich ein „Antiquarischer Anzeiger", die neueren Erscheinungen enthaltend.

Schletter'sche Buchhandlung in **Breslau.**

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Vor Kurzem erschien:

Die Venus von Milo.

Eine

Untersuchung auf dem Gebiete der Plastik

und ein

Versuch zur Wiederherstellung der Statue

von **C. Hasse,**

o. ö. Professor d. Anatomie a. d. Universität Breslau.

Mit 4 Lichtdruck- u. 4 lithograph. Tafeln.

Preis: 7 *M.*

Blochs Dänischer Fleisch-Extract

in ¼ Pfd.-Dosen	½ Pfd.-Dosen	1 Pfd.-Dosen
70 ₰.	1 *M.* 30 ₰.	2 *M.* 50 ₰.

Dieser Extract, der sich in kurzer Zeit namentlich durch die **Reinheit seines Geschmacks** und seine **Billigkeit** in Deutschland eingeführt und weite Verbreitung in **Haus** und **Krankenstube** gefunden hat, ist für jede Hausfrau von unschätzbarem Nutzen, da sich von diesem Extract **ohne jeden Zusatz** von Fleisch auf die schnellste und bequemste Weise eine **schmackhafte** und **wohlriechende Fleischsuppe** bereiten läßt.

Heymann Bloch & Co.,

Kopenhagen, Hamburg u. Malmö.

Niederlagen in Berlin bei Max Camphausen, Friedrichstr. 134.

Wiederverkäufer erhalten angemessenen **Rabatt.**

Vom Fels zum Meer

Preis per Heft nur 1 Mark.

die verbreitetste, weil gediegenste, amüsanteste u. am reichsten illustrirte Monatsschrift, die über erste Mitarbeiter auf allen Gebieten verfügt,

beginnt eben einen neuen Jahrgang und ladet zum Abonnement ein.

Bei **Th. Grieben's** Verlag (L. Fernau) in **Leipzig** ist erschienen:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen über die

geistige Entwickelung des Menschen

in den ersten Lebensjahren

von

Prof. Dr. **W. Preyer.**

Preis 8 *M.*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 *M.* Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Collection Spemann *Band* 32

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: Bulwer, Eugen Aram, Roman. I. Bd., übers. v. Fr. Notter, eingel. v. L. Proescholdt.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Soeben erschien:

Entwickelung und Gestaltung

des Heeressanitätswesens der europäischen Staaten

von **Emil Knorr,**

Kgl. preuß. Major im Nebenetat des gr. Generalstabes.

Lieferung 1. Preis *M.* 1.50.

Das Werk wird in der zweiten Auflage innerhalb dieses Jahres vollständig im Umfange von 65 Druckbogen zum Preise von *M.* 20.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Helwing'sche Verlagsbuchhandlung in **Hannover.**

Redaction und **Expedition, Berlin** W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 21. October 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Geschichte der „Irredenta". Von Capitolinus. — Der Streit um die Entwicklungslehre. Von A. Wernich. — **Literatur und Kunst:** Goethe und Friedrich Preller. Von Otto Roquette. — Eine neue Novellistin. Von Johannes Volkelt. — Von Bozen nach Meran. Von Ludwig Steub. — **Aus der Hauptstadt:** Gesammtgastspiel des Großherzoglich Meiningen'schen Hoftheaters. Von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Zur Geschichte der „Irredenta".

Von Capitolinus.

Der Bombenwurf in Triest am 2. August hat den Namen der „Irredenta" wieder in den Vordergrund gedrängt. Andere Ereignisse, wie die Entdeckung des Koffers mit Zündstoffen am Bord des aus Venedig in Triest eingelaufenen Lloyddampfers „Milano", die Festnahme des italienischen Triestiners Oberdank, als derselbe in Ronchi die östreichische Grenze mit anderen Bomben überschritten hatte, haben den Verdacht zur Gewißheit gesteigert, welcher schon den ersten Bombenwurf auf die Rechnung der genannten politischen Gesellschaft setzte. Die Irredenta droht also Ursache neuer Verwicklungen zwischen Italien und Oestreich zu werden. Es lohnt sich daher wohl, einen Rückblick auf die Entstehung und Entwicklung einer Gesellschaft zu werfen, welche es verstanden hat, in wenigen Jahren die Aufmerksamkeit von Europa auf sich zu ziehen.

Die thatsächlich geringe Stärke der Irredenta spiegelt weit weniger die eigene Bedeutung wieder, als die geringe Autorität und Ohnmacht der italienischen Regierung im eigenen Lande. Je kleiner das Häuflein der Irredentisten ist — und es ist in der That klein — welches seit 1879 unaufhörlich von sich reden macht, desto kläglicher erscheint die Schwäche und die Einsicht der Regierung, welche schließlich doch, und mit ihr das Land, die Schuld ausbaden muß.

Der Ursprung der „Irredenta", wie dieselbe heute besteht, fällt ungefähr in die Zeit des Berliner Congresses von 1878. Obgleich Matteo Renato Imbriani immer nur in dem bescheidenen Gewande ihres Schriftführers auftritt, so war er es doch, welcher die Gesellschaft gründete. Auch heute noch ist er ihr intellectueller Geist und Leiter. Imbriani ist ein von der Redlichkeit seiner Sache aufrichtig und ernst überzeugter rastloser Agitator, ein excentrischer aber einseitiger Geist ohne staatsmännischen Scharfblick. Um ihn schaarten sich nach und nach Föderalisten und Unitarier, Monarchisten und Republikaner. Bei dem Einen war die Irredenta und ihr Programm, welches die Einverleibung in Italien aller Landstriche der Nachbarländer, wo Italiener wohnen, anstrebt, das wirkliche Ziel; bei dem Anderen war sie nur ein Mittel zum Umsturze der Monarchie. Die verschiedensten politischen Richtungen der Mitglieder der Irredenta trafen nur in einem Punkte zusammen, in dem Hasse gegen Oestreich. Die Verfeindung Oestreichs und Deutschlands mit Italien ist für die Radicalen eine Lebensaufgabe und der Angelpunkt, auf dem sie die Freundschaft mit der französischen Republik aufzubauen hoffen. Für sie ist die irredentistische Bewegung ein Vorwand, um die Monarchie als feige, furchtsame Augendienerin gegen Oestreich — wie sie dieselbe täglich nennen — vor dem italienischen Volke herabzusetzen. Ihr Wahlspruch ist: „Nur die Republik vermag Italien zu vollenden!" Die triestinische und trientinische Emigration, welche dieser radicalen republikanischen Richtung nur zum allergeringsten Theil huldigt, benutzt ihrerseits die Bundesgenossenschaft der Republikaner, um die Frage wach zu halten, ohne zu bemerken, daß sie durch dieses tadelnswerthe Bündniß gerade das Vaterland Italien, für welches sie ihre Provinzen gewinnen will, untergraben hilft. Hieraus ersieht man, wie sehr der so häufig angestellte Vergleich zwischen den russischen Nihilisten und den italienischen Irredentisten unhaltbar ist. Die Nihilisten sind in ihren Zwecken und Zielen einig und einheitlich disciplinirt, sie sind eine große, mächtige, weitverbreitete Verbrüderung; die Irredentisten dagegen sind winzig an Zahl und lediglich durch ein zufälliges Moment miteinander verbunden, welches eigentlich nur die auswärtige Politik tangirt. Der Radicalismus, die Socialisten und Republikaner haben sich in Italien der Irredenta als Aushängeschild bemächtigt; in ihren Händen ist dieselbe ein wirksames Agitationsmittel zunächst für ihre Zwecke in der innern Politik geworden, während die trientinische und triestinische Emigration in Italien, welche sich in eigenthümlicher Verblendung an diese Elemente klammert, bis auf wenige Individuen den bestehenden freisinnigen monarchischen Institutionen Italiens huldigt. Das Bündniß zwischen ihnen und den Radicalen kann daher nur ein unnatürliches, ein ungesundes genannt werden. Dasselbe hat sich allmählich aus der Zeit der Freiheitskriege von 1859—1866 entwickelt, als die Emigration meistens unter die Fahnen Garibaldis eilte und die republikanische traditionelle Opposition mit in die Epoche der friedlichen Entwicklung des italienischen Staatswesens hinüber nahm. Nichtsdestoweniger schien diese Richtung allgemach nach der Einnahme Roms nach und nach zu verschwinden. Wohl gab es triestinische und trientinische Comités in Rom, Venedig und Mailand, aber ihre Thätigkeit war keine turbulente. Die italienische Regierung war der Emigration in liberalster und freigebigster Weise entgegengekommen, indem sie derselben bei Anstellungen im Militär- und Civildienste des Staates häufig vor den Eingeborenen den Vorzug gab und sie zum Theil auf das Glänzendste versorgte. Dieser Zustand blieb ziemlich ungetrübt bis zu dem Augenblick, als Benedetto Cairoli Ministerpräsident wurde. An seinen Namen knüpften sich garibaldinische Traditionen im weitesten Sinne und mithin Hoffnungen von großer Tragweite, welche neue Nahrung erhielten durch die Verheirathung Cairolis mit einer trientinischen Patrizierin, welche sich gar gern mit Politik beschäftigte. Die

Digitized by Google

persönlichen Beziehungen des Ministerpräsidenten zu Matteo Renato Imbriani*) waren so geartet, daß er ihn sogar im Schlosse von Neapel dem Könige Humbert (1878) vorstellen durfte, als letzterer zufällig bei Cairoli ins Zimmer trat und Imbriani daselbst vorfand. Die radicalen Freundschaftsbeziehungen, welche Cairoli als Ministerpräsident nicht gut verleugnen und in der Kammer nicht entbehren konnte, erleichterten den Republikanern sowohl als den Irredentisten ihr Treiben, nicht weniger als ihre gegenseitige Annäherung. Beide gingen in dem gastlichen Hause Cairolis, welcher das Ministerium des Auswärtigen bewohnte, ein und aus. Diese alten Freundschaften verhinderten den Ministerpräsidenten, gegen ihre turbulenten Demonstrationen ernstlich einzuschreiten, als dieselben zum ersten Male öffentlich mit der größten Feindseligkeit gegen Oestreich aufzutreten wagten. Der Minister des Aeußern, Graf Corti, und der Kriegsminister, General Bruzzo, legten Angesichts dieses Treibens, welches sie mißbilligten, ihre Portefeuilles nieder. Cairoli aber mußte im Strome der Irredenta, deren lautes Rufen und Agitiren er mit der öffentlichen Meinung verwechselte, mit fortschwimmen. Er mußte es dulden, daß man unausgesetzt und laut nach der Erwerbung von Triest und Trient schrie als Ersatz (?) für Bosnien und der Herzegowina, deren Abtretung an Oestreich Italien auf dem Congresse in Berlin gebilligt hatte. Je weniger Logik in dieser sonderbaren Motivirung der Ansprüche zu erkennen war, je lauter wurde der Lärm der Irredenta. Am 1. März 1879 trat sie in Neapel wieder mit ihrer in freien Heften erscheinenden Zeitung L'Italia degl' Italiani (vierter Jahrgang) in die Oeffentlichkeit. Ein Brief Garibaldis aus Caprera vom Januar desselben Jahres billigte in seiner gewöhnlichen kurz-lakonischen Weise das Unternehmen mit folgenden Worten: „Liebe Freunde! Ich bin erfreut über euere edelmüthige Absicht, die „Italia degl' Italiani" wieder erstehen zu lassen. Es war wirklich nothwendig. Ja, Alle werden wir in den bevorstehenden Tagen des Kampfes den Ruf wiederholen: Italia o Morte! (Italien oder den Tod!)"

Zu jener Zeit hatte die Irredenta im Parlament gewissermaßen officielle Vertreter in ihrem Präsidenten, dem Garibaldinischen General Avezzana und in dem republikanischen Deputirten Bovio, ihrem Vicepräsidenten, welchem von der Regierung eine Professur an der Universität Neapel übertragen wurde. Am 1. März 1879 schrieb letzterer in der Italia degl' Italiani: „Die Italiener von Triest und Trient behaupten mit Recht, daß die Nation sich (im Plebiscite) nicht für einen Theil, sondern für das ganze italienische Volk aussprach; die Discussion dreht sich jetzt deshalb nur um die Mittel und um die Frage, ob man das Ziel durch Evolution oder durch Insurrection erreichen will. Auf eine Evolution können wir nur dann hoffen, wenn wir zur Insurrection bereit und vorbereitet sind. Dem Waffenlosen gewährt Niemand seine Rechte!" Am 18. März des folgenden Jahres brachte Bovio gelegentlich der Debatte über das Budget des Ministeriums des Aeußern eine Resolution ein, deren Wortlaut charakteristisch genug ist, um unverändert wiedergegeben zu werden. Dieselbe lautete: „Die Kammer ladet unter Uebergang zur Tagesordnung die Regierung ein, von dem Ausland die Integrität des nationalen Rechts zu verlangen." Was diese nicht zur Abstimmung gelangte Motion nach der langen, heißblütigen Debatte über die äußere Politik im Munde des Vicepräsidenten der Irredenta bedeutet, bedarf keiner Erklärung. — Cairoli, welcher sich damals wider seinen Willen abwehrend und kühl gegen seine radicalen Freunde verhalten mußte, wurde dadurch zur Zielscheibe der heftigsten Angriffe im Parlamente seitens Crispis, Cavalottis u. s. w. Hinter den Coulissen der Diplomatie waren nämlich kurz vorher ernste Dinge vor sich gegangen, welche Cairoli nicht mitzutheilen wagte.

Die irredentistischen Demonstrationen in ganz Italien, der Leichenzug Ciceruacchios, des von den Oestreichern 1849 in Adria auf der Flucht aus Rom erschossenen römischen Volkstribunen, die feierliche Beisetzung auf Staatskosten des Präsidenten der Irredenta, des Generals Avezzana am 28. December 1879, an denen die Regierung in officieller Form theilnahm, konnte der östreichischen Regierung unmöglich gefallen. Es mußte ihr zum mindesten sonderbar vorkommen, daß der Ministerpräsident Cairoli neben dem Irredentenchef Imbriani die Zipfel des Bahrtuches am Leichenwagen vor dem östreichischen Botschaftshotel vorübertrug. An dieser Auffassung konnte die nachträgliche Rauferei, welche sich, nachdem Cairoli den Leichenzug an der Porta Pia verlassen hatte, über dem offenen Grabe Avezzanas auf dem Kirchhofe zwischen der Polizei und den Irredentisten entspann, nichts ändern. Im Gegentheil wurde die Situation durch dieses widersinnige heuchlerische Einschreiten gegen die Fahne und die Redner der Irredenta nur noch verschlimmert.

Am 31. December 1879, also kaum drei Tage nach dem Leichenbegängnisse Avezzanas, veröffentlichte Imbriani unter dem Titel: „Zur Steuer der Wahrheit" (Per la Verità) eine vierzehn Seiten starke Broschüre, in welcher er, entrüstet über die auf dem Kirchhofe begangene Wortbrüchigkeit der Regierung, die Verhandlungen haarklein erzählte, welche zwischen ihm und Menotti Garibaldi, als Mandatare der Irredenta einerseits, und den Ministern Depretis und Miceli andererseits in Gegenwart des Unterstaatssekretärs des Innern, Bonacci, Schwiegersohn des jetzigen Ministers des Aeußern, Mancini, im Kabinete des Ministers des Innern im Palazzo Braschi stattgefunden hatten. Der Minister Miceli erinnerte, wie Imbriani mittheilt, in diesen Gesprächen daran, daß er als Freiwilliger den Feldzug von 1866 in Tyrol mitgemacht und bereit sei von Neuem zu marschiren. Bonacci bemerkte, daß das Begräbniß Avezzanas eine ausschließlich für die Irredenta bestimmte Demonstration sei, der die Regierung volle Sympathie entgegenbringe. Der Minister des Innern, Depretis, welcher vielleicht in seinem Busen das thörichte Beginnen seines Chefs und Collegen Cairoli der wahrscheinlichen Folgen halber mißbilligte, aber den Muth nicht besaß, demselben entgegenzutreten, ermahnte zur Mäßigung; er bat, die Inschriften: „Triest und Trient", auf den Kränzen und Fahnen zu verdecken, weil Oestreich nur auf einen Vorwand warte, um Italien anzugreifen. „So sehr er auch die Wünsche und Bestrebungen der Irredenta theile," äußerte Depretis, „so müsse er doch vor jeder Herausforderung warnen, weil Italien militärisch noch nicht stark genug sei, um Oestreich zu bekämpfen." Nichtsdestoweniger setzte die Irredenta ihren Willen durch; Depretis, Miceli und Bonacci verständigten sich mit Imbriani und Menotti Garibaldi darüber, daß während des Zuges durch die Stadt die Zipfel des Leichentuchs auf dem Sarge des Präsidenten und Gründers der Irredenta gehalten würden: vom Ministerpräsidenten und Minister des Aeußern Cairoli, von einem Senator, von einem Deputirten, vom Bürgermeister von Rom, von einem höheren Offizier des Heeres, von einem Garibaldiner, von einem Vertreter der Irredenta und von je einem Mitgliede der Emigration von Triest und Trient. Diese Anordnung wurde auch ausgeführt. Der Staat bezahlte nicht allein alle Unkosten für die Beisetzung, sondern entschädigte durch den Minister des Innern, Depretis, die Irredenta auch für alle bei dieser Gelegenheit gehabten Ausgaben.

*) Zum Unterschiede von seinen Brüdern schreibt Imbriani stets seinen Namen mit allen Vornamen. Der bekannte Literat Vittorio Imbriani, welcher conservativen Ideen huldigt und eine Zeit lang an der Berliner Universität studirte, ist sein Bruder. Ein dritter Bruder Giorgio fiel unter Garibaldi bei Dijon. Alle drei machten sämmtliche Freiheitskriege mit, der jetzige Chef der Irredenta als königlicher Grenadieroffizier, Giorgio als Offizier unter Garibaldi, und Vittorio als einfacher Soldat ebenfalls unter Garibaldi, weil man ihn im königlichen Heere als zu kurzsichtig nicht annehmen wollte. Im Jahre 1866 gerieth Vittorio in östreichische Gefangenschaft. Alle drei sind Söhne des neapolitanischen Dichters und langjährigen Rectors der Universität Paolo Emilio Imbriani und der Baronin Carlotta Poerio, Schwester der beiden bekannten italienischen Poeten und Patrioten gleichen Namens. Alle drei Brüder Imbriani huldigten verschiedenen politischen Ansichten; sowohl der in Dijon gefallene als die noch beiden lebenden Vittorio und Matteo Renato galten stets für äußerst charaktervoll, aber für nicht minder excentrisch. Jetzt stehen die beiden Ueberlebenden wohl im Beginn der vierziger Jahre.

Digitized by Google

Nach diesen Vorgängen gestalteten sich die Beziehungen Italiens zu Oestreich zu sehr gespannten. Schon 1878 hatte die deutsche Regierung ihre Stimme in Rom mit Nachdruck hinsichtlich des Treibens der Irredenta vernehmen lassen; dieser Warnung Bismarcks folgten bald die ernsten Worte des Italien sonst so sehr wohlwollenden östreichischen Ministers Haymerle vor den Delegationen; schließlich kam es zu der bekannten drohenden Truppenansammlung in Südtirol an der italienischen Grenze. Eine Kriegserklärung seitens Oestreich war täglich zu erwarten.

Hierauf schwieg die Irredenta eine Zeit lang, obgleich ihre Zeitung in freien Heften unter der Leitung Imbrianis bis Ende 1881 ruhig forterschien. Daß aber die Thätigkeit der Irredenta nicht unterbrochen wurde, zeigte das Auftreten ihres Vicepräsidenten Bovio in dem während der Wahlcampagne unter dem Vorsitze der damaligen Diffidenten Crispi, Zanardelli und Nicotera in Neapel am 6. Mai 1880 abgehaltenen Meeting, in welchem die Angriffe Crispis sowie Bovios auf die äußere Politik des Kabinets Depretis-Cairoli das Hauptthema bildeten. Neue Nahrung erhielt die irredentistische Agitation durch die so ungeschickt aus parlamentarischen Zwecken improvisirte Reise des Königs Humbert nach Wien. Alle radicalen Blätter secundirten der Irredenta bei dieser neuen Regung, welche zum Theil in persönliche Angriffe auf den König ausliefen. In Neapel und Rom sequestrirte man Plakate und Blätter wegen Majestätsbeleidigung; aber nur in einem einzigen Falle wagte es die Regierung eine Verurtheilung eintreten zu lassen. Einige junge Leute, welche man in der Nacht, als der König aus Wien nach Rom zurückkehrte, daselbst beim Ankleben von beleidigenden Zetteln ertappte, erhielten Gefängnißstrafe. Alle übrigen Preßprocesse aber wurden niedergeschlagen.

Die Apotheose Garibaldis, welche nach dessen Tode von den Radicalen und Irredentisten auf dem Kapitol gefeiert wurde im Verein mit der aus Paris dazu herbeigeeilten radicalen Deputation, war ein neues Lebenszeichen der Irredenta, ein neuer Protest gegen jede deutsch-östreichisch-freundliche Politik. Der Triumphwagen Garibaldis war geschmückt mit den Kränzen der Irredenta. Auf diese Kundgebung, welche im Juni dieses Jahres stattfand, folgte die Agitation gegen den Besuch von Italienern auf der Ausstellung in Triest. Mit der Post versandte Circulare des Irredenta-Comités forderten alle italienischen Zeitungen auf, von der Reise nach Triest abzurathen. Dieses Rundschreiben erhielt einen blutigen Commentar durch die Bomben am 2. August, dem bald ein zweiter gefolgt wäre, wenn man das offenbar in Rom geplante Oberdank'sche Attentat nicht noch rechtzeitig verhütet hätte. Diese Thatsachen, sowie das jetzt regelmäßige Erscheinen des officiellen täglichen Journals der Irredenta „Pro Patria", welches seit dem 1. September d. J. in Neapel unter der Leitung Imbrianis herauskommt, schließen vorläufig das gedrängte Bild ab, welches wir in objectiver Weise von dem Wesen und der Entwickelung der vielgenannten und von der italienischen Regierung so häufig todtgesagten Gesellschaft zu entwerfen versucht haben.

Wir würden den Raum und den Rahmen dieser kurzen Skizze überschreiten müssen, wenn wir hier die Irredentafrage hinsichtlich ihres Einflusses erörtern wollten, den dieselbe auf die politische und diplomatische Vereinsamung Italiens in Europa unstreitig ausgeübt hat. Auch wollen wir hier nicht untersuchen, wie viel directe Schuld an diesem Zustand auf die Schwäche der italienischen Regierung und wie viel davon auf die sehr übertriebene Stärke der Irredenta zurückfällt. Unbefangene und unparteiische Beobachter können sich ihr Urtheil darüber nicht unschwer aus dem oben gebotenen Material hinlänglich bilden.

Rom, im October 1882.

Der Streit um die Entwicklungslehre.

Von A. Wernich.

Zwei Wege sind es, auf denen die Naturforschung gefördert werden kann: Beobachtung und Reflexion. Von denen, die als Forscher gelten wollen, führt den Einen frühzeitig ein gebieterischer Instinct zu Beobachtung und Versuch am Einzelnen, er strebt nach Thatsachen, nach Kenntniß. Der Andere möchte in seiner jugendlichen Begeisterung das ganze All umfassen, nach Resultaten und allgemeinen Gesetzen, nach Erkenntniß dürstet sein ganzes Wesen. Und obgleich selten ein Menschengeist so einseitig ist, um nur den einen Weg ausschließlich zu kennen, so bleibt die eine Tendenz doch im Uebergewicht — nicht blos im Individuum, sondern für ganze Perioden der Wissenschaft.

Unser Zeitalter darf sich rühmen, viele charakteristische und lebensvolle Illustrationen zu diesen alten Wahrheiten geliefert zu haben; mancher lebhafte Bücherstreit anscheinend verwandter Naturen wird uns leichter und schneller begreiflich, als dies in früheren Entwicklungsperioden möglich war. Und doch bleiben uns Bilder nicht erspart, die durch ihre bis zur Disharmonie grelle Tönung etwas Ueberraschendes haben: die jüngste Naturforscherversammlung in der Wartburgstadt Eisenach hat uns mit einem solchen Bilde beschenkt. Es stellt den Jenenser Entwicklungsforscher Häckel dar, wie er mit einer Hand zu den Kränzen, die den Grabhügel Darwins schmücken, die Siegespalme des Triumphators legt — und die andere dräuend erhebt, um ein Anathem zu schleudern. Und dieser Bannfluch richtet sich in einem Athem gegen die Brutalität der unheilbarsten Dunkelmänner und gegen die wissenschaftliche Richtung des Anthropologencongresses in Frankfurt. Als „unwürdige Erniedrigungen eines großen Menschenwohlthäters" kennzeichnete der Redner die Beifallszeichen, mit denen jener Congreß einige Ausführungen Virchows begleitet hatte — und das Wort klingt um so befremdender, da es eingeleitet wurde durch die Versicherung, Darwins Reform der Entwicklungslehre habe für immer das Denken, Wollen und Empfinden der Menschen auf neue Bahnen gelenkt und einen endgültigen Sieg errungen.

Woher in dieser gehobenen Stimmung der Mißklang und aus welcher Wolke des Unmuths dieser gegen Gleichstrebende geworfene Donnerkeil? — Wer Häckel als selbstthätigen Naturforscher aus seinen Arbeiten kennt, wird ihn viel zu hoch stellen, um einen kleinen selbstischen Aerger — etwa über ungenügende Berücksichtigung seiner „Anthropogenie" seitens der Anthropologen — ihm unterzulegen. Auch die Annahme, es sei ein lange angehäufter Zorn gegen die Schwerfälligkeit anderer Forscher nun mit einem Schlage zum Durchbruch bei ihm gelangt, trifft nicht zu. Denn er hat gelegentlich wissenschaftlichen Gegnern schon Aergeres gesagt und er wollte am offenen Sarge seines großen Todten versöhnlich sein. Trug doch auch thatsächlich im weiteren Verlauf seine Rede, indem sie die Naturanschauung von Goethe und Lamarck an die Seite der Darwin'schen stellte, einen versöhnlichen Zug.

Es hat mit diesen Bestrebungen, Darwin bald in dieser bald in jener Vergesellschaftung mit früheren Forschern auftreten zu lassen, eine eigenthümliche Bewandtniß. Seitdem Zeller zuerst vor vier Jahren die bekannten kühnen Entwicklungshypothesen, die den alten griechischen Naturphilosophen — dem Anaximander, dem Xenophanes, Empedokles und Anaxagoras — zugeschrieben werden und die Ansichten des Aristoteles auf ihre Beziehungen zu Darwin kritisch gesichtet hatte, sind ihm Andere in dieser Fragestellung gefolgt. Ueberall wo man suchte fanden sich Fäden, die beim leichten Anziehen auf Darwin wie auf einen Mittelpunkt hinzuleiten schienen: hier eine Stelle aus Linné, dort ein beißender Scherz Voltaires, der Demaillet und Maupertuis wegen ihrer Darwinismen angreift; — dann wieder eine Causerie Diderots, eine gewichtige Stelle aus Caspar Friedrich Wolffs Schriften — ganze Absätze und Kapitel aus Geoffroy St. Hilaire und Lamarck und jene vielcitirten, übrigens nicht immer richtig wiedergegebenen Aussprüche Goethes. Nimmt man die natür-

Digitized by Google

lichen und selbstverständlichen Beziehungen zum alten Erasmus Darwin und die mannichfachen von Charles Robert selbst gepflegten zu vor ihm dahingegangenen Compatrioten hinzu, so kommt bald eine Art von Allerweltsverwandtschaft zu Stande, in welcher der rothe Faden der wirklichen geistigen Descendenz in Gefahr ist verloren zu gehen. Es würde zu weit führen, darauf zu antworten, ob alle diejenigen, welche ein Verdienst darin suchten, den schlichten und gesellschaftsscheuen Eremiten von Down in möglichst illustre Kreise hinein zu complimentiren, dabei immer seiner Sinnesart entsprachen und immer mit der sachlichen Kritik zu Werke gingen, welche die vorerwähnte kleine akademische Schrift Zellers in so wohlthuendem Grade auszeichnet.

Aber Manchem unwillkommen, recht aufdringlich springt in diesen feinen Kreis ein kleiner, schwärzlicher, heftiger, rücksichtsloser Mensch mit beiden Füßen hinein, — es ist unser alter, den Besuchern der Naturforscherversammlungen als deren Gründer geistig so wohlbekannter Oken. Leider darf ich das Verdienst, dem ungebetenen Gast die Thür geöffnet zu haben, nicht für mich in Anspruch nehmen; wer es für unangemessen hält, den alten deutschen Naturphilosophen auf einer Bühne mit Darwin auftreten zu lassen, wende sich mit diesem Vorwurf gegen des Ersteren verdienten Biographen. — „Wenn Oken sagt," heißt es in der Gedächtnißrede von Ecker in Freiburg, „der erste Uebergang des Unorganischen zum Organischen ist die Verwandlung in ein Bläschen, und Thiere und Pflanzen sind nichts Anderes als vielfach wiederholte solche Bläschen, so muß man anerkennen, daß heute, da man einzellige Thiere, contractile und Wanderzellen kennt, dieses prophetische Wort nicht so sehr weit von der Wahrheit entfernt ist; — und wenn er als Aufgabe der Naturphilosophie hinstellt zu zeigen, wie die Elemente und die Weltkörper entstanden, wie sie sich zu höheren und mannichfaltigeren Gestalten ausgebildet, sich in Mineralien geschieden, endlich organisch geworden und im Menschen zum Selbstbewußtsein gekommen sind, — so ist damit auch die künftige Aufgabe der Darwin'schen Lehre bezeichnet."

Mögen wir es aber einerseits keineswegs für absurd halten, den Geist des unruhigen Professors heraufzubeschwören, mag er sich sogar, von weitem gesehen, noch in allerlei äußeren Contouren (wie durch den kolossalen Umfang, durch die Mannichfaltigkeit der Themen bei seiner geistigen Production) mit der Aehnlichkeit des Schattens an Darwins Geistesgröße anzuheften scheinen, so kann es auf der anderen Seite keine dankbarere Aufgabe geben, als hinzuweisen auf die Unterschiede der beiden Naturphilosophen und Entwicklungslehrer. Zu einem Theile liegen sie bereits in reinster Objectivirung vor: wer kennt noch den Ideengang des Okenismus, und wer unternimmt es daran zu zweifeln, daß nicht etwa nur die Theorien, sondern daß vielmehr die ins Specielle gehenden Forschungsarbeiten Darwins künftigen Geschlechtern Anregung und Vorbild sein werden? — Mit wahrer Genugthuung, die natürlich sehr verschiedene Grade aufweist, sagen wir uns, daß durch das Auftreten Darwins die mechanische Weltschöpfungtheorie eine ausreichend wichtige Vervollständigung erhalten hat, um die Zahl ihrer Anhänger mit jedem Jahre zu vermehren und die bedeutendsten Forscher mit der Vertiefung und dem Ausbau des „Darwinismus" zu beschäftigen.

Gleichzeitig liegt jedoch im Aufkommen und im Gebrauch dieser Benennung selbst der Angriffspunkt gegen Darwin. Er ist Naturphilosoph, ist der Träger eines Systems und tritt dadurch wie ein geborener Gegner derjenigen Naturforscher auf, denen ihre Eigenart gebietet, die Besonnenheit über den Tiefblick, die einfache Thatsache, die Kenntniß über die Erkenntniß zu stellen. Ja — ein geborener Gegner — und doch kein Gegner. Denn Alles, was sein unsäglicher Fleiß im Laufe eines langen Lebens an Forschungsarbeiten zu Stande brachte, strebte jener positiven Richtung zu, machte sich der Beobachtung dienstbar. Nie ist sein Scharfblick ermüdet, um die kleinste Thatsache durch tage- und jahrelange Beobachtung über den Zweifel zu erheben. Darin aber, daß ihn der angeerbte Tiefblick und die großväterliche Naturanlage immer in den Zauberkreis des Weltzusammenhanges hineinzwingt, in der so bescheidenen, hundertmal bei ihm wiederkehrenden Wendung: „es hat keine Schwierigkeit zu vermuthen" — liegt gewissermaßen der tragische Conflict seines Lebens. Es hat etwas Ergreifendes, den reinen wahren Forscher, der so fest und bodensicher dahinschreitet, von Zeit zu Zeit nach den Dädalusschwingen greifen und kurzen kräftigen Fluges über Schluchten und Hindernisse hinschweben zu sehen. Es erscheint ihm, „ebenso voreilig, über die Aufeinanderfolge organischer Formen in der Welt zu dogmatisiren, als es sich für einen Naturforscher schicken würde, für fünf Minuten auf einem öden Punkt in Australien zu landen und dann über die Zahl und Ausbreitung seiner Naturerzeugnisse zu sprechen". Und doch kann er es selbst nicht vermeiden, beim Aufbau seiner Lehre Stützen und unentbehrliche Factoren zu benutzen, die so viele schwache und ungeprüfte Punkte aufweisen wie die Lehre von der Fortpflanzung und Vererbung der Eigenschaften.

In diesem echt dramatischen lebenslangen Kampfe mit sich selbst wird aber einst eine reifere Erkenntniß die eigentliche elementare Größe des Mannes sehen. Dieser innere Widerstreit, wie er sich in keinem der lebenden Naturforscher auch nur annähernd so großartig vollzogen hat, ist das wahre mikrokosmische Abbild unserer ganzen Forschungsrichtung und ist es in erster Linie, was Darwin weit über die alten und modernen Naturphilosophen, denen er sonst geistig verwandt ist, erhebt.

Nur in diesem Sinne können wir aber auch im sogenannten Darwinismus etwas über das Vergängliche, über das Gleichniß Hinausreichendes, können wir in ihm den siegenden und triumphirenden Zug entdecken. Im Streite um die Entwicklungslehre selbst gibt es keine definitiven Siege; kein Sterblicher wird sich je erkühnen dürfen, von dem Grenzhügel, den er selbst erklommen, auf vollkommen unterworfenes Land zurückzublicken oder gar den noch unabsehbar sich vor ihm dahinstreckenden Wissensprovinzen seine Siegesbedingungen zu dictiren. Wie leicht hat man mehrfache Vorstöße des Pandarwinismus auf derartige ununterworfene Gebiete zurückgeschlagen! Kaum erinnert man sich noch der socialdemokratischen Pamphlete von Marx und Leopold Jacobi, die unter solcher Fahne große Eroberungen für ihre Lehre machen wollten, und die Prätension, daß hinter dem Häckelismus das ganze Heer Darwin'scher Schlüsse und Beweise als Nachhut marschiere, ist schon von weitem als eine irrige zu erkennen. Die Gesichter der pseudo- und pandarwinistischen Propheten, der „Pfaffen der Darwinlehre" zeigen, so zu sagen, viel zu geringe Kampfesspuren, Furchen und Narben.

So fällt der Vorwurf, den Häckel gegen die Störenfriede seines Siegesjubels erhob, auf ihn selbst zurück. Das augenblickliche Verstummen der Lästerer war ein Achtungszeichen dem Charakter des Dahingegangenen gegenüber, im Streite um die Entwicklungslehre bezeichnete es keinen Sieg, nicht einmal einen Waffenstillstand. Denn Auftauchen und Niedergehen großer Pfadfinder auf diesem Gebiete bedeutet nimmer den Frieden, sondern neuen Streit, mögen sie auf der Höhe des Lebens wandeln wie Goethe, oder nach einer unruhigen Existenz in dürftigen Verhältnissen enden wie Oken und Lamarck, oder bei aller äußerlichen Lebensharmonie und Stille den heftigsten Kampf in sich selbst auskämpfen wie Darwin.

Wer aber selbst den gefundenen und noch kaum gelichteten Bahnen nachstrebt, der thut nicht gut, sich aufzuhalten mit ihrer Einfriedigung gegen kritische und skeptische Einwürfe. Nur solche sind es ja, die von den selbstdenkenden Entwicklungsforschern und Anthropologen gegen eine Alleinherrschaft darwinistischer Lehren erhoben worden sind. Geradezu einen Verhau richtet aber Jeder inmitten des Forschungspfades auf, der dem soeben mühsam zu Boden gefällten dogmatischen Hinderniß mit einem neuen Dogma entgegen zu treten unternimmt. Gleiches Recht, gleicher Wind und gleiche Sonne ist Alles, was die das eigene Roß tummelnden Ritter vom Geiste auf dem Turnierplatz der nach ewiger Entwicklung ringenden Entwicklungslehre von den Preisrichtern und von ihren Gegnern verlangen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Goethe und Friedrich Preller.*)

Von Otto Roquette.

Zu den durch Goethe besonders begünstigten und geförderten jungen Künstlern gehört Friedrich Preller (geb. 1804 in Weimar), der später durch seine Wandmalereien aus der Odyssee im Museum zu Weimar hochberühmte Meister. Mit vierzehn Jahren kam Preller in das durch Goethes Einfluß gestiftete Zeicheninstitut, an dessen Spitze Heinrich Meyer stand. Meyers Lehre war jedoch wenig anregend, und am wenigsten geeignet, Jemand für die Kunst zu begeistern. Verstimmt gegen die Neueren überhaupt, erwartete er auch von den aufstrebenden Jüngeren nichts mehr. Nach und nach wurde er doch aufmerksamer auf Preller, beschäftigte sich mehr mit ihm, erbot sich sogar, ihm Unterricht im Oelmalen zu geben. Goethe, der den Instituten für Kunst und Wissenschaften vorstand, und besonders seine eigene Schöpfung immer im Auge hatte, mochte bei den Preisvertheilungen öfter den Namen des jungen Preller von Meyer gehört haben.

„Eines Tages," so erzählt Preller, „ich war etwa fünfzehn Jahre alt, ließ Goethe mich zu sich rufen. Noch erinnere ich mich des Augenblicks, da ich die Nachricht erhielt, und der ungeheueren Aufregung, mit der ich der Aufforderung nachkam. Ich fühlte, als ich die Treppe hinaufstieg, mein Herz schlagen, meinen Athem stocken. Als ich in seine Studirstube eintrat, stand er hoch aufgerichtet vor mir, seine herrlichen Augen schienen Funken zu sprühen, ich fühlte, daß mir die Gedanken vergingen. Seine Stimme, seine väterliche Anrede brachte mich ins Geleise zurück. Er lobte mit wenigen freundlichen Worten meinen Fleiß, und ermuthigte mich, stets nach der Natur zu zeichnen. „Ich habe eine kleine Arbeit für Sie," sagte er, „bei der Sie selbst etwas lernen, was Ihnen bleiben wird. Nehmen Sie das kleine Schriftchen, lesen Sie das, und dann beobachten Sie die verschiedenen Wolkenbildungen, und bringen mir davon deutliche Zeichnungen." Die Broschüre war, wenn ich mich recht erinnere, eine Uebersetzung des Engländers Howard, und handelte im Allgemeinen von der Bildung verschiedener Wolkenschichten. Goethe hatte wohl im Sinn, die Sache ausführlicher zu behandeln, und dafür wollte er durch Zeichnungen gewisse Anhaltepunkte haben. Ich habe damals eine Menge kleiner Zeichnungen an ihn abgeliefert, übrigens für mich selbst davon den größten Nutzen gezogen."

Der Kunstjünger war seit dem ersten Besuche (1819) häufig in dem Arbeitszimmer Goethes. In den Annalen (1821) erwähnt Goethe seines jungen Gehülfen ausdrücklich im Zusammenhange mit seinen meteorologischen Studien: „Die athmosphärischen Beobachtungen in der Mitte des April waren merkwürdig, so wie der Höhenrauch vom 27. Juni. Der junge Preller brachte meine Wolkenzeichnungen ins Reine."

Daß der Anfänger in so jungen Jahren schon etwas Selbstständiges leisten sollte, erwartete Goethe weder, noch mochte er es gut heißen, dagegen suchte er ihn in anderer Weise künstlerisch zu fördern. Er rieth ihm die Umrisse der Carstens'schen Werke, zu welchen er ihm den Zutritt für eine längere Benutzung ermöglichte, zu zeichnen, und wiederholt nachzubilden. Gerade die einfache, und auf jede eingehende Ausführung verzichtende Wiedergabe der Linien empfahl Goethe dringend, da Licht und Schatten, sowie die Modulation und Berechnung des Effectes, auf die Jugend einen besonderen Zauber ausübe, und von dem leicht abziehe, was bei Carstens noch höher steht. Waren die Vortheile einer solchen entsagenden und schwierigen Arbeit in der That einleuchtend und förderlich, so drängte es den Jüngling dennoch, etwas Eigenes hervorzubringen. Er fing an Porträt zu zeichnen. Dies führte ihn weiter auf den Einfall, einen Versuch im Genre zu machen.

Angeregt durch das winterliche Schlittschuhlaufen, entwarf er ein Bild, eine Fahrt auf dem Eise, worin er die Gestalten und Porträts aller seiner Genossen und Freunde anbrachte. Als echt weimarisches Produkt erregte das Bild auf der Ausstellung der Zeichenschule Aufmerksamkeit und Vergnügen. Goethe, welcher das heranreifende Talent Prellers erkannte, wünschte demselben für seine Studien einen umfassenderen Spielraum und durchgreifendere Bildung, als sie in Weimar möglich war, und so empfahl er ihn dem Herzog, da Preller ganz unbemittelt war und seine Eltern nichts für ihn thun konnten. Goethe mochte im Sinne haben, seinen Schützling die Wege nach Italien zu bahnen, Carl August aber entschied für Antwerpen, wo van Bree, an der Spitze der Akademie, ihm der geeignete Führer erschien.

Es stellte sich jedoch in Antwerpen heraus, daß Preller sich in dieser Schule, trotz alles Eifers und Fleißes, nicht auf dem für seine künstlerische Entwicklung gedeihlichsten Wege befand, und auf sein eigenes Bitten war Carl August denn bereit, ihn Holland mit Italien vertauschen zu lassen. Preller kam vorerst nach Weimar zurück, um sich für die Akademie in Mailand, wohin er bestimmt war, zu rüsten, und seine bisherigen Arbeiten und Studienblätter seinen Beschützern vorzulegen.

„Goethe, der mich auch in Antwerpen nicht außer Acht gelassen," so erzählt Preller, „war besonders erfreut, daß ich dort das Studium der menschlichen Figur zu meiner Hauptsache gemacht hatte. Von ihm ging ich niemals weg, ohne eine Anregung oder eine gute Lehre mit nach Hause zu bringen. Da ich von Zeit zu Zeit die in der Natur gefertigten Blätter, die farbigen sowohl als die mit Blei gezeichneten, dem alten Herrn vorlegte, kam ich einmal an einem Vormittag mit meiner Mappe zu ihm. Er setzte sich an seinen gewöhnlichen Platz am großen Tisch, nahm mir die Mappe ab, ließ mich neben sich sitzen, und sah ruhig Blatt für Blatt durch, ohne einen andern Laut, als das gewöhnliche: Hm! Beim letzten Blatt räusperte er sich, und zwar so stark, daß ich einen Schreck bekam, und begann folgendermaßen: „Ich sehe mit wahrer Freude, daß Ihnen die Natur am Herzen liegt, doch damit Sie sich mit ihrem Wesen im Ganzen vertraut machen können, will ich Ihnen einen Rath geben. In der ganzen Natur ist kein Produkt, heiße es, wie es wolle, ohne irgend eine Beziehung zu einem andern, in seiner Nähe stehenden. Um Ihnen ein durchaus deutliches Beispiel zu geben, merken Sie genau auf beisammenstehende Bäume oder geringere Pflanzen. Die, welche dicht beisammen sind, entwickeln sich ganz anders als solche, welche größeren Raum zwischen sich haben. Auch der Boden, auf welchem sich die Pflanze entwickelt, ist von höchster Bedeutung, daher muß der angehende Künstler auch nach dieser Seite hin die Augen wohl aufthun. Ich sehe, daß Sie die Gegenstände alle stark charakterisiren, es sind aber herausgerissene Einzelheiten. Zeichnen oder malen Sie niemals irgend einen Gegenstand allein, sondern fügen Sie stets seine nächste Nachbarschaft bei, und wenn das oft auch nur mit ein paar Strichen geschieht. In kurzer Zeit werden Sie schon bemerken, wie sich Ihre Kenntniß der Natur erweitert hat. In der Farbengebung ist es nicht anders, mit dem Einen wird Ihnen auch das Andere klar werden." — „Wie sehr Goethe hierin Recht hatte," fügt Preller hinzu, „habe ich durch mein ganzes Leben erfahren."

„Ihre Natur," sagte er ein andermal, „neigt vorzugsweise zum Wilden und Sterilen hin, und wird Sie daher an Poussin weisen. Aber um nicht einseitig zu werden, muß man auch das sich anzueignen suchen, was nicht in unsrer Neigung liegt. Vergessen Sie daher neben dem Naturstudium auch den andern großen Meister, den Claude Lorrain nicht. Sie werden von Allen lernen, dafür bürgt mir Ihr Streben."

„Und wieder ein andermal, als ich mich vor der Abreise nach Italien von ihm verabschiedete: „Sie kommen in ein Land,

*) Ein im Octoberheft der „Zeitschrift für bildende Kunst" erschienener Aufsatz gleichen Titels von A. Dürr, hindert mich nicht, den meinigen zu veröffentlichen, da dieser einen von jenem wesentlich verschiedenen Weg geht, gestützt auf autobiographische Aufzeichnungen Prellers (im Archiv der Akademie der Künste zu Berlin) sowie auf ungedruckte Briefsammlungen, welche mir von der Familie Preller zur Benutzung überlassen worden sind. O. R.

Digitized by Google

wo die Schönheit deutlicher, verständlicher ist, als bei uns. Aber für's Erste ist Ihnen Alles fremd. Haben Sie die Augen offen und befleißigen Sie sich, immer klar in dem zu sein, was Sie wollen! Möge es Ihnen gut gehen!" Und damit reichte er mir die Hand zum Lebewohl."

Eckermann theilt vom 25. Juli 1826 eine Unterhaltung mit, worin Goethe sich über Preller mit vollem Antheil ausspricht und die Rathschläge, die er diesem als „Reisesegen" mitgegeben, wiederholt. Dann fährt Goethe fort: „Es ist mit der Ausbildung des Künstlers, wie mit der Ausbildung jedes andern Talents. Unsre Stärken bilden sich gewissermaßen von selber, aber diejenigen Keime und Anlagen unsrer Natur, die nicht unsre tägliche Richtung und nicht so mächtig sind, wollen eine besondere Pflege, damit sie gleichfalls zu Stärken werden." — „Ich bin gewiß, daß Preller einst das Ernste, Großartige, vielleicht auch das Wilde, ganz vortrefflich gelingen wird. Ob er aber im Heiteren, Anmuthigen, Lieblichen gleich glücklich sein werde, ist eine andere Frage, und deshalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz besonders ans Herz gelegt, damit er sich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der Richtung seines Naturells liegt." Nachdem er sich Eckermann gegenüber ausführlicher über Landschaftsmalerei verbreitet, schließt Goethe: „Ich bin gewiß, daß es bei Preller, als einem geborenen Talent, Wurzel schlagen und gedeihen werde."

Von Mailand aus konnte Preller schon nach Verlauf von sechs Monaten zwei Landschaften an den Großherzog nach Weimar absenden. Den Eindruck, welchen sie daselbst gemacht, theilte er sehr beglückt seiner Braut nach Antwerpen mit: „Die Bilder sind ganz zur Zufriedenheit des Großherzogs, Goethes und mehrerer Kenner ausgefallen. Der Großherzog läßt mir durch den Vater seine Zufriedenheit schreiben; er konnte nicht die Zeit erwarten, ehe sie ankamen, und schickte alle Wochen zwei- bis dreimal zum Vater, um etwas von mir zu erfahren. Die erste Aeußerung beim Betrachten soll gewesen sein: „Nun, es freut mich sehr, bei dem ist das Geld gut angewendet!" Sie wurden zuerst beim Großherzog aufgestellt, dann in der Großherzogin ihrem Audienzsaal, und später soll sie Goethe gehabt haben, bevor sie zum Großherzog zurückgebracht wurden, wo sie jetzt noch stehen."

Nach seinem Lehrjahre in Mailand erhielt Preller die Erlaubniß nach Rom zu gehen. Aus dieser, für den jungen Künstler an Anregungen überreichen Zeit soll hier nur das mitgetheilt werden, was ihn mit Goethe in Beziehung erhält. Er hatte es während der ersten zwei Jahre an Sendungen nach Weimar, Beweise seines Fleißes und Fortschreitens, nicht fehlen lassen, und vor Allen Goethen in Briefen stets Rechenschaft über seine künstlerische Entwickelung gegeben.

Briefe von Goethe finden sich im Nachlaß Prellers nicht vor. Da aber Preller häufig darüber spricht, wie Goethe Dies oder Jenes von ihm aufgenommen habe, so ist anzunehmen, daß die Antworten mündlich an den Vater des jungen Mannes gerichtet wurden, welcher seither häufiger in Goethes Haus ging, und so nach Rom vermittelt wurden. Da Preller wiederholt ausspricht, daß er häufig an seinen Gönner geschrieben habe, so werden sich seine Briefe wohl im Goethe'schen Hausarchiv einst entdecken.

Carl August von Weimar war, noch während Prellers Aufenthalt in Weimar, gestorben, hatte aber festgesetzt, daß sein Schützling das Stipendium auch nach seinem Tode für zwei Jahre in Rom empfangen sollte. Nach Ablauf dieser Zeit war es Goethe, der dem jungen Künstler die Verlängerung des Stipendiums auf ein ferneres Studienjahr bei dem Großherzog Carl Friedrich auswirkte. Fortan gingen Prellers Sendungen an Zeichnungen und Gemälden direct an Goethe. So schickte er ihm zwei Oelgemälde, italienische Landschaftsbilder, schon nach Ablauf des zweiten römischen Jahres. Goethe empfing die briefliche Anzeige, aber die Bilder wollten nicht ankommen. Sie schienen unterwegs verloren gegangen zu sein, erschienen aber nach einer unerhört langsamen Reise von Jahr und Tag dennoch, und kurze Zeit vor Preller selbst, in Weimar. Dieser, so unruhig er über den Verbleib seiner Gemälde war, mußte sich vorerst in das Zuwarten fügen.

Unter seinen Bekanntschaften in Rom war am bedeutendsten für ihn die des hannöverschen Gesandten Kestner, des jüngsten Sohnes von Goethes Jugendfreundin, Lotte Buff-Kestner. Bald auch sollte er mit Goethes Sohn, August, der längst in Rom erwartet wurde, in sehr nahe Beziehung treten. Ja er war ausersehen über die letzten Tage und Augenblicke des jüngeren Goethe die betrübende Auskunft geben zu können. Er mag daher selbst das Wort nehmen.

„Kurz nach meiner Rückkehr (von Neapel nach Rom im Herbst 1830) traf August von Goethe, der Sohn meines hochverehrten Gönners und Beschützers, in Rom ein. Sein Aeußeres erinnerte lebhaft an die Schönheit des Vaters, so daß ich mich an ihm nicht satt sehen konnte, und da er eben so liebenswürdig als schön war, so konnte ihm die herzlichste Aufnahme in unserem Kreise nicht fehlen. Ich war glücklich, während der kurzen Dauer seines Lebens in Rom ihm als Führer von einigem Nutzen zu sein, und befand mich fast ununterbrochen mit ihm zusammen. Leider ward er uns bald durch den Tod entrissen. Ueber die näheren Umstände dieses schmerzlichen Ereignisses kann ich als Augenzeuge zuversichtlichen Bericht geben, und fühle mich hierzu um so mehr veranlaßt, als namhafte unrichtige Erzählungen darüber im Schwange gewesen sind. August Goethe war nämlich eines Abends zu Kestner, an den er von seinem Vater empfohlen war, gebeten, um dort Thorwaldsen kennen zu lernen. Etwas bleich trat er ein und gab auf unser Fragen an, er müsse sich in S. Pietro erkältet haben, da er erhitzt in den kühlen Raum eingetreten sei. Kestner schlug als geeignetes Mittel gegen solche, scheinbar geringfügige, Erkältung für den nächsten Tag eine Partie nach Albano vor, und Goethe ging bereitwillig auf diesen Vorschlag ein. Dann erzählte er im Verlauf des Abends vieles Interessante von seinem Vater und von dem weimarischen Leben. Ich erinnere mich noch, wie Thorwaldsen, freudig erregt, seinen Worten lauschte, und sich dabei unausgesetzt die Hände rieb. Vor dem Scheiden mußte Goethe ihm versprechen, daß er ihm für ein Porträt in Relief sitzen wolle. Um elf Uhr etwa gingen wir auseinander. Der Verabredung gemäß brachen wir am andern Morgen um acht Uhr auf. Allein schon als wir bei herrlichem frischem Wetter durch die Campagna fuhren, bemerkte ich, daß Goethes Unwohlsein ihn zu keinem rechten Genuß kommen ließ, während Kestner und ich in Entzücken schwelgten. In Albano angekommen, führten wir ihn zunächst zu der vielbesungenen schönsten Jungfrau Italiens, der Vittoria, die er, da er kein Italienisch verstand, sprachlos anstarrte. Als wir aber nach Verlauf einer halben Stunde die Esel bestiegen hatten und nach den Seen ritten, ward Goethes Befinden so schlimm, daß wir mit Mühe nach Albano zurück kamen. Nach ein paar Stunden Ruhe befand er sich besser und bestand darauf, mit uns nach Frascati zu fahren. Dort aber kam er in einem solchen Fieber an, daß wir so rasch als möglich nach Rom zurück fuhren, wo wir etwa um zehn Uhr Abends eintrafen. Ich durchwachte die Nacht an seinem Lager, auf dem er in heftigem Fieber sich umherwarf. Der Arzt, den ich am anderen Morgen herbeirief, vermuthete eine versteckte Hautkrankheit. Der Tag entschied nichts, und ich hielt es für gut, den Maler Meyer, der Thür an Thür mit Goethe wohnte, zu bitten, daß er die Nachtwache mit mir theile. In dieser Nacht, etwa um ein Uhr, als Meyer seine Wache angetreten und ich mich etwa eine Stunde lang auf ein paar Stühlen ausgestreckt hatte, sprang Goethe plötzlich auf und umklammerte mich, daß ich glaubte erdrückt zu werden. Mit Mühe brachten wir ihn ins Bett zurück. Im Augenblick aber, da ich ihm den Kopf aufs Kissen legte, schlug er die Augen groß auf und sank mit einem tiefen Athemzuge zusammen. Der sogleich von mir gerufene Arzt machte mit seinem Ausspruch „E morto" allen Zweifeln ein Ende. Der Section wohnte ich bei. Nach der Behauptung des Arztes hatte ein Gehirnschlag in Folge einer nicht zum Ausbruch gelangten Pockenkrankheit August Goethes Leben ein Ende gemacht. Wir deutschen Künstler haben ihn zur

Digitized by Google

Gruft getragen. Er liegt an der Pyramide des Cajus Cestius in einem Walde von Cypressen begraben. Das Reliefporträt, zu dem er zu sitzen versprochen hatte, wurde erst nach seinem Tode von Thorwaldsen in Arbeit genommen und dann in den Grabstein eingelassen."

August Goethe starb am 28. October 1830. Von seiner Bestattung konnte Preller nur mit Hülfe der Freunde nach Hause gelangen, da er, bereits angesteckt von der Krankheit des Verstorbenen, sich kaum noch auf den Füßen erhielt. Sein Zustand nahm eine lebensgefährliche Wendung, die Blattern kamen bei ihm zum Ausbruch. Nach langwierigem Verlauf der Krankheit wurde seine Gesundheit hergestellt. Die Ansteckung pflanzte sich auch auf andre deutsche Künstler fort, und ein Krankenlager folgte auf das andre.

Ist über diese und die nächstfolgende Zeit nur sehr wenig an Aufzeichnungen von Preller erhalten, so waren jene beiden Bilder, welche er fast verloren gegeben, wiederholt Gegenstand der Besprechung in einer Correspondenz Goethes mit Herrn v. Quandt in Dresden.

Im Jahr 1829 waren durch Goethes Anregung und Vermittelung die weimarischen Künstler und Kunstfreunde dem von Quandt gestifteten sächsischen Kunstverein beigetreten, und durch Goethes Hände gingen die Sendungen aus Weimar für die Dresdener Kunstausstellung. Am 7. Juli 1830 schrieb Goethe an Quandt: „Zwei Bilder von unsrem Preller in Rom erwarte ich täglich, und hoffe auch diese noch zur rechten Zeit nach Dresden befördern zu können." Aber erst nach Verlauf eines Jahres kann Goethe das Eintreffen melden. Am 6. Juni 1831 schrieb er: „In diesen Tagen sende ich zwei Landschaften von unsrem guten Preller ab; wir wünschen, daß sie Beifall erhalten und billig honorirt werden." Sie gingen aber auch da noch nicht ab, da Goethe krank wurde und einige Wochen lang alle Geschäfte stockten, sondern erst am 9. Juli 1831.

Darauf entgegnete Quandt (18. Juli) zuerst über ein ebenfalls durch Goethe zur Ausstellung geschicktes Bild der Louise Seidler, dann fährt er fort: „Auch sind bei uns zwei Landschaften angekommen, wir wissen nicht genau von wem, da der Altenburger Fuhrmann solche ohne Brief ablieferte. Es geht die Sage, sie kämen aus Weimar und wären von einem Künstler Namens Preller gemalt. Dieser Künstler hat sich nicht entblödet, aus Poussin'schen Bildern ganze Stücke zu nehmen und seine Landschaften so zusammen zu setzen, was durch Kupferstiche zu beweisen sehr leicht ist. Er scheint sich die Aufgabe gemacht zu haben, Poussins mit dem vermessenen Pinsel des Salvator Rosa zu malen, und so bleibt ihm und der Natur kein Theil an diesen Werken."

Goethe hatte in seinem Briefe vom 22. Juni mit Verhandlungen andrer Art genug zu thun, so daß er nur hinzufügen konnte: „Von den Arbeiten des jungen Prellers, der soeben aus Italien zurückkommt und ein reiches Portefeuille Studien nach der Natur mitbringt, thue nächstens einige fernere Erwähnung."

Dies geschieht denn am 18. September, wo er, nachdem einiges Geschäftliche über den Kunstverein abgethan ist, fortfährt: „Mit unsrem Preller haben Sie es, nach meiner Ansicht, zu hart genommen. Ich will jenen beiden Bildern nicht das Wort reden, weil ich dabei auch manches zu erinnern habe; verzeihen Sie aber, wenn ich auf Ihre Behauptung, es ließe sich aus Kupferstichen die Nachahmung Poussins nachweisen, erwiedere: Sie scheinen die egoistische Originalität unsrer deutschen Künstler nicht beachtet und beherzigt zu haben, daß der Charakter der Apenninen noch immer derselbige ist, und daß Poussin, insofern er in diesen Gegenden wieder verkehrte, sich selbst wiederholen müßte. Freilich erscheint er bei seinem großen Genie immer wieder aufs Neue lebendig. Unser Preller, dem man ein eingebornes Talent zur Malerei nicht ableugnen kann, wenn er auch vielleicht hie und da den Weg verfehlt, hat bei seiner Rückkehr aus Italien Zeichnungen und Skizzen nach der Natur zu Hunderten nach Haus gebracht. Sollte ich ihm Ew. Hochwohlgeboren Urtheil mittheilen, so müßt er in Verzweiflung fallen." Auch sonst fand Goethe Grund, über das Dresdener Comité und den „unseligen Kunstkenner" an der Spitze, zuweilen ungehalten zu werden.

Von den beiden Landschaften Prellers ist in der Correspondenz Goethes mit Quandt nicht mehr die Rede. Das Comité brachte sie wohl oder übel auf die Ausstellung, und sie wurden nun in einem öffentlichen Blatte „erbärmlich heruntergerissen". Diese Kritik wurde dann auch Prellern gesandt. „Wenn ich so leicht zu entmuthigen gewesen wäre," sagt er, „so hätte es hier sicher geglückt."

In der Mitte des Mai 1831 muß Preller in Weimar wieder eingetroffen, und einer seiner ersten Wege wird zu Goethe gewesen sein. Der Heimgekehrte fand den freundlichsten Empfang. Daß von dem jetzt zweiundachtzigjährigen Goethe dabei nicht die Rede auf seinen in Italien verstorbenen Sohn gebracht wurde, wird Niemand wundern, der da weiß, daß Goethe es ablehnte, einen Cultus irdischer Verluste zu treiben. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß (neben Kestner und Andern) auch Preller nach seiner Genesung über Augusts Tod von Rom aus geschrieben, und über seine eigne hülfreiche Thätigkeit in den letzten Tagen und Stunden desselben Auskunft gegeben haben wird. Goethen hatte der Schmerz, den er unterdrücken zu können gehofft, überwältigt und auf das Krankenlager geworfen, so daß man für sein Leben besorgt war. Er genas noch einmal, wollte jetzt aber im Innern verschließen, was für ihn nun ein für allemal über alle Gespräche hinauslag. Sieben Monate waren darüber vergangen, und es ist wohl nicht anzufechten, daß er sich nicht über eigne Angelegenheiten mit dem heimkehrenden jungen Preller unterhalten mochte, sondern seinem Schützling lieber einen angenehmen Empfang bereitete, und über Italien, Kunst und Studien mit ihm sprach.

Ein stillschweigender Verkehr über August sollte zwischen ihnen aber doch noch stattfinden. Als Preller ihm erzählte, daß er in seine Skizzenbücher die Porträts aller seiner Bekannten in Rom gezeichnet habe, bat Goethe sich dieselben aus, um sie für sich allein zu durchblättern. Preller verstand, daß Goethe nach den Zügen seines Sohnes suchen wollte, welche sich in der That darin befanden. Er brachte ihm die Bücher. Als er nach einigen Tagen wiederkam, reichte Goethe sie ihm „still und ernst" zurück. Aber zu Hause angelangt und an bekannter Stelle nachschlagend, fand Preller, daß er Recht gehabt, denn Augusts Porträt war nicht mehr da.

Am 29. Juli schrieb Goethe an Kestner nach Rom: „Der gute Preller scheint sich hier ganz thätig einzurichten, ist schon durch einige Bestellungen in Beschäftigung gesetzt, und ich werde nicht verfehlen, ihm, nach Gelegenheit der Umstände, treulich beizustehen. Das einzige Bedenkliche finde ich, daß er seiner eignen Neigung zu sehr nachgegeben, die ihn ins Einsame, Wüste hintreibt, was er auch ganz wacker und tüchtig darstellt, was aber den gebildeten Menschen der neueren Zeit nicht gerade zusagt; und am Ende will denn doch der Künstler Abnehmer haben, auf deren Wünsche, die nicht immer ganz unvernünftig sind, er doch einige Rücksicht zu nehmen hätte."

Wo Preller solchen „nicht ganz unvernünftigen" Wünschen begegnete, suchte er sie denn auch zu erfüllen, andererseits aber wußte er bei seinem mehr und mehr heranreifenden Talent die Anerkennung, ja Bewunderung für das Eigenartige seiner künstlerischen Individualität zu erzwingen. Was die Hauptaufgabe seines Lebens werden, später seinen Ruhm begründen sollte, war dem Jüngling bereits im Süden Italiens aufgegangen: die Gestalt des Odysseus. An den Gestaden von Sorrent und Capri fand er bereits die Scenerie für die Darstellung der homerischen Welt, und auch die homerische Stimmung war ihm bereits gekommen. Noch aber ließ der bestimmende Antrieb auf sich warten, und Goethe sollte den ersten glücklichen Wurf seines Schützlings nicht erleben.

Preller war in der nächstfolgenden Zeit nicht nur häufig bei Goethe, sondern auch in dessen Familie, bei seiner Schwiegertochter Ottilie, welche noch in Trauerkleidern ging, und bei deren Kindern, und es bildete sich zwischen ihm und dem Goethe-

Digitized by Google

schen Hause eine nahe Beziehung für das ganze Leben. Aber nicht mehr ein volles Jahr sollte er sich des persönlichen Verkehrs mit seinem großen, über Alles verehrten Gönner freuen. Goethes Tod (22. März 1832) erschütterte ihn aufs Tiefste. Viele wünschten die irdische Hülle desselben noch mit dem Griffel fest zu halten, Preller allein erhielt von der Familie die Erlaubniß, ein Abbild Goethes auf dem Todtenbette zu nehmen. Es ist eine kleine, wunderbar schöne Umrißzeichnung, das Haupt des Verblichenen mit dem Lorbeerkranze darstellend. Preller war selbst in der Schaar derjenigen, welche Goethe zu Grabe trugen. Wie tief er seinen Verlust empfand, sagt ein Brief, welchen er bald darauf an Kestner nach Rom richtete. Und an einer anderen Stelle schreibt er: „Zu dem unbeschreiblichen Schmerze, den Mann verloren zu haben, der mir von Jugend auf gewogen war und mich anzuregen gewußt hatte, trat nun noch die Trauer, daß er von mir nichts gesehen, was ihm vielleicht Freude gemacht hätte."

Aber schon in jenem Briefe an Kestner kann er von einer Aufgabe Mittheilung machen, durch dessen Ausführung er den ersten entscheidenden Schritt nicht nur in die Oeffentlichkeit that, sondern zugleich auch den Grundton anschlug für die Entwickelung seiner späteren Stoff- und Ideenwelt. Es ist jener Auftrag des Dr. Härtel in Leipzig, ein Zimmer seines neuerbauten Hauses mit Wandgemälden auszuschmücken. Preller wählte dazu die Odyssee, aus welcher er den Stoff zu sieben Darstellungen nahm. Es ist ein Jugendwerk, aber als solches immerhin bedeutend genug. Dreißig Jahre sollten vergehen, bis er zu einer neuen, endgültigen Fassung desselben Vorwurfs gelangte, ohne daß er in dieser ganzen Zeit der antiken Heroen- und Mythenwelt, die den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens bilden sollte, gänzlich entsagt hätte. Zwischen seiner ersten Odyssee in Leipzig vom Jahre 1834 bis zu seinem Odysseecyklus im Museum zu Weimar, welchen er 1869 vollendete, malte er die nordische Natur, das Meer mit seinen Klippen und Brandungen, Seestürme, einsame Felsenhöhen der Alpenwelt, das Ernste, Düstere, vorwiegend Gewaltige. Dann durchdrang ihn die antike Ruhe und Schönheit mit Einem Male wieder, die höchste Idealität der Kunst erfüllte ihn fortan ganz, und er lebte nur noch seiner heroischen oder mythisch-idyllischen Welt und an den Gestaden des Südens, den er denn auch persönlich noch mehrmals aufsuchte.

Die frühen Einwirkungen Goethes, wie ihm die Verehrung und Erinnerung an den Dichter geheiligt blieb, belebten sich in dem reifen Manne erst recht, ja seine Kunst ist ohne eine Beziehung auf Goethe kaum zu denken. Er ist in der Malerei, und nicht blos der Landschaftsmalerei, der eigentliche Vertreter der Goethe'schen Anschauungen und Ideen.

Auch eine Art von Parallele bietet sich dar in Goethes und Prellers künstlerischem Entwicklungsgange. Seit Goethe in der Jugend das Gedicht „Der Wanderer" geschrieben, der, über Trümmer antiker Tempel schreitend, die bestimmte Vorahnung einer idealen Kunst in sich erwachen fühlt, seitdem sollte über Götz, Werther, Faust, Egmont hinaus die ganze Macht naturalistischer Schaffensfreude ihn beleben, bis er bei der Iphigenie anlangte. Und dennoch war ihm der rein ideale Trieb niemals verloren gewesen. Prellers Phantasie belebten in der Jugend schon die Gestalten und Bilder der Odyssee, da er im Süden Italiens seinen Homer las. Er durfte diese Gestalten und Landschaften höchsten Stils in einem ersten Cyklus festhalten. Dann folgte bei ihm eine längere Epoche naturalistischen Schaffens, bis er bei seinem großen Odysseewerke anlangte und damit zur idealen Kunst zurückkehrte, die auch von ihm innerlich niemals aufgegeben worden war.

Eine neue Novellistin.

Von Johannes Volkelt.

Helene Böhlau, die jugendliche Verfasserin der mir vorliegenden drei Novellen*), hat sich durch diese Erstlingsarbeiten als eine über das Gewöhnliche weit hinausragende Dichterin in die Literatur eingeführt. Gar oft treffen wir auf Novellen und Romane, welche sich zwar durch Mancherlei auszeichnen, was dem wirklichen Dichter keineswegs fehlen darf, die aber doch nicht als Schöpfungen echt dichterischer Kraft gelten können. Sie sind vielleicht ganz geschickt, ja fesselnd componirt, Verstöße gegen äußere und innere Wahrscheinlichkeit kommen nicht vor, die Charaktere sind sauber und consequent durchgeführt, die Sprache ist fließend und anmuthig; und doch mangelt ihnen Feuer und Gold der Poesie, Hauch und Schimmer des Künstlerischen. Gestalten, Handlung, Sprache sind nicht aus der Phantasie herausgeboren, nicht aus dem Drange seelenvollen inneren Schauens. Eben dieser Vorzug ist es, wodurch mir die vorliegenden Novellen reichen Genuß verschafften. Es spricht aus ihnen ein Gemüth zu uns, das die Dinge der Welt mit sinnendem Blicke und mit warmer Liebe auffaßt und diesen Weltgehalt durch eine starke, feurige und zugleich besonnene Phantasie zur Anschauung zu bringen weiß.

Bevor ich Einiges über die künstlerische Art der Verfasserin im Zusammenhange sage, will ich der ersten Novelle ein paar Worte widmen. Diese führt uns das traurige Schicksal eines jungen, grundbraven, aber nur mäßig begabten Malers vor, dem innere Unbefriedigung, Entschlußlosigkeit und dann wieder vorübergehende Selbsttäuschungen das Leben recht schwer machen. Gerade in einer Zeit innerer Rathlosigkeit faßt Hans Grandje eine warme Neigung zu der vornehmen Tochter seines Hauswirths und gewinnt durch diese Liebe wieder Glauben an seine künstlerische Kraft. Und auch Eva gibt sich ihm in reiner, leidenschaftlicher Neigung hin, da sie in ihm etwas Außergewöhnliches gefunden zu haben glaubt. Doch da naht das zerschmetternde Verhängniß in Gestalt eines Freundes unseres Helden, der, gleichfalls Maler, eine ganz andere Natur ist als dieser: starkgeistig, eigenwillig, voll Schicksalstrotz, auch in der Kunst gegen das Hergebrachte gewaltsam vorgehend. Von der Welt verkannt, innerlich gebrochen, und auch den Keim zu tödtlicher physischer Krankheit in sich tragend, kehrt er aus der Ferne zurück. Als der Starke, das Leben höhnend und, doch voll Gier nach Leben, mit dem Tode ringt, lernt ihn Eva kennen. Da kommt es über sie wie eine höhere Erleuchtung: indem sie es miterlebt, wie dieser Mensch noch im Todeskampfe von Leben glüht und strotzt, wird sie ihrer eigenen Lebensenergie, ihrer Sehnsucht nach kraftvoller Größe unwidersprechlich inne; sie liebt den sterbenden starken Kämpfer und denkt nicht mehr des unglücklichen, schwächlichen Grandje.

Insofern es so recht in der Aufgabe der Novelle liegt, einen seelisch interessanten Conflict, unter Beiseitelassen des früheren und späteren Lebensweges der zusammenstoßenden Personen, in zugeschärfte Form und scharf heraushebende Beleuchtung zu bringen, wird man unserer Erzählung manches Lob ertheilen dürfen. Dagegen müssen sich sofort schwere Bedenken gegen die innere Wahrscheinlichkeit jenes Aufflammens der Liebe am Todtenbette erheben. Wohl ist es ein — ich möchte sagen — metaphysisch ergreifender Gedanke, gerade aus dem Anblicke der mit dem Tode ringenden Vollkraft des Lebens, aus dem Miterleben ihres Todesschauers, das Gefühl der eigenen Urtiefen des Lebens und der Liebe zu dem sterbenden Helden entspringen zu lassen; allein menschliche Wahrscheinlichkeit hat dieser ungeheure Umschlag in unserer Novelle nicht gewonnen. Am auffallendsten wirkt der jugendliche Einfall der Verfasserin, die Erzählung fortwährend in der Weise zu unterbrechen, daß sie mit einer Mischung von spottender Ironie und liebendem Mitleid lange Anreden an Hans Grandje richtet. Dadurch erhält die Erzählung etwas Dünnes, Spielendes, Unobjectives.

*) Novellen von Helene Böhlau. Berlin 1882, Wilhelm Hertz.

Digitized by Google

Die beiden folgenden Novellen sind weit handlungsreicher und viel weniger skizzenhaft gehalten; sie zeigen das Talent der Verfasserin erst in seiner vollen Entfaltung. Weitaus am bedeutendsten ist „Salin Kaliske". Diese Novelle ist mit kühnem Wurfe und fortreißendem Zuge geschrieben und beweist wirkliche Größe der Phantasie. Ein stilleres, weicheres Gepräge trägt die folgende: „Maleen". Es gebricht mir an Raum, den Inhalt dieser beiden Erzählungen auch nur in Kürze wiederzugeben. Ich will lieber die ganze künstlerische Art unserer Dichterin mit wenigen Worten zu charakterisiren versuchen.

Zunächst muß das Bestimmte und verhältnißmäßig Gereifte der Lebensanschauung überraschen, von der die Novellen wie von einem warmen, kräftigen Herzensquell durchdrungen werden. Helene Böhlau hat eine schöne Religion des liebenden Mitleids und des reinigenden Schmerzes in sich heranreifen lassen; das Leben hat es ihr wie ein unergründliches, furchtbares und doch zugleich Seligkeit in sich bergendes Geheimniß angethan. Die eilende Zeit, der Wechsel der Dinge und Schicksale hat etwas Traumhaftes, macht bange und rathlos, erfüllt mit Angst vor dem Leben. Ungezählte Schmerzen fallen über jeden Menschen her und wecken in ihm das Bedürfniß nach einem befreiten, idealerem Dasein. Wenigstens ein Schimmer von Erlösung wird ihm dadurch zu Theil, daß er liebend und mitleidend sein Herz den Schmerzen der Menschheit öffnet; so vergißt er des eigenen Leides. Heiße, räthselhafte Leidenschaften bewegen das Menschenherz und gestalten die Geschicke; sie sind eine unzertrennliche Mischung von Schlimmem und Gutem, Finsterniß und Licht, Angst und Seligkeit. Auch das Glück hat seine Stelle in der Welt; allein es ist flüchtig, rings umgeben von Gefahr und Jammer. Doch wird dadurch sein Zauber nur erhöht und verfeinert; sein goldener Glanz erfüllt das arme Menschenherz mit immer neuer Sehnsucht. Leuchtet das Glück für kurze Zeit einem Menschenkinde, so vergißt es die Welt mit ihrem Elend. In diesem Zauber des Glückes, vor Allem des Glückes der Liebe, liegt eine andere Art der Erlösung für das gequälte Herz.

Dies ungefähr ist die Lebensanschauung, die aus den in dem Buche gezeichneten Gestalten und Erlebnissen hervorleuchtet. Wenn nun auch die Verfasserin hiermit keineswegs nach allen Seiten die richtige Stellung zum Leben einnimmt, und ich namentlich ihren Unglauben an den Bestand des Glückes und ihr Hervorheben des Unseligen in jeder, auch der reinen Leidenschaft gemildert zu sehen wünschte, so überwiegt doch bei weitem das Wahre, Edle und Wohlthuende. Ueberhaupt muß man sich hüten, eine Dichtung allein schon wegen ihrer einseitigen, disharmonischen Lebensanschauung zu verwerfen; es kommt dabei doch vor Allem darauf an, ob sich in der Art, wie die Dichtung Leben und Welt betrachtet, ernstes Sinnen, ideales Bedürfniß und ein adliges Gemüth ausspricht. Und dies eben ist in diesen Novellen der Fall, auch wo uns, wie in „Salin Kaliske", trübe, sündhafte Leidenschaften geschildert werden.

Die Erzählung läßt die Verfasserin in einer gewissen springenden Weise vorrücken. Doch sind die Scenen, die sie aneinanderreiht, stets bedeutungsvoll für die darzustellenden Charaktere und Geschicke. Sie erzählt nichts Nebensächliches, läßt nicht unnütze lange Gespräche führen, sondern bricht da ab, wo das Charakteristische genügend herausgehoben ist, um sofort zu einer neuen Scene überzugehen. Dabei hat man, trotz des Ruckweisen der Erzählung, fast nie den Eindruck des Gemachten; auch das Abenteuerliche und Seltsame gibt sich uns wie natürliches Schicksal, wie etwas, das nicht anders kommen konnte. Vor Allem habe ich hierbei den zerrissenen Lebensgang des hin- und hergestoßenen Salin Kaliske vor Augen.

Mit dem Schicksalsartigen, das die Weise des Erzählens an sich trägt, verknüpft sich zugleich der Charakter des Traumhaften im guten Sinne. In „Salin Kaliske" scheinen die Gestalten dem Schoße eines geheimnißvollen Fatums zu entsteigen; wir gewinnen die Ahnung von furchtbar waltenden Mächten. Ich erinnere an das Zusammentreffen Salin Kaliskes mit dem wilden, rachedurstigen Madry, an das sündhafte Aufblitzen der Liebe zwischen diesem und der dämonischen Horpyna, an die Ermordung Joskys auf der im Sonnenbrande daliegenden Haide, an das rettende und dann vernichtende Erwachen der Liebe des einsamen Salin mitten in der einsamen Winterwelt. Diese und andere Scenen haben etwas von dem Charakter einer großen Vision. Doch fehlt auch das Traumhafte in dem Sinne des lieblichen Märchens unseren Novellen nicht. Die Kindheitszeit Maleens in der gleichnamigen Erzählung ist mit der feinsten Empfindung für das süße Helldunkel und das hüpfende Hineilen der Kindertage geschildert.

Hiermit hängt auch das Stimmungsvolle der Darstellung zusammen. Wie die ganze Lebensanschauung der Verfasserin erwarten läßt, liegt über ihren Dichtungen ein milder Hauch der Trauer und des sinnenden Mitleids ausgebreitet. Zuweilen freilich ist die Stimmung eine trostlos trübe; besonders gilt dies von dem Ausgange der beiden ersten Novellen. Und doch gehört zum vollendet Künstlerischen auch dies, in die Trauer selbst eine gewisse Versöhnung und Befreiung zu legen. Nach meiner Ueberzeugung sollte die Verfasserin bei ihren künftigen Arbeiten vor Allem darnach streben, diesen Ton der lediglich passiven Trauer, des trostlos auslaufenden Leidens aufzugeben und bei der Darstellung der Schmerzen und Kämpfe in der Welt die kraftvolle Befreiung, die männliche Erhebung mehr zum Worte kommen zu lassen.

In wie hohem Grade die Phantasie Helena Böhlaus objectiv ist, zeigt vor Allem die Erfindung und Gestaltung der Charaktere. Es sind höchst verschiedenartige Figuren, die sie uns vorführt; alle aber sind auf sich gestellt und voll eigenartigen Lebens, nicht wenige mit einem Wesen, das einem weiblichen Gemüthe sehr ferne liegt, ausgestattet. Es ist bemerkenswerth, daß eine jugendliche weibliche Phantasie diese engen, krummgewachsenen, unheimlich heißen, still und träumerisch in sich zurückgedrängten Naturen, wie sie in „Salin Kaliske" vorkommen, so scharf und lebenswahr zeichnen kann. Und ebenso lebenswahr tritt uns die harmonische Gestalt der in stiller Gemüthstiefe liebenden und leidenden Maleen entgegen.

Und wieviel muß nicht die Verfasserin an Gefühlen und Stimmungen in sich erlebt haben, da sie verwickelte, ungewöhnliche, dem gröberen Auge unzugängliche Gemüthszustände mit so zarter und sicherer Hand zu zeichnen versteht. Wie verständnißvoll weiß sie nicht in „Maleen" die Regungen und Stimmungen der Kinderseele, und dann die seligen Träume des liebenden Mädchenherzens und endlich den irren Jammer des betrogenen zu belauschen! Und überall sind es vornehme, menschlich ergreifende, aus der Tiefe leise und sicher herausgeholte Züge, wodurch sie das Seelenleben ihrer Personen charakterisirt. Am reichsten entfaltet sich dieses Talent der Verfasserin in der Darstellung der inneren Entwicklung Salin Kaliskes. Man kann es nicht ohne tiefe Ergriffenheit lesen, wie unter dem Drange wirrer, furchtbarer Geschicke sich das Herzeleid der Welt immer mehr seiner weichen und leidenschaftlichen Seele bemächtigt.

Auch über die Sprache des Buches wäre Mancherlei zu sagen. In wohlthuender Weise verbindet sie Einfachheit und Zwanglosigkeit mit poetischer Gewähltheit und Vornehmheit, sie muthet wie ein Quell aus einer ursprüglichen, tief bewegten Dichternatur an und trifft den Ausdruck des Behaglichen und Friedensvollen ebenso sehr wie den der glühenden, gefährlichen Leidenschaft.

Ich habe mir bei dem Lesen dieses Buches oft gesagt, daß es gar manches absprechende Urtheil erfahren werde. Wer nach spannendem Lesestoff verlangt, wird diese Dichtungen ebenso wenig schätzen, wie derjenige, der nur brave und ehrbare Menschen oder doch wenigstens den Sieg und die Beglückung der Tugend dargestellt sehen möchte. Um aus ihnen Genuß zu ziehen, dazu gehört vor Allem Sinn für künstlerische Form und dann auch die Ueberzeugung, daß auch das Wehe der Welt, das Unterliegen des Guten, das Unselige und Nächtliche des Menschendaseins berechtigt ist, eine künstlerische Darstellung zu verlangen.

Digitized by Google

Von Bozen nach Meran.

Von Ludwig Steub.

Die gute alte Zeit ist wieder da! Es gibt wieder Stellwagenkutscher, Güterwagen und längst vergessene Wirthshäuser werden wieder voll. Eine solche Wiederkehr vergangener Tage hatte man hier zu Lande auch im Jahre 1868 erlebt. Auch damals waren etliche Brücken und etliche Bahnstrecken fortgerissen worden und die Stadt Bozen drei Tage von aller Welt abgeschnitten. Der Postwagen, der auf der Meraner Straße einen Durchbruch versucht hatte, kam unverrichteter Dinge, aber hoch hinauf mit Schlamm bespritzt und mit durchnäßten Briefschaften wieder zurück. Am vierten Tage machte ich mich gleichwohl mit einem Gefährten auf und ging zu Fuß nach Alpwang, der zweiten Station, drei Stunden aufwärts von Bozen. Dort standen vor dem Posthause, das die Eisenbahn schon längst außer Thätigkeit gesetzt hatte, bereits etliche Wagen, welche Reisende hierher gebracht, und die Fußgänger, die von Bozen kamen, in Empfang nehmen und weiter befördern wollten. Als wir in Klausen ankamen, dem nächsten Städtchen, das die Eisenbahn ebenfalls brachgelegt, fielen Wirth und Kellnerin mit stürmischen Fragen über uns her, wie es denn da unten stehe mit der Eisenbahn. „Von Bozen her geht sie nicht mehr; Alles fortgeschwemmt!" und mein Gefährte setzte noch, vielleicht aus Bosheit, kopfschüttelnd hinzu: „Kann auch nicht mehr reparirt werden; ist der Boden weggerissen!" Das klang wie eine Engelsbotschaft. Der Wirth und die Kellnerin schlugen jubelnd die Hände über dem Kopfe zusammen und riefen freudig durcheinander: „Gott sei Dank, die verfluchte Eisenbahn ist hin, jetzt kommen wieder bessere Zeiten! Gott sei Dank!" Es läßt sich nicht leugnen, daß damals am ganzen Brennerweg, vielmehr von Kufstein bis Ala, eine sehr gereizte Stimmung gegen die Eisenbahn herrschte und diese eigentlich als ein fluchwürdiger Landschaden betrachtet wurde, denn fast alle die Wirthshäuser, in deren gastlichen Hallen sich vorher die Fuhrleute erquickt hatten — und sie hatten nicht leicht eines vorübergehen lassen —, sie lagen jetzt unbeachtet, vergessen und verschollen an der Bahn und den Wirthen ging jeder Pfiff, den diese abließ, wie ein Dolchstich durch das arme Herz.

Aber nach wenigen Wochen war damals die Bahn geheilt und nach wenigen Wochen wird sie es auch diesmal wieder sein. Uebrigens hat man an Eisack und Etsch wohl noch nie so viele Aufregung und Erbitterung wahrgenommen wie in diesen Tagen. Das pythagoräische Schweigen der Behörden, die Unmöglichkeit, etwas Sicheres über die Sachlage zu erfahren, die allgemeine Unbehülflichkeit, die unbeschreiblichen Zustände in dem vielbeschrieenen Blumau, wo der Bahnzug nach Bozen dreimal abfuhr, wo aber die Lohnkutscher immer geflissentlich zu spät kamen, weil ihnen dann auch die Fahrt bis Bozen zufiel, so daß sie für vier Stunden vierzig Gulden herausdrücken konnten — da ward viel Schimpfens gethan!

Nachdem ich nun acht Tage zu Bozen gesessen, erfaßte mich die Sehnsucht, das liebe, schöne Meran auch diesmal wieder anzusehen uud mich nach dem Befinden der wackeren Meraner persönlich zu erkundigen. Seit ein paar Tagen ist die Verbindung auch wieder in der Art hergestellt, daß von Bozen bis Terlan, zwei Stunden weit, Stellwagen gehen, von Terlan aber bis Meran die Eisenbahn.

Der Stellwagen fährt vom Greifen ab, ein Gasthof, der mit dem alten finstern Wesen der meisten Bozener Wirthshäuser gebrochen und die Reinlichkeit, Helle und Eleganz der neuen Zeit sich vorgesetzt hat. Diesen Morgen um halb sieben Uhr war's aber doch noch so ziemlich wie in der guten alten Zeit. Die „Schwemm", d. h. die große Stube für das mindere Volk, war kühl und schlecht beleuchtet; dort saß ein frierender Gast, der einsam seinen Kaffee, da einer, der seinen Cognac trank. Der Wirth schrieb und zog seine Rechnungen aus, auf welche ein dritter und vierter ungeduldig warteten; den Hausknecht sah man an der Thüre vorbei die Koffer heruntertragen; ein, zwei, drei Damen springen ängstlich herein und rufen nach ihrem Gepäcke — kurz, es war wie vor vielen Jahren, da man früh aufstehen und in geschäftiger Langweile auf den Stellwagen warten mußte.

Der stand auch schon, mit drei Pferden bespannt, auf der Gasse. Er hatte auch ein „Cabriolet" und ich hatte einen Platz darin, aber der mußte erst mühsam erklettert werden. Der ganze bajuvarische Stamm, zu dem auch die Tiroler gehören, zeigt eine entschiedene Vorliebe für Unbequemlichkeit. Wenn man sie machen läßt, werden alle Bänke zu schmal, alle Thüren zu nieder, alle Betten zu kurz. Der Stellwagen hatte auch unter dieser Stammeseigenthümlichkeit gelitten. Das Cabriolet war an und für sich zu schmal und das Dach reichte überdies so weit vor, daß der Einschlupf fast eine eidechsenartige Gelenkigkeit voraussetzte. Eine Staffelei hätte die Besteigung gewiß erleichtert, aber sie herbeizuschaffen hatte jetzt Niemand Zeit — in Terlan bot der besonnene Hausknecht aus eigenem Antriebe diese wohlthätige Vorrichtung dar —, und wenn nicht ein guter Mensch bereits im Innern gesessen wäre und mich mit beiden Händen hineingezogen hätte, so hätte ich das Ziel meiner Wünsche wohl gar nicht erreicht.

Bald wurde mir auch die Bekanntschaft des Kutschers zu Theil, der mich an alle meine Jugendfreunde, an alle die Seppele, Hansele, Michele erinnerte, mit denen ich vor vierzig Jahren die Tiroler Straßen auf- und abgefahren bin. Er war ebenso bieder und ebenso grob wie sie.

Endlich knallt die Peitsche und der Stellwagen setzt sich in Bewegung. Nach gutem alten Herkommen humpelten auch etliche Weiber nach, „Weiber aus dem Volke", die sich verspätet hatten und schreiend um nachträglichen Einlaß baten. Weiter drinnen stand ein wohlgenährter Bozener Bürger an der Gasse, der auf seine Persönlichkeit trauend, dem Kutscher nur verständnißinnig zulächelte. „Nur hinten hinein!" rief aber dieser und dies wiederholte sich so oft, daß die hintere Kajüte ausgesehen haben muß wie ein Kaninchenlager.

Also waren wir auf der Landstraße. Da gab es nun wirklich wieder wirkliche Güterwagen, die von Meran herunterkamen und einen so lieblichen Apfelduft verbreiteten, daß über ihre Ladung kein Zweifel sein konnte. Die feinen Meraner Aepfel, von denen ein Stück zu St. Petersburg einen Rubel kostet, ihnen ist die Welt auch jetzt nicht verschlossen — aber viele tausend Traubenkörbe, die nicht lange Lieferungszeit vertragen, sind in Meran wieder aufgethan und ihr Inhalt zu Praschglet verwendet worden. Unter Praschglet versteht man aber die Brühe, die hier zu Lande entsteht, wenn die Trauben gleich vom Stocke weg in die großen Fässer geworfen und da zerstoßen werden. Daraus geht nach der Gährung der rothe und der weiße Tiroler hervor.

Die Straße ging fast immer aufwärts und der Wagen kam bei seiner reichen Ladung nur langsam vorwärts. Als wir im Freien waren, sahen wir auch bald den neuen See sich dehnen, der vor etwa drei Wochen, nämlich am 16. September, entstanden, aber auf keiner Landkarte zu finden ist. Er zieht sich von Terlan bis Sigmundskron, mißt über zwei Stunden in die Länge und abwechselnd eine Stunde in die Breite. Sein Dasein verdankt er dem Eisack, der sich unterhalb Bozen mit der Etsch vereinigt, bei diesem Hochwasser aber so viel Schotter herbeiführte, daß er die letztere ganz absperrte, so daß sie sich in die weite Ebene ergoß, die sich zwischen den beiden Strömen ausbreitet. Was dieser See an Trauben, Aepfeln und anderen Früchten zudeckte, wird vorläufig auf zwei Millionen Gulden geschätzt. Wie lange es dauern wird, bis die Ebene wieder das frühere Erträgniß abwirft, das weiß man nicht.

Lediglich als landschaftliches Phänomen betrachtet, ist dem jungen See sein Reiz nicht abzusprechen. Er ist schon so ruhig und in sich gekehrt, wie wenn seine glatten Fluthen gleich in den ersten Schöpfungstagen entstanden wären. Auch hat er die letzten drei Wochen benutzt, um seinen Schlamm und Unrath zu Boden fallen zu lassen, und so schielt er bereits ins Blaue. Heute ist ein sehr schöner Tag; an den nächsten Bergen ziehen

Digitized by Google

sich weiße, leichte Nebel hin, die man zu andrer Jahreszeit für Frühlingswolken halten könnte, und Uhland würde vielleicht auch von fern eine Flöte tönen hören. Der See ist durch geradlinige Reihen von Weiden und Apfelbäumen, die aber nur mit den Wipfeln herausschauen, in seine Reviere getheilt, d. h. man erkennt an diesen Baumreihen die Grenzen der einzelnen Besitzthümer. Es schwimmen viele Aepfel und noch mehrere Kürbisse auf dem stillen Gewässer. Hier und da sieht man auch ein ärmliches Schifflein, das noch Einiges zu retten sucht. An dem Ufer ziehen sich die Rebenlauben hin, deren Blatt im Wasser verdorrt ist und trostlos über die Latten herabhängt.

Der See liegt übrigens in der schönsten Gegend Deutschlands, wenn man noch so sagen darf, da ja die gefürstete Grafschaft Tirol — wie die klerikalen Journale behaupten — nicht mehr zu Deutschland gehört und die strebsamen Italiener auf ihren Schulkarten den Brenner bereits als ihre Nordmark malen. Hier saßen schon die Römer in üppigen Gärten, auf glänzenden Villen und erquickten sich am rhätischen Wein, den bekanntlich Augustus allen anderen vorzog. Nach ihnen thaten sich da die Gothen, die Langobarden gütlich, und schließlich kamen die Bajuvaren und setzten sich in die weiland römischen Höfe, die sie noch bewohnen. Daher die Namen Girlan = Cornelianum, Prissian = Priscianum, Sirmian und viele andre.

Die Berge sind nicht sehr hoch und um Schneefelder und Gletscher zu sehen, muß man schon bis ins Vinstgau hinauf schauen, dagegen sind sie sehr steil und bestehen alle aus dunkelrothem Porphyr, den der tiefgrüne Buschwald, der an ihm hinaufklettert, malerisch verkleidet. Haben sich die Römer Villen, so haben im Mittelalter die Deutschen da ihre Burgen gebaut, wahrhaft unzählige, die meist noch in stolzen Ruinen an den Bergen hängen. Ihre Namen sind aber schwer zu erfragen; der Kutscher weiß sie nicht und auf den Landkarten finden sie, weil ihrer zu viele, auch nicht alle Platz. Da muß einmal viel Leben gewesen sein, viele Lustbarkeit und viele schöne Tage! Der Ritter, die Burgfrau, die Edelfräulein, die Junker, waren vielberühmt im ganzen Lande. Jetzt ist Alles vergessen; auch was sich als Sage im Munde des Volkes erhalten, ist in einer Viertelstunde erzählt.

Nun kamen wir aber an eine schwierige Stelle, die seit kurzem sehr viel besprochen und fast berühmt geworden ist. Hier findet sich nämlich in der Landstraße eine merkliche Einsenkung und dieses ihm günstige Bodenverhältniß hat der See benutzt, um von der Straße Besitz zu ergreifen. Wir stehen also mit vollem Wagen und drei Pferden vor einem Wasserstreifen, auf dessen Durchfahrt, da sie sehr langsam geht, wohl eine Viertelstunde zu verwenden sein wird. Wenn die Flößer auf der Donau an den Strudel kommen, so ziehen sie alle die Mützen und beten um glückliche Fahrt — mich hätte es nicht gewundert, wenn die „hinten" auch einen Rosenkranz angestimmt hätten.

Nun also — ein Peitschenknall und die Pferde treten folgsam in das Wasser, das sie mit ihren Hufen rechts und links herumschleudern. Die Arbeit ist sehr anstrengend und die Rosse fangen bald wie die Schlöte zu dampfen an. Die Fluth reichte bis an die Achsen, aber die Besatzung des Wagens hielt sich mannfest, was freilich auch das Beste war, denn aussteigen konnte Niemand, außer wer etwa schwimmen wollte.

Endlich war dies auch überstanden und nach einer starken halben Stunde liefen wir glücklich in Terlan ein. Terlan ist ein uraltes Dörflein, welches dreierlei Merkwürdigkeiten aufzuzeigen hat — erstens nämlich wächst hier der Terlaner, der beste weiße Wein in Tirol, der nachgerade auch in die weite Welt geht, zweitens steht an der Dorfkirche ein schiefer Thurm, der sehr berühmt ist und im Etschland bekannter ist als die beiden zu Bologna, drittens sind hier in derselben Kirche alte Wandgemälde zu sehen, die vor nicht langer Zeit entdeckt worden sind. Es ist wirklich seltsam — wo man jetzt in Tirol die weißen Wände anpickt, kommen alte Fresken heraus, so neulich auch wieder in der Johanniskapelle zu Brixen. Die zu Terlan sind sehr ausgiebig, denn sie bedecken alle Wände von oben bis unten. An einer Stelle findet sich eine Jahrzahl, 1407, die aber nicht auf alle paßt. Sie stellen Verschiedenes dar, was in der heiligen Schrift beschrieben ist. Jetzt werden sie von einem Bozner Maler restaurirt und ist nur zu wünschen, daß wenn einmal die gar Gestrengen, die Pecht und die Lübke, herankommen, die Restauration auch vor ihren Augen Gnade finden möge.

Nach einer Stunde, die ich bei einem Viertele Terlaner und etwas Lectüre verbracht, erschien der Bahnzug von Meran, der also zur Zeit, wie schon oben gesagt, nicht weiter als bis Terlan gehen kann und daher das Entgegenkommen des Bozner Stellwagens nöthig macht.

Auf der Meraner Bahn gibt es, was nicht allen Leuten recht ist, nur zwei Plätze, den ersten und den dritten, gerade wie es auch nur einen Napoleon, den ersten und den dritten, aber keinen zweiten gibt. Der Bahndamm hat von Terlan bis Meran, so viel ich bemerkte, nicht gelitten, dagegen sind mehrere Brücken mitten durchgerissen, andere wieder unversehrt geblieben. Die Etsch sieht jetzt etwas erschöpft aus und fließt ruhig in ihrem künstlichen Bette. Der Zug fuhr sehr vorsichtig und kam in einer Stunde wohlerhalten nach Meran. Ich war in der vorletzten Station, in Marling, ausgestiegen und nicht ohne nasse Strümpfe durch die thauigen Wiesen nach Untermais geeilt. Dort ging ich wieder in die Villa Guttenberg, in deren Namen ich als intermittirender Schriftsteller schon vor ein paar Jahren ein gutes Omen zu finden glaubte. Sie wurde von Herrn Stockhausen, einem Kölner, erbaut, der der erste Buchdrucker zu Meran gewesen. Jetzt herrscht in dem Hause seine Wittwe, eine sehr brave Frau, welche mich jedesmal versichert, daß sie es für eine große Ehre halte, wenn ich bei ihr einkehre. Mir verschlägt es nichts und ich lasse sie daher bei ihrem Glauben.

Sonst sind die Meraner jetzt nicht gut aufgelegt. Der Traubenversand muß ganz unterbleiben und die gehofften Gäste, die bis von den Wenden und Gothen kommen sollten, schreiben alle nach einander ab. Wie groß und schön waren noch die Aussichten vor vier Wochen!

Uebrigens ist die Gegend von Meran für mich die schönste in Europa — ich streite aber nie darüber, denn mir ist es sehr angenehm, wenn es Andern anderswo gefällt, damit sie nicht alle daher laufen, was unausstehlich wäre. Vor sechs Jahren bin ich eigens bis Neapel gereist und habe alle die binnenländischen Landschaften Italiens, so viele an der Bahn liegen, in Vergleich gezogen, aber keine gefunden, die nach meinem Bedünken dem Meraner Thale über wäre. Freilich haben die Seelandschaften ihren eigenen Schnitt und können mit den ersteren nicht wohl verglichen werden, aber es gibt auch Leute, die an der See geboren sind und die, wenn sie eines aufgeben müßten, lieber die Alpen festhielten — sie seien doch viel mannichfaltiger und farbenreicher.

Wenn auch dieses Jahr die gebratenen Tauben oder vielmehr die Kurgäste jetzt noch in weiter Ferne, fast unsehbar, dieses Elysium umkreisen, es wird eine Zeit kommen, um Martini, um Weihnachten, wo sie wieder treu und anhänglich die gewohnte Winterheimat aufsuchen. Auf dieser Landschaft ruht ein Segen, den ihr schon ihre alten Verehrer, der heilige Valentin, der heilige Corbinian und der heilige (?) Aribo, ein geborner Meraner, hinterlassen haben. Durch Ehrlichkeit, Menschenliebe und mäßige Preise sucht sie sich das Wohlgefallen der Himmlischen auch jetzt noch zu erhalten. Darum überall Gedeihen, Wohlstand und Fortschritt. Die Gasthäuser, die Pensionen und die Villen schießen wie die Pilze aus dem Boden. Wie die Scheffel'schen Vögel noch den ganzen Ocean, so werden die Meraner Meister noch einmal ganz Obermais zubauen. Dies wäre schrecklich, denn diese Rebenhalde, so malerisch und so historisch wichtig, wäre gar nicht zu ersetzen!

Eigentlich sollte Einer, wenn er Architekt wäre, hier nur Burgen oder Alpenhäuser oder eine Mischung von beiden bauen. Das eine wie das andre stimmt historisch und landschaftlich zu diesem Boden, aber die Bauherren gehen lieber mit der Mode, und da alle Stile zugelassen werden, so ist diese Maiser Halde oder überhaupt die Meraner Gegend bereits ein architektonisches

Digitized by Google

Potpourri geworden. Uebrigens geben diese Landhäuser deutlich zu erkennen, daß sie nur „für minder Bemittelte" dastehen und nur diesen dienen wollen. Wenn man die Villen an den italienischen Seen, die dortigen Palazzi betrachtet, so kommt man freilich leicht auf den Gedanken, daß die damaligen Italiener weit mehr Geld gehabt als wir, allein manche Familie, die einst in einem Palazzo gewohnt, soll jetzt in einem Dachstübchen hocken, und so wollen wir denn auch bei Leibe nicht weiter gehen, als unsere Kräfte reichen. Schade ist's und allgemein beklagt wird, daß jetzt manche Besitzer ihre Landhäuser mit hohen weißen Mauern umziehen, also gerade da anfangen, wo die jetzigen Bozner glücklicher Weise aufhören. Die Bozner haben nämlich die bisher so engen, schmutzigen, staubigen, kurz unausstehlichen Wege in ihrem „Dorf" jetzt angenehm erweitert und mit grünen Stacketenzäunen eingefaßt. Das macht sich jetzt so leicht und ist so hübsch und so bequem, daß man gar nicht begreift, wie sie den elenden Zustand fünfzehnhundert Jahre lang aushalten konnten.

Freilich will man auch in Meran behaupten, „daß nichts mehr zusammengehe" — d h. daß die alte Geselligkeit ersterbe u. s. w. In den vierziger Jahren war das allerdings viel anders! Wie heiter war damals das Münchner Leben, als Thiersch, Martius, K. F. Neumann, Pocci und Andere mehr noch im rosigen Lichte wandelten! Oder das Leben zu Innsbruck in den Tagen der Schuler, Kern, Sebastian Ruf, Flir u. s. w. Und endlich gar die lustigen Zeiten zu Meran, wo Friedrich Lentner den Zauberstab der Freude führte und immer mit Maß, aber nie erliegend, für Männlein und Weiblein, namentlich aber auch für die Jungfräulein, seine Wald- und Gartenfeste, seine Luftfahrten, seine Winterwonnen erdachte, seine Kostüme dazu schneiderte und seine Lieder dazu dichtete. Jetzt lebt man zu München so langweilig wie zu Innsbruck und zu Innsbruck ennuyirt man sich gerade so wie zu Meran. Wenn da jetzt der Lentner wieder aufstünde und in die jungen Leute das alte Leben brächte, ja, er würde von Bürgerschaft und Magistrat, von der weißgekleideten Schuljugend und dem hochwürdigen Klerus — wenn der Decan Santner noch lebte, ginge auch dieser mit — ehrenvollst empfangen werden!

So aber ist's wirklich nicht mehr viel! Sind die Leute von freien Stücken langweiliger geworden oder ist's ein äußerer Einfluß? Einiges möchte man namentlich den norddeutschen Sitten und Manieren zuschreiben, die eigentlich durch die Hamburger durchgesickert und ursprünglich englische sind. Vor hundert Jahren lebte man in Norddeutschland wohl noch ebenso bescheiden, so zuvorkommend und umganglich wie im Süden, aber seitdem scheint unsern Brüdern Verschiedenes in den Kopf gestiegen zu sein und sie streben jetzt alle nur nach innerer Größe und äußerer Vornehmheit. Noch vor vierzig Jahren, wenn man zu Meran auf der Wassermauer ging, sah man sich immer an, als wollte man sagen: „Wart', dich lern' ich auch noch kennen und ich freue mich schon darauf!" Jetzt wirft Jeder dem Andern Blicke zu, als wenn er ihm seine Existenz verübelte. Jetzt sitzt man vier Wochen an der Table d'hôte nebeneinander und bittet sich höchstens einmal um den Senf oder den Speisezettel. Jetzt klagen die Norddeutschen, daß die Table d'hôten so langweilig und den süddeutschen Brüdern die berühmte „Gemüthlichkeit" so völlig ausgegangen, was wohl begreiflich ist.

Hierauf sage ich zu meiner Widerlegung: Lassen wir München und Innsbruck aus dem Spiele und bedenken wir, daß Meran vor vierzig Jahren ein kleines Städtchen war mit sechs oder sieben gesunden Familien und etlichen zugewanderten Patienten, denen nicht viel fehlte, da gelang es dem liebenswürdigen Lentner leicht, obgleich er selbst nichts trank, eine Tafelrunde von Zechern heranzuziehen, seinen berühmten „Stehwein", dem er in der „Chronik von Labenberg", welche Fridolin Plant zu Meran herausgegeben, ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Da that nun Alles mit, da konnte man leicht mit vierzig, fünfzig lieben Häuptern nach Labenberg ausfahren, aber mit tausend Patienten geht das nicht mehr. In dem Saal, wo damals die Ritter des Stehweins getanzt, stehen jetzt auch die Fremdenbetten. Wenn sich die Damen, die aus der Ferne kommen, etwas zugeknöpft halten, so ist das auch nicht zu tadeln, denn gerade in den Kurorten gerathen sie am leichtesten in Beziehungen, die ihnen später lästig werden. Und wenn die Männer mitunter bedauern, das kein rechtschaffener Abendtrunk zusammen kommt, daß sich dieser ärmlich da und dort an zwei, drei Stammgästen fortfriste, so ist zu bedenken, daß hier Alles weit auseinander liegt, daß Viele leidend sind oder den Abend bei ihren Leidenden zu Hause zubringen wollen. Sehr zu wünschen wäre freilich, daß sich mehrere Männer fänden, die, wie in Deutschland draußen, das Kurpublicum durch öffentliche Vorträge zu unterhalten und zu belehren suchten. Alle Wochen ein solcher Leseabend und die Gesellschaft würde vielleicht doch ein bischen aufgemischt! Daß die Umgangsformen merklich spröder geworden, ist wohl zuzugeben, allein darüber mögen Andere klagen. Mir ist's ganz recht, wenn mich Niemand anredet — ich brauche dann auch keine Antwort zu geben. Ich selbst habe unvorgestellt schon lange keinen Landsmann mehr angesprochen — zum letzten Male vor etlichen Jahren zwei preußische Majorinnen zu M**, die ich aber auch nicht wieder anreden werde.

Greece is no land of social mirth, sagte Lord Byron von dem schönen Griechenland, das er doch so innig liebte — so kann man wohl auch sagen, Meran wird nie wieder ein Ort für lustigen Zeitvertreib werden, aber sein milder Himmel, seine schöne Landschaft, seine Schlösser und Burgen, seine herrlichen Berge werden es immer als ein Paradies erscheinen lassen, wenn auch nur als ein Paradies der Einsamen.

Aus der Hauptstadt.

Gesammtgastspiel des Großherzoglich Meiningen'schen Hoftheaters.

Die Meininger haben ihr zweites diesjähriges Gastspiel soeben mit ihrem vierzigsten Theaterabend geschlossen. Sie sind, wie man hört, weder mit dem materiellen noch dem künstlerischen Erfolge ihrer Campagne zufrieden. Sie grollen dem Publicum, dessen Interesse erlahmt scheint, und der Kritik, die sich ihnen gegenüber Alles in Allem ablehnend verhielt. Für die Renitenz des Publicums ließe sich allenfalls ein äußerer Grund anführen: die schlechte Lage des Victoria-Theaters in einem entfernten, armen Stadtviertel — eines Theaters, von dem sich das Publicum seit Langem abgewandt und das schon manchen Director ruinirt hat. Und dieses so ungünstig gelegene Haus vermaßen sich die großherzoglichen Hofschauspieler allabendlich füllen zu können — blos auf Grund ihrer Beliebtheit, mit ihren abgespieltesten Stücken, ohne neue Kassenmagnete . . ! Sagen wir es gleich heraus: dieses beabsichtigte Zehren vom Nachruhm war eine falsche Berechnung. Die meisten Stücke wurden bereits bei der zweiten Aufführung so ziemlich gemieden; ja es zeigte schon die Première jene klaffenden Lücken in Logen und Galerien, die in ihrer gähnenden Leere einen Theatersaal so traurig machen. Nun, den Berlinern ist diese Zurückhaltung wahrlich nicht zu verdenken. Sollten sie in die beiden „Wallenstein"-Abende strömen, die ihnen die Meininger erst vor ein paar Monaten durch viele Wochen vorgespielt hatten? Sollten sie einen Abend einer ganz unzulänglich gegebenen „Iphigenie" opfern oder sich für die alte „Preciosa" erwärmen, die schon unseren Vätern nur Dank der herrlichen Musik Webers schmackhaft erschien? „Tell", „Wintermärchen", „Fiesco" kannten wir von früheren Gastspielen her zur Genüge; die „Ahnfrau" — eine Schauertragödie, nur gut für Leute, die, wie Jung Siegfried und der Knabe im deutschen Volksmärchen, das Gruseln lernen wollen — brachte wohl blos der unwiderruflich einzigen Vorstellung halber ein günstiges Kassenresultat, und einzig Kleists grandios wilde „Hermannsschlacht" erzielte volle Häuser, was freilich zum guten Theil nur der Ankündigung der letzten Vorstellungen zu danken war. Und da beklagen sich die Meininger noch über mangelhafte Unterstützung seitens der Presse, statt reuevoll in den eigenen Busen zu greifen! . . .

Digitized by Google

Unstreitig bot das Gesammtgastspiel manches Schöne und viel des Anregenden. Der dritte Act des „Wintermärchens" mit der Volksscene, die Aufruhr- und Schlachtscenen im „Fiesco", Wallensteins Lager, das Hereinstürmen der Pappenheimer und Wallensteins Ermordung, das letzte Auftreten der Ahnfrau, der Vorübermarsch des Römerheeres und das Erscheinen der Alraune im Teutoburger Walde (Hermannsschlacht) — das sind meisterhaft arrangirte, von Farbe und Leben strotzende Bilder, die einem jeden Zuschauer unvergeßlich bleiben. Die meisten Vorstellungen standen als Ganzes weit über dem künstlerischen Niveau des Königl. Schauspielhauses. Es wurde immer mit einem schönen Eifer gespielt und ein aufrichtiges Streben spornte selbst die weniger Begabten an. Dazu kommt die sonst ungewohnte Pracht der Inscenirung. Ein ungemein glücklich für das Malerische disponirtes Auge ordnet die Gruppen, bringt in die Massen Stimmung und Bewegung, beseelt die Decorationen; ein feiner Sinn sucht den Grundton des darzustellenden Dichtergebildes festzuhalten und zur Erscheinung zu bringen; eine erstaunliche Kunstfertigkeit im Gebrauche der Theatermaschinerie und Requisiten, vor Allem eine Virtuosität in der Technik der Beleuchtung, wie wir sie kaum in den Pariser Theatern finden. . . Weniger günstig stellt sich das rein künstlerische Facit. Wie das Zusammenspiel die Glanzseite, so ist das Einzelspiel die partie honteuse der Truppe. Nehmen wir den trefflichen Herrn Nesper aus, der alle seine Mitspielenden in jeder Hinsicht um Haupteslänge überragt, und nennen wir allenfalls noch die Heldin Fräulein Haverland, den Intrigantenbaß Herrn Teller — seinem Mulei Hassan fehlte der Humor —, den strebsamen Herrn Arndt, dessen Isolani eine vorzügliche Leistung war, und den leider immer gegen die Ungunst seines Organs kämpfenden Herrn Weiser, so ist der Rest der Darsteller nicht der Erwähnung werth. Das immer larmoyante Frl. Christien fesselt uns nicht, der hölzerne Herr Richard langweilt, und andere Unzulänglichkeiten ärgern uns. Dieser Mangel wird naturgemäß da am empfindlichsten, wo das Stück wenige Personen und keine glänzenden Aufzüge und Decorationen verlangt. Aus diesem Grunde war die Vorstellung der „Iphigenie" kaum einer Vorstadtbühne würdig, während andererseits „Fiesco" mit seinen grobtheatralischen Effecten und wenig vertieften Figuren, seinen opernhaften Sonnenaufgängen, tumultuarischen Massen wohl am besten zur Darstellung kam. Im Ganzen kann man wohl sagen, daß da, wo die eigentliche Schauspielkunst anfängt, die Kunst dieser Schauspieler in der Regel aufhört.

Wenn man bedenkt, daß die einzige Novität, welche die Meininger uns diesmal vorzusetzen wagten, Wolffs „Preciosa" hochseligen Angedenkens ist, so wird man begreifen, daß das Berliner Publicum dem ganzen Cyklus nur ein mäßiges Interesse entgegenzubringen vermochte. Dabei war die Aufführung dieser funkelnagelneuen Novität weit weniger gut, als ihre Darstellungen an unserer Hofbühne. Die paar Scenen phantastischer Zigeunerromantik, die zu malerischen Tänzen, Gruppen und Chören Anlaß geben, genügen unter keinen Umständen, um uns über das Jämmerliche der conventionellen Handlung, die Bonbondevisen der Diction und die weinerliche Unnatur der Titelheldin hinwegzuhelfen. Dabei thaten die Meininger noch einen zweiten Mißgriff. Sie, deren erstes und schönstes Verdienst es ist, den Dichter selbst und keinen von irgend einem halbgebildeten Regisseur destillirten Homunculus reden zu lassen, sie erlaubten sich textliche Eingriffe und Interpolationen, welche von der hiesigen Kritik leider gar nicht gerügt worden sind. Wenn Pedro seinen exercirenden Heerschaaren zuruft:

„Halten Sie, mein Liebster, Bester,
Sonst marschir'n Sie ins Orchester!"

wenn er den sonst nur bei Renz gebräuchlichen Wunsch ausspricht: „August soll mal runterkommen!" oder an eine Posse jüngsten Datums gemahnt mit der sinnigen Actschluß-Pointe:

„Wenn die Gäste nur vergnügt,
Das genügt!"

so sind das Geschmacklosigkeiten, die eines Theaters mit reformatorischen Tendenzen und eines gebildeten Publicums gleich unwürdig sind. Und wohlgemerkt, das waren Alles nicht etwa Extempores eines angeheiterten Sonntagskomikers, sondern von der Großherzoglichen Theaterintendanz gebilligte und, wie man mir versicherte, sogar von ihr verfaßte und vorgeschriebene Scherze.

Soll die Meiningen'sche Wanderbühne wieder die allgemeine Gunst erringen, so thut ihr eine Verjüngung in doppelter Hinsicht Noth. Die zahlreichen Herrschaften, die sich in schülerhafter Declamation gefallen, müssen durch frische bessere Kräfte ersetzt werden. Ein Theater, das mit solchen Prätensionen auftritt, darf selbst in den unbedeutendsten Episoden keine Stümperleistungen zeigen, die das beste Ensemble beeinträchtigen. Sodann bedarf sie einer Bereicherung ihres Repertoires. Nur leeres Virtuosenthum kann sich darin gefallen, uns zwischen Sieben und Zehn immer die alten Paraderollen vorzuführen. Die Meininger dürfen — succès oblige — uns nicht stetsfort dieselben Paradestücke sehen lassen. Gerade diese berufenen Wanderapostel haben die schöne Mission, ungehobene Literaturschätze zu heben, junge Talente zu entdecken, neue Werke dem Buchdramendunkel zu entreißen und für sie Propaganda zu machen. Hoffentlich lehrt sie ihre neueste kleine Berliner Schlappe die Wahrheit des alten Satzes, daß eine Bühne nur im engen Anschluß an die zeitgenössische Production gedeihen kann. Z.

Opern und Concerte.

Vom „Puff". Frl. Hermine Bély. Die Jungfrau von Belleville.

Schlechtes naßkaltes Wetter, unzählige Concertanzeigen, in den Zeitungen alle Tage Nachricht von der Entdeckung eines neuen Sternes am Kunsthimmel — die Musiksaison hat begonnen. Gegen Regen und Concerte hilft kein Protestiren, dagegen gedenken wir dem „Puff", dem ewigen Vorpreisen, besondere Aufmerksamkeit zu widmen und an jene Künstler beiderlei Geschlechtes, denen schon lange vor ihrem Auftreten alle möglichen Notizen vorausgehen, die höheren Anforderungen zu stellen, welche durch solche Vorkündigung ihrer Leistungen quasi verlangt werden. Wenn von Sängern oder Virtuosen, lange bevor er oder sie in Berlin erscheint, gemeldet wird, er oder sie haben da und dort Triumphe gefeiert, und dieser oder jener ältere Künstler habe ihn oder sie als Löwen gepriesen, und wenn das Alles auf Treu und Glauben hingenommen werden muß, da ein Beweis weder durch andere Zeitungen noch durch den Namen des Nachrichtgebers gegeben wird (dieser bleibt in bescheidener Dunkelheit), muß man da nicht die größten Erwartungen entgegenbringen? Oder sollen etwa die Nachrichten den Zweck verfolgen, daß, weil jene da und dort so sehr gefallen haben, sie in Berlin anzuerkennen sind ohne weitere Prüfung? In diesem nicht unwahrscheinlichen Falle halten wir es für Pflicht, die Selbsttäuschung des Belobten und Belobenden (die nicht immer zwei Personen sind) zu zerstreuen. Es kann aber auch der entgegengesetzte Fall eintreten: daß ein ganz unbekannter Künstler, über den vorher gar kein Lärm erscholl, uns durch Leistungen überrascht; einem solchen gegenüber halten wir uns doppelt verpflichtet, den schweren Weg, so viel als in unsern Kräften liegt, zu ebnen. Eine solche Erscheinung bot Fräulein Hermine Bély von der ungarischen Nationaloper in Pesth, die nach Berlin gekommen war, um an der Königl. Oper zu gastiren, und eventuell für Fräulein Lehmann angestellt zu werden, welche nach vielfacher bestimmter Meldung ihre Entlassung entschieden verlangt hatte. Fräulein Lehmann blieb aber, und Fräulein Bély ward zum Gastspiele nicht zugelassen, weil ihre Anstellung doch keinesfalls erfolgen konnte. Da sie jedoch von Berlin nicht scheiden wollte, ohne wenigstens gehört zu werden, so trat sie in einigen Concerten in dem für künstlerische Unternehmungen nicht günstigen Wintergarten des Centralhotels vor das Publicum und errang ungewöhnliche und verdiente Erfolge. Ihre Stimme ist umfangreich und sehr rein und bis in die höchsten Lagen sicher steigend, die Coloratur bedarf der Ausgleichung, ist aber glänzend und bietet einen seltenen, reinen und ausdauernden Triller. Im Vortrage hat Fräulein Bély noch viel zu lernen, besonders sich manche Effecte abzugewöhnen, die nur auf ein wenig musikalisches Publicum wirken können; aber sie besitzt auch natürliche ungekünstelte Empfindung und Feuer, und mit solchen Gaben ist es ein Leichtes, auch edlen Vortrag zu gewinnen. Sie hat, wie wir schon bemerkten, großen Beifall gefunden. Ueber neue Erscheinungen im Gebiete der Oper ist weiter nichts zu berichten. Dagegen hat der Operetten-Tempel der Friedrich-Wilhelmstraße wieder eine neue Spende erhalten: „Die Jungfrau von Belleville" von Millöcker,

Digitized by Google

Text von Zell und Genée, nach Paul de Kocks gleichnamigem Romane. Dieser ist insofern einer der unbedenklichsten, als man zum Bedenken gar nicht gelangt, sondern aus einer Kokiade in die andere gezogen wird; man muß es den Operetten-Dioskuren als besonderes Verdienst anrechnen, daß sie den Inhalt so geschickt zu verwenden, und einen nur lustigen, nirgends anstößigen Text zu bereiten verstanden. Die Musik bietet manches Triviale, doch auch einige sehr feine und gut gearbeitete Stücke, das Ganze ist überwiegend gefällig und lustig. Die Aufführung war vorzüglich, Fräulein Erdösy, Fräulein Schmidt, Herr Steiner (an Swobodas Stelle angeworben, ein echter Spieltenor), Herr Szika, Herr Wellhof sangen und agirten, daß man vor Lachen nicht zum Urtheilen kam. Das Publicum der ersten Vorstellung (nur von dieser wissen wir zu berichten) zeigte sich günstig gestimmt, und nahm nur einmal Anstaß, und zwar an der anständigsten und dem Romane getreu nachgebildeten Scene: die Heldin, die „Jungfrau", ein neckischer Kobold, der aus purem Muthwillen und in aller Unschuld die sonderbarsten Abenteuer, Stelldichein ꝛc. ꝛc. einfädelt, und im gefährlichen Momente der Entdeckung immer ihre Stiefschwester (einmal sogar die alte Tante) vorzuschieben weiß, entdeckt am Ende, daß jene, die plötzlich verschwand, wegen des unglückseligen Verdachtes von dem Pflegevater verstoßen und der Noth preisgegeben und von dem Geliebten verlassen ward; sie (die Heldin) ist seine nunmehrige Braut. Rasch entschlossen erklärt sie, „ich will das Unrecht gut machen" und vereinigt die Liebenden. Sollte man es möglich halten, daß hier mißbilligende Stimmen aus dem Publicum ertönten? Den in uns auftauchenden Betrachtungen gegenüber wollen wir rasch die Erinnerung an Joachims und Genossen herrlichen ersten Quartettabend emporrufen, in welchem ein (auch im Werthe) sehr leichtes G-moll-Quartett von Haydn, das C-dur-Quartett von Mozart und das E-moll von Beethoven zu Gehör kamen; des himmlischen Wolfgangs Schöpfung war für uns der Glanzpunkt der Wiedergabe. H. Ehrlich.

Notizen.

Nero. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Weiser. Zweite Auflage. Karlsruhe, Friedrich Gutsch.

Nero wurde dramatisch unzähligemale behandelt, aber immer ist er allein als psychologisches Problem aufgefaßt, wobei der große historische Zug darüber verloren geht. Obendrein aber sind diese Charakterstudien im Ganzen als verfehlt zu betrachten, weil nirgend die Wurzeln seines Werdens bloßgelegt werden. Schon von dieser Seite aus ist Weisers Tragödie, die man am besten mit dem Titel: „Wie man ein Nero wird" bezeichnen sollte, höchst merkwürdig. Zur Charakteristik gehört aber auch andererseits eine gewisse Lokaltreue. Der Nero in Hamerlings „Ahasver" ist ein Wagner'scher Naturbursche, der den Schopenhauer gelesen hat, während doch der Pessimismus der Römerwelt noch nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt und ein einfaches „Après nous le déluge!" ohne metaphysische Sophistereien war. Das metaphysische Element kann einzig und allein in diesem Falle durch das Christenthum vertreten werden, das uns Weiser deutlich zum Ausdruck bringt, indem er die Gestalt des Paulus heraufbeschwört. Der Dichter beabsichtigt die Vergötterung des Ich-Genusses, das Heidenthum, dem selbstverleugnenden Aufgehen in das All, in den einen Gott, in titanischem Kampf gegenüberzustellen. Die Götzen der Welt ringen verzweiflungsvoll gegen den unbekannten Gott, die dunkle, geheimnißvolle Gewalt des Weltgeistes, welche als Idee das Schicksal weiterführt. Die Unterordnung unter das Ganze hätte aber noch deutlicher in einer andern Form, in dem staischen Römerthum, dem Aufgehen in die Staatsidee, ausgeprägt werden müssen. Um so bedeutsamer tritt eine andere Urkraft, die vulkanische Unterminirung der Staatsgebäude durch die unerbittliche Noth, durch das hungernde Proletariat, uns hier entgegen in der originell neugeschaffenen Figur des Tigellin. Derselbe, historisch ein Bastard, ist bei Weiser der Sohn eines Nubierfürsten und — der Agripina, die ihn ausgesetzt hat, eine durchaus nicht gezwungene Erfindung, welche hier zu ebenso dramatischen als wirklich dichterischen Conflicten ausgebeutet wird. Trefflich ist die Scene, wo Tigellin, als Bluthund Neros, an seiner Mutter das Todesurtheil vollstreckt und ihr zugleich erbarmungslos sein Verhältniß zu ihr enthüllt. Hier tritt der socialistische Nihilismus mit wahrhaft fürchterlicher Wahrheit der schonungslosen Genußsucht der Besitzenden gegenüber, wie denn überhaupt die Charakteristik der Agripina, welche die dämonische Sinnengier Roms verkörpert, bei weitem als die gelungenste erscheint. Agripina wirkt einheitlich; nicht so Nero. Seine Sinnlichkeit ist vom Naiv-Instinctiven weit entfernt und zum Raffinement übergegangen, das ihn der Schmerzenswollust in die Arme treibt und ihn in der grandios concipirten Schlußscene, wo er am Kreuze Pauli niedersinkt, zum Verständniß des Christenthums führt. Wenn er dort sterbend ausruft: „Ich lasse dir die Welt," so soll damit das vergebliche Ringen des trotzigen Ichs, auf sich allein gestellt die Welt zu umfassen, im Gegensatz zu den allmächtigen Gesetzen der Weltgeschichte angedeutet werden. Freilich hätte diese Idee doch klarer ausgesprochen werden müssen. Auch täuscht sich der Herr Verfasser gar sehr, wenn er wähnt, in verschiedenen Figuren deutliche Abstufungen der römischen Weltanschauung geliefert zu haben. Seine zahllosen Nebenfiguren sind so schablonenhaft behandelt, daß zwischen Galba, Menenius, Silanus, Severus nicht die geringste Unterscheidung vorliegt. Die interessanten Erscheinungen des Otho und Petron sind ganz gewöhnlich und schemenhaft aufgefaßt, Aktäa, Octavia, Theophila sind stereotype Tugendboldinnen und die üppige Poppäa reiht sich gar bald dieser edlen Schwesterschaft an. Paris ist eine Puppe, Lokusta eine Theaterphrase und Paulus, trotz einiger glücklicher Momente, ein gewaltiger Phrasenheld. Nur die Gestalt des Nero (außer Agripina) ist mit wirklicher Liebe behandelt und demgemäß herausgearbeitet. Daß dies aber nie und nimmer ein römischer Cäsar, ein historischer Nero sei, wird dem Leser gar bald einleuchten. Dieser neronische Größenwahn erinnert uns unwillkürlich an Richard Wagner'sche Heroen — dieser Nero stammt augenfällig aus Skandinavien her. Darum hat er auch einen Schildknappen Wulf, darum rhapsodirt er über dem Brande Roms in nordischen Stabreimen und zwar wie ein echter isländischer Skald über die Macht des Feuers des verderblichen Loki. Darum endlich — und darauf beruht ja die Tendenz des Stückes — fühlt er sich von der Idee des Christenthums innerlich erschüttert und in seiner Glorification des Egoismus gedemüthigt. Ein germanischer Cäsar mag eben solchen ethischen Anwandlungen erliegen — ein Römer nie und nimmermehr. Der historische Nero starb mit dem vollkommen logischen Todesschrei des Größenwahnsinns: „O welch ein Künstler stirbt in mir!" und das wirkliche Römerthum ist überhaupt nie von der christlichen Weltanschauung durchsättigt worden, weil es sein äußerster Antipode war. Möge sich unser Dichter daher in Zukunft einem Stoffe zuwenden, der nicht an sich schon antipathisch, noch durch die Unmöglichkeit historischer Wahrheit erschwert wird! C. B.

* * *

Catalogue illustré du Salon 1882, publié sous la direction de F. G. Dumas. Paris, Leipzig, Vienne, H. Le Soudier.

Wir empfehlen diesen vierten Jahrgang des besten unter den zahlreichen illustrirten „Salon"-Katalogen, der sich bei dem großen Publicum wie bei den Künstlern und Kunstfreunden mit Recht gleicher Beliebtheit erfreut. Wir erhalten hier ein zwar nicht vollständiges aber doch erschöpfendes Bild der diesjährigen Pariser Kunstausstellung, die bekanntlich zwar wenig des Außerordentlichen, aber doch viel des Guten gezeigt hat. Die Wahl der zu reproducirenden Bilder erfolgte ohne Rücksicht auf die mannichfaltigen Coterien in durchaus unparteiischer Weise, indem alles Neue, Interessante und Treffliche, darunter die Beschickungen der preisgekrönten und hors-concours-Künstler sämmtlich aufgenommen wurden. Die 400 Holzschnitte, alle nach den Originalzeichnungen der betreffenden Künstler, sind prächtig ausgeführt und zum Theil, wie Berauds monologisirender Schauspieler Coquelin, Girons Judic als „Lili" und fast alle Landschaften geradezu xylographische kleine Meisterwerke. Eine willkommene Neuerung besteht darin, daß die Holzschnitte in verschiedenen Tönen — schwarz, dunkel- und hellbraun, je nach dem Charakter des dargestellten Gegenstandes — gedruckt sind. Unser Ceterum censeo lautet: wann werden es einmal unsere Kunstausstellungen zu einem solchen illustrirten Kataloge bringen?

* * *

Das System der Künste aus einem neuen im Wesen der Kunst begründeten Gliederungsprincip mit besonderer Rücksicht auf das Drama entwickelt von Dr. Max Schasler. (Leipzig 1872, Wilhelm Friedrich.)

Schasler ist der Erste, welcher das Problem der Gliederung der Künste mit derjenigen Aufmerksamkeit und Gründlichkeit behandelt hat,

Digitized by Google

welche dasselbe verdient. Er sieht ein, daß sich eine Eintheilung der Künste und Fixirung der Werthstellung jeder einzelnen im Systeme nur aus dem Wesen der Kunst ergeben kann. Das bestimmt er mit Aristoteles als „die Ideengestaltung in der Form der Wirklichkeit". Indem die Kunst nun einerseits an die Wirklichkeit gebunden ist, wird sich eine Eintheilung der Künste auf die Anschauungsformen: Raum und Zeit, oder vielmehr auf einen höheren Gegensatz, in welchem jener enthalten ist, gründen lassen. Dieser höhere Gegensatz ist der des Simultanen und Successiven. Die Künste der simultanen Gruppe sind: Architektur, Plastik, Malerei; der successiven: Musik, Mimik, Poesie; andere productivere, wie Gartenkunst u. a., weist der Verfasser mit vollem Rechte aus der Reihe der Künste. Da aber aus jenem Princip nur diese einfache Theilung in zwei Gruppen hervorgeht, während die in jeder Gruppe vereinigten Künste dadurch noch zu keiner Sonderung, geschweige denn organischen Gliederung gebracht werden können, so tritt nunmehr die weitere, wichtige Frage an uns heran, aus welchem Sonderungsprincip innerhalb dieses allgemeinen Gegensatzes die einzelnen Künste jeder Gruppe genetisch zu entwickeln sind. Ergab sich das erste Princip aus demjenigen Factor der Kunst, welcher „Wirklichkeit" heißt, so muß das zweite aus dem anderen Factor, nämlich der „Idee" resultiren. Der Schwerpunkt des Buches liegt nun in dem glücklichen Gedanken, daß das Maß des ideellen Gehaltes oder mit anderen Worten „das Gewichtsverhältniß zwischen Idee und Material oder künstlerischen Darstellung" die Sonderung der einzelnen Künste von einander, und ihre Werthstellung im Systeme bestimme. Dasjenige, worin aber das Princip des Gegensatzes von Idee und Material zu suchen, ist die Bewegung, als wesentlichster Darstellungsform des Geistes, und somit kann man jene beiden Eintheilungsprincipien wieder auf einen allgemeinsten Gegensatz zurückführen, nämlich auf den von Ruhe und Bewegung. Ihm entspricht dann wieder der concretere von Natur und Geist und Stoff und Kraft. Je ruhiger, je stofflicher eine Kunst, je mehr das Material in ihr prävalirt, um so tiefer steht sie in der Reihe der Künste, um so höher, je mehr die Idee überwiegt, je reicher sich dieselbe darzustellen vermag. In überzeugender Weise thut der Verfasser nun dar, wie in der Architektur die größte Gewichtsdifferenz zwischen Idee und Darstellungsmaterial, und zwar zu Gunsten des letzteren, herrscht, wie die Idee in der Plastik und Malerei immer mehr an Macht gewinnt, wie der Uebergang in die zweite Gruppe der Künste dadurch herbeigeführt wird, daß die Idee in der Musik aus ihrer sekundären Stellung heraustritt und zur herrschenden Macht wird, welche sich in der Mimik steigert, um in der Poesie das größte Uebergewicht über den Stoff zu erringen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sich nach dem vom Verfasser gewiß nicht leicht gefundenen Princip des wechselnden Ideengehaltes allein eine richtige Sonderung und Werthschätzung der Künste ergibt. Auch mit der Stellung, welche er der Mimik im Systeme der Künste anweist, wobei er natürlich nicht die Mimik in ihrem jetzigen verkümmerten Zustande, sondern die hochentwickelte antike Mimik im Auge hat, sind wir völlig einverstanden. Was wir an dem so hervorragenden Buche ausstellen möchten, ist ein oft allzu ängstliches Schematisiren. Vortrefflich sind die beiden Abschnitte über das Drama, schlagende Wahrheiten enthält das Kapitel „Die Verbindung der Künste zu einer künstlerischen Gesammtwirkung", welches die Wagnerianer nicht sonderlich erfreuen wird. Trotz der großen Schwierigkeit des Themas ist die Darstellung allgemein verständlich, also auch dem Laien zugänglich, insofern er nur etwas philosophische Veranlagung mitbringt. D.

* * *

Ariosts rasender Roland. Die schönsten Episoden des Gedichts nach der Uebersetzung von Johann Diederich Gries. 2 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut — ist so recht eine Erscheinung unseres vielbeschäftigten Zeitalters. Wer hätte heute noch Zeit, Gedichte zu lesen und gar Gedichte von solcher Länge, wie der Orlando furioso?! Es schien daher der Verlagshandlung gerathen, „zumal auch mancherlei leere Stellen darin mit unterlaufen", den Kern der Dichtung in einer Auswahl der schönsten Episoden zu geben, in welche sowohl Bojardo als Ariost ihre Roland-Epen zerlegt haben. Hoffentlich gelingt es auf diese etwas radicale Weise, dem herrlichen Epos das große Publicum zu gewinnen, das ihm nachweislich seines Umfangs wegen fern blieb. Die klassische Uebersetzung von Gries nimmt sich auch in diesem Auszug trefflich aus; eine gelungene Einleitung über Ariosto und seine Zeit und eine biographische Skizze über den Uebersetzer sind vorangeschickt.

Goethes Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Adolf Schöll. Zweite vervollständigte Auflage bearbeitet von Wilhelm Fielitz. Erster Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening.

Die Briefe Goethes an Frau von Stein, diese ein halbes Jahrhundert umfassenden, die Scala der Gefühle vom Siede- bis fast zum Nullpunkt durchlaufenden Aeußerungen des Dichters an ein und dieselbe Adresse, gleich werthvoll für die Beurtheilung des Schreibers als charakteristisch für die Nachhaltigkeit der Einwirkung, welche die Empfängerin auf ihn auszuüben vermochte, liegen uns in einer zweiten, gänzlich umgearbeiteten Auflage vor. Fielitz hat mancherlei Hülfsmittel, welche Schöll 1848 nicht zu Gebote standen, herangezogen, neue Principien für die Datirung der nicht unbeträchtlichen Anzahl von Briefen und Zettelchen, welchen Tages- und Jahresbezeichnung mangelt, aufgestellt, endlich eine umfassende Collation der Originale veranlaßt. Die Ergebnisse sind fast auf jeder Seite zu constatiren. Die Anordnung der Briefe hat häufige Aenderungen erfahren, theilweise auf Grund der Forschungen, welche wir Düntzer verdanken, theilweise in Folge einer erneuten Benutzung der Weimarischen Hofjournierbücher und der erstmaligen Verwerthung der Kalender-Tagebücher Knebels. Trotzdem bleibt noch manches Billet, das sich nirgends unterbringen läßt. Die ästhetischen Gründe, die der Herausgeber anführt, um es zu rechtfertigen, wenn er diese unbestimmbaren Zettel, nur um sie untergebracht zu haben, irgendwo einschiebt, erscheinen uns wenig stichhaltig. Nach unserem Dafürhalten würde es ebenso zweckmäßig gewesen sein, diese an das Ende eines jeden Jahrganges zu stellen, als den Anmerkungen, wie in der ersten Ausgabe, ihren Platz unter dem Texte, nicht aber auf den letzten Seiten des Bandes angewiesen zu haben. Wie eine Vergleichung der ersten und zweiten Ausgabe zeigt, haben sich bei der scheinbar sehr sorgfältig ausgeführten Collation manche Ungenauigkeiten herausgestellt, welche sich in die erste Ausgabe eingeschlichen hatten. Diese sind getilgt, dagegen ist überall die Orthographie der Originale eingeführt. Am wenigsten modificirt sind die jedem Jahrgange vorangeschickten Einleitungen. Nur an einigen Punkten ist in Rücksicht auf Aenderungen im Text von der ersten Ausgabe abgewichen, vollständig umgearbeitet ist allein die Haupteinleitung, die der erste Herausgeber bereits selber verworfen hatte. Auch die äußere Ausstattung ist eine entsprechend würdige geworden. B.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrteste Redaction!

Gestatten Sie mir eine kurze Notiz zu dem prächtigen Artikel: „Aesthetik des Essens und Trinkens" von R. v. Ihering in Nr. 37 Ihres geschätzten Blattes.

Man versuche einmal die in dem genannten Essay vorkommende einfache Sentenz: „Das Thier frißt, säuft, der Mensch ißt, trinkt" kurzweg ins Französische, Englische und Italienische zu übersetzen und man wird finden, daß dies unmöglich ist. Manger, to eat, mangiare; boire, to drink und bere, diese Wörter werden unterschiedslos von Menschen und Thieren gebraucht. — Brébis comptées, le loup les mange (Sprüchw.); donner à manger et à boire aux chevaux. — The dog drinks water. — Il cavallo mangia e beve. Handelt es sich nicht um die Unterscheidung zwischen Mensch und Thier, sondern um die Bezeichnung der Völlerei, d. h. des unmäßigen, unanständigen Essens und Trinkens der Menschen, so haben allerdings die gedachten Sprachen dafür besondere Ausdrücke: — manger goulument, ivrogner; to quaff, to guzzle, to tipple, to guttle, to gluttonize; crapulare, ingojare etc. — Hier zeigt die deutsche Sprache eine beachtenswerthe Eigenthümlichkeit, und es wäre eine interessante Aufgabe für Sprachforscher, dieselbe näher zu beleuchten.

Marienwerder, 3. Oct. 1882. Karl Graeser,
Gymnasial-Oberlehrer.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von L. O. Weigel in Leipzig.

Soeben erschienen:

Ueber Hamlet

von

Emil Mauerhof.

13 Bogen gr. 8. Geheftet 3 M.

Der Verfasser setzt sich durch seine Auffassung des Charakters des Prinzen, sowie durch seine Deutung „dunkler" Stellen im Drama in bewußten, rücksichtslosen Widerspruch mit sämmtlichen neueren deutschen Hamlet-Erklärern.

Messalina.

Ein Trauerspiel

von

Emil Mauerhof.

8 Bogen kl. 8. Geheftet 2 M.

Der Stoff ist der Gegenwart entnommen. Eine edle Frau aus der hohen Gesellschaft geht als eine Art problematische Natur im Goethe'schen Sinne in der Erkenntniß der Unmöglichkeit ihre durch fremde und eigene Schuld befleckte Vergangenheit zu sühnen, schließlich zu Grunde.

Interessante literarische Neuheit.

Als 1. Bd. der VII. Serie unserer Vereins-Publicationen erschien vor Kurzem:

Vom rollenden Flügelrade

Essays und Skizzen

von

Max Maria von Weber.

(Nachgelassenes Werk.)

Mit biographischer Skizze des Verfassers von **Max Jähns**, Major im Großen Generalstabe.

Einzel-Preis:

eleg. in Halbfranz geb. 6 M. — geheftet 5 M.

Weber's Essays sind Muster ethnographischer Darstellung, wahre Cabinetsstücke; worin Weber aber geradezu unerreichbar bleibt, das sind seine Genrebilder, Charakterfiguren und Miniatur-Dramen aus dem Bereich des „Rollenden Flügelrades". Historien wie „Rothes Glas" und „eine Winternacht auf der Locomotive" sind von und nach Weber nicht wieder geschrieben worden. (Wiener Presse).

Bureau des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur

in Berlin, W. Kronenstraße 17.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Binet fils & Cie, Reims,

Champagnes Elite & Dry Elite, empfiehlt dem Kenner u. Feinschmecker **der Generalagent**

J. Nebrich, Köln.

Bei **Th. Grieben's** Verlag (L. Fernau) in **Leipzig** ist erschienen:

Die Seele des Kindes.

Beobachtungen über die

geistige Entwickelung des Menschen

in den ersten Lebensjahren

von

Prof. Dr. **W. Preyer.**

Preis 8 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 M. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Neue illustrierte Monatsschrift!

Soeben erschien im Verlage von C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig, Heft I. von:

Aus allen Zeiten und Landen.

Geschichtliche, biographische und kulturgeschichtliche Bilder und Skizzen in anregender und unterhaltender Darstellung.

Illustrierte Monatsschrift für Gebildete aller Stände.

Preis vierteljährlich 3 M.

Abonnements-Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter entgegen.

Soeben erschien im Verlage von **G. D. Bädeker** in **Essen** und ist zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Poesie und Moral

im

Wortschatz

mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und englischen Sprache

von

Dr. **Otto Kares,**

Schuldirektor.

Den Freunden des deutschen Volksthums gewidmet.

Preis geheftet 2 M. 40 ₰; elegant gebunden 3 M. 50 ₰.

Aus gewandter Feder stammend, ist das Werkchen bestimmt nicht nur für Philologen, Schulmänner, Theologen, Redner und Schriftsteller, sondern auch für alle Gebildete, welche deutsche Denkart und Sprache lieben; es eignet sich besonders zu einem geistig anregenden und sittlich fördernden Geschenk für Freunde einer idealen Lebensanschauung, für Studenten, Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten.

Hierzu Beilagen der Verlagshandlungen J. Engelhorn in Stuttgart, C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig und F. A. Brockhaus in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 28. October 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Canaltunnel. Von Leopold Katscher. — **Literatur und Kunst:** Der Materialismus als socialistisches Princip. Von Max Schasler. — Taines Geschichte der Revolution. Von Ferdinand Lotheißen. — Novellen von Ernst von Wildenbruch. Von Theophil Zolling. — Mein Preisausschreiben. Ein literarisches Märchen. Von Emil Peschkau. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Goldsand. Sensationsstück in vier Acten von Victorien Sardou. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Antikritisches. Von Felix Dahn. — Inserate.

Der Canaltunnel.*)

Von Leopold Katscher.

Nur wenige Leser werden ahnen, daß Großbritannien vor ungezählten Aeonen — jedenfalls vor dem Erscheinen des Menschen auf der Erde — zum Festland von Europa gehörte und erst im Laufe der Zeit durch gewisse Erschütterungen und daraus folgende Bewässerung des einst an der Stelle des heutigen Canals La Manche vorhanden gewesenen tiefen Thales zur Insel wurde. Das in Rede stehende Project nun hat den Zweck, den urweltlichen Zustand der Dinge indirect wieder herbeizuführen. Man glaube aber nicht, daß der Gedanke, eine trockene Landverbindung zwischen Frankreich und Großbritannien herzustellen, erst in den letzten Jahren entstanden ist. Im Gegentheil, schon im Anfang unseres Jahrhunderts hat sich der Wunsch nach einem solchen Verkehrsmittel geltend gemacht und von Zeit zu Zeit sind seither immer wieder neue Vorschläge aufgetaucht. Mehrere Ingenieure haben die Errichtung einer Riesenbrücke übers Meer befürwortet; Charles Boyd veranschlagte die Kosten einer Brücke auf 30 Millionen Pfund Sterling (= 600 Millionen Mark), Charles Boutet die der seinigen auf 8 Millionen Pfund; ein gewisser Barlow wollte sogar eine Brücke mitten durchs Wasser schlagen, wußte aber nicht einmal annähernd anzudeuten, welche Summen ein solch unerhörtes Ding verschlingen würde. Abenteuerlich hoch wären auch die Kosten der eisernen Röhren gewesen, die nach den Plänen verschiedener Techniker auf dem Meeresboden von einem Ende der See bis zum andern gelegt werden sollten. Der Engländer Bishop verfocht vor sechs Jahren in einer Broschüre ein solches Röhrensystem, das seiner Ansicht nach „nur" 22 Millionen Pfund kosten würde; seine Landsleute Chalmers und Marsden projectirten ähnliche Eisenröhren, deren Kosten blos je 12 Mill. Pfd. betragen hätten; T. Bateman fühlte sich fähig, einen solchen Metalltunnel gar nur um zwei Drittel dieser Summe herzustellen, während hingegen der Franzose Hector Horeau für etwas ganz Analoges einen Voranschlag von nicht weniger als 87,400,000 Pfd. St. (= 1748,000,000 Rm.) machte! Weit bescheidener sind die Förderer der Idee, die anglofranzösischen Eisenbahnzüge auf gewaltigen Fähren über See zu bringen; einer von ihnen, John Fowler, will sich sogar mit 2,000,000 Pfd. St. begnügen.

Auch an anderen Projecten hat es nicht gemangelt, allein sie haben ebenso wenig durchdringen können wie die vorstehend angeführten, denn die Mehrheit der Fachleute hält sie für undurchführbar, oder doch für schwerer durchführbar und minder vortheilhaft als einen Erddurchstich unter dem Meer, d. h. einen unterseeischen Kreidetunnel. Es ist doch merkwürdig, wie weit es die Kunst der Ingenieure gebracht hat! Mit Feder oder Zeichenstift lassen sie Wüsten verschwinden, berauben sie Berge ihrer Eingeweide, legen sie tief unter der Erde Eisenbahnen an, bewässern sie die Sahara, kürzen sie den Weg von Europa nach Indien um Tausende von Meilen ab, schneiden sie Continente auseinander und verwandeln sie Inseln in Halbinseln. Und sehr oft bleibt es nicht bei Feder oder Bleistift; der Suezkanal, der Panamakanal, der jüngst begonnene Korinthcanal, die unterirdischen Stadtbahnen Londons, die beiden Londoner Tunnels unter der Themse, der Durchstich des Mont Cenis und des St. Gotthard beweisen, daß die fruchtbare Phantasie der Herren Techniker nicht unerreichbaren Idealen nachfliegt. Der Mensch ist unermüdlich in der Ueberwindung von Hindernissen und Schranken, die die Natur ihm entgegengestellt hat.

Keine der gegenwärtig geplanten oder begonnenen Unternehmungen auf diesem Gebiete ist so kühn, beispiellos und wichtig und keine wirbelt so viel Staub auf, wie die künftige Eisenbahn unter den Meereswogen seit dem letzten Herbst aufwirbelt; sie hält in Frankreich wie in England die Presse, das Publicum und die wissenschaftliche Welt in Athem, hier zu Lande auch noch die Volksvertretung, und man sieht der endgültigen Entscheidung der befugten Kreise über diese interessante, weittragende Frage mit Spannung entgegen; dieselbe wird für die nächste Parlamentssession erwartet.

Der Erste, der auf die Idee kam, den Canal La Manche zu untergraben, war ein Franzose Namens Mathieu, der dem Ersten Consul Napoleon Bonaparte einen diesbezüglichen Vorschlag machte, — schon vor achtzig Jahren, also zu einer Zeit, da von den Eisenbahnen noch keine Spur vorhanden war. Der Mann wollte zwei Gänge graben, deren einer die Fahrstraße bilden, während der andere zur Entwässerung dienen sollte; den Verkehr sollten Vorspannpferde besorgen, die den Weg angeblich in einer Stunde hätten zurücklegen können, was uns bei einer Entfernung von 4—5 geographischen Meilen ganz unglaublich dünkt. Ob der Tunnel zu Kriegs- oder Friedenszwecken geplant

*) Seit dieser Artikel geschrieben wurde, hat die englische Regierung, wie es schon das Blaubuch voraussehen ließ, wirklich die Einstellung der Canaltunnel-Arbeiten verordnet. Da dieser Sieg eines Chauvinismus, der sich seiner militärischen Schwäche sehr wohl bewußt ist, das gewaltige Project nicht auf die Dauer unmöglich machen kann, so ist dieser Studie auch unter veränderten Umständen ihr bleibender Werth gesichert.
D. R.

Digitized by Google

wurde, ist unbekannt; jedenfalls war die Idee beim damaligen Stande der einschlägigen Wissenschaften eine wunderbare und bewundernswerthe. Warum sie einschlief, wissen wir nicht, aber sie ruhte bis 1838, als ein anderer Gallier, der hervorragende Ingenieur Thomé de Gamond, sich für sie begeisterte. Er muß als der Vater des Planes einer englisch-französischen Tunnel-Eisenbahn angesehen werden; seiner Unternehmungslust und Ausdauer hat man es zu danken, daß die Idee nicht mehr zur Ruhe gekommen ist, und alle englischen Techniker, die sich derselben später angenommen, haben nur auf der von Gamond geschaffenen Grundlage weiter gearbeitet. Dieser Mann beschäftigte sich mit der Sache bis zu seinem vor ungefähr zehn Jahren erfolgten Tode und machte von Zeit zu Zeit verschiedene Vorschläge. Er opferte sein Vermögen für Beobachtungen und Experimente geologischer und technischer Natur. So sehr aber auch Napoleon der Dritte wie das englische Königspaar sich für den Gegenstand interessirten, es wurde nichts daraus und auch die Zurschaustellung der Gamond'schen Pläne auf der großen Pariser Weltschau von 1867 führte zu keinem unmittelbaren greifbaren Ergebniß. Mittlerweile hatten sich auch einige hervorragende englische Ingenieure mit der Sache beschäftigt. Nach langen Untersuchungen und Bohrungen kam Sir John Hawkshaw zu dem Schlusse, der Tunnel könne höchst wahrscheinlich hergestellt werden. Der Minentechniker William Low schenkte der praktischen Seite der Angelegenheit Aufmerksamkeit und dachte über die Ventilationsfrage nach. Er schlug vor, es mögen zwei separate Tunnels gebohrt werden, die einander lüften sollten, wie dies in allen Kohlenbergwerken der Fall zu sein pflegt. Auch James Brunlees befaßte sich mit der Idee und die genannten Fachleute wandten sich durch einen englisch-französischen Durchführungsausschuß an die Pariser Regierung. Diese erklärte sich nach Einvernehmung verschiedener Enqueten und Commissionen für das Project, doch verhinderte der Krieg von 1870—71 weitere Maßnahmen. Die von Lord Richard Grosvenor geleitete Actiengesellschaft „Canaltunnel-Compagnie", die 1872 ins Leben gerufen wurde, setzte sich alsbald mit der französischen Staatsverwaltung in Verbindung; dasselbe that eine analoge Gesellschaft, die sich in Paris unter dem Vorsitz des berühmten Volkswirthes Michel Chevalier gebildet hatte. Das frühere Verlangen nach einer staatlichen Zinsengarantie wurde fallen gelassen, da keine Hoffnung auf Gewährnng einer solchen vorhanden war. Nachdem mehrere Behörden günstige Gutachten abgegeben hatten, sprach sich der eingesetzte Regierungsfachausschuß dahin aus, daß das Unternehmen empfehlenswerth sei. Im October 1874 begann die französische Regierung mit der englischen zu unterhandeln und auch diese zeigte sich der Idee sehr geneigt. Zehn Monate später nahm die Nationalversammlung einen Gesetzentwurf an, dessen Hauptpunkte Folgendes besagten: Die französische Tunnelgesellschaft verpflichtet sich, binnen fünf, eventuell acht Jahren auf französischem Gebiete mindestens 2,000,000 Frs. für Untersuchungen, Experimente 2c. auszugeben. Nach Ablauf dieser Zeit hat die Gesellschaft das Recht, entweder das Unternehmen fahren zu lassen, oder die definitive Concession zu nehmen. Vorher muß sie mit einer ähnlichen englischen Gesellschaft ein Uebereinkommen getroffen haben, welches die gemeinsame Herstelluug und den gemeinsamen Betrieb des künftigen Unternehmens nach gleichmäßigen, den Gesetzen beider Länder entsprechenden Regeln und Grundsätzen sichern müßte. Die Arbeiten müssen binnen zwanzig Jahren, vom Tage der definitiven Concessionirung an gerechnet, vollendet sein. Die Concession wird auf 99 Jahre ertheilt und die Regierung verpflichtet sich, 30 Jahre hindurch — von der Vollendung an gerechnet — kein Concurrenzproject zu concessioniren. Die Regierung hat das Recht, den Tunnel bei dem Staate drohender Gefahr zeitweilig verkehrsunfähig zu machen, ohne die Gesellschaft pecuniär entschädigen zu müssen; wohl aber ist sie bereit, die Dauer des Monopols um einen entsprechenden Zeitraum zu verlängern. Unterläßt es die Gesellschaft, eine oder die andere Bestimmung der Concessionsurkunde zu erfüllen, so verliert sie die Concession und der Staat tritt in alle ihre Rechte ein. Alle Vertheidigungswerke und anderen Sicherheitsmaßregeln sind von der Gesellschaft auf eigene Kosten beizustellen.

In derselben Woche wurde ein im Großen und Ganzen ähnliches Gesetz vom englischen Parlament geschaffen. Es geschah aber nichts, denn ohne Geld lassen sich bekanntlich keine großen Sprünge machen, und es gelang der englischen Compagnie nicht, das für die Vorarbeiten nöthige Kapital zusammenzubringen. Das Haus Rothschild und die nahe interessirte London-Chatam-Dover-Bahngesellschaft erklärten sich bereit, je 20,000 Pfd. St. zu zeichnen, falls die noch fehlenden 40,000 Pfd. St. anderweitig aufgetrieben werden könnten. Es liefen aber nur 3—4000 Pfd. St. ein. Dieser Mißerfolg hatte zwei Ursachen: erstens setzte das Publicum damals noch zu wenig Vertrauen in die Ausführbarkeit des Unternehmens; zweitens lehnte die andere nahe interessirte Bahncompagnie, die englische Südostbahngesellschaft, es ab, sich den Förderern des Hawkhaw-Brunlees'schen Planes anzuschließen, weil ihre Ingenieure der Ansicht waren, daß die von der Canaltunnelcompagnie in Aussicht genommene Trace oder Strecke nicht die richtige sei, sondern eine falsche, d. h. geologisch schlecht und finanziell kostspieliger. Diese Uneinigkeit der Fachleute hatte zur Folge, daß die ganze Angelegenheit vollständig ins Stocken gerieth. Weder auf französischer noch auf englischer Seite geschah etwas seit 1876, und wer weiß, wie lange es gedauert hätte, bis die Geschichte wieder aufgetaucht wäre, würde nicht ein energischer Mann, der Präsident der Südostbahngesellschaft, Sir Edward Watkin, sich in Gemeinschaft mit den Ingenieuren Brady, Sir Fred. Bramwell, dem bereits mehrfach erwähnten Low, dem Obersten Beaumont u. A. zu einem entschlossenen Durchhauen des gordischen Knotens aufgerafft haben. Nachdem man ein volles Lustrum nichts mehr vom Canaltunnel gehört, faßte die genannte Bahngesellschaft auf Anregung ihres Vorsitzenden voriges Jahr den Beschluß, die Vorarbeiten auf eigene Rechnung und Gefahr zu veranlassen. Kaum hatte das Parlament die Erlaubniß dazu ertheilt, so erwarb die Südostbahn ein angemessenes Stück Land und begann darauf loszuarbeiten. Nach wenigen Monaten waren die Bohrungen mit überraschend günstigem Resultate so weit gediehen, daß es leicht fiel, anfangs 1882 eine Actiengesellschaft zu bilden, die von der Südostbahn das Grundstück, die Maschinen und die begonnenen Vorarbeiten übernahm und das zur Weiterführung erforderliche Kapital — etwa 250,000 Pfd. St. — beistellte.

Trotz alledem erscheint die Ausführung des Projects vor der Hand verzögert, hinausgeschoben. Man wird fragen, wie sich das verhält. Die Schuld liegt wahrlich nicht an den Franzosen. Diese hören nicht auf, für die Eisenbahn unter den Meereswogen zu schwärmen. Der bekannte Secretär Gambettas, Joseph Reinach, bemerkte kürzlich in einer englischen Monatsschrift, seine Landsleute hätten sich längst ausnahmslos auf die durch den geplanten Durchstich zu bewerkstelligende Förderung von Handel und Verkehr und das Aufhören der so lästigen Seekrankheit und der Unsicherheit der Schifffahrt gefreut. Anders ein großer Theil der Engländer. Dieser Gruppe liegt weniger an solchen Vortheilen als an der Sicherheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes. Kein vernünftiger Mensch wird Patrioten solche Grundsätze verdenken und die Förderer der Tunnelidee geben zu, daß sie von ihrem Vorhaben abstehen würden, falls die Ausführung des Planes Großbritannien in Gefahr brächte. Allein sie können nicht einsehen, daß dies der Fall, während die Freunde einer vollkommenen Insularstellung Englands steif und fest an eine solche Gefährdung glauben. Die „Times" begann mit einer langen Geschichte von einer Invasion des Landes durch die Gallier mit Hülfe des Tunnels; hochgestellte Admirale und Generale tanzten dem leitenden Blatte nach, indem sie viel und heftig gegen die Landverbindung mit Frankreich schrieben, und zahlreiche bedeutende und unbedeutende Männer protestirten dann öffentlich gegen die Herstellung derselben als unpolitisch und thöricht. Die Gegenargumente andersgesinnter Militärs und Ingenieure überzeugten die Pessimisten von der Unmöglichkeit, den Tunnel zu Invasions-

Digitized by Google

zwecken zu benutzen; sie machten nun allerlei politische, wirthschaftliche und finanzielle Einwendungen und wollen sich trotz aller Widerlegungen nicht bekehren lassen. Früher dagegen war man nicht nur an der Seine, sondern auch an der Themse von der Idee der Unterfahrung des Canals La Manche höchlich entzückt. Während jetzt vielfach behauptet wird, das Unternehmen würde die Nachbarvölker einander entfremden, dachte man noch vor wenigen Jahren, es werde die Nationen miteinander verbrüdern und einen Nagel zum Sarge des Kriegswesens bilden. Leute, die das Project einst als sehr segensreich, unumgänglich nothwendig u. s. w. bezeichneten, wüthen jetzt dagegen.

Die Zukunft wird die Störrischen eines Bessern belehren, wie sie es bereits wiederholt gethan; wir erinnern hier nur an das Geschrei der Engländer gegen die Einführung der Eisenbahnen oder des Pennyportos — von beiden glaubte man nur Verluste erwarten zu können —, gegen den Suezcanal, der ihnen nicht nur finanziell gewagt, sondern auch strategisch gefährlich dünkte (!), gegen die erste Londoner Weltausstellnng, von der man — auch die „Times"! — voraussetzte, sie werde das Land in politisches und moralisches, in materielles wie sanitäres Verderben stürzen. Mittlerweile jedoch haben Vorurtheil und Unwissenheit schlimme Früchte getragen. Die von Sir Edward Watkin begründete „Submarin-Continental-Eisenbahngesellschaft" war recht fleißig gewesen und hatte bis zum Frühling 1882 ein langes Stück Vortunnel und eine kleine Strecke unter dem Meere gebohrt. Dies veranlaßte die ältere „Canaltunnelgesellschaft", sich neuerdings hervorzuwagen, und beide Concurrenten reichten definitive Concessionsgesuche ein. Plötzlich jedoch sah die Regierung sich in Folge des falschen patriotischen Lärms bewogen, die Einstellung der Arbeiten anzuordnen, bis ein aus höheren Militärs und Marinecapacitäten zusammengesetzter Ausschuß die strategische Seite der Frage geprüft und die gesetzgebenden Factoren ihre Entscheidung getroffen haben werden. Gleichzeitig wurde die zweite Lesung der betreffenden Gesetzentwürfe, die am 16. Mai hätte stattfinden sollen, auf unbestimmte Zeit vertagt und die diesjährige Parlamentssession ist vorigen Monat zu Ende gegangen, ohne daß etwas Weiteres geschehen wäre, denn das genannte Comité hat seinen Bericht zwar schon Mitte Juli erstattet, allein die Londoner Regierung verhielt sich sehr reservirt, machte aus dem Bericht ein Geheimniß und erklärte in letzter Stunde, die Sache könne erst in der nächsten Session zur Sprache kommen. Nebenher liefen Streitigkeiten zwischen dem Handelsministerium und der Watkin'schen Compagnie; diese wollte die Arbeiten nicht einstellen und es bedurfte wiederholter gerichtlicher Aufträge, um zu bewirken, daß dem vielfach für ungerecht gehaltenen Gebote der Staatsverwaltung endlich Mitte August Folge geleistet wurde, nicht ohne daß unterdessen ein tüchtiger Vorsprung gewonnen worden wäre. Auf französischer Seite wird eifrig weiter gearbeitet, während den englischen Freunden der Zukunftsbahn nichts übrig bleibt als zu hoffen, daß sich Lesseps' Wort nächsten Winter bewahrheiten werde: „Der Tunnel wird gebaut werden und die Engländer werden daraus ebenso den größten Nutzen ziehen wie aus dem Suezkanal."

Welche Erfahrung hat man aus den bisherigen Vorarbeiten gewonnen? Die Hauptfrage ist nicht: Soll der Tunnel gemacht werden — denn darüber, daß er von Nutzen wäre, falls keines der beiden Länder dadurch in politische Gefahr geriethe, ist man ja ziemlich einig —, sondern: Kann er gut, billig und brauchbar gemacht werden? Nun denn, die Antwort lautet fast unwiderleglich: Ja. Die Herstellungskosten, die noch vor sechs Jahren auf „4—8 Millionen Pfund" veranschlagt wurden, dürften in Wirklichkeit nicht mehr als 2—2½ Millionen betragen, denn man erspart zwei stark ins Gewicht fallende Ausgabeposten, mit denen man früher rechnete. Man glaubte, man müsse die Tunnelwände mit Ziegeln ausmauern und man könne zu der für den Durchstich erwünschten Erdschichte nicht gelangen, ohne durch eine andere, wasserreiche zu bohren, was natürlich kostspielige Pumparbeiten erfordert hätte. Beide Voraussetzungen haben sich in der Praxis als irrig erwiesen. Die beste Bohrschichte ist die graue Kreide, weil sie weich, leicht zu schneiden, sehr dauerhaft und wasserdicht ist. Gewöhnlich jedoch liegt sie nur unterhalb der feuersteinhaltigen, wasserreichen weißen Kreide. Die Südostbahn jedoch begann ihre Bohrungen an einer zwischen Folkestone und Hythe befindlichen Stelle, wo das graue Material frei zu Tage tritt; dasselbe gilt von den Arbeiten der Pariser Gesellschaft am französischen Ufer. Indem man der grauen Kreide folgte, brauchte man nicht tiefer als etwa 50 Meter zu bohren, um einen genügend weit vom Meeresboden entfernten Tunnel beginnen zu können und man hat mehr als zwei Kilometer gebohrt, ohne auf Wasser zu stoßen. Nach dem heutigen Stande der Geologie kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß dieser günstige Zustand auf der ganzen in Aussicht genommenen Strecke ununterbrochen vorhanden ist; sollte dem aber auch nicht so sein, d. h. sollte man auf Risse, Spalten oder andere Wasseradern stoßen, so gibt es Mittel, diese Schwierigkeit zu überwinden. Die graue Kreide ist so ungemein haltbar, daß sich eine Auskleidung der Tunnelwände als überflüssig erweist; höchstens wird man dazu Cement (Concrement) verwenden, den man aus dem Bohrschutt gewinnen würde, so daß die Kosten höchst geringfügig wären.

Mit Hülfe der vom Obersten Beaumont erfundenen, von comprimirter Luft getriebenen Bohrmaschine ging das Herstellen eines kreisrunden Tunnels von 7 Fuß Durchmesser sehr rasch von statten, so daß das ganze Unternehmen, wenn einmal die endgültige Genehmigung ertheilt ist und gleichzeitig auf beiden Seiten gearbeitet wird, in weniger als fünf Jahren hergestellt sein kann; wir meinen den definitiven, 15 Schuh messenden Durchstich, der mit den nöthigen Zugängen und Steigungen etwa 28—35 Kilometer lang sein würde. Die Concessionäre von 1875 ließen sich vorsichtshalber einen Zeitraum von zwanzig Jahren geben und glaubten, das Ganze nicht vor 10—12 Jahren bewältigen zu können. Die Fahrpreise werden ebenfalls nicht so hoch sein, wie man früher dachte; als Maximaltarif ist in Aussicht genommen: I. Klasse 50, II. 37½, III. 27½ Centimes per Kopf und Kilometer; die Concurrenz der Schifffahrt wird übrigens dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Hinsichtlich der Betriebskosten kann es als ausgemacht gelten, daß dieselben weit geringer sein werden als bei den oberirdischen Linien, schon deshalb, weil die Züge den ganzen Tunnel ohne Aufenthalt durchlaufen würden; es wird auf dem Wege keine Bahnhöfe geben und die Abnutzung wäre gering. Auch die Beleuchtungsfrage bietet keine Schwierigkeiten; während des Baues und Betriebes wird man sich des elektrischen Lichts bedienen, das sich bereits bei den bisherigen Arbeiten vortrefflich bewährt hat.

Weit schwieriger ist die befriedigende Lösung der Ventilationsfrage. Man war bis vor kurzer Zeit im Publicum der Ansicht, das Project könne an diesem heikeln Punkte scheitern. Wir können jedoch versichern, daß in dieser Richtung nichts zu befürchten ist: der Tunnel kann leicht und gut ventilirt werden. Während des Baues sind schon die Vorbedingungen einer genügenden Lüftung günstigere als bei anderen großen Tunnelirungen, denn man braucht keine Sprengungen vorzunehmen und keine luftverderbende Beleuchtung zu benutzen, wie beim Mont Cenis und Gotthard, und die Bohrmaschine ventilirt den Tunnel mit Hülfe der sie treibenden comprimirten Luft gleichsam ex officio. Und was die Lüftung während des Betriebs betrifft, so wird man keine Dampflocomotiven verwenden, sondern die seit wenigen Jahren aufgekommenen Maschinen, die die Züge mittels zusammengepreßter Luft treiben, so daß nicht nur keine Verschlechterung der Luft, sondern geradezu eine Erneuerung derselben eintreten würde. Bis zur Vollendung des Durchstichs wird wahrscheinlich auch das Princip der elektrischen Locomotiven so weit entwickelt sein, daß es sich auf den Betrieb der Eisenbahn unter den Meereswogen bei gleichzeitiger Verbesserung der Luft wird anwenden lassen. Da man überdies wahrscheinlich zwei Tunnels bohren wird — für jede Richtung einen eignen —, so wäre ein weiterer Lüftungsbehelf gewonnen, da sich einheitliche Strömungen erzielen ließen, was bei den genannten Bergtunnels

Digitized by Google

nicht der Fall ist. Vielleicht würde schon dieser Umstand allein genügen, die Anwendung der gewöhnlichen Dampflocomotiven zu ermöglichen; diese ließe sich aber auch dadurch bewerkstelligen, daß man den Kohlenrauch mittels an der Oberfläche aufgestellter Riesenpumpmaschinen vertriebe oder etwa die neue „Chemische Lunge" des hiesigen Arztes Dr. Richard Neale einführte; es ist dies ein hinter die Locomotive einzustellender, offener, reservoirartiger Waggon, der eine alkalische Lösung enthält, welche während des Fahrens alle bösen Elemente der Luft anzieht und somit die letztere reinigt oder vielmehr reinigen soll, denn zu einer praktischen Erprobung ist es noch nicht gekommen.

Gute Luft, helle Beleuchtung, Wohlfeilheit des Betriebs und der Herstellung, leichte Durchführbarkeit und nicht zu hohe Fahr- und Frachttarife sind also ziemlich gesichert. Was die von dem Unternehmen zu erwartenden Vortheile betrifft, so glauben wir, daß sie recht erheblich wären. Abgesehen von den nicht geringen Unannehmlichkeiten, denen die von und nach England reisenden Personen, die den Canal zu kreuzen haben, durch die lästige Seekrankheit, das zweimalige Umsteigen u. s. w. ausgesetzt sind, wäre es für die Handelswelt ein großer Gewinn, wenn an die Stelle des langsamen, unverläßlichen, gefahrvollen Seeverkehrs ein rascher, geregelter Waarenaustausch auf einem Schienenwege träte, der nichts mit Wind und Wetter zu schaffen hätte. Die Statistik zeigt, daß die Anzahl der Reisenden im Verhältniß zur Kürze der Seefahrt steigt, nicht mit Rücksicht auf die Niedrigkeit des Preises. Die theuerste, aber kürzeste Canaldampferlinie befördert achtmal so viel Passagiere als die längste, obgleich diese dreimal billiger ist. Während also diejenigen, die gesund sind, allein und ohne Gepäck reisen und nicht zur Seekrankheit hinneigen, nach wie vor den Weg übers Meer nehmen würden, läßt sich ganz gut voraussetzen, daß die große Mehrheit einen angenehmen, nicht zu kostspieligen Landweg wählen würde, sowie daß die Anzahl der Passagiere sich nicht minder stark vermehren dürfte wie der Umfang des Güterverkehrs.

Hoffentlich wird noch vor Ablauf des gegenwärtigen Decenniums nicht nur der Panamacanal, der Korinthcanal und der Nicaraguacanal, sondern auch die Eisenbahn unter den Meereswogen vollendet sein. Der heutige Zeitgeist wird nicht gestatten, daß die einseitigen Insulaner aus bei den Haaren herbeigezogenen strategischen Rücksichten den Fortschritt der Cultur hemmen.

London, Ende September.

Literatur und Kunst.

Der Materialismus als socialistisches Princip.

Von Max Schasler.

Es ist bereits früher in diesen Blättern von mir auf den Zusammenhang hingedeutet worden, welcher zwischen dem theoretischen und dem praktischen Materialismus herrscht und der durch die aus dem Princip des ersteren zu ziehenden Consequenzen bedingt ist; ein Zusammenhang, der freilich von den Vertretern des ersteren entschieden abgeleugnet wird, während er von denen des zweiten, unter ausdrücklicher Berufung auf jene, betont wird. Die Gründe des Ableugnens sind indeß so ersichtlich sophistischer Art, daß sie kaum einer Widerlegung bedürfen; sie kommen sämmtlich auf die schon früher gerügte Verwechslung der Begriffe einerseits des Materialismus und des Realismus, andererseits des Idealismus und des Spiritualismus hinaus; d. h. sie basiren auf dem sehr deutlichen Fehlschluß: Weil zwischen Materialismus und Spiritualismus ein unversöhnlicher Gegensatz, d. h. völliger Widerspruch herrscht — ein Widerspruch, der aber zwischen Realismus und Idealismus, wie wir früher sahen, nicht vorhanden ist —, die Materie aber das „einzig Reale" ist, so existirt das Ideelle überhaupt gar nicht. — In solcher Scheinlogik, die allerdings für den oberflächlich Gebildeten etwas Verführerisches haben mag, ist der Materialismus überhaupt außerordentlich stark, und es dürfte daher wohl angezeigt sein, an einem eclatanten Beispiele das Trügerische solchen Argumentirens auch für das blödeste Auge zu verdeutlichen.

Ganz analog der Verwechslung des Reellen und Materiellen einerseits und des Ideellen und Spirituellen andererseits wird auch von den Materialisten das „Uebernatürliche" fortwährend mit dem Unnatürlichen und dem Widernatürlichen confundirt und einfach als spiritualistischer Nonsens gebrandmarkt. Um dies plausibel zu machen, führt Haeckel (zur Bestätigung des Satzes, daß die Organe, z. B. das Sehorgan, sich lediglich auf mechanische Weise zu so vollkommenen Werkzeugen der Wahrnehmung entwickelt hätten), das Beispiel eines Wilden an, der zuerst eine Locomotive oder ein Segelschiff erblickt. Er sagt wörtlich (Natürliche Schöpfungsgeschichte S. 634, 4. Aufl.): „Bei Betrachtung solcher höchst vollkommenen Organe (wie das Auge), die scheinbar von einem künstlerischen Schöpfer" — hier haben wir sogleich die Substituirung der immanenten Idee durch die Vorstellung eines supranaturalistischen, d. h. anthropomorphisirten Subjects, als ob dies ohne Weiteres dasselbe wäre! — „für ihre bestimmte Thätigkeit zweckmäßig erfunden und construirt, in der That aber durch die zwecklose Thätigkeit der natürlichen Züchtung mechanisch entstanden ist" — in diesem abstracten Entweder-Oder, das kein Drittes zuläßt, liegt schon ein Sophismus — „empfinden viele Menschen ähnliche Schwierigkeiten des naturgemäßen Verständnisses, wie die rohen Naturvölker gegenüber den verwickelten Erzeugnissen unserer neuesten Maschinenkunst. Die Wilden, welche zum ersten Male ein Linienschiff oder eine Locomotive sehen, halten diese Gegenstände für die Erzeugnisse übernatürlicher Wesen. Auch die ungebildeten Menschen unserer eigenen Race sind nicht im Stande, einen so verwickelten Apparat in seiner eigenthümlichen Wirksamkeit zu begreifen und die rein mechanische Natur desselben zu verstehen ..." — Dies Beispiel beweist nun aber in der That gerade das Gegentheil von Dem, was es beweisen soll. Denn haben sich etwa die Planken, Spieren, Maste, Segel, Taue u. s. f. des Schiffs, die Schienen der Eisenbahn, die Räder, Hebel, Röhren, Schrauben u. s. f. der Locomotive auf natürliche Weise, d. h. (nach Haeckels Definition) durch die zwecklose Thätigkeit der blos mechanisch bewegten Holz- und Eisenmoleküle zufällig zusammengefunden, oder sind sie nicht vielmehr durch eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete, rein ideelle Thätigkeit in gesetzmäßiger Weise construirt worden, um eben Das zu bilden, was sie in ihrer Verbindung bedeuten sollen: ein Schiff und eine Locomotive? — Wenn also der „Wilde" Haeckels die Erzeuger solcher Maschinen für „übernatürliche Wesen" hält, so hat er vollkommen Recht, und zwar in doppelter Hinsicht: einmal, weil sie damit den Beweis liefern, daß sie jedenfalls über seiner (des Wilden) Natur stehen; sodann, weil überhaupt die bloße „Natürlichkeit" des Menschen nicht als die Quelle solcher Erzeugnisse zu betrachten ist.

Hier liegt also der Sophismus klar am Tage; nämlich: weil der Mensch auch eine natürliche Seite hat, so stammt Alles, was er schafft, aus seiner bloßen Natürlichkeit; und: weil die Thätigkeit der Locomotive auf einer mechanischen Wirkung beruht, so muß auch ihr Ursprung ein blos mechanischer, d. h. ohne Zweckursache waltender, rein zufälliger sein. Denn wäre er nicht natürlich, so wäre er ja übernatürlich; Uebernatürlichkeit aber — und die Idee steht ja eben über der Natur — ist dem Materialismus gleichbedeutend mit Unnatürlichkeit, Widernatürlichkeit, d. h. Unwahrheit und Widerspruch.

Auf dem hier an dem selbstgewählten Beispiel Haeckels nachgewiesenen Trugschluß, dessen Aufdeckung gerade das Gegentheil, nämlich die Nothwendigkeit einer Idee für alle zweckmäßige Thätigkeit beweist, beruht überhaupt der ganze angebliche Widerspruch zwischen der Zweckursache und der blos wirkenden Ursache, d. h. zwischen teleologischer und mechanischer Erklärungsweise aller Organismen; gerade dies Beispiel illustrirt in schlagender Weise die Wahrheit, daß Idee und Wirklichkeit,

Digitized by Google

weit entfernt, einander zu widersprechen, im Gegentheil nothwendig einander bedingen, weil sie nur durch und mit einander existiren können. Nur der abstracte Teleologismus (des Spiritualismus) und der abstracte Mechanismus (des Materialismus) sind ihrer Einseitigkeit halber unwahr, und erst in ihrer Einheit, d. h. als Idealrealismus, werden sie wahr. Um die Anwendung hiervon auf das Haeckel'sche Beispiel zu machen, können wir sagen: Ohne die mechanische Wirkung der materiellen Bestandtheile könnte zwar die Idee des Schiffs oder der Locomotive nicht realisirt werden, aber ebenso wenig würden ohne diese die Zweckursache enthaltende Idee sich jemals die materiellen Bestandtheile zu dem beabsichtigten Organismus zu ordnen vermocht haben.

Was nun den erwähnten Zusammenhang des theoretischen mit dem praktischen Materialismus betrifft, so sind wir weit davon entfernt, Darwin und Haeckel, überhaupt den theoretischen Materialismus, direct für die brutalen Extravaganzen der socialistischen Propaganda verantwortlich zu machen, obwohl umgekehrt die philosophisch sich geberdenden Wortführer jener Propaganda zur Begründung ihrer destructiven Lehren sich ausdrücklich auf Darwin und Haeckel und auf die von ihnen proclamirten Folgesätze der materialistischen Weltanschauung zu berufen pflegen. Marx erklärt in seiner Schrift „Misère de la Philosophie", daß man „bei der geschichtlichen Forschung nicht nach dem Warum" (d. h. nach den ideellen Ursachen der geschichtlichen Entwicklung), „sondern lediglich nach dem Wodurch" (d. h. nach den zufälligen materiellen Umständen) „zu fragen habe." — „Da" — ruft er aus — „nach den neuesten Resultaten der Naturwissenschaft bekanntlich das Erste und Wesentlichste die Materie ist, so hat man die Ursachen der gesammten Culturgestaltung einer bestimmten Zeit ausschließlich in den materiellen Bedingungen des nationalen Lebens zu suchen. Alle Formen der staatlichen und socialen Ordnung, der Künste und Wissenschaften einer Zeit, ihr Recht, ihre Sittlichkeit und ihre Religion, mit einem Wort das gesammte Culturbewußtsein einer bestimmten Entwicklungsphase, hängt einzig und allein von der Gestaltung der materiellen Productionsverhältnisse ab... Die Weltgeschichte ist nichts als eine Geschichte des Kampfs ums Dasein zwischen den socialen Klassen"... „Aber dieser Kampf ums Dasein" — erläutert der Verfasser in seinem „Kommunistischen Manifest" vom Jahre 1848 diesen Satz — „ist nicht blos ein Kampf zwischen Kapital und Arbeit, sondern auch zwischen größerem und kleinerem Kapital, d. h. der Besitz concentrirt sich allmählich in immer größeren Massen und in immer weniger Händen, bis die Zahl der relativ Eigenthumslosen eine so ungeheure Majorität bildet, daß der Umschlag der Gesellschaft aus der Form der Bourgeoisie in die des Proletariats ein mit Naturnothwendigkeit zu erwartendes Ereigniß wird, d. h. — bis die Nichtbesitzenden, da sie die Majorität besitzen, einfach den Besitzenden ihr Eigenthum abdecretiren und es zum allgemeinen Gesellschaftsbesitz machen."

Man erkennt aus dieser Darstellung, daß es dem praktischen Materialismus der Socialisten ebenso sehr wie dem theoretischen der neuesten Naturwissenschaft darum zu thun ist, logisch zu verfahren und die Berechtigung seiner Principien philosophisch zu begründen. Und man glaube nicht, daß das Proletariat, d. h. die rohe besitzlose und kritiklose Masse, unzugänglich für solche Logik sei! Wenn die uncultivirte Phantasie der Arbeiter auch die Subtilität solcher philosophisch klingender Deductionen nicht zu fassen und noch weniger den Sophismus darin zu durchschauen vermag, so begreift sie um so klarer die Bedeutung und Tragweite der daraus gezogenen praktischen Consequenzen. Was aber die grundlegenden Gedanken einerseits für den theoretischen, andrerseits für den praktischen Materialismus betrifft, so gleichen sie in der That einander wie ein Ei dem andern. Man vergleiche z. B. mit den früher citirten Stellen aus Haeckel (denen wir noch eine große Zahl ähnlicher hinzufügen könnten) folgende Sätze des philosophirenden Socialismus: „Das Ideelle ist nichts als das im Menschengehirn umgesetzte Materielle" (Marx); „die Materialität ist die ausschließliche Eigenschaft aller Wirklichkeit, und Alles, was als ideelle Kraft uns erscheint, also auch Geist und Seele, ist nur die dem Materiellen als solchem beiwohnende Bewegung der Moleküle" (Engels). Ja, letzterer „Philosoph" erklärt sich ausdrücklich für die Theorie Darwins und die Kohlenstoffhypothese Haeckels, die er „als zweifellose Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung" betrachtet und als Grundlage seiner Weltanschauung aufstellt. Demzufolge bezeichnet er „das bewußte Denken als bloßes Produkt der Molekularbewegung der Gehirnatome" und was „die sogenannten absoluten Wahrheiten, z. B. die Sittlichkeitsbegriffe", betreffe, so hätten sie „schon deshalb nicht den geringsten absoluten Werth, weil sie je nach der besonderen Gestaltung der Gesellschaft verschwinden, also wandelbar und rein conventionell" seien. — Zum Ueberfluß mag noch darauf hingewiesen werden, daß der bekannte Most in seiner illustrirten Wochenschrift „Die neue Welt" es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hat, die Darwinistisch-Haeckel'sche Theorie der mechanistisch-materialistischen Weltanschauung für den großen Haufen mundgerecht zu machen.

Wenn daher Virchow in seiner bekannten Rede gegen Haeckel darauf hindeutet, daß „der Socialismus mit der Descendenztheorie bereits Fühlung gewonnen" habe, so scheint uns dieser Hinweis durchaus gerechtfertigt und Haeckels heftiger Protest dagegen, den Thatsachen gegenüber, vergeblich, da die ausdrückliche Berufung der socialistischen Agitatoren auf diese Theorie, unter Nennung der Namen der Begründer desselben, sowie die Thatsache, daß sie die materialistischen Hauptsätze derselben als Grundlagen für ihre praktische Lehre von der illusorischen Natur aller sittlichen, religiösen und politischen Lebensformen acceptiren und verwerthen, wohl bei keinem Unbefangenen noch einen Zweifel über den tiefen inneren Zusammenhang beider Ausläufer des Materialismus, des theoretischen unsrer heutigen Naturwissenschaft und des praktischen des heutigen Socialismus, übrig lassen können.

Daß die praktische Verwerthung solcher Principien zu den bedauerlichsten Resultaten führen muß, liegt auf der Hand; denn was kann es für die civilisatorische Entwicklung der Nationen und der Menschheit Gefährlicheres geben, als die Wurzel alles geistigen Lebens, die Grundlagen aller idealen Bestrebungen im Volke, in systematischer Weise zu zerstören? Es wäre überflüssig, hier an die Heldenthaten der Pariser Commune oder an die Attentate eines Nobiling und Consorten, die sich ausdrücklich als atheistische Socialdemokraten bekannt haben, zu erinnern: tagtäglich bringen die öffentlichen Blätter hinreichende Belege für die culturfeindliche Thätigkeit der socialistischen Propaganda; nur einer eigenthümlichen und in philosophischer Beziehung interessantesten Form des socialistischen Materialismus wollen wir Erwähnung thun, weil sich in ihr die letzten Consequenzen jenes Princips am prägnantesten ausdrücken: wir meinen den namentlich in Rußland mehr und mehr um sich greifenden Nihilismus.

Der Nihilismus kann, wenn man ihn seinem inneren Wesen nach ins Auge faßt, als der zur Selbsterkenntniß gekommene theoretische Materialismus definirt werden. Der wissenschaftliche Materialismus nämlich sucht sich nach der praktischen Seite noch immer in der Illusion zu erhalten, als ob er mit dem als frivol erkannten praktischen Materialismus gar nichts gemein habe, ja als ob seine wissenschaftliche Ueberzeugung von der rein mechanischen Natur des Geistes sich ganz wohl mit der individuellen Sittlichkeit und persönlichen Makellosigkeit des Handelns vertrage. Nun kann ja zugegeben werden, daß es unter den theoretischen Materialisten ebensowohl tüchtige und ehrenhafte Männer und sittlich strenge Charaktere gibt, wie unter ihren Gegnern, den Spiritualisten, erbärmliche Subjecte und Schufte; aber wohlgemerkt: nicht auf Grund dieser ihrer Ueberzeugung sind sie es, sondern trotz derselben und im offenbaren Widerspruch mit den Consequenzen ihres Princips. Ueber solche Illusionen ist nun der Nihilismus hinaus. Er folgert ganz consequent: Wenn es nur ein ewiges und unerschaffenes, überhaupt wahrhaft reales Wesen gibt, das „Atom" nämlich, dieses aber offenbar als ein durchaus leeres Gedankending, als ein in sich selbst widersprechendes Nichts erkannt werden muß, so ist die ganze

Digitized by Google

Erscheinungswelt, weil die hinter derselben liegende Ursache der Erscheinung, das Ding an sich, unerkennbar bleibt, ebenfalls ein leerer Schein, d. h. eben auch nur ein inhaltloses Nichts; somit gibt es in Wahrheit gar nichts Reales, es ist Alles Schein, sozusagen der reine Schwindel. So haben denn die Nihilisten, und von ihrem Standpunkt aus mit Recht, im eigentlichsten Sinne des Worts „ihre Sache auf Nichts gestellt", und es bleibt ihnen thatsächlich nur die Wahl, sich selber ebenfalls zu nihiliren, d. h. der Selbstmord, oder, da doch das liebe Dasein nicht gern entbehrt werden mag, die praktische Verwerthung ihres Princips durch Vernichtung aller substanziellen Lebensverhältnisse der bestehenden Culturwelt. Ihr Grundsatz ist der bekannte mephistophelische, daß „Alles, was entsteht, werth sei, daß es zu Grunde geht; drum besser wär's, wenn nichts entstünde". Der Nihilismus kann daher dreist jene Worte auf seine Fahne schreiben, mit denen Mephisto in ehrlicher Weise sich selbst charakterisirt:

So ist denn Alles, was man Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Ob der theoretische Materialismus jemals zu der Erkenntniß kommen wird, daß er durch Ausmerzung der Idee, d. h. durch Leugnung aller teleologischen Thätigkeit als organisatorischen Lebensprincips der Welt, nothwendig in solche Consequenzen hineingetrieben werden muß?

Taines Geschichte der Revolution.

Von Ferdinand Lotheißen.

In den Jugenderinnerungen, welche Renan seit einiger Zeit in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht, spricht er sein Bedauern darüber aus, daß er die Geschichte als Hauptstudium seines Lebens gewählt habe. Hätte er sich statt dessen den Naturwissenschaften zugewandt, würde er vielleicht eine Reihe unvergänglicher Wahrheiten entdeckt haben. Der Geschichtsforscher aber könne nie ein definitives Resultat erzielen, und das Urtheil selbst des größten Historikers werde immer wieder durch spätere Enthüllungen oder neue Documente umgestoßen.

Renans Wort klingt doppelt traurig, da er so beim Abschluß seines großen Werkes über die Anfänge des Christenthums spricht, eines Werkes, das ihn über fünfundzwanzig Jahre seines Lebens gekostet hat. Aber wenn es wahr ist, daß die Ergebnisse aller Geschichtsforschung schwankend sind, theilt diese solches Schicksal mit allen andern Zweigen der Wissenschaft, und es dünkt uns, daß in dieser Gewißheit des steten Fortschritts auch ein Trost und ein Sporn liege. Dem Historiker aber bleibt die große Aufgabe, das Bewußtsein des Zusammenhanges der Gegenwart mit der Vergangenheit lebendig zu erhalten. In diesem Bewußtsein birgt sich eine nicht zu unterschätzende moralische Kraft, die durch nichts ersetzt werden kann.

Die melancholische Betrachtung Renans kommt uns in den Sinn, da wir das neueste Werk eines andern französischen Historikers besprechen wollen. Hippolyte Taine hat sich in seinem merkwürdigen Buch „Les origines de la France contemporaine" die Aufgabe gestellt, die heutigen Zustände Frankreichs verständlich zu machen, indem er zeigt, wie sie sich allmählich aus den früheren Verhältnissen mit Nothwendigkeit gerade so entwickeln mußten.

In kurzer Zeit wird es ein volles Jahrhundert sein, daß die französische Nationalversammlung zu Versailles zusammentrat und damit eine neue Epoche in der Geschichte der europäischen Völker eröffnete. Was hat man nicht Alles seitdem über die Revolution geschrieben! Wieviel einander widersprechende Urtheile hat man nicht über sie gefällt, wieviel glänzende Theorien hat man nicht entwickelt, um sie zu erklären! Trotz alledem ist die Wahrheit über jene gewaltige Sturmfluth, die über Frankreich, ja über ganz Europa dahin brauste, noch lange nicht ergründet. Auch Taine versucht seine Kraft an dieser Aufgabe. „Was ist das heutige Frankreich?" fragt er. „Um diese Frage zu beantworten, muß man wissen, wie das heutige Frankreich geworden ist." Der Satz klingt effectvoll, scheint neu und überraschend, sagt aber eigentlich nichts, was nicht von jedem Geschichtsforscher schon lange als wahr erkannt worden ist. Das Leben und Thun einer Epoche wird nur richtig erkannt, wenn man weiß, wie es sich aus den Verhältnissen einer früheren Zeit entwickelt hat. Taines Werk gestaltet sich denn auch zunächst zu einer Geschichte der ersten französischen Revolution, die ja das moderne Frankreich geschaffen hat. Von den drei Bänden, die bis jetzt erschienen sind, behandelt der erste die Zustände in Frankreich vor der Revolution, der zweite schildert die Lockerung aller Bande, die sich schon im Jahre 1789 zeigte, und der dritte beschäftigt sich mit den Jakobinern und ihrer wachsenden Macht. In energischem Bild wird darin dieser Sieg der revolutionären Idee als „die Eroberung des Landes durch die Jakobiner" bezeichnet.

Taine erklärt die Revolution kurzer Hand als den Triumph der Brutalität.*) Schon in dem Gesetzgebenden Körper habe kein Mann von Bedeutung gesessen. Unter 745 Deputirten zählt er 400 Advocaten, meistens der schlimmsten Art.**) Kein Adliger, kein Grundbesitzer, kein Mitglied des hohen Klerus, kein Mann, der sich im Staatsdienst oder im Kriegswesen hervorgethan hätte! Niemals sei mehr geschwatzt worden, als damals, und Taine entwirft dabei ein lebendiges Bild von dem Durcheinander, dem Lärmen, den kindischen Schaustellungen in den Sitzungen des Gesetzgebenden Körpers.

Mit diesem verdammenden Urtheil über die Menschen, die damals handelnd auftraten, hängt es zusammen, daß Taine in seiner Geschichte hauptsächlich die Situationen klar darzulegen sich bemüht, daß er die Bewegung der Massen schildert, aber von den einzelnen Führern so wenig als möglich Notiz nimmt.

Eine solche Behandlung der Revolutionsgeschichte wäre früher kaum möglich gewesen. Allein man ist durch die Erfahrungen, die man gemacht hat, nüchtern geworden in Frankreich. Je entschiedener man auf der einen Seite nach einer radicalen Umwandlung aller Verhältnisse strebt, um so abfälliger beurtheilt man auf der andern Seite alle revolutionären Versuche. Zu den Gegnern derselben gehört auch Taine, der in seinem Buch nicht als Geschichtschreiber, sondern als Ankläger der Revolution auftritt. Er sieht sich dabei nicht allein, denn schon vor ihm hat Mortimer Ternaux in seiner ausführlichen Geschichte der Schreckenszeit denselben Standpunkt eingenommen. Aber Taine erhebt den Anspruch auf besondere Beachtung, weil er nicht allein bisher unbekannte geschichtliche Mittheilungen bringt, sondern auch eine neue Methode historischer Arbeit gefunden zu haben glaubt. Ob diese seine Behauptung gerechtfertigt ist, wollen wir etwas genauer prüfen.

Unsere Zeit steht so sehr unter der Herrschaft der Naturwissenschaft, daß man selbst auf Gebieten, die ihr ganz fremd sind, wenigstens die Methode der Arbeit annähernd gleich gestalten will. So sprach Zola vor einigen Jahren vom „wissenschaftlichen Roman", so will nun Taine die Methode des Naturforschers auch von dem Historiker angewandt wissen. Als Anhänger der positiven Philosophie ist er der Meinung, daß das Thun der Menschen durch äußere Einflüsse genau bestimmt werde, und er spricht ihnen eigentlich jede Vernunft ab. „Was wir beim Menschen so nennen, ist keine angeborene, ursprüngliche, dauernde Gabe, sondern eine späte Erwerbung und eine leicht vergängliche Mischung." „So wie der Mensch krank wird, so wird er auch verrückt. Das ist eine ganz natürliche Entwicklung. Gesundheit ist nur ein schöner Zufall."***) Temperament, Leidenschaften, physische Bedürfnisse, persönliches Interesse — das sind die Herren und Meister des Menschen. Dazu kommt noch

*) La Révolution Bd. I. S. 138 (Band II des Gesammtwerks).
**) La Révolution Bd. II. S. 95 (Band III des Gesammtwerks).
***) Band I. S. 312.

Digitized by Google

der Einfluß der Umgebung, des Bodens und Klimas; — kurz, Taine sieht in dem Menschen nicht viel mehr als eine Maschine, deren Wirkungen man daher auch seiner Meinung nach genau berechnen kann, wenn man sich nur Rechenschaft von allen auf sie einwirkenden Kräften gibt. Um zu dieser Kenntniß zu gelangen, will er die Methode des Zoologen anwenden, der die Metamorphose eines Insects studirt, indem er hunderte von Insecten untersucht. So will auch er den Charakter einer Begebenheit erkennen, indem er alle möglichen Documente darüber beibringt. Um z. B. nachzuweisen, daß schon in den ersten Zeiten der Bewegung völlige Anarchie im Lande herrschte, und die radicale Partei aller Orten nach einem festen Plan gewaltthätig vorging, daß besonders die Wahlen zum Gesetzgebenden Körper unter unerhörtem Druck und selbst Blutvergießen stattfanden, bringt Taine eine schier unendliche Reihe von Notizen über alle möglichen Vorfälle im Lande; daß es in Villeneuve-Saint-Georges zu einem Scandal kam, im Städtchen Montagne die Häuser einiger Herren von Adel verwüstet wurden, wobei selbst die Pomadestangen der Damen zu Grunde gingen u. s. f. Für den Naturforscher gibt es ja nichts Unbedeutendes.

Ist denn aber diese Art der Geschichtschreibung wirklich mit der Methode naturwissenschaftlicher Forschung zu vergleichen? Wir sehen ganz davon ab, daß der Zoolog zwar hunderte von Insecten studirt, um über ein Factum Gewißheit zu erlangen, daß er aber in seinem Bericht darüber nicht alle hunderte von Thieren der Reihe nach anführt. Der Hauptunterschied bleibt doch immer der Umstand, daß der Historiker nicht auf die Beobachtung von Thatsachen allein angewiesen ist, sondern daß er mit psychologischen Vorgängen und moralischen Kräften zu rechnen hat, die sich nicht auf der Wage abmessen lassen. Wenn Taine auch noch viel mehr Beispiele gröbster Wahlbeeinflussung citirte, seine Darstellung bliebe unvollständig, wenn er nicht die geistigen Strömungen klar machen könnte, welche ein ganzes Volk mit einem Mal zu so gewaltthätigem Gebahren mit fortreißen.

Wenn dem aber so ist, hat Taine keine neue Methode der Geschichtschreibung angewandt, sondern nur gethan, was jeder gewissenhafte Historiker vor ihm geübt hat. Er hat mit bewundernswerthem Sammelfleiß alle möglichen Daten und Facten vereinigt, aus welchen sich ein Bild der Zeit gewinnen ließ. Andere Geschichtschreiber thun dies auch, nur verarbeiten sie ihre Vorarbeiten zu einem künstlerisch abgerundeten Werke, um so ein lebendiges Bild früherer Epochen zu bieten. Taine hat sich diese Mühe nicht genommen, sondern einfach seine Notizen, so wie er sie gefunden hat, zusammengestellt und mitgetheilt. In dieser Formlosigkeit aber sehen wir weder eine neue Methode noch einen Fortschritt, und bei einem französischen Schriftsteller würde sie uns doppelt überraschen, wenn wir nicht wüßten, daß die neueste französische Geschichtschreibung um so wissenschaftlicher und gründlicher zu sein glaubt, je verworrener und je weniger lesbar ihre Darstellung ist.

In der Sorge um das Detail verliert sie oft den freien Blick, der einen weiten Horizont umfaßt und große Gesichtspunkte festhält. Schon Michelet wies auf diese Gefahr hin, als er sagte: „Ich liebe das Mikroskop und bediene mich seiner. Aber für die Geschichtschreibung wird es gefährlich. Nur zu leicht hält man dann kleine Moose und Schimmelpilze für hohe Wälder, und sieht Insecten und Infusorien für Riesen an.“*)

Trotz seines Mangels an Composition, bietet Taines Werk viele Abschnitte von höchstem Interesse. So ist es ihm gelungen, die Majestät des alten Königthums zugleich mit seiner Schwerfälligkeit und inneren Schwäche vortrefflich darzustellen. Die fast erdrückende Masse von Notizen und Ziffern, die er auch hier gibt, trägt dazu bei, die Schilderung dieser glänzenden Ohnmacht recht wirkungsvoll zu gestatten. Nicht minder gelungen erscheinen die Abschnitte, in welchen nachgewiesen wird, wie in der ersten Zeit schon allerorten Maulhelden vorkommen und in ihrer Eitelkeit gekränkte Individuen auftauchten und durch ihre seichten Reden, ihre Anklagen und Versprechungen sich einen Anhang zu verschaffen wußten, mit dessen Hülfe sie bald eine Art Dictatur ausübten.

Wenn nur Taine sich immer auf zuverlässige Berichte stützte! Allein bei der Auswahl derselben zeigt er sich als Parteimann, insofern er sich fast ausschließlich an Actenstücke und Darstellungen hält, welche von der conservativen Seite herrühren. Im Allgemeinen mag diese, die unterliegende Partei, mit ihren Klagen Recht gehabt haben. Doch weiß man, wie in Zeiten aufgeregten politischen Kampfes selbst kleine Begebenheiten oft in tendenziöser Weise entstellt werden, und eine Controle der conservativen Darstellung durch Vergleichung mit den Berichten der republikanischen Partei wäre wohl rathsam gewesen. Bei Taine erscheint die royalistische Partei immer als schuldlos, als Ziel mörderischer Attentate, die sie durch nichts provocirt hat. Mag dies auch oft der Fall gewesen sein, so ist es doch sicher, daß die Conservativen nicht gerade die reinen Engel waren, sondern daß auch sie sich oft genug zu Gewaltthätigkeiten hinreißen ließen. Es wäre ja seltsam, wenn dem nicht so gewesen wäre. Bei dieser Einseitigkeit übersieht Taine einen wesentlichen Factor der Revolution, die überraschende politische Schwärmerei, die Begeisterung für ein ideales Gut, das die Nation beseelte. Die Revolution war der Ausbruch einer lange verborgenen schweren Krankheit im Organismus des Staats. Man hätte sie durch rechtzeitig angewandte Mittel wahrscheinlich beschwören können, allein da man dies versäumte, ist es nicht zu verwundern, daß das Volk im Paroxismus seines Fiebers zu den wildesten Ausschreitungen hingerissen wurde.

Nicht Alle, welche vom Taumel ergriffen zu Fanatikern wurden, darf man als Verbrecher betrachten. Es fanden sich viele reine Charaktere unter ihnen, die in allen Stürmen und Schrecken festhielten an der Hoffnung auf ein neues goldenes Zeitalter. Diese Stimmung zeigte sich besonders in dem exaltirten Wesen der Frauen. Wir wollen hier nicht auf Mme. Roland verweisen, die man vielleicht als eine Ausnahme betrachten könnte, sondern auf die vielen Beispiele einfacher Bürgersfrauen, welche sich mit voller Seele der Revolution anschlossen. Von der Mutter Littrés wird erzählt, daß sie nach dem Staatsstreich Bonapartes am 18. Brumaire den Deputirten ihrer Heimat im Tuileriengarten angehalten, und ihm inmitten einer ängstlich schweigenden Volksmenge seine Schwäche mit heftigen Worten vorgeworfen habe.*) Vor einem Jahr etwa hat der bekannte Pariser Deputirte Lockroy eine Sammlung von Briefen seiner Großmutter veröffentlicht, aus denen man ersehen kann, welche Begeisterung in vielen gebildeten Kreisen herrschte, und daß selbst die Gewaltthaten der Terroristen dort Zustimmung fanden. Frauen, die sich im gewöhnlichen Leben mitleidig und gefühlvoll erwiesen, hielten rücksichtsloses Blutvergießen für nöthig, um das Glück der Menschheit zu begründen! Solche Verirrung ist entsetzlich, aber man darf sie nicht mit der Gesinnung gemeiner Blutgesellen verwechseln. Lockroys Großmutter, damals eine junge Frau, schrieb am 23. Mai 1792, ein barbarisches Complot gegen die Freiheit und das Leben der hervorragendsten Patrioten sei entdeckt worden, und sie fügt hinzu: „Die dumme Masse verlangt materielle Beweise, und man kann doch nur moralische Gewißheit bieten, da alle bösen Geister so verschlagen und vorsichtig sind, daß sie ihre Verbrechen im Dunkel vorbereiten und keine Spur bestehen lassen, die sie verrathen könnte....“ „Der Himmel rüstet sich, uns ein neues Wunder erleben zu lassen!“ und in dieser Hoffnung sieht sie muthig allen Angriffen der Feinde entgegen. Anfangs August desselben Jahres meldet sie ihrem Gatten, der als Commissär in die Provinz geschickt war, daß sie einer Sitzung der Nationalversammlung beigewohnt und vor Bewunderung Thränen vergossen habe. Es handelte sich damals um die Errichtung neuer Armeen. „Alles weinte, Aristokraten und Patrioten. Die Frauen schluchzten laut. Ich meinestheils konnte mich vor Bewunderung und Freude nicht

*) Geschichte Frankreichs Bd. 13. Kap. 16.

*) Man vergleiche den Aufsatz von Caro über Littré in der Revue des deux mondes vom 1. April 1882. S. 519.

Digitized by Google

fassen, und erkannte in dieser edelmüthigen Hingebung die Rettung des Landes." Dieselbe Frau kann aber bald darauf berichten, daß „der perfide d'Anglemont sein Haupt zur Guillotine getragen", und daß der Intendant der Civilliste, La Porte, „den Lohn seiner Verbrechen erhalten hat". Die Septembertage mit ihren Gräueln, dem Massenmord in den Gefängnissen, erfüllt ihre Seele zwar mit Abscheu, aber sie glaubt wiederum an eine Verschwörung der Aristokraten und ist überzeugt, daß die Vorsehung das Land durch diese Katastrophe gerettet habe. Die Hinrichtung des Königs berührt sie kaum; sie erinnert sich dabei des Sturzes der Tarquinier, die verbannt wurden und dann ihr Land bekriegten, und sie betont immer aufs Neue den Opfermuth und die Tugend des niederen Volkes.*)

Gerade diese fanatische, aber von keinem persönlichen Eigennutz eingegebene Stimmung scheint uns Taine zu wenig zu beachten. Die Nation war leicht irre zu führen, da sie seit zweihundert Jahren geflissentlich jeder politischen Thätigkeit entfremdet worden war. Taine hat das in dem ersten Band seines Werkes überzeugend nachgewiesen. Um so merkwürdiger ist es, daß er diesen Beweis später vergißt und sich selber widerspricht. Man mußte erwarten, daß er den Machthabern, nicht allein dem König, sondern auch dem Adel und dem Klerus, die Schuld an den zerrütteten Zuständen Frankreichs, folglich auch an dem Ausbruch der Revolution, zuschreibe. Allein mit einem Mal ändert sich die Anklage und auf der Armesünderbank erscheinen die Philosophen des 18. Jahrhunderts. Sie haben durch ihre Oberflächlichkeit das ganze Unglück verschuldet, wie Taine behauptet. Als sie ihre Theorien von Freiheit und Gleichheit aufstellten, hatten sie nicht den wirklichen Menschen vor Augen, sondern ein Abstractum, nach dem alle Menschen gebildet werden sollten. In der französischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts sieht Taine das Gift, das viele Generationen verdorben hat. Die Verkündigung der allgemeinen Menschenrechte wäre nichts wie ein prahlerisches Aushängeschild und nicht ernst gemeint gewesen. Zum mindesten hätte man ihnen auch die Erklärung der allgemeinen Pflichten entgegenstellen müssen.

Die französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts verdienen den Vorwurf der Oberflächlichkeit. Aber sie haben diesen Fehler reichlich gut gemacht, und es wird ihr Ruhm für alle Zeiten bleiben, daß sie für Toleranz, für Aufhebung der Sklaverei, der Leibeigenschaft, der Frohnden, für Abschaffung der Tortur gekämpft haben. Rousseau hat allerdings vielen Phrasenhelden den Stoff zu ihren pomphaften Reden geliefert, aber auch ohne seine Schriften, die wie Brandraketen durch das Land flogen, hätten die Schreier und Ehrgeizigen schnell die Oberhand errungen. Das liegt in der Natur einer jeden revolutionären Bewegung. Wir erinnern an die Vorgänge des Jahres 1848, in welchem neben idealer Begeisterung sich viel Unsinn geltend machte, und die Führer oft nichts weniger als praktische, klarsehende und uneigennützige Menschen waren. Auch Männer, die sonst ruhig dachten, wurden von dem Taumel mit fortgerissen. Soll man nun die Philosophen und Schriftsteller der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts für das Jahr 1848 verantwortlich erklären, oder muß man die Schuld nicht in der engherzigen Politik der Staatslenker früherer Zeit suchen?

Neben den Philosophen sieht Taine noch einen großen Schuldigen, den literarischen Klassicismus. Dieser habe durch sein Streben nach Regelmäßigkeit, durch seine Angst vor jedem natürlichen Ausdruck, die Sprache ärmer gemacht, den Geist geschwächt. Das sei ungefährlich gewesen, so lang er allein geherrscht habe. Als sich aber im vorigen Jahrhundert diese klassische Richtung mit dem wissenschaftlichen Streben verbunden habe, sei das Resultat jene unselige Philosophie gewesen, welche die Menschen irre leitete. Nun kann man ein Gegner des französischen Klassicismus sein, der ja dem modernen Geschmack nicht mehr entspricht; aber ihm vorzuwerfen, daß er den Geist geschwächt und die Sprache verdorben habe, ist gegenüber einem Molière, Racine, La Fontaine und vielen Andern mehr als kühn. Oder sollte man bei Voltaire und Montesquieu eine Schwächung des Geistes wahrnehmen? Wenn die französische Poesie im 18. Jahrhundert verknöcherte, hatte das einen andern Grund, und beweist nicht, daß die Nation ihrem Verfall entgegen ging.

In einen ähnlichen Widerspruch verfällt Taine bei der Beurtheilung des Adels und seines Verhaltens während der Revolution. Er tadelt ihn, daß er sich nicht wehrte, sondern selbst seine Vorrechte in der berühmten Augustnacht 1789 preisgab. Und doch hatte er im ersten Band nachgewiesen, wie der König dem Adel jede Macht geraubt und ihm nur ungerechtfertigte Privilegien gelassen hatte, die ihn nicht stärkten, sondern ihm nur den Haß des Volkes zuzogen.

Das königliche Frankreich war in seinen Grundfesten erschüttert, als die Revolution ausbrach. Eine gewaltthätige Minorität kam allenthalben zur Herrschaft, die Jakobiner organisirten ihre Clubs durch das ganze Land und besaßen bald die Macht. Aber wenn der Friede erhalten worden wäre, hätte das Volk die Nichtigkeit seiner Führer bald erkannt; der Krieg führte die Krise herbei und entfesselte die Leidenschaften vollends. Taine schiebt die Schuld an dem Ausbruch des Kriegs mit den alliirten Mächten den Girondisten zu, die sich dadurch am Ruder hätten erhalten wollen. Dem Volk hätte man eingeredet, die feindlichen Heere wollten die Emigranten zurückführen und die alten Verhältnisse wieder herstellen. Taine schildert die Aufregung und den Zorn darüber mit kräftigen Farben: „Mit dem Krieg nimmt Alles eine andere Gestalt an. Nun handelt es sich nicht mehr um die Wahl zwischen Ordnung und Unordnung, sondern zwischen dem neuen und dem alten Staat. Hinter den Fremden sieht man an der Grenze die Emigranten. Die Aufregung ist furchtbar, besonders in den unteren Klassen, die bisher allein die Last des alten Gebäudes trugen, unter den Millionen Menschen, die von ihrer Hände Arbeit leben, die seit Jahrhunderten Elend, Unterdrückung und Verachtung erduldeten. Sie brauchen sich nur zu erinnern an die unerschwinglichen königlichen, kirchlichen, herrschaftlichen Taxen, an die 81 Procent directer Steuer, die Executionen, Beschlagnahmen, Frohnden, Haussuchungen, an die Verwüstungen durch das Wild, an die Langsamkeit und Willkür der Gerichte, die Brutalität der Polizei. Sie brauchen nur die Augen zu öffnen, um die Größe ihrer Befreiung zu würdigen. Und nun kündigt man ihnen an, daß das Alles rückgängig gemacht werden soll. Ein furchtbarer Zorn pflanzt sich von der Werkstatt fort bis zur Hütte; patriotische Gesänge verkünden die Verschwörung den Tyrannen und rufen zu den Waffen. Eine zweite Woge der Revolution steigt donnernd empor, weniger breit als die erste, aber höher und zerstörender."

Und die ganze tiefgehende Erregung wäre nur das Werk weniger Girondisten gewesen? Hatte denn der Herzog von Braunschweig nicht sein Manifest erlassen, in welchem er mit der Zerstörung von Paris drohte? Wenn Marat in seinem „Volksfreund" sechstausend Aristokratenköpfe verlangte, um das Land zu retten, so forderten die royalistischen Journale das Leben der Volksvertreter, und druckten Briefe der Emigranten ab, welche verhießen, fünfzehntausend Galgen für Frankreich aufzurichten, damit der deutsche Kaiser seine Milde beweisen könne! Das „Journal de la Cour et de la Ville" ermahnte eines Tags die Nationalgarde, die Lokale der Jakobiner zu erstürmen und alle nieder zu machen.

Hat Taine Recht mit seiner Schilderung der Leidenschaft, die im Volk aufflammte, als er von einer Rückkehr der alten Zustände hörte — und er hat Recht damit —, so scheint es doch, daß die Revolution den „Millionen Menschen, die seit Jahrhunderten Elend, Unterdrückung und Verachtung erduldeten", Erleichterung gebracht hat, und somit die Revolution nicht blos „den Sieg der Brutalität" vorstellt.

Wir können uns diese Widersprüche in dem Taine'schen Buch und seine Einseitigkeit nur dadurch erklären, daß der Verfasser mit den gegenwärtigen Zuständen Frankreichs unzufrieden ist. In der steigenden Fluth des Radicalismus, in dem Einfluß,

*) Journal d'une bourgeoise pendant la révolution 1791—1793, publié par son petit-fils Ed. Lockroy. Paris 1881, Calmann Lévy.

Digitized by Google

den so mancher Rhetor sich erworben hat, sieht Taine eine große Gefahr. Er mahnt seine Landsleute zum Widerstand und zeigt ihnen, wie allein die stete Nachgiebigkeit der conservativen Parteien in der ersten Revolution den Terroristen zum Sieg verhalf. So wird seine Geschichte der Revolution, vielleicht ohne daß er es weiß, zu einer großen politischen Streitschrift, und so hat sie auch bei ihrem Erscheinen gewirkt. Die Einen priesen sie als eine muthige That, die Andern verdammten sie als eine hochverrätherische Handlung.

Aber hat die Geschichte jemals die Völker belehrt? hat sie mit den warnenden Beispielen, die sie auf jeder Seite bietet, jemals den Gang der Ereignisse aufgehalten? Die Gewißheit, daß seine Mahnung ungehört verhallen werde, mag ein Grund mehr für die Bitterkeit sein, mit der Taine seine Urtheile ausspricht.

Novellen von Ernst von Wildenbruch.

Berlin, Freund und Jeckel.

Geborene Dramatiker pflegen selten gute Novellisten zu sein, und wenn ihnen wirklich einmal ein epischer Wurf gelingt, so liegt der Hauptreiz fast immer nur in dem theatralisch schlagkräftigen Gang der Handlung und der lebendigen Gegenständlichkeit der Situationen. Schillers „Geisterseher", Kleists Novellen, Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde" bestätigen die Regel. Die soeben erschienenen drei Erzählungen des erfolgreichsten unserer jüngeren Dramatiker gewähren uns in mehrfacher Beziehung eine angenehme Ueberraschung.

„Francesca von Rimini" ist die erste und wohl auch die beste der drei Novellen. Franciska von Maienberg — Wildenbruch bevorzugt die altmodischen, charakterlosen Namen — ist ein seltsames Mädchen: schön, geistreich, etwas emancipirt, liebt sie nur das Positive, haßt die Träumer und die Träumerei und anerkennt nur den Verstand, nicht den berechnenden, sondern die große königliche Macht, die aus den Augen der großen Malergestalten entgegenblitzt (?). Hat sie Sinnlichkeit? Anscheinend nicht. Sie betrachtet sich mit ihrem Vater „so gut wie verheirathet" und denkt sich die Ehe nicht anders, als wie die Bethätigung der Tochterliebe. Was sie zu dem zukünftigen Geliebten hinziehen würde, ist kein „verliebtes Spiel", sie will kein „liebes Männchen" zum Umhalsen und Küssen, sondern nur einen bedeutenden, einen beherrschenden Mann, dessen Arm sie stark und sanft umfängt. Aber die Stunde, da die Natur ihr Recht verlangt, muß auch für sie schlagen. Zuerst findet Franciska ihr Jungfrauenideal verkörpert in dem neuen Gouverneur der Garnison, einem um etwa vierzig Jahre älteren General, der ihr als „der Erste in Pella" eine hervorragende gesellschaftliche Stellung sichert. Die Verlobung findet statt, — ist es uns gleich unbegreiflich, wie einem klugen und zielbewußten Mädchen, das gar nichts von einem Backfisch hat, nicht alle Nachtheile einer so ungleichen Ehe schon vorher klar werden müssen. Wildenbruch hat gut schreiben: „Man hätte sich Franciska schwer an der Hand eines jüngeren Tänzers vorstellen können," — wir wittern dahinter einen Kunstgriff, um uns über die Unwahrscheinlichkeit einer solchen Heirath hinüberzuhelfen. Ich berühre hier nur leicht die wunden Stellen der Novelle, wo mir die Uebergänge, die feineren Schattirungen, der Causalnexus zu fehlen scheinen. So sind die beiden Hauptpersonen gleich mit der Hochzeit ganz verwandelt. Der prächtige Cavalier, der General, wird plötzlich zu einem Ritter von der traurigen Gestalt. Bisher glänzte er, der die Welt gesehen und was er gesehen auch behalten hatte, durch treffliche Unterhaltungsgabe, er sprach mit solcher Energie, daß er nie lang wurde, anschaulich, und war kurz und scharf in seinen Urtheilen. Nach der Hochzeit kümmert er sich aber plötzlich um „wichtige politische Fragen", erinnert sich seiner parlamentarischen Pflichten, liest gähnend die Abendzeitungen, seine Falten erscheinen schärfer, und er erreicht den Gipfel der Lächerlichkeit, indem er eifersüchtig wird, kurz: er ist nur noch ein Ehemann. Und auch Franciska bemüht sich vergebens, nur noch Excellenz zu sein, und „die königliche Macht des Verstandes" übt auf sie plötzlich keinen Zauber mehr aus. Jetzt denkt sie sich die Ehe ganz anders, das verliebte Spiel scheint ihr des Strebens werth und „ein sehnendes Verlangen nach Jugend" erwacht in ihr. Und sie, die ehedem die Träumerei und die Träumer gehaßt, sie verliebt sich in den linkischen, melancholischen Lieutenant von Gartenhofen, der durch sein weltscheues, steifes, verlegenes Wesen das Gespött seiner Kameraden herausfordert. Der Lieutenant mit dem langweiligen Namen hat aber eine Entschuldigung: er ist ein zweiter Raphael, ein Künstler. Er zeichnet und malt insgeheim, und Franciska ahnt wohl in ihm die wahlverwandte schöne Seele. Wie sich ihre Herzen stumm und ohne sich auszusprechen finden, ist sehr effectvoll geschildert. Franciska, die sich zu zerstreuen sucht, läßt in ihrem Hause Lebende Bilder stellen, und unter Anführung des windigen Adjutanten soll die Vorstellung stattfinden. Aber es fehlt noch ein sentimentaler Tasso, der seiner Leonore die „Gerusalemme" vorliest. Da erinnert man sich Gartenhofens, des „merkwürdigen Menschen aus dem man nicht klug wird". Aber der blöde Liebhaber spielt seine Rolle gut. Er bringt künstlerischen Geist in die Tableaux, und als Tasso darf er sich wahrlich sehen lassen.

„War das der schüchterne, verlegene Mann? das der eckige Offizier, der jetzt dort über ihr stand im schwarzen Sammtkleid, schlank und mit so freiem Anstand, als hätte er mit der steifen, starren Uniform das Kleid abgelegt, das seine Natur in Fesseln schlug, als athmete er heute zum erstenmale die Lebensluft, die die Natur ihm bestimmt und das Schicksal ihm versagt hatte? Sein bleiches Antlitz war zu ihr gesenkt, seine Augen blickten in die ihrigen. Heute ging sein Blick nicht an ihr vorüber, heute tauchten seine Augen in ihre Augen, als wollten sie darin ertrinken, so heiß in dunklem Feuer spielend, daß sie die Gluth dieser Augen körperlich bis in ihr tiefstes Inneres zu fühlen meinte. Hätte sie gewollt, sie hätte nicht hinwegzusehen vermocht, sie hing wie gebannt an diesem verzehrenden Blicke, der wie eine dunkle geheimnißvolle Welt vor ihr aufging und ihre ganze Gestalt wie mit leidenschaftlich bebenden Armen zu umfangen schien. Es war ihr, als ob der Gram, der in diesen Augen wohnte, wie eine tödtlich ansteckende Krankheit auf sie überging; ihre Lippen fingen an zu zittern, und als der Vorhang endlich sank, sank auch ihr Gesicht unwillkürlich in ihre Hände."

Offenbar ist Wildenbruch ein Anhänger der Theorie vom blitzähnlichen Sichverlieben, dem coup de foudre, den Stendhal-Beyle sogar in ein System brachte. Jetzt hat also Gartenhofen „seine Augen in ihre Augen getaucht", „seine Seele in die ihrige hinübergespielt", und nun hat er sie schon unbedingt. Aber auch der General versteht sich auf die Augensprache. Sein Blick nimmt plötzlich einen „lauernden Ausdruck" an. Er ist zweifelsohne auf den blöden Offizier eifersüchtig, und als ihm daher Franciska in einer echt weiblichen trotzigen Laune dessen Versetzung in eine andere Garnison vorschlägt, da führt er ihren Gedanken hastig aus. Daß Franciska selbst seine Entfernung veranlaßt, ist psychologisch sehr fein. Sie liebt ihn wohl, aber sie zürnt ihm dunkel; es ist, wie wenn sie ahnen würde, „welch zügellos leidenschaftliches Spiel seine Phantasie mit ihrer Gestalt zu treiben wagte". Gartenhofen ist nämlich im Grunde eine heiße Natur mit wilder Einbildungskraft. Es geht ihm wie jenem Helden aus Flauberts Madame Bovary, der in seinen ausschweifenden Gedanken von dem geliebten Wesen vorweg Besitz ergreift: „il l'habillait et la déshabillait". Und so malt er denn heimlich die Geliebte, wie sein Geist sie sich vorstellt, nicht nach dem Leben, sondern nach dem Traum, in allen möglichen Kostümen und Stellungen und endlich sogar als — „Act". Als dann die Sache ruchbar wird, büßt er dafür wie ein Schuljunge, den man auf bösen Gedanken ertappt hat. Der Adjutant entwendet ihm auf die ordinärste Weise die Studienmappe — er hat nicht einmal die Entschuldigung der Trunkenheit für seinen Diebstahl — und zeigt sie den Kameraden, der General hört davon und läßt sich die Zeichnungen ausliefern. Das unaus-

Digitized by Google

weichliche Duell zwischen Gartenhofen und dem unmöglichen Adjutanten kann jeden Augenblick stattfinden. Mittlerweile durchstöbert auch Franciska die böse Mappe, aus deren Blättern ihr überall das eigene Bild entgegenstarrt.

Jetzt war sie bis zum letzten Bilde gelangt, und jetzt mußte sie den Schrei hinunterwürgen, der sich ihr entrinnen wollte, als ihre Augen auf dieses Bild fielen. Sie war nicht mehr allein, auf diesem Bilde war noch Einer — Er. Und wie war sie mit ihm vereinigt? In wilder tödtlicher Umarmung und Verschlingung, als Francesca von Rimini, die mit Paolo dem Geliebten dahinflattert in ewiger Nacht, in ewiger todvereinigter Liebe. Sie war unwillkürlich zurückgefahren und hatte die Augen mit den Händen bedeckt, denn trotz der einsamen Nacht, die sie umgab, überfluthete sie die Scham und drang wie ein glühender Pfeil in ihr schauerndes Herz. Sie hatte die Mappe zusammenwerfen, hatte aufspringen und fliehen wollen, aber sie vermochte es nicht, sie konnte nicht mehr los. Langsam, widerstrebend sanken die Hände von ihrem Gesicht, und zitternd und bebend saß sie und schaute auf das furchtbare, wundergewaltige Bild. Ja es war wirklich wahr, das Unerhörte, was sie im ersten Augenblicke zu sehen geglaubt hatte: als wenn in der Gluth seiner wilden Phantasie jede Hülle hinweggeschmolzen wäre, die ihre Schönheit von seinem Verlangen trennte, so sah sie sich, die weißen leuchtenden Glieder nur vom zarten Flor umwallt, den Rücken überströmt von der schweren Woge des blonden lang entrollten Haars, in die Arme des Mannes geworfen, der mit ihr emporschwebte in brausendem mächtigem Flug, die Lippen auf ihre Lippen gepreßt in langem lechzendem Kuß. Tief und tiefer neigte sie sich auf das Bild herab; sie sah Paolos Antlitz auf Francesca niedergebeugt, ganz so wie das seine an jenem Abende zu ihr, und Francescas Augen zu ihm erhoben wie die ihrigen damals zu ihm. Ein Schwert, dessen Griff zwischen Paolos Schultern hervorragte, ging durch Beider Brust und heftete sie aneinander wie ein gemeinsames tödtliches Weh, dem sie gemeinsam hatten erliegen müssen. Ueber dem Schmerze der Vernichtung aber dämmerte in beider Antlitz ein Lächeln auf, leise und fern, ein seliges, stilles, triumphirendes Lächeln, wie das Bewußtsein der Liebe von ihrer Unsterblichkeit und Unzerstörbarkeit. Ihre Hände preßten sich ineinander, ihre Lippen bewegten sich unbewußt.

„Ich verstehe Dich," flüsterte sie leise vor sich hin — und wie das schreckliche Bild, als es entstand, das Herz dessen, dem es entsprungen, dereinst vergiftet hatte, so drang es nun, wie ein tödtlich berauschender Gifttrank auch in Franciskas Seele ein. Ein dunkler Mantel umrauschte die beiden Gestalten des Bildes; und der Wind der seine Falten bauschte, schien es zu sein, der sie im Fluge emportrug; und plötzlich war es ihr, als hörte sie die Stimme des brausenden Sturmes, als vernähme sie den stürmenden Lobgesang der schönheitsdurstigen Natur, als fühlte sie den Hauch der lodernden Seele, die sie umarmt gehalten hatte, überall, immerdar zu jeder Zeit, an jedem Orte — und plötzlich begriff sie es, was es bedeutet, wenn sich dem Menschen die ganze allmächtige Welt vereinigt und verkörpert in einem einzigen, einem geliebten Menschen — sie rang die Hände in einander. — „Paul", sagte sie tonlos vor sich hin, und noch einmal „Paul", und es fiel ihr ein, daß sie ein vermähltes Weib war, die Frau eines alten Mannes. — Von ihrem Sessel sprang sie auf, bis mitten in das Zimmer, und reckte die Arme aus, als müßte Einer hineinstürzen und sie umarmen, so wie sie ihn — es war ihr, als erstickte sie, und ohne zu wissen, was sie that, ging sie an das Fenster und riß es auf; die eisige Winterluft schlug ihr entgegen, und im Augenblick, da sie den Fensterflügel geöffnet, sanken ihr die Arme wie leblos nieder.

Gartenhofen büßt die Ausschweifungen seiner Einbildungskraft grausam genug mit dem Tode. Der Adjutant erschießt ihn im Zweikampf. Seine letzten Augenblicke verklärt noch der Besuch Franciskas, die nächtlicher Weile an sein Lager eilt und ihm das Geständniß ihrer Liebe in den Tod nachschickt. Dann kehrt sie in das väterliche Haus zurück, um unverweilt an einem hitzigen Fieber zu sterben.

Die Liebhaber spielen bei Wildenbruch keine beneidenswerthe Rolle. Auch der Held der im Tone einheitlicheren, aber sonst am wenigsten ansprechenden Novelle: „Brunhild", der träumerische Student Benno Rother, welcher sich in eine verrückte Löwenbändigerin vernarrt, deren dämonisches Wesen das Groteske streift, wirkt mit seiner Dummenjungenliebe wie eine Mystification. Auch hier geschieht das Verlieben wieder durch die dämonische Kraft des Blickes. Benno Rother berichtet darüber: „Ihre Augen hielt sie starr auf mich gerichtet, und in dem Augenblick hatte ich ein Gefühl, als bekäme ich einen Schuß mitten in die Brust. Ich blickte von ihr hinweg und suchte meine Aufmerksamkeit auf die Wölfe zu richten, ich sah nach links, nach rechts, ich wollte es vermeiden, sie anzusehen, — endlich kehrten meine Blicke doch wieder zu ihr zurück, und ich sah ihre Augen mit demselben furchtbaren Ausdruck auf mich gerichtet, wie vorher." Besser als diese in melodramatische Prosa umgesetzte Chamisso'sche „Löwenbraut", gefällt mir die zweite Novelle: „Vor den Schranken". Der Held ist ein junger Referendar, ebenfalls ein steifer, linkischer Patron, dessen Arme „eckig in den Schultern hängen, als ob sie mit hölzernen Stiften darin befestigt wären". Wie Gartenhofen ein heimlicher Maler, so ist der Referendar ein latenter Dichter oder Aehnliches. Er liest in dem befreundeten Hause des Gerichtsraths Hainsberg fast allabendlich zum Thee aus einem mitgebrachten Buche vor, und wenn Wildenbruch es auch discret verschweigt, so können wir darauf wetten, daß es eigene Produkte sind. Und dieser Träumer soll nun in Folge eines böswilligen Zufalls die Geliebte des Straßenräubers Schomburg vertheidigen, welcher schwierigen Aufgabe er sich zum allgemeinen Erstaunen mit so viel Geschick und Suada entledigt, daß die offenkundige Hehlerin freigesprochen wird. Die Erzählung erhebt sich über die Criminalgeschichten gewöhnlichen Schlages durch das feine psychologische Detail und die ungemein plastische Darstellung. Gleich der Eingang, wo die Schützengilde den Kirchhof umstellt und den Räuber sammt seiner Braut fängt, ist von einer unvergleichlichen Totalität des Ausdrucks und der Stimmung. Trefflich ist auch die Scene, wo Heidenstein — so heißt der doppelt unglückliche Referendar — seine Clientin verhört. Wenn wir bei Wildenbruch lesen, daß sie „die großen blauen Augen mit leidenschaftlicher Gewalt auf ihn richtet", so wissen wir gleich, daß Gott Amor da wieder sein geheimnißvolles Wesen treibt. Und in der That scheint sich der Herr Referendar in die Räuberbraut zu verlieben. Zu spät erfährt er von ihr selbst, daß sie schuldig ist, und daß er also eine Verbrecherin der Gerechtigkeit entzogen hat; sein Gewissen regt sich in ihm, aber doch keineswegs so energisch, daß er nicht den Gedanken hätte: „den Lohn seiner Mühen" einzuheimsen. Das ist schlecht, aber doch echt menschlich. Er redet sich ein, die Unselige von ihrer Umgebung zu befreien und ihr Arbeit verschaffen zu wollen, und als er sie bei Nacht und Nebel besucht, da würde wohl kaum Alles so ehrbar zugehen, wenn das Stelldichein nicht plötzlich gestört würde. Der gleichzeitig verurtheilte Schomberg, der sich seinen Häschern auf einen Augenblick entreißen konnte, stürmt herein und haut wie ein Wüthender um sich. Einen dem Referendar geltenden Messerstich fängt die dankbare Clientin auf, und sie stirbt glücklich in seinen Armen. Auch hier, wie in den beiden anderen Novellen, löst der beste Freund verlegener Novellisten, der Tod, eine unentwirrbare Situation.

Was mir die Geschichte etwas verdirbt, ist eine Sentimentalität, die sich als unliebsame Concession an das große Publicum erweist. Ob der Referendar Lieschen, die Tochter des Gerichtsraths, wirklich liebt, wissen wir so recht eigentlich nicht; wir merken nur, daß er sich als echter Dichter für die romantische Räuberbraut erwärmt. Aber trotzdem endet er nach einer langwierigen Krankheit als Gatte des herzlich unbedeutenden Lieschen und fühlt sich mit einem Male ganz behaglich in der philiströsen Misere. Den Beschluß macht eine Familienscene, wobei der ehemalige Dichter in Hemdsärmeln vor seinem Weibchen sitzt, indessen es ihm das verworrene Haar kämmt — ein spießbürgerlicher Simson, für den wir uns nicht mehr interessiren können. Auch die räthselhafte Episode mit dem blonden Haar gefällt mir ganz und gar nicht. Der Referendar findet später ein solches auf dem Rock, den er an jenem verhängnißvollen Abend getragen, und es stammt ohne Zweifel von der sterbenden Verbrecherin. Am Schlusse heißt es nun, der mittlerweile zum Rechtsanwalt beförderte Referendar trage an seiner Uhrkette eine kleine goldene Kapsel: „wenn man sie

Digitized by Google

öffnete, würde man ein einzelnes blondes, künstlich verflochtenes Haar darin finden — das war das Hochzeitsgeschenk gewesen, das er von Lieschen empfing am Tage, da sie sein Weib wurde." Dieses Haar ist wirklich das bedenklichste Haar, das ich in der Geschichte finde. Wie kann Lieschen ihren Eheliebsten am Hochzeitstage an eine Verirrung gemahnen, die für ihn so verhängnißvoll war und ihm zur Unehre gereichte, und die sie selbst mit gerechtem Schmerz erfüllen muß?

Nur Wildenbruchs außergewöhnliche Darstellungskunst vermag uns für derlei mittelmäßig erfundene Geschichten und Personen zu interessiren. Ein Offizier, der den Anderen bestiehlt, ein Lieutenant, der uns als hochfliegender Idealist geschildert wird und der sich zuletzt als ein gewöhnlicher Pornograph entpuppt, ein linkischer Vertheidiger, der sich in eine Verbrecherin verliebt und ihr Haar an seiner Uhrkette trägt bis an sein seliges Ende, ein sentimentaler Student, der sich in eine groteske Menageriedame vergafft — wo mag der Dichter seine Modelle gefunden haben? Zumal für seine Helden war er genöthigt, an seine literarhistorischen Reminiscenzen zu appelliren. Daher das gewaltsame Erinnern an Dantes Francesca und Paolo, an den Mythus von Brunhild und Siegfried, an Chamissos bekannte Ballade. Und wie diese heroischen Figuren außerordentlich sind, so hat auch ihre Sprache — ich erinnere nur an die hitzigen Superlative der Löwendame — meist etwas Forcirtes, Schwülstiges, Uebertriebenes, das sich auch der Schilderung mittheilt. Ein anderer Mangel hängt mit einem künstlerischen Unvermögen Wildenbruchs zusammen. Wir wissen schon aus seinen Dramen, daß er keinen Charakter sich ausleben und entwickeln lassen kann. Im Drama stört uns das weniger, denn der Dichter malt hier in großen, breiten, grellen Zügen. Die Novelle aber kann der feineren Schattirungen, der ausgleichenden Motive, der sorgfältigen pragmatischen Relation nicht entbehren. Wildenbruch zeigt uns nicht die entstehende und wachsende Leidenschaft, blos die Verwicklung, nicht die Entwicklung, nur die That, nicht den Gedanken, der That werden will. Abgesehen davon, muß man eingestehen, daß seine nicht plastisch abgerundete, aber markige und kräftige Darstellung sich dem Leser mit urwüchsiger Gewalt aufdrängt. Die Sprache ist nicht von charakterloser Glätte und die Bilder sind fast immer neu und treffend. Es ist Alles hier jung, frisch, ungestüm. Ein liebenswürdig anheimelnder Humor, z. B. in der Schilderung des Schwurgerichtspublicums und der Zeichnung des Lohndieners Fischmann und der Klatschbase Frau Habermann, macht den unerbittlichen Ernst der Handlung und die pessimistische Grundstimmung erträglicher. Und wie anschaulich und packend weiß Wildenbruch zu schildern und mit sparsamen Strichen Farbe und Stimmung zu machen! Jegliches steht in sinnlicher Deutlichkeit da und spricht von dem scharfen Wahrnehmungsvermögen des Dichters. Das kommt, weil er sich mit seinen Personen identificirt, sie selbst ist. Die zum Verwechseln geschaffene Familienähnlichkeit seiner drei Liebhaber ist nicht blos zufällig. Die Schwächen, die ich da und dort angedeutet, rühren daher, daß eben Wildenbruch selbst im Irrthum seiner Helden befangen ist. Er steht nicht über seinen Geschichten, sondern mit seiner warmherzigen, leidenschaftlichen Individualität mitten darin, und darum erweckt er auch in uns ein ähnliches Gefühl, als ob wir selbst das Alles erleben würden. Die hinreißende Gewalt mancher Scenen zeugt von großer dichterischer Kraft, und wer einmal Gartenhofens Tod, die Gefangennahme Schombergs, Marie Lückes Verhör, die Schwurgerichtssitzung und etwa die Scenen Brunhildes mit dem Panther und dem Löwen gelesen hat, der wird diese mit Meisterhand hingeworfenen Bilder nicht so leicht wieder los. Es steckt eben in Wildenbruch etwas Elementares, und mir scheint es fast, als ob dies in den drei Novellen besser und voller zum Durchbruch gelangte, als in seinen Dramen. Ein noch nicht geläutertes, aber großes eigenartiges Talent wird man dem Novellisten fast noch weniger als dem Dramatiker absprechen können.

Theophil Zolling.

Mein Preisausschreiben.

Ein literarisches Märchen.

Von Emil Peschkau.

Es war am Rorschacher Ufer des Bodensees in dem reizend gelegenen Schlößchen, welches einem lieben Freunde zum Sommeraufenthalt diente. Wir saßen auf der Plattform und der Blick schweifte von den Spitzbogenfenstern des Ahnensaales über die halbzerbröckelte Ballustrade hinweg nach der leicht bewegten Fläche des Sees, auf welcher die Dampfschiffe ihre Spuren zogen, und hinüber nach den grünen Ufergeländen und den von zarten Abendwolken umsäumten Bergen des Bregenzer Waldes. Vor uns dampfte in zierlichen Schälchen der „Mokka" — „Wiener Mischung" hatte der Freund zur Erhöhung der Behaglichkeit bemerkt — und der blaue Rauch unserer Havanna-Cigarren kräuselte sich über unsern Häuptern. Wir sprachen natürlich über die modernen Literaturzustände und waren merkwürdiger Weise in allen wesentlichen Punkten der gleichen Anschauung. Merkwürdiger Weise, denn ein Zeitungsbesitzer und ein Schriftsteller sind selten zwei Seelen und ein Gedanke und noch seltener zwei Herzen und ein Schlag. In diesem Falle traf aber auch das letztere zu, und so konnte selbst eine kleine Meinungsverschiedenheit nur dazu führen, daß Jeder seine Bereitwilligkeit, Unrecht zu haben, erklärte und daß wir deshalb beschlossen, uns unter allen Umständen Klarheit zu verschaffen. Der streitige Punkt betraf die Preisconcurrenzen, von denen der Freund behauptete, sie wären ganz und gar werthlos, während ich meine Ansicht dahin äußerte, daß ein derartiger Wettkampf doch den jungen Talenten, die heute sich nur mit der äußersten Kraftanstrengung über die Masse des literarischen Proletariats emporzuheben vermögen, Gelegenheit biete, die Sporen zu erringen, die nun einmal das Publicum klirren hören muß, damit es an den Ritter glaubt.

„Wir wollen doch selber den Versuch machen," sagte Paul mit jenem feinen Lächeln, das neben der Ironie immer so viel Gemüthlichkeit ausdrückte, daß man nie verletzt ward. „Wir wollen einen Preis ausschreiben und zwar für einen Roman, weil dieser gerade das Thema unseres Gesprächs bildete. Das äußerliche Arrangement soll meine Sache sein, dagegen übernimmst Du die literarische Arbeit, d. h. die Prüfung der Manuscripte. Mein Chefredacteur soll Dir dabei zur Seite stehen und bei der Entscheidung will ich gern selbst mitwirken, weil ein Mann, der nicht von der Zunft ist und doch immer sich mit literarischen Dingen gern beschäftigte, stets neben den Fachleuten sein Urtheil abgeben sollte. Also, wir wollen eine Prämie von zweitausend Mark neben dem üblichen Honorar bestimmen und Du wirst dabei vielleicht einen Einblick in Verhältnisse gewinnen, von denen Niemand eine Ahnung hat außer dem, der wie ich den belletristischen Theil eines Blattes redigirt. Du besinnst Dich noch?"

„Nein, nicht mehr. Ich bin dabei und jetzt, wo ich selbst mit aller Gewissenhaftigkeit richten werde, bin ich überzeugt, daß wir mehr als ein Talent entdecken. Darum — eingeschlagen?"

„Eingeschlagen. Die Ausschreibung soll sofort erfolgen." — —

Fünf Monate später war der Termin für die Einsendung der Arbeiten abgelaufen, und nicht weniger als 738 Manuscripte aus allen Ländern deutscher Zunge harrten der Prüfung. Darunter waren 627 von weiblicher Hand geschrieben und wenn man 100 davon als Abschriften gelten ließ, so waren noch immer mehr als zwei Drittel weibliche Handarbeit. Weitaus die Mehrzahl dieser Romane konnte man schon nach der Lectüre der ersten zwei, drei Seiten ad acta legen. Der Schuljungenstil, die fehlerhafte Orthographie und die unglaublich albernen Expositionen bewiesen sofort, daß man es nur mit stümperhaften Schreibversuchen zu thun hatte. Eines der Manuscripte begann mit folgendem Satze:

„Der Mond schien hell. Er war ohne Begleitung ausgegangen, ganz einsam und träumerisch wandelte er an dem

Digitized by Google

dunklen Firmamente dahin. Die Grenouille kletterte die Sprossen ihrer Leiter empor und freute sich wie der Spazzacammino „des rosigen Lichts". Des Barometers liquides Silber stieg aufs Erfreulichste und ein Morgen schön wie Venus die schaumgeborene, als sie dem Meere entstieg, stand in Erwartung."

Ein anderer „Roman" enthielt schon auf den ersten Blättern nichts als Phrasen, zusammengesucht aus den beliebtesten Leihbibliothekerzählungen. Ein dritter war anständiger geschrieben, aber die ganze Handlung, wie ich sie beim Durchblättern herauslas, bestand darin, daß ein reiches Mädchen von einem armen Teufel geliebt wird, ohne daß der Papa sein Jawort gibt, und daß dieser dann in einer Krise sein ganzes Vermögen verliert und nun froh ist, den inzwischen mit Hülfe einer Erbschaft wohlhabend gewordenen armen Teufel zum Schwiegersohn zu bekommen. Unter sämmtlichen Manuscripten war nicht eins, welches unsere Ansprüche nur einigermaßen befriedigte. Von der alten Garde hatte sich offenbar Niemand an der Concurrenz betheiligt und ein junges Talent war nicht aufgetaucht. Unter 738 Leuten, welche Romane schrieben, war nicht ein wirklicher Schriftsteller. Alle diese Patrone führten entweder als armselige Dilettanten die Feder, oder sie hatten zu dieser nur gegriffen — weil es Geld zu verdienen gab. Einige von ihnen hatten offenbar Vieles erlebt und glaubten, es genüge, wenn man das Erlebte zu Papier bringe, um ein literarisches Erzeugniß zu schaffen. Andere verfügten über eine gewisse Gewandtheit im Schreiben und standen wenigstens mit Grammatik und Rechtschreibung auf besserem Fuße, aber was sie erzählten, war nichts als angelesenes Zeug. Keiner schien auch nur eine Ahnung zu haben, daß ein Roman ein Kunstwerk ist und deshalb eine harmonisch entwickelte Form verlangt, Keiner hatte soviel Selbstbescheidung, daß er nicht nachplapperte, was hundert Andere schon gesagt hatten, und in 738 Produkten, welche den Anspruch erhoben, dichterische zu sein, war auch nicht ein Tropfen Poesie zu finden! — Mehrere der Concurrenten waren wenigstens so offenherzig, in den Begleitschreiben zu ihren Manuscripten ihre Absichten offen darzulegen. So schrieb ein Herr, der behauptete, dem hohen Adel anzugehören und auf seinem Landgute „nur der Literatur" zu leben, er verzichte gern auf Honorar und Preis, denn er dichte nur zum Zeitvertreib, und wenn er unter den Bewerbern erscheine, so wolle er nur seinen Verwandten zu lieb „die Ehre haben". Eine Dame bat flehentlichst, man möge ihr doch ja den Sieg gönnen, denn man errette damit ein unglückliches Wesen aus den kümmerlichsten Verhältnissen. Sie sei ein armes, altes Mädchen, das an einer unheilbaren Krankheit leide, und habe nur zur Feder gegriffen, weil sie sich auf keinem andern Wege etwas zu erwerben wisse. Ein junger Mann beichtete, daß er, obwohl er eine Handelsschule mit bestem Erfolge absolvirte, noch immer keine Stellung gefunden habe, und daß er hoffe, man werde ihm deshalb auf anderem Gebiete die Aussicht eröffnen, sich ehrlich durchs Leben zu bringen. Und so ging es weiter — Jeder sah das Romanschreiben nur als Mittel zur Erreichung irgend eines Zweckes an.

Der Termin war abgelaufen und ich eilte zur bestimmten Stunde in die Wohnung des Freundes. Wieder dampfte der Mokka in den feinen Sèvres-Tassen und die Havanna-Cigarren lagen bereit. Aber wir saßen nicht auf jener Veranda, von wo aus der Blick eine Welt voll Schönheit in wenig Minuten durchreisen konnte, das Auge sah nichts als Mauern und Dächer und eine schwere Dunstschicht, welche über dem tieferliegenden Stadttheile lag, und was man hörte, war nicht der Gesang der Vögel und der tausendstimmige Chorus der kleinen Wunderthierchen, welche über die Grashalme und Blütenkelche klettern und schwirren, es war das Gerassel der Droschken und das Geknarre der Lastfuhrwerke, das Gejohle der heimkehrenden Arbeiter und das Geschwätz der Menge, der ganze wechselnde Lärm des Straßenlebens an einem Markttage.

„Deine Miene ist nicht gerade siegesgewiß," begann der Freund, nachdem wir uns begrüßt hatten. „Nicht wahr, ich habe Recht und Du hast verloren? Aber tröste Dich, es hat sich doch noch ein Talent gefunden. Da — lies."

Er reichte mir einen Brief und die ersten Zeilen desselben fesselten mich sofort derartig, daß ich das ganze Schreiben ohne Unterbrechung zu Ende las. Es lautete wie folgt:

„Sehr geehrte Herren!

Vier Monate lang kämpfte ich mit dem Gedanken, ob ich mich an Ihrer Concurrenz betheiligen solle. Nun ist mein Entschluß gefaßt; er lautet: „Nein!"

Ich bin im voraus überzeugt, daß das Resultat Ihres Unternehmens ein preisgekröntes Frauenzimmer sein wird, denn das was „man" will — ich brauche das „man" nicht näher zu präcisiren — kann höchstens ein schreibendes Weib. Ein Mann, der es versucht, beweist mit dem Versuche schon den Mangel jeglicher Begabung. Damit man aber nicht, wie immer nach derartigen Concurrenzen, jammert, es gäbe keine Talente mehr, schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Keine Zeit hat ein Privilegium auf Genies und es leben heute gerade so viel, wie nur jemals. Aber der deutsche Bildungsphilister will keine Genies, er fällt gleich in Krämpfe, wenn er ein Individuum sieht, das nicht ein Naturselbstabdruck seines werthen Ich ist, und er greift zum Riechfläschchen, wenn wo ein Gedanklein zum Vorschein kommt, das nicht auf seinem eigenen Niveau schwimmt. Sehr geehrte Herren! Ich kann, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, behaupten, daß ich Talent hatte. Ich kann es deshalb behaupten, weil ich es von mir geworfen habe, wie der Durstende in der Wüste einen Goldklumpen von sich wirft, um rascher zur Quelle zu gelangen. Auch ich war ein Durstender — ich durstete nach alldem, was andere Menschen besitzen: nach einem kleinen traulichen Heim, nach Weib und Kind, nach dem Glück des Lebens. Darum zerbrach ich die Feder und ward ein Arbeiter wie Andere. Ich bin ein tüchtiger Ingenieur geworden und Alles blüht mir, was ich erhofft. Und doch bin ich nicht ganz glücklich, denn immer und immer wieder gibt es Minuten, wo ich das Gold aufs Neue aufheben möchte. Weg damit!

Ich habe viel geschrieben und ein paar der besten unserer alten Dichter haben mir das Beste darüber gesagt. Aber was ich schrieb war ursprünglich und deshalb paßte es keiner Zeitung und deshalb wagte sich kein Verleger daran. Und weil das Talent in mir auch alle Poren des Menschen durchdrang, weil ich selbst so wenig — Bildungsphilister bin, deshalb fand ich auch sonst weder Gunst noch Geld. Wenn ich draußen im Feld vor dem Fernrohr stehe und die Trace eines neuen Schienenwegs ermittle, da kümmert sich weder Gott noch Teufel drum, ob mein Hirn anders ist als das der Dutzende. Ich thue meine Arbeit und die ist gut und ich komme vorwärts. Die Zahlen, die ich an meinem Nivellirinstrumente ablese, die kann mein Gehirn nicht beeinflussen, die stehen fest. Wenn ich aber schreibe, wenn ich dichte, dann kann ich den Genius nicht todtschweigen, dann spricht er. Der Künstler kann Handwerker sein, wenn er ein Handwerk betreibt. In seiner Kunst aber kann er es nie sein. Ihr aber wollt Handwerker in der Kunst und darum danke ich meinem guten Vater, daß er mich ein Handwerk lernen ließ.

Mein letztes, was ich schrieb, war ein Roman und als ich Ihr Ausschreiben las, zuckte es mir deshalb stark in den Fingern. Aber die Vernunft siegte — ich sage Ihnen meine Meinung, aber mein Buch bekommen Sie nicht. Es wäre ja doch durchgefallen und wer weiß, wohin mich das Alles wieder getrieben hätte. Es ist ein Dämon, das Gold! Warum aber mein Roman durchgefallen wäre? Ich will Ihnen die Gründe für diese Annahme so präcis angeben, wie es sich für einen Mathematiker schickt. Also:

1) Mein Roman spielt nicht in einer „Residenz" und nicht in Dornburg oder Waldenstadt und nicht in N. oder P., sondern — erschrecken Sie nicht — in Stuttgart. Denken Sie Sich einen Roman, der in Stuttgart spielt, wo alle Straßen ihre wirklichen Namen haben und alle Personen nach Modellen gezeichnet sind.

2) Mein Roman ist, wie jede große Dichtung, eine Tragödie.

Digitized by Google

Es passirt herzlich viel Komisches und Lustiges drinnen, aber der Ausgang ist tragisch. Nun heißt es zwar bei Ihnen nicht, wie bei den meisten derartigen Concurrenzen, daß ein heiterer Ausgang bevorzugt wird, aber der Durchschnittsleser will das und Sie werden keinen andern Willen haben.

3) Ein Faden meiner Handlung spinnt sich bei Hofe ab. Denken Sie sich, der Stuttgarter Hof in einem Roman. Und dazu ist ein wirkliches Ereigniß, eine Ohrfeige, die ein Oberst-hofmeister erhielt — die Geschichte ist Ihnen gewiß noch in Erinnerung — und noch manches andere Factum in die Handlung verwoben. Tollkühner! werden Sie sagen. Aber das Genie ist eben tollkühn.

4) Eine Episode des Romans bildet eine Begebenheit, welche, als sie passirte, durch alle Nicht-Stuttgarter Blätter ging. Eine Anzahl hochadeliger Officiere bildete eine Spielgesellschaft. Eines Tages machte man die Entdeckung, daß Einer davon, der Sohn einer der vornehmsten Familien, der sein Geld mit den Dirnen der Sommertheater verputzte, falsch spielte. Man drang nun nicht etwa auf seinen Austritt aus der Armee, sondern man begnügte sich, ihn zu veranlassen, daß er — zu einem preußischen Regimente übertrat. Die Sache ward später ruchbar, der saubere Cavalier ging nach Amerika und seine „Kameraden" mußten quittiren. Die Geschichte ist wahr. Im Roman erzählt, würde der Autor aber der abscheulichsten Tendenz beschuldigt werden.

5) Den Hauptfaden der Handlung bildet der Verlauf einer — wilden Ehe. Und — horribel, werden Sie sagen — ich vertheidige die wilde Ehe. Ich zeige, wie rein und sittlich, wie groß und erhaben eine solche sein kann, und zeige als Gegenstück dazu eine Anzahl der erbärmlichsten und unmoralischesten Ehen, auf die aber Niemand einen Stein wirft, denn sie sind gesetzlich. Hahaha! Ich möchte das Gezeter Eurer Philister hören! Nicht daß ich behaupte, das Privilegium auf die Wahrheit zu haben. Ich bin Künstler und stelle dar — das ist Alles. Euer Philister aber kümmert sich nicht um das Kunstwerk, er kann nicht objectiv genießen und will überall nur sich selbst und seine Anschauungen finden. Warf man doch einer Berliner conservativen Zeitung vor, daß ihre Romane nicht conservativ seien, und ein großes demokratisches Blatt wurde einmal öffentlich aufgefordert, es möge doch darauf achten, daß auch sein Feuilleton demokratisch sei!

6) Alles das, nach der pikanten Seite hin verarbeitet und in dem trockenen Dienstmannston der Colportageromane oder der Erzählungen in den Blättern für die untern Volksschichten vorgetragen, würde vielleicht wirken. Aber mein Buch ist ein Kunstwerk. Ich bildete, indem ich schrieb. Ich vermied das Sensationelle, das Pikante und das Gemeine. Ein hohes, ernstes Ideal schwebte mir vor, und ich machte weder Concessionen an die Dummheit, noch an die Unwissenheit. Ich suchte nicht, die Handlung künstlich zu verwickeln, und buhlte nicht um die Gunst eines Standes, eines Geschlechtes oder eines Lebensalters. Das Kunstwerk war sich bei mir Selbstzweck und demgemäß war auch mein Stil, stets der Sache angepaßt, malerisch und plastisch, derb oder weich, tändelnd oder gedrungen und knorrig, nie aber jener trockene, referirende Ton, welcher der Menge allein willkommen ist, weil er ihr am leichtesten das Verständniß erschließt, und sie von der Lectüre ja nichts verlangt, als daß eine Stunde damit angenehm vertrieben wird.

Und nun meine Herren, sagen Sie selbst, ob ein solches Monstrum concurrenzfähig wäre. Das aber müssen Sie zugeben, daß es ein Buch ist, wie in Deutschland seit Langem keines geschrieben wurde, vorausgesetzt, daß ich kein Lügner bin, daß ich wirklich genial ausgeführt habe, was ich Ihnen hier andeutete. Daß dies der Fall ist, daß Sie es wirklich mit einem Genie zu thun haben, dafür möge Ihnen als Beweis mein ferneres Stillschweigen dienen. Sie werden nie meinen Namen erfahren und nie mehr etwas von mir hören. Und wozu hätte ich Ihnen dann geschrieben?

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner besonderen Hochachtung ausgenommen in puncto Literatur."

Wir sahen uns lange schweigend an, nachdem ich den Brief zu Ende gelesen, und dann sprachen wir den ganzen Abend darüber. Ich war in einem außerordentlich erregtem Zustand und der Freund versprach mir, Alles zu unternehmen, um dem seltsamen Kauz auf die Spur zu kommen.

Er that auch das Menschenmöglichste, aber es war vergebens. Ich bewahre den Brief des Mannes wie eine Reliquie auf, ihn selbst habe ich aber nie kennen gelernt. Ob der Dämon nicht doch noch seine Krallen nach ihm ausstreckt und ihn fortzieht von der friedlichen Arbeit? Dann blickt er wohl in das Auge seines Weibes und folgt der Bitte des Kindes, das verlangend die Aermchen nach ihm ausstreckt. Gewiß — das Genie ist nur glücklich, wenn es sich nicht offenbaren kann. Und doch — und doch — aber, ich bin ja kein Philosoph, sondern nur Märchendichter. Mag Jeder seine Gedanken spinnen, wie er will. Meine Schuldigkeit ist erfüllt, wenn ich nur noch berichte, daß unser Preis nicht vertheilt wurde — aus Mangel an preiswürdigen Manuscripten. Nur drei von den 738 Arbeiten behielt der Freund zum Abdruck zurück; für das Bedürfniß der Leser, meinte er, waren sie gut genug, während von der Veröffentlichung jenes Monstrums in seinem Blatte, auch wenn der Autor ein Shakespeare des Romans, gar nicht die Rede hätte sein können.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Goldsand.

Sensationsstück in vier Acten von Victorien Sardou.

Die Kenner von Sardous Muse sind durch die Ankündigung dieses „neusten" Sensationsstückes nicht wenig in Verlegenheit gesetzt worden, denn von einem Stücke „La poudre d'or" hat sich ihre Schulweisheit nicht das Mindeste träumen lassen. Daß das Drama in dem Verzeichniß der sämmtlich bei Calmann Lévy in Paris erschienenen Werke des beliebten Dramatikers keineswegs zu finden ist, beweist nicht eben viel. Denn der geschäftskundige Autor pflegt, um der Räuberei der nicht dem internationalen Literaturvertrag beigetretenen Länder, vornehmlich Rußlands und Amerikas, zu entgehen, seine Stücke seit einiger Zeit gar nicht mehr in Druck zu geben, sondern sie nur in sorgfältig abgestempelten und numerirten Abschriften baar zu verkaufen. Auch der Verdacht, daß das „neue" in Amerika spielende Stück mit dem in Berlin schon bekannten „Onkel Sam" identisch sein dürfte, erwies sich als hinfällig. Erst nachträglich erfuhr man, daß „Goldsand" für die Ausstellung in Philadelphia geschrieben und noch auf keiner europäischen Bühne gegeben worden, wohl aber auf dem amerikanischen Theater durchgefallen sei. Und jetzt hatte ich auch die Lösung des Räthsels. Ich erinnerte mich, während meiner Pariser Zeit eine Journalnotiz in dem von den dortigen Theaterreportern beliebten Sensationsstile gelesen zu haben, wonach Sardou den Besuch einer geheimnißvollen „Dame in Schwarz" erhalten habe, welche bei dem berühmten Dramatiker gegen Hinterlassung einiger Tausenddollarnoten — nie ohne dieses! — ein eigens für sie geschriebenes Theaterstück bestellte. Hinterher hieß es dann wieder, die Dame selbst sei die Verfasserin des Stückes, und Sardou habe sich zur bloßen Durchsicht und Unterschrift verpflichtet. Dies Stück mit der großen Vorgeschichte glaube ich in der jüngsten Novität des Victoriatheaters zu erkennen, und jetzt ist es mir auch klar, daß die zweite Version die richtige sein muß: das Schauspiel ist das Werk der mysteriösen amerikanischen Schauspielerin und Directrice, Sardou hat blos einige in seinem „Onkel Sam" nicht mehr verwendete Pointen beigesteuert, ein paar Scenen umgeschrieben und sich vor Allem nicht entblödet, seinen Namen durch Signirung eines Machwerks bloszustellen.

„Goldsand", das Sardou für die Pariser Bühnen zu schlecht fand, ist also werthlose Exportwaare und als solche einer Besprechung gar nicht werth. Neben die geistvolle humoristische Charge: „Onkel Sam" gehalten, nimmt sich die Novität aus, wie ein Jahrmarktsbild neben

Digitized by Google

einer Freske. Die Sitten und Unsitten des fernen Westens werden da in der Manier eines Colportage-Romans behandelt. Raub, Mord, Brandstiftung überwuchern so sehr, daß für seine Sittenschilderung gar kein Platz mehr bleibt. Das criminalistische Interesse wird durch sensationellen Spektakel wachgehalten. Die Beraubung einer Goldgräbergesellschaft durch einen französischen Hausirer und einen Stierkämpfer, den seine mit Cigarren handelnde Geliebte zum Verbrechen treibt, wird dem Kassirer der Compagnie zur Last gelegt. Die Lynchjustiz fordert seinen Tod, und der Unglückliche hat nur noch Zeit, seinem Sohne die Reinigung seines Namens von der unverdienten Schmach auf die Seele zu binden. Die Umstände verketten sich aber dergestalt, daß der rächende Sohn den Vater seiner Geliebten für den Mörder seines Erzeugers hält, worauf dann das Pärchen, wie die Helden einer Feerie, eine Reihe von Prüfungen durchzumachen hat. Nachdem die Liebenden mit knapper Noth dem durch einen explodirenden Aquäduct gelöschten Savannenbrand (!) entgangen, sind sie Zeugen davon, wie sich die beiden wahren Mörder selbst beschuldigen und anfallen, und ihrer glücklichen Vereinigung steht jetzt nichts mehr im Wege.

Sardous Hand merken wir da und dort in der viel zu breiten, aber manchmal drolligen Exposition, die uns lustige Straßentypen von San Francisco vorführt; besonders aber in der großen Conversationsscene des dritten Actes, wo ein junger Arzt — es ist eben der Sohn des unschuldig Gelynchten — den beiden sich wie Robert und Bertram geberdenden Raubmördern das Horoskop stellt und sie zum Geständniß zwingt, und endlich in der darauf folgenden effectvollen Liebesscene, wo Sardou das von ihm mit Vorliebe behandelte Thema vom falschen Verdacht in leidenschaftlicher Dialektik variirt. Der Rest ist Schweigen.

Es ist sehr zu bedauern, daß die neue Direction des Herrn Scherenberg sich nicht glücklicher eingeführt hat. Am Abend der ersten Aufführung schien sich Alles gegen das Stück verschworen zu haben. Die Schüsse versagten, die Säcke mit dem Goldsande platzten, die Maschinerien spielten nicht gehörig, und die Schauspieler fielen aus den Rollen. Nur die Claqueurs entwickelten eine schöne Präcision. Z.

Notizen.

Friedrich Schlegel 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften herausgegeben von J. Minor. Erster und zweiter Band. (Wien, Carl Konegen.)

Statt des Supplements zu den Werken Friedrich Schlegels, welches schon August Wilhelm herauszugeben gedachte, liegt uns heute, nachdem mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, seit August Wilhelm seine Pläne Tieck eröffnete, eine Gesammtausgabe der prosaischen Jugendschriften Friedrich Schlegels, welche in die Zeit von 1794—1802 fallen, in zwei Bänden vor, deren erster die Schriften zur griechischen Literaturgeschichte enthält, während der zweite die in die Werke bisher nicht aufgenommenen Aufsätze umfaßt, die sich auf deutsche Literatur und Philosophie beziehen und einen gesellschaftlichen Charakter tragen. Der Abdruck derjenigen Abhandlungen, welche den ersten Band ausmachen, rechtfertigt sich durch das Wort „Jugendschriften" auf dem Titelblatte des Werkes. Wie sie in den Gesammtausgaben vorliegen, weisen sie alle die Veränderungen sachlicher und formeller Natur auf, denen der Autor selbst die ursprüngliche Fassung später unterworfen hat, so daß sie in der Gestalt wohl für wenig geeignet gelten konnten, uns mit den Jugendarbeiten Schlegels bekannt zu machen. Diesem Uebelstande abgeholfen zu haben, ist das Verdienst der Ausgabe Minors, welche überall den ersten Text wieder herstellt. Aus der Einleitung zum zweiten Bande heben wir die Untersuchung hervor, welche der Herausgeber hatte anstellen müssen, um zu entscheiden, was von den anonym erschienenen Recensionen und Fragmenten wirklich als Friedrich Schlegels Eigenthum zu betrachten sei, was nicht. Daß die Autorschaftsfrage in manchen Fällen ungelöst bleiben mußte, liegt in der Natur der Sache, und es ist daraus für den Herausgeber durchaus kein Vorwurf abzuleiten. Nicht zu verzeihen ist dagegen einem Herausgeber der Schriften Friedrich Schlegels die Geschmacklosigkeit, ähnlich triviale Redewendungen zu gebrauchen wie „er machte in christlicher Lebensphilosophie." Ein gleicher Mangel an Geschmack spricht sich in der sonderbaren Apostrophe der „kritischen Freunde" in der Vorrede des ersten Bandes aus. Um sich diesen gefällig zu erweisen und ihnen die einmalige Mühe des Tadelns zu ersparen, hat der Herausgeber sich veranlaßt gesehen, alle zehn Zeilen eine Zahl, die Seitenzahl des ersten und zweiten Druckes, einzuschalten! Wie geartet denkt sich der Herausgeber eigentlich sein Publicum? Er versteht doch darunter kaum das „große" Publicum, glaubt doch nicht etwa, daß die „Historischen und kritischen Versuche über das klassische Alterthum" vielerorten als häusliche Theetischlectüre enthusiasmirte Liebhaber finden? Zudem erklärt er wenige Zeilen vorher, daß die Ausgabe auch wissenschaftlichen Zwecken dienen solle. Die Angabe und bequeme Uebersicht des zur Vergleichung heranzuziehenden Materials gehört aber gewiß zu den vornehmsten Erfordernissen einer jeden wissenschaftlichen Ausgabe. B.

* * *

Das Bild des Eros. Neue milesische Märchen von Oscar Linke. Jena, Hermann Costenoble.

Aspasia, des Perikles Gattin, hat ein Souper veranstaltet und die Freunde des Hauses, Pheidias und Anaxagoras, Sophokles, Alkamenes, Protagoras, Euripides, Hipponikos und Sokrates eingeladen. Nach dem Mahle die Zeit zu kürzen, soll jeder auf Wunsch der Wirthin ein Geschichtchen vortragen. Bedingung ist, daß sich jede erzählte Begebenheit auf das Wirken des Eros bezieht. Man glaubt so schließlich das Wesen dieser Gottheit fixiren zu können. Die Idee ist im Großen und Ganzen nicht neu. Den Erzähler durch irgend etwas kenntlich zu machen, sei es nun, daß man ihm das Antlitz einer drehbaren Statue zuwendet, oder, wie dem jedesmaligen Vertheiler beim Kartenspiel, einen Hut aufsetzt, läßt sich auch nicht zu den Dingen rechnen, die Ben Akibas Wahlspruch Lügen strafen. Genügt es, um uns den ganzen Zauber griechischen Lebens empfinden zu lassen, einen lustigen Studentenstreich nach der Tripodenstraße zu verlegen, uns den stud. jur. et cam. Eugen Müller als Eutyches und Fräulein Dora Schulze als Diomeia vorzustellen, so ist nicht zu begreifen, weshalb man die Helden und Heldinnen der Schäferromane nicht als Vollblutgriechen und Griechinnen gelten lassen will. Ebenso schwierig wie die Lösung dieses Widerspruchs erscheint uns das Verständniß mancher Kapitel. Wir müssen bekennen, daß es uns bei der Lectüre derselben nicht recht gelingen wollte, uns unter den tiefblauen Himmel von Hellas zurückzuträumen, vielmehr ließ Manches darin Bilder aus einem weit rauheren Landstriche vor unserem geistigen Auge erstehen. Dem Zeitgeschmack Rechnung zu tragen, hält es Oscar Linke für passend, in die Schilderung einer athenienfischen Kneiperei ein Nachtstück in Zolas Manier einzufügen. Erwähnenswerth ist noch, daß die Gäste des Perikles und der Aspasia ihren Schiller ziemlich fest haben, ja, man staune, auch Einiges aus Bismarcks Reden bei passender Gelegenheit ohne Besinnen anzubringen verstehen. Immerhin läßt sich dem Verfasser ein ungemein ansprechendes Erzählertalent nachrühmen. B.

* * *

Gustav Schwab, Kleine prosaische Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von K. Klüpfel. Freiburg i. B. u. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Dies Buch gibt ein freundliches Bild von Schwabs kritischer Thätigkeit in der Periode des kräftigsten Mannesalters und regsten Schaffens (1826—1839) und bietet zumal in den Recensionen über Uhland, Hölderlin, Kerner, Lenau, Mörike und Rückert viel Ansprechendes voll liebenswürdig eingehender Gewissenhaftigkeit und ohne jede Spur von Cameraderie. Es bildet zuvörderst eine werthvolle kritische Arbeit über die schwäbische Dichterschule, die so viel des Schönen geleistet hat. In seiner angeborenen Gutmüthigkeit ist Schwab allerdings da und dort, z. B. im Lobe von König Ludwigs Gedichten, zu weit gegangen. Mit so „reißender Ungeduld" stritt sich „das deutsche Vaterland" um die „ihm vom Throne herab gebotene" Gabe keineswegs; es sei denn, daß Schwab das Vaterland nur von bayerischen Hofräthen und Antiquaren und Makulaturhändlern bevölkert glaubte.

* * *

Mary Lafon, Cinquante ans de Vie littéraire. Paris, Calmann Lévy.

Monsieur und Madame Lafon erzählen hier am Abend ihres Lebens ihre literarischen Erinnerungen, und es setzt dabei viel Klatsch und Tratsch, aber auch viel des Aufhebens werthes Detail ab. Freilich möchten wir diesen Memoiren keinen allzu großen documentarischen Werth

Digitized by Google

beilegen, denn Lafon ist erstens ein Provenzale und als solcher leidet auch er an dem bekannten Nationallaster einer ausschweifenden Phantasie, welche es mit der Grenze zwischen Wahr und Unwahr nicht zu genau nimmt, weshalb er denn auch manche Anekdote, die schon im Meidinger zu finden ist, als ein Selbsterlebniß erzählt. Dann aber ist Lafon, trotz unleugbaren Talents, ein verunglückter Poet, dessen Haß namentlich auf die Rencensenten, die sein Genie nicht anerkannt, selbst übers Grab hinaus währt und sich jetzt noch in hämischen Bemerkungen und scandalösen Geschichtchen gefällt. Namentlich spielt hier, und dies ist eben echt provenzalisch, der nachträgliche Einfall, der esprit d'escalier, eine sehr große Rolle, und es ist erstaunlich, wie scharf und witzig der Verfasser in allen Lebensjahren und unter allen Umständen geantwortet haben will. Wenn nur die Hälfte dieser oft tollkühn beleidigenden Repliken wirklich an Ort und Stelle improvisirt wurden, so muß man sich verwundern, daß Lafon so wenig Ehrenhändel haben und zu so hohen Jahren kommen konnte.

* * *

Des Aristophanes Werke. Uebersetzt von Joh. Gust. Droysen. 2 Theile. Leipzig, Veit & Comp.

Zum Lobe dieser klassischen Uebersetzung, die bereits in dritter Auflage erscheint und neben welcher sich diejenigen von Voß, Seeger und sogar Donner äußerst ungelenk und schwer lesbar ausnehmen, braucht nichts mehr gesagt zu werden. Die Lectüre dieser schöngeformten, gewandten und sinngetreuen Arbeit eines congenialen Geistes ist ein Genuß, der dem Zauber des Originals wunderbar nahe kommt. Der Curiosität halber sei bemerkt, daß in der berüchtigten „Lysistrate", vielleicht der schwierigsten Aufgabe der Uebersetzungskunst, der energisch harte Dialekt der Lakonier durch Schweizer Mundart wiedergegeben wird, welche Stellen in ihrer ungeschlachten Natürlichkeit für deutsche Leser freilich gar sehr eines Glossars bedürfen. Wir empfehlen dieses Buch, das in jeder Beziehung ein Prachtwerk ist.

* * *

Von Meyers Hand-Lexikon (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig) erscheint soeben die dritte Auflage in 40 wöchentlichen Lieferungen — gewiß ein willkommenes Signal für Alle, welche noch nicht im Besitze dieses für jeden gebildeten Menschen unentbehrlichen Vademecums sind. Ein Wunder an Vielseitigkeit, Prägnanz und Sicherheit, ja von schier sprüchwörtlich gewordener Unfehlbarkeit wird „der kleine Meyer" zweifelsohne auch in dieser neuen gesichteten und ergänzten Auflage mit seinen mehr als 60,000 Artikeln und Hunderten von Illustrationen, Karten, Tafeln und Beilagen abermals sein.

Offene Briefe und Antworten.

Antikritisches.

Hochverehrter Herr!

Ein hervorragender Berliner Theaterkritiker brachte neulich wieder einmal die Behauptung, „das Drama müsse in der Gegenwart wurzeln", das heißt seine Stoffe der Jetztzeit entnehmen. Betrachten wir diesen bis zur Sättigung wiederholten Satz näher: messen wir ihn an dem Maßstab der Geschichte und prüfen wir seine etwaigen ästhetischen, kunstphilosophischen Stützen. Wir scheiden dabei das Lustspiel und das niedere Schauspiel einerseits, das Trauerspiel und Schauspiel höheren Stiles andrerseits. Für das Lustspiel ist einzuräumen, daß es, aus nahe liegenden Gründen, seine dankbarsten Stoffe am häufigsten in der Gegenwart findet, deren Krankheiten, Modethorheiten, Einseitigkeiten es geißeln will. Jedoch der Lustspieldichter verfolgt keineswegs ausschließlich diesen Zweck: das Menschliche — im Sinn der „Schröder" — überhaupt, das Ungereimte, Widerspruchvolle, der „verkehrte Wille", der das Gegentheil seiner Zwecke herbeiführt, das Komische ist an keine Zeit gebunden und die Geschichte lehrt nicht nur, daß Lustspiele als Meisterwerke allerersten Ranges auch von späteren Geschlechtern bewundert werden, für welche sie „historische" erst geworden sind (Molière, Minna von Barnhelm), sie zeigt auch, daß Lustspiele, deren Stoffe der Dichter „der Vergangenheit" entnahm, die also von Anbeginn „historische" waren, zu den vorzüglichsten ihrer Gattung zählen können (Glas Wasser, Zopf und Schwert). Dieser Hinweis auf das „historisch" gewordene oder von Anfang „historisch" gewesene Lustspiel zeigt, daß jenem Satz nicht einmal für das Lustspiel uneingeschränkte Geltung zukömmt. (Aehnliches wie vom Lustspiel gilt vom Schauspiel niedrigeren Stiles, in welchem der Conflict überall nicht einen tragischen Anlauf nimmt oder doch das Pathos des Ausdrucks, in gewissem Sinn auch der Empfindung, schwächer ist — eine Dramengattung, welche, der Antike fremd, erst im späten Mittelalter auftaucht.) Im Trauerspiel aber und im Schauspiel höheren Stils (Wilhelm Tell) lehrt die Geschichte das schroffe Gegentheil jener Behauptung. Sehen wir von minder bedeutenden Epochen der dramatischen Literatur- und Bühnengeschichte ab, so ergeben sich als die wichtigsten das althellenische, das englische, das spanische, das französische und das deutsche klassische Trauer- und Schauspiel. Wohlan: mit einer einzigen Ausnahme (den „Persern") sind alle hellenischen Tragödien der Sage (resp. Geschichte) der Vorzeit, oft der fernsten, entnommen. Wollen wir die mittelalterlichen Mysterien als Vorstufe des Dramas gelten lassen und heranziehen — so finden wir die Geschichte Christi und der Heiligen der Vorzeit als Stoff derselben. Die spanischen Trauer- und Schauspiele haben oft genug historische oder erfundene oder legendenhafte, aber in die graue Vorzeit verlegte Stoffe. Von Shakespeares Trauer- und Schauspielen reicht nur Eines bis fast in seine Gegenwart herab: alle andern sind römisch, griechisch, mittelalterlich vor dem 16. Jahrhundert oder gehören, wie Lear und Macbeth, der ganz besonders durch die Entrüstung der Kritiker geehrten nordischen Welt und Vorzeit an. Corneille und Racine behandeln ausschließend griechische, römische, orientalische, mittelalterliche Stoffe. Wir kommen zu Lessing, Schiller, Goethe. Ist Nathan oder ist die (ungefähr Lessing gleichzeitige) Miß Sara Sampson das herrschende Stück des Lessing-Repertoires geworden und geblieben? (Von Emilia Galotti zu schweigen.) Schiller: seiner Zeit angehöriger Stoff: ganz allein „Kabale und Liebe." Sonst 15., 16., 17. Jahrhundert: Tell, Jungfrau, Fiesco, Maria Stuart, Wallenstein, Räuber; früh mittelalterlich: Braut von Messina. Goethe: modern: nur die Geschwister; sonst griechische Vorzeit (Iphigenie), Renaissance (Tasso), Reformationszeit (Faust, Götz, Egmont). Wie nimmt sich jene Behauptung gegenüber der Geschichte, gegenüber diesen Eidhelfern aus. Aber ästhetisch, kunstphilosophisch betrachtet müssen wir zu demselben Ergebniß gelangen. Jene Forderung wird das Trauerspiel wie das Schauspiel hohen Stils auf den Aussterbeetat setzen oder zu unwahren Uebertreibungen verführen. Tragische, unlösbare Conflicte, welche mit dem Untergang des Helden enden müssen, kommen in der Gegenwart höchst selten so rein vor, daß sie ästhetisch brauchbar sind: sie begegnen freilich leider oft genug, aber sie gehören der Pathologie, der Criminalstatistik an. Die fortschreitende Civilisation läßt rücksichtslos ihrer Leidenschaft in den Abgrund folgende Naturen viel seltener aufkommen — sie mischt reichlich genug das Wasser der nüchternen Vorsicht in den Wein des Affects — und selbst wenn solche Naturen anfangen, in schwere Verwickelungen zu gerathen, findet eben diese Civilisation tausend Mittel und Mittelchen, den Conflict zu lösen, bevor er tragisch werden konnte. Wollte der Dichter aber solche tragische Naturen und solche tragische Conflicte erfinden und in die Gegenwart verlegen, so würde man ihm ebendeshalb mit Recht nichts glauben, man würde ihn der maßlosen Uebertreibung beschuldigen und ihm einwenden: „Guter Mann, das kommt so nicht mehr vor." Was vom Trauerspiel, gilt mit geringer Abschwächung auch vom Schauspiel hohen Stils: bei welchem der Conflict wenigstens einige Zeit lang als tragischer, als unlösbarer scheinen muß, bis die psychologische Heilung unerwartet und doch wohl begründet, eintritt. Das Publicum sagt: „Bange machen gilt nicht." Es kommt nicht zum Selbstmord: das Stück spielt ja in der Gegenwart. (Denn wir wiederholen, die so zahlreichen modernen Selbstmorde sind fast nie ästhetisch verwendbar.) Wir bleiben also bei der entgegengesetzten durch die Geschichte bestätigten, durch innere Gründe gestützten Behauptung: Trauerspiel und hohes Schauspiel müssen nicht in der Gegenwart, vielmehr (regelmäßig) in der Vergangenheit ihre Stoffe suchen.

Verehrungsvoll

Felix Dahn.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Digitized by Google

Neuer Verlag von **Freund & Jeckel** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Novellen von Ernst von Wildenbruch

enthaltend:

Francesca von Rimini. — Vor den Schranken. — Brunhild.

Broschirt 4 *M.*, elegant gebunden 5 *M.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Schönste Dichtung

der neueren Zeit.

Hartwig und Else.

Von

Joh. v. Wildenradt.

Zweite Auflage.

Eleg. gebunden 6 *M.*

Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von **Franz** Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. **Maehly.**
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. **Boltenstern** und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 *M.* Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Verlag von **B. F. Voigt** in **Weimar.**

Die Blattpflanzen

und

deren Kultur im Zimmer

von

Dr. Leopold Dippel,

ord. Professor in Darmstadt.

Zweite verb. und verm. Auflage.

Mit 34 eingedruckten Holzschnitten.

Gr. 8. Geh. 5 *M.*

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

DIE FINANZEN FRANKREICHS

von **Dr. Richard von Kaufmann,**

Professor der Staatswissenschaften an der techn. Hochschule zu Aachen.

Preis geh. 25 M., geb. in Halbfranz 30 M.

Der bekannte französische Nationalökonom *Maurice Block* in Paris sagt über vorliegendes Buch in der Kölnischen Zeitung, Nr. 270, I. Blatt:

„... Frankreich selbst hat kein Spezialwerk über seine Finanzen, das so vollständig und so ganz auf der Höhe der Wissenschaft ist wie das vorliegende. Der Wert desselben wird immer gründlicher gewürdigt werden, je mehr man sich in dasselbe eingearbeitet haben wird; es ist ein ‚standard work', ein klassisches Buch, das dem deutschen Fleiss und insbesondere dem Verfasser Ehre macht."

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Meine **wahrhaft schön** singenden

Kanarienvögel

werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dursten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist.

R. Maschke,

St. Andreasberg im Harz.

Lichtstrahlen

aus Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung

Inhalt: Natur und Naturforschung. Der Mensch und die menschliche Gesellschaft. Wissenschaft und Kunst. Idealismus u. Religion. Cultur.

Brosch. 2 *M.*

In eleg. Leinwandband 3 *M.*

Verlag von **Lampart & Co.** in **Augsburg.**

Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart.**

Lothar Bucher, **Der Parlamentarismus.** 2. Auflage. broschirt 5 *M.*, geb. 5 *M.* 50 ₰.

Fürst Bismarck von **Wilhelm Müller,** Prof. in Tübingen. brosch. 5 *M.*, geb. 5 *M.* 50 ₰.

Dies irae. **Erinnerungen eines französischen Officiers an Sedan.** brosch. 2 *M.*, geb. 3 *M.*

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung von L. Ehlermann in Dresden.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 4. November 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Befestigung Wiens. Von Gustav Weisbrodt. — **Literatur und Kunst:** Eine Dichterin des Protestantismus in Holland. Von Theodor Wenzelburger. — Die Musikgeschichte von Ambros. Von G. Doempke. — Zum Brüsseler Friedenscongreß. Eine Plauderei. Von Hans Wachenhusen. — Rückblick auf die Münchner Elektricitätsausstellung. Von H. W. Vogel. — **Aus der Hauptstadt:** Kunstausstellungen. Von Alfred Lichtwark. — Dramatische Aufführungen. „Gesellschaftliche Pflichten." Schwank in vier Acten von H. Wilken und Oscar Justinus. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die Befestigung Wiens.

Von Gustav Weisbrodt.

Ein höherer Offizier (Oberstlieutnant Rechberger v. Rechkron) hat unter dem Titel „Wiens militärische Bedeutung. Eine historische Studie", wie er selbst anführt „im Auftrage und unter Leitung der Direction des k. k. Kriegsarchives" eine hochinteressante Arbeit verfaßt. Die Arbeit gibt sich als eine rein akademische Erörterung und officiöse Stimmen haben nicht verfehlt, ihr ex post ausdrücklich nur eine solche Bedeutung zu vindiciren; es bedarf aber kaum der Bemerkung, daß das „k. k. Kriegsarchiv" wichtigere Dinge zu thun hat, als akademisch in der Oeffentlichkeit zu discutiren, daß jene Publication vielmehr direct bestimmt ist, mit historischen, politischen und militärischen Gründen für die Nothwendigkeit der Befestigung resp. der Wiederbefestigung Wiens zu plaidiren oder das Thema wenigstens vorläufig dem größeren Publicum, vor allen Dingen Wiens selbst, mundgerecht zu machen.

Neu ist die Anregung des Gegenstandes nicht. Unmittelbar nach der Katastrophe des Jahres 1805 hatte der Erzherzog Karl die Deckung Wiens gegen einen von Westen andringenden Feind gefordert und ein Offizier vom Generalquartiermeisterstab legte ein Project vor, welches auf der bestimmten Erwägung basirte, daß die erste Operation des Feindes jederzeit dahin gerichtet sein werde, sich der Hauptstadt zu bemächtigen und sie zum Pivot seiner weiteren Action und zu seinem Hauptdepot zu machen. Das Jahr 1809 mit seiner zweiten Katastrophe kam indeß heran und noch war nichts geschehen, aber es wurde doch das Bedürfniß eines großen Waffenplatzes als unabweislich erkannt und Komorn, mit einem starken Donau-Waag-Brückenkopf, dazu in Aussicht genommen. Erzherzog Karl widersprach nicht gerade, aber er hielt die Festung Komorn für den Schutz der westlichen Reichstheile entschieden unzureichend und drang auf die Befestigung des Donauthales, und Kaiser Franz zeigte sich geneigt, „um nicht nur Armeevorräthe anzuhäufen, sondern auch einer zahlreichen Armee Schutz zu gewähren", dort eine „Festung ersten Ranges" zu schaffen. Die Frage erweiterte sich aber alsbald zu einem vollständigen System der Reichsvertheidigung. Der Sieger von Aspern betrachtete das Donauthal als den das Ganze beherrschenden Schlüssel und wollte Komorn nur als Hauptwaffenplatz gelten lassen; es sollten deshalb Enns und Mauthausen als permanente Festungen etablirt, Wien mit zwei Brückenköpfen versehen, Budweis als place du moment, Przemysl und Brixen als Depotfestungen, Trient, Rolesso und Jaslo als Festungen dritten Ranges erklärt werden. Anderer Meinung war der Erzherzog Johann, der nachmalige Reichsverweser. Die befestigte Stadt Steyr sollte den Uebergang am Zusammenflusse der Enns und Steier sichern, Enns und Mauthausen sollten der Depotplatz für eine Armee werden und ein verschanztes Lager erhalten, in Böhmen sollte Budweis, als Straßenknotenpunkt, in eine Festung umgewandelt und Pilsen durch ein Fort gedeckt werden, für Mähren wurde Olmütz als Hauptwaffenplatz bezeichnet, in Schlesien sollte, zur Sicherung des dortigen Straßenknotenpunktes, Teschen ein verschanztes Lager erhalten, in Galizien, an dem Vereinigungspunkt von vier Hauptstraßen, Przemysl befestigt werden, in Ungarn Ursok, als Paßsperre des Uebergangs über die Karparthen, durch ein Fort geschützt, und mit weiteren Befestigungen sollten Huszt als Knotenpunkte der Eingänge aus Galizien und der Bukowina nach Ungarn, Tokay, zur Sicherung des Uebergangs über die Theiß, Eperies als Hauptentrepot, die Anhöhe bei Nehre als Sperrpunkt der von Sandec über Bela nach Käsmark führenden Straße, endlich Rosenberg als Vereinigungspunkt mehrerer Straßen versehen werden. Auf Grund dieser verschiedenen Vorschläge trat dann im Jahre 1829 wirklich, unter dem Vorsitz des Grafen Bellegarde, eine Commission zusammen, um „rücksichtlich einer ersprießlichen Befestigung der Monarchie" Berathung zu pflegen. Es wurden zwei verschiedene Gattungen von Festungen beantragt, die eine als „für die Sicherheit des Staates höchst dringlich", die andere nur als „höchst nützlich" bezeichnet. Vor allen Dingen sollte durch „permanente Befestigungen dem Vordringen des Feindes im Donauthal gegen die Residenz ein starkes Hinderniß entgegengesetzt" werden, Linz und Enns waren als die „den strategischen Forderungen am meisten entsprechenden Punkte" genannt. Außerhalb des Donauthales galt als der Punkt, der „im Vertheidigungssystem der Monarchie gegen Westen zunächst und am meisten bedacht werden müsse", Budweis. Die Sicherung von Brixen und Pilsen wurde erst „bei vorhandenen Mitteln für die Folge" in Aussicht genommen. Was Prag betrifft, so gingen die Meinungen der Commission auseinander: ein Theil wollte die böhmische Hauptstadt, „um dem aus Sachsen und der Lausitz eindringendem Feinde ein Bollwerk entgegenzustellen", zur Festung gemacht wissen, ein anderer Theil war der Ansicht, Königgrätz und Josephstadt, ohnehin bedeutende Straßenknotenpunkte, würden in dieser Hinsicht dasselbe leisten. Die Schlußbemerkung des betreffenden Protokolls lautet, charakteristisch genug: „Sollte es sich darum handeln, aus diplomatischen Rücksichten keinem benachbarten Staat ein Mißtrauen zu zeigen und würden finanzielle Erwägungen uns die Erbauung dreier aus permanenten Werken bestehenden und mit Noyau versehener ver-

Digitized by Google

schanzter Lager gestatten, so wird 1) ein solches Lager an der oberen Weichsel und den Karpathen, 2) ein anderes bei Linz und 3) noch ein anderes zwischen Mailand und dem Ticino auf der Hauptstraße nach Turin beantragt."

Das waren viele und große Projecte, aber von ihnen allen kam nur die Befestigung von Linz mit den seitdem einigermaßen obsolet gewordenen Thürmen des Erzherzogs Maximilian zur Ausführung. Jedoch schon in den vierziger Jahren trat die allgemeine Befestigungsfrage wieder in den Vordergrund und in den sechziger Jahren stellte der Feldmarschall Heß, der einst, als Generalstabschef Radetzkys, die Vortheile des italienischen Festungsvierecks so ausgezeichnet zu verwerthen gewußt, den bestimmten Antrag, Wien durch Befestigungen gegen den äußeren Feind zu schützen, und der Generalstab arbeitete den Plan dafür aus. Die Residenz sollte durch weit vorgeschobene Gürtelwerke permanenten Stils — 26 solche Werke waren beantragt, die, auf einer Peripherie von 9 deutschen Meilen vertheilt, einen größten Durchmesser des Lagerraums von 3 deutschen Meilen ergeben hätten — gegen ein Bombardement und gegen eine unmittelbare Beschießung, dann aber auch durch eine innere und engere, „erst im Erfordernißfall zu improvisirende" passagere Befestigung „gegen Handstreiche und Sturmangriffe" geschützt werden. Es kam das Jahr 1866 und wiederum war nichts geschehen, aber das Jahr 1866 ließ die Befestigung nur noch um so gebieterischer erscheinen, aber freilich lasteten die Folgen des Kriegs materiell und moralisch zu drückend auf dem Reiche, als daß dieselbe sofort hätte in Angriff genommen werden können. Erst der deutsch-französische Krieg trat mit einer neuen ernsten Mahnung an die Heeresleitung heran und sie zog die Befestigung der Enns-linie und Wiens abermals in Erwägung; sofort aber erhob sich in der Presse ein Sturm, der den Widerstand der parlamentarischen Factoren als einen kaum zu bewältigenden erkennen ließ, und abermals wurde die Befestigungsfrage von der Tagesordnung abgesetzt. Gleichwohl kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie alsbald wieder auf derselben erscheinen wird, daß sie zu derselben Zeit erscheinen wird, wo die Beschaffung der erforderlichen, jedenfalls sehr bedeutenden Mittel auf weniger Schwierigkeiten als gegenwärtig stößt. Die Befestigung mag, auf kürzere oder längere Zeit, vertagt werden, aber man wird sie nie aus den Augen verlieren dürfen, so lange es als sicher gelten muß, daß Wien jederzeit das strategische Ziel jeder feindlichen Invasion sein wird. Es kann das nicht bestimmter, nicht einleuchtender nachgewiesen werden als in den zwei Sätzen: „Aus allen Oestreich umklammernden Staaten convergiren gegen Wien nicht nur zahlreiche, sondern auch mannichfache Bewegungslinien und sie vereinigen sich dort zu einem der bedeutendsten Straßenknoten. Jede feindliche Operation, von wo aus auch dieselbe gegen den Staat Oestreich begonnen werden mag, trifft, wenn sie nicht durch die lebenden Streitkräfte schon früher paralysirt werden konnte, zuletzt immer auf den strategischen und politischen Punkt Wien. Bis zum Jahre 1866 war es Frankreich, welches im Bündniß mit Italien gleichzeitig von Westen und von Süden gegen das Centrum der Monarchie vordringen konnte. Heute umfaßt Deutschland unsere Monarchie im Westen und Nordwesten vom Bodensee bis Mislowitz in Preußisch-Schlesien. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der deutsche Nachbar in einem Kriege gegen Ostreich nur Wien als strategisches Operationsobject ins Auge fassen kann, um so mehr als er von Westen durch das gänzlich ungeschützte Donauthal und von Norden aus Schlesien über Glatz den kürzesten Weg zum Centrum des Reiches findet. Gegen Rußland ist die geographische und politische Position so scharf markirt, daß sich diesbezüglich kaum irgend Jemand einer Täuschung hingeben dürfte. Der große Nachbar im Osten kann von seiner Basis, die von Polen bis zum Pontus reicht, auf mehreren Haupt-Operationslinien gleichzeitig gewaltige Heersäulen gegen das Centrum der Monarchie in Bewegung setzen. Ignorirt und unterschätzt man die jüngsten Veränderungen in der politischen Gestaltung der Balkan-Halbinsel nicht, so erscheint Rußlands Machtsphäre wesentlich erweitert. Die Ursachen, welche zur Gründung neuer selbstständiger Reiche führten, legen die Möglichkeit einer nicht minder ausgedehnten südslavischen Operationsbasis für Rußland in einem Kriege gegen Oestreich nahe und dadurch erscheint letzteres von Krakau bis Belgrad durch den östlichen Gegner umklammert.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der vorliegenden Arbeit, daß sie — während im Uebrigen alle Welt darüber einig ist, daß Oestreich gegen Rußland nicht vorsichtig genug sein kann — von jeder Möglichkeit eines feindlichen Zusammenstoßes mit Italien, das sich seiner irredentistischen Gelüste noch weitaus nicht entäußert hat, ganz abzusehen scheint, dagegen diejenige Eventualität, die man heute noch als die entfernteste liegende bezeichnen muß, die Eventualität eines Conflictes mit dem engst verbundenen Deutschland, sehr bestimmt ins Auge faßt. Ob das gerade politische Klugheit oder auch nur Schicklichkeit ist, möchte zu bezweifeln sein. Man soll keinen Teufel, auch diesen nicht, an die Wand malen: nicht einmal akademisch und als „Studie".

Literatur und Kunst.

Eine Dichterin des Protestantismus in Holland.

Von Theodor Wenzelburger.

Jüngst waren die Säle des zu Vorlesungen und musikalischen Abenden bestimmten Gebäudes „Diligentia" im holländisch klassischen „Voorhout", dem schönsten Stadttheil der Residenz Haag, festlich geschmückt. In den beiden vordern Räumen waren mehr als 100 Zeichnungen, verschiedene musikalische Compositionen und etwa 700 von niederländischen und fremden Schriftstellern beschriebene Albumblätter ausgestellt, der Hauptsaal war mit Blumen und Laub verziert, ein sanft gedämpftes Licht fiel durch die Palmenzweige, auf dem Orchesterplatze saß an einem Flügel Hollands großer Componist Verhulst und eine lautlose Stille herrschte unter den Anwesenden, deren Zahl mehr als 200 betrug. Um drei Uhr öffneten sich die Flügelthüren und herein trat am Arme ihres Mannes, des hochbegabten Malers Bosboom, Hollands große und gefeierte Romanschriftstellerin, Anna Louise Gertruda Toussaint, voraus gingen vier liebliche, weißgekleidete Mädchen, Blumen auf den Weg streuend, Verhulst spielte den eigens zu der Feier componirten Festmarsch und alle Anwesenden erhoben sich mit ehrfurchtsvollem Schweigen, um der gottbegnadeten Frau, die an diesem Tage ihren siebzigsten Geburtstag feierte, die verdiente Huldigung darzubringen. Nachdem sie von dem Festcomité begrüßt worden war, erschien der Adjutant des Prinzen von Oranien, der ihr ein Miniaturporträt seiner verstorbenen Mutter, der Königin Sophie, überreichte, es erschien der ehrwürdige Beynen, um ihr im Namen der Königin Emma und der Prinzessin Heinrich herzliche Glückwünsche zu überbringen, Amsterdam und Haag waren durch ihre Bürgermeister vertreten, Alkmaar, ihre Geburtsstadt, bezeugte durch den Dichter Hofdijk aufs Neue seinen Stolz und seine Freude über den Ruhm seiner Ehrenbürgerin, vom ganzen Lande waren Bewunderer, Freunde und Bekannte der Dichterin zusammengekommen, fast alle Schriftsteller und Künstler von Bedeutung hatten sich eingefunden, und so gestaltete sich das Fest zu einer echt niederländischen Nationalfeier.

Die Dichterin ist die Tochter eines Apothekers in Alkmaar und ich würde auf diesen Umstand nicht besonders hingewiesen haben, wenn nicht durch ein seltsames Spiel des Zufalls eine Reihe der bedeutendsten niederländischen Dichter ebenfalls ihre unmittelbare Herkunft von einem Vertreter desselben Berufes herleiteten, dem bekanntlich — wenigstens in Deutschland, man denke nur an Hermann und Dorothea — in Romanen und Erzählungen eine sehr stiefmütterliche, oft wenig beneidenswerthe Rolle zugewiesen ist.

Bis zu ihrem zwanzigsten Jahre von ihrer Großmutter in Harlingen erzogen, bildete sie sich, wieder nach Alkmaar zurück-

Digitized by Google

gekehrt und ihrem Drange nach einer unabhängigen Lebensstellung folgend, zur Lehrerin aus, im Jahre 1833 bestand sie das Examen und von 1833 bis 1835 wohnte sie als Gouvernante bei einer vornehmen Familie in Hoorn.

Die Zeit vom Anfang dieses Jahrhunderts bis zum Jahre 1830 war für die Entwicklung eines regen literarischen Lebens in den Niederlanden nicht besonders günstig: die Einverleibung der Niederlande in Frankreich und der prädominirende Einfluß des letztern hatte den Pulsschlag des nationalen Lebens gelähmt und die Zeit von 1815 bis 1830, wo man das vom großen Schweiger angestrebte Ideal der Vereinigung der 17 Provinzen endlich verwirklicht sah, wiegte die weicheren Naturen in einen Zustand idyllischer Selbstzufriedenheit, während andererseits eine harte politische Arbeit und der stets schärfer hervortretende Gegensatz der Parteien die Arbeitskraft des intellegenten Theiles der Bevölkerung vollauf in Beschlag nahm. Die damaligen Hauptvertreter der Literatur — Bilderdyk, Feith, v. d. Palm, selbst van Lennep, van Geel und van Hogendorp — gehörten ihrer Denk- und Anschauungsweise nach noch dem 18. Jahrhundert an, der alte französische Klassicismus herrschte unbedingt, und entsprechend der conservativen Stimmung, welche in politischer Beziehung die nördlichen Niederlande beherrschte, dachte auch Niemand daran, auf literarischem Gebiete eine Reformation zu erwarten. Da kam die Julirevolution und brachte Leben und Bewegung in die allgemeine Stagnation, in feuriger Begeisterung sammelte sich das Volk um seinen Monarchen, der mit bewaffneter Hand die abgefallenen südlichen Provinzen zum Gehorsam zurückzubringen suchte. Aber trotz der glänzendsten Waffenthaten und der hingebendsten Opferfreudigkeit riß sich Belgien los, um in der durch eine mehr als 200jährige geschichtliche Entwicklung geforderten staatlichen Sonderexistenz zu einem blühenden Gemeinwesen heranzuwachsen. Die politischen Vorgänge aber verfehlten ihre Wirkung auf das geistige und literarische Leben nicht, und um die Mitte der dreißiger Jahre war der französische Einfluß zur Seite geschoben und der große Schotte beherrschte das aufstrebende jüngere Geschlecht.

Mit ungeheurem Fleiße studirte denn auch das wieder ins Vaterhaus zurückgekehrte junge Mädchen die Werke Walter Scotts, und wenn in ihrem 1836 erschienenen Erstlingswerk „Almagro" auch zugleich der Einfluß Byrons unverkennbar ist, so konnte sich doch auf die Dauer ihre tief und innig angelegte Natur und der streng calvinistische Zug, der durch ihr ganzes Leben geht, von dem wilden Feuer und dem titanenhaften Uebermuth des genialen Lords unmöglich angezogen fühlen. Mit ihrem zweiten Roman: „Der Graf von Devonshire", romantische Episode aus der Jugend von Elisabeth Tudor, tritt sie vollständig in die Fußspuren Walter Scotts. „Nach diesem," sagt sie in der Vorrede, „sich an einen geschichtlichen Roman zu wagen, der auf englischem Boden spielt, ist eine Vermessenheit, ganz dazu angethan, um das gebildete Publicum gegen sich einzunehmen. Und dennoch, wer den Muth nicht hat, das Höchste als Vorbild zu nehmen, wird bald unter das Mittelmäßige herabsinken. . . . Aber mein Devonshire ist auch kein geschichtlicher Roman, wenigstens nicht in dem Sinne, wie ihn Walter Scott aufgefaßt hat. Er schreibt, um die Sitten, das Jahrhundert, das Lokale zu schildern, und flicht, um Interesse zu erregen, das Romantische dazwischen. Ich gebrauche dies Alles nur, um nicht gegen das Lokale zu sündigen, wie der Schauspieler das Costüm seines Charakters annimmt, nicht um zu zeigen, wie Sulla und Oedipus gekleidet waren, sondern um nicht anders auszusehn, als wie man sich dieselben vorstellt. Der Autor von Ivanhoe, Waverley und Woodstock personificirt eine Secte, einen Stand, eine Partei in einem Individuum; ich bediene mich der Parteien und Secten nur insoweit, als ich meine Personen in dieselben verwickelt sehe. Ich bin also nicht die lächerlich eingebildete Nachahmerin Walter Scotts und habe es auch nicht sein wollen." Es war in der That ein ebenso kühner Griff, wie ein schwieriges Beginnen, die beiden Töchter Heinrichs VIII., Maria und Elisabeth, in ihrer Jugend und beide in Liebe entbrannt zu Devonshire nebeneinander zu stellen, und die Kritik hat auch nicht gesäumt, auf die wenig glückliche Wahl des Stoffes hinzuweisen, obwohl sie die hohe Begabung der jungen Dichterin bereitwillig anerkannte; denn schon jetzt glänzen die beiden Eigenschaften, die sich bald zu unübertroffener Höhe bei ihr entwickelten, das tiefe historische, intuitive Verständniß der von ihr behandelten Zeit und die durchaus wahre, die feinsten und geheimsten Falten der Individuen durchdringende Psychologie. Das Mädchen, das außer Alkmaar und Harlingen noch keine Stadt gesehen, schildert im Almagro das Leben in Paris und die Zustände der Stadt mit ebenso wahrheits- und naturgetreuen Farben, wie das Hofleben in Devonshire, so daß man sich beinahe versucht fühlt zu glauben, sie sei in dieser Athmosphäre geboren und erzogen worden. Dieselbe überraschende Lokalkenntniß legte sie in der ebenfalls 1838 erschienenen Erzählung: „Engländer in Rom", die 1587 unter Sixtus V. spielt, an den Tag. Welche tiefe, ernste Studien muß doch die Dichterin gemacht haben, wenn es selbst dem scharfen Blick des Alterthumsforschers nicht gelingen konnte, einen Verstoß in der Auffassung von Zeit und Ort zu entdecken!

Sie, die einst im eminenten Sinne des Wortes die nationalniederländische Romandichterin werden sollte, hatte bis jetzt ihren Stoff auf fremdem Boden gesucht und gefunden, und erst als ihr Verleger im Jahre 1838 sich mit dem Ersuchen an sie wandte, ihm einen Roman aus der ersten Periode der Reformation zu liefern, der den Einfluß der letztern auf das bürgerliche und häusliche Leben der Niederländer darstellen sollte, und sie sich dazu bereit erklärte, hatte sie den Boden gefunden, in dem ihr Talent die schönsten Blüthen treiben sollte. Im Jahre 1840 erschien „Das Haus Lauernesse", ein Roman, der die Zeit von 1521—1525 behandelt und im Jahre 1876 in achter Auflage erschien. Wenn irgendwo, so wäre hier das Wort „Vermessenheit" am Platze gewesen, denn es ist eine der allerschwierigsten Fragen, auf welchem Wege die Reformation überhaupt in die Niederlande gedrungen ist, aber gerade diese Schwierigkeiten, diese offenbare Lücke in der bisherigen Geschichtsschreibung, dieses Unsichere in Verhältnissen und Personen zogen sie an. Aber erst nach zweijährigem, tiefem Studium ging sie an die Arbeit, und als diese die Presse verlassen hatte, war sie neben Jacob van Lennep unbestritten die glänzendste Repräsentantin der niederländischen Literatur. Eine deutsche und eine englische Uebersetzung haben „Haus Lauernesse" auch im Auslande bekannt gemacht.

Und nun entwickelte sie eine ans Wunderbare grenzende Fruchtbarkeit. Wer sich überhaupt ein wahrheitsgetreues Bild der Zustände in den Niederlanden während des achtzigjährigen Kampfes gegen Spanien machen will, der wird nirgends besser zu Gaste sein, als bei ihr. Es liegt natürlich außerhalb des Bereiches dieser Zeitschrift, ein genaues Verzeichniß aller nach dem Jahre 1840 erschienenen Werke der Dichterin zu geben, denn dasselbe würde einige Seiten beanspruchen; nur so viel mag bemerkt werden, daß fast keine wichtigen Begebenheiten, fast keine bedeutenden Männer aus dieser uns mit dem Schauer des Furchtbaren und der Bewunderung erfüllenden Zeit namhaft gemacht werden können, die uns nicht, sei es in besonderen Werken, sei es in kleineren, für Zeitschriften geschriebenen Erzählungen in vollendeter plastischer, natürlicher und geschichtlicher Wahrheit entgegentreten.

Die glänzendste Perle von allen diesen Schöpfungen ist aber der Cyklus der Leycester-Romane, ein Epos in Prosa, wie man sie nicht mit Unrecht genannt hat. Im Jahre 1845 begonnen, erschien das Werk unter den folgenden Titeln: „Der Graf von Leicester in den Niederlanden" 1845; „Die Frauen aus der Leycester'schen Periode" 1850 und „Gideon Florenssohn, Episode aus der letzten Periode der Regierung des Grafen Leycester in den Niederlanden" 1854. Wieder war das historische Feld, auf dem sie sich hier bewegte, vollständiger Neubruch, denn jene denkwürdige Episode aus dem niederländischen Freiheitskampf war trotz ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses auf die folgenden Ereignisse so gut als unbekannt. Auch hier mußten wieder Jahre angestrengten Fleißes und des gründlichsten Quellen-

Digitized by Google

studiums der Composition vorangehen und wie genial und vollständig sie diese ihre schwierige Aufgabe gelöst hat, wurde von ernsten und strengen Historikern, die einen Theil ihres Lebens der Quellenforschung gewidmet haben, wie Groen van Prinsterer, laut und unumwunden anerkannt. Leycester selbst ist so eminent historisch getreu geschildert, daß man oft glaubt, eine historische Monographie, nicht einen Roman vor sich zu haben. Künstlerisch am vollendetsten ist die letzte Serie, Gideon Florenssohn und wie bei Goethes Hermann und Dorothea kann auch hier nur die Aufgabe der Kritik sein, auf den Reichthum an Schönheiten hinzuweisen, von denen das Kunstwerk förmlich strotzt. Ich wüßte aus der neueren Literatur anderer Völker kaum ein einziges Produkt namhaft zu machen, das, als historischer Roman nach den strengsten Anforderungen beurtheilt, der Toussaint'schen Schöpfung an die Seite gestellt werden könnte. Im Auslande hat man dies auch bereitwillig anerkannt und schon im Jahre 1848 hat die „Revue des deux Mondes" der genialen Dichterin den wohlverdienten Lorbeerkranz um die Stirne gewunden.

Schon oben wurde auf den calvinistischen Zug hingewiesen, der ihre Persönlichkeit, wie auch ihr Schaffen beherrscht. Und in der That, wie hätte es bei einer Dichterin, die sich in jener Zeit, wo der Calvinismus, mit furchtbarer Kraft auftretend, das den Aufstand gegen Spanien beherrschende Moment bildet, so eingelebt hat, auch anders sein können? Busken Huet, der Kunstkritiker, hat sie deshalb auch geradezu die „Dichterin des Protestantismus" genannt, und in der That, in allen ihren Romanen stehen ihre Lieblingsfiguren — Otteline in „Haus Lauernesse, Devonshire, Gideon" — auf Seiten der neuen Lehre, für die sie keinen Augenblick zaudern, selbst ihre Liebe zum Opfer zu bringen. Am ausgeprägtesten tritt dieser protestantische Charakter wohl im „Wunderdoctor von Delft" 1870 hervor, einem Roman, der die unmittelbar auf die Leycester'sche Periode folgende Zeit behandelt und von dem 1880 in der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg eine deutsche Uebersetzung erschien. Außer ihren historischen Studien mag zur Entwicklung dieser Richtung auch ihr häufiger Aufenthalt im Pfarrershause in Heilo beigetragen haben, wo namentlich die Schwester des Pfarrers, Betsy Hasenbroek, eine zartfühlende, mystisch angelegte Natur, und die daselbst häufig verkehrenden Nicolas Beets, der Dichter der unsterblichen „Camera obscura", und Beynen, der spätere Rector des Gymnasiums im Haag, der Freund und Gesinnungsgenosse Groen van Prinsterer's, einen bleibenden Einfluß auf sie ausgeübt zu haben scheinen.

Nicht wenig war die Welt überrascht, als im Jahr 1874 „Major Franz" erschien, in dem sie plötzlich den historischen Boden verließ, um ihre erstaunten Leser mitten in unser modernes Gesellschaftsleben zu führen. Mit ihren früheren Schöpfungen hatte dieses Produkt außer der meisterhaften Charakterisirung lediglich nichts gemein, aber diese erscheint hier freilich in so vollendeter, unübertrefflicher Weise, daß man beinahe sein Bedauern darüber nicht unterdrücken kann, daß die Dichterin nicht früher schon dem gesellschaftlichen Roman dieselbe Hingebung gewidmet, wie dem historischen. Fünf niederländische schnell auf einander folgende Auflagen, eine deutsche, englische, französische und schwedische Uebersetzung beweisen mehr als Worte den glücklichen Griff, den sie hier gethan hat. Man darf sagen, man hat hier das feinste Mosaikbild, zusammengesetzt aus jahrelangen, selbst gemachten und erlebten Erfahrungen, denen die Individualität der Dichterin eine seltene Lebensfrische verleiht.

Hochgeachtet und mit äußeren Ehren in reichlichster Weise überschüttet, ist die glänzende Frau noch rastlos thätig und man darf in der nächsten Zeit sicher einer neuen Schöpfung ihrer genialen Feder entgegensehen. Im Jahre 1851 reichte sie ihre Hand dem Kirchenmaler Bosboom und „das Künstlertalent ihres Mannes" — sagt Busken Huet — „ist ebenso groß, als das ihre und stimmt in Geist und Richtung in merkwürdiger Weise mit demselben überein. Das gedämpfte mystische Licht, das zwischen den Säulen seiner Kirchen spielt, ist das Glaubenslicht Ottelinens, und so oft auf seinen Kanzeln ein Redner fehlt, kann man es der wartenden Gemeinde ansehen, daß sie in frommer Andacht das Erscheinen von Gideon erwartet. Es ist in der Harmonie eines solchen Künstlerlebens mehr Reichthum als die Welt schenken kann."

Der „Niederländische Spectator" erschien zu ihrem 70. Geburtstag mit einer schönen sinnvollen Zeichnung: auf einem mit Blumen umwundenen Säulenstück steht die Büste der Dichterin; rechts sitzt Klio und links setzt ihr eine andere Muse einen doppelten Lorbeerkranz auf und darunter steht das Distichon:

Ihr, die siebzig Jahre der Wahrheit diente und Schönheit,
Legen Geschichte und Kunst doppelten Lorbeer ums Haupt.

Die Musikgeschichte von Ambros.*)

Von G. Doempke.

„Sie wünschen eine Geschichte der Musik zu lesen, ja zu studiren, geehrte Frau" — schreibt F. Hiller in einem seiner liebenswürdigen 'Briefe an eine Ungenannte' (1877) — „und ich soll Ihnen die beste bezeichnen. Es gibt aber keine beste. Breit angelegte Versuche, die uns im Stich lassen, wo wir gerade am sehnsüchtigsten zu wissen begehren, — Einzelforschungen von großem Werthe aber übermäßiger Ausdehnung — zusammengeraffte Auszüge, welchen man in jeder Zeile ansieht, wie tief der Verfertiger unter seiner Aufgabe stand." Bei der erstgenannten dieser Kategorien mag Hiller zumeist an die neueste dieser auf Universaldarstellung gerichteten Unternehmungen, an das große, damals vor Palestrina stehen gebliebene Werk von Ambros gedacht haben. Die oft ausgesprochene Hoffnung, daß dieses Werk bald dahin gelangen werde, jene dritte Kategorie, die phrasenhaft zusammengeleimten Auszüge (obenan die in 6 Auflagen ziemlich stark verbreitete Calamität der Brendel'schen Vorlesungen) gebührend zu verdrängen, findet eben leider schon an dem sehr fragmentarischen Zustande desselben eine Schranke. Und überhaupt kann man diesen berühmten vierbändigen Torso, wie viel daran auch zu respectiren und zu bewundern ist, unmöglich ohne diverse ziemlich schwere Seufzer betrachten. Statt schlecht und recht mit derjenigen Periode der Musikgeschichte anzufangen, über welche er uns am meisten Neues, Sicheres und Werthvolles zu sagen hatte, welche ihn, den Neffen Kiesewetters, der musikalischen Archäologie von Haus aus eigentlich zugewandt hatte, ward A. W. Ambros, sei es von seinem Ehrgeiz, sei es durch Unterschätzung der Schwierigkeit und falsche Auffassung des Bedürfnisses zu einer ab ovo zu beginnenden universalen Musikgeschichte getrieben — einer seine ohnehin in verschiedenen Berufen zersplitterte Kraft weit übersteigenden Aufgabe, an der schon mehrere Vorgänger gescheitert waren, und die er überdies noch durch bedenkliche Verquickung mit Raisonnements aus der allgemeinen Culturgeschichte geflissentlich der strengeren Beschränkung zu entziehen suchte. Hätte er Alterthum und Mittelalter nur einleitungsweise behandelt und ausführlich mit der sogenannten Periode der Niederländer begonnen, zu deren Erforschung von Kiesewetter schon ein respectabler Anfang gemacht worden war, so würde er sicherlich wenigstens noch zu einer gründlichen und vollständigen Behandlung der Musik des 17. Jahrhunderts gelangt sein, jener Zeit von der Entstehung der Oper bis kurz vor Bach und Händel, deren genauere und zuverlässige Kenntniß wir bis zur Stunde so unmittelbar und dringend vermissen. „Zur Begründung meiner Ansichten über die Entwicklung der Suite," so hören wir z. B. Spitta in seiner Bach-Biographie klagen, „liegt mir freilich nur ein lückenhaftes Material vor. Wer die Lage kennt, in welcher sich die Musikgeschichte dem 17. Jahrhundert gegenüber befindet, wird dies verzeihlich finden." Mit unserer Kenntniß

*) Geschichte der Musik von August Wilhelm Ambros. Mit zahlreichen Notenbeispielen und Beilagen. 2. Auflage. 5 Bände. 1880—82. Leipzig, F. E. C. Leuckart.

Digitized by Google

der ältern Entwicklung der Sonate, des Liedes, der Oper, des Oratoriums, der Geschichte der Instrumente und des Concertwesens, des modernen Tonsystems und seiner theoretischen Lehren ist es nicht viel besser. Theils fehlen noch die strengen und umfassenden Sammlungen und Vorarbeiten, theils sind sie weit verzettelt oder schwer zugänglich und bedürfen der Zusammenfassung und ergiebigeren kritischen Verwerthung.

Wunderlich ist die Täuschung, der sich Ambros hinsichtlich des muthmaßlichen Umfangs seines Werkes auf dem einmal eingeschlagenen Wege von Band zu Band hingab. Der erste Band (1861) endete mit dem „Untergange der antiken Welt", sprach aber in der Vorrede von nur „zwei beabsichtigten folgenden Bänden". Obwohl von einer Geschichte der uns außer der Theorie vollständig verloren gegangenen antiken Musik überhaupt nur uneigentlich die Rede sein kann, so hätte dieselbe danach also ein Drittel des Werks einnehmen sollen! Der drei Jahre später fertige Band (über das Mittelalter bis zur ersten Niederländischen Schule incl.) leitete sich mit der verschämten Erklärung ein: „Ich weiß wirklich nicht, wie ich bestehen werde, wenn ich hier bekennen muß, daß der ursprünglich auf drei Bände angelegte Plan meines Werkes eine Erweiterung erfahren hat: es werden vier Bände statt drei." Der geneigte Leser möge aber nur nicht vor einem möglichen fünften, sechsten u. s. w. Bande Besorgniß hegen. Der vierte Band sollte danach „mit der Zeit von 1600 beginnen und bis auf unsere Tage führen". Also die letzten drittehalb Jahrhunderte der Musik, diese unermeßlich reiche und mannichfaltige Entwicklung, welche uns heute praktisch doch unleugbar am allermeisten interessiren muß, und welche außerdem trotz Josquin, Palestrina und Orlando Lasso die größte Anzahl größter Genien hervorgebracht hat, sie gedachte Ambros mit einem einzigen Bande, mit demselben Raume abzufinden, wie das dunkle Vorgebiet des Mittelalters oder wie die anderthalb Jahrhunderte von 1450—1600. Thatsächlich jedoch stellte sich beim Erscheinen des dritten recht stattlichen Bandes (1868) heraus, daß dieses letztere Pensum noch keineswegs darin absolvirt war. Vielmehr gleicht dieser Band wie der Verfasser selbst beklagt, „einem breit anwachsenden Crescendo, nach welchem das lange vorbereitete und vom Hörer erwartete Fortissimo — ich meine Palestrina — ausbleibt". Da die schon fertigen Abschnitte über diesen und seine Nachfolger bis 1600, dem künftigen vierten Bande vorbehalten seien, so werde es wohl mit einem fünften Bande seine Richtigkeit haben. „'Himmel,' höre ich rufen, 'wer deckt uns vor einem sechsten, siebenten Bande?' Nur ruhig, ihr Herren: sunt certi denique fines." In Wirklichkeit war das traurige Ende der im Jahre 1876 mit kaum 60 Jahren erfolgte Tod des Verfassers, so daß, trotz obiger Angabe vor acht Jahren, nicht einmal der vierte Band von ihm selbst publicirt noch vollkommen druckfertig hinterlassen worden ist. Vielmehr ward ein solcher erst von G. Nottebohm 1878 aus dem Nachlasse des Verstorbenen herausgegeben, und zwar als „Fragment" mit mancherlei Lücken und Fehlern. Dieser vierte Band enthält außer der „Blüthezeit des Palestrinastils" noch die Reaction gegen denselben, die Anfänge des neuen monodischen Stils, die Entstehung der Oper, die Schule Monteverdes, die Hauptvertreter der italienischen Organistenschule (Frescobaldi, Froberger u. A.), Einiges über die Neuerungen Gesualdos und Viadanas, endlich über Theoretiker und Lehrer, wie die Schule Zarlinos.

Diese einzelnen posthumen Abhandlungen tragen zum großen Theil mehr den Charakter selbstständiger Essays als streng in das Ganze eingefügter Abtheilungen. Sowohl an Ausdehnung als an Gründlichkeit sind sie, wie mit Recht hervorgehoben worden ist, sehr ungleich, auch abgesehen von der losen und etwas zerfahrenen Disposition, wonach z. B. der Abschnitt über die Theoretiker Zarlino, Zacconi, Artusi u. s. w. an achter statt an vierter oder fünfter Stelle des Bandes steht. Frescobaldi ist mit einer außerordentlichen Ausführlichkeit behandelt, Viadana dagegen, selbst im Vergleich zu Gesualdo, mit einer so nichtssagenden Flüchtigkeit, daß sie kaum allein auf Rechnung der unvollkommenen Ausarbeitung des Manuscripts gesetzt werden kann. Obwohl S. 248 mit Recht Viadana „eine viel folgenreichere, epochemachende Wirksamkeit" zugeschrieben wird als Gesualdo, so handeln doch von letzterem zusammen mit den Notenbeispielen zwölf Seiten, von Viadana nur zwei, und selbst diese sind fast rein negativ und verwirrend: seine Bedeutung soll „nicht in der Erfindung des Generalbasses, sondern ganz wo anders zu suchen sein", ohne daß wir über dieses „ganz wo anders" mehr als eine ungenügende Andeutung erhalten, und ohne daß jene Ansicht Kiesewetters überzeugend begründet würde. Fast noch mehr sind wir der Willkür preisgegeben, wenn der als Ergänzung zu Monteverde und Cavalli durchaus nothwendige Carissimi im siebenten Abschnitte noch gänzlich fehlt, obwohl ihm mit jenem sehr detaillirt behandelten Zeitgenossen, dem Venetianer Cavalli, gleiche Bedeutung für die Oper zuerkannt wird, noch abgesehen von seinen geistlichen Cantaten; und wenn dagegen mit dem Behagen des Culturhistorikers einem für die Kunstentwicklung fast gänzlich unerheblichen Charlatan wie Joh. Kapsberger, einem monodistischen Nachtreter Monteverdes in Rom, ein eigenes, 20 Seiten langes Kapitel mit diversen Notenbeispielen und vollständiger Analyse eines seiner „Hauptwerke" gewidmet wird; ein Kapitel, welches außerdem unbegreiflicher Weise lange vor den Florentinern und Monteverde und dicht hinter den Riesenmessen der Palestrinaschule steht, wohl dem Schauplatz Rom zu Liebe. Gegen die in den Abschnitten über Monteverde, über Frescobaldi und über die Theoretiker Zarlino u. s. w. begangenen Flüchtigkeiten und Fehler haben sich Autoritäten wie Chrysander, bezw. O. Kade ebenfalls mit Recht gewendet. Das mancherlei Treffliche in dem Bande soll darum nicht unterschätzt werden, besonders das Kapitel über Palestrina und so manches auch in den Kapiteln über die neue oppositionelle Richtung und die ersten Opern.

Sehr zu rechten ist nichtsdestoweniger mit dem Verleger und seinem zum Theil wenigstens herangezogenen autoritativen Beistande, dem eben genannten als Forscher namhaften Schweriner Musikdirector O. Kade, einem langjährigen Freunde von Ambros, daß sie es mit der Revision der 2. Auflage des ganzen Werks so wenig ernst und gründlich genommen haben. Denn noch viel ungleicher an kritischem Werth als der vierte Band in sich, ist wieder der vierbändige Torso als Ganzes betrachtet. Die unentschlossene Rathlosigkeit des Verlegers bei der neuen Auflage zeigt gleich der erste Blick auf die Titelblätter der verschiedenen Bände. Beim ersten Band heißt es: „Geschichte der Musik von A. W. Ambros. Zweite unveränderte Auflage. Erster Band. 1880. (Leipzig, F. E. C. Leuckardt)." Danach scheint doch ursprünglich die Absicht geherrscht zu haben, alle vier Bände einfach unverändert wieder abzudrucken. Aber schon der noch in demselben Jahre (die neue Auflage erfolgte in Lieferungen) erschienene zweite Band kündet sich an: „Geschichte der Musik von Ambros. Zweite verbesserte Auflage. Zweiter Band." Es ist klar, daß es in ehrlicher Correctheit umgekehrt heißen müßte: „zweiter Band, zweite verbesserte Auflage"; da ja der erste Band unverbessert geblieben war. Und keineswegs blos der erste. Denn wenn es nun von da ab analog weiter heißt: zweite verbesserte Auflage, 3. und dito, 4. Band, so ist dies in Bezug auf den 4. wieder ebenso ungenau, da auch dieser unverändert geblieben, sogar wieder mit dem ganzen ungewöhnlich langen und noch unvollständigen Verzeichniß von Berichtigungen an falschen Buchstaben, weggelassenen Noten u. dgl. geziert ist, ebenso wie im ersten und sogar im zweiten Bande die Zusätze, Berichtigungen und Nachträge alle wiederkehren, ohne daß im Text auch nur darauf verwiesen wäre. Die Betheiligung O. Kades an der Revision des Werks beginnt erst mit dem 16. Bogen des zweiten Bandes und beschränkt sich auch in diesen $1\frac{1}{2}$ Bänden fast nur auf die Beseitigung von Druckfehlern, die Rectificirung von Notenbeispielen und Beilagen durch dankenswerthe Vergleichung mit den Quellen, und außerdem nur noch auf einzelne kleine Berichtigungen und Zusätze. „Eine größere Umgestaltung des ganzen Stoffmaterials," heißt es in Kades Vorwort zum 3. Bande, „um die verschiedenen Gruppen zu besserer Uebersicht in organisch verwachsenen Zusammenhang zu bringen, glaubte die Verlags-

Digitized by Google

handlung aus Pietätsrücksichten für den verstorbenen Verfasser ablehnen zu müssen. Gleichwohl dürfte, um nur einen Punkt hervorzuheben, das Verständniß für den geschichtlichen Fortgang dem Leser sich gewiß weit leichter eröffnen, wenn der Abschnitt: Die italienische Musik des 15. Jahrhunderts, der jetzt sehr weit hinten nach den englischen Madrigalisten steht (s. S. 477 u. f.), ungleich früher unmittelbar vor Johannes Ockeghem (s. S. 172) eingereiht würde. Ebenso möchten des Verfassers Ansichten über die bevorzugte Stellung der Messe, gegenüber dem in zweite Linie gestellten Motett, einer Rectificirung wohl bedürfen. Denn nur im Motett und im weltlichen Liede wurden die contrapunktischen Formen gewonnen, die dann bei der Messe oft in der verschwenderischsten Weise in Verwendung kamen, nicht aber umgekehrt." Ueberhaupt erhält, wie Kade an anderer Stelle hervorhebt, die Gruppirung der ganzen altklassischen Musik erst realen Boden durch Bezugnahme auf den Cantus firmus. „An der Bearbeitung des gregorianischen Gesanges erhob sich der ältere Tonsatz zu seinen klassischen Formen. Die drei in ihrer Selbstständigkeit nur kurzen Perioden bezeichnen sich in ihrem Werth durch ihr Verhältniß zum gregorianischen Gesang. Er überwog in der ersten, stand im Gleichgewicht in der zweiten, trat allmählich in den Hintergrund in der dritten. Dieser „ex visceribus" entnommenen Gliederung wird sich die Geschichtsdarstellung schwerlich entziehen dürfen, will sie anders sachlich verfahren, wie ihr auch bei Ambros eine etwas schärfere Betonung hätte zu Theil werden können." Während ferner in den dritten Band seiner ganzen Gliederung nach, wie schon erwähnt, noch Palestrina als Schlußstein hätte aufgenommen werden sollen, mußte der Band dafür von zwei Abhandlungen entlastet werden, welche zur Wahrung der Einheit und Deutlichkeit vielmehr in den vierten gehört hätten. Das sind die beiden Abschnitte über die Venetianische Musik und ihre Ausläufer (Willaert, Gabrieli u. s. w.) und über die deutsche venetianisch gebildete Tonsetzerschule (Hasler, Gallus, Eccard, Praetorius u. s. w.). „Denn die Venetianische Schule ist im ganzen doch immer ein Ableger der Römischen und erst nach vorangegangener Entwickelung der letzteren verständlich, nicht aber umgekehrt." Ist es nun wohl zu loben, daß diese erkannten Fehler „aus Pietätsrücksichten" in der neuen Auflage einfach wiederkehren? Musikgeschichte ist an und für sich schon die schwierigste aller Kunstgeschichten in Folge des sozusagen unrealen, der Natur und dem Begriff fremden Wesens der Töne und in Folge der zu spärlichen Gelegenheit, alte uns fremd gewordene Musiken ordentlich kennen zu lernen. An Reproduction aber ist die musikalische Kunst viel enger gebunden als jede andere. Dem gebildeten Laienpublicum sollte man dieses Studium, falls man es ihm überhaupt zumuthet, — und diesen Sinn hat offenbar die neue billigere Lieferungsausgabe — wenigstens nicht dadurch erschweren, daß man aus Pietätsrücksichten Fehler und Unklarheiten der Auffassung gleichmüthig stehen läßt, als wäre die Sicherung des unverfälschten Ambros eine viel wichtigere Sorge für Publicum und Wissenschaft, als die mit Opfern und Mühen aller Art begonnene Erkenntniß der Musikgeschichte. Die Berichtigungen und Zusätze des Revisors hätten ja als solche immerhin gewissenhaft vermerkt werden können.

Bleiben indeß der dritte durch Neuheit des Materials und der Auffassung seiner Zeit durchaus epochemachende Band und selbst starke Theile des unfertigen vierten trotz dieser Stabilirung immerhin von hohem, außerordentlichem Werth, so liegt die Sache bei den beiden ersten Bänden wesentlich ungünstiger. Am allerungünstigsten beim ersten. Derselbe würde zur zweiten Auflage höchst wahrscheinlich einer wesentlichen Revision bedurft haben, selbst wenn er bei seinem Erscheinen vor 20 Jahren eine durchaus erfreuliche Leistung gebildet hätte. Denn die seitherigen Forschungen von Westphal, Marquard, Gevaert, Chappell, v. Jan u. A. über die antike Musik bilden einen so außerordentlichen Fortschritt auf diesem sehr schwierigen und verhältnißmäßig wenig dankbaren Gebiet, daß man sich sehr verwundern müßte, den veralteten Band von Ambros einfach wieder abgedruckt zu sehen. Wie sehr steigt aber dies Befremden mit der bekannten Thatsache, daß dieser erste Band von jeher das peinliche Kopfschütteln der Fachgenossen erregt hat. In der Bagge'schen „Deutschen Musikzeitung" von 1862 erschien über denselben eine sehr eingehende, unbedingt verwerfende Recension von P. Marquard, dem später durch die Herausgabe der harmonischen Fragmente des Aristoxenus rühmlichst bekannten Forscher, worin der Mangel an Klarheit der Disposition, an gründlicher Forschung, an Schärfe philologischer Kritik, sowie die Menge des ermüdenden und ziemlich nutzlosen culturgeschichtlichen Ballasts in überzeugender, sachverständiger Weise sehr lebhaft beleuchtet wurden — ein Urtheil, dem eine Reihe anderer Musikgelehrten, sowohl directe als indirecte Fachgenossen wie E. Krüger, Chrysander u. A. im Wesentlichen sich angeschlossen haben, mochte auch das in einigen Partien vorhandene Gute (z. B. die reichliche Mittheilung positiver, wenn auch an Werth und Beglaubigung ungleicher Tonsätze und Melodien, namentlich indischer und arabischer) bereitwilliger anerkannt werden. Gevaert, der gelehrte und sonst gegen seine Vorgänger sehr dankbare Verfasser der umfangreichen „Histoire et théorie de la musique de l'antiquité" (1875—1881) thut des einschlägigen Bandes von Ambros nicht einmal Erwähnung. Für Laien ist der größte Theil davon heute erst recht, trotz der Menge des Materials und eines gewissen äußern Geschicks, wenig zu empfehlen. Was die unveränderte Neuauflage dieses ersten Bandes eigentlich für einen Zweck haben soll, ist also unerfindlich. — Wesentlich originaler und inhaltreicher als der erste war der zweite Band (über das Mittelalter), zum Theil schon darum, weil er hinsichtlich der Quellenlage sich auf einem etwas festeren Boden bewegte. Obwohl auch hier das Meiste aus der Zeit vor Notker und Guido hypothetisch blieb und sich Partien genug finden, wo der Verf. bescheidene Argumente mit geläufiger Phantasie überkleidet, welche mehr sagt, als sie weiß, so sind doch wiederum andere Theile des Bandes, besonders der zweiten Hälfte, theils bedeutend, theils anregend; die selbstständige und gründliche Arbeit herrscht bei aller Schwierigkeit und Dunkelheit der Materie je weiter desto mehr vor, so daß dieser zweite Band auch heute, obwohl im Einzelnen vielfach überholt und revisionsbedürftig, noch nicht zu entbehren ist. Ein wesentlicher Gewinn war u. A. die Anschaulichkeit der Notenbeispiele, die richtige Entzifferung einiger bisher entstellter Troubadour- und Volksgesänge. Mit großer Ausführlichkeit sind die Anfänge der Mehrstimmigkeit, die verwickelten Kapitel vom Discantus, der Mensuralmusik und dem Contrapunkt behandelt. Daran schließt sich als Schluß die erste Niederländische Schule, d. h. die ersten Erscheinungen einer vollständig ausgebildeten Kunst, und damit der Uebergang zum dritten Bande.

Die Niederländer nun sind die eigentliche Domäne des Verfassers. Zwei Jahre vor dem Erscheinen des ersten Bandes ging vom Stuttgarter „Ueber Land und Meer" aus eine augenscheinlich vom Autor selbst herrührende Ankündigung durch die Zeitungen, daß Ambros an einer Geschichte der Musik arbeite, die für die Culturgeschichte wichtig werden, und namentlich die Periode der Niederländer in einer ganz neuen Beleuchtung zeigen werde. Und in der That gebührt ihm dieser Ruhm. Hatte auch sein Oheim Kiesewetter schon 1826 in seiner epochemachenden Preisschrift „Von den Verdiensten der Niederländer um die Musik" die Bedeutung dieser Schule zuerst im Zusammenhang dargestellt, so war dies doch im Ganzen ohne besondere Begeisterung und nur in großen Umrissen geschehen, in nichtakademischen Kreisen auch bald wieder vergessen worden, so daß Oulibicheff, der verrannte Mozart-Biograph, kurz und gut erklären konnte, Josquin sei gar kein Musiker gewesen, und daß Berlioz nicht viel Besseres von ihm denkt — von Josquin, den schon Kiesewetter zu den „größten musikalischen Genies aller Zeiten" zählt. Ferner haben Forkel und insbesondere Baini, der Palestrinabiograph, in Sachen der verkannten Niederländer viel auf ihrem Gewissen. „Um seinen göttlichen Palestrina zum blauen Meerwunder zu machen, stellt Baini alle Vorgänger desselben als Barbaren hin, während er für Palestrina den ganzen enthusiastischen Windmühlenflügelstil in Bewegung setzt, durch den jedem Italiener die Biographie zum 'Elogio' umschlägt." Ambros dagegen sieht von Wilhelm Dufay, dem glänzenden Morgenstern

Digitized by Google

der ersten Niederländischen Schule, bis zu Palestrina eine stetige Entwickelung in einer Reihe edler Meister und bedeutender, selbst herrlicher Werke; sehr analog der gleichzeitigen Entwickelung der Malerei von den alten Florentinern und Sienensern zu Raphael Sanzio. Die sogenannte „Errettung" aus einer allmählich gänzlich verzopften Musik durch Palestrina, die ehemals allgemein angenommen und nachgesprochen wurde, gehört seit den Forschungen von Ambros zu jenen Traditionen, von welchen man sagen kann: „Viel Irrthum und ein Körnchen Wahrheit." Der ruhigere, maßvollere Stil Palestrinas im Vergleich zu dem intricaten Stimmgewebe mancher alten Messen von Isaac und Josquin war keine neue oppositionelle Richtung, sondern hat sich im Laufe der Zeiten in naturgemäßer Entwicklung herausgebildet, und „Palestrina verhält sich zu seinem Lehrer Goudimel etwa wie sich der Raphael der ersten Periode (des Disputa und des Sposalizio) zu seinem Lehrer Perugino verhält". Das Quellenmaterial, auf Grund dessen der dritte und Theile des vierten Bandes ein so wesentlich verändertes und reiches Bild der Periode von ca. 1450 bis 1600 geben, ist ein höchst imposantes. Außer der hinterlassenen Sammlung Kiesewetters waren dazu mehrfache Reisen des Verfassers nach Italien nothwendig, um in Venedig, Bologna, Florenz und Rom eingehende Studien und Sammlungen zu betreiben. Da Ambros seinem bürgerlichen Berufe nach Oberstaatsanwalt war, daneben je eine Professur für Musik und Kunstgeschichte an der Prager Universität und der Malerakademie bekleidete, — eine staunenswerthe, heutzutage unerhörte Polyhistorie — so braucht kaum gesagt zu werden, welcher Energie und Arbeitskraft, welcher Mühen und Opfer es außer der Unterstützung durch die k. k. Akademie der Wissenschaften bedurfte, um sein Werk auch nur so weit als es geschehen ist, zu fördern, obwohl die verhältnißmäßig geringe Weiterführung desselben in den sieben letzten Lebensjahren immerhin etwas Auffallendes hat. Denn gerade seit der Uebersiedelung nach Wien (1872) konnte er, der Unterstützung des Hofes sicher, in behaglicherer Stellung fast ganz der Schriftstellerei leben.

Der fortwährend wiederkehrende Lieblingsgedanke des „Culturhistorikers" Ambros, daß sich die geistigen Grundzüge einer Epoche stets und in allen ihren Productionen parallel aussprechen, hat unzweifelhaft manche interessante Anregung geboten, birgt aber unseres Erachtens noch mehr des Unheils. Auf Maß und Art der Durchführung kommt es natürlich dabei an. Kiesewetter spricht mit leisem Tadel von den Aesthetikern, welche „die Künste als eine schöne Kunst umfassen wollen", und Grillparzer meint gleich im ersten seiner vortrefflichen Aphorismen zur Musik (Ges. Schr. IX, 142): „Der übelste Dienst, den man in Deutschland den Künsten erweisen konnte, war wohl der, sie sämmtlich unter den Namen der Kunst zusammenzufassen". Hingegen üben auf die culturgeschichtliche Neigung von Ambros das Wort „Zeitgeist", „Hauch der Geschichte", eine so magische Gewalt aus, daß er, verführt durch seine glänzenden, obschon nicht immer tiefen Kenntnisse in Literatur und bildender Kunst, mit seinen geistreichen Analogien nur zu oft in gekünstelte Constructionen verfällt. Ueberhaupt darf man es bei aller Originalität des erstaunlich vielseitigen und gewandten Mannes aussprechen, daß seine reichen Einfälle, seine geistige Beweglichkeit, die oft bis zur Burschikosität übersprudelnde Fülle und Unruhe seiner Denk- und Schreibweise, welche aus seinen berühmten glänzenden Feuilletons und im persönlichen Umgang mit ihm so reizvoll hervorfunkelten, dem ernsten Denker und Gelehrten Ambros zuweilen verhängnißvoll geworden sind. Daß die beiden Seiten an sich schlechthin unvereinbar in einem Schriftsteller seien, soll keineswegs behauptet werden. Ambros hat sie oft, aber bei weitem nicht immer im Gleichgewicht gehalten. So ist z. B. sein einst viel genanntes Büchlein über „die Grenzen der Musik und der Poesie" (1856, 2. Aufl. 1872), welches durch eine Fülle geistreicher Aperçus blendet, im Kern der ästhetischen Frage von einer geradezu leichtsinnigen Oberflächlichkeit und hat denn auch dem durch Hanslick bereits so heilsam angebahnten Streben nach Klarheit in jener Kardinalfrage bedeutend geschadet; wie es ihm denn sogar den nicht ganz unverschuldeten Beifall des Obermystikers Liszt, des Autors der denkwürdigen „symphonischen Dichtungen" eintrug. Etwas von dieser schillernden Manier und nicht immer blos das Bessere daran ist auch in Ambros' Musikgeschichte übergegangen. In dem sachlich mangelhaften Kapitel über den Theoretiker Zarlino, der außer der mittelalterlichen und zeitgenössischen Musik auch die Theorie der antiken für seine Lehrgebäude zu verwerthen suchte, findet sich folgende Probe blühenden Ausdrucks: „Liest man seine (Zarlinos) 'Harmonischen Institutionen', so ist es fast, als durchwandre man eine der Städte Italiens, wo Ruinen antiker Prachtgebäude neben dem mittelalterlichen Dom, dem gothischen Palaste stehen und all diesem die Renaissance, als Trägerin neuer Zeiten und Ideen, ihre glänzenden Bauwerke eingefügt hat."

Recht bezeichnend für die aufdringliche Uebertreibung einer Analogie ist, um ein zweites Beispiel zu nennen, die Art, wie zur nähern Beleuchtung von Peris und Caccinis Opern, als von Werken „echt Florentinischen Geistes", die Florentiner Malerschule von Giotto bis Leonardo da Vinci herangezogen wird, deren Züge jener Musikstil ganz auffallend „genau wiederhole", nämlich „die Verbindung, ja ganz eigene Verschmelzung von realistischer Naturnachahmung mit jenem höhern Stil, welche die Dinge aus der niederen Sphäre des Alltäglichen in die Regionen des Idealen emporhebt und sie eben dadurch veredelt ꝛc." Diese kaum den allerhöchsten Genien gelungene Verschmelzung so entgegengesetzter Dinge, muß sich doch der harmlose Leser sagen, ist schon in der Malerei als Eigenschaft einer ganzen Schule etwas wunderbar. Wie sie aber gar in der Musik „genau wiederkehren" soll, die bekanntlich einer realistischen Nachahmung beim besten Willen gar nicht fähig ist, da sie zur sogenannten Malerei über andere Mittel als andeutende Analogien und eine conventionelle Symbolik ihrer Natur nach gar nicht verfügt, das muß allerdings „ganz eigen" zugehen. Die Oper, selbst die mit überwiegendem Recitativgesang, kann doch wahrhaftig nicht als treue Naturnachahmung gelten, selbst wenn ein Peri sich in der That dieses Ausdruckes bediente. Der Redegesang ist noch immer Gesang; die Natur kennt nun einmal weder Quarten und Sexten, noch einen basso continuo. Daß jene Gemälde „an technischer Vollendung, an Schönheit freilich auf einer ganz andern Stufe stehen" als die Florentiner Opern, wird zugestanden, doch ferner neben jener allgemeinen Florentiner Realistik und Noblesse als tertium comparationis die „Einwirkung der Antike" hervorgehoben (resp. in der Musik der Tradition darüber), welche Einwirkung jedoch „nicht zur Despotie werden durfte, da die Künstler vielmehr in Vielem freie Hand behalten". Der an dieser Stelle vom Verfasser in einer kurzen Parenthese erledigte Umstand, daß den Musikern eben nicht antike Kunstwerke vorlagen, sondern nur eine unklare und mißverstandene Tradition darüber, während die Dichtkunst und die bildenden Künste das antike Erbe wirklich antreten konnten, dieser Unterschied ist von so entscheidender Wichtigkeit, daß er eben eine genaue Analogie ausschließt. „Statt der von den Florentiner Kunstfreunden gehofften Wiedergeburt der antiken Musik," heißt es bei Ambros selbst 120 Seiten früher, „eroberte die Tonkunst vielmehr völlig neue, bisher nicht einmal geahnte Gebiete, wodurch sie der antiken Musik womöglich noch unähnlicher werden sollte, als sie bisher ohnehin schon gewesen." Ja, „die schwierigen Theorien, welche die Musik bei völligem Mangel an wirklichen Musterwerken aus dem Alterthum überkam, waren weit eher geeignet sie zu verwirren und in ihrer Entwicklung zu hemmen als sie zu fördern" (S. 148). Trotzdem wird uns fortwährend versichert, die Epoche der ersten Opern seit 1600 sei das „genaue Gegenbild" der allgemeinen Geistesbewegung der Renaissance. Musik und bildende, bauende Kunst seien eben nur Aeußerungen einer und derselben geistigen Strömung. Chronologische Schwierigkeiten können dabei nicht stören. Die wirkliche Renaissance ist zwar ein bis zwei Jahrhunderte früher, ihre Blüthezeit fällt gerade zusammen mit der gründlichsten musikalischen Gothik des herrschenden Niederländischen Contrapunkts, aber was sind ein paar Jahrhunderte im Laufe der Geschichte? „Wie immer kömmt auch diesmal die Musik als Nachzüglerin der anderen Künste", denen sie um 1500

Digitized by Google

nur noch zu schwach(?) war zu folgen. Trotzdem soll wiederum diese streng organisch constructive Musik der blühendsten Niederländer „ganz dem phantastischen Zuge entsprechen", welcher überhaupt durch das 15. Jahrhundert geht. „In Kunst und Leben hat dieses ganze Jahrhundert etwas Jünglinghaftes mit seinem Glauben an jenes mit unendlicher Begeisterung gesuchte Ideal, welches die Renaissance in dem Leben und den Werken der antiken Welt zu finden meinte, mit seinem Drange, die ganze Breite und Fülle und Tiefe der Dinge zu erfassen, ein Drang, der den Seefahrer so gut über unbekannte Meere nach fernsten Inseln und Ländern trieb, als den Forscher in die Tiefen platonischer Speculation, aristotelischen Wissens, das man jetzt nicht mehr durch das theologisch mystische Medium der Scholastiker, das phantastisch getrübte der Araber, sondern an der reinen, echten Quelle kennen lernen wollte. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Kaiser Maximilian I. sich damals den warnenden Spruch 'halt Maß' zur Devise wählte; denn Maß zu halten war gar nicht im Sinne jener Zeit." Stellen und Gedanken von solcher Hypertrophie und widerspruchsvollen Unklarheit in einem bedeutenden, epochemachenden Werke!

Von der alten stricten Gefühlstheorie kann Ambros auch hier nicht lassen. Es hört sich ganz hübsch an und mag gelten, wenn Palestrinas wunderbare Gesänge „tönend gewordene Raphael'sche Marienbilder" genannt werden. Bedenklich wird die Sache aber schon, wenn Bachs Fugenthemen „meist ein ganz bestimmtes Charakterbild (von Freude, Wehmuth, Schmerz, düsterm Brüten, Scherz, heiterm Gaukeln u. s. w.) geben" (wohl nach dem Recept des alten Mattheson: „die Leidenschaft, welche in einer Courante vorgetragen werden soll, ist die Hoffnung"?), während dies bei Frescobaldis Themen noch nicht der Fall sei — eine ähnliche Unterscheidung, wie die von Ambros einst ebenfalls acceptirten Marx'schen Kategorien von Musik der Seele (Haydn, Mozart) und Musik des Geistes (Beethoven). Es kann auch nicht wohl bloße Courtoisie sein, wenn Ambros in der Vorrede zum ersten Bande einem so fadenscheinigen und den schlimmsten romantischen Phrasen der Neudeutschen völlig ergebenen Buche, wie dem bekannten Brendel'schen Compendium der Musikgeschichte, welches allerdings in poetisirenden Redensarten und Metaphern ungemein stark ist, das Lob eines „brillanten, ungemein geistvollen, mit allgemeinem(!) und verdientem Beifall aufgenommenen Buches" ertheilt und es in einem Athemzug mit Größen wie Jahn und Bellermann unter seinen Vorgängern nennt, worüber sich schon Marquard und Krüger mit Recht moquirt haben, und welches Urtheil ihm erst nach Jahren (siehe die Vorreden zum 3. Bande und zu den „Bunten Blättern") leid gethan zu haben scheint, nachdem Brendel seine Musikgeschichte herablassend als „schätzbaren Beitrag" gewürdigt hatte. Es ziemt den Freunden des Verstorbenen nicht, solche frappanten gelegentlichen Unzuverlässigkeiten ganz zu vertuschen; sie gehören zu seinem Bilde wie seine oft gerühmten bedeutenden und glänzenden Eigenschaften.

Mit dem vierten Bande schließt in der 2. Auflage zwar die eigentliche Ambros'sche Darstellung, jedoch nicht das ganze Unternehmen. Vielmehr ist demselben schließlich noch durch ein der praktischen Kunstverbreitung gewidmetes Supplement ein wesentlicher Zuwachs gewonnen worden.

Auch dieser längst gehegte Plan des Verfassers und des Verlegers ist erst jetzt, nach Ambros' Tode, zur Ausführung gelangt: die Herausgabe eines besondern Notenbeilage-Bandes mit einer Auswahl aus den für das Werk gesammelten, bisher unbekannten Tonwerken der berühmtesten Meister des 15. und 16. Jahrhunderts. An sich von kostbarem Kunstwerth, soll diese Reihe ganz neuer Schätze zugleich die beste Illustration zu dem Text des dritten, weitaus werthvollsten Bandes bilden. Zu dieser Publication hatten Ambros und sein Verleger an dem schon genannten Forscher O. Kade einen trefflichen Mitarbeiter gewonnen. Bei einer Zusammenkunft zur Zeit der Holbein-Ausstellung in Dresden, bei welcher Ambros natürlich nicht fehlen konnte, im Sommer 1871, ward endlich die Entscheidung dahin getroffen, daß die Zusammenstellung und Redaction der Notenbeilagen wesentlich den Händen Kades anvertraut wurde, während Ambros sich auf das Drängen der Freunde protocollarisch zur schleunigen Ausarbeitung des vierten Bandes verpflichtete. Als letztere mit dem jähen Tode von Ambros nach fünf Jahren noch nicht erfolgt war, geschweige denn eine Fortsetzung, ward für die zweite Auflage des Werkes nunmehr wenigstens der Notenband in erfreulichem Grade gefördert. Indessen ist der Antheil Kades an dieser Mustersammlung glücklicher Weise nicht nur ein redactioneller geblieben. Im Ganzen bietet nämlich der in 15 Lieferungen erschienene, handliche Octavband 85 Tonstücke von 35 Tonsetzern, über welche das 66 Seiten lange Vorwort ausführliche Verzeichnisse, Quellennachweise und wichtige redactionelle Bemerkungen enthält. Es stammt danach kaum ein Drittel, nämlich 26 Nummern, aus dem Nachlasse von Ambros, die übrigen 59 aus der Sammlung des Herausgebers Kade, der ebenfalls seit mehr als 30 Jahren bemüht ist, aus allen bedeutenden Bibliotheken Deutschlands und Italiens die seltensten und wichtigsten Manuscripte für jene Zeit in correcten Partiturabschriften zusammenzubringen und vor dem Untergang zu bewahren. (Prospect und Titel des Bandes drücken sich über den Antheil Kades an diesen Schätzen theils mißverständlich, theils geradezu unrichtig aus). Zugleich beabsichtigte der Freund mit einer solchen Beisteuer einen Ausgleich zwischen niederländischer, italienischer und deutscher Composition anzubahnen, da letztere im Vergleich zu den beiden ersteren bei der Ambros'schen Textdisposition entschieden im Nachtheil zu stehen schien. Darum finden sich von deutschen Componisten, wie Isaac, Senfl, Hofheimer, Stoltzer, Scandellus, Walther, Greiter, Koler, Walliser u. A. geistliche und weltliche Stücke größeren wie kleineren Umfangs gewiß nicht zum Schaden der Sammlung aufgenommen. Der Münchener Meister Orlandus Lassus ist aus einem praktischen Grunde gänzlich unberücksichtigt geblieben, weil nämlich von diesem in vorderster Reihe glänzenden Namen in anderweitigen Ausgaben bereits 373 Stücke, darunter ganze Serien von Magnificats und Psalmen, veröffentlicht worden sind. Von den Niederländern sind natürlich die Meister Ockeghem, Hobrecht und Josquin am reichsten vertreten. „Es vereinigt dieses Urkundenbuch eine reiche Sammlung geistlicher wie weltlicher Tonsätze vom einfachsten, unscheinbaren, für gesellige Zwecke bestimmten Liedlein bis hinauf zu dem erhabensten, der Andacht gewidmeten, ausgeführtesten Kunstwerke des Motettes und der Messe, meist wahre Kabinetsstücke seltenster Art und unschätzbaren Werthes, die durch Neudruck noch nie in die Oeffentlichkeit getreten sind." Die Beibehaltung aller Originalschlüssel (nicht weniger als sieben) wird wohl leider nicht zur Erleichterung der beabsichtigten Verbreitung in weiteren gebildeten Kreisen dienen. Ob diese alte complicirte Orthographie in einer wesentlich auch praktischen Zwecken gewidmeten Elitesammlung wirklich so wichtig und unumgänglich war, wie der Herausgeber betont, sei dahingestellt. Wenigstens gibt es auch einige unverächtliche Gründe dagegen.

Daß die Seitenzahlen der laufenden Hinweise auf den Text des Ambros'schen Werkes sich stets allein auf die neue (2.) Auflage desselben beziehen, ist wenig höflich gegen die Besitzer der nur wenig veränderten ersten. Die Reihenfolge der Tonsetzer schließt sich dem Fortgang des dritten Textbandes genau an, obwohl, wie erwähnt, gegen dessen Gruppirung Kade selbst wohlbegründete Bedenken erhoben hat. Einzelne nicht unwichtige Irrthümer aber wenigstens, die „aus Pietät" im Text stehen gelassen waren, sind im Vorwort zu den Notenbeilagen berichtigt, so zwar, daß im 3. Bande zu lesen steht, es sei von Heinrich Finck keine Messe nachweisbar, während in dem Notenbande gerade eine solche von diesem sonst mehr in der Lied- und Hymnencomposition bedeutenden deutschen Meister geboten wird, mit vielen werthvollen Bemerkungen des Herausgebers. Einige treffliche Worte des letzteren am Ende der Vorrede mögen hier schließlich eine Stelle finden: „Zwar hat dieser Kunstgesang seine ihm gehörige Zeit gehabt, die nie wiederkehren wird. Was einst vorzugsweise Musik gewesen, konnte mit der Zeit nur als besondere Gattung an einen besondern Platz zurücktreten. Aber uns den Genuß ihrer edelsten Früchte sichern und auf deren Erhaltung bringen, mußte schon des starken Gegensatzes wegen,

Digitized by Google

im eigenen Interesse einer neu aufkommenden Praxis liegen, die eine ältere nicht ungestraft bei Seite schieben kann, ohne ihren Fortschritt mit einem empfindlichen Rückstande anzutreten. Es ist die höchste Zeit für uns, endlich einmal mit einer gründlichen Untersuchung der Vergangenheitsmusik den Anfang zu machen, um zu sehen, wie unendlich viel vergessen worden ist, welche Schätze der Schutt der Jahrhunderte birgt."

Zum Brüsseler Friedenscongreß.

Eine Plauderei.

Von Hans Wachenhusen.

Der Krieg ist die größte Brutalität unseres die Humanität mit vollen Backen predigenden Jahrhunderts, es sollte sich also Niemand darüber wundern, wenn er brutal ist. Und doch kehren die Klagen hierüber immer wieder.

Deutsche Correspondenten beschuldigten jetzt eben die englischen Truppen des Mordes an den bei Tel-el-Kebir verwundeten Aegyptern. Englische Soldaten haben bei Erstürmung der ägyptischen Position die daliegenden Verwundeten erstochen, erschossen, — todt gemacht.

Wie viel daran wahr, das wird kaum der Wirklichkeit gemäß bekannt werden, denn es ist immerhin eine heikle Sache, dergleichen einzugestehen. Eine Beschuldigung wie diese mit Entrüstung als eine Beleidigung der Soldatenehre zurück zu weisen, ist vor der Welt immer die beste Rechtfertigung.

Ich erwähne dieser annoch bestrittenen Thatsache nur, um darauf aufmerksam zu machen, daß kaum überhaupt ein Krieg geführt wird, ohne daß ein Gegner dem andern dergleichen nachsagt. Ein Ringkämpfer, wenn er besiegt ist, wird den glücklichen Gegner immer beschuldigen, er habe ihn durch unerlaubte Griffe geworfen. Ebenso machten es die Franzosen im Jahre 1870; nur durch Verrath hatten sie besiegt werden können, nur durch die schnödeste Spionage hatten die Deutschen ihnen ihre Schwächen abgelauscht. Als ob nicht jede kriegführende Macht ihre Spione hätte!

Als ich nach Niederwerfung der Commune in Paris wieder zu meinem Schneider trat und ihn fragte, ob er mich, einen Preußen, noch würdig finde, ferner für mich zu arbeiten, bat er nur, mir von Neuem Maß nehmen zu dürfen, da alle seine Maße verloren gegangen seien, und während er das that, bewies er mir, daß wenn sie, die Franzosen, bei Wörth nur 20,000 Mann mehr gehabt hätten, der ganze Krieg in Berlin und nicht in Paris seinen Abschluß genommen haben würde.

„Vous-avez raison! Passons la dessus!" rief ich, Alles zugebend, aber er konnte doch nicht umhin, mir zu versichern, daß die Deutschen sehr unehrliche Gegner seien und die schändlichsten Vandalismen verübt hätten.

Ein Schneider ist in solchen Dingen keine Autorität, ich muß aber hinzufügen, daß überhaupt dergleichen Behauptungen selten aus ganz sicherer Quelle fließen.

Welch ein Geschrei wurde von den französischen Zeitungen Anno 1859 während des Feldzuges in der Lombardei über die östreichischen Truppen erhoben! Die Grenzer, hieß es, die Kroaten und Slovaken seien wilde Thiere, entmenschte Ungeheuer, die an den Verwundeten die undenkbarsten Grausamkeiten verübten! Ich weiß nicht, welche Pariser Zeitung es war, die zuerst gegen die Oestreicher die alle Welt entsetzende Beschuldigung erhob, sie übten die Barbarei, die daliegenden feindlichen Verwundeten mit dem Bajonett zu durchstechen.

Ich kümmerte mich damals ernstlich um die Sache und fand denn, daß allerdings ein Körnchen Wahrheit an dieser Beschuldigung. Die Zuaven hatten nämlich beim Tirailliren in verschiedenen Gefechten die List geübt, sich als verwundet auf den Boden zu werfen, dann waren sie aufgesprungen und hatten die an ihnen vorüber vordringenden Jäger heimtückisch erstochen oder erschossen. So war es also in der That vorgekommen, daß östreichische Tirailleure, den daliegenden Rothhosen nicht trauend, sich ihrer versichert; es war dann auch dasselbe von französischer Seite geschehen; im Ganzen aber waren diese einzelnen Fälle nicht eines solchen Geschreies werth.

Daß dahingegen von den französischen Soldaten völkerrechtswidrige Geschosse in Anwendung gebracht worden, davon überzeugte mich eine Spitzkugel, die einem armen Kerl aus dem fleischigsten Theil seines Körpers herausgeschnitten wurde. Dieses Blei war oben an der Spitze eingekerbt, hatte sich im Fluge durch den Luftdruck tulpenförmig auseinander gebogen und dadurch eine Wunde verursacht, die beim Herausnehmen der Kugel einen großen Fleischverlust verursachte.

Von einer anderen, den Oestreichern in diesem Kriege nachgesagten Brutalität habe ich schon erzählt; sie mag indeß auch hier en passant wieder ihre Stelle finden.

Eine Pariser Zeitung brachte nämlich während jenes Krieges die schaudererregende Nachricht, das östreichische Hauptquartier habe beim Einrücken in eine Stadt der Lomellina unter anderen dem Municipio aufgegebenen Requisitionen auch die Lieferung von belle donne (schönen Frauen) verlangt .. „Die Dummheit!" rief der Arzt des Hauptquartiers, als er die Zeitung las. „Ich habe für unsere Kranken bella donna aus der Apotheke requiriren lassen! In dem ganzen Nest wäre nicht ein einziges Weib zu finden gewesen, am wenigsten ein schönes!"

Daß die Araber in den algerischen Kämpfen die verwundeten Franzosen in einer scheußlichen Weise verstümmelten und daß das auch heute geschehen sein würde, wenn die ägyptischen Truppen Erfolge gehabt hätten, daß die türkischen Baschibozuks keinen todten Feind für wirklich todt, keinen Verwundeten als besiegt ansahen, ehe sie ihm den Kopf abgeschnitten, und daß das im letzten Kriege trotz allen Tagesbefehlen noch geschehen; daß die slavischen und mohamedanischen Völkerschaften von Bosnien, Montenegro, der Herzegowina ꝛc. wenn nicht die Köpfe, doch die Nasen und Ohren der gefallenen oder kampfunfähigen Gegner verlangten — das Alles ist bekannt. Es ist das eben ihre Kriegsführungsweise und wohl dem, der sich nicht mit ihnen abzugeben braucht.

Wer aber möchte behaupten, daß wir so gar sehr human in der unsrigen seien! Wir sind es eben nur im Wiederzusammenflicken dessen, was wir dem Gegner an seinem, eine unsterbliche Seele und einen schweren Tornister tragenden Leibe zerfetzt haben, — nicht aus Reue, nur um zu zeigen, daß wir auch human sein können, nachdem wir so brutal wie möglich gewesen.

Ein Krieg hat den Zweck, dem Gegner in jedem einzelnen Gefecht so viel Leute kampfunfähig zu machen als sich immer thun läßt. Nicht nur die Menschlichkeit, auch das Gesetz des Soldaten gebietet den unschädlich gemachten Gegner zu achten. Das rothe Kreuz übernimmt ihn liebevoll und behandelt Freund wie Feind mit gleicher Sorgfalt. Wen die Kugel so unglücklich getroffen, daß er genug davon hat, dem ist nicht mehr zu helfen, er wird eingescharrt. Aber die Mittel, durch welche heute unsere Kriege geführt werden, machen es leider unmöglich, mit Menschenhand und Menschenkunst alles das zu retten, was wohl noch zu retten wäre; Tausende und Abertausende verenden in einem Kriege aus Mangel an Hülfe, an Verbandzeug, an Aerzten, an Krankenträgern, an Transportmitteln, an Obdach.

Und ist das anders möglich seit unsere Kriege mit großen Vernichtungsmaschinen geführt werden? Eine Kugel, wenn sie die Brust eines Braven im Kampfe getroffen, wird von diesem in der Hitze des Gefechtes oft kaum empfunden, bis er plötzlich neben dem Kameraden zusammensinkt. Eine Kugel aus dem Rohr des Gegners wird dem Feinde mit tapferer Hand gesendet; Kugel gegen Kugel, Auge gegen Auge, und der Procentsatz der wirklich durch die Kugel Getödteten ist oft ein unglaublich geringer. Jetzt aber kommen die Maschinen. Sie werfen riesige Zuckerhüte als Geschosse, deren Füllung und Sprengstücke Verderben speien, daß die Glieder umherfliegen. Bei Beaumont z. B., als sich das französische Lager bei hellem Mittag beim Abkochen überrumpeln ließ, schleuderten unsere Kanonen ihre Geschosse in das-

Digitized by Google

selbe, so daß wir ganze Corporalschaften um die Gamelle herum zerfetzt, verkohlt daliegen sahen.

Ist das ehrlicher Kampf? Ja, nach den Principien des heutigen Maschinenkrieges. Nach denen der Humanität hätte man — wenn thunlich — es vorziehen müssen, den Feind zu umzingeln und ihm mit sanfter Gewalt die Waffen abzunehmen. Was ist da noch Menschenwerth? Eine vergiftete Kugel ist völkerrechtswidrig, eine Maschine, die Hunderte massacrirt, ist aber noch lange nicht der Gipfelpunkt dessen, was man im Interesse der Kriegsführung bei Krupp ꝛc. zu erfinden strebt. Die große Josephine auf dem Mont Valerien bei Paris ward vor zwölf Jahren als Monstrum betrachtet, heute ist sie eine Kinderkanone.

In den früheren Kriegen war es nicht völkerrechtswidrig, dem Belagerer siedendes Pech auf die Köpfe zu gießen, heute ist es Kriegsgewohnheit, eine belagerte Stadt auszuhungern. Mögen Pestilenz und aller übriger Jammer über sie kommen, warum ergibt sie sich nicht? Die belagerten Pariser aßen auch Ratten und Mäuse; als mich aber während der Friedensverhandlungen der befreundete Redacteur einer großen Pariser Zeitung in Versailles besuchte und wir zusammen frühstückten, schmeckte ihm nichts; er meinte, so schlecht zubereitet wie die Speisen im ersten Hotel von Versailles seien ihre Ratten und Mäuse nicht gewesen.

Es mag Manches von dem, was ich hier schreibe, paradox klingen, aber es bleibt thöricht, Sentimentalität in den Krieg hinein tragen zu wollen. Es ist allerdings ein Mord, einen Feind, der uns ehrlich gegenüber gestanden, wie einen Hund abzustechen, wenn er hülflos und verwundet vor uns liegt, aber was macht man mit ihm, wenn er im Sterben noch zu schaden sucht? Vor Sedan wurden auch Weiber füsilirt, die aus den Kellern geschossen, am Balanthor lag sogar ein erschossenes Weib auf dem Schlachtplan. Führt man Krieg mit Weibern? nein! Aber wenn sie Männer werden! Es ist wie gesagt Kriegsusance, den Gegner nur kampfunfähig zu machen, und macht die Kugel ihn todt, so ist das Soldatenlos; wer aber hemmt in der Hitze des Gefechts die Bestie im Menschen, wenn sie entfesselt ist, und galt es nicht ehedem als die höchste Bravour, keinen Pardon zu geben?

In dem Leben des heranwachsenden Mannes gibt es zwei schwierige Momente für den, der ihm als Erzieher oder Führer dient: es ist schwer, ihn als Knaben an die Schularbeit, als Jüngling an den Feind zu bringen; ist er einmal bei der Sache, so macht sich Alles von selbst. Aber wo ist die Zeit, wo der Kampf Mann gegen Mann denen, die den Krieg noch heute als eine göttliche Schickung glorificiren wollen, einen Schein von Recht geben konnte? Er gibt allerdings vielfach noch heute dem Braven Gelegenheit, die höchsten Mannestugenden, Muth und Tapferkeit, zu entwickeln, aber wo bleiben diese Tugenden einer gemeinen, Tod und Verderben speienden Maschine gegenüber?

Freilich, Maschinenarbeit ist ja jetzt Alles, und so auch das, was einst der Kampf dieser Tugenden gegeneinander gewesen. Ich erinnere mich eines Moments aus der Schlacht von Königgrätz, wo der Chef einer über das Feld jagenden Batterie den am Boden liegenden Verwundeten zurief: „Kinder, macht die Augen zu, ich muß mit meinen Kanonen über Euch hinweg!“ Und die Maschine zermalmte die Glieder der Unglücklichen, um dahin zu rasen und ihre Schuldigkeit zu thun!

Fragt sie, was sie heut zu Tage im Kampfe leistet; sagt ihr, sie solle human sein! Wenn sie erst im Stande sein wird, Alles zu leisten, was eine Schlacht bedingt, so werden die Kriege aufhören.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt sie dir oder gilt sie mir.

So sang der Dichter. Heute kommt anstatt der Kugel eine ganze Mitrailleusenladung geflogen. Ich will nicht gesagt haben, daß Shrapnell seine wohlthätigen Granatkartätschen nicht schon zu Anfang unseres Jahrhunderts erfunden; ich erinnere mich auch, mit welchem Interesse schon bei Magenta das erste von den Oestreichern eroberte gezogene Geschütz betrachtet wurde, mit welchem Staunen ferner die Leute vor die Krupp'sche Riesenkanone in der Pariser Ausstellung von 1867 traten. Aber ist man nicht immer noch mit Erfindung des Ideals einer Menschen-Erlösungsmaschine beschäftigt, und da will man Sentimentalität in den Krieg tragen? A la guerre comme à la guerre! Elihu Burrits Oelblätter sind verweht, die Schalmeien des Brüsseler Friedenscongresses blasen jetzt eben wieder so lieblich, aber es wird deshalb doch keine einzige Kanone weniger gegossen.

Rückblick auf die Münchner Elektricitätsausstellung.

Von H. W. Vogel.

Wir brauchen keine Gewitter mehr, um unsere Atmosphäre mit Elektricität zu schwängern, sie ist bereits hinreichend damit gesättigt. Elektricität als Kunstprodukt beschränkt sich nicht mehr auf Telegraphenämter, galvanoplastische Anstalten, physikalische und physiologische Kabinette; sie hat ihren Wirkungskreis gewaltig erweitert und fordert die öffentliche Aufmerksamkeit unausgesetzt heraus.

Von Tag zu Tag vergrößert sich das zur Verhäßlichung Berlins beitragende Spinnewebennetz der über die Gassen hinweggespannten Telephondrähte, aufdringlich schreit das blendende, durch keinen Vorhang zu dämpfende elektrische Straßenlicht in die intime Häuslichkeit der Leipziger Straßenbewohner hinein, jede Zeitung, politische wie belletristische, ist bemüht, ihren Lesern allwöchentlich etwas Elektricität aufzutischen und neue Anwendungen der wunderbaren Naturkraft, die wir nur ihren Wirkungen, keineswegs ihrem Wesen nach kennen, stehen in Aussicht. Man wird Kabel in die Häuser führen, bald elektrisch Nähmaschinen treiben, mit Glühlicht statt mit Petroleum oder Gas erleuchten, vielleicht sogar mit Elektricität kochen und backen.

Und während in der norddeutschen Metropole das „Bogenlicht“ aufging und bisher seine Schuldigkeit thut, „herrlich wie am ersten Tag“, wurde in dem bekannten Glaspalast der ersten süddeutschen Hauptstadt ein Quantum Elektricität entwickelt, welches dem Publicum an einer Reihe ausgestellter Apparate die verschiedensten Anwendungen der Naturkraft illustriren sollte.

Internationale Ausstellung, verbunden mit elektrotechnischen Versuchen, nannte sich das löbliche, von Professor Beetz und Ingenieur von Miller ins Leben gerufene Unternehmen, das schon ein Jahr nach der internationalen elektrotechnischen Ausstellung in Paris eröffnet wurde. Selbst der wärmste Freund desselben wird zugeben müssen, daß es dem Pariser zu schnell folgte. Nicht jeder Elektrotechniker hat Lust, sich alljährlich in die hohen Kosten einer Ausstellung zu stürzen. Dieser Grund hat wohl die meisten der großen Elektricitätsfirmen, welche in Paris vertreten waren, von der Beschickung abgehalten. Paris zählte 1760 Aussteller, München nur 120, darunter nur 20 außerhalb des deutsch-östreichischen Postvereins wohnende. Das Epitheton international verdiente die Ausstellung daher kaum; ja sie konnte nicht einmal als eine genügende Repräsentation der deutschen und östreichischen Elektrotechnik gelten.

Aber ihren belehrenden Zweck hat die Ausstellung zweifellos erfüllt; sie gab dem bayrischen, resp. dem Münchener Publicum Gelegenheit zur Kenntnißnahme zwar nicht mehr ganz neuer, aber ihm bis dahin noch nicht genügend vorgeführter Anwendungen der Elektricität; und in Bezug auf zwei derselben erlangte sie auch für weitere Kreise Wichtigkeit, beide das Theater betreffend, eine akustische: Mittheilung der hörbaren Theile der Theatervorstellungen in der Ferne, und eine optische: Erleuchtung der Bühnenräume durch Glühlicht.

Man hatte großartige Veranstaltungen getroffen, um die Kenntnißnahme dieser Anwendungen der Elektricität nicht nur den Fachtechnikern des Theaters, sondern auch dem Publicum zu ermöglichen.

Es waren telephonische Auditorien angelegt, welche mit der Kgl. Hofoper, dem Theater am Gärtnerplatz, mehreren Café chantants und mit Oberammergau in Verbindung standen. In den erstgedachten Auditorien konnten je 16 Personen zugelassen werden, die mit telephonbewaffneten Ohren (jeder Hörer empfing deren zwei) auf 4 bis 5 Minuten der Vorstellung aus der Ferne lauschen konnten; denn ein Lauschen ist es, nicht ein leichtes bequemes Hören. Es klingt wie eine Musik

Digitized by Google

oder Unterhaltung durch die geschlossene Thür und für nicht Feinhörige ist der Kunstgenuß ein mäßiger.

Schreiber dieses vernahm z. B. im Telephonkabinet der Oper die Violinen nur schwer; Andere haben dieselben gleichzeitig ganz vorzüglich gehört. Ueberraschender noch als diese Telephonmittheilung einer nur 1 Kilometer entfernten Oper wirkten aber die telephonischen Verständigungen mit dem 96 Kilometer entfernten Oberammergau. Gespräche, Lieder, sowohl Solo als Chor, wurden ebenso deutlich zu Gehör gebracht, als lokale Telephonnachrichten, ein Beweis, daß die Bemühungen, das Telephon für den „Externverkehr" an Stelle des Telegraphen zu verwenden, der Verwirklichung näher gerückt sind.

Bald wird dem Publicum der Provinz der Genuß einer hauptstädtischen Oper oder eines Concerts am häuslichen Herde ermöglicht werden. Edisons und Bells Erfindung haben sich zur Lösung dieses interessanten Problems vereinigt. In der Münchner Oper bilden schmale, quadratische, zur Vermeidung störender Erschütterungen in Gummischnüren hängende, mit einem Hörrohr versehene Kästen die sogenannten Transmitter d. h. die Hörapparate, welche zur Rechten und Linken des Souffleurkastens auf der Bühne einerseits, im Orchester andrerseits aufgestellt sind. Ihre Einrichtung ist höchst einfach; sie bestehen im Wesentlichen aus einer Eisenmembrane, die durch die Schallwellen in Erzitterung gesetzt wird und bei derselben mehr oder weniger stark gegen ein ihre Mitte berührendes Kohlenstück drückt, das mit der Membrane in eine elektrische Leitung eingeschaltet ist. Mit dem Druck verändert sich das Leitungsvermögen und damit die Stärke des elektrischen Stromes, und die Variationen derselben erzeugen in einem, in die mehr oder weniger lange Leitung eingeschalteten Telephon genau dieselben Töne, welchen sie ihren Ursprung verdanken. Edisons Telephonprincip (Veränderung des Leitungsvermögens der Kohle durch den Druck) ist es auch, welches bei dem Mikrophon zur Anwendung kommt und hier dazu dient, zarte, dem unbewaffneten Ohr kaum wahrnehmbare Geräusche kräftig zu vernehmen (z. B. das Gehen einer Fliege). Edison hat es es ferner verstanden, diese Wirkungen in kräftigerer Weise als durch den einfachen elektrischen Strom in die Ferne zu tragen, indem er statt dessen den durch ihu erregten Inductionsstrom zur Telephonirung benutzte. Die zahlreichen Modificationen, die mit dem Edison'schen Transmitter und Bell'schen Telephon seit der kurzen Zeit ihres Bestehens vorgenommen worden sind — in München hatte man Gelegenheit, verschiedene Dutzend neuer Systeme der Art (und diese repräsentiren nur einen kleinen Theil der wirklich existirenden) zu studiren — beweisen, in welchem großartigen und rapiden Entwicklungsproceß sich dieser neue Zweig der Elektrotechnik befindet, und dieser Umstand läßt zuversichtlich hoffen, daß die den Systemen noch innewohnenden Mängel bald überwunden sein werden.

In wie weit die von Bell ebenfalls entdeckte Photophonie (Fortpflanzung von Schallwellen mittelst Lichtstrahlen) und Radiophonie (Erregung von Tönen durch intermittirende Strahlen) für die praktische Telephonie Bedeutung erlangen werden, steht noch dahin. Die Münchner Ausstellung gewährte zur Kenntnißnahme dieser hochinteressanten Novitäten keine Gelegenheit.

In noch höherem Maße als das akustische Feld nahm das optische die Aufmerksamkeit des Ausstellungspublicums in Anspruch. Freilich war die Ausstellung auch in Bezug auf dieses Feld eine einseitige. Die verschiedenen elektrischen Beleuchtungssysteme waren ungenügend vertreten. Das glänzendste von allen, das Bogenlicht, entstehend durch Uebergang eines starken elektrischen Stromes zwischen getrennten Kohlenstücken, war in höchstens acht Constructionen vorhanden, das mildere Glühlicht, bestehend aus einem dünnen, in einen luftleeren Glasballon eingeschlossenen, vom elektrischen Strome durchflossenen und dadurch glühend gemachten Kohlenfaden war zwar in den meisten jetzt existirenden Varianten repräsentirt, einige jedoch nur in vereinzelten, nicht in Function tretenden Exemplaren. Wirklich in Action traten nur drei: Edisons, Swans und Müllers Glühlichtlampen. Erstere dominirten aber in solchem Grade, daß die andern fast dagegen verschwanden. Die dritte Art elektrischen Lichtes, das auf der vorjährigen Ausstellung in Paris in verschiedenen Systemen vertretene und der Beachtung werthe Contactglühlicht, welches sich bildet, wenn Elektricität zwischen zwei in freier Luft befindlichen, sich berührenden Kohlenstücken übergeht, fehlte, abgesehen von einem kleinen Modell für Schulzwecke, in München gänzlich. Dagegen wurde die Anwendung des elektrischen Lichtes für Bühnenzwecke in München in viel großartigerer Weise vorgeführt, als auf der vorjährigen Fachausstellung. Das in Paris aufgestellte, mit Werdermann'schen Contactlampen beleuchtete kleine Theater konnte eigentlich nur als Modell gelten. Die Münchner versuchshalber in der elektrischen Ausstellung errichtete Bühne nebst Zuschauerraum war in so großem Stile angelegt, daß sie allenfalls für die dramatischen Bedürfnisse einer Mittelstadt ausgereicht hätte. Um den Effect der elektrischen Beleuchtung recht instructiv zu zeigen, fanden allabendlich Vorstellungen lebender Bilder gegen Extra-Entrée statt. Elektrisches Bogenlicht ist schon lange für Bühnenzwecke benutzt worden, wenn es der Erzielung blendender Lichteffecte (Prophetensonne u. dgl.) galt. In München aber versuchte man — wohl zum ersten Male im großen Stile*) — die Anwendung von Glühlicht an Stelle des Lampenlichts zur Coulissen-, Soffiten- und Rampenbeleuchtung, und diese Versuche interessirten sämmtliche Bühnenleiter in um so höherem Grade, als sie eine Tagesfrage berührten, die nach der Ringtheaterkatastrophe in Wien eine brennende genannt werden muß, obgleich sie von der Verhinderung von Theaterbränden handelt. Die Directoren der hervorragendsten Bühnen waren zu einer gemeinschaftlichen Prüfung des Gegenstandes eingeladen worden; sie fanden sich zu einem „Congreß" am 28. Sept. in München zusammen und es ist zweifellos, daß sie, abgesehen von den Einrichtungskosten der neuen Beleuchtung, einen günstigen Eindruck von derselben erhalten haben.

Bogenlicht und Contactlicht können nicht als absolut gefahrlos in Bezug auf Entzündung fremder Körper gelten. Ihr Licht bildet sich in freier Luft. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß brennbare Stoffe in den Brennpunkt der Kohlen gerathen, welche die Pole bilden, daß ferner die weißglühenden Kohlen abbröckeln und auf brennbare Körper fallen. Durch Umhüllung mit Glocken, Drahtgaze, Untersatz von „Aschentellern" läßt sich die Gefahr ganz bedeutend reduciren, so daß sie sicher geringer ist als bei Gaslicht (bei dem noch die bei elektrischem Licht unmöglichen Explosionen unterlaufen können); aber ganz verhindern läßt sie sich nicht. In dieser Hinsicht ist das Glühlicht den andern elektrischen Lichtern vorzuziehen, denn der Kohlenfaden glüht nicht in freier Luft, sondern in einem von der Atmosphäre ganz abgeschlossenen Glasballon. Von einer Entwickelung heißer Gase, von Rauch und Geruch ist bei ihm keine Rede, und der Einwand, daß beim Zerbrechen des Ballons der glühende Kohlenfaden doch mit fremden Körpern in Berührung kommen könne, wird hinfällig durch das Factum, daß bei Zutritt der Luft der Kohlenfaden fast augenblicklich abbrennt und verlischt. In der That konnte ein Glühlicht, welches mit dünner Gaze umwickelt war, vor den Augen der in München versammelten Theaterdirectoren zerschlagen werden, ohne daß der Stoff in Brand gerieth.

Das Glühlicht besitzt im Gegensatz zum Bogenlicht eine entschieden gelbliche Farbe, völlig ähnlich dem gewöhnlichen Lampenlicht, dem es auch in seiner Intensität nahe steht. Ein Argandbrenner hat etwa 20 Kerzen, ein Edison-Glühlicht Nr. 1 etwa 16 Kerzen Stärke. In der Straßenbeleuchtung wird es nicht viel mehr leisten als Gaslicht. Der in Berlin im Sommer in der Kochstraße mit Glühlicht von Siemens monatelang mit Erfolg fortgesetzte Versuch hat das deutlich bewiesen! Tausende von Menschen haben um jene Zeit die Kochstraße Abends passirt, ohne zu ahnen, daß die Straße mit elektrischem Glühlicht und nicht mit Gaslicht erleuchtet war. Für Erhellung von Straßen und großen Hallen wird das Bogenlicht dem Glühlicht stets „über" sein. Die Vorwürfe, es sei „zu blau", „zu kalt", „zu blendend", sagen nicht viel. Man hat auch dem Gaslicht mancherlei Vorwürfe zur Zeit seiner Einführung gemacht und damit die Entwicklung der Gasbeleuchtung nicht aufgehalten. Wie vorzüglich das angeblich „zu blaue" Bogenlicht für Farbenunterscheidung geeignet, wie weit es darin dem Gaslicht überlegen ist, beweist seine Einführung in Färbereien und Druckereien. Thatsächlich ist aber das Bogenlicht gar nicht blau, sondern es erscheint nur so im Contrast mit dem rothgelben Gaslicht. Im Vergleich zu Tageslicht erscheint sogar das angeblich blaue Bogenlicht entschieden gelblich, wie man sich in Berlin leicht überzeugen kann, wenn man in der angehenden Dämmerstunde die bereits in Function gesetzten Bogenlichter der Läden von Levin, Ehrenhaus und Hildebrandt von der Straße aus beobachtet. Ein Uebelstand des Bogenlichts bleibt aber,

*) Der erste, der Glühlicht im Kleinen für Theaterzwecke verwendete, war wohl Richard Wagner. Die nicht eben sehr geschmackvolle rothe Glasschale, welche den heiligen Gral im Parzifal vorstellt, leuchtet bei den Worten des Chors: „O heil'ge Wonne, wie hell grüßt uns heute der Herr", vermöge eines darin angebrachten elektrischen Glühlichts.

Digitized by Google

daß es in schwächeren Lichtern als 150 Kerzen Stärke nicht hergestellt werden kann und daß es oft in unangenehmer Weise zischt oder aber flackert. Diese Fehler zeigt Glühlicht nicht. Störungen im Gang der Maschine können freilich auch hier Schwankungen hervorrufen. Das Glühlicht läßt sich ferner in Lampen bis zu 4 oder 8 Kerzen Stärke herab darstellen, und dadurch eignet es sich besser für den Arbeitsplatz, sei es im Comptoir oder in der Werkstatt. Seine gelbliche Farbe ist hier nicht von Nachtheil; für Bühnenbeleuchtung aber ist diese sogar ein Vortheil; denn hier ist die Farbe aller Ausstattungsstücke bis auf die Schminke herab der röthlich gelben Abendbeleuchtung entsprechend gewählt. Die Frage, ob das Glühlicht die für solche Zwecke wichtige, leichte Veränderung der Helligkeit erlaubt, ist durch die Münchner Experimente im bejahenden Sinne entschieden. Es ist leicht, den lichterregenden elektrischen Strom, der eine Reihe Lampen speist, zum Theil in eine Nebenleitung abzulenken und dadurch zu schwächen, oder aber mehr oder weniger transparente, resp. auch farbige Medien zur Lichtdämpfung oder Färbung vor die Lampen zu setzen.

Freilich ist das Glühlicht theurer als das Bogenlicht. Mit einer Pferdekraft erzeugt man bei Bogenlicht mindestens 250 Lichtstärken, mit Glühlicht, System Edison, höchstens 128, und wenn ersteres sich jetzt in der That billiger stellt, als Gaslicht gleicher Helligkeit, so dürfte dieses günstige Verhältniß beim Glühlicht noch nicht vorliegen. Dieser Umstand kann aber gar nicht in Betracht kommen gegenüber dem ungeheuren Vortheil der Feuersicherheit. Der eiserne Vorhang der Theater gewährt nur einen halben Schutz und vielleicht auch diesen nicht, wenn er, was sehr leicht eintreten kann, im entscheidenden Momente versagt.

Wie man hört, ist das Beispiel der Münchner Ausstellung nicht ohne gute Folgen geblieben. Das Hoftheater daselbst so wie das Carl-Theater in Wien haben sich zur Einführung des Glühlichts entschlossen. Andre Bühnen haben dieselbe ernstlich ins Auge gefaßt. Sollte die Ausstellung auch weiter keinen Segen stiften als diesen, so ist sie nicht vergebens dagewesen.

Aus der Hauptstadt.

Kunstausstellungen.

Die Ausstellung des Künstlervereins. — Christian Wilberg.

Als es entschieden war, daß die große akademische Ausstellung in diesem Herbste ausfallen sollte, prophezeiten kundige Männer, daß die kommende Wintersaison einen ungewöhnlich starken Kunstniederschlag erfahren würde. Sie scheinen Recht zu behalten. Noch hat die Saison nicht die Kinderschuhe ausgetreten, und schon sind allerwärts kleinere Ersatzausstellungen im Gange. Die Nationalgalerie hat die Werke des verstorbenen Landschafters Wilberg zusammengestellt, der Künstlerverein bietet die erste seiner drei Monatsausstellungen, und der große Lichthof des Gewerbemuseums ist mit einer historischen Sammlung seltener japanischer Gemälde angefüllt. Wir wollen vorerst die beiden Ausstellungen herausgreifen, die demnächst geschlossen werden.

Die Ausstellung des Künstlervereins unterscheidet sich von dem, was wir sonst in denselben Räumen zu sehen gewohnt sind, nur durch eine etwas größere Zahl guter Bilder. Ueber das Unternehmen als Ganzes läßt sich erst nach Ablauf der drei Monate ein Bild gewinnen. Soviel scheint jedoch sicher, daß wir ohne das Dazwischentreten des Vereins einige der bedeutendsten Productionen in dieser Saison schwerlich hätten zu Gesicht bekommen.

Vor keinem der Gemälde sind wir so oft und so lange stillgestanden wie vor Eduard von Gebhardts Klosterschülern. Zwei halbwüchsige Jünglinge in der Tracht des Reformationszeitalters sitzen an einem Tisch mit Folianten vor einer Bücherwand. Der eine, ein schlanker magerer Bursch, hat seine Feder niedergelegt und beugt sich mit dem Ausdruck des aufmerksamen Lauschens zu seinem Genossen. Dieser liest ihm eine Stelle vor, deren Sinn er nicht zu ergründen vermag. Mit dem Finger verfolgt er den Text, auf seinem Gesicht, das über die Blätter geneigt ist, brütet die Verzweiflung an der eigenen Kraft. Die Stirn ist gewaltsam in Falten gelegt und das Auge bohrt sich in die Zeilen, als ob die physische Anstrengung dem geistigen Proceß zu Hülfe kommen könnte. Man sieht, wie sein Verstand sich an das Wort klammert, wie seine Augen am Text hangen. Auch der andere ist im tiefsten Nachdenken begriffen, doch sein Körper weiß davon nichts. Ohne Anspannung sitzt er da, seine Hände liegen lose übereinander, aber seine ruhigen Augen, in denen ein inneres Feuer wiederstrahlt, sind fest geradeaus gerichtet, als hätten sie schon das Ziel im Auge, zu dem sie den kürzesten Weg suchen. Er bedarf des geschriebenen Wortes nicht und sein Verstand schaltet frei mit dem Inhalt. Dunkle Locken fallen über seine Stirn, die Augenbrauen sind tief herabgezogen wie bei Allen, die viel beobachten oder viel denken, und sein Mund mit den dünnen ausdrucksvollen Lippen preßt sich energisch zusammen. Aber die frische Farbe der Jugend ist von seinen Wangen, mager ist sein Hals, und an seinen Händen sind die Gelenke deutlich abgegrenzt. Er ist dem Kameraden an Alter kaum voraus. Aber der ist vom nordischen, später reifenden Typus. Seine Züge sind knabenhaft glatt und noch gar nicht durchgearbeitet. Das kurzgeschorene Haar hat die trockene Glanzlosigkeit des Uebergangsalters und eine schwer zu fassende graublonde Schattirung, die Hände verrathen in ihren festen Formen bedeutende Körperkraft. Bei aller Einfachheit ist auch das Gewand charakteristisch verschieden. Der junge Gelehrte trägt ein schlichtes schwarzes Wamms, der Bedrängte ein braunes mit geschlitzten Aermeln. Die Mache des Bildes ist von höchster Sicherheit und Vollendung ohne irgendwie in Distelei auszuarten; das Colorit ernst, fast herb, aber doch von großer Innerlichkeit. — Wie schade, daß Gebhardt so selten zu profanen Stoffen greift. Thut er es ja einmal, so ist seine Wirkung eine unwiderstehliche auch für Diejenigen, welche der alterthümelnden asketischen Richtung seiner neutestamentlichen Compositionen sonst nur mit Anstrengung gerecht zu werden vermögen.

Eine innerlich verwandte Aufgabe hat sich Marcus Grönwald gestellt und anziehend gelöst. In einer ärmlichen Klosterkapelle sind die Nonnen mit dem Blumenschmuck für ein Fest beschäftigt. Kränze windend sitzen sie vor dem Pfeiler, der die vergitterte Empore trägt. Sie sind still bei ihrer Arbeit; nur eine ist auf einen Tritt gestiegen, um ein Heiligenbild zu schmücken. Ihrer bewegten Haltung und dem schelmischen Ausdruck ihrer Züge nach ist sie die Lebhafteste. Fragend wendet sie sich zu einer anderen Schwester, die dominirend im Mittelpunkt sitzt. Ihr edles, ernstes Gesicht, die ruhige Würde ihrer Haltung geben ihr ein solches Uebergewicht, daß die übrigen Schwestern sie wie Schülerinnen umgeben. Doch ist sie nicht die Aebtissin; diese ruht in einem großen Sorgenstuhl nicht weit von ihr, aber auch sie hat die Augen auf die Sprechende gerichtet, als ob auch sie im Banne dieses überlegenen Geistes stände. Ganz allein steht im Schatten des Hintergrundes eine liebliche junge Gestalt in dunkler Nonnentracht und hält in Träumen versunken einen frischen Zweig in der Hand. Ohne Anstrengung, ohne die Benutzung eines novellistischen Hülfsmittels wird den lebendigen Charakteren das intime Leben der Gemeinschaft klar gelegt.

Mit einem Werke von überraschendem Können und erstaunlicher Sicherheit der Beobachtung ist ein bisher wenig bekannter junger Künstler, O. Schlabitz, in die Reihe derjenigen getreten, deren Namen man bei künftigen Ausstellungen zum Voraus im Catalog aufsuchen wird. Er ist ein Schüler Gussows, wagt aber in seinem „Schwurgericht" eine äußerst figurenreiche Composition. Zwar wird sich der Beschauer über den eigentlichen Inhalt des Vorganges nicht ganz klar, aber das kann bei einer so verwickelten Action kaum anders sein. Wir stehen der Fensterwand des Saales gegenüber. Ein volles, fast grelles Licht fällt uns entgegen, das nur von der einen Seite durch einen grauen Leinenvorhang gemildert wird. Die Richter sitzen auf den erhöhten Bänken unter den Fenstern, links die Geschworenen, rechts die Angeklagten, zu ebener Erde vor uns die Zeugen. Vor dem Tische steht ein verblühtes Weib, die Klägerin, in herausfordernder Stellung und weist auf einen Haufen Stoffe vor ihr. Sie scheint sich in einem Kampf mit dem Präsidenten zu befinden und von diesem zur Ruhe verwiesen zu werden. Die Angeklagte, ein blutjunges Mädchen, durch deren blondes Haar das Licht scheint, hat schluchzend das Gesicht mit der Schürze verhüllt. Einen unerschöpflichen Reichthum der Beobachtung entfaltet Schlabitz an den übrigen Figuren. Vorn die Zeugen, zum Theil neugierig, die Frauen in einer Haltung, der man deutlich das verzehrende Gefühl der Schande ansieht, in einer schlimmen Sache zu erscheinen. Dann der gelassene Staatsanwalt, der aufmerksame junge Vertheidiger, die gespannt lauschenden Zuschauer. Daneben steht in unerschütterlicher Ruhe an jeder Seite ein Gendarm mit seinem Gewehre. Es ist eine ganz moderne Scene. Kein wohlthätiger Schatten

Digitized by Google

mildert die barbarischen Farben der Frauenkleidung; Richter und Staatsanwalt erscheinen in der geschmacklosesten aller Amtstrachten, in dem mittleren Fenster über dem Präsidenten prangt ein Bild der Themis sorgfältig in den öden Farben eines modernen Glasgemäldes copirt. Aber das Alles ist mit unerbittlicher Wahrheit gemalt, wie es der Künstler gesehen. Eine besondere Vorliebe scheint er jedoch für den grauen Behang des Fensters gehabt zu haben. Bis zur Täuschung getreu ist das ungleiche durchscheinende Gewebe mit dem Schatten des Fensterkreuzes herausgebracht; wie denn überhaupt die sich schneidende Beleuchtung, die dem Zuschauer direct entgegenfällt, zu den complicirtesten Lichteffecten geführt hat. Ueber die Tragweite der Begabung des jungen Künstlers gestattet dies Werk nach verschiedenen Richtungen ein Urtheil. Er ist nicht ohne Humor, hat eine lebhafte Auffassung für Individualitäten und momentane Bewegung, aber seine Hauptstärke liegt in der Beobachtung des rein Thatsächlichen. Zu idealisiren scheint ihm ganz versagt.

Auf derselben Höhe der gewissenhaften Durcharbeitung von Schlabitz' Schwurgericht steht das Genrebild eines andern jungen Künstlers, der ebenfalls zum ersten Mal mit einem größeren Werk auftritt. „Erst fangen, dann hangen" von O. Keinke spielt auf der halbdunklen großen Tenne eines westfälischen Bauernhauses. Vor der verschlossenen Thür der Gesindestube lärmt eine bewegte Gruppe. Magd und Knecht versuchen das Schloß aufzureißen und mit dem Ausdruck der äußersten Entrüstung auf dem Gesicht und drohend geballter Faust steht ein schönes Mädchen daneben, auf dessen Armen der Abdruck einer schwarzen Hand verräth, gegen wen sich die Empörung richtet. Dem schwarzen Gesellen ist auf der Flucht sein Kehrbesen am langen Rohr zwischen die Thür geklemmt, die den Anstrengungen bald nachgeben muß. Er hat aber schon einen Ausweg gefunden durch ein hochliegendes Fenster, von dem eine Leiter auf den Boden führt. Seine Verfolger können ihn nicht sehen, aber ein kleiner Junge, der sich an den Rock eines zuschauenden Kindermädchens klammert, hat ihn schon entdeckt und sucht die Verfolger zappelnd vor Freude aufmerksam zu machen. Anders spiegelt sich der Vorgang auf dem Gesicht der übrigen Zuschauer. Lächelnd sieht, die Hände auf dem Rücken, von der andern Seite der Diele ein alter Bauer zu, und in der Thür, die nach dem hellen Garten führt, erscheint die Silhouette der Bäuerin, die bei dem Lärm entsetzt die Arme erhebt. Es ist ein sehr liebenswürdiges Bild von ungewöhnlich sorgfältiger Durchbildung der Charaktere, die sich in einem dramatischen Moment unbelauscht gehen lassen. Dasselbe gilt von den rein malerischen Eigenschaften. Die Gewänder legen sich so weich über die Glieder, daß man unter ihnen einen ausgeführten Act vermuthen sollte. Es ist eine Freude, so ernstem Wollen gegenüber zu stehen.

Aus dem Gebiete des bäuerlichen Genre, das noch immer in Blüthe zu stehen scheint, mögen noch die Arbeiten von E. Harburger und G. Hellquvist erwähnt werden. Des ersteren „Dorfarzt" durchwärmt der liebenswürdige Humor des Künstlers, der uns in Bildern und Zeichnungen so oft die Stirn geglättet. Auf seinen Stock gestützt betrachtet der ergraute Doctor mit hochgezogenen Brauen und bedenklich vorgeschobenem Munde das kranke Kind mit dickem Kopftuch. Der Vater hält es auf dem Schoß und beide sehen mit dumpfer Ehrfurcht auf den Helfer, dessen Ausdruck sich leise in ihren Zügen wiederspiegelt. Die Geschichte ist in leichter, flotter Weise vorgetragen, wie es sich für das Thema schickt, aber mit großer Sicherheit. Hellquvist war genöthigt, unter seine Scene aus einem bayrischen Volksgarten eine schriftliche Anweisung zum Verständniß zu geben, weil sich die Pointe, auf die es ihm ankam, nicht malen ließ. An einen Tisch, an dem ein Bauer mit seiner Tochter frühstückt, ist ein Italiener mit den Büsten von Bismarck und Moltke getreten. Der Bauer hat seine Geldtasche herausgezogen und kratzt sich unschlüssig hinterm Ohr, während ihm seine schelmische Tochter zuredet. Das Bild selbst kann uns nicht sagen, ob der Käufer nicht weiß, wen er wählen soll oder ob er überhaupt nicht schlüssig, zu kaufen. Dafür thut es die Unterschrift auf dem Rahmen: Bismarck oder Moltke? Der Künstler hat hier die vom Wort abhängige Illustration mit dem auf eigenen Füßen stehenden Kunstwerk verwechselt. — Abgesehen von diesem wunden Punkt ein vorzügliches Bild. An dieser Stelle fügt sich am besten der allerliebste Studienkopf eines Bauernkindes von Knaus ein.

Unter den Porträts werden Alma-Tademas Ludwig Barnay und Hans Richter viel bewundert, die uns den Künstler auf einem Gebiete zeigen, auf dem er bei uns naturgemäß weniger bekannt ist. Er hat Barnay in der Rolle des Marc Anton dargestellt, fast in halber Figur. Redend, mit pathetischer Geberde steht er vor uns. Beide Hände hat er auf die Brust gepreßt, die Linke hält die Schriftrolle, die Rechte ist gespreizt und die Ellbogen sind sehr hochgehoben. Es ist die aus verschiedenen Affecten zusammengefaßte Bewegung eines Menschen, der mitten im Handeln plötzlich anhält. Noch sind die Arme wie zur That erhoben, aber die Hände liegen schon negirend an den Körper gedrückt. In der Rede an der Leiche paßt diese Bewegung am besten auf jene Stelle, wo sich Marc Anton weigert, Cäsars Testament zu lesen, das in der Schriftrolle angedeutet sein wird. Die Energie und feierliche Symmetrie der Bewegung zieht den Blick an und läßt ihn nicht sofort den imposanten Kopf aufsuchen. Die kräftig geschnittenen Züge unter den schwarzen Locken sind wohlgetroffen. Auch in ihnen spiegelt sich bei aller vornehmen Ruhe der doppelte Inhalt des Moments. Noch zuckt es um den energischen Mund, aber das verweinte Auge blickt schon weich, fast unsicher. Den Hintergrund bildet ein niedriger Giebel aus Terracotto in sehr alterthümlichen Formen und Farben, ein Rest des alten thönernen Rom.

Bewundernswerth ist wieder die Darstellung des Stofflichen. Das Fleisch ist Fleisch, weich und elastisch, und die Eigenthümlichkeiten der Wolle und des Leinens der Gewänder sind scharf contrastirt. Merkwürdig ist, daß der erste Eindruck des Bildes etwas vom Selbstporträt besitzt, eine leichte Gezwungenheit. Es mag wohl die Ursache dieselbe sein. Dasselbe undefinirbare Etwas, das dem Selbstbildniß an der vollen Lebendigkeit fehlt, geht auch der Bewegung des Schauspielers ab, der außerhalb der Scene einen Moment der Handlung markirt. In beiden Fällen wird man an den vermittelnden Spiegel erinnert. So kommt es auch, daß Barnays Porträt trotz der idealen Züge und der vollendeten Wiedergabe der antiken Einzelheiten nicht einen Augenblick für eine Darstellung des Antonius selbst angesehen werden kann.

Auf dem Porträt Barnays steht Alma-Tadema noch mit einem Fuß auf dem Boden seiner geliebten Antike; mit dem Bildniß Hans Richters tritt er ganz in unsere Kreise. Der Künstler im schwarzen Rock sitzt bequem angelehnt und blickt ruhig vor sich hin. Der blonde Kopf steht vor einem braunen Hintergrund, der sich im Ton ein wenig der kräftigen Gesichtsfarbe nähert, dennoch kommt der Kopf plastisch los. Die Technik wirkt mit kaum sichtbaren Mitteln. Wie einfach ist der weiche wallende Bart zu vollem Scheine der Wirklichkeit durchgeführt. Das Bild macht den Eindruck frappant individueller Aehnlichkeit und trifft zugleich den typischen Ausdruck des modernen Gesichtes.

Von unsern deutschen Künstlern glänzt Crola (Düsseldorf) durch ein prächtiges Bild des Unterstaatssecretärs v. Gruner Excellenz. Gustav Richter stellt ein Porträt aus, das auffallend sentimental arrangirt ist. An ein altdeutsches Fenster lehnt sich ein herrlicher Frauenkopf, von taghellem Mondlicht übergossen. Schwärmerisch blickt das dunkle Auge hinaus, und ein goldener Reif schlingt sich durch das schwarze Haar. Man weiß nicht recht, was man aus dem Werke machen soll. Malerisch hat es namentlich in den Schatten seine Qualitäten. Carl Stauffer, dessen kühnes Porträt des Bildhauers Max Klein auf der letzten akademischen Ausstellung so gerechtes Aufsehen erregte, ist diesmal weit weniger glücklich. Ein männliches Bildniß, Kniestück, macht einen sehr günstigen Eindruck, aber auf dem Porträt von Excellenz v. Lauer, dem Leibarzt unseres Kaisers, verdirbt die bunte Uniform mit den unzähligen blanken Orden den Effect des sehr lebendigen Kopfes.

Die Landschaft gedeiht üppig wie nur je. Alte und neue Namen drängen sich, aber wenig von alledem trägt den Stempel des Bleibenden. Douzette, der sein Gebiet des Mondscheineffects auf märkischen Seen nur selten verläßt, bietet ausnahmsweise eine anheimelnde Landschaft vom Waldesrande durch hohe Buchen gesehen. Kameke, in seiner Weise ebenso sehr Spezialist, bringt eine in gelben Tönen schwelgende Gebirgslandschaft mit Felsen, die bis zum Herausfallen plastisch behandelt sind. Von Kubierschky fiel uns eine hübsche Thüringer Ansicht, Herbstschnee, auf, mit originellen Effecten der weißen Decke auf dem grünen Laub und Gras. Eine herrliche Landschaft von der istrischen Küste erinnert uns endlich wieder an E. v. Lichtenfels, den genialen Wiener Landschafter. Wilde Felsen umgeben eine kurze Bucht, in die das Meer athmende Wogen schickt. Wolken jagen darüber hin und tief im Schoße der dunklen Schlucht entspringt eine einsame Quelle, die nach schnellem Falle ins Meer fließt. Die Aussicht auf dasselbe ist von trübem Nebel versperrt, so daß sich das Auge von selber auf die phantastischen Formen am Ufer zurückzieht. Saltzmann, der Weltumsegler, bringt eine Ansicht von Valparaiso nach einer früher aus-

Digitized by Google

gestellten Skizze. Schönleber schildert die blühenden Gärten einer kleinen schwäbischen Stadt mit fesselnder Poesie. Wrage malt einen melancholischen Tag am Halligenmeer mit ergreifender Vertiefung in die Einsamkeit und Oede der nördlichen Natur.

Das Stillleben scheint besonders von Frauen gepflegt zu werden. Außer Meister Grönland hatte sich kein Mann auf diesem Gebiete betheiligt. Meta Aronson mit einer farbenreichen Skizze und Anna Peters mit feinsinnig zusammengestellten Feldblumen standen unter ihren Mitbewerberinnen oben an.

In der Nationalgalerie haben die Oelgemälde und Aquarelle Christian Wilbergs einen weit stärkeren Besuch aufzuweisen als die meisten der früher von der Direction veranstalteten Ausstellungen der Werke verstorbener Künstler. Bei einem Landschafter ist dies Ereigniß doppelt wunderbar, und die künstlerische Bedeutung des Mannes ist gewiß nicht höher anzuschlagen, als beispielsweise die seiner letzten Vorgänger in den Räumen, Carl Blechens und Adolf Schrödters, die weit weniger Beachtung fanden. Das Räthsel löst sich, wenn man die näheren Umstände ins Auge faßt. Wilbergs erstaunliche Productivität sicherte ihm einen Platz in allen Ausstellungen. Wenn es galt, einen Raum mit landschaftlichen Darstellungen zu schmücken oder ein Panorama herzustellen, in dem die Landschaft eine Rolle spielte, so stand er in erster Linie derjenigen, die in Betracht kamen. Und als der Expedition nach Pergamon ein Landschaftsmaler beigesellt werden sollte, fiel die Wahl auf ihn als einen, der allezeit schlagfertig war. So vereinigt sich die Popularität, deren sich sein Name durch Arbeiten an öffentlichen Gebäuden, wie die Landschaften im Café Bauer und das große Panorama der Fischereiausstellung, erfreut, mit dem Interesse an den Gegenständen der Darstellung, wie bei den Reisebildern von Pergamon, um der Ausstellung seiner Hinterlassenschaft eine öffentliche Theilnahme zu sichern, die nach so vielen Erfahrungen eine rein künstlerische Bedeutung nicht gewährt. Es kommt hinzu, daß der Künstler mitten in seiner Laufbahn ein unerwartetes Ende fand.

Wilbergs Anfänge waren düster. Seine Neigung zur Kunst fand in seinem Vater, einem Stubenmaler, energischen Widerstand. Der schwächliche Knabe wurde in Havelberg, seinem Geburtsort, zu einem Maurer in die Lehre gegeben. Erst nach dem Tode seines Vaters konnte er seinem Hange folgen, aber er mußte bei der handwerksmäßigen Stufe der Kunst beginnen. Bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre war er in Havelberg Stubenmaler wie sein Vater. Als er sich dann nach Berlin wandte, wurden einflußreiche Männer auf den mit großer Leichtigkeit arbeitenden jungen Mann aufmerksam, besonders der jetzt in London lebende Maler Otto Weber, der ihm die erste Schulung gewährte. Seine seltene Fähigkeit, Arbeiten von großem Maßstabe zu bewältigen, brachte ihn in das Atelier des Decorationsmalers Gropius, der ihm bald selbstständige Arbeiten anvertrauen konnte. Mit großem Eifer arbeitete Wilberg nebenbei selbstständig Perspective und Architektur. 1868, in seinem dreißigsten Jahre, machte er die ersten Studien nach der Natur in Wasserfarben. 1870 half er Oswald Achenbach in Düsseldorf bei dessen Dekorationen zu dem Oratorium Paulus. Von da ab ging sein Weg schnell und stetig aufwärts. Seine Entwickelung war eine unglaublich schnelle. Schon im Jahre 1873 erhielt er für ein in Italien gemaltes Bild, die Ansicht eines römischen Parks, auf der Wiener Weltausstellung die Medaille für Kunst. Noch einmal sah er Italien mit Einschluß Siciliens, ehe er 1877 die bekannten Landschaften im Café Bauer malte. Im nächsten Jahre entstanden die Freskobilder im Palais des Herrn von Tiele-Winckler in der Regentenstraße zu Berlin. Darauf folgte er 1879 Professor Conze auf der Reise nach Pergamon, deren Ausbeute einen beträchtlichen Bruchtheil der Ausstellung bildet. Kaum zurückgekehrt malte er in zwei Monaten das Panorama für die Fischereiausstellung, den Golf von Neapel. Von einer Reise nach der Schweiz im nächstfolgenden Jahre (1881) legen zahlreiche Studien ein Zeugniß ab.

Was er seitdem an großen decorativen Arbeiten geplant, ist leider unvollendet geblieben. Drei Arbeiten waren es vor Allem, deren Vorstudien ihn in Anspruch nahmen. Neue Wandgemälde für das Café Bauer, die vier Lünetten für das Polytechnikum in Charlottenburg und das großartige Panorama der Ausstellung für Hygiene. Letzteres hatte er fast vollendet, als es im Mai dieses Jahres in Flammen aufging. Es gab ein Bild der Campagna von Rom im dritten Jahrhundert nach Christus.

Er stand schon wieder in neuer Arbeit. Ihm war von Professor Werner der landschaftliche Theil des Panoramas der Schlacht von Sedan übertragen, das jetzt in der Ausführung begriffen ist. Um die großen Panoramen der französischen Künstler zu studiren, reiste er in Begleitung von Prof. Werner nach Paris. Nachher sollten an Ort und Stelle auf den Schlachtfeldern Terrainstudien gemacht werden. Dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Am 3. Juni erkrankte der Künstler in Paris an einem Darmleiden und starb nach kaum zweitägigem Krankenlager.

Was Wilberg in der kurzen Periode seiner reifen Kraft geschaffen — sie umfaßt einen Zeitraum von etwa zehn Jahren — zeugt von einer ganz ungewöhnlichen Schaffensfreude. Er gehörte nicht zu den Naturen, die einen Gedanken lange mit sich herumtragen und langsam gestalten. Der Conception folgte die Ausführung auf dem Fuße. So ist es erklärlich, daß seinen sämmtlichen Arbeiten eine Richtung auf das Decorative innewohnt. Gemüth oder Leidenschaft in einer landschaftlichen Stimmung auszudrücken, war ihm versagt. Aber auf seinem Gebiete that es ihm so leicht Niemand gleich und wir hätten noch manche reiche Gabe von ihm zu erwarten gehabt. Alfred Lichtwark.

Dramatische Aufführungen.

„Gesellschaftliche Pflichten."

Schwank in vier Acten von H. Wilken und Oscar Justinus.

Im Wallnertheater folgen sich die Novitäten mit erstaunlicher Schnelligkeit. Paillerons „Welt, in der man sich langweilt" konnte sich, trotz des lobenden Unisonos der Kritik, auf der von derberen Effecten lebenden Bühne kaum länger halten, als G. v. Mosers ebenso einstimmig als langweiliges Machwerk verurtheilter „Reif-Reiflingen". Leider wußte sich Herr v. Moser über das Mißgeschick seiner letzten Schöpfung gar nicht zu trösten, und das jüngste Kind seiner Uebellaune ist eine polemische Stilübung, welche ihre Verdächtigungen mit dem überflüssigen Geständniß beginnt, daß ihr Verfasser leberleidend und nach Karlsbad unterwegs sei. Ich selbst, der am zärtlichsten bedachte Widersacher, ich will diesen rührenden Appell an das Mitleid nicht ungehört verhallen lassen und bitte hiermit den gallichten Dichter obendrein um Entschuldigung. Ich glaubte ihn nämlich keines Einfalls mehr fähig, und nun überrascht uns seine „Abwehr" mit etwas, was seine Stücke seit langem vermissen lassen: mit einer neuen komischen Figur. Ich kann dem traurigen Possendichter nur dringend rathen, den gespensterseherden Theaterschreiber, der in jedem Kritiker blos einen Concurrenten erblickt, in seinem nächsten Stücke zu verwenden, damit er endlich wieder einmal die Lacher auf seine Seite bringt. Immerhin ist der neueste Einfall G. v. Mosers recht bezeichnend für die hohe Meinung, die dieser Bühnenspeculant von der Kritik und seiner Kunst hat. Einer Widerlegung ist sonst seine confuse Kapuzinade nicht werth. Wenn er sich aber den pathetischen „Abgang" erlaubt: „sobald das Publicum mir zu erkennen gibt, daß ihm meine Stücke nicht mehr gefallen, werde ich es an der Zeit halten, meine Feder bei Seite zu legen" — so kann er seine naive Drohung jetzt, da sein „Reif-Reiflingen" drei Wochen lang vor leeren Häusern durchgefallen ist, ganz getrost ausführen, denn das Publicum hat das Urtheil der Kritik — „Concurrenz", würde Herr v. Moser sagen — deutlich genug bestätigt.*)

Aber gehen wir zu seinen Nachfolgern auf dem Wallnertheaterzettel über! Die Herren Wilken und Oscar Justinus treten mit ihrem Schwank: „Gesellschaftliche Pflichten" ohne jede Prätention auf. Ihr Stück erörtert kein sociales Problem, verspottet keine Modekrankheit, geißelt keine Laster und Sünden; sein einziger Zweck ist, die Zeitgenossen durch ein harmloses Spiegelbild ihrer Narretheien zum Lachen zu bringen. Dies geschieht keineswegs durch eine von einer komischen Idee durchdrungenen Handlung, sondern vermittelst einer Reihe von mehr oder minder heiteren Episoden und Figuren. An die Stelle der Verwickelungen tritt die von der Handlung fast unabhängige komische Situation. Das Ganze dreht sich um eine Verwechselung des Datums. Eine Schaar regelrecht eingeladener Gäste betritt die Wohnung des Hutmachermeisters Menzel just im Augenblick, da sich die Familie, erschöpft

*) Auch sein allerneuestes Erzeugniß: „Glück bei Frauen" ist soeben, wie die Zeitungen melden, in Hamburg abgelehnt worden.

Digitized by Google

von den Vorbereitungen zu ihrer vermeintlich erst morgigen Soirée, zwischen strohumwundenen Stühlen und noch nicht untergebrachten Divans in unwirthschaftliche Waschkörbe zur Ruhe begibt, so daß Frack und Ballrobe mit Nachtgewand und Haube eine ergötzliche Maskerade bilden. In dieser echt komischen Situation gipfelt das Stück. Was drum und dran hängt, ist oft recht erheiternd, wie z. B. die Figur des poetischen Filzsiebers, der für sein Akrostichon auf den Namen seiner geliebten Alexandrine einen mit X beginnenden Vers sucht. Dem feineren Lustspiel gehört die Scene an, wo dem geldprotzigen Hutmacher, der sich so viel auf seinen gänzlichen Mangel an Schulden zu Gute thut, von einem mißachteten Dichter bewiesen wird, daß er im Gegentheil seinen Verpflichtungen gar nicht nachkomme, weil er kaum eine einzige Obliegenheit gegenüber seiner Familie und der Gesellschaft erfülle. Den Freunden von Gustav Freytags Muse wird Manches hier anheimeln. Hutmacher Menzel ist ohne Zweifel dem köstlichen Hausbesitzer Heinrich Hummel aus der „Verlorenen Handschrift" nachgebildet; er ist ebenfalls ein brummiger Kauz von Hutmacher und wenn er sich mit seinem von ihm tyrannisirten Buchhalter im Comptoir festsetzt, um dem Dichter Ernst Schröder, der seine Tochter liebt, tüchtig den Kopf zu waschen, so werden wir an das reizende Kapitel erinnert, in dem besagter Herr Hummel seinem Feind und zukünftigen Schwiegersohn Doctor Fritz Hahn energisch den Standpunkt klar macht. Für diese Reminiscenzen verdienen die Verfasser des Schwankes keinen Vorwurf, nachdem wir ja in letzter Zeit allerlei große Herren angetroffen haben, die ihre Anleihen minder selbstständig verarbeiteten und von weniger hoch herunterholen. Z.

Notizen.

Das Wahlergebniß war für alle Welt unangenehm, hat aber für Preußens Zukunft keine schwerwiegende Bedeutung. Mit diesem etwas kühlen aber sachlich begründeten Urtheil wird das Verdict des Landes vom vorletzten Donnerstag in aller Kürze richtig bezeichnet sein. Was in anderem Sinne von den Herolden der verschiedenen Parteilager für die Oeffentlichkeit vorgebracht wurde, entsprach der in solchen Fällen hüben und drüben unvermeidlichen Parole, konnte aber die Würdigung der inneren Lage infolge der Wahloperation keineswegs erschöpfen. Vollauf zufrieden mit dem Resultat waren nicht einmal die angeblich siegreichen Conservativen, die recht gut wissen, daß es mit ihrer Herrschaft zu Ende geht und das Zeitungsgerede von einer selbstständigen Fraction ihres Zeichens, die nicht großentheils zur Gefolgschaft des Kanzlers gehört, eitel Humbug ist. Auch mit ihrer Majorität an der Seite der Klerikalen ist es nicht weit her, sintemalen der Regierung die Abtrennung einer Anzahl von unbedingt für gewisse Gesetzentwürfe nothwendigen conservativen Stimmen, die mit Hülfe der Gemäßigtliberalen eine gelegentliche Mehrheit schaffen, niemals sehr schwer geworden ist und auch weiterhin gelingen dürfte, unbeschadet natürlich pathetischer Redensarten und hochtönender Verkündigung der unabänderlichen zehn Gebote des Parteiprogramms. Das Alles sind bekannte Dinge, die keinen Eingeweihten überraschen können. Schwer begreiflich ist nur, wie die Ultras während der kurzen politischen Lebenszeit, die ihnen noch vergönnt ist, sich durch den Uebermuth ihrer Sprache und ihr sonstiges Gebahren um den Rest von Fühlung mit den anderen Klassen der Bevölkerung bringen, die ihnen noch zu Gebote stand. Da waren die englischen Tories doch jederzeit klüger. Auch wenn sie die Herrschaft hatten, blieben sie mit den gegnerischen Parteien in gesellschaftlicher Beziehung auf möglichst gutem Fuße und gedachten des Endes, wo sie wieder außerhalb des Amtes populärer Sympathien bedürftig sein würden. Einer irgendwie volksthümlichen Zukunft haben dagegen unsere Conservativen von der äußersten Observanz wohl ein für allemal entsagt. Sonst würden sie in Ton und Haltung doch etwas vorsichtiger sein und die Versicherung, der Liberalismus aller Schattirungen habe gründlich abgewirthschaftet, nicht mit ermüdender Eintönigkeit wiederholen. Daran glauben sie natürlich selber nicht, sind sich vielmehr im Stillen bewußt, daß es sich, will man den Gneist'schen Ausdruck gebrauchen, um ein letztes Interim, um eine Geschichtsparenthese handelt, welche sie, nicht zum eigenen Vortheil, thunlichst ausnützen möchten. Alles in Allem wird die bevorstehende Kammersession, offen gesprochen, schwerlich amüsanter sein, als es die letzte war. Den besseren Theil des Interesses hat ohnehin das deutsche Parlament seit seinem Bestehen vorweggenommen. Schon die Beseitigung in unserem Abgeordnetenhause der auswärtigen Politik, die seit der Gründung des Reiches auf dessen Vertretung übergegangen ist, so weit es sich nämlich um das Budget und die äußerliche Competenz handelt, mußte die öffentliche Theilnahme für die Debatten des großartigen Provinziallandtages, der auf dem Dönhofsplatz tagt, erheblich verringern. Die Unfruchtbarkeit der inneren Kämpfe, die oft genug die Gesetzgebung zum Stillstand brachten, hat zur Verstärkung der Gleichgültigkeit gegen die Vorgänge im Schoße der Kammern das ihrige beigetragen. Auch der Reichstag erfährt allerdings nicht viel von den Gängen unseres auswärtigen Amtes auf dem Gebiete der großen Politik. Aber der Umfang seiner Zuständigkeit ist doch ungleich weiter gezogen, was dem Gesichtskreise seiner Mitglieder naturgemäß zu Statten kommt. Die Zeit naht ohnehin heran, wo das Forum der auswärtigen Politik für die deutsche Volksvertretung mehr und mehr eine nicht nur theoretische Geltung beanspruchen wird. Wir werden dann, um zu erfahren, welche Linie die deutsche Regierung beispielsweise in der ägyptischen Frage innehält, nicht mehr auf unbestimmte officiöse Andeutungen obendrein auswärtiger Correspondenzen oder spärliche Enthüllungen englischer Blaubücher angewiesen sein. Neulich wurde durch eine amtliche englische Depesche bekannt, daß der Reichskanzler England aus begreiflichen Gründen kein Mandat in Aegypten ertheilen wollte, ihm indessen seine moralische Unterstützung für die Wiederherstellung der Ordnung zugesagt hatte. Wer möchte leugnen, daß eine solche rechtzeitige Erklärung, vollbeglaubigt in einem ministeriellen Entrefilet dem Publicum vermittelt, zahlreiche Mißverständnisse und irrthümliche Voraussetzungen in der englischen und continentalen Presse verhindert hätte! Es ist glücklicherweise zu einer richtigen Erkenntniß des deutschen übrigens nur bedingten Interesses zur Sache nicht zu spät. Vielleicht erleben wir es noch, daß eine Anfrage im deutschen Reichstag wegen solcher oder ähnlicher Dinge eine entsprechende Erwiderung hervorruft und nicht als eine unzulässige vorlaute Zudringlichkeit angesehen und übereifrig verlästert wird.

* * *

Leid und Lied. Von Friedrich Rückert. Neue Ausgabe. Frankfurt a/M., J. D. Sauerländer.

Eine neue Ausgabe der 1872 zum ersten Male veröffentlichten „Kindertodtenlieder", aber unter verändertem Titel und veränderter Anordnung und ohne jenen Stempel der Intimität und Pietät, der eine weitere Verbreitung ausschloß. Das Tagebuchmäßige dieser von frommem Sinn getragenen, tiefempfundenen Gedichte erklärt sich aus der Art ihrer Entstehung. Es sind Gelegenheitspoesien im höchsten Goethe'schen Sinne. Rückert schrieb seine „Lamente" nicht für die Welt, sondern für Herz und Haus, und erst nach Jahren entschloß er sich, sie handschriftlich jenen Freunden mitzutheilen, die durch Miterleben ein Recht darauf zu haben schienen. Wir sind der Wittwe Rückerts dafür dankbar, daß sie sich nach langem Kampfe doch zur Veröffentlichung bestimmen ließ. Rückerts dichterische und menschliche Totalität, seine tiefe Innerlichkeit, sein poetisch beschauliches Sinnen und Minnen, seine Virtuosität der Form, tritt in diesen herrlichen Gedichten voll und ganz in die Erscheinung. Sie sind ein wahres Vermächtniß, welches das deutsche Volk hoch in Ehren halten wird.

* * *

Idylle aus der Vogelwelt. 18 Originalzeichnungen von H. Giacomelli. Mit Gedichten von Julius Sturm. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Giacomellis köstliche Vogelbilder, denen wir zuerst in der Pariser „Illustration", dann in „Ueber Land und Meer" begegneten, bilden hier, mit den Versen von Jul. Sturm in einem Bande vereinigt, auf prächtigem Papier, in reizenden Umrahmungen von David Franz ein Prachtwerk, das allen feinsinnigen Gemüthern, namentlich den Frauen, empfohlen sei.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.

Digitized by Google

Inserate.

Ein namhafter deutsch. Schriftsteller (Litterarhistoriker, Kritiker, Lyriker), Dr. phil., verheirathet, 32 J. alt, seit 10 J. im hoh. Staatsd., wünscht Neigung halber eine Stelle als Bibliothekar, event. an einem Journal oder für das Feuilleton einer gröss. polit. Zeitung zu Ostern oder Mich. 83 als Redacteur möglichst dauernde Stellung. Gef. Off. Lit. Z. 82. an d. Exped. d. Bl.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Hochinteressant! Neuerscheinung!

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰, oder 18 Bände à 4 ℳ. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Soeben erschien im Verlage von **G. D. Bädeker** in **Essen** und ist zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Poesie und Moral
im
Wortschatz
mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und englischen Sprache
von
Dr. Otto Kares,
Schuldirektor.

Den Freunden des deutschen Volksthums gewidmet.

Preis geheftet 2 ℳ 40 ₰; elegant gebunden 3 ℳ 50 ₰.

Aus gewandter Feder stammend, ist das Werkchen bestimmt nicht nur für Philologen, Schulmänner, Theologen, Redner und Schriftsteller, sondern auch für alle Gebildete, welche deutsche Denkart und Sprache lieben; es eignet sich besonders zu einem geistig anregenden und sittlich fördernden Geschenk für Freunde einer idealen Lebensanschauung, für Studenten, Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten.

Neue illustrierte Monatsschrift!

Soeben erschien im Verlage von C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn) in Braunschweig, Heft I. von:

Aus allen Zeiten und Landen.

Geschichtliche, biographische und kulturgeschichtliche Bilder und Skizzen in anregender und unterhaltender Darstellung.

Illustrierte Monatsschrift für Gebildete aller Stände.

Preis vierteljährlich 3 ℳ

Abonnements-Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter entgegen.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Arnold, Wilh., Studien zur deutschen Kulturgeschichte. 8. 360 Seiten. ℳ 6.—

Inhalt: Ueber das Verhältniß der Reichs- und Stammesgeschichte. — Die Ortsnamen als Geschichtsquelle. — Die deutschen Stämme in Elsaß und Lothringen. — Zur Geschichte des Rheinlands. — Das Aufkommen des Handwerkerstandes im Mittelalter. — König Rudolf und die Basler. — Die Anfänge des Grundeigenthums und Kapitalverkehrs in den Städten. — Die Rezeption des römischen Rechts und ihre Folgen.

Cohn, Gust., Volkswirthschaftliche Aufsätze. 8. 731 Seiten. ℳ 15.—

Inhalt: Parlamentar. Untersuchungen in England. — Der Staat und die Eisenbahnen. — Die Einkommensteuer im Canton Zürich. — Die Wehrsteuer. — Ehre und Last in der Volkswirthschaft. — Arbeit und Armuth. — Internat. Fabrikgesetzgebung. — Die Fremdenindustrie in der Schweiz. — Ueber Differenzgeschäfte. — Ueber Handelsakademien.

Lindner, Theod., Das Urkundenwesen Karls IV. und seiner Nachfolger. 8. 232 Seiten. ℳ 7.—

Martens, Dr. W., Regens a. D., Neue Erörterungen über die Römische Frage unter Pipin und Karl dem Großen. 8. 38 Seiten. ℳ 1.—

Zwiedineck-Südenhorst, H. von, Die Politik der Republik Venedig während des 30jährigen Krieges. Erster Band: Von der Verschwörung zu Venedig 1618 bis zum Abschluß der Liga mit Frankreich und Savoyen 1623. 8. 327 Seiten. ℳ 6.—

Collection Spemann Band 33

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.

enthält: BULWER, Eugen Aram, Roman. II. Bd., übers. v. Fr. Notter, eingel. v. L. Proescholdt.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien die **Erste Lieferung** von des

Grafen A. F. von Schack Gesammelten Werken.

Preis 50 ₰. Vollständig in 30 Lieferungen.

Näheres der Prospekt, welcher **gratis** und **franco** versandt wird.

Hierzu ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Paul Neff in Stuttgart.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 11. November 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Nach den Wahlen. Von Janus. — Ueber die Umgangsformen. Von Rudolf von Jhering. — **Literatur und Kunst:** Der Streit um den Pessimismus. Von Eduard von Hartmann. — Bayreuther Nachklänge. Von Wilhelm Lübke. — Kleine Betrachtungen. Von Friedrich Bodenstedt. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Nach den Wahlen.

Die Commentare zu dem preußischen Wahlergebniß sind nachgerade erschöpft. Wie weit sie immer im Einzelnen auseinandergehen mochten, — die Thatsache einer Niederlage des gesammten Liberalismus haben Alle anerkennen müssen. Zwar sind Fortschrittspartei und Liberale Vereinigung bei der im letzten Abgeordnetenhause von ihnen besessenen Mitgliederzahl verblieben, während nur die Nationalliberalen eine beträchtliche Anzahl von Sitzen verloren haben; aber von vornherein ist kein Zweifel darüber gewesen, daß in diesem Wahlkampfe allen liberalen Richtungen eine gemeinsame Aufgabe gestellt war. Für sie alle war es gleich wünschenswerth, daß in dem neuen Abgeordnetenhause nicht aus Conservativen und Klerikalen allein eine Majorität gebildet werden könnte; sie alle trifft deshalb auch das Mißlingen der Erfüllung dieses Wunsches mit gleicher Schwere. Für Fortschrittspartei und Liberale Vereinigung kommt sogar noch ein besonders beschämendes Moment hinzu. Während die Nationalliberalen nur 4 Sitze an die Conservativen verloren haben, hat die Liberale Vereinigung 5, die Fortschrittspartei 10 Mandate an dieselben abgeben müssen. Nach dem Verhältniß der Stärke, mit welcher die liberalen Parteien im letzten Abgeordnetenhause vertreten waren, berechnet, bedeuten diese Zahlen nicht mehr und nicht weniger, als daß die Liberale Vereinigung den Conservativen gegenüber eine fast fünfmal, die Fortschrittspartei sogar eine fast sechsmal geringere Widerstandskraft gezeigt hat als die Nationalliberalen. Wenn Fortschrittspartei und Liberale Vereinigung ihre Fractionsverluste durch Eroberungen auf nationalliberalem Gebiete wieder ausgeglichen haben, so kann das an der Bedeutung dieses Verhältnisses nichts ändern. Man mag also beurtheilen, mit welchem Rechte in fortschrittlichen Blättern die Schuld an der Niederlage des Liberalismus nur den Nationalliberalen zugeschrieben wird.

Aus dem Gewinne aber, welchen die beiden weiter links stehenden Fractionen auf Kosten der Nationalliberalen gemacht haben, erhellt zugleich eine der Ursachen, die das Mißlingen einer Verhütung der conservativ-klerikalen Majorität herbeigeführt haben. Man erkennt aber — wenn man es aus den maßlosen Angriffen des Herrn Eugen Richter auf alte nationalliberale Wahlkreise nicht längst gewußt hätte —, daß die Streitkraft dieser „entschiedeneren" Richtungen zum guten Theil auf ganz andere Punkte gerichtet gewesen ist, als auf die eigentliche und unmittelbar drohende Gefahr. Eine andere Ursache liegt in dem Liebäugeln mit den Ultramontanen, das sich nicht allein die Fortschrittspartei, sondern auch die Liberale Vereinigung hie und da hat zu Schulden kommen lassen. Solche Umstände konnten die dem gesammten Liberalismus gestellte Aufgabe nur verwirren, die auf die Erreichung des Zieles gerichtete Thätigkeit nur lähmen. Von dem großen Zuge einer einheitlichen Action — so schön auch in Versammlungen und Zeitungsartikeln gelegentlich davon geredet wurde — war nirgends eine Spur.

Damit ist freilich das Wahlergebniß bei weitem nicht genügend erklärt. Dieselben Erscheinungen waren auch bei den vorjährigen Reichstagswahlen beobachtet worden; aber das damalige Resultat war dem gegenwärtigen nur im Punkte des Verlustes der Nationalliberalen ähnlich; dagegen erzielten Fortschrittspartei und Liberale Vereinigung eine Verdoppelung ihrer Mandate. Es liegt nahe, den auffallenden Unterschied auf die Verschiedenheit der Wahlsysteme zurückzuführen. In der That ist nicht zu bezweifeln, daß die preußische Eintheilung der Wähler in Censusklassen den Wirkungen der Agitation ein erhebliches Hinderniß in den Weg legt. Dazu kommt, daß die mündliche Abstimmung den Einfluß des Beamtenthums schon an sich unterstützt und daß dasselbe gelegentlich der bekannten Reichstagsverhandlungen zum Eingreifen in die Wahlthätigkeit nachdrücklich aufgefordert worden war. Die Verwaltungsbeamten bis zum letzten Posten hinunter sind diesmal nicht nur eifrige Wähler, sondern auch ebenso eifrige Agitatoren im Sinne der Regierung gewesen. Nichtsdestoweniger kann auch an dem Wahlsysteme mit Allem, was damit zusammenhängt, nicht die ganze Schuld des liberalen Mißerfolges liegen. Bisher waren noch immer die Ergebnisse des Reichs- und des preußischen Wahlverfahrens im Großen und Ganzen dieselben gewesen, und gerade auf diese Thatsache hatten ja Fortschrittspartei und Liberale Vereinigung ihre Siegeszuversicht gegründet. Auch muß man sich erinnern, daß das preußische System in den sechziger Jahren trotz des stärksten Druckes von Seiten der Regierung wiederholt eine ganz oppositionelle Kammer geliefert hat. Es wird also nichts übrig bleiben, als in dem Votum vom 26. October neben Anderem auch einen Umschwung in der Volksstimmung anzuerkennen.

Soweit dieser Umschwung sich in bisher nationalliberalen Wahlkreisen nach links vollzogen hat, ist er von untergeordneter Bedeutung. Die schwierige Position geduldigen Abwartens, welche der nationalliberalen Partei durch verschiedene Umstände, insbesondere aber durch die unklare Haltung der Regierung bereitet ist, stellte die Wähler allerdings auf eine harte Probe. Seit längerer Zeit hatte es nicht an mehr oder weniger bedeutsamen Regierungsacten gefehlt, welche eine freisinnige Bevölkerung verstimmen, theilweise sogar erbittern mußten. Daß sich unter solchen Umständen eine Reihe liberaler Wahlkreise in der Aufregung der Wahlbewegung durch den Ruf nach mehr „Entschieden-

Digitized by Google

heit" gefangennehmen ließ, hat gar nichts Ueberraschendes; merkwürdig ist vielmehr nur, daß dieser Entschiedenheitsfeldzug gegen den Nationalliberalismus an so vielen anderen Punkten ohne Erfolg blieb, und noch merkwürdiger, daß all das entrüstungsvolle Donnern wider die Reaction den „Entschiedenen" gegenüber den Conservativen nicht nur keinen Gewinn, wohl aber eine ansehnliche Zahl von Verlusten eingetragen hat. Hierin allein liegt die charakteristische Seite des Wahlergebnisses, und nur um ihre Deutung kann es sich handeln.

Die hochconservative Presse hat nicht gezögert, eine Bekehrung des Volkes zu ihrer Partei zu verkünden. Der Beweis dafür würde sich um so schwerer erbringen lassen, als diese Partei in dem abgelaufenen Wahlkampfe weder ihre Ziele klar zu bezeichnen, noch sich auf hervorragende Thaten aus der letzten Legislaturperiode zu berufen vermocht hat. Andererseits wird sich ebensowenig behaupten lassen, daß das Volk durch die Wahlen sich rückhaltslos für das „Programm der Regierung" erklärt habe; denn dies Programm ist während der ganzen Wahlbewegung ein Buch mit sieben Siegeln geblieben; in der brennendsten Frage, der Steuerreformangelegenheit, hat die gouvernementale Presse sogar eine arge Verwirrung angerichtet. Der Wahrheit am nächsten werden wohl diejenigen kommen, welche in der Fruchtlosigkeit der radicalen Agitation, in der Abwendung des Volkes von der Fortschrittspartei vorzugsweise eine Ablehnung der auf dieser Seite beliebten politischen Methode erblicken. Die systematische Anfeindung und Verkleinerung des verdienstvollsten Staatsmannes, den Deutschlands neuere Geschichte kennt, die geringschätzige Behandlung aller Regierungsvorschläge, die bramarbasirende Verketzerung aller Andersdenkenden, die Uebertreibungen aller Art — das ist es, was Tausenden und aber Tausenden neuerdings den Geschmack an dem Auftreten der fortschrittlichen Agitatoren verdorben hat. Dazu kommt die innere Unwahrheit eines Verfahrens, das über Reaction schreit und derselben da, wo sie wirklich hereinbricht, auf kirchenpolitischem Gebiete, unbedenklich unter die Arme greift. Dazu kommt ferner die unbefriedigende Leere einer Politik, die, statt an große Reformen heranzutreten, sich mit kleinen Wahlmanövern begnügt. Solche Mittelchen verfangen nicht mehr. In immer weiteren Kreisen regt sich der Wunsch, aus dem Zustande drohender Versumpfung herauszukommen, aber nicht in der Richtung des Conflicts, sondern in derjenigen der Verständigung mit der Regierung zu positivem Schaffen. Das scheint die Lehre zu sein, die sich am ungesuchtesten aus diesen Wahlen ergibt.

Praktischeren Werth indeß hat jetzt die Frage, welche Folgen das Wahlergebniß für die Gestaltung unserer inneren Politik haben wird. Wenn in dem vorigen Abgeordnetenhause die Gefahr einer conservativ-klerikalen Majorität bestand, so ist dieselbe in dem neuen noch um ein Bedeutendes gesteigert. Bisher bildeten Deutschconservative und Centrum nicht die Mehrheit; sie bedurften dazu der Hülfe entweder der Freiconservativen oder der Polen. Fortan haben sie das nicht mehr nöthig. Deutschconservative und Centrum vereint haben das Schicksal aller Regierungsvorschläge, aller Anträge in der Hand, können der ganzen Legislaturperiode die Richtung geben. Es fragt sich nur, ob zwischen ihnen eine entsprechende feste Verständigung bestehen wird. Die wortführenden Preßorgane beider Parteien scheinen dies als selbstverständlich zu betrachten; sie finden die Bahn frei für eine „klare Politik". Ueber die Perspective, welche diese Bahn eröffnet, ist Niemand in Zweifel: es ist die frische und fröhliche Reaction. Ginge es jetzt allein nach dem Herzen von „Kreuzzeitung" und „Germania", so stände die Entwickelung Preußens nicht allein, sondern des ganzen deutschen Reichs an der denkbar gefährlichsten Klippe. Glücklicherweise bedarf das conservativ-klerikale Bündniß zu einer wirklich erfolgreichen Arbeit der Mitwirkung der Regierung. Wie wird diese sich stellen?

Von ultramontaner und conservativer Seite ist ihr der Vorwurf gemacht worden, während der letzten Legislaturperiode eine energische Bethätigung jener „klaren Politik" verhindert zu haben. Damit verbindet man die Aufforderung, nunmehr, nach diesem die bisherige Majorität so glänzend bestätigenden Wahlergebniß, jede ängstliche Rücksichtnahme zu lassen und entschlossen den Weg der „Reformen" zu betreten, zu welchen Conservative und Centrum bereit sind. Nach den gemachten Erfahrungen kann man annehmen, daß die dermaligen Minister des Innern und des Cultus dieser Aufforderung vielleicht keine unüberwindlichen Bedenken entgegensetzen würden. Anderes kann man von dem Ministerpräsidenten erwarten. Man braucht die wirklichen Verdienste der preußischen Conservativen um den Staat nicht zu verkleinern und darf doch behaupten, daß sie in den verhängnißvollsten Momenten unserer Geschichte eine erstaunliche Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit bewiesen haben. Der Größte, der aus ihren Reihen hervorgegangen, hat sich, um sein nationales Werk zu vollbringen, so weit über den Gesichtskreis seiner Standes- und Gesinnungsgenossen hinausheben müssen, daß er ihnen lange Zeit unverständlich geblieben ist, einem Theile von ihnen sogar als Feind gegolten hat. Heute wiederum ist die Enge des Horizontes das Charakteristische der conservativen Politik, wie sie in der „Kreuzzeitung" und weit crasser noch in den minder vornehmen Organen der Partei vertreten wird. Was kann es Naiveres geben, als die Hoffnung, daß man nur den „Culturkampf" zu beseitigen, d. h. die Maigesetze in ihren wesentlichen Bestandtheilen aufzuheben brauche, um in dem Centrum den zuverlässigsten Mitarbeiter an der Errichtung des „christlichen Staates", wie ihn die Conservativen sich denken, zu gewinnen! Im Zerstören aller der Einrichtungen, welche die Herrschaft der Kirche im öffentlichen Leben zurückgedrängt haben, wird das Centrum stets Schulter an Schulter mit den protestantischen Reactionären gehen; aber sein Endziel ist nicht das Ideal der „Kreuzzeitung", nicht ein von dem protestantischen Adel unter einem protestantischen Königshause regiertes Preußen, sondern der von der römischen Kirche und von ihr ausschließlich beherrschte Staat. Möglich, daß selbst im Centrum Manche sich dieses letzten Zweckes nicht bewußt sind; aber eine Partei, die als solche keine andere Bestimmung hat, als die Interessen der katholischen Kirche zu vertreten, trägt damit ihr Gesetz von vornherein fertig und unabänderlich in sich, ein Gesetz, das selbstverständlich nur zusammenfallen kann mit den historisch feststehenden Ansprüchen und Bestrebungen der römischen Hierarchie. Wenn ein großer Theil der Conservativen die Consequenzen, die sich bei diesem Sachverhalt aus dem Zusammenhange mit dem Centrum schließlich ergeben müssen, nicht sieht oder nicht sehen will, so wird doch Niemand dem weitblickenden Staatsmanne an der Spitze der Geschäfte zutrauen, daß auch er sich darüber täuschen könnte. Es ist wahr: Fürst Bismark hat versucht, das Centrum zu benutzen; er hat ihm in dieser Hinsicht Zugeständnisse gemacht bezw. machen lassen, über deren Zweckmäßigkeit sich streiten läßt. Aber daß er sich jemals zum ausführenden Werkzeuge einer Politik machen könnte, welche „Kreuzzeitung" und „Germania" im Verein ihm als die allein richtige aufdrängen wollen, wäre ein Widerspruch in sich. Und so ist es im Augenblick Fürst Bismarck allein, auf den sich die Hoffnung gründet, daß eine gefährliche Reaction vermieden werde.

Indeß, wenn er auch die Macht hat, wirkliche Erfolge der conservativ-klerikalen Coalition zu verhüten, so fragt sich doch, ob er im Stande ist, dieselbe zu entbehren. Ohne parlamentarische Majorität kann die Regierung nicht leben. Da aber Deutschconservative und Freiconservative allein eine Mehrheit nicht bilden können, so bleibt nur die Wahl, eine solche mit Zuhülfenahme entweder des Centrums oder der liberalen Seite zu construiren. Der eigenthümliche Streit, welcher unmittelbar vor den Wahlen zwischen den „selbstständigen" conservativen Blättern und der Regierungspresse ausgebrochen ist und nach den Wahlen fortgesetzt wird, läßt erkennen: einerseits, daß Fürst Bismarck den letzteren Weg zu betreten wünscht, andererseits, daß die äußerste Rechte einer solchen Combination widerstrebt. Gerade die Heftigkeit aber, mit welcher dies Widerstreben kundgegeben wird, verräth die Achillesferse der „großen conservativen Partei". Man kann keinen Augenblick bezweifeln, daß, sobald Fürst Bismarck diese Partei unumwunden vor die Wahl stellen würde, für oder gegen ihn zu sein, das Häuflein der „Selbst-

Digitized by Google

ständigen" rasch genug wieder zu jenen Proportionen zusammenschmelzen würde, die aus der Zeit des Declarantenthums erinnerlich sind. Im Ernst kann für die Ausführbarkeit jener zweiten Mehrheitscombination nur in Frage kommen, ob eine genügende Anzahl Liberaler für dieselbe zu gewinnen wäre.

Die nationalliberale Partei hat noch in der letzten Session des Abgeordnetenhauses durch ihr Eintreten für die Eisenbahnpolitik der Regierung genugsam bewiesen, wie wenig sie zu einer Opposition um jeden Preis geneigt ist. Auch heute beharrt sie bei ihrem alten Grundsatze, die Vorschläge der Regierung rein sachlich zu prüfen und dieselben zu unterstützen, wo immer sie es mit ihrer Gesammtauffassung von den Erfordernissen des Gemeinwohls vereinbaren kann. Im Uebrigen ist ihr eine bestimmte Stellungnahme zu dem „Programm" der Regierung nicht möglich, solange dasselbe nicht in greifbarer Gestalt vorhanden ist. Wenn der Grundzug der beabsichtigten socialpolitischen Reformen als der Schutz der Schwachen bezeichnet wird, so liegt darin nichts, dem der Liberalismus sich widersetzen müßte; im Gegentheil, derselbe Liberalismus, der die in unserer heutigen Gesellschaftsordnung herrschende Freiheit des Individuums gefordert und durchgesetzt hat, ist auch verpflichtet, dafür zu sorgen, daß diese Freiheit nicht für ganze Menschenklassen zur thatsächlichen Knechtschaft, zu einer Quelle des Elends werde. Soweit hier ein Eingreifen des Staates nothwendig, muß es auch von den Liberalen unterstützt werden, selbstverständlich unter der Bedingung, daß durch dies Eingreifen nur auf der einen Seite der Mißbrauch der Freiheit abgewendet, auf der andern Seite der Mangel der Freiheit ergänzt, nicht aber die Freiheit selbst zerstört wird. Was sodann die Steuerreform anlangt, so ist hier, wenn es sich wirklich nur um eine gerechtere Vertheilung der Steuerlast zu Gunsten der ärmeren Klassen handeln soll, die Möglichkeit einer Verständigung mit den gemäßigten Liberalen noch weniger ausgeschlossen. Und nicht allein von den Nationalliberalen wird dies zu behaupten sein. Wenn weiter links der auf die Dauer unvermeidliche Bruch zwischen verständigem Liberalismus und Radicalismus sich vollzieht, so ist nicht undenkbar, daß eine in dem angegebenen Rahmen gehaltene Reformarbeit auch von dorther Mitwirkung findet.

So öffnet sich in demselben Augenblicke, da die Reaction ihre lange ersehnten Triumphe feiern zu können meint, die Aussicht auf die Möglichkeit einer Umkehr von der rückläufigen Bahn zu einem gesunderen Entwickelungsgange. Freilich nur auf die Möglichkeit. Die Liberalen haben im gegenwärtigen Augenblicke weder etwas zu fordern, noch etwas zu bieten. Die Initiative liegt beim Fürsten Bismarck. Man wird abwarten müssen, ob er sie so ergreift, daß man auf liberaler Seite überzeugt sein darf, die Grundlagen der bestehenden Rechtsordnung auf allen Gebieten erhalten und nur wirkliche Verbesserungen an derselben vorgenommen zu sehen. Ohne dies Vertrauen würde die Theilnahme liberaler Männer an einer „festen" Majorität nicht möglich sein. Es würde alsdann voraussichtlich bei der bisherigen Praxis, es bald mit dieser bald mit jener Majorität zu versuchen, sein Bewenden behalten, nur daß dies Wechselspiel nach dem letzten Wahlausfall noch schwieriger und deshalb auch unfruchtbarer wäre. Janus.

Ueber die Umgangsformen.

Von Rudolf von Jhering.

Ueberall, bei allen Völkern und auf allen Culturstufen finden wir gewisse Normen und Formen in Uebung, welche das Individuum in seiner persönlichen Berührung mit Anderen zu beachten pflegt, und welche die Sprache als Umgangsformen bezeichnet. So verschiedenartig dieselben immerhin auch im Einzelnen gestaltet sind, so ist ihnen doch derselbe Grundzug gemeinsam: daß die öffentliche Meinung die Beachtung derselben erheischt und die Nichtbeachtung derselben als einen „Verstoß" gegen das Hergebrachte rügt. Wie das „Ver-gehen" und die Ueber-tretung die Abweichung vom Pfade des Rechts, die „Ver-irrung" die von der Bahn der Moral, die „Sünde" die Nichtbefolgung des religiösen Gebots charakterisirt, so der „Anstoß, Verstoß, anstößig, Anstoß geben" die Abweichung von der Sitte.

Der Umstand, daß wir dieser Erscheinung überall begegnen, hätte sie, sollte man meinen, längst zum Gegenstande des wissenschaftlichen Nachdenkens machen müssen. Eine Erscheinung, die auf den niedrigsten wie auf den höchsten Culturstufen sich gleichmäßig wiederholt und zwar gerade auf ersteren in einer Gestalt, hinter der, sowohl was die Genauigkeit der Ausprägung als die Peinlichkeit der Beobachtung anbetrifft, die des Rechts und der Moral auf jenen Stufen weit zurückbleibt*), muß doch wohl zwingende Gründe für sich haben. Worin bestehen dieselben? Nach einer auch nur einigermaßen befriedigenden Antwort darauf sehen wir uns vergebens um, bei keinem Theil unseres Lebens ist die Erkenntniß desselben so sehr hinter der Thatsächlichkeit zurückgeblieben, als bei diesem. Die Reisenden berichten uns über die Formen und Gebräuche des Verkehrs bei wilden Völkern, aber das Interesse, das man diesen Berichten zuwendet, erschöpft sich regelmäßig an der Verwunderung über das Fremdartige, Seltsame, Absonderliche dieser Formen, ohne zu einem eindringenden Nachdenken über den Grund derselben anzuregen. Es sind „Wunderlichkeiten", d. h. Dinge, die wir damit abthun, daß wir uns wundern d. i. das Geständniß ablegen, sie nicht zu verstehen.

Selbst um das Verständniß derjenigen Formen, die wir selber in dem Verkehr mit Anderen beobachten, steht es um nicht viel besser, nur freilich aus anderen Gründen. Jeder Gebildete kennt sie, aber nur insoweit, als er sie praktisch zur Anwendung zu bringen hat. Allein damit hat es auch sein Ende. Er kennt sie wie die meisten Menschen ihre Muttersprache, d. h. er wendet sie richtig an, ohne sich ihrer Gründe, ja nur einmal der Regeln selber in ihrem ganzen Umfange bewußt zu sein. Das Bewußtsein der letzteren erstreckt sich regelmäßig nur soweit, als Verstöße dagegen das Bewußtsein excitiren; das Positive wird erst durch die Negation Gegenstand der Erkenntniß — der Mythus vom Sündenfall. Gar Vieles von dem, was einst auf längst überwundenen Culturstufen die Regel bildete und von dem die Gesittung den Menschen erst allmählich hat befreien müssen, ist heutzutage in der gebildeten Gesellschaft so gänzlich unmöglich geworden, daß das Auge des Gebildeten es factisch nie mehr wahrnimmt. Daß die allmähliche Entwicklung des Anstandsgefühls dasselbe erst hat ausrotten und abthun müssen, daß also auch hier latente Regeln des Anstandes vorliegen, welche uns gegen dasselbe schützen, kommt uns nur darum nicht in den Sinn, weil diese Schichten der Sitte zu den frühesten Niederschlägen des gesellschaftlichen Lebens gehören, deren Ablagerung sich zu einer Zeit vor allem Menschengedenken vollzog, — Schichten, so tief gelagert und so gänzlich von den späteren Bildungen überdeckt, daß kaum je ein Stückchen davon in der angegebenen Weise durch Mißachtung der Regel an die Oberfläche gelangt — sie verstehen sich für uns von selbst, was so viel heißt: der Mensch hat sie nicht gemacht, er hat sie von allem Anfang besessen und befolgt.

So kennen wir eigentlich nur diejenigen Regeln, die auf der Oberfläche des heutigen Lebens liegen. Und selbst dieses Kennen, — wie dürftig ist es mit demselben bestellt! Es ist das Kennen der praktischen Anwendung: des Könnens, aber nicht das der theoretischen Einsicht: des Wissens, d. h. des klaren, wissenschaftlichen Bewußtseins über ihre Gründe und ihren systematischen Zusammenhang.

Sache der Wissenschaft wäre es gewesen, auch hier wie überall das Kennen zum Wissen zu erheben. Aber die Aufgabe lag für sie zu tief unter dem Niveau des wissenschaftlich Wissens-

*) Eine culturhistorische Beobachtung, die ich hier, wo ich mein Absehen auf die heutige Zeit gerichtet habe, nicht weiter ausführe, und für die einfach auf die ethnographischen Darstellungen des Culturzustandes wilder Völker Bezug genommen werden mag.

Digitized by Google

werthen. Soll die Wissenschaft untersuchen, warum wir uns grüßen, warum wir uns erheben, wenn Jemand ins Zimmer tritt, warum wir uns nicht mit Du, sondern mit Sie anreden? Das sind Nichtigkeiten, Aeußerlichkeiten, um die sich die wissenschaftliche Erkenntniß nicht zu bekümmern hat! So ist denn die literarische Behandlung des Gegenstandes fast ausschließlich dem literarischen Handwerk, den Verfassern von „Complimentirbüchlein" und „Anleitungen zur guten Lebensart" anheimgefallen, Anleitungen, die demjenigen, der sie nöthig hat, in der Regel wenig nützen, und demjenigen, der sich im elterlichen Hause oder in der Schule des Lebens die gesellschaftliche Bildung angeeignet hat, überflüssig sind. Nur die Franzosen, lange Zeit für die übrigen Völker praktisch die Meister und Lehrer der feinen gesellschaftlichen Sitte, dürfen das Verdienst beanspruchen, das Verständniß derselben durch manche treffende Beobachtungen und Reflexionen gefördert zu haben, während der diesem Gegenstande gewidmete Zweig der deutschen Literatur bis in die neueste Zeit hinein, wo ein gewisser Umschwung zum Bessern eingetreten ist, den Eindruck der äußersten Armseligkeit macht, einer wahren literarischen Sahara, die auch darin ihre Uebereinstimmung mit der wirklichen bewährt, daß nur das Kameel in ihr seine Nahrung findet; sie steht auf einer Linie mit den „Briefstellern" für den gemeinen Mann.*)

Die Wissenschaft hat sich mit Unrecht diesem Gegenstand abgewandt. Auch hier findet sie einen dankbaren Stoff zum tiefern Eindringen, zum philosophischen Denken vor, auch auf diesem Gebiete des Lebens hat sie Gelegenheit sich zu überzeugen, daß nicht der Zufall, die Willkür, die Laune auf demselben ihr wildes Spiel treiben, sondern daß auch hier der Zweck seinen Sitz aufgeschlagen und, wie immer, Ordnung geschaffen hat. Scheinbar und nach der Behauptung Vieler, die sich in der oben geschilderten Weise damit beschäftigt haben, ein wüstes Gewirr von lauter äußerlichen, zusammenhangslosen Bestimmungen, fügt sich die Masse bei ernster Vertiefung in den Gegenstand zu einem einheitlichen, planvoll angelegten, consequent durchgeführten und innerlich gegliederten Ganzen zusammen. Nicht die Wissenschaft hat hier erst Ordnung zu schaffen, sondern blos zu erkennen, ihre Sache ist es nur, mit der Leuchte heranzutreten und dasjenige, was das Leben in jener dunklen Region, wo scheinbar die zweckbewußte Thätigkeit aufhört, weil wir sie im Einzelnen nicht wahrnehmen, geschaffen hat, aus dem Zwielicht des Unbewußten in das helle Licht des Bewußtseins zu rücken.

Auch hier hat die Sprache der Wissenschaft längst vorgearbeitet, und sie kann sich einen großen Theil der Arbeit ersparen, indem sie dasjenige, was jene zu Tage gefördert hat, einfach in Besitz nimmt. Aber selbst dies ist von der Wissenschaft bisher über Gebühr versäumt worden, wie ich an anderer Stelle nachzuweisen hoffe. Für den gegenwärtigen Zweck greife ich nur den folgenden Punkt heraus.

Die Sprache bringt jene Normen unter den Gesichtspunkt der Umgangsformen. Warum nennt sie dieselben Umgangsformen, warum nicht Verkehrsformen? Verkehr ist der weitere, Umgang der engere Begriff, jener umfaßt gleichmäßig den geschäftlichen wie den geselligen Verkehr, dieser blos letzteren. Warum also weist die Sprache mittelst jenes Ausdrucks diese Formen blos dem Umgang, warum nicht dem Verkehr zu? Haben dieselben für den geschäftlichen Verkehr keinen Werth?

Die Sprache hat auch hier wiederum vollkommen das Richtige getroffen. Sie legt den Accent auf den Umgang, nicht um damit auszudrücken, daß jene Formen für den geschäftlichen Verkehr werthlos seien, sondern um zu betonen, daß der Schwerpunkt ihrer Bedeutung nach Seiten des Umgangs hin fällt (a potiori fit denominatio).

Im geschäftlichen Verkehr bildet die persönliche Berührung das bloße Mittel zum Zweck, im geselligen dagegen den Zweck selber. Dort können wir uns vertreten lassen, — zum groben Kaufmann, Handwerker, mit dem wir selber die persönliche Berührung scheuen, schicken wir unsere Dienstboten oder einen Dienstmann, im Proceß bedienen wir uns eines Advokaten, oder in Ermanglung persönlicher Vertretung wählen wir den Weg der schriftlichen Verhandlung, die den Vorzug der größeren Sicherstellung gegen ein ungebührliches Benehmen vor der mündlichen voraus hat — die Feder des ungeschlachten Menschen ist bekanntlich weit weniger gefährlich als seine Zunge! — und selbst für den schlimmsten Fall, daß die persönliche Berührung unumgänglich ist, unterziehen wir uns ihr in der Erwägung, daß die Unannehmlichkeit derselben sich durch das Geschäft selber bezahlt mache, nehmen sie als leidige Zugabe mit in den Kauf.

Ganz anders beim Umgang. Hier ist die persönliche Berührung Selbstzweck, sie soll sich nicht durch einen Zweck, der außer ihr liegt, sondern durch sich selbst bezahlt machen. Vertretung durch einen Andern ist hier ebenso ausgeschlossen wie Vertretung beim Essen und Trinken. Nicht minder der schriftliche Weg. Die Person will im Umgang die fremde Person

*) Ich habe mich für den vorliegenden Zweck mit dieser Literatur bekannt gemacht und dieselbe, soweit das Material der hiesigen Bibliothek es mir verstattete, bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein verfolgt. Ich theile meine Ergebnisse kurz mit, kann jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie unvollständig sind, und daß es gewiß ein dankenswerthes Unternehmen sein würde, an der Hand eines vollständigen literarischen Apparats die geschichtliche Entwicklung der Vorstellungen und Vorschriften über den feinen Umgangston darzustellen. — Man bezeichnete diesen Theil der Sitte früher lateinisch als Ethica complementoria, wobei offenbar der Gedanke vorschwebte, daß das äußere Benehmen eine Ergänzung (complementum) des moralischen Verhaltens enthalte und darum der Ethik angehöre. Daher die „Complimente" und die „Complimentirbüchlein". Ich gebe als Beispiel den Titel eines dieser Werke an: „Ethica complementoria das ist Complementirbüchlein, in welchem enthalten eine richtige Art, wie man sowohl mit hohen als niedrigen Standespersonen, bei Gesellschaften und Frauenzimmern hochzierlich reden und umgehen solle, durch Georg Gresslingern, gecrönten Poeten und Not. Publ. Mit angefügtem Trenchir-Büchlein, und züchtigen Tisch- und Leber-Reimen. Amsterdam 1675." Ein anderer Name dafür war Sittenschule. Als Beispiel nenne ich das von J. B. von Sittewald datirt von Sittenbach (also offenbar pseudonym) 1694. Es läßt sich kaum etwas Unflätigeres denken als diese „Sittenschule", sie enthält eine Collection der schmutzigsten Anekdoten, bestimmt, um mittelst ihrer die Unterhaltung zu würzen. Allen Werken dieser Kategorie merkt man es an, daß sie von Leuten geschrieben sind, welche die gute Gesellschaft nur vom Hörensagen kennen, nach Art der Komödianten auf Winkeltheatern, welche die Könige spielen; sie haben einige Aeußerlichkeiten zusammengerafft, ohne den Geist, der dieselben beseelt, verstanden zu haben. Das einzige deutsche Werk, das von einem Manne geschrieben ist, der sich in den höheren Gesellschaftskreisen bewegt hatte, ist das bekannte des Freiherrn von Knigge über den Umgang mit Menschen, Aufl. 3, 1788. Aufl. 12 von Karl Gödeke, 1844. Dasselbe berührt aber die Umgangsformen nur nebenbei (z. B. Kap. I, No. 44—48) das eigentliche Ziel desselben bildet die Entwerfung einer Politik des Umgangs: der weltkluge Mann. Ebenso verhält es sich mit dem offenbar durch die Knigge'sche Schrift veranlaßten dreibändigen Werk von Fr. V. Beneken, Weltklugheit und Lebensgenuß oder praktische Beiträge zur Philosophie des Lebens, Hannover 1806, wo Bd. 1, Nr. 4—8 die Anstandsregeln behandelt werden. — Alles, was die deutsche Literatur in dieser Richtung aufzuweisen hat, wird durch dasjenige, was die französische in diesem Punkt bietet, sowohl an einzelnen geistvollen Bemerkungen als an speciell diesem Gegenstand gewidmeten Werken, gänzlich in den Schatten gestellt, und so abschreckend die Lectüre der deutschen, so anziehend ist die der französischen Werke. Sie geben nicht dürre Regeln zum Zweck der äußeren Abrichtung, sondern sie suchen in den Sinn derselben einzudringen, und sie entwickeln in der That den Geist der feinen französischen Höflichkeit. Eine hervorragende Stellung nimmt hier der Abbé de Bellegarde ein, er scheint sich die Theorie des Umgangs zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, wie die Menge der von ihm herrührenden Werke zeigt: Réflexions sur ce qui peut plaire ou déplaire dans le commerce du monde, Amsterdam 1699. Suite de réflexions sur ce etc. Amsterdam 1699. Les règles de la vie civile avec des traits d'histoire. Pour former l'esprit d'un jeune prince, Haag 1720. Reflexions sur la politesse des mœurs avec des maximes pour la société civile. ed. 6. Haag 1728.

Digitized by Google

genießen. Bietet letztere in ihrem Benehmen nicht die nöthigen Garantien eines wohlthuenden Verkehrs, so leistet man, wenn nicht überwiegende Vortheile ihn gleichwohl wünschenswerth machen, auf letzteren lieber gänzlich Verzicht.

Die Umgangsformen haben nun die Bestimmung, dies Benehmen in einer Weise zu regeln, wie es der Zweck des Umgangs mit sich bringt, sie stellen den Typus des gesellschaftlich correcten Menschen auf, wie dieses Volk und diese Zeit sich ihn denkt. Sie enthalten den Inbegriff der an der Hand der Erfahrung gewonnenen Bedingungen des Umganges, wie das Verkehrsrecht den Inbegriff der auf gleiche Weise gewonnenen Bedingungen des Verkehrs. Der Codex der feinen auf den Umgang bezüglichen Sitte bildet das Seitenstück zum Codex des Rechts, nur daß er nicht die Form der Schrift an sich trägt, er gehört, wenn man sonst den Ausdruck jus auf die Regeln des geselligen Verkehrs anwenden will, wie es ja die Sprache in der That thut, indem sie von Gesetzen des Anstandes, der Höflichkeit u. s. w. spricht, nicht zum jus scriptum, sondern zum jus non scriptum — er lebt in derselben Weise im Volke, wie das wirkliche jus non scriptum: das Gewohnheitsrecht.

Warum aber nimmt sich überhaupt die Sitte des Umgangs an? Warum überläßt sie die Art, wie er zu gestalten ist, nicht rein dem persönlichen Urtheil? Warum bevormundende Regeln für etwas, was rein Sache des persönlichen Beliebens ist? Mag Jeder selber sehen, wie er es treibe, und, wenn seine Gewohnheiten, Formen, Manieren dem Andern nicht gefallen, sich die Moral daraus ziehen, sich ändern, wenn er den Verkehr mit ihnen zu erhalten wünscht, oder bleiben, wie er ist, wenn er darauf verzichten will, es handelt sich dabei ja lediglich um sein eigenes individuelles Interesse. Welche Nöthigung lag für die Sitte vor, sich hier einzumischen und Regeln über das passende Benehmen aufzustellen? Wären es blos Zweckmäßigkeitsregeln, man würde sie sich schon gefallen lassen, Jeder könnte es dann ja mit ihnen halten wie er Lust hätte. Aber jene Vorschriften haben nicht die bloße Bedeutung von Klugheitsregeln, wie es deren auch für den Umgang in Menge giebt, und wie sie selbst zum Gegenstande literarischer Behandlung gemacht worden sind, z. B. in dem oben genannten Werk von Knigge, sondern den von gesellschaftlichen Imperativen, sie tragen einen obligatorischen Charakter an sich, ihre Uebertretung begründet einen Verstoß, was bei bloßen Zweckmäßigkeitsregeln nicht der Fall ist, kurz sie fallen nicht unter den Gesichtspunkt der Politik, sondern der Ethik des Umganges.

Warum also stellt die Sitte sie auf? Ueberall, wo die Sitte sich einmischt und ihre Gebote erläßt, handelt es sich um ein Interesse der Gesellschaft. Welches Interesse hat die Gesellschaft am Umgang? Damit berühren wir den springenden Punkt der ganzen Frage, in ihm liegt das Verständniß dieses Stückes unseres Lebens beschlossen. Der Umgang ist eine sociale Institution, Umgang ist sociale Pflicht.

Der Umgang ist eine sociale Institution. Es ist nicht ein blos individuelles Interesse, das in ihm seine Befriedigung findet: das Bedürfniß nach Geselligkeit, Mittheilung, Unterhaltung, Anregung, Belehrung. Auch dieses Interesse hat seine volle Berechtigung, und es mag immerhin für das Subject das ausschließliche Motiv bilden, warum es den Umgang sucht. Allein das subjective Motiv steht auch hier wiederum wie in so vielen anderen Verhältnissen, wo das Individuum nur der eigenen Lust und Neigung folgt, im Dienste eines höheren Zwecks, das Individuum dient im Umgang den Zwecken der Gesellschaft. Was die Luftbewegung in physischer, bedeutet der Umgang in moralischer und intellectueller Beziehung: das Medium der Verbreitung des moralischen und intellectuellen Fluidums über die Menschheit. Umgang ist der Zwillingsbruder des Verkehrs, beide zusammen beschaffen die Circulation der vorhandenen materiellen und immateriellen Güter. Ohne Verkehr Stagnation des ökonomischen Güterumlaufs, ohne Umgang Stagnation des geistigen und moralischen. Umgang ist fortgesetzte Erziehung des Menschen. Hat das Haus und die Schule ihr Werk an ihm verrichtet, so nimmt der Umgang dasselbe auf. Indem wir unserem Vergnügen nachzugehen glauben, treten wir in die Schule des Lebens, lernen und lehren wir, nehmen wir auf und theilen wir mit, bilden wir uns selber und Andere. Alle Weisheit der Welt, die in den Büchern aufgeschichtet liegt, kann den lebendigen Austausch der Gedanken nicht ersetzen, selbst demjenigen nicht, der das größtmöglichste Maß derselben sich angeeignet hat, denn das Bücherwissen ist gefrornes Denken, das erst, indem es durch die Friction im persönlichen Verkehr warm und flüssig wird, seine Probe besteht. Und selbst wenn Jemand sich geistig reich genug dünkte, um des Umganges entbehren zu können, so soll er sich zu ihm verstehen der Anderen wegen, um ihnen von seinem Ueberfluß zukommen zu lassen, wie der Reiche beim Armen. Wer ein Licht hat, für den gilt der Satz des Evangeliums: Du sollst dein Licht leuchten lassen — das Licht ist einmal dazu da, daß es der Welt leuchte.

Und wie das Wissen die persönliche Anregung, so kann auch alle geschriebene und gesprochene Moral die Einwirkung des unmittelbaren Eindrucks der moralischen Persönlichkeit nicht ersetzen — ein Mann, der das Sittliche oder die Sitte in concreter Gestalt durch sein Beispiel veranschaulicht, ist mehr werth als hundert Bücher, die es predigen. Der edle, tugendhafte, charaktervolle Mann wirkt, ohne es zu wissen und zu wollen, schon durch seine bloße Persönlichkeit sittlich erhebend, er strahlt moralische Wärme und Kraft aus, die großen Männer der Geschichte auf ein ganzes Volk, auf die ganze Menschheit, die gewöhnlichen Leute wenigstens auf ihre nächste Umgebung, — Sonne und Ofen.

In diesem Sinn hat jeder in irgend einer Weise tüchtige Mann im gesellschaftlichen Leben die Verpflichtung, sich selber, d. h. seine Persönlichkeit der Welt nicht vorzuenthalten, in intellectueller wie moralischer Beziehung Lehrer und Prediger zu sein, und darum hat die Gesellschaft ein Anrecht darauf, daß er mit Anderen verkehre.

So füge ich dem ersten Satz: der Umgang ist eine sociale Institution, den zweiten hinzu: Umgang ist eine sociale Pflicht.

Umgang ist sociale Pflicht. Der Einsiedler versündigt sich gegen die Gesellschaft, denn er entzieht ihr die Dienste, die er im Stande wäre ihr zu leisten, ganz abgesehen davon, daß er sich selber schädigt, denn Niemand entzieht sich auf die Dauer der Gesellschaft, ohne in irgend einer Weise Schaden zu nehmen, Einseitigkeit ist die unausbleibliche Folge der Einsamkeit. Mag auch in erster Linie die Kraft des Menschen seiner Berufsthätigkeit gehören, der Ueberfluß seiner Kraft und Zeit gebührt der Gesellschaft, selbst seine Heiterkeit, sein Frohsinn, seine gesellschaftlichen Talente und feinen Formen. Wären wir Menschen im Stande, die Einwirkungen des einen von uns auf den andern zu verfolgen, wir würden oft mit Staunen inne werde, welche nachhaltigen Wirkungen sich an die scheinbar unbedeutendsten persönlichen Berührungen knüpfen. Der bloße Anblick der fremden Größe kann die eigene schlummernde Kraft wecken, eine einzige Unterhaltung mit einem bedeutenden Mann für das ganze Leben entscheidend wirken, und wie nach dem Gesetz der Erhaltung der Kraft sich Wärme in Bewegung, Bewegung in Kraft umsetzt, so kann auch im Werke des Denkers die Erfrischung und Anregung, die er im geselligen Verkehr dem Witz und der Heiterkeit des Lebemannes, und in dem des Dichters und Malers diejenige, die er dem Zauber weiblicher Anmuth und Schönheit verdankt, sich in kostbarer Weise verwerthen und für die Menschheit die schönsten Blüthen treiben, Scherz setzt sich da in Ernst, Schönheit in Poesie um. Der Same, aus dem auf fruchtbarem Boden das Größte in der Welt hervorgeht, ist dem bloßen Auge ebensowenig sichtbar, wie derjenige, den die Luft mit sich führt — der Umgang aber ist eins der wirksamsten Vehikel, das ihn weiter trägt.

Mit der Entwicklung der Cultur hat die todte Person: das Buch der lebendigen eine bedenkliche Concurrenz gemacht, und jenes hat allerdings große Vorzüge vor dieser voraus. Die todte Sprache des Buchs redet zur ganzen Welt, der gleichzeitigen, wie der kommenden, die lebendige der Person nur zu

Digitized by Google

den Wenigen, die ihre Stimme vernehmen. Und sodann ist das Buch ein bequemer Geselle, den wir rufen und verabschieden können, ganz wie es uns beliebt, während die Person uns Zwang auferlegt und uns nicht selten das Wenige, was sie uns bietet, durch lästige Zugaben theuer bezahlen macht. In Hinblick auf diese beiden unleugbaren Vorzüge können wir es als einen der größten Fortschritte der Cultur bezeichnen, daß wir für den Bezug unserer geistigen Nahrung nicht ausschließlich mehr auf die Person angewiesen sind. Die Form, in der das Buch sie uns zuführt, ist ungleich umfassender, reicher, exacter und zugleich viel bequemer, billiger, leichter. Und doch! was würde aus dem Menschen, wenn er bloß diese getrocknete Speise zu sich nehmen sollte? Es würde ihm gehen wie dem Seemann, der lange der frischen Kost entbehrt hat und dafür durch den Scorbut büßen muß. Scorbut ist das Kennzeichen des Büchermenschen und die Strafe für sein Vergehen gegen das Grundgesetz der Gesellschaft, welches den lebendigen Austausch der Urtheile und Ansichten und die fortgesetzte Selbsterziehung im Verkehr mit Andern verlangt. Der Mensch verkrüppelt in der Einsamkeit, der richtige, volle, gesunde Mensch ist nur der Mensch in der Gesellschaft, das Postulat des ζῶον πολιτικόν gilt auch für den Umgang. Die öffentliche Meinung: die Zuchtmeisterin des Sittlichen würde des wirksamsten Mittels ihrer Einwirkung auf ihn beraubt sein, wenn er sich durch Fernhaltung vom Umgang außer Contact mit ihr setzen wollte. Er soll und muß das Urtheil der Welt über sich, wenn auch nicht hören, so doch merken — auch das Schweigen kann beredt sein, — selbst ihr Urtheil über Andere kann ihm als Spiegel der Selbsterkenntniß dienen.

Die bisherige Ausführung hatte den Zweck, die hohe sociale Bedeutung des Umganges ins richtige Licht zu setzen. Aber damit ist der oben postulirte Beweis, daß die Sitte genöthigt war, sich des Umganges anzunehmen und ihm feste Bahnen vorzuzeichnen, noch keineswegs erbracht. Es wäre ja denkbar, daß es dessen gar nicht bedürfte. Wenn das Individuum ohne alle Anleitung von selbst das Richtige träfe, wozu brauchte die Sitte es ihm erst noch vorzuschreiben? Die Geschichte und die tägliche Erfahrung ertheilen die Antwort darauf. Der Mensch bedarf in Bezug auf den Umgang nicht minder der Erziehung und der gesellschaftlichen Zucht, wie in Bezug auf das Recht und die Moral. Es gibt kein angebornes Schicklichkeitsgefühl, so wenig wie ein angebornes Sittlichkeitsgefühl, und wenn es ein solches gäbe, so wäre damit die praktische Unterordnung des Individuums unter dasselbe noch in keiner Weise verbürgt. So hat die Gesellschaft bei dem hohen Interesse, das der Umgang für sie hat, sich desselben annehmen müssen, um ihn so zu gestalten, daß er bestehen kann, und sie behauptet in dieser Beziehung ihm gegenüber ganz dieselbe Stellung wie der Staat gegenüber dem Recht, d. h. sie hat nicht bloß die Grundsätze aufgestellt, die gelten sollen, wie letzterer es bei den Rechtsgrundsätzen gethan hat, sondern sie sorgt auch dafür, daß sie thatsächlich beachtet werden. Die Quelle, aus der sie erstere geschöpft hat, ist die Erfahrung, das Mittel, wodurch sie ihre Beachtung erzwingt, die öffentliche Meinung.

Aus dem Bisherigen ergibt sich, daß die Umgangsformen keine blos ästhetische*), sondern eine praktisch-sociale, d. i. ethische Bedeutung haben. Allerdings greift bei ihnen auch der ästhetische Gesichtspunkt Platz, allein er ist nicht der entscheidende. Wäre er es, so könnte Jeder es mit ihnen halten, wie er Lust hätte, und die Verletzung derselben würde nur den Vorwurf des Unschönen, Geschmacklosen, nicht den des Unschicklichen, Unanständigen, eines Verstoßes gegen die Sitte begründen. Die Umgangsformen gehören demnach zu den socialen Imperativen, man muß sie befolgen, und zwar der Gesellschaft wegen. Ihre Theorie fällt mithin der Ethik anheim, welche ja gerade diese gesellschaftlichen Imperative zum Gegenstande hat, und wenn letztere sich bisher der Beachtung derselben entschlagen hat, so ist sie eben damit hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben.

Die Unterlassungssünde war allerdings eine verzeihliche. Die ethische Bedeutung der Umgangsformen ist nur eine mittelbare. Die Vorschriften, welche die Sitte in Bezug auf sie aufstellt, haben nicht wie die des Rechts und der Moral das an sich Gute oder Sittliche zum Gegenstande, sondern nur die Bestimmung, letzteres zu fördern, d. h. sie haben wie die Sitte überhaupt nur eine sittlich-adminiculirende Function.

Die Sprache hat diese ihre blos mittelbare ethische Bedeutung richtig getroffen, indem sie dieselben als bloße Formen bezeichnet. Diesen Gesichtspunkt hat sie in den mannichfachsten Wendungen ausgeprägt (gesellschaftliche Form, Formen, Umgangsformen, Manieren, dehors, façons, Etiquette). Ueberall wiederholt sich in der Terminologie der Sitte der Gegensatz des Aeußern zum Innern, der Form zum Inhalt, überall scheidet die Sprache ganz genau das dem innern Sittengesetz Entsprechende: das Moralische, Sittliche von dem dem äußern Entsprechenden: der feinen Sitte, dem Sittsamen, der Höflichkeit. Für dieses hat sie die Ausdrücke: Benehmen, Betragen, Wesen, die sie nie für den inneren, für jenes: Charakter, Gesinnung, Halt, die sie nie für den äußeren Menschen gebraucht. Nicht zu verwundern, daß bei dieser scharfen Gegenüberstellung von Innerem und Aeußerem jene Auffassung über das Wesen der gesellschaftlichen Formen sich bilden konnte, welche in ihnen etwas rein Aeußerliches, sittlich Bedeutungsloses erblickt. Bei den Griechen und Römern, bei denen sich die begriffliche Scheidung der Sitte von der Moral noch nicht vollzogen hatte, findet sie sich aus eben diesem Grunde noch nicht, sie gehört zu jenen eigenthümlichen Irrthümern, welche erst durch den Fortschritt der Wahrheit möglich werden. Das Fehlsame dieser Ansicht besteht nicht blos darin, daß sie die oben begründete sociale Bedeutung dieses Stückes der Sitte (objectiv adminiculirende Function) gänzlich außer Acht läßt, sondern daß sie auch den individuell sittlich fördernden, erzieherischen Einfluß (subjectiv adminiculirende Function) nicht in Anschlag bringt. Wäre die gute gesellschaftliche Form nichts als ein Mantel, den man umhängt und ablegt, ohne daß dies den inneren Menschen berührt, es möchte darum sein, und bei manchen Menschen: den sittlich völlig unzugänglichen, unbildsamen Naturen mag in der That ihre Bedeutung sich daran erschöpfen. Aber bei den sittlich bildsamen Naturen, welche gottlob die Regel bilden, ist das Verhältniß ein anderes, die Form wirkt bei ihnen auf den inneren Menschen zurück, sie übt einen sittlich veredelnden, einen erzieherischen Einfluß aus, es ist nicht das rein äußerliche Verhältniß des Mantels zu seinem Träger, sondern das sich gegenseitig bedingende innerliche zwischen Schale und Kern. Die Zucht zur Form, die schon beim Kinde beginnt, bringt demselben das Erste bei, was der Mensch zu lernen hat: das Dasein von Geboten in der Welt und die Nothwendigkeit der Unterordnung unter dieselben. Die Selbstbeherrschung, die es in dieser Schule des rein Aeußerlichen gewonnen hat, kommt ihm für die sittliche Erziehung zu Gute — die Sitte arbeitet der Moral vor. Und sodann ist es in der That nicht etwas blos Aeußerliches, was ihm beigebracht wird, sondern in dem Aeußerlichen steckt bereits der Kern alles Sittlichen: die Rücksicht auf Andere. Das Motiv aller Umgangsformen ist die Rücksicht auf Andere. Es kann aber nicht ausbleiben, daß die in der Schule der Form zur Gewohnheit gewordene Rücksicht auf Andere für die gesammte Lebensanschauung des Menschen, für seine sittliche Gesinnung, ihre Früchte trägt. Von zwei mit völlig gleicher Ausstattung gesetzten Menschen muß derjenige, der bei im Uebrigen völligen gleichen Verhältnissen den Vorsprung der rein formalen gesellschaftlichen Erziehung vor dem andern voraus hat, nothwendigerweise sittlich besser, edler werden. Es ist nicht wahr, daß diese Erziehung blos die Schale

*) Wie dies von Manchen behauptet wird, z. B. von H. Martensen (Bischof von Seeland). Die christliche Ethik. 2. Aufl. Gotha 1873. Bd. 1, S. 537, welcher das Anständige als die „ästhetische Seite der sittlichen Persönlichkeit, den äußeren Wiederschein in dem ganzen Wesen, Auftreten der Persönlichkeit" definirt. In der theologischen Ethik von Chr. von Hoffmann, Nördlingen 1878, S. 80 wird der Ethik jede Beziehung zur „äußeren Lebensform und Sitte" abgesprochen.

Digitized by Google

glättet; mit der Schale trifft sie zugleich den Kern, indem sie ihm unvermerkt Stoffe zuführt, die er sich aneignet.

Für die Bedeutung, die ich der guten Sitte für die Gesellschaft vindicire, ist übrigens die Stellungnahme zu dieser Frage von dem individuell erzieherischen Einfluß derselben ohne allen Belang, für sie handelt es sich lediglich darum, ob die Beachtung der Umgangsformen objectiv den Umgang erleichtert, die Mißachtung derselben ihn erschwert, und diese Frage kann so wenig zweifelhaft sein, daß ich nicht Anstand nehme, die Behauptung aufzustellen: für den gesellschaftlichen Verkehr ist ein geschliffener Kieselstein, der von Hand zu Hand gehen kann, ohne daß Jemand bei seiner Glätte Gefahr läuft, sich die Hände daran zu ritzen, besser als ein ungeschliffener Diamant, an dessen Kanten, Ecken, Spitzen man sich die Hände verletzt. Es handelt sich ja nicht darum, beide zu kaufen — dann würde letzterer allerdings der werthvollere sein — sondern sich blos mit ihnen zu berühren, und für die bloße Berührung kommen andere Rücksichten in Betracht als für den Kauf. Und sodann ist jene Antithese nur auf das Aeußerste des an sich Möglichen gestellt, die richtige Fassung derselben lautet nicht: geschliffener Kiesel oder ungeschliffener Diamant, sondern muß lauten: geschliffener oder ungeschliffener Kiesel, geschliffener oder ungeschliffener Diamant.

Die bisherige Ausführung hatte den Zweck, die Theorie der Umgangsformen als ein Problem der Ethik darzuthun. Aber der dazu erforderliche Beweis ist nur erst zur Hälfte erbracht. Es ist nachgewiesen, daß die Umgangsformen oder, was dasselbe, die Gesetze des Anstandes oder der feinen Sitte, welche dieselben vorzeichnen, für die Gesellschaft, welche einmal zu ihrem Gedeihen des Umgangs bedarf, zum Zweck der Sicherung desselben nöthig sind, aber daraus ergibt sich noch keineswegs, daß sie einen geeigneten Gegenstand zur Entwerfung einer wissenschaftlichen Theorie darbieten. Es wäre ja möglich, daß sie nur ein Aggregat von lauter einzelnen, disparaten Bestimmungen enthielten, die eben des fehlenden eigenen inneren Zusammenhanges wegen aller Versuche der Wissenschaft, einen Zusammenhang zwischen ihnen herzustellen, spotteten. Daß es sich in Wirklichkeit anders verhält, ist bereits oben ausgesprochen worden, und ich habe auch die Antwort darauf: wie denn der Schein des Gegentheils sich bilden konnte, nicht vorenthalten. Ein Gegenstand, von dem nur einzelne hervorragende Punkte beleuchtet sind, während die übrigen Partien im Dunkel liegen, muß nothwendigerweise den Eindruck des Zerrissenen machen. Selbst mir, der ich ihm seit geraumer Zeit meine angespannte Achtsamkeit zugewandt habe, geschieht es nicht selten, daß ich irgend etwas Neues an ihm wahrnehme, das mir bisher entgangen war, und ich nehme keinen Anstand, die Richtigkeit meiner obigen Behauptung, daß bei keinem Stück unseres Lebens das subjective Bewußtsein sich so wenig mit dem Gegenstande selber deckt als bei ihm, auch für mich selber anzuerkennen. Gleichwohl aber reicht das Material, über das ich verfüge, aus, um die Aufgabe, die ich der Ethik gestellt habe: die Entwerfung einer Theorie der Umgangsformen, in Angriff zu nehmen und wenigstens die Grundzüge derselben festzustellen. Ich habe die Aufgabe zu lösen gesucht und gedenke meinen Versuch nächstens zu veröffentlichen. So unvollkommen und ergänzungsbedürftig derselbe auch ausgefallen sein mag, wie es jeder erste Versuch stets sein und bleiben wird, so glaube ich doch mittelst desselben den Beweis erbracht zu haben, daß es sich bei unseren Umgangsformen um ein einheitliches, planvoll angelegtes, genau durchdachtes und consequent durchgeführtes Ganzes, um eine Schöpfung aus einem Guß handelt, kurz ausgedrückt: unsere heutigen Umgangsformen enthalten eine vollständige Organisation des Umgangs von Seiten der Sitte, ein ebenbürtiges Seitenstück zu der Organisation des Verkehrs von Seiten des Rechts.

Literatur und Kunst.

Der Streit um den Pessimismus.

Von Eduard von Hartmann.

Der Streit um den Pessimismus, der bald nach Erscheinen der ersten Auflage meiner „Philosophie des Unbewußten" entbrannte, ist im Laufe dieser dreizehn Jahre nicht nur nicht zur Ruhe gekommen, sondern die von ihm aufgeregten Wogen sind immer höher gegangen und haben immer größere Verbreitungskreise geschlagen.

Zuerst glaubte man, meinen Pessimismus mit demjenigen Schopenhauers über einen Leisten schlagen und als Produkt einer pathologischen Stimmung unwillig bei Seite schieben zu dürfen; wenn man ihm überhaupt Beachtung schenkte, so geschah es nicht sowohl aus philosophischem, als aus culturgeschichtlichem Interesse. Diese Periode der kopfschüttelnden Verwunderung und des mißachtenden Scheltens erreichte 1873 mit dem Erscheinen von A. Tauberts Schrift: „Der Pessimismus und seine Gegner" ihr Ende, welche die Unterschiede zwischen Schopenhauers asketisch-quietistischem Stimmungspessimismus und dem energisch-thatkräftigen Verstandespessimismus nachwies und den mit optimistischem Entwickelungsglauben verbundenen Pessimismus als eine „moderne Culturidee ersten Ranges" proclamirte.

Die Haagsch Genootschap tot verdediging van den Christelijken godsdienst fühlte sich bewogen, einen Preis für die beste Arbeit über den philosophischen Pessimismus auszusetzen, und theils durch diese Concurrenz veranlaßt, theils unabhängig von derselben erschienen 1873—77 eine Menge Schriften*), in welchen man sich zum ersten Mal darauf einließ, das Problem ernsthaft und in würdiger, wissenschaftlicher Form zu discutiren. Das Ergebniß war, daß man dem Pessimismus für das Gebiet des natürlichen Lebens einen kleineren oder größeren Spielraum einräumte, ja wohl gar (wie Edmund Pfleiderer und Johannes Rehmke) ihm dasselbe völlig preisgab, desto entschiedener aber das Gebiet des sittlichen Lebens von seinem Geltungsbereiche ausgeschlossen wissen wollte; in der Idee der Sittlichkeit sah man nicht nur die Grenze, sondern zugleich auch den positiven Ueberwinder alles Pessimismus. Hierin lag nun zwar der ganz richtige Gedanke, daß der Pessimismus allein ohne Verbindung mit irgend welchem Optimismus in Bezug auf den zweckvollen Entwickelungsgang des Weltprocesses außer Stande sei, den Menschen vor Verzweiflung und Quietismus zu schützen; aber dieser richtige Gedanke wurde dadurch entstellt, daß der Unterschied und Gegensatz zwischen Optimismus in Bezug auf zweckvolle Weltentwickelung und Optimismus in Bezug auf den Glückseligkeitszustand der Welt bei dieser Entwickelung — daß dieser für das Gebiet des natürlichen Lebens mehr oder minder anerkannte Unterschied und Gegensatz für das Gebiet des sittlichen Lebens nach wie vor verkannt und verwischt wurde.

Das Erscheinen meiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" im Jahre 1878 eröffnete eine neue Phase der Discussion, indem sie den thatsächlichen Beweis lieferte, daß eine Ethik, und eine sehr rigoristische Ethik, innerhalb eines pessimistischen Systems möglich sei, und dadurch alle leeren Declamationen über die Unmöglichkeit einer Moral unter pessimistischen Voraussetzungen über den Haufen warf. Es galt nun zu zeigen, entweder, daß die dargelegte Ethik keine Ethik sei, oder daß sie im Widerspruche mit den pessimistischen Voraussetzungen aufgestellt und durchgeführt sei; zugleich aber forderte das bedrohliche Vorrücken des Pessimismus auf das Gebiet des sittlichen Lebens die Gegner zu einer erneuten und sorgfältigen Prüfung der wissenschaftlichen Grundlagen desselben auf. Dies Alles wurde in ausgiebiger Weise versucht, und die Recensionscampagne der

*) Eine Uebersicht der bezüglichen Literatur von 1868—1880 findet man im Anhang von O. Plumachers Schrift: „Der Kampf ums Unbewußte" (Berlin 1881) S. 115—150.

Digitized by Google

Phänomenologie veranlaßte mich durch die vielfachen Mißverständnisse, welche in derselben zu Tage traten, mich in einigen Abhandlungen nochmals mit der historischen und methodologischen Begründung und Klarstellung meines pessimistischen Standpunktes zu befassen, welche vereinigt unter dem Titel „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" erschienen.

Inzwischen hatte die Teyler'sche theologische Gesellschaft zu Haarlem eine Preisbewerbung ausgeschrieben über „den Pessimismus und die Sittenlehre mit Rücksicht auf E. v. H.s Phän. des sittlichen Bewußtseins". Von den neun eingelieferten Arbeiten wurden wegen Stimmengleichheit unter den Preisrichtern zwei prämiirt, diejenigen des Pfarrers Paul Christ und des Amtsrichters Hugo Sommer; beide sind unter dem Titel „Der Pessimismus und die Sittenlehre" vor kurzem (in Haarlem) erschienen. Etwa gleichzeitig erschienen unter demselben Titel zwei weitere Schriften vom Pfarrer Albert Baemeister (Gütersloh bei Bertelsmann) und von Professor Johannes Rehmke (Leipzig und Wien bei Klinkhardt). Die drei erstgenannten Schriften sind noch ohne Rücksicht auf meine Broschüre „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" ausgearbeitet, wenngleich Christ und Sommer in Anmerkungen auf dieselbe hinweisen; die vierte von Rehmke hingegen läßt ihr auch im Text schon Berücksichtigung zu Theil werden.

Baemeister ist ein Theologe von mehr positiver Richtung; seine Arbeit, obwohl die längste unter den vieren, schließt sich genau meiner Phänomenologie an und verfolgt dieselbe auf Tritt und Schritt nach Art einer Recension, was bei einem Umfang von 15 Druckbogen denn doch ermüdend wirkt. Ueber die erste Hälfte meines Buches, die sich mehr auf psychologischem Gebiete bewegt, macht er eine Reihe interessanter und feiner Bemerkungen; auf metaphysischem Gebiet hingegen zeigt er nicht das gleiche Maß von Verständniß. Meine Stellung zur Religion verkennt er vollständig und greift deshalb überall fehl, wo die Beziehungen meines Pessimismus und meiner Ethik zur Religion zur Sprache kommen.

Christ ist ein freisinniger Protestant von vornehmer Haltung und mildem Geiste, und seine Schrift liest sich entschieden am angenehmsten und leichtesten von den vieren. Er vermeidet gänzlich das metaphysische Gebiet und hält sich rein an die Erörterung der Beziehungen zwischen Sittenlehre und Pessimismus. Seine Schrift verdiente ohne Zweifel die Prämiirung, wenn es der Teyler'schen Gesellschaft darauf ankam, den im Amte befindlichen Geistlichen ein bequemes und praktisch zureichendes Hülfsmittel zur Orientirung über den Gegenstand in die Hand zu geben, das an philosophische Vorbildung und Verständnißfähigkeit keine zu hohen Ansprüche stellte. Auffallend ist es, daß Christ das System Schopenhauers und das meinige für wesentlich ein und dasselbe System erklärt, während seit mindestens fünf Jahren die Mehrzahl der selbstständigen Kritiker darüber einig sind, daß die Unterschiede und Gegensätze zwischen beiden weit schwerer wiegen als die Aehnlichkeiten.

Sommer ist ein stricter Lotzianer, dem der Kampf gegen den Pessimismus Herzenssache ist. Seine Schrift gleicht nicht sowohl dem objectiven Resumé des Präsidenten nach einer Gerichtsverhandlung, als vielmehr dem leidenschaftlichen Plaidoyer des Staatsanwalts, der durch rabulistische Zusammenstellung aller scheinbaren Belastungsmomente von der Schuld des Angeklagten überzeugen oder vielmehr überreden will. Selbst in dem Urtheil der Preisrichter wird gesagt, daß Sommer „nicht selten in seiner Kritik die Grenze, welche das Strenge vom Unbilligen trennt, zu überschreiten scheint". Was jedoch weit schwerer wiegt als diese Grenzüberschreitungen im Einzelnen, ist die verkehrte Klassification, die er meinem System im Ganzen zu Theil werden läßt. Nicht nur den naturalistischen Dynamismus, sondern auch den Schopenhauer'schen Panthelismus und den Hegel'schen Panlogismus — und demgemäß auch meinen concreten Monismus des unbewußten absoluten Geistes — subsumirt nämlich Sommer unter den Begriff des Materialismus und behandelt meine Ethik und Religionsphilosophie als eine solche, die auf materialistischer Grundlage erwachsen ist. Das ist nicht mehr blos schief zu nennen, das entzieht sich einfach jeder Discussion; eine auf dieser Basis aufgeführte Kritik konnte nur von Preisrichtern prämiirt werden, die meine Werke gar nicht oder ganz oberflächlich kannten und sich durch den „heiligen Eifer" Sommers gegen den Pessimismus bestechen ließen.

Wenn diese drei Arbeiten zu den Argumenten, die in den journalistischen Recensionen über die Phänomenologie bereits zu Tage getreten waren, nichts wesentlich Neues hinzufügen, so hat dagegen die Schrift von Rehmke ein tieferes philosophisches Interesse und darf als geeignet gelten, zur Klärung der Streitfragen sowohl durch die Irrthümer*), welche sie aufrecht erhält, sowie durch die weiteren Concessionen, die sie macht, beizutragen. Der Verfasser hat schon früher durch zwei andre Schriften über meine Metaphysik und über meinen Pessimismus in schätzbarer Weise in die Discussion eingegriffen und hat sich durch ein größeres erkenntnißtheoretisches Werk („Die Welt als Wahrnehmung und Begriff", Berlin bei Reimer) als selbstständiger Denker von eigenartiger Haltung legitimirt. Seine neueste Schrift geht denn auch viel energischer und directer dem Kern der Probleme zu Leibe, und er wirkt schon dadurch klärend, daß er den empirischen und den metaphysischen Pessimismus streng auseinander hält, den die Uebrigen mehr oder weniger vermischen. Was aber das Wichtigste an der Arbeit ist, das ist sein Zugeständniß, daß nicht nur über die Unhaltbarkeit des trivialen Optimismus (in Bezug auf das Gebiet des natürlichen Lebens und egoistischen Strebens) „unter den ehrlichen Leuten kein Streit mehr sein sollte" (S. 91), sondern daß auch aller ethische und religiöse Optimismus unhaltbar und durch meine Kritik zerstört ist, wenn man darunter die Meinung versteht, als ob durch irgend welches Streben, Wollen und Thun auf sittlichem und religiösem Gebiete für den Menschen die Glückseligkeit erreichbar sei (S. 112—114 u. 125—127). Dagegen hält Rehmke den religiösen Optimismus in dem Sinne aufrecht, daß in dem religiösen Gotteskindschaftsbewußtsein, welches dem Menschen ohne sein Zuthun aus Gnaden geschenkt ist, ihm zugleich eine allem Wollen und Thun vorangehende Glückseligkeit geschenkt sei, und daß diese die einzige überhaupt mögliche Glückseligkeit sei; der Mensch bleibt in dieser Glückseligkeit, so lange er in dem Gotteskindschaftsbewußtsein bleibt und nur aus ihm heraus (d. h. sittlich) handelt, aber er würde schon dann aus demselben heraus und in egoistische Pseudomoral zurückfallen, wenn er auch blos die Bewahrung und Behauptung dieser Glückseligkeit zum Motiv seines Wollens und Handelns machen wollte.

Es ist klar, daß hiermit der ethische Optimismus im bisherigen Sinne des Worts als eine ebenso unhaltbare Position wie der triviale Optimismus aufgegeben und die Vertheidigung des Optimismus vom ethischen auf das religiöse Gebiet zurückverlegt ist. Es handelt sich nun blos noch darum, ob das religiöse Bewußtsein eine positive Glückseligkeit gewährt, wie Rehmke behauptet, oder ob es blos eine Erlösung von der Unseligkeit der Schuld und des Uebels und damit eine vorübergehende Contrastbeseligung nebst dauerndem (eudämonologisch indifferentem) Frieden zu bieten hat. Diese Fragen sind in den beiden Theilen meiner Religionsphilosophie („Das religiöse Bewußtsein der Menschheit" und „Die Religion des Geistes") behandelt, mit welcher demnach die letzte Phase des Pessimismusstreits inaugurirt sein dürfte. Möge sich bald eine theologische Gesellschaft finden, welche durch Ausschreibung einer Concurrenz über „den pessimistischen Pantheismus und die Religion" den Austrag dieser Erörterungen beschleunigt.

In meiner Schrift „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" war die erste und umfangreichste Abhandlung dem Nachweis gewidmet, daß die Leistungen und Verdienste des großen Kant auf dem Gebiete der praktischen Philosophie wesentlich in seinem Kampfe gegen den Eudämonismus und die eudämonistische Pseudomoral sowohl in ihren feineren wie in ihren gröberen Formen zu suchen sei, und daß dieser Kampf ebenso sehr bei

*) Eine Polemik gegen die letzteren kann hier nicht in meiner Absicht liegen und bleibt für einen anderen Ort vorbehalten.

Digitized by Google

Kant den Pessimismus zu seiner Voraussetzung habe, als er nur unter entschiedener Entfaltung der pessimistischen Fahne siegreich zu Ende geführt werden könne. Ich hatte gezeigt, daß Kant alle Bestandtheile des Pessimismus genau in demselben Sinne gelehrt habe, wie man dieselben bei mir bekämpfe, und daß somit als „Vater des Pessimismus" Kant zu bezeichnen sei, und nicht Schopenhauer, der den richtigen Pessimismus Kants einseitig verzerrt und zum quietistischen Stimmungspessimismus entstellt habe. Ob Kants Reform der Moral wirklich in einer völligen Lostrennung und Reinigung der Moral von allem Eudämonismus bestanden habe, war eine historische Frage, die als solche auch die philosophischen Facultäten interessirte; als Beweis dafür mag gelten, daß die philosophische Facultät der Universität Halle über das Verhältniß der Kant'schen Moral zum Eudämonismus eine Preisbewerbung ausgeschrieben hat, welche am 15. November d. J. spruchreif wird.

Der Wogenschlag des Pessimismusstreits hat auch bereits die Grenzen des „Landes der Denker" überschritten und Völker in Bewegung gesetzt, die sonst den Problemen der deutschen Philosophie ziemlich kühl gegenüberzustehen pflegen. Sehen wir von einigen akademischen Gelegenheitsschriften in italienischer und magyarischer Sprache ab, so sind es hauptsächlich eine Anzahl englischer, amerikanischer und französischer Broschüren und Bücher, die in den letzten Jahren über den Gegenstand erschienen sind. Von den englischen Schriften ist die umfangreichste Sullys Pessimisme*), die neuerdings auch in französischer Uebersetzung erschienen ist; in Frankreich ist am bekanntesten das Buch des Akademikers Caro. Es ist nicht zu verwundern, daß die Kritik des Pessimismus im Auslande dieselben Stufen zu durchlaufen hat wie die deutsche, und daß sie als die später aufgetretene hinter dem Stand der Discussion in Deutschland immer um einige Posttage zurück ist, also gegenwärtig noch in der Phase der Discussion steckt, in welcher Deutschland sich in der ersten Hälfte der siebziger Jahre befand. Es kommt dazu, daß den Ausländern meine Metaphysik sammt den Beziehungen des Pessimismus zu derselben noch um Vieles fremder und unverständlicher gegenübersteht als den Deutschen, so daß diese ausländischen Erscheinungen für den Fortschritt der philosophischen Wissenschaft ohne Belang sind, wenn auch ihr Werth für die Erweckung philosophischer Interessen im Auslande nicht zu unterschätzen ist.

Die vorstehenden Bemerkungen dürften hinreichen, um die Ueberzeugung zu erwecken, daß der Pessimismus ein lebhaft ventilirtes Problem geworden ist, und daß eine historisch-kritische Uebersicht über den Verlauf der fraglichen Discussionen und ihren inneren Zusammenhang mit früheren culturgeschichtlichen Phasen der pessimistischen Ideen im Alterthum und Mittelalter nachgerade zum literarischen Bedürfniß geworden ist. Es fehlt bisher an einer Geschichte des Pessimismus, da die Schriften von Huber („Der Pessimismus") und Gaß („Optimismus und Pessimismus. Der Gang der christlichen Weltanschauung") nur als feuilletonistische, beziehungsweise specialistische Vorstudien zu einer solchen zu betrachten sind. Möge die unter der Presse befindliche Geschichte des Pessimismus von O. Plumacher zur Klärung der Ansichten über diesen Gegenstand in ähnlicher Weise beitragen, wie Langes Geschichte des Materialismus dies für ihren Gegenstand gethan hat.

*) Vergl. die treffliche Widerlegung von O. Plumacher im „Mind" 1879, Nr. 13.

Bayreuther Nachklänge.

Von Wilhelm Lübke.

Ueber Wagners „Parsifal" ist seiner Zeit so viel und zum Theil so Treffliches geschrieben worden, daß es überflüssig erscheinen kann, nachträglich noch einmal auf das Werk zurückzukommen. Und doch wird vielleicht dem Kunsthistoriker gestattet sein, über eine Schöpfung, die jedenfalls zu den merkwürdigsten und eigenartigsten unsrer Zeit gehört, auch von seinem Standpunkt aus ein Urtheil abzugeben, ihren Zusammenhang mit anderen modernen Kunsterscheinungen nachzuweisen. Vielleicht läßt sich aus solchen Betrachtungen ein neues Licht für das Verständniß des Werkes gewinnen.

Man kann über „Parsifal" nicht schreiben, ohne mit einer Reverenz vor der eisernen Willenskraft, der unbeugsamen Consequenz seines Urhebers zu beginnen. Das soll aber von meiner Seite keinen Uebergang in das Wagnerlager bedeuten. Im Gegentheil: „Parsifal" hat mich ebenso unbekehrt gelassen, wie die früheren Schöpfungen des „Meisters". Man kann eine hohe Meinung von der Begabung eines Künstlers haben, ohne darum mit seiner Richtung einverstanden zu sein. Wir bewundern die Genialität eines Bernini, ohne darum zu verkennen, daß seine theatralisch gespreizten, manierirten, unnatürlich übertriebenen Gestalten einer grundverkehrten Auffassung ihre Existenz verdanken. Aehnlich wie bei jenem Hauptmeister der Barocksculptur erkennen wir bei Wagner eine Auflösung der gesunden Kunstprincipien; aber wir können darum doch die hohe Begabung, mit der dieselbe in Scene gesetzt wird, nicht leugnen. Erwägt man vollends das Greisenalter des Componisten, so steigert sich diese Anerkennung zu einer Huldigung vor dem Genius und der Energie eines Künstlers, der nun schon seit mehreren Decennien die Welt mit seinen Schöpfungen erfüllt und seine Zeitgenossen ebenso sehr zu maßloser Vergötterung, wie zu einseitiger Verdammung entzündet. Hat man doch zur Zeit der Parsifalaufführungen in einem angesehenen Blatte gelesen: dies Werk bezeichne den Höhenpunkt in der künstlerischen und geistigen Entwicklung des Meisters; es klinge aus ihm der tief im Herzen der modernen Menschheit, ihr zum Theil unbewußt schlummernde Grundton heraus, ja es sei in ihm der Finger in die Wunde des heutigen Geschlechtes gelegt!

Wir sind des bombastischen Phrasenschwalles in jenem Lager längst zu sehr gewohnt, um uns noch über irgend etwas, was von dorther orakelt wird, zu verwundern. Ist doch neuerdings Wagner geradezu als Erlöser der Menschheit proclamirt worden, eine Rolle, zu der er nicht blos durch seine Musik, sondern auch durch sein Vegetarianerthum, seine (schon minder harmlosen) Hetzen gegen die Vivisection und gegen die Juden befähigt erscheint. Allen diesen schwindelhaften Uebertreibungen gegenüber wird jeder Unbefangene, der sich mit dem „Parsifal" vertraut gemacht und eine der musterhaften, ja geradezu vollendeten Aufführungen des Werkes erlebt hat, gern gestehen, daß in dieser, wie in jeder anderen Schöpfung des außerordentlichen Mannes, eine Reihe großer scenischer und selbst musikalischer Schönheiten Auge und Ohr berauschen, daß aber im Ganzen und Großen die Kraft und Frische der Erfindung beträchtlich nachgelassen hat, während das Geschick der Durchführung sich wo möglich noch gesteigert und zum höchsten Raffinement entwickelt zeigt.

Ich will vorweg bemerken, daß es die fünfte Vorstellung des „Bühnenweihfestspiels" am 8. August war, welcher ich beizuwohnen Gelegenheit fand, und daß diese Vorstellung eine ganz vorzügliche war. Es fehlte in der That auch nicht an bedeutsam wirkenden Momenten. Aber wie hat auch Wagner sich's angelegen sein lassen, mit dem höchsten Raffinement Alles zu einem packenden Gesammteffect zu steigern. Zunächst, indem er die Zuschauer zwingt, zu ihm nach Bayreuth zu kommen, ein Zeitopfer von mehreren Tagen zu bringen, sich aus dem Tagestreiben, aus allen Beziehungen des Alltaglebens herauszureißen, versetzt er sie in jene mußevolle Stimmung, in welcher das Gemüth besonders empfänglich wird für die Eindrücke der Kunst. Er gibt dadurch solchen Aufführungen, im Gegensatze zu unseren gewöhnlichen Theaterabenden, etwas Weihevolles, Außergewöhnliches. Sodann, indem er Alles entfernt, was die Aufmerksamkeit zerstreuen könnte, zwingt er alle Zuschauer, ihre concentrirte Aufmerksamkeit auf die glänzenden Bilder zu richten, welche seine Bühne darbietet, und die um so intensiver wirken, als man von dem sonst so störenden äußeren Apparat des Orchesters nichts erblickt. Kehrt man von Bayreuth in unsere gewöhnlichen

Digitized by Google

Theater zurück, so ist diese Störung die allerempfindlichste, und es läßt sich schwer begreifen, warum unsere Intendanten und Directionen nicht längst diesen unleugbar großen Fortschritt sich angeeignet haben, während es doch Directoren gibt, die die Verdunkelung des Zuschauerraumes acceptirt haben, freilich oft nur aus elenden Sparsamkeitsrücksichten. Uebrigens will ich nicht verhehlen, daß mir diese Verdunkelung in Bayreuth viel zu weit getrieben erschien. Man hatte den unheimlichen Eindruck, in einem Keller eingesperrt zu sein, wo man aus Licht- und Luftmangel ersticken zu müssen meinte. Daher kam es denn wohl, daß — für mich wenigstens — das Köstlichste im Parsifal doch der Augenblick war, wo man im ersten Zwischenacte heraustrat und die liebliche Landschaft draußen im milden Abendlichte liegen sah. Wie unnatürlich geschraubt erschien dagegen der raffinirte Hokuspokus da drinnen!

Nimmt man indeß dies Alles zusammen, erwägt man die ausgezeichneten künstlerischen Kräfte, die hier — zum Theil sogar in doppelter oder dreifacher Besetzung — mitwirkten, die Pracht der scenischen Ausstattung, die Sorgfalt in der Einstudirung des musikalischen und dramatisch-mimischen Theils, so müßte es verwundern, wenn nicht, selbst bei viel geringerer Begabung des Componisten, ein berauschender Eindruck erzielt würde. Erinnert man sich dann aber, wie mittelmäßig und wie gleichgültig auf den meisten Bühnen Meisterwerke wie Don Juan, Zauberflöte, Figaros Hochzeit, Fidelio, Freischütz ꝛc. zur Darstellung kommen, so liegt der Wunsch nahe, es einmal zu erleben, daß diesen unsterblichen Schöpfungen dieselbe Sorgfalt der Aufführung zu Theil würde, wie sie Wagner für seine Werke zu erzwingen weiß. Und wie geschickt berechnet der kluge Mann die Strömungen der Zeit, wie fein speculirt er auf die Schwächen der Menschen! Er weiß sehr gut, daß unter seinen leidenschaftlichen Anhängern die große Mehrzahl von Herzen unmusikalisch ist, und daß nur eine verschwindend kleine Zahl den stürmisch complicirten Gängen seiner Orchesterpassagen zu folgen vermag. Die Masse will vor allen Dingen durch eine die Sinne in Aufruhr setzende, alles Dagewesene an elementarer Gewalt der Wirkung überbietende Musik betäubt werden. Dazu aber fügt der menschenkundige Künstler noch den erdenklichsten Pomp der Scenerien, die höchste Pracht scenischer Verwandlungen, künstlicher Beleuchtungseffecte, contrastirender Kostüme, und so bringt er jene Bühnenwerke zu Stande, bei denen die Musik, so recht im Sinne des großen Opernpublicums unserer Zeit, mehr mit den Augen als mit den Ohren genossen wird. So entsteht im Zuschauer ein Sinnenrausch, bei dem es ihm selbst nicht klar wird, wie viel davon auf Rechnung der einen oder der andern Kunst zu setzen ist. Daher kommt es, daß, während der unsterbliche musikalische Gehalt eines Mozart, Beethoven, Weber in jedem Tonstück, auch außerhalb des Theaters, entzückend fortklingt, bei Wagner umgekehrt nur die gesammte Bühnenwirkung dem Musikstück eine Art von Berechtigung zu geben vermag.

Im Parsifal nun vollends steht, wie gesagt, auch die eigentliche musikalische Erfindung nicht mehr auf der früheren Wagner'schen Höhe. Die Leitmotive — von diesen musikalischen Steckbriefen ist hier der ausschweifendste Gebrauch gemacht — ermangeln meistentheils der Prägnanz, der charakteristischen Ausprägung. In der kunstvollen Verwebung derselben leistet der Componist Erstaunliches; aber diese ganze Art der Composition ist der schlagendste Beweis von dem Ueberwiegen des Reflectirten, Verstandesmäßigen in dieser Musik. Sie strömt nicht dahin mit dem natürlichen Wohllaut, den die Phantasie unserer großen Meister stets über uns ausgießt; sondern sie arbeitet sich mühsam durch Hindernisse hinweg, stets gepeitscht von der rücksichtslosen Energie des Componisten, der, was ihm an freigestaltender Phantasie abgeht, durch erkünstelte Combinationen zu ersetzen sucht. Wer sich daher nicht der bloßen elementaren Wirkung dieser ungeheuren Tonmassen willenlos gefangen gibt und in jener Betäubung dasitzt, die das Kriterium des Wagnerschwärmers ist, wer vielmehr diese Musik tiefer zu erfassen sucht, der empfindet bald, daß es ein complicirtes Rechenexempel ist, das seinem Verstande aufgegeben wird.

Von der Meisterschaft, mit welcher Wagner das Orchester behandelt, braucht nicht weiter geredet zu werden; wo er rein orchestrale Stellen gibt, wie bei der Wandeldecoration im ersten Act, steht er als Künstler am höchsten. Aber wo seine Gestalten singen, da erkennt man fast immer, daß ihm jene Genialität nur in Ausnahmefällen zu Gebote steht, die durch spontane Erfindung der einfachsten vocalen Themen, Sätze, Motive mit wunderbarer Macht an das Centrum unseres musikalischen Empfindens anpocht. Jene herrlichen Melodien, die bei unseren großen Meistern uns immer wieder mit Entzücken überrieseln, sie sind dem Componisten des „Parsifal" fast gänzlich versagt. Wo er leidenschaftlicher Accente bedarf, wie bei der Verführungsscene der Kundry im zweiten Act, da steigert er sich so gewaltsam, daß er eine Reihe von Mißklängen darbietet. Ueberhaupt tritt die Dissonanz so massenhaft in diesem Werke hervor, daß man Wagner — der dem ernsten Brahms den Doctortitel so sehr mißgönnt — füglich zum Doctor der Kakophonie ernennen könnte. Eine wunderbare Ausnahme macht der in seinem Greisenalter so asketisch gewordene Componist in dem Chor der Blumenmädchen. Diese leicht bekleideten jungen Damen, welche dem armen Parsifal mit einer polizeiwidrigen Deutlichkeit zusetzen, sind musikalisch so reich ausgestattet, daß hier eine der köstlichsten Perlen der Oper anzuerkennen ist. Man bemerkt mit Vergnügen, daß der alte Adam in Wagner bisweilen aufwacht und ihm gelegentlich eine üppige Melodik eingibt.

Im Uebrigen aber ist die endlose Oede dieses trostlosen psalmodischen Recitirens, der man fast den ganzen Abend ausgesetzt ist, eine jener Wunderlichkeiten, an denen Wagner mit merkwürdigem Eigensinn festhält. In der Gesellschaft gehört es sicherlich zum guten Ton, Jedermann ausreden zu lassen und nicht durcheinander zu schreien. Aber dies parlamentarische Princip, wenn es in solcher Ausdehnung auf die Musik angewandt wird, ist nur dazu angethan, diese Kunst um einen großen Theil ihrer zaubervollsten Wirkungen zu bringen. Die lehrhaften Katheder-vorträge des biedern Gurnemanz erinnern bedenklich an die weitläufigen Expectorationen des seligen Wotan. Man schmachtet den ganzen Abend förmlich nach einem Duett oder Terzett. Nichts von alledem: es ist eine eigenthümliche Art von Askese, zu der das Ohr verdammt wird. Und damit hängt noch etwas Anderes zusammen: der Mangel an wirklicher Dramatik. Die endlos hinausgesponnenen Scenen, die mühsam sich hinschleppenden Erzählungen, die in dieser Oper noch lähmender sind als in allen früheren Wagners, sind sie nicht die absolute Negation alles Dramatischen? Und das bei einem Componisten, der das Dramatische um jeden Preis auf seine Fahne geschrieben hat, und an der älteren Opernform gerade am meisten das „Undramatische" rügt! Also für den Verlust des vollen Melodienzaubers erhalten wir nicht einmal eine wirklich dramatische Musik. Selbst die großen Scenen im ersten und dritten Act, in welchen die Hauptmomente des christlichen Cultus, das Abendmahl, die Fußwaschung, Taufe und Priesterweihe „weihevoll" parodirt werden, sind ja schon durch ihre Endlosigkeit erschöpfend. Man berechne einmal, wie lange der „reine Thor" als angenagelter Stummer dem Gralgottesdienst zuschauen; wie lange die Pseudo-Magdalena vor dem Pseudo-Christus Parsifal auf den Knieen liegen muß! Es ist die alte Klage, daß Wagner nie ein Ende zu finden weiß und durch Hinausschleppen jedes Motiv todt macht. Gern sei dagegen die mystische Wirkung der Chöre bei der Gralfeier, sei die vollendete Schönheit der scenischen Anordnung, sei auch die musikalische Stimmung im Anfang des dritten Actes und noch manches wahrhaft künstlerisch Gelungene anerkannt.

Aber man muß nun vor Allem fragen: in wessen Dienst ist dieser ganze Aufwand scenischer und musikalischer Wirkungen gestellt? Nach der Absicht des „Meisters", wie sie von seinen fanatischen Anhängern gedeutet wird, soll hier ein Werk des höchsten „ästhetisch-sittlichen" Gehaltes vorliegen, ein „Abbild des wunderbaren Gewebes des psychischen Seelenlebens" (die Wagnerianer werfen mit Worten wie ethisch, psychisch, sittlich in unglaublicher Weise um sich, wie z. B. auch die Rolle der Kun-

Digitized by Google

dry als „psychisch-ethischer Charakter" — Speck in Butter gebraten! — bezeichnet wird, womit nur der Beweis geliefert ist, daß die guten Leute wahrscheinlich ebenso wenig von Ethos und Psyche wissen, wie ihr Herr und Meister!). Also derselbe Mann, der von gehässigem Neid gegen die Künstlergröße eines Brahms erfüllt ist, derselbe Pamphletist, der zu sagen wagt, niemals habe Mendelssohn durch seine Musik eine Seele wahrhaft zu ergreifen vermocht, wird nun geradezu als Welterlöser ausposaunt, und sein „Bühnenweihfestspiel" soll den Kern dieser Erlösungsthat enthalten. Und derselbe Wagner, der in jüngeren Jahren nichts so sehr verherrlichte als die Sinnlichkeit, nichts so leidenschaftlich angriff als das Christenthum, das er als kunstfeindlich brandmarkte, will uns jetzt in die Mystik des Mittelalters versenken und eine christliche Askese predigen, die in dieser Gestalt selbst dem Mittelalter fremd war. An die Bestrebungen der Romantiker, wie sie etwa in Zacharias Werners „Weihe der Unkraft" vorliegen, will er von Neuem anknüpfen, so daß man unwillkürlich an das Distichon A. W. v. Schlegels erinnert wird: „Viele Verwandlungen gibt's" u. s. w. Was hat Wagner aus Wolframs „Parcival", einer der liebenswürdigsten und frischesten Gestalten der mittelalterlichen Dichtung, gemacht? Wie er seinen Namen willkürlich verhunzt hat, so ist er ähnlich mit dem Charakter umgesprungen, indem er ihn zu einem jammerseligen Ohnmächtling, einer schlotternden Betschwester umgeschaffen hat. Denn was thut dieser „Parsifal", um unser tieferes Interesse zu erregen? Seine einzige positive Leistung ist das Erschießen eines Schwanes, wahrlich ein Act, der uns weder als ein Verbrechen noch als eine Heldenthat erscheinen will. Im Uebrigen verharrt er während der ganzen dreiactigen Oper in stumpfer Passivität, als ein Werkzeug geheimnißvoller Zaubermächte, deren Walten ganz im Sinne der unklarsten Romantik an die Stelle freier sittlicher Selbstbestimmung tritt. Was macht uns Shakespeare so groß und ehrwürdig? Doch wohl vor Allem dieses, daß seine Gestalten ein Gewissen haben, daß sie aus freier Selbstbestimmung handeln und ein Bewußtsein von jenen sittlichen Gesetzen haben, denen die Welt des Geistes unterworfen ist. Deshalb erregen sie unsre tiefste Sympathie, die ihnen selbst da noch mit Theilnahme folgt, wo sie, von Leidenschaft verblendet, gegen die göttliche Weltordnung verstoßen. Und was ist dagegen der Grundzug aller katholisirenden Romantik? Daß wir nichts von jener freien Sittlichkeit finden, daß vielmehr der Mensch ein Spielball überirdischer Mächte, gaukelnder Zauberkünste ist. Und so verhält es sich mit Parsifal. Man sage nicht, durch seinen Widerstand gegen die Verführung bewähre er sich als Auserwählter. Dieser Widerstand hätte nur dann Werth, wenn wir ihn als Ausfluß eines kräftigen Willens, einer männlichen Heldennatur erkännten. So wie die Sache aber liegt, können wir darin nur den Ausdruck der Schwäche erblicken, denn wir erhalten die Ueberzeugung, daß dieser Kümmerling von Haus aus ein impotenter Betbruder ist.

Indeß: wir wollen jede psychologische Wandlung zugeben; warum sollte bei Wagner nicht im Greisenalter jene sprüchwörtliche Umgestaltung vor sich gehen können, die von der Sinnlichkeit zur Askese sich wendet? und warum sollte er ihr nicht mit voller Ueberzeugung in einem Kunstwerke Ausdruck geben können? Aber man sehe sich einmal das Christenthum im Parsifal näher darauf an, ob es wohl stichhaltig ist. Was soll uns der „Gral", was uns die heilige Lanze? Sind dies wirklich Symbole eines geläuterten Christenthums, oder sind es nicht vielmehr Ausflüsse eines mystischen Wunderglaubens, den die heutige Menschheit unmöglich mehr theilen kann? Eine religiöse Anschauung, welche den Menschen zum Spiel von Zaubermächten macht und seine freie Selbstbestimmung, den Quell aller Sittlichkeit, aufhebt, ist ein Attentat auf das heutige Bewußtsein. Es ist ein raffinirtes Pseudo-Christenthum, welches die heiligen Gestalten und Handlungen zu einer Maskerade verwendet und mit allem Sinnenpomp und berauschender Mystik eine Religiosität darbietet, deren Taumelwirkungen etwa auf hysterische Damen und blasirte Weltmänner berechnet sind. Ganz so machte es neuerdings Gabriel Max, als er uns einen Christus am Kreuze malte, zu den Füßen des Erlösers aber die durch den Rahmen des Bildes abgeschnittenen Hände der unter dem Kreuze zu denkenden Angehörigen darstellte, wie sie betend, verzweifelnd, händeringend ausgestreckt sind. Dieselbe Unnatur, dasselbe Raffinement wie im Parsifal. Wenn man dies Alles erwägt, ist es da ein Wunder, wenn uns der anmuthige Hügel, auf welchem das Wagnertheater weit in die liebliche Landschaft schaut, wie ein Kalvarienberg vorkam, auf welchem der „Meister" die gesunde Vernunft und die natürliche Empfindung ans Kreuz geschlagen hat?

Warum sollten wir nicht den Parsifal als eine der vielen Zauberopern gelten lassen, deren unerreichtes Vorbild die Zauberflöte ist; warum sollten wir dem Textdichter Wagner nicht einen Platz neben dem biedern alten Schikaneder einräumen? Plattheiten und Trivialitäten gibt es ja auch im Parsifal genug. — Warum? Weil Wagner selbst mit aller Emphase sein „Bühnenweihfestspiel" schon durch diese bombastische Bezeichnung als etwas außer aller Linie stehendes Erhabenes uns aufdrängen, weil der Chor seiner posaunenden Anhänger es als eine höchste göttliche Offenbarung, als eine Art neuer Religion uns anpreisen will. Noch nie, so lange die Welt steht, ist die Selbstvergötterung zu einem Götzendienste wie dieser aufgebauscht worden. Wer noch nicht ganz von der Narkose dieses schwindelhaften Treibens betäubt ist, wird sich mit Widerwillen von einer Erscheinung abwenden, welche das Werk künstlerischer Schöpferkraft in die tiefe Sphäre industrieller Reclame herabzieht. Den allerfatalsten Eindruck aber erhalten wir, wenn weihevolle Handlungen, heilige Gestalten des christlichen Cultus in einer kecken Travestie der Bühne dienstbar gemacht werden. Die großen Erfolge des Oberammergauer Passionsspieles mögen den klugen Mann, der das Begehren seiner Zeit so gut versteht, auf diesen Weg hingedrängt haben, und so bietet er uns ein Stück mißverstandenen Mittelalters, in welchem moderne katholisirende Mystik sich mit üppiger Sinnlichkeit zu einem für schwache Geister berauschenden Ganzen verbunden hat. Wir haben hier eine Kunst, die der Jesuitenkunst der Barockzeit innerlich wahlverwandt ist; denn auch dort werden die sinnlichsten Reizmittel eines gesteigerten Naturalismus dazu verwendet, trunkene weltvergessene Askese, hysterisch gesteigerte Ekstasen in sinnbetäubenden Effecten zu verherrlichen. Der gesunde Menschenverstand wird unter Weihrauchqualm zu Grabe getragen, und die Unvernunft als Fetisch auf den Thron erhoben. Wenn nun der Chor der Wagnerbachanten dies als höchste christliche Kunstthat anpreist, so erheben wir feierlichen Einspruch gegen diese aufgedrungene Pseudo-Religiosität. Wollen wir die Reinheit und Tiefe echt christlichen Empfindens in der Musik ausgedrückt, so schlagen wir die unsterblichen Schöpfungen unsres großen Sebastian Bach auf; handelt es sich aber um den Ausdruck echt katholischer Weltanschauung, so greifen wir zu Palestrina und seinen Zeit- und Kunstgenossen, wo jene mittelalterliche Mystik in wunderbarer Erhabenheit uns entgegentönt, während die Musik des Parsifal in der raffinirten Unwahrheit ihrer Affecte nichts als hohle Affectation gewährt.

Wir hoffen inzwischen, daß alle gesunden Elemente der Gegenwart sich nicht in diesen Götzendienst einfangen lassen werden, der schließlich nichts Anderes bedeuten kann, als den musikalischen Ausdruck einer rückläufigen Gesinnung, die allerdings von allen Seiten mit vollen Segeln heranzieht. Stellt sich nicht das moderne Staats- und Gesellschaftsleben in bedenklichster Weise unter die Zeichen der Reaction? sollen wir an die unser Zeitalter entehrenden Judenverfolgungen, an das immer drohender anschwellende Wogen ultramontaner Strömungen erinnern? an jene kecken Versuche, die große That der Reformation mit Schmach zu überhäufen, die lichten Gestirne unsrer klassischen Literaturepoche in den Nebeln des finstersten Fanatismus zu ersticken? Was würden Lessing und Herder, Goethe und Schiller sagen, wenn sie ihr Volk von solcher Geistesumnachtung bedroht sähen? Wie würden sie, die unserer Nation einen Schatz lichter Gedanken in krystallreinen Schalen hinterlassen, darüber urtheilen, daß man der heutigen Menschheit die abgestandenen Symbole mittelalterlicher Mystik als Gegenstände der Verehrung auftischen will! Hoffen wir, daß die

Digitized by Google

Mehrzahl der Vernünftigen am Gral und der heiligen Lanze nicht die ausposaunten Schibolethe einer „heilig hehren Heilsordnung", sondern nur die harmlosen Spiele einer neuen Zauberoper erkennen!

Und nun noch eine Betrachtung zum Schluß! Ich habe schon an Bernini und seine Barocksculptur erinnert. So genial jener Meister war, der mit seiner Kunst die ganze Zeit ein Jahrhundert lang beherrschte, heute wissen wir Alle, daß er die Gesetze des plastischen Schaffens zur Auflösung gebracht und in seinen malerisch überladenen Reliefs sowie den affectirten stillosen, die natürliche Form aufs Willkürlichste entstellenden Statuen und Gruppen die Grundprincipien der Plastik zerrüttet und dem wildesten Manierismus die Thore geöffnet hat. Aber wir wissen auch, daß Thorwaldsen und Schadow endlich auftraten, um die reinen Stilgesetze der Kunst wieder zu Ehren zu bringen und im Studium der Griechen und der Natur die Plastik zu erneuern. So wird es auch mit dieser Wagner'schen Kunst gehen. Der geniale Zauberer, der den Popanz der unendlichen Melodie geschaffen hat, weil ihm die wirkliche, die endliche Melodie abgeht, der aus dieser Noth eine Tugend macht und seine Melodienarmuth mit der reichen Pracht seiner Instrumentation zu bemänteln sucht, er hat ebenso die innersten Gesetze der Musik aufgelöst. Denn der wahre musikalische Herzschlag liegt vor Allem in der bezaubernden Melodik der menschlichen Stimme, die in ihren einfachen Weisen Alles auszudrücken hat, was die menschliche Seele in Lust und Leid bewegt. Das tiefe Entzücken, das uns bei den Weisen eines Mozart, Beethoven, Weber überströmt, es bleibt aus bei den endlos und mühsam hingesponnenen öden Psalmodien Wagners, und selbst seine raffinirten Orchestereffecte vermögen diese Armuth nicht zu verdecken. So hat er die Gesetze musikalischen Schaffens auf den Kopf gestellt und einen Manierismus entfesselt, auf dessen Bahnen seine Jünger, verlassen von seinem Genie, die Kunst vollends in den Abgrund ziehen müssen. Aber wir zweifeln nicht, daß einst wieder echte Meister auftreten werden, die uns aus Wust, Schwulst und Unnatur befreien und der Welt wieder eine echte Musik an Stelle dieses seltsamen Zwitterdings bringen werden.

Kleine Betrachtungen.

Von Friedrich Bodenstedt.

Dieses zweibeinige Räthsel, Mensch genannt,
Ist sich selbst so wenig wie Andern bekannt:
So lange Menschen die kreisende Erde durchwandern,
Täuscht Jeder sich selbst und Einer den Andern.

Am leichtesten und scheinbar am besten kommen diejenigen Menschen durch die Welt, welche das ganze Leben leicht nehmen, sich selbst am angenehmsten und Andere am geschicktesten zu täuschen wissen. Am schwersten wird das Leben denen gemacht, die es wirklich ernst damit nehmen und in jedem Falle lieber die gute Meinung Anderer als die Achtung vor sich selbst opfern.

Niemand kann die verborgenen Triebfedern der Handlungen eines Andern mit Sicherheit erkennen; gelten die Handlungen für gut, so gilt auch der Mensch für gut, selbst wenn er die Verkörperung alles Bösen auf Erden wäre. Die öffentliche Meinung hat ihre Lieblinge, die sie auch dann nicht fallen läßt, wenn sie sich von ihnen getäuscht sieht. Sie will nicht enttäuscht sein, um sich nicht selbst als mitschuldig an einer enthüllten Schuld bekennen zu müssen; schon aus Eitelkeit bringt sie lieber die größten Opfer zu Gunsten einer schlechten Sache, als sich eines langen, haarsträubenden Irrthums zeihen zu lassen.

Fälle solcher Art bieten sich überall und immer, allein eben weil sie so oft vorkommen, wird in dieser raschlebigen Zeit einer über den andern bald wieder vergessen. So war es mir selbst mit einem ganz absonderlichen Falle ergangen, der zu seiner Zeit großes Aufsehen machte, aber mir erst kürzlich — nach einem Menschenalter — in die Erinnerung zurückgerufen wurde, als die Zeitungen von einem neueren Falle ähnlicher Art berichteten. Von diesem soll hier nicht weiter die Rede sein, sondern nur der frühere in ein paar Worten erzählt werden, der sich ereignete, als ich vor vielen Jahren eine Zeit lang in einer norddeutschen Handelsstadt lebte, wo ehrenfeste Gesinnung immer vorherrschend war.

Zu der Zeit, von welcher ich rede, galt als die angesehenste Persönlichkeit der Stadt ein alter Herr, welcher eigentlich einer ganz andern Zeit anzugehören schien, in Tracht und Haltung an einen bourgeois-gentilhomme des vorigen Jahrhunderts erinnerte und sich in allen Stücken dergestalt von den übrigen Bewohnern der Stadt unterschied, daß er nicht verfehlen konnte aufzufallen, wo er sich auch zeigen mochte, ob auf der Straße, in der Kirche oder in seinem eigenen Hause.

Blitzende Schnallenschuhe, seidene Strümpfe und Kniehosen, schneeweiße, bauschige Spitzenmanschetten und Hemdkrausen gaben der feierlichen Haltung des stattlichen alten Herrn einen eleganten Anstrich, während das freundliche Gesicht von Wohlwollen zu strahlen schien. Auch wußte Jedermann nur Gutes von ihm zu sagen; er hatte immer eine offene Hand für die Armen, hielt immer Mittel bereit zur Förderung wohlthätiger Zwecke und war ein eifriger Kirchenbesucher, dessen andächtige Geberde der ganzen Gemeinde zur Erbauung diente. Kurz, er galt für einen Mann, der so recht nach dem Herzen Gottes lebte, weshalb denn auch der Segen Gottes sichtbarlich auf ihm ruhte, ohne ihm Neider oder gar Feinde zu erwecken. Was Wunder, daß ihm das allgemeine Vertrauen in einer Weise entgegenkam, die so ehrenvoll wie lästig für ihn sein mußte. Es gab keinen Vertrauensposten, der ihm nicht angeboten wurde, keine öffentliche Kasse zu wohlthätigen Zwecken, die man nicht von ihm verwaltet zu sehen wünschte, und wie sehr er sich auch gegen die vielen Ehrenämter sträubte, die ihm im Lauf der Jahre angetragen wurden, man ließ nicht nach, bis er dafür gewonnen war.

Des ehrwürdigen Mannes Thätigkeit für das Wohl seiner Mitmenschen schien gar keine Grenzen zu kennen, denn aus der Nähe und Ferne kamen Leute, die bei ihm Rath und Hülfe suchten, und er konnte Niemandem etwas abschlagen. Er war ein starker Magnet nicht blos für öffentliche Kassen, sondern auch für Privatgelder, selbst für die kleinsten Ersparnisse, die, bei ihm angelegt, immer weit höhere Zinsen trugen als sonst üblich. Und diese Zinsen wurden immer pünktlich ausbezahlt, weshalb es denn höchst selten vorkam, daß Jemand sein Kapital zurückzog.

Wie es der so von allen Seiten in Anspruch genommene Greis nun anfing auch noch für die Freuden der Geselligkeit Zeit und Stimmung zu gewinnen, war schwer zu begreifen, aber ihm erschien nichts unmöglich. Seine Hauseinrichtung war von fürstlicher Pracht und dabei anheimelnd bis ins Kleinste; er hatte einen vortrefflichen Koch nebst wohlgeschulter Dienerschaft und die Damen wußten die feine Aufmerksamkeit in seinem Benehmen gegen sie nicht genug zu rühmen. Er sah häufig Gäste bei sich und diese verließen sein Haus immer ebenso entzückt von seiner anspruchslosen Liebenswürdigkeit, wie von seinen ausgesuchten Diners. Er erfreute sich bei Jung und Alt, Arm und Reich, einer Verehrung, wie sie selten einem Fürsten zu Theil geworden, denn sie äußerte sich in ganz ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen. Wenn er in seiner eleganten Equipage durch die Straßen fuhr, so sah ihm Alles nach, wie einem höheren Wesen, und wenn er in der Kirche erschien, so erhoben sich die Leute, an denen er vorüberschritt, unter ehrerbietigen Verbeugungen. Sein Erscheinen wurde immer durch einen imposanten Livréediener angekündigt, der ihm wie ein Herold voranschritt, ein Gesangbuch tragend, dessen Einband glänzte wie die Andacht seines Herrn.

Die Stadt war stolz darauf, eines solchen Sohnes sich rühmen zu können, der seinerseits dieser Stadt mit einer Liebe anhing, die ihm nie erlaubte sich weiter über ihr Weichbild hinauszuwagen, als die Zugkraft seiner Pferde bei einer Spazierfahrt aufs Land reichte.

So standen die Sachen, bis einen schönen Tages, überraschend wie Schneefall mitten im Sommer, allerlei unheimliche

Digitized by Google

Gerüchte über den Wundermann vernehmbar wurden, erst nur leise wie unterirdisches Quellengemurmel, allmählich aber immer lauter verkündend, was durch die Gerüchte dann bald bestätigt werden sollte: der Heilige sei als Betrüger großen Stils entlarvt und in Untersuchungshaft gezogen.

Ehe dies geschehen war, hatten angesehene und reiche Männer, denen er sich anvertraute als seine Stellung unhaltbar geworden, Alles aufgeboten ihn zu retten, indem sie nicht nur große Summen opfern wollten, um mit seinen Gläubigern ein Abkommen zu treffen, sondern ihm auch Mittel und Gelegenheit boten zu entfliehen und in einem fremden Lande unter bescheidenen Verhältnissen fortzuleben. Er hatte sich nie entschließen können, sein kostbares Leben der Eisenbahn anzuvertrauen, oder gar einem Dampfschiffe, und da kein anderes Mittel zu schnellem Entkommen vorhanden war, so hielt ihn die Furcht vor einem Unfall von der Flucht zurück. Die Furcht, einer zimperlichen Feigheit entspringend, die er nie zu überwinden gesucht, erklärte auch sein vorsichtiges und doch unsicheres Auftreten im Gehen und seine Gewohnheit, immer nur ganz langsam zu fahren; sie wurde überhaupt zum Leitfaden durch das Labyrinth seiner Verschuldung.

Er war zu feige, oder, was dasselbe ist, zu schwach gewesen, der ersten Versuchung zu widerstehen, die ihn ablockte von der Bahn des Rechten, und verlor darüber diese bald ganz aus den Augen. Der erste Schritt in die Irre blieb entscheidend; denn dieselbe Schwäche, welche ihn zuließ, verhinderte den Entschluß zur Umkehr. Seine von Haus aus angesehene Lebensstellung ließ nicht so leicht Verdacht gegen den Schuldigen aufkommen, zumal er die Maske der Respectabilität mit erstaunlicher Geschicklichkeit bis an sein Lebensende zu tragen wußte. Das Schuldgefühl scheint ihn von jeher weniger beunruhigt zu haben als die Furcht vor Entdeckung und Strafe. Nur ein gutes Gewissen macht wahrhaft tapfer und erzeugt eine Selbstachtung, welche mit den Respectabilitätsbegriffen nichts zu thun hat, ja, oft gegen diese verstößt, weil sie immer eine Hülle von trügerischem Schein haben, der, was dahinter steckt, nicht klar erkennen läßt.

Ein Mann, der mit aller Sorgfalt den Schein der Respectabilität wahrt, kann zugleich ein vortrefflicher Mensch sein, aber er braucht es nicht zu sein, wie unser Beispiel schlagend beweist.

Ein halbes Jahrhundert lang hatte der Schuldige unter der Maske der höchsten Respectabilität sein verwegen scheinendes und doch nur durch die äußerste Feigheit zu erklärendes Spiel getrieben ohne Argwohn zu wecken. Je tiefer er innerlich sank, desto höher stieg äußerlich sein Ansehn. Die Würde, die er dabei fortwährend zur Schau tragen mußte, war ihm durch lange Uebung dergestalt zur Gewohnheit geworden, daß sie ihn selbst vor dem Untersuchungsrichter nicht verließ, den es nicht wenig überraschte, daß ihm der Angeklagte mit alter Vertraulichkeit und freundlicher Gönnermiene die Hand reichte, als ob es sich in der Sache, die ihn hergeführt, nur um Kleinigkeiten handelte. Seine Geständnisse ließen nichts zu wünschen übrig: er hatte die Zinsen der ihm anvertrauten Gelder immer von den neuen Summen ausgezahlt, die ihm zuströmten. Nur wenn diese Summen, mit welchen er auch seinen kostspieligen Haushalt bestritt, nicht mehr genügten, die laufenden Ausgaben zu decken, griff er die öffentlichen Kassen an, welche unter seiner Obhut standen, und bei seiner Art, sie zu verwalten, mehr und mehr zusammenschmolzen.

Diese Manipulationen würden nun freilich nicht lange verborgen geblieben sein, wenn die Revision, welche von Zeit zu Zeit stattfand, eine gründliche gewesen wäre; allein man nahm es damit nicht so genau, im festen Vertrauen auf die Redlichkeit des allverehrten Mannes. Aeußerlich war Alles immer in bester Ordnung und die Schnüre der wohlverpackten Werthpapiere zu lösen, um zu prüfen, ob ihr Inhalt mit der deutlich auf dem Umschlag zu lesenden Werthangabe stimmte, konnte man sich nie entschließen, zumal auf die Revision regelmäßig ein Diner folgte, welches auch seine Zeit verlangte. — Eben die herkömmlich im Handel und Wandel der Stadt vorherrschende Redlichkeit, welche überhaupt nicht leicht Mißtrauen aufkommen ließ, erklärt das blinde Vertrauen zu einem Manne, den Alle für besser hielten als sich selbst, bis er unter der Last seiner Schuld zusammenbrach.

Er bekannte nach der ersten Nacht, die er im Gefängniß zugebracht, seit langen Jahren nicht so ruhig und fest geschlafen zu haben und sein einziges Streben war in der langen Zeit, die er noch zu leben hatte, sich größere Bequemlichkeit und bessere Kost zu verschaffen als gewöhnlichen Sträflingen gewährt wird. Von ernster, innerer Umkehr konnte bei dem alten Feigling, dessen ganze Lebenskunst darin bestand, sich und Andere zu täuschen, nicht die Rede sein; Heuchelei war ihm zur zweiten Natur geworden und hatte die Unterscheidungslinien zwischen Recht und Unrecht in seinem süßlich verschwommenen Wesen völlig verwischt. Solche Molluskennatur weckt an sich kein tieferes psychologisches Interesse, überrascht aber in unserem Falle umsomehr durch ihre erstaunliche Wirkung nach außen, welche zu tiefer eingehenden Betrachtungen herausfordert.

Ein Mann von auch nur einigermaßen männlichem Gepräge würde nicht im Stande gewesen sein, sich in so allgemein erbaulicher Art durch ein halbes Jahrhundert hindurchzufrömmeln; es konnte das nur einem ganz haltlosen Scheinmenschen gelingen, der sich, wie Wasser, Allem anschmiegte was ihn berührte.

Das Beispiel dieses Scheinmenschen hat — eben weil es von so glänzender Dauer war und dem alten Sünder am Schluß noch einen rettenden Ausweg eröffnete, den er nur aus Feigheit verschmähte — eine Menge Nachahmer gefunden statt abschreckend zu wirken, denn die Welt hört nicht auf, sich täuschen zu lassen, und unter dem Deckmantel der Kirchlichkeit geschieht es am leichtesten.

Der ganze Zuschnitt des modernen Lebens erscheint wie auf Heuchelei eingerichtet, so daß der ehrlichste Mensch, der nur der Stimme seines Gewissens folgt, am schwersten fortkommt, und derjenige, der am besten zu täuschen versteht, am leichtesten.

Diese Zustände sind nicht etwa in böser Absicht von oben herab künstlich geschaffen, sondern aus der natürlichen Entwickelung der Dinge hervorgewachsen, unter Einflüssen, die um so verderblicher wirkten, je länger man sich dagegen zu wehren suchte.

Die Nachweise der verschiedenen Phasen dieser Entwicklung würden eine wundersame Geschichte von Täuschungen ergeben, die äußerst lehrreich sein könnte, wenn die Völker überhaupt aus der Geschichte etwas lernten. Hier will ich nicht weiter zurückgreifen als meine eigene Erfahrung reicht, nämlich bis zur Einführung der Eisenbahnen in Deutschland, wo für die weisesten Regierungen diejenigen galten, welche gar nichts davon wissen wollten oder sich am längsten dagegen sträubten.

Am klarsten und ehrlichsten begründete seine Abneigung gegen das neue Verkehrsmittel König Ernst August von Hannover durch seine Erklärung: „Ich will keine Eisenbahnen im Lande; ich will nicht, daß jeder Schuster und Schneider so rasch reisen kann wie ich.“*) Der König und seine Gesinnungsgenossen, wozu damals sämmtliche Kutscher gehörten, täuschten sich in der Annahme, daß sie Macht genug hätten, dem verhaßten Eindringlinge zu widerstehen.

Allein auch die begeistertsten Lobredner der Eisenbahnen täuschten sich gründlich in den höchsten Erwartungen, welche sie an deren Einführung knüpften. Diesen Propheten einer auf Schienensträngen heranbrausenden besseren Zeit erschien nämlich Jeder als ein Dummkopf, wer nicht glauben wollte oder einsehen konnte, daß mit der Leichtigkeit des Verkehrs der Menschen untereinander auch ihre Bruder- und Nächstenliebe wachsen müsse, so daß von Kriegen bald gar nicht mehr die Rede sein werde. Keine Prophezeiung ist schneller zu Schanden geworden als diese! Je näher die Völker einander kamen, desto härter stießen sie aufeinander, als ob die Geschwindigkeit des Fahrens den Menschen

*) Vergl. Erinnerungen des Generals v. Hartmann, Bd. I, S. 110 (Berlin bei Paetel).

Digitized by Google

in die Glieder gefahren wäre, um die Heftigkeit des Anpralls zu steigern. Die ganze alte Welt starrte bald in Waffen, deren verderbliche Vervollkommnung zum rühmlichsten Ziel des Wetteifers gerade unter den ältesten Culturvölkern wurde, denen dann die noch halb in Barbarei steckenden Rassen im Sturmschritte nachzukommen suchten. Nicht blos erhob sich ein Volk gegen das andere, um die Wirkung neuer Sprenggeschosse und Zerstörungsmaschinen zu erproben, sondern die beschleunigte Leichtigkeit des Verkehrs mußte auch dienen, altversprengte, halbverschollene, in der Diaspora lebende Stämme aufzusuchen, die man als Blutsverwandte zu ködern suchte, um ihnen Haß gegen Nationen einzuflößen, mit welchen sie seit Jahrhunderten in Eintracht gelebt hatten. Das Auftauchen der Nationalitätenfrage fällt mit der Einführung der Eisenbahnen zusammen, hat mit deren Entwicklung gleichen Schritt gehalten und ihre volle Lösung ist ohne fernere blutige Kriege, welche zur völligen Auflösung alter Staaten führen müssen, nicht denkbar.

Zu den Bewegungswundern des Dampfes sind die der Elektricität gekommen, welche, so sehr sie dem Fortschritt dienen, zugleich das menschliche Gehirn auf eine grausame Weise zermartern, da sie uns täglich aus der ganzen Welt eine Menge aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen gemischte Nachrichten zublitzen, denen wir nicht ausweichen können, obgleich sie in den meisten Fällen nur zerstreuend und unnütz aufregend wirken, uns Zeit und Stimmung rauben. Man denke nur an das lange Martyrium Garfields, das wir haben Stunde für Stunde mit durchmachen müssen, oder an die widerwärtigen Scenen, in welchen sein Mörder sich als einen Gesandten Gottes aufzuspielen suchte! Die Zeitungen haben natürlich ein Interesse daran, alles Grausige aus der Nähe und Ferne uns erst löffelweise zu bieten, um den Rest in großen Schüsseln folgen zu lassen, aus denen dann Jeder aus dem Vollen schöpfen kann. Niemand wird besser oder klüger dadurch, im Gegentheil ist leicht zu gewahren, daß es auf die Masse gradezu verwilderud wirkt und einen Verbrechercultus erzeugt, der haltlose Menschen leicht verlockt, durch irgend eine ruchlose That selbst ein Gegenstand allgemeinen Interesses zu werden. Denn das Laster findet leichter Nachahmung als die Tugend.

Die Zeitungen sorgen zugleich für Erzählungsliteratur und müssen, da diese in Stücken geboten wird, darauf sehen, daß jede Nummer möglichst pikant und spannend sei; so kommt der gewissenhafte Leser, besonders wenn ihm mehrere Zeitungen zugänglich sind, nie aus den Spannungen heraus, um zu erfahren, wie wieder einmal ein Hans mit seiner Grete einig wird. Die materialistische Zeitströmung geht mehr und mehr auch durch unsere Romane und Erzählungen, aber weder diesen noch den Lesern zum Gewinn. Echte Romandichter, vom Schlage eines Wilhelm Raabe, die es ehrlich mit der Kunst meinen und ihr priesterlich dienen, werden immer seltener, und finden auch nicht einen so großen Leserkreis als federgewandte Autoren, welche der Zeitströmung folgen.

Das Parlament und der Roman sind heute die Stätten, wo alle Fragen, welche die Zeit bewegen, am freiesten und breitesten, weithin vernehmbar erörtert werden können. Das Theater ist dagegen zu fast völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken; seine Führung besteht wesentlich in der Ausführung eines Eiertanzes von Rücksichten, die mit der Kunst nichts zu thun haben. Wie es soweit gekommen, läßt sich nur an der Hand der Geschichte erklären und das soll bald mit einiger Ausführlichkeit geschehen. Als Resultat wird sich herausstellen, daß von denjenigen Dramen unserer klassischen Dichter, durch welche die deutsche Schauspielkunst zu ihrer höchsten Blüthe gelangte, welche einst zündend in alle Herzen und Geister einschlugen und auch jetzt noch ihre Zündkraft bewähren, heute kein einziges — weder „Nathan" noch „Die Räuber", weder „Fiesco" noch „Wilhelm Tell" u. s. w. — auf einer deutschen Hofbühne gegeben werden dürften „als Novität". Was also zur Hebung und Belebung des Theaters vor einem Jahrhundert in dem politisch zerrissenen, unfreien Deutschland möglich war, ist heute nicht mehr möglich in dem einigen, mächtigen und freien Deutschland. „Der Menschheit große Gegenstände" dürfen nur noch in Parlamenten und Volksversammlungen dem Volke vorgeführt werden, als ob es für dieses erbaulicher und gefahrloser wäre, die unmittelbaren Ausbrüche der Parteileidenschaft zu vernehmen, als die gemessene, zu Wohllaut erhobene Sprache der Kunst.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Das „Wagner-Theater" des Director Neumann hat innerhalb drei Wochen drei glänzende Nibelungen-Cyclen und zwei ganz überfüllte Concerte im Saale der Philharmonie (ehemals Skating-Rink) und bei Kroll veranstaltet. Ueber das „Festspiel" haben wir in diesen Blättern zweimal, 1876 nach Bayreuth und 1881 nach den ersten hiesigen Aufführungen, ganz weitläufige Artikel veröffentlicht, heute gebietet uns die Pflicht nur mehr erstens zu berichten, daß die diesjährigen Cyclen womöglich noch mehr Anziehungskraft bewiesen als im verflossenen Jahre (wir selbst haben keinen „Siegfried" versäumt), zweitens den ausführenden Künstlern die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Das Ehepaar Vogl, die edelsten Wälsungen, hat unbegrenztes Lob in diesen Blättern bereits erhalten, es kann nichts weiter gesagt werden, als daß sie ganz dieselben sind. Der unübertreffliche Lieban-Mime ist auch in diesem Jahre die festeste Stütze der Siegfried-Aufführungen. In neuen Rollen erschien Frau Reicher-Kindermann und ganz neu Fräulein Klafsky und Herr Reichmann. Die erstgenannte Künstlerin hatte nur als Fricka im „Rheingold" gewirkt, allerdings gleich damals die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Jetzt aber sang sie zuerst „Isoldens Tod" im Concerte, dann die Brünhilde in der „Walkyre", „Siegfried" und „Götterdämmerung", und ward sofort und von allen Seiten als die größte jetzt lebende Künstlerin ihrer Art verkündet. Fräulein Klafsky, die mit Frau Vogl als Sieglinde abwechselte, ist eine sehr begabte junge Künstlerin, deren Vortrag, Stimme und Spiel eine glänzende Zukunft erhoffen lassen. Herr Reichmann, der in diesem Jahre (anstatt Scaria) den Wotan sang, war von früheren Jahren (aus der Kroll-Sommeroper) ein Lieblingsgast der Berliner. Er errang auch diesmal glänzendste Erfolge. Außer ihm sang Herr Tomaschek zweimal den Wotan im „Rheingold" und zeigte sich als ein sehr tüchtig gebildeter, stimmbegabter Sänger. Herr Unger, der in Bayreuth den Siegfried zuerst gegeben hatte, trat auch hier zweimal auf, gewann aber nur einen Achtungserfolg. Herr Stritt aus Frankfurt a. M. sang den Siegmund in einer Sonntags-Extravorstellung der „Walkyre" und zeigte recht schätzenswerthe Eigenschaften; manchmal reichte die Kraft nicht aus.

Neben den Nibelungen brachten die zwei Concerte von Etelka Gerster-Gardini das Publicum in Aufregung. Allerdings den Enthusiasmus des Jahres 1877 konnte die Künstlerin nicht mehr erzeugen, denn sie hat sich nach der Seite des Glänzenden vervollkommnet, dagegen an Innerlichkeit und Sinnigkeit des Ausdruckes, am Schmelze der einst so weichen sympathischen Stimme eingebüßt. Sie ist gesanglich wie physisch viel stärker geworden, und gerade die Zartheit der ganzen Individualität war es ja gewesen, welche einst uns Alle so sehr enthusiasmirt hatte! Der Beifall war jetzt lebhaft, oft stürmisch, aber nicht so überquellend freudig, wie einst in der Nachtwandlerin und den Puritanern; und die Urtheile waren sehr getheilt, man vernahm viele Stimmen der Enttäuschung.

Ein bemerkenswerthes Pianisten-Concert war das von Herrn Professor Barth, Lehrer an der Königl. Hochschule. Er ist ein ganz ausgezeichneter Klavierspieler, seine Technik kann in ihrer vollsten Ausbildung nach allen Seiten in ihrer Unfehlbarkeit den größten Virtuosen gleichgestellt werden, ebenso auch die Ausdauer und Kraft; der Ton ist immer gut klingend; auch Gewissenhaftigkeit und gründliches Studium muß ihm unbedingt zuerkannt werden. Also Alles was das Handwerk im besten Sinne des Wortes erringen kann, besitzt er in vollem Maße; aber was den Künstler kennzeichnet, das fehlt ihm fast Alles: Rhythmus, Phantasie, die Fähigkeit, den Bewegungen der Empfindung verschiedenartigen Ausdruck zu verleihen. Sein Ton ermangelt der Wärme, sein Vortrag ist immer gleichförmig, nicht ein Takt läßt erkennen, daß eine geistige selbst-

Digitized by Google

ständige Auffassung mitstudirt hat. Er verhält sich zu dem wahren Künstler wie ein sehr tüchtiger Bureauchef zu einem geistreichen Minister. Jener führt Alles, was ihm vorgeschrieben ist, besser aus als sein Vorgesetzter, aber was eben nicht vorgeschrieben ist, wo er Eigenes hinzudenken soll, da bleibt er stehen, während der Minister keiner so fleißigen Ausführung fähig sein mag, dafür aber Ideen besitzt. Wenn man Herrn Barth lange spielen hört, so ist es gerade als wenn man von großen Flötenuhrwerken klassische Stücke ausführen hörte. Da ist Alles klar, jede Nüance, jeder Ton, nichts fehlt als — das Leben! H. Ehrlich.

Notizen.

Die Kunstschätze Italiens. Geschildert von Carl von Lützow. Mit Radirungen von D. Raab, W. Unger, W. Wörnle, K. v. Siegl, W. Krauskopf u. A. Stuttgart, J. Engelhorn.

In unserer von Jahr zu Jahr mehr ins Ungeheure anwachsenden italienischen Reiseliteratur fehlt es neben vorzüglichen Publicationen, welche Land und Leute schildern, keineswegs an Wanderbüchern durch die Kunstwelt des gottgesegneten Landes. Unter den besonders zahlreich vertretenen Prachtwerken, welche dem Hauptinteresse der Italienfahrer, der reichen Kunstwelt, gewidmet sind, verspricht die obige Erscheinung aus Engelhorns rührigem Verlage weitaus die erste Stelle einzunehmen und zwar nicht nur durch die seltene Pracht der Ausstattung, sondern auch durch die sinnreiche und harmonische Anlage des Ganzen. Während nämlich dem Text unserer meisten Prachtbücher ein blos untergeordneter Werth innewohnt, der ihn zu einer blos die Illustration erläuternde und ihr dienende Beigabe macht, so ist hier dem vortrefflichen Text aus der Feder Carl von Lützows eine nicht minder hohe Bedeutung zu vindiciren, als dem illustrativen Theil. Carl von Lützow begnügt sich nicht mit der Rolle eines kunstverständigen Erklärers, er ist zugleich auch Culturhistoriker und Geschichtschreiber. Er schildert das große Ganze der italienischen Kunst als ein Zusammenhängendes, von geographischen Gesichtspunkten aus gegliedert, und hebt die Stammeseigenthümlichkeiten der Künstler hervor. Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe, jede hervorragende Aeußerung altitalischen Kunstvermögens findet hier eine feinsinnige Würdigung. Hierzu kommt der hohe Werth der beigegebenen Radirungen und Holzschnitte, woran die tüchtigsten deutschen Radirer, Zeichner und Holzschneider mitarbeiteten. Diese Einheit in Wort und Bild ist schon aus der 1. Lieferung ersichtlich, welche mit den Kunstschätzen Venedigs den Anfang macht. Eaxfortes wie Wörnles h. Barbara von Palma Vecchio, Ungers Colleoni-Statue und Kühns Madonna da Pesaro von Tizian sind Meisterwerke der Radirnadel, wie wir solchen in dieser Vollendung selten auf dem deutschen Büchermarkte begegnet sind.

* * *

Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Von Georg Büchmann. Dreizehnte vermehrte und umgearbeitete Auflage. Berlin, Haude u. Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).

Der Name Büchmanns ist selbst zum geflügelten Worte geworden, neben der Anzahl der Auflagen jedenfalls ein sprechender Beleg für die allgemeine Beliebtheit der „Geflügelten Worte" als eines trefflichen Hülfsmittels in allen Citatennöthen. Die vorliegende dreizehnte Auflage erscheint nicht unbedeutend vermehrt; daß bisher hier und da etwas übergangen wurde und auch jetzt noch nicht die absolute Vollständigkeit erreicht sein dürfte, findet in der Fülle des Stoffes hinreichende Erklärung und Entschuldigung. Büchmann definirt geflügelte Worte als solche, die von nachweisbaren Verfassern ausgegangen, allgemein bekannt geworden sind und allgemein wie Sprüchwörter angewendet werden. Wie sich mit dem letzten Punkte einfache Neubildungen wie Turnen, Volksthum, Zerrbild, und die neu aufgenommenen Worte Nationalité, Restaurant, Zartgefühl, Teleskop, sentimental, Amerika, Aesthetik, Erdbeschreibung in Einklang bringen lassen, bleibt uns unklar. Die Aufnahme des „Giftbaums der Börse" und der „Würdigen Zurückhaltung" halten wir für verfrüht. Liegt dem Verfasser eine Vermehrung um jeden Preis am Herzen, so bietet sich in den stehenden Redensarten moderner Possenhelden ein Feld von großer Ergiebigkeit dar. Eine lange Dauer läßt sich geflügelten Worten dieser Art freilich nicht prognosticiren.

* * *

Von den in Louis Gerschels Verlag in Berlin erscheinenden „Gesammelten Schriften Leopold Komperts" liegt uns der erste Band unter dem Titel: „Geschichten aus dem Ghetto" vor. Es ist dies dasjenige Buch, das zumeist Komperts Ruf und literarische Stellung begründet hat; in ihm sind die Keime der späteren Entwicklung dieses tiefsinnigen Culturschilderers bereits zukunftsverheißend vorhanden. Niemand wird diese fünf Erzählungen, die in ihrer Gestaltungskraft und Tiefsinnigkeit sich dem Besten anreihen dürfen, was deutsche Erzählungskunst geschaffen, ohne Rührung aus der Hand legen.

Offene Briefe und Antworten.

Berlin, den 15. October 1882.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Gestatten Sie mir zu dem Essay von Friedrich Vischer in Nr. 40 und 41 d. Bl. einige sachliche Bemerkungen, die sich allerdings nicht auf das Hauptthema des Aufsatzes beziehen sollen. Ich will nicht mit dem Verf. rechten, ob wirklich die R = A-Aussprache eine norddeutsche Unart ist, auch nicht darum, ob das Gaumen-R leichter dahin fährt als das Zungen-R: jedenfalls ist es eine Unart, die man sich leicht angewöhnen und auch leicht wieder abgewöhnen kann, die also nicht geduldet zu werden braucht.

Aber der Verf. spricht im Verlaufe seiner Abhandlung (S. 249) auch von Länge und Kürze der Silben und nennt als solche Silben, die ursprünglich lang gewesen, deren Kürzung aber von Norddeutschland her eingedrungen sei oder eindringe, die Wörter Zug, Schlag und die Präterita von ich greife und ich reite. Bleiben wir zunächst bei den genannten Substantiven stehen. Ich kann mir nicht denken, daß der Verf. im Ernste glaubt, die Wörter Zug und Schlag seien früher jemals allgemein lang gesprochen worden. Jedes mittelhochdeutsche Handwörterbuch würde ihm gesagt haben, daß sie zuc und slac, nicht zûc oder zauc oder zuoc oder ziuc und slâc gelautet haben. Aber auch das glaube ich ihm nicht, daß gegenwärtig die kurze Aussprache solcher Wörter weiter um sich greife, da überwiegend und seit lange gerade das Gegentheil der Fall ist. Die ursprünglich kurzen Stammsilben sind noch immer zusehends im Schwinden begriffen. Erde verdrängt das alte Erde, der Schmied den gröberen Schmidt, der elegante Hof den schlichten Hof (oder Hoff), der fast reinliche Schmûtz den viel unsaubreren Schmutz, ja und — ohne es zu wissen, zeugt der Verf. gegen sich selber, mir war es neu — in einigen Gegenden Deutschlands soll man bereits ich rît statt ich ritt und grîf statt griff sagen. Stets habe ich in den Schriften des verehrten Herrn Verfassers diese Formen (riet, grief, rieß, schliech u. s. w.) mit Kopfschütteln betrachtet; jetzt könnte ich mich bei der Aufklärung beruhigen, wenn der Verf. nicht offensiv geworden wäre und unser wackeres ritt und griff als einen „Fehler", als „ebenso unrichtig, wie wenn man sagen wollte, ich schritt".

So einfach ist die Sache doch nicht. Man wehrt dem Feuer zu brennen, dem Winde zu wehen, aber nicht der Sprache sich zu verändern, wie sie will oder wie sie muß: sonst fabricirt man etwas, das den Namen Sprache nicht mehr verdient. Dieses weiß der Herr Verf. so gut wie ich: hier aber vergaß er wohl einen Augenblick, daß in Formenübertragungen wie aus du rit(t)est und wir rit(t)en in ich rit(t) (statt des alten Präteritums reit, welches neben dem aus rîte gewordenen Präsens reite nicht mehr gefiel), daß in solchen Formenübertragungen also jede Sprache lebt und webt, demnach gegen die Verdrängung des -ei- der einsilbigen Formen durch das (wohlgemerkt!) kurze -i- der mehrsilbigen gar nichts einzuwenden ist, und ferner, daß Verbalstämme verschiedener Individualität wie sie in ritt, riß, griff, strich einerseits und in mied, schrieb, stieg andrerseits vorliegen, nicht per Zwangsjacke zu uniformiren sind, am wenigsten in einer Sprache, die sich neben einem Vâter eines Gevatters erfreut.

Ihr ergebenster

Otto Schroeder.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"

Königin Augusta-Strasse 12.

Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Neu! Spannend! Hochinteressant!

Verlag von F. Pauly.
Heide i/Holst.

Herodias

Neuester, spannendster Roman
von
Karl Hartmann-Plön.

Vorräthig in allen Buchhandlungen u. in jeder guten Leih-Bibliothek.

CARL FRAENKEL
PAPIER & SCHREIBWAAREN
Conto-Bücher-Fabrik
Neuheiten f. d. Weihnachtstisch. Kataloge gratis. Monogramm-Papier von M. 1.50 an.
Buchdruckerei.
BERLIN, W. 33d. Französische-Strasse

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Der Meister im
Schachspiel.

Anweisung, von den Anfangsgründen bis zur Meisterschaft im Schachspiel zu gelangen. Mit vielen Musterpartien der hervorragendsten Schachmeister Anderssen, Labourdonnais, von Heydebrand u. d. Lasa, Mac Donnel, Morphy, Paulsen, Polerio, Steinitz u. A.

Siebente verm. und verb. Auflage
von
Dr. Max Lange.
gr. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Copien der
Pergamenischen Reliefs
Zeus-Gruppe — Athena-Gruppe
aus der Gigantomachie
45 cm breit 31 cm hoch
à 33 M. von Elfenbeinmasse
Kiste u. Emballage 2 M. 50 Pf.
Prospecte mit Abbildungen gratis.
Gebrüder Micheli
Berlin
Unter den Linden No. 12.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust / **Tacitus** } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 Pf. oder 18 Bände à 4 M. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, **nicht auf Papier**, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach **Original-Gemälden** von **H. J. Burgers, Seitz, de Block** etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Billigste, correcte, gutausgestattete Bibliothek der Classiker u. modernen Meister der Musik.
Volksausgabe Breitkopf & Härtel.
Ausführliche Prospecte gratis.
Durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen.

Kunstnovität ersten Ranges.
Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Die Baukunst des Mittelalters in Italien
von der ersten Entwicklung bis zur höchsten Blüthe.
Von Dr. **Oscar Mothes**, königl. sächs. Baurath etc.
Mit ca. 200 meist noch unedirten Illustr. von Bauwerken in Holzschnitt u. 6 lithogr. noch unedirten Illustr. von Bauwerken Italiens in 7—12 f. Farbendr.
Ein starker Band. Lex. 8. Erscheint in 4 Theilen zu ca. 8 bis 10 M. per Theil.
Der I. u. II. Theil sind bereits erschienen.

Das vorstehende, mit **eingehendster** Kenntniss der **Denkmäler,** deren Alter, Entstehung etc. verfasste Werk ist bestimmt, eine **Lücke** in der **Geschichte** der **ital. Baukunst** auszufüllen, indem der Herr Autor dasselbe **unparteiisch, auf eigene** und auf die **neuesten Forschungen** anderer Fachmänner sich stützend, unter Berücksichtigung der **Personalkunde** in **correcter** und **verständnissvoller** Darstellung behandelt. Das Buch bringt **vorwiegend** noch **nicht veröffentlichte Illustrationen** von Denkmälern der Baukunst und hat **Se. Majestät der König Albert von Sachsen dessen Widmung allergnädigst anzunehmen geruht.**

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von **50** Pf. in Freimarken zu beziehen.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:
Ein Apostel
der
Wiedertäufer
von
Dr. Ludwig Keller
(K. Staatsarchivar in Münster i. W.).
gr. 8. Preis M. 3.60.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 18. November 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Lage in Frankreich. Von Wilhelm Singer. — Esmarchs Samariterschulen. Von Dr. med. Fr. Dornblüth. — **Literatur und Kunst:** Egon Ebert. Von Friedrich Schütz. — Die Bearbeiter der Victoria-Literatur. Von Heinrich Breitinger. — Ein moderner Sünder. Eine Plauderei. Von A. Ch. Bauer. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Ebbe und Fluth. Posse mit Gesang von E. Jacobson. Von Z. — Kunstausstellungen. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Die Lage in Frankreich.

Von Wilhelm Singer.

Wenn es wahr ist, daß Frankreich Ursache gehabt, sich des Sturzes des Ministeriums Freycinet zu erfreuen, so ist es jedenfalls in der angenehmen Lage, diese Freude voll und ganz allein zu genießen. Es kann hämische Leute geben, welche behaupten, Frankreich sei im gegenwärtigen Augenblicke isolirt, in seinen Freuden und Leiden auf sich selbst nur angewiesen. Sie mag vom französischen Standpunkte aus nicht zu ruhmvoll gewesen sein, die Politik des Herrn v. Freycinet, allein sie hatte den praktischen Vortheil, daß sie Frankreich, bei aller Wahrung der Sonderstellung, den vier Großmächten Deutschland, Oestreich, Italien und Rußland näher brachte und sich mit ihnen in eine gewisse von Wohlwollen durchströmte Concordanz zu setzen wußte. Heute bei Regelung der ägyptischen Angelegenheit stünde die Partie, wäre diese Politik weiter verfolgt worden, besser für Europa und besser für Frankreich. Dessen Revindicationen würden, wenn auch kaum eine active Unterstützung, doch einen starken moralischen Rückhalt an der Quadrupelallianz (ad hoc) gefunden und England in seiner Isolirtheit sich arg zu vertheidigen gehabt haben. Die Rollen sind nun vollständig gewechselt. Jetzt ist es eher England, welches das sogenannte Wohlwollen der Großmächte genießt. Stark durch seinen Kriegszug, sowie durch das Bewußtsein, auf keine offene Gegnerschaft zu treffen, macht es Frankreich Vorschläge nach Gutdünken, und wenn Frankreich sich nach Europa umsehen wollte, es fände kaum einen Helfer und theilnehmenden Freund! Doch wozu diese Rückblicke? Sie haben heute keinen Werth mehr. Das französisch-englische Interessen-Duell muß trotz der Ungleichheit der Waffen und trotz des besseren Terrains für einen der Gegner ausgefochten werden. Frankreich hat heute alle Ursache, an dem Institut der Finanzcontrole, das früher in zweite Linie gerückt war, festzuhalten. Mit diesem Institute ist die Möglichkeit der Einmischung in Aegyptens Geschicke für Frankreich noch immer gegeben; der Finanzcontroleur ist eine Art Minister außer dem Consul und das verkörperte Sinnbild der Präponderanz der Interessen über die der anderen Staaten. Allein gerade deshalb findet es Englands Gegnerschaft. Aus seiner ganzen Action ist zu ersehen, daß England bei allen freundschaftlichen Versicherungen nur das eine Ziel verfolgt, das alleinige Protectorat über Aegypten auszuüben und zu diesem Zweck alle europäischen Einflüsse entweder völlig zu zerstören oder auf das mindeste Maß herabzudrücken. Daher entdeckt es gegenwärtig an der mit Waffen bekämpften Nationalpartei plötzlich früher nicht beobachtete Tugenden; daher geht den englischen Staatsmännern auf einmal sogar der Ruf: „Aegypten den Aegyptern!" ein wenig zu Herzen, daher die plötzliche Sorgfalt für den gefangen gesetzten Arabi, während es doch vor wenigen Monaten noch ein Kosename war, wenn man ihn nur einen Banditen genannt hat. Sollen aber die Aegypter unter Englands Führung und bestimmendem Einfluß in Aegypten wirthschaften, dann räsonniren die Engländer: wozu die Finanzcontrole? Namentlich, da sich nicht leugnen läßt, daß diese die Hauptursache der Unzufriedenheit der nationalen Partei ausmachte. Es ist ja wahr, daß die Finanzcontrole ihr fiscalisches Amt rücksichtslos zu Gunsten der europäischen Speculanten ausübte, und daß die Fellahs sauer arbeiten mußten, um die Kassen der Europäer zu füllen. Allein für Frankreich ist dieses Institut jetzt kostbar, wie die humanste und nobelste Einrichtung. Den Versuchen Englands, es beiseite zu schieben, wurde in Paris bereits mit einem entschiedenen Nein geantwortet. Lord Granvilles langsam schreitender Verstand suchte daher nach einer Substitution. Er wollte, daß nur ein einziger Controleur ernannt werde (anstatt zwei, wie bisher), sprach aber nichts davon, ob derselbe englischer oder französischer oder sonst welcher Nationalität sein und wer das Recht der Einsetzung und Abberufung haben, überhaupt zu wessen Gunst derselbe eingesetzt werden solle. Auch dieser Vorschlag wurde abgelehnt. So wird nun ein neuer Modus vorgeschlagen. Supponiren wir Frankreichs Zustimmung zur Ernennung blos eines Finanzcontroleurs; dann wird aber verlangt werden, daß dessen Besetzung für eine gewisse Zeit bald von England, bald von Frankreich geschehe. Wenn hierüber auch ein Einverständniß erzielt wird, so gibt es hier Patrioten genug, welche darin blos eine scheinbare Befriedigung für Frankreich finden. Wenn aber nicht, dann bleibt den Franzosen nichts Anderes übrig, als die „Freiheit" ihrer Action wieder an sich zu nehmen. Freiheit! Großes, herzerhebendes, leuchtendes Wort, was sollst du in diesem Fall bedeuten? Du sollst bedeuten, daß Frankreich das Tafeltuch zwischen sich und England entzwei schneidet und in Aegypten Alles wahrnimmt, was der englischen Domination zum Schaden gereichen kann. Du sollst den Deckmantel für den Interessenconflict abgeben, der eine Kluft zwischen England und Frankreich eröffnen würde; du sollst in Aegypten Alles ermuthigen, was den englischen Plänen und Absichten geheim und offen sich widersetzt; du sollst der Gährungsstoff sein für neue Nörgeleien und Quälereien; ein neuer Schmerz in der großen blutigen Wunde, welche man die orientalische Frage nennt!

Inzwischen ist in Tunis eine Veränderung geschehen, welche die verschämte Annexion dieses Landes an Frankreich vollends erleichtert hat. Der Bey Muhamed es Sadok ist gestorben und

Digitized by Google

sein tauber und willenloser Bruder ist ihm mit einer Schnelligkeit auf dem Thron gefolgt, die mehr seiner politischen Fürsichtigkeit als seinem Herzen Ehre macht. Ehe Se. Majestät der Sultan Miene machen durfte, ein Wörtchen mit drein zu reden, hat der französische Ministerresident alle Ceremonien der Machtübergabe an dem armen Bey bereits verübt, so daß die Türkei — diesem orientalischen Gretchen — für seinen Freund nichts mehr zu thun übrig bleibt. Ein geheim gehaltener Vertrag, der aber gegenwärtig ans Tageslicht gezogen worden, „regelt" die Verhältnisse Frankreichs zu Tunis, die Kammer wird ihn annehmen, nachdem das öffentliche Gewissen durch den Mund der Radicalen einige Genugthuung erhalten haben wird. Von dieser Seite drohen augenblicklich also keine diplomatischen Schwierigkeiten, es sei denn, daß Italiens Unmuth von Neuem aufflammen dürfte. Die Hauptangelegenheit für Frankreichs auswärtige Politik bedeutet die ägyptische Frage, die zu Oppositionszwecken hoch aufgebauscht worden ist und gegenwärtig nicht leicht reducirt werden kann. Je radicaler diese Frage entschieden wird, desto besser für die gesammte Welt. Zwar birgt sie keine unmittelbare Gefahr, aber ihr Fortbestand kann einer geschickten Diplomatie als Vorwand für Zwistigkeiten dienen, die sich dann in andere Regionen fortpflanzen, wo viel Zündstoff aufgesammelt liegt .....!

Und was soll man zu Frankreichs innerer Lage sagen? Ferne liegt uns Schadenfreude über die bedauerliche Verwirrung und Disciplinlosigkeit, in welche sich die Republikaner muthwillig gestürzt haben. Wir constatiren blos als Beobachter die offen am Tage liegenden Thatsachen. Eine Gesellschaft verbrecherisch gesinnter Individuen hat Todesgeschosse unter wehrlose Menschen geworfen, hat eine Genossenschaft zur Zerstörung des Eigenthums und zur Vernichtung alles Bestehenden gebildet. Nihilisten nennen sie sich in Rußland, Anarchisten in Frankreich. Zwar ist ihre Zahl hierzulande noch nicht groß und ihr Einfluß auf die arbeitenden Klassen bisher ein geringer. Wenn die Regierung einige Umsicht und Festigkeit zeigt, so kann das verbrecherische Wirken dieser Leute vielleicht nicht ganz aufgehoben, aber doch wesentlich beschränkt werden. An und für sich wären die Anarchisten wohl nicht im Stande, das Land für längere Zeit in Angst und Schrecken zu versetzen. Die Gefahr liegt darin, daß die Erhebung dieser Todtenvögel in eine Zeit fällt, in welcher hier keine gesicherte Regierung besteht und in welcher die Kammer zum Tummelplatz von Kämpfen der Parteien um Macht und Dasein gemacht werden wird. Als in Chalons sur Marne der Proceß gegen die Minenarbeiter verschoben wurde, weil man glaubte, angesichts der Drohungen würden die Geschworenen nicht mehr die Freiheit des Urtheils haben, da ging ein Gefühl der Demüthigung durchs ganze Land. Wenn einmal der Bürger sich durch die Justiz nicht mehr geschützt fühlt, meinten die Aengstlichen, dann ist das Feld für den Staatsstreich offen. Die legitimistisch-monarchischen, reactionären und klerikalen Parteien, Herzoge, ehemalige Beamte und Pfaffen agitirten jetzt in der That mit maßloser Kühnheit. Die schrecklichsten Unglücksbotschaften kursirten in Paris und auf dem Lande. Allein diesmal ging die Gefahr noch vorüber. Weder Heinrich V. noch der Herzog d'Aumale, noch der junge Victor Napoleon wurden zur Rettung Frankreichs aufgerufen. Aber die Feinde der Republik haben die Maske abgerissen und gezeigt, wessen sie fähig sind. Ob deshalb die Anarchisten ihr verbrecherisches Beginnen eingestellt, wer kann dies mit Bestimmtheit sagen? Thatsache ist, daß man sich im Lande vom ersten Schrecken erholt hat. Geblieben ist nur eine gewisse Anarchie in den Geistern, welche leider den größten Theil der republikanischen Partei ergriffen hat. Geht es so fort, dann wird die nothwendige Unterordnung und Gliederung im Organismus des Staates und der Gesellschaft bald nur eine Fabel sein. Die Arbeiterfrage, welche aber nicht gleichbedeutend ist mit der Frage der Anarchisten, nimmt immer größere und bedrohlichere Dimensionen an. Wenn die Unordnung in diesen Kreisen beständig werden sollte, dann träfe die französische Industrie ein harter Schlag und der französische Wohlstand litte in bedenklichem Grade. Wo bliebe dann die Republik? Angesichts einer solchen Situation, Angesichts so gefährlicher Strömungen sollten die regierenden Parteien treu und fest zu einander stehen — gerade das Gegentheil ist jedoch der Fall. Seit dem Sturze des Ministeriums Freycinet ist ein neues Ministerium, welches man, wenn man ihm wohl will, ein Versöhnungsministerium, wenn man ihm abgeneigt ist, ein Vacanzenministerium nennt, am Ruder. Allen Respect vor seinem Chef, Herrn Eugen Duclerc! Wenn jemals ein Mann mit aufrichtigem, redlichem und patriotischem Sinn an die Regierung gekommen, so war es Herr Duclerc. Man kennt seine berühmte republikanische Vergangenheit, seine Intelligenz, womit er sich vom Schriftsetzer zum Senator emporgearbeitet hat, seine Unabhängigkeit, die ihn das Exil allen Vortheilen eines Dienstes unter dem Empire vorziehen ließ, seine Arbeitskraft, womit er sich eine sorgenlose Existenz zu bereiten verstand. Man weiß, daß Herr Duclerc ein offener, praktischer, tüchtiger Minister ist. Genügt das? Genügt entschiedener Wille, um die Schwierigkeiten zu besiegen? Herr Duclerc kann sich wohl Hoffnungen auf längeren Bestand machen, die Möglichkeit ist auch vorhanden, wenn er sich mit Klugheit innerhalb derselben zu halten weiß. Aber seine Lage ist ohne sein Verschulden eine unfreie, er ist durch die Macht der Thatsachen derjenigen Partei, welche im Machtstreite die stärkere sein wird, auf Gnade und Ungnade ergeben. Es wird allgemein behauptet und hat nach den uns bekannten Thatsachen wirklich den Anschein, daß Gambetta und die Seinen vorderhand und so lange sie es für nützlich und nothwendig erachten, das Ministerium Duclerc unterstützen werden. Die Gegner Gambettas, welche ihren Blick mehr oder minder nach dem Elysée gekehrt haben, wo in stillem Ausschauen der Präsident der Republik verweilt, werden zum mindesten nicht in Opposition treten, um nicht die Verantwortung für die Verwirrung zu übernehmen, die ein allzu früher Sturz des Ministeriums Duclerc im Gefolge haben könnte. Wenn aber einmal in dem Kriege der Gambettisten gegen die Antigambettisten (denn so steht ja die Sache) eine von den Parteien Siegerin geblieben ist, wird Herr Duclerc die Früchte dieses Sieges auch mitgenießen? Sowie die Kammer ihre Pforten öffnen wird, dann nehmen die Radicalen und Intransigenten den Sturmlauf gegen das Ministerium. Diese Angriffe können abgeschlagen werden. Aber dieser Kampf ist das Geringste, obwohl er Ueberraschungen mit sich bringen kann. Die Hauptsache ist der Streit, welchen Gambetta mit seinem Anhange direct gegen die Anhänger der Politik des Herrn von Freycinet und indirect gegen den Präsidenten Herrn Grevy führen wird. Alle Welt neigt sich zur Annahme hin, daß Gambetta den Sieg erringen werde, weil der Regierungsapparat jetzt ihm zur Verfügung steht, da ohne seine Unterstützung das Ministerium Duclerc aufgehört hätte zu sein. Auch darum übrigens, weil seine Partei die militantere, resolutere und zähere ist. Stürzt aber dieses Ministerium trotz der Unterstützung früher als seine Zeit gekommen, dann bricht von allen Seiten der Sturm herein! Auflösung der Kammern! Starke Regierung! Ordnung! Diese Schlagworte werden in das Land hineingerufen werden und von da mit verdoppelter Kraft wiederhallen. Wenn aber der Präsident der Republik einmal zur Kammerauflösung sich entschließen müßte, dann scheint uns, würde auch seines Bleibens nicht länger sein im Elisée. Dann würde eine neue Situation geschaffen, welcher er als Fremder gegenüberstände, deren Ziele ihm verborgen lägen und deren er nicht Herr zu werden vermöchte. Es ist in Frankreich eine absolute Unmöglichkeit, auch nur halbwegs sichere Voraussagungen zu machen, aber alle Welt hat das Gefühl, daß wir so sehr bewegten Tagen entgegengehen, wie wir sie seit dem Sturze Mac Mahons nicht mehr erlebt haben.

Paris.

Digitized by Google

Esmarchs Samariterschulen.

Von Dr. med. Fr. Dornblüth.

Im letzten Winter hat Professor Esmarch in Kiel, der verdienstvolle und hochberühmte Chirurg, einen Samariterverein und eine Samariterschule begründet, und seither mündlich und schriftlich die Gründung gleicher Anstalten in ganz Deutschland angeregt. In diesen „Samariterschulen" sollen nach dem Muster der Ambulance Classes der englischen Johanniterritter Laien-Männer und -Frauen unterrichtet werden, um bei plötzlichen Unglücksfällen die erste Hülfe zu leisten bis der Arzt kommt. Nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern auch ohnehin sterben nach Professor Esmarchs Versicherung alljährlich „viele Menschen eines elenden Todes, die durch rasche Hülfe zu retten gewesen wären, weil Niemand da war, der sie zu leisten verstand". Deshalb soll durch die Samariterschulen überallhin das erforderliche Wissen und Können verbreitet werden, und Herr Prof. Esmarch selbst hat durch Veröffentlichung seiner zu diesem Zwecke in Kiel gehaltenen Vorträge („Die erste Hülfe bei plötzlichen Unglücksfällen. Ein Leitfaden für Samariterschulen in fünf Vorträgen von Dr. Friedrich Esmarch, Professor der Chirurgie an der Universität zu Kiel, Generalarzt I. Klasse und Geheimer Medicinalrath. Leipzig 1882, Vogel") gezeigt, wie man solche Schulen einrichten und führen kann. Seine Vorträge behandeln ganz kurz den Bau des menschlichen Körpers, sodann die Verletzungen, namentlich Quetschungen, Wunden, Blutungen, Knochenbrüche, Verrenkungen, Verstauchungen, Verbrennungen, Ertrinken, Erfrieren, Erstickungen, Bewußtlosigkeit, Vergiftung, sowie die Art und Weise der ersten Hülfeleistung bei solchen Unfällen, und endlich den Transport Verunglückter. Daran schließt sich dann noch eine ganz kurze Anleitung zu praktischen Uebungen der Schüler, welche ebenso wie die Vorträge wesentlich unterstützt werden können durch den von dem Kieler Samariterverein, also von Herrn Esmarch, zusammengestellten Kasten mit Abbildungen und Verbandgegenständen. Die ganze Anleitung ist höchst praktisch und wie ich selbst (bei Vorträgen vor Polizeibeamten, Feuerwehrleuten 2c.) erprobt habe, für ihren Zweck äußerst brauchbar, lehrt im Ganzen weder zu viel, noch zu wenig, macht überall wo es nöthig ist auf die Nothwendigkeit des Arztes und auf die durch Versäumnisse, verkehrte Hülfe, oder zu großes Selbstvertrauen und selbstständiges Handeln der Nothhelfer möglichen Schädigungen mit gehörigem Nachdruck aufmerksam und zeichnet sich in jeder Beziehung vor den gewöhnlichen „Aerztlichen Rathgebern für Nothfälle", oder wie sonst sie sich nennen mögen, sehr vortheilhaft aus, was freilich von einem so bewährten, und gerade auf dem fraglichen Gebiete ganz hervorragend erfahrenen Arzte nicht anders zu erwarten war.

Die Samariter sollen nicht den Arzt ersetzen, sondern nur die bis zu seiner Ankunft nothwendigen Hülfeleistungen erlernen und ausüben. Nach den Satzungen des Samaritervereins in Kiel werden „für diese Hülfeleistungen in erster Linie in Aussicht genommen die Angestellten aller Corporationen, privater oder staatlicher Behörden, Militärs und Seeleute, welche am häufigsten in die Lage kommen können, bei Unglücksfällen zugegen zu sein; es soll aber auch der Unterricht jedem Einzelnen Gelegenheit geben, diejenigen Kenntnisse zu erwerben, durch welche er in dem angedeuteten Sinne sich seinen verunglückten Mitmenschen nützlich erweisen kann". Und weiter heißt es ebendort: „Jedem Theilnehmer an einem Samariter-Cursus, welcher sämmtliche Vorlesungen gehört und an den Uebungen Theil genommen hat, steht es frei, ein Examen abzulegen; wer dasselbe besteht, erhält ein Diplom, welches ihn als Samariter legitimirt, damit aber zugleich verpflichtet, die Hülfe unentgeltlich zu leisten."

Diese von der reinsten Humanität eingegebenen Ideen, Verunglückten immer möglichst rasche Hülfe zu gewähren und zu diesem Zwecke allen denjenigen, welche den guten Willen haben, zu helfen, auch zu lehren, wie sie helfen können, sind gewiß, überall den lebhaftesten Sympathien zu begegnen. Die von Professor Esmarch eingeleitete Ausführung dieser Ideen hat aber in ärztlichen Kreisen, die doch unzweifelhaft in erster Linie berufen sind, die Zweckmäßigkeit des Verfahrens zu beurtheilen, ernste Bedenken und mehr oder weniger entschiedenen Widerspruch hervorgernfen.

Am gewichtigsten, durch die Männer, von denen sie ausgeht und durch die Gründe, welche sie ins Feld führt, erscheint die Gegnerschaft des Centralausschusses der Berliner ärztlichen Bezirksvereine, der Repräsentanten nicht nur der zahlreichsten und bedeutendsten Privatärzte Berlins, sondern auch der angesehensten medicinischen Professoren der Berliner Universität. Nach voraufgegangener Discussion in einzelnen ärztlichen Bezirksvereinen hat der genannte Centralausschuß seinen „ernsten Bedenken gegen die Sache, wie solche gleichmäßig von allen Mitgliedern der Versammlung getheilt werden," in einem durch die medicinische Presse veröffentlichten, alsbald in viele politische Blätter übergegangenen Schreiben an Herrn Professor Esmarch Ausdruck gegeben. Die Bedenken, die wesentlich übereinstimmend auch bereits von anderen einzelnen Aerzten und ärztlichen Vereinen ausgesprochen sind, begründen sich darauf, daß ein thatsächliches Bedürfniß für solche Maßnahmen vielfach bezweifelt wird, gewiß aber (in Deutschland) nicht nachgewiesen ist; daß aber einem solchen, wenn es vorhanden wäre, durch die in Samariterschulen Ausgebildeten nicht abgeholfen werden könne, weil auch die Hülfeleistung in den einfachsten, hierher gehörigen Fällen mehr Umsicht und positives Wissen erfordere, als füglich durch eine Samariterschule zu erlangen sei.

Auch andere Aerzte und Aerztevereine, welche im Gegensatz zu der großstädtischen Praxis die Verhältnisse der kleineren Städte und des platten Landes kennen, scheinen überwiegend der Meinung zu sein, daß durch Verzögerung der ärztlichen Hülfe im Ganzen wenig Unfälle verschlimmert werden, weil bei ernsten Unglücksfällen immer ziemlich rasch solche erlangt und geleistet werde; die meisten Verschlimmerungen von Verletzungen u. dgl. m. rührten vielmehr daher, daß überhaupt keine sachverständige Hülfe verlangt und angewendet würde, und nach den vorliegenden Erfahrungen älterer und vielbeschäftigter Praktiker, denen ich meinestheils mich entschieden anschließen muß, ist zu befürchten, daß trotz aller Vorschriften der Samariterschulen die von ihr ausgebildeten Nothhelfer sehr häufig als völliger Ersatz des Arztes gebraucht werden, selbst gegen ihren eigenen Willen, wenn die erste Aufregung des Unglücksfalles vorüber ist und es nun scheint, als könne der Arzt doch nichts mehr nützen, oder als werde die Sache nun auch wohl ohne den Arzt gehen. Viele Samariter werden aber aus gutem Willen, um den Betreffenden Kosten zu sparen, aus Eitelkeit oder wenigstens nicht genügend begründeter Selbstüberzeugtheit, oder auch aus Gewinnsucht selbstständig weiter behandeln: wissen wir doch Alle, wie oft für „unentgeltliche" Dienstleistungen Lohn (oder Entschädigung in unverfänglicher Form) gegeben und genommen wird! Die Samariter hören nicht auf, schwache Menschen zu sein, und je mehr ihnen durch Prüfung und Diplom der Glaube an ihre eigene Befähigung gegeben wird, desto mehr werden sie in Versuchung gerathen, ihre vermeintlichen Kenntnisse und Fähigkeiten anzuwenden. Bedenkt man noch, daß der einzelne Samariter im gewöhnlichen Leben außerordentlich selten Gelegenheit haben wird, in wirklichen Nothfällen Hülfe zu leisten, so wird man nur natürlich finden, daß er auch leichtere und andere Verletzungen, und schließlich, je mehr ihm ein großer Theil des Publicums Vertrauen entgegenbringt, sogar innere Krankheiten in Behandlung nimmt. Wir sehen ja alle Tage, daß gar viele Menschen und darunter sogar manche, die sich schwer gekränkt fühlen würden, wollte man sie nicht zu den Gebildeten rechnen, nicht nur Apothekern und Badern, die doch noch in einer gewissen Beziehung zur Heilkunde stehen, sondern auch gänzlich ungebildeten Pfuschern oder gewissenlosen Betrügern ihre und der Ihrigen Gesundheit und Leben anvertrauen!

Die Aerzte sind in der That durch ihre Erfahrungen berechtigt zu fürchten, daß Samariterschulen, an denen Jedermann theilnehmen kann, vorzugsweise dazu beitragen werden, jenes gemeingefährliche Pfuscherthum zu vermehren, welches schon jetzt

Digitized by Google

weit mehr Schaden an Gesundheit und Leben anrichtet, als alle Unglücksfälle, bei denen nicht augenblicklich ein Arzt zur Stelle ist. Gerade weil der kurze Unterricht der Samariterschulen nicht genügen kann, um den Schülern genügende Umsicht und positives Wissen mitzutheilen, werden sie sehr bald in dem Erlernten unsicher werden und dann, um nicht ihren Mangel an Wissen und Können einzugestehen, nach eigenem Ermessen urtheilen und handeln. So machen es jetzt u. A. sehr oft Hebammen, für welche deshalb in allen civilisirten Staaten strenge Aufsicht und Nachhülfecurse entweder schon bestehen, oder von allen Sachverständigen dringend verlangt werden. Und doch werden die Hebammen in Staatsanstalten mit gehörigem Unterrichtsmaterial, wissenschaftlich und praktisch, von den erfahrensten Fachmännern ausgebildet und nach gesetzlich bestimmten Vorschriften zugelassen und geprüft, während es bei den Samariterschulen jedem einzelnen Arzte überlassen scheint, Unterricht zu ertheilen, wenn und wie es ihm gefällt, und endlich sogar nach eigenem Gutdünken Prüfungen anzustellen und Diplome zu ertheilen! Ist es dabei nicht sehr wahrscheinlich, daß häufig Ungeeignete zugelassen werden und daß die Lehrer sich über Charakter und Befähigung ihrer Schüler täuschen?

Hygienisches Wissen zu verbreiten, die Kunst des Gesundseins zu lehren, habe ich von jeher für eine der schönsten Aufgaben des Arztes gehalten und der Erfüllung dieser Aufgaben mit Wort und Schrift viel Zeit und Arbeitskraft gewidmet; die Kunst, Kranke und Verletzte zu behandeln und zu heilen, erfordert aber eine so breite Grundlage von Wissen und Können, und gerade in den Fällen, wo schnelle und entschiedene Hülfe nöthig ist, eine solche, nur durch tiefe Bildung der Einsicht, des Wissens und Charakters zu erwerbende Umsicht, Ruhe und Besonnenheit, daß dazu ein paar Samariterstunden bei weitem nicht ausreichen, selbst wenn das Feld so eng begrenzt wird, wie es Esmarch gethan hat. Auf diesem Gebiete ist das Halbwissen, wie ich aus vielfältigen, im Laufe langer Jahre gesammelten Erfahrungen weiß, meistens gefährlicher als das Nichtwissen, weil es nur zu oft zu schädlichem Handeln anreizt. Und auch die Erfahrung habe ich gewonnen, daß wohlwollendes, auf Halbwissen begründetes Pfuscherthum oft viel gefährlicher ist und höchst wahrscheinlich weit mehr Schaden anrichtet als das gewerbsmäßige, lediglich auf Ausbeutung der Unwissenden ausgehende Pfuscherthum. Die Gefahr, ein solches zu erziehen, sollte also bei Gründung von Samariterschulen wohl erwogen werden.

Wenn thatsächlich, was nicht erwiesen und meines, so wie vieler anderer erfahrener Aerzte Erachtens nicht der Fall ist, außer in Kriegsfällen, viele Unglücksfälle vorkommen sollten, wo wesentlicher Schaden dadurch geschieht, daß ärztliche Hülfe nicht rasch genug beschafft werden kann, so wäre es allerdings wünschenswerth, auf geeignete Hülfskräfte Bedacht zu nehmen. Zu diesem Zwecke könnten, ähnlich wie es in den Navigationsschulen geschieht, auch Polizeibeamte, Militärs, gewisse ausgewählte Feuerwehrleute u. dgl. m., die kraft ihres Berufes oft in der Lage sein werden, bei Unglücksfällen zunächst zur Hand zu sein, in den nothwendigsten Hülfeleistungen unterrichtet werden; auch könnte es einzelnen ausgewählten Persönlichkeiten, wie Bauführern, Landleuten, Schullehrern und Predigern, besonders auf dem Lande und vielleicht auch deren Frauen gestattet werden, an dergleichen Unterrichtscursen Theil zu nehmen. Es wären dies vorzugsweise Personen, die durch ihre Lebensstellung an Besonnenheit und Umsicht gewöhnt, durch Bildung und Charakter eine gewisse Garantie gegen Fehlgriffe und Mißbräuche geben. Ihre Auswahl, beziehungsweise die Zulassung zu Samariterschulen, müßte also zunächst von festzustellenden Bedingungen abhängig gemacht werden, oder da an eine gesetzliche Regelung vorderhand nicht zu denken ist, so wäre die Einrichtung solcher Schulen wohl am besten den betreffenden Behörden, Corporationen u. s. w. zu überlassen.

Andererseits kann, selbst wenn die Abhaltung von öffentlichen Vorträgen und die Ertheilung von Unterricht an Samariterschulen, oder sogar die Gründung solcher jedem Arzte freigegeben würde, denselben niemals überlassen werden, Prüfungen und Fähigkeitszeugnisse an- und auszustellen, deren Methode und Anforderungen sie allein und ohne Controle festzusetzen und nach ihrem jeweiligen Belieben anzuwenden hätten. Viel größer aber als die möglichen Mißgriffe von Seiten der Unterrichtenden und Prüfenden erachten wir den Schaden der Prüfungen und Diplome nach Esmarch'schem Muster darin, daß hier in den geprüften Samaritern ebenso wie in den sich ihrer Hülfe Ueberlassenden ein falsches Gefühl der Befähigung und Sicherheit erzeugt werden würde, während gewinnsüchtige Ausbeutung durch vorher abgelegte Versprechungen und nachträgliche Entziehung des Diploms keineswegs ausgeschlossen sind. Den Vortheil, daß ein mit Diplom versehener Samariter rascher den Zutritt zu einem Verletzten haben werde, als ohne solches, können wir nicht hoch anschlagen, da erfahrungsmäßig unter solchen Umständen Jedem, der helfen will und seine Fähigkeit dazu behauptet, rasch Platz gemacht zu werden pflegt; in größeren Orten wird ohnehin in der Regel sehr rasch ärztliche Hülfe zur Stelle sein, in kleineren und auf dem Lande dürfte es aber auch an geprüften Samaritern fehlen; während Personen, die durch Lebensstellung, Bildung, Erfahrung u. s. w. Vertrauen verdienen, auch stets genügend bekannt sind, um Zutritt zu erhalten und Gehör für ihre Weisungen zu finden.

So ansprechend die Idee Esmarchs, Kenntnisse und Fähigkeiten zu verbreiten, damit bei Unglücksfällen möglichst rasch gute Hülfe zur Hand sei, auf den ersten Blick erscheint, so müssen wir doch das von ihm vorgeschlagene Mittel für verfehlt halten, oder wenigstens neben zweifelhaftem Nutzen ihm recht bedenkliche Mängel und Fehler zuschreiben, die sich wahrscheinlich in der Erfahrung größer herausstellen würden als der zu schaffende Nutzen. Das Pfuscherthum ist eine um so größere Gefahr für die öffentliche Gesundheit, je mehr es durch eine gewisse Schulung, durch Prüfungen und staatliche oder autoritative Anerkennung sich selbst befähigt und berechtigt glaubt und im Publicum einen ähnlichen Glauben erweckt.

Dagegen scheint die denkbar allgemeinste Verbreitung von Kenntnissen über die Bedingungen der Gesundheit und über dasjenige, was der Einzelne für sich selbst, für seine Familie u. s. w. zur Erhaltung und Förderung derselben thun kann, höchst wünschenswerth und durch die Aufnahme der Gesundheitslehre als Unterrichtsgegenstand in die Schulen, natürlich den übrigen Zielen und Zwecken der einzelnen Schulen und Schulstufen angepaßt, nicht unerreichbar zu sein.

Literatur und Kunst.

Egon Ebert.

Von Friedrich Schütz.

Hoch und ungebeugt wie die Eiche ragte er in die Lüfte. Nun ist er gebrochen und vom Hauche der Verwesung umweht In den letzten Octobertagen verschied Egon Ebert zu Prag, wo ihm die Deutschen trauernd das Geleite zum Grabe gaben, in das mit ihm der älteste der deutsch-böhmischen Dichter unserer Tage sank.

Sechzig Jahre sind ins Land gegangen, seit Eberts Lied zum erstenmale tönte. Schüchtern erklang es damals von seinen Lippen, aber nicht lange und er galt als ein echter Musensohn, dem aus frischer Kehle frohe Weisen über Wald und Liebe schmetterten. Prag, der Wohnort des jungen Poeten, war damals deutsch; eine belletristische Zeitschrift, der Schwager Eberts war ihr Herausgeber, vereinigte alle besten Geister der Stadt. Das czechische Idiom war mißachtet. Nur im Munde des letzten Standes war es heimisch, kaum galt es als Sprache von Knecht und Magd. Wer hätte ihm vorhergesagt, daß es einmal Regierungsjargon in Oestreich werden könnte? Eberts Jugendtage führten ihn in die Kreise der Prager geistigen Welt, welche ein

Digitized by Google

gemeinsames Empfinden geeinigt hatte, des grimmigen Hasses gegen die Regierung, die alle Gedankenregung niederzuhalten für Staatsweisheit und sich glücklich pries, Oestreich in eine Sumpfatmosphäre gehüllt zu haben, in der jeder edle Keim zu ersticken drohte. Deutsche und slavische Fäuste ballten sich gegen dies jämmerliche Princip, ab und zu erscholl auch ein Zornesruf, aber die vorsichtige Censur schloß sofort den Mund des kühnen Sprechers. An der Gegenwart verzweifelnd wurde die junge Opposition zur begeisterten Lobpreiserin der Vergangenheit, eine natürliche Regung, welcher die Oertlichkeit eines Bodens zu Statten kam, auf dem ein Heer historischer Erinnerungen zusammenströmte.

Alle Stände einigten sich in dieser eigenartigen Aeußerung ihres verdammenden Urtheils der tristen Zeit. Der edle Graf Sternberg gründete, um die werthvollsten Reliquien der Vergangenheit zu sammeln, das Landesmuseum, Palacky schrieb auch die ersten Bände seiner Geschichte, eine Apologie der unverjährlichen Volksrechte, junge Poeten slavischer Zunge traten für die Volkssprache ein, demüthig dem deutschen Geiste Gruß und Huldigung entbietend. Ebert schlug aus dem steinigen Boden böhmischer Urgeschichte Poesien, in denen ein echtes Talent ab und zu auch im Ton der Erregung über den Zustand des Vaterlandes erklang. Goethes mächtige Hand förderte diesen kleinen Prager Geistesbund. Wenn er wie ein Halbgott am Strudel in Karlsbad erschien, flogen die Prager Dichter, Staatsmänner und Führer der schweigenden Opposition in seine Nähe. Die Slaven legten ihm huldigend Uebersetzungen seiner Dichtungen zu Füßen, Ebert las Bruchstücke von im Werden begriffenen Heldengedichten, Graf Sternberg förderte die Sammelerfolge des im Egerer vulkanischen Becken nach Mineralien forschenden Dichterfürsten. Wenn Ebert in späteren Tagen gesprächig dieser Zeit gedachte, leuchtete sein klares Auge, und seinem sonst gern schweigsamen Munde entströmten lebendige Schilderungen des Kurlebens von Karlsbad, dessen Mittelpunkt Goethe war mit seiner hohen, edlen Gestalt, die alle Morgen im langen blauen Ministerrocke am dampfenden Strudel aus der Menge ragte.

Goethe starb. Sein Auge hatte die Wandlung nicht mehr geschaut, die das öffentliche Leben in Böhmen alsbald nehmen sollte. Die struppige Natur des czechischen Wesens erwachte, es schickte sich an, grollend, feindselig die deutsche Hand zu berühren, die ihm eben reiche Förderung, Stütze und Hülfe geliehen hatte. Zürnend kehrte Ebert, der die böhmische Sage in die vornehme Welt deutscher Dichtung geleitet hatte, seinen Freunden von ehedem den Rücken. Er ist ihnen feind geblieben bis an sein Lebensende, immer mehr gereizt gegen die Genossen seiner Jugend, je klarer sein Auge erkannte, wie das nationale czechische Streben, das in so harmloser Hülle die Bühne betreten hatte, sich anschickte ein Verbündeter alles bildungsfeindlichen Strebens zu werden, die Sporen des Ritterthums verdiente, welches die böhmischen Geister wiederholt zu Todtengräbern der Freiheit in Oesterreich gemacht hat.

Ebert hat außer solchem Grolle wenig Kümmerniß erfahren in seinem Leben. Die Zeichen des Glückes standen über ihm. Klar und heiter floß sein Dasein dahin, er schuf mühelos und sein Schaffen wurde in reichem Maße oft über Gebühr laut anerkannt, die schwarze Sorge der Dichterlaufbahn hat er nicht gekannt. Noth und Entbehrung blieben ihm fern. Sein Vater war ein vermöglicher Beamter, der Hofrath des alten Geschlechtes der Fürstenberge gewesen, und hauste auf einem der stolzen Güter, das diese deutsche Familie in Böhmen erworben hatte. Hier wurde Egon Ebert, der in der böhmischen Hauptstadt 1801 das Licht der Welt erblickte, erzogen.

Im Oertchen Pürglitz, das, nicht allzuweit von Prag entfernt, freundlich aus waldigem Grün schaut, verbrachte er seine ersten Jugendtage. Er schritt auf geweihtem Boden. Schiller hatte hier geweilt, als er in dem nahen Wallensteinbezirke seinen Forschungen oblag, hier in diesem Orte, den seit grauen Jahren mächtige Bergwerke umrahmen, hatte der große Dichter nach Behauptung der örtlichen Ueberlieferung den Stoff für seinen „Gang nach dem Eisenhammer" gefunden.

Der Archiv- und Conferenzrath der Fürstenberge sah nicht ohne Schrecken, daß ein Funke poetischen Talentes in die Seele seines Sohnes geflogen war. Er wollte einen für ein nützliches Amt geeigneten Mann aus ihm gemacht haben, nicht einen poetischen Träumer, aber die Natur förderte die Ausbrüche der überschwenglich sich äußernden Begabung und sah nicht ohne Stolz, wenn schon das kluge Kindesauge Egons in die glänzende Welt phantastischen Lebens schaute. Eines Tages wurde Egons Reisebündel geschnürt. Man schickte ihn nach Wien, ins Löwenbergische Convict, wo er erzogen werden sollte.

In diesen östreichischen Convicten rauschte, wiewohl sie geistliche Oberleitung hatten, der josefinische Geist. Die Lehrer hatten in der französischen Revolutionszeit denken gelernt, die Schüler trieben Politik, lasen die „Allgemeine Zeitung" und fanden in den Debatten des englischen und französischen Parlamentes oppositionelle Exercitien gegen die heimische geistesknebelnde Macht. „Die Gymnasiasten," pflegte Ebert zu erzählen, „waren klüger als die regierenden Herren, es war uns Erholung, muthwilliger Zeitvertreib Parlament zu spielen, die mißliebigen Collegen wurden, zum Ministerium gewählt, die Zielscheibe jugendlichen Spottes und kindlicher Lust am Angriffe und Kampfe!" Solche Ungebundenheit wurde allerdings manchmal übel vermerkt und auch der junge Ebert dankte ihr, als sie sich bei ihm poetisch geäußert hatte, strafende Mahnung seitens der Obern seiner Anstalt.

In seine Heimat zurückgekehrt, war er zum Jüngling herangereift. Er warf den Ballast jugendlicher Sturmideen von sich. Ein Trauerspiel, das er geschaffen, flog als Maculatur in die Ecke. Seine Denkerphysiognomie bildete sich in den klaren Zügen, in denen sie von der Seele hervorragender Genossen auf uns herniederschaut. 1828 war er bereits ein anerkannter hervorragender Dichter, der die Muse der Volksdichtung beherrschte, das Epos meisterhaft behandelte und es klug verschmähte, sein Talent in unklaren Empfindungen zu zerbröckeln.

Als er „Wlasta" schrieb, war er der Held des Tages. Die böhmische Amazone, durch den Zauberstab einer jungen Dichterphantasie zu neuem Leben erwacht, wurde im Bilde von unzähligen deutschen Malern verherrlicht, man schuf Wlastaroben für die Frauen, Wlastastöcke für die Männer, auch der Czeche begeisterte sich für eine nationale Heldin, in der sein Auge die Verkörperung seines Volkes sehen mochte, das, die Dinge auf den Kopf stellend, den übergeordneten deutschen Herrn ebenso unterjochte, wie in der entschwundenen Sagenzeit Wlasta alle männliche Stärke sich unterthänig machte.

Die literarische Welt urtheilte kühler. Sie fand in Ebert den Vorläufer einer Schule, die in Oestreich emporkam und dem Wesen des Staates entsprach, der Alles dem Scheine, nichts dem Wesen opferte, dem die nominelle Macht mehr galt, als die wirkliche — einer Schule, die es zum höchsten Glanze in der Form zu bringen vermochte, während ihr der tüchtige Kern fehlte. Man kann Ebert kaum treffender beurtheilen, als es Goethe gethan, der schon nach den ersten Erfolgen des jungen Dichters fand, „daß er ein recht erfreuliches Talent zeige, aber daß ihm die eigentliche poetische Grundlage, die Grundlage des Realen fehle, daß er Landschaften, Sonnenauf- und Untergänge, Stellen, wo die äußere Welt die des Dichters sei, vollkommen mache, wie man sie nicht besser machen könne, daß er jedoch Handlung und Charakteristik ins Allgemeine ziehe, in das, was junge Leute für romantisch und poetisch halten und das, was in der ästhetischen Welt gewöhnlich dafür passire".

So ist Ebert auch als Dichter geblieben, ein Meister des Wortes, aber ein unfertiger Künstler, so oft es galt, den Regungen der Seele zu lauschen, ein Spiegelbild des Lebens, der Menschen und ihrer Art zu geben. Wie sollte solch ein Talent die Bühne erobern, wie es Eberts Ehrgeiz so oft gewollt. Er scheiterte mit seinem Erstlingswerke, das die böhmische Sage vom Raube einer Nonne durch einen Königssohn erzählte, verunglückte, als er die Vorzeit hinter sich ließ und in den frischeren Strom späterer Tage herabstieg. Sein letztes Bühnenwerk „Brunoy", ein mit grellen Farben gemaltes Bild aus der

Digitized by Google

Adelshalbwelt Ludwig XVI., fand nicht einmal den Weg auf die heimische Bühne und verbittert zog sich Ebert in seine Studirstube zurück.

Man hatte ihn bei diesem Anlasse einen veralteten Poeten gescholten, mit zopfigen Allüren.

Zornig rührte er seine Leier und antwortete:

Der hat den Zopf, so sprecht ihr kleinen Tröpfe
Von Männern, die voran Euch leuchtend gingen,
Doch sie zu schänden wird euch nie gelingen,
Schreit ihr auch heiser Euch und schreit Euch Kröpfe!

O hättet Ihr doch Goethes, Schillers Zöpfe,
Nur auch die Köpfe, dran die Zöpfe hingen,
Oder die Kraft sich ihnen nachzuschwingen,
Mögt Ihr auch Locken tragen oder Schöpfe.

Nicht für der Zöpfe Schönheit läßt sich streiten,
Doch wohlgeordnet war in jenen Zeiten
Der innere Kopf durch harten Zopf und Touren.

Doch hinter Euren herrlichen Frisuren
Steckt ein Talentchen tief im fernsten Winkel,
Und sonst im weiten Raume Stolz und Dünkel!

In das Dichtergemach, dessen Held sich so grimmig gegen seine Tadler zur Wehre setzte, zog bald wieder helle Freude ein. Sein siebzigster Geburtstag wurde zur Kundgebung innigster Theilnahme der Deutschen in Böhmen und in Oestreich. Ebert wurde besungen und angejubelt wie in der goldenen Zeit seiner Jugend, in der er Glanzstücke deutscher Poesie geschaffen, unsern Balladenschatz bereichert hatte und mit einzelnen seiner Dichtungen Uhland an die Seite gerückt war.

Ebert hat sich bis zum letzten Athemzuge ein Herz für Leiden und Strebungen seiner Stammesgenossen in Böhmen erhalten. Die Fürstenberge, „seine Brodherren", die ihm eine Sinecure gereicht hatten — es war ein Fürstenberg, der Straßburg dem vierzehnten Ludwig ausgeliefert — verriethen ihre Abkunft und schlossen sich der feudalklerikalen Liga in Böhmen an. Ebert, der fürstenbergische Beamte, bekämpfte sie. Seine alternde Muse pries das Verdienst Josefs um Oestreich und, wenn auch das Wort nicht mehr im Sturm und Drang der Jugend klang, im Geiste lebte volle Frische. So blieb er sich treu, so oft auch die politischen Ereignisse in dem öffentlichen Leben Oestreichs mit seinen wilden Fluthen und Ebben, Steigen und Fallen dem Deutschthum abhold gewesen sein mögen, und so grausam auch manchmal das Geschick den östreichischen Deutschen die Cordeliarolle zuwies, obgleich der Deutsche in Oestreich für Bildung und Aufklärung, die ihm feindlichen Völker aber für die Umkehr zu den düstersten Zuständen wirkten. Als der Lebensabend Eberts gekommen war, blickte sein Auge trüber als ehedem. Die Verwirrung in seinem Vaterlande war wieder höher gestiegen, und leichtfertig war sie durch die Kunst der Regierenden noch mehr verwirrt. Ueberall huschten bange Geister umher, Zweifel wie lange noch der Streit, die Zeit der Versuche und Prüfungen werde bestehen können. In einem Gedichte, das Ebert seinem Jugendfreunde Anastasius Grün gewidmet, klingt seine Klage um das Vaterland in erschütternden Tönen aus. Ebert ließ das Haupt immer banger sinken. Sein Gemüth durchwühlte die Ahnung, daß solche Fortdauer der Kriege zum Untergange des Staates führe. Auch Furcht, daß ihm der Tod schon nahe, bereitete ihm Qual und Sorge.

In seinen letzten Versen sagt er:

Mit Schrecken erfüllt mich, noch mit Grauen
Der Tod nicht, durch das Sterben.
Und lasse gnädiger Gott mich nur
Zur Zeit von hinnen scheiden.
Wo Alles grünt und blüht, Natur
Auflebt zu neuen Freuden.
Dann heg ich wohl die Zuversicht,
Daß Sterben nur ein Wandern
Aus hellem Licht zum helleren Licht,
Aus einem Lenz zum andern.

Sein Gebet, sein Hoffen, sein Wünschen blieb unerfüllt. In kalten herbstlichen Boden hat man ihn gebettet, und als sein Todtenglöcklein läutete, umhüllten sein Vaterland noch düstere Nebel. Der Frühling war noch nicht gekommen und Oestreich wandelt auf den verhängnißvollen Bahnen weiter, die zu seinem Unheile und Verderben führen müssen.

Die Bearbeiter der Victoria-Literatur.

Von Heinrich Breitinger.

Die zusammenfassende Bearbeitung einer zeitgenössischen Literatur ist keine undankbare Sache; arbeitet sie doch jener Neugier in die Hände, welche die Franzosen so treffend mit dem Ausdrucke „l'intérêt de l'actualité" bezeichnen, jenem berechtigten Interesse, welches die Erzeugnisse der Gegenwart, die literarischen Zeichen der Zeit und die glücklichen Helden des Tages auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegt.

Aber hinter dem lockenden Thema lauern Klippen ganz bedenklicher Art. Einmal sind die Acten weder geschlossen noch gesichtet, das Leben des Autors ist oft noch ein versiegeltes, oft ein apokryphisches Buch, seine Werke lassen sich noch nicht aus seinem Briefwechsel oder aus den Bekenntnissen „of self and friends" erklären, und schließlich steht der kritische Maler mit seinem descriptiven Pinsel zu nahe am Gebirge, um dessen Umrisse, dessen Licht- und Schattenmassen, dessen kühne Vorsprünge und hohle Tiefen zu beherrschen. Die Uebersicht ist schwer zu gewinnen, noch schwerer die richtige Gruppirung und der innere Zusammenhang. Wie viele unserer Lieblinge von der Nachwelt einst hingerichtet werden, wer kann das heute sagen? Der Geschichtsschreiber des Tages hat genug gethan, wenn er das Urtheil der Mitwelt zu vernehmen und richtig zu formuliren weiß.

Unter den heutigen Literaturen Europas hat nun die englische ein besonderes Anrecht auf unsere Theilnahme, und zwar nicht nur als urverwandtes Erzeugniß germanischen Geistes, sondern auch deshalb, weil sie in ihrer neuesten Phase die wunderbare Wandlung des alten Englands ins moderne und junge England so recht zur Anschauung bringt. Wo sind nun aber die Führer durch dieses Irrsal verschiedenartigster Richtungen, heterogener Thatsachen und widersprechender Geister?

Mit Uebergehung alles dessen, was an essayistischen Monographien von englischen und amerikanischen Zeitschriften, von der Revue des deux Mondes und seit 1874 von der „Deutschen Rundschau" und andern Organen geleistet worden, sollen hier nur diejenigen Arbeiten besprochen werden, welche entweder eine zusammenfassende Uebersicht zu geben versuchen, oder durch ihr Erscheinen in Buchform weiteren Leserkreisen zugänglich geworden sind.

Was zunächst England selbst betrifft, so sammelt es mit herkömmlicher Gemächlichkeit seine monographischen Bausteine, ohne das Unternehmen einer zusammenfassenden Synthese zu überstürzen. Dies ist nun allerdings der sicherste Pfad, aber es ist ein ewiges Stimmen und das ersehnte Concert beginnt nie. Hippolyte Taine in seinen geistreichen „Noten über England" hat es treffend ausgesprochen, daß für den Franzosen, bei seinem instinctmäßigen Streben nach Klarheit, die allgemeine Thatsache, die logische Einheit, eine letzte Formel die Hauptsache bleibe, während der Engländer umgekehrt an dem Ding an sich, an den abgelösten Einzelnheiten seine Freude habe, sie mögen im Buche auch noch so kunterbunt zusammengerüttelt worden sein. So kommt es denn, daß nach dem Tode eines Byron, eines Walter Scott, eines Macaulay, eines Dickens eine dickleibige Lebensbeschreibung des großen Todten wie eine Arche Noä, in welcher sämmtliche Thiere der zeitgenössischen Literatur mitverpackt worden, von Stapel geht, während alle Fragen allgemeiner Natur, die Stellung des Autors in der Gesammtentwickelung seiner Literatur, sein Antheil an der literarischen Tradition, sein Einfluß auf die jüngere Generation, sein Zusammenhang mit

Digitized by Google

den geistigen Vorfahren, kurz alle Elemente der Formen- und Ideengeschichte mit kühlem Schweigen übergangen werden.

Diesen Stempel des Thatsächlichen, diesen specifisch biographischen Charakter tragen denn auch fast alle zusammenfassenden Werke von Samuel Johnsons „Lives of English Poets" bis auf Chambers' Cyclopädia und auf Morleys „English men of Letters". Chambers' Werk stammt aus dem Anfange der vierziger Jahre; in der vierten Ausgabe von 1879 sind die „Victoria-writers" ziemlich vollständig nachgetragen, aber es wird nicht einmal der Versuch gemacht, etwas Allgemeines über diese Epoche zu sagen; alles löst sich in kleine Monographien auf, und mit unerschütterlicher Ruhe wird die mit Kädmon und Alfred anhebende Liste von Biographien und Musterstücken fortgesponnen.

Das Nec plus ultra dieser naiven Freude am Thatsächlichen hat nun Professor Henry Morley im zweitausendsten Bande der Tauchnitz Collection geleistet. Mit so vielen Andern begrüßte ich diese Publication als eine zeitgemäße und willkommene, aber wohl mit allen Andern fand ich mich nach vorgenommener Lesung sehr enttäuscht. In einem knapp gehaltenen Vorworte dankt Baron Tauchnitz der Vorsehung für die glücklich erreichte Zahl von zweitausend Bänden; aber Kunden und Leser hätten von der irdischen Vorsehung des Verlegers eine glücklichere Abrundung jenes zweiten Tausend sich gewünscht; denn ohne Uebertreibung darf man behaupten, daß in Morleys Wirrwarr biographischer, statistischer und bibliographischer Fragmente von der Literatur als einer geistigen Entwicklung nirgends die Rede ist, während alles Mögliche, das nicht zum Thema gehört, mit behaglichster Breite verhandelt wird. Zwar kann man sich recht wohl denken, daß eine englische Miß, die den Continent als Touristin durchfliegt, zwischen einem Sandwich und einem „drop of something" Morleys „Curiosity-Shop" mit Vergnügen durchstöbert und mit dem bekannten Aufschrei „How delightful!" etwa folgende Stellen dieses „Compendiums" begleitet:

„John Wilsons Lehrer trat der Neigung seines Zöglings zum Leben in der freien Natur durchaus nicht entgegen. Klappte derselbe seinen Homer mit den Worten zu: „Ich möchte fischen gehn!" so versetzte der Lehrer: „Geh fischen!" —

„Anno 1816 nahm De Quincey achttausend Tropfen Laudanum per Tag; achttausend Tropfen machen aber beinah einen Schoppen aus."

„Wilson" (damals noch ein reicher Mann) „publicirte im Jahre 1812 sein Gedicht „die Palmeninsel", welches seine Hochzeitsreise bezahlen half."

„William Chambers wurde im April 1800, Robert Chambers im Juli 1802 geboren, ein jeder von ihnen mit sechs Fingern an jeder Hand und sechs Zehen an jedem Fuße. Die äußeren Finger und Zehen wurden in Williams Falle glücklich entfernt, aber in Roberts Falle nicht ohne zarte Stellen an den Füßen zurückzulassen, welche durchs ganze Leben einigen Schmerz beim Gehen verursachten. Ihr Vater beschäftigte Weber in der Baumwollenspinnerei und war auch Agent für Glasgow Häuser. Wenn er in Geschäften nach Glasgow ging, so machte er vierzig Meilen zu Fuß und war zwei Tage auf dem Wege (S. 217)."

„Miß Barrett fühlte den ganzen Reiz der griechischen Dichter und las auch die Werke der griechischen Kirchenväter. Im Anfange der Regierung Victorias zeigten sich ernste Anzeichen von Auszehrung, weshalb sie, nach Torquay gesandt ward. Ein oder zwei Jahre später ertrank vor ihren Augen ein Bruder durch das Umschlagen eines Bootes, ganz nahe am Ufer. Man brachte sie in kleinen Etappen nach London, wo sie stets beharrlich studirte und sich wieder erholte. Im Jahre 1840 ließ Miß Barrett den „Seraphim und andere Gedichte" drucken, und 1840 gab es eine Gesammtausgabe ihrer Gedichte in fünf Bänden." (S. 187).

Alles das mag für den englischen Snob sehr „delightful" sein, aber die Quintessenz und Uebersicht einer Literaturperiode ist es nicht. Das Buch ist in der That ein Muster planloser Arbeit. Der Eintheilungsgrund ist der chronologische: zuerst die „Welle" derjenigen, die Anno 1837 „sehr alt" waren, dann die Wellen der Alten, der Reifen, der Jungen und der Epigonen. Nun ist es aber dem Beherrscher dieser Gewässer passirt, die zwei bedeutendsten Dichter der Victoria-Literatur, Tennyson und Swinburne, jenen mit sechs (!!), diesen mit zwei Zeilen (!!) auf dem allerletzten Blatte des Buches abzuthun, während ein volles Viertheil des Ganzen mit einem „Blick auf die Vergangenheit" vertändelt wird. Und alles das acht Jahre nach dem gewissenhaften Buche des Amerikaners Stedman, acht Jahre nach der dreizehnten Auflage des gediegenen Handbuches von Spalding, drei Jahre nach der Veröffentlichung von Justin M'Carthys wohlüberlegter Rundschau in der Victoria-Literatur (siehe Appeltons Journal oder den Abdruck in Hallbergers Magazin von 1879). Henry Morleys Buch „of English Literature in the reign of Victoria" wird höchstens als Muster der englischen Vernarrtheit in „das Ding an sich" seine Dienste thun. Wer seinen Unwerth durch den Gegensatz erkennen will, der halte es z. B. mit Hettners Geschichte der englischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert zusammen: hier eine tiefdurchdachte Syntheſe, dort eine Harlekinsjacke von tausend Lappen, „a King of shreds and patches", um mit Hamlet zu reden.

Eine satirische Rundschau unter den englischen Dichterschulen des Jahrhunderts, welche das Verfahren einer jeden derselben in ein Küchenrecept faßt, erheiterte 1876 das Oxforder Studentenpublicum und die Londoner Leserwelt: „Every man his own Poet; or the inspired singer's recipe book." Die Tendenz erhellt aus dem Motto, jener Stelle des Petronius, wo die asiatische Beredtsamkeit und ihre üppige Rhetorik mit den Worten gegeißelt werden: „Erst neulich kam diese windige, unerhörte Geschwätzigkeit herüber von Asien nach Athen, und wie ein Pesthauch drang sie in die hochstrebende Brust unserer Jugend." Als Muster der Satire selbst stehe hier das Recept der sog. präraphaelitischen Schule, welche um 1850 in Malerei und Dichterei das Alpenglühen einer untergegangenen Romantik hervorzaubern wollte. „Nehmt ein Packet schimmliges Englisch von lauter veralteten und unverständlichen Wörtern. Mengt es in die doppelte Masse von allerneuestem Englisch, das ihr selbst erst machen müßt. Mischt es untereinander, bis das Ganze keiner bekannten Sprache mehr gleichsieht, und nun kann es losgehen. Die Composition wird gewöhnlich in bestimmte Formen gegossen, von denen es nicht ganz ein Dutzend gibt. Eine beliebte, sehr leicht zu construirende Schablone ist die folgende. Man nehme drei in grade Schlafröcke gekleidete Jungfrauen, ziehe ihnen die Haarnadeln aus, daß ihr Gelocke auf die Schultern niederwalle. Mit Vortheil lassen sich einige Sterne hineinstreuen. Man umgebe den Kopf einer jeden mit einem Heiligenscheine, drücke in die Hand einer jeden eine Lilie, ungefähr halb so groß wie sie selbst, drehe die Hälse verschieden, stelle sie dann in Reihe und Glied vor eine Mauer, mit je einem Apfelbaum dazwischen und großen Blumen zu ihren Füßen; Bäume und Blumen von der rechten Art finden sich massenhaft auf Kirchenfenstern ꝛc." (Seite 22, dritte Auflage. London 1877, Simpkin.)

Was hier dem Spotte überliefert wird, hat Stedman in seinen „Victorian Poets" mit Achtung und Wärme behandelt. Es ist sonderbar, daß die beste Geschichte der englischen Literärsprache und das beste Buch über die neueren englischen Dichter in Amerika geschrieben wurden. Marsh stammt aus Vermont, Stedman aus Connecticut. Letzterer, heute ein Fünfziger, lebt in New-York, als Dichter und Kritiker hochgefeiert. Seine 1876 bei Chatto in London erschienenen „Victorian Poets" (440 Seiten) sind Georg Ripley, dem jüngst in New-York verstorbenen Verfasser geschätzter Handbücher der Literatur gewidmet. Stedmans Vorrede macht uns mit seinen kritischen Grundsätzen bekannt: keiner bestimmten Schule will er angehören, das Schöne begrüßen wo er es findet.

Der erste Abschnitt des Werkes selbst gibt eine Gebietsübersicht und eine kurze Charakteristik der Entwicklungsmomente. Die objective Romantik Walter Scotts wird durch die subjective Romantik Byron'scher Lyrik aus dem Felde geschlagen, während die Seeschule langsam und geräuschlos ihren Boden sich erobert. Am Anfange unserer Periode (1835—1875) war Byrons Gefühlspoesie in Sentimentalität ausgeartet, während an Stelle seiner Leidenschaft die Ruhe des Träumers und die Reflexion der Beschaulichkeit traten. Zwei poetische Weisen gewannen nun

Digitized by Google

Boden: eine unter dem Einflusse der Idealisten Landor und Keats entstandenen Kunstschule, und die auf Wordsworth zurückgehende didaktisch-beschreibende Gruppe. Aus beiden zusammen entsprang die antidramatische, idyllische Manier Tennysons. Den Kreis aber schließt die dramatisch-lyrische Weise Swinburnes.

Die dem deutschen Leser aus Georg Brandes' „Hauptströmungen" bekannte Gestalt von Walter Savage Landor ist Gegenstand des ersten, die Uebergangsdichter Hood, Arnold, Bryon, Waller und Procter sind das Thema des zweiten Abschnittes. Es folgen Elisabeth Barrett Browning, Alfred Tennyson, dessen Verhältniß zu Theokrit; vierzig Seiten über „the general choir", das heißt die ehrsame Zunft des Massenchors, dann Robert Browning und die Neueren: Buchanan, Rossetti, Morris und endlich Algernon Charles Swinburne. Ein sorgfältiges, sehr ausführliches Register beschließt das werthvolle Buch.

Keinem aufmerksamen Leser können die zwei Hauptverdienste von Stedmans Arbeit entgehen; man merkt sehr bald, daß man hier einem selbstständigen Denker und einer ehrlichen Arbeit aus erster Hand gegenübersteht. Stedman hat Alles selbst gelesen. Dies ist leider nicht so selbstverständlich als es einem unbefangenen, mit den Kniffen der heutigen Buchmache nicht vertrauten Leser erscheinen möchte. Man schlage beispielsweise die zwei Kapitel über Tennyson auf. Wie fein wird hier das Wesen der idyllischen Manier analysirt, wie schlagend und gründlich der directe Einfluß Theokrits auf das technische Verfahren des englischen Dichters nachgewiesen, wie treffend ist die Parallele zwischen der alexandrinischen und der Victoria-Zeit, wie einfach und einleuchtend die Erklärung des Mißerfolges von „Maud". Der Laureate Englands sollte seiner officiellen Stellung genügen, seiner Nation eine angenehme politische Weise pfeifen, er folgte zum ersten Male einer äußeren Nothwendigkeit und machte gerade in dem Momente Fiasco, wo Tausende zum ersten Male ihn zur Hand nahmen; daher eine merkliche Reaction in der Gunst und Würdigung der Lesewelt. Und mit welcher Sicherheit bestimmt Stedman sodann die Einflüsse auf Swinburnes Erstlingswerk (S. 384). „Sein erster Band (die Dramen: Königin Mutter und Rosamond, 1861) verschaffte ihm keinen Namen; doch sehen wir heute, daß dieses Buch bedeutsam war. Es zeigte nämlich, daß der neue Autor vollständig unabhängig von der idyllischen Tagesmode sei. Keine Spur von Tennyson, nur eben eine Spur von Browning; vor Allem aber ein eigener dramatischer Ton, der an den Rhythmus, das Feuer und die Handlung der großen Dramatiker Englands anklingt." — Nicht selten wird eine feine Beobachtung in glücklicher Antithese ausgesprochen: „Byron wirkte auf die Nationen, Tennyson nur auf Fachgenossen." — „Bei Tennyson ist die Landschaft Wirklichkeit, seine Personen aber sind ideale Schatten." — „Der moderne „Comfort" ist ein Feind des poetischen Genusses; denn was die Dichter so reizend zu schildern pflegen, das hat er ja verwirklicht." — „Den Idealisten und den Realisten zeichnet am besten das phantastische Selbstgeständniß Blakes: „Ich habe kein Auge für die Außenwelt, mir ist sie Hinderniß, nicht Antrieb. Die Sonne geht auf; siehst du nicht eine feurige Scheibe, so groß wie ein Guineenstück? Ich aber sehe die zahllosen himmlischen Heerschaaren, die da rufen: Heilig, heilig, heilig ist Gott der Allmächtige! Mein leibliches Auge befrage ich so wenig als eine Fensterscheibe. Ich schaue durch, nicht mit ihm."

Stedmans Diction und Stil befriedigen mich weniger als sein Wissen und sein Denken. Der phantasiearme, nüchterne, prosaische Ausdruck des Nordamerikaners macht seine Diction so ziemlich farblos, und gelegentliche Längen und Wiederholungen thun seiner Composition erheblichen Eintrag. Seine Manier ist der gerade Gegensatz der fließenden, phantasievollen, packenden Weise Macaulays, das pulsirende Leben fehlt seinem Stile und der romanische Procentsatz seines Wortvorrathes läßt dem sächsischen Elemente, die zahlreichen Amerikanismen dem „racy English" des Mutterlandes allzu wenig Raum.

Wenden wir uns nun nach Frankreich. Schon im Anfange der sechziger Jahre arbeitete Taine an seiner Literaturgeschichte, die mit seinen Studien über Carlyle den Idealisten und Stuart Mill den Positivisten abschloß, während seine „Noten über England" persönliche Beobachtungen an Land und Leuten ergänzend hinzufügen. Diese geistreichen Bücher sind nun freilich keine Geschichte, sondern französische Anmerkungen zum englischen Geiste. Wer bei Chambers die Thatsachen nachgelesen, wird bei Taine die allgemeinen Gesichtspunkte und die Abstractionen finden. Er wird aber auch auf einen zweifachen Mangel stoßen: denn wie so viele Schriftsteller seiner Zeit, verliert sich Taine in jene rhetorische Amplification, die dem Gedanken an Kraft entzieht, was sie dem Ausdruck an bestechendem Glanze zuführt. So wäre z. B. die geistreiche Gegenüberstellung von Alfred de Musset und Alfred Tennyson eine wirksamere, wenn die Worte nicht so häufig über die Gedanken hinausliefen. Der andere Mangel ist in Taines so reichem Talente selbst begründet. Er besitzt eine Künstlerader und eine Philosophenader, er versteht lebendig zu schildern und scharfsinnig zu speculiren. Unglücklicherweise aber sucht er den Philosophen auch da zu beschäftigen, wo der Künstler allein zu befehlen hat. Statt des Gemäldes gibt er dann graue Theorie. „Nennt mir das Land, sein Klima, den Zeitpunkt, die Umgebung und die Haupteigenschaft des Autors, und ich construire euch den Mann." „England ist ein feuchtes, sumpfiges Land, ergo haben die Engländer große Füße und gewaltige Whiskers. — Byron war ein Normanne, ergo wirkt in ihm die Berserkerwuth noch immer nach." Wo Taine seine Schablone vergißt, und seinem Pinsel freien Lauf läßt, wo der Philosophe dem Maler weicht — und dies geschieht zum Glücke häufig —, da ist er lebensvoll und wahr und erscheint dann ebenbürtig jenem seinen Beurtheiler englischer Literatur und Cultur, Emile Montégut, der seit 1847 zu den besten Essayisten der Revue de deux Mondes zählt.

Eine ehrenvolle Erwähnung schulden wir endlich auch dem Buche des Journalisten Odysse Barot: „Histoire de la littérature contemporaine en Angleterre 1830—1874 (Paris, Charpentier, 500 Seiten), einer guten Compilation, welche gelegentliche Ungenauigkeiten durch ihre lichtvolle Anlage, ihre gefällige Darstellung und ein umsichtig gesammeltes Material vergessen macht.

In Italien widmen die Zeitschriften der englischen Literatur von Zeit zu Zeit einen Artikel, und Camerini's gesammelte Aufsätze enthalten Lesenswerthes über Tennyson und seine Zeitgenossen.

Bei uns in Deutschland brachte „Unsere Zeit" 1879 nicht weniger als acht Artikel von Miß Mary Robinson über die heutigen Dichter Englands. Diese Arbeit fußt zum Theil auf Stedman, welchen sie nicht immer richtig verwerthet hat (siehe z. B. den Passus über die isometrischen Verse Tennysons), aber sie bringt auch manches Neue bei, namentlich mit Bezug auf die „minor poets". Weshalb ist das englische Original dieser Artikel nie im Drucke erschienen? Die „Rundschau" (Band VIII 1876) enthält einen lehrreichen Artikel über die englischen Revuen, (Band X) Wilhelm Scherers Aufsatz über George Eliot, (Band XI) einen Nekrolog von Max Müller über Kingsley, (Band XVI) eine Arbeit über Macaulay. Natürlich ist für die neuere Literatur Englands in erster Linie auch die „Gegenwart" und ihre einschlägigen Beiträge aus der Feder von Friedrich Spielhagen, Johannes Scherr, Leopold Katscher, H. Zimmern, Gottfried Kinkel u. A. anzuziehen.

In Buchform erschienen Treitschkes Aufsatz über Lord Byron, Strodtmanns Artikel über Swinburne, Brandes' „Moderne Geister"; „Aus und über England" von Karl Hillebrand (geschrieben 1873, als Buch gedruckt 1876). J. Scherrs Geschichte der englischen Literatur (2. Aufl. 1874) und Bornmüllers Biographisches Schriftstellerlexikon der Gegenwart (1882) sind trotz ihrer Lücken willkommene Orientirungsmittel. So fehlt es denn nicht an zahlreichen Führern durch die vielverschlungenen Pfade der heutigen englischen Literatur. Wem es auf die Hauptsachen ankommt, der halte sich an das Beste, wer aber, wie der arme Famulus des Doctor Faust, Alles wissen möchte oder sollte, der folge dem Grundsatze des alten Humanisten: „Nil spernendum."

Digitized by Google

Ein moderner Sünder.

Eine Plauderei.

Sonst, wenn der Sommer entschwunden war und auch der Herbst, diese eigenartige Doppelnatur, bereits aufgehört hatte, sich von seiner guten Seite zu zeigen, wenn er anfing, uns mit seinen Stürmen aufzuspielen und wohl gar, sei es auch nur um zu schrecken, einen frühzeitigen Schneefall entfesselte, mir konnte das Alles, in früheren Jahren, die Zufriedenheit nicht rauben. Ich gehöre nicht zu denen, die Unmögliches verlangen, noch dazu von der Natur, die des Schlummers um so mehr bedarf, je Großartigeres sie geleistet hat und, nach ihrem Wiedererwachen, leisten wird. Wenn also der Winter nahte, so sagte ich mir: Draußen ist es vorbei, jetzt mußt du Menschen aufsuchen. Und da ich wiederum nicht zu jenen Pessimisten gehöre, welche ihres Gleichen hassen, so freute ich mich dieser Nothwendigkeit und ging, natürlich nicht ohne sorgfältige Auslese, hierhin und dorthin. Hier bildete die Vergangenheit, also die Erinnerung an die sommerlichen Erlebnisse, dort die Zukunft, das heißt die Pläne für das kommende Jahr, den Mittelpunkt des Gesprächs. Die Gegenwart selbst kommt freilich in der modernen Unterhaltung oft recht stiefmütterlich fort, und es bedarf für die meisten Menschen einer äußeren, festgeformten Anregung, um sie zum Stillhalten zu vermögen, stillhalten hier nicht im körperlichen, sondern im zeitlichen Sinne gefaßt, zum Stillhalten am gegebenen Augenblicke, dessen Ablösung durch einen folgenden die Meisten gar nicht erwarten können, und der doch, wenn man sich darauf versteht, bekanntlich so schön werden kann, daß man ihm ein „Verweile doch!" zurufen möchte. Indeß, für jene äußere, festgeformte Anregung, welcher die Gedanken blos zu folgen nöthig haben, ist ja in unserem Zeitalter, und insbesondere in unserer guten Stadt eher in zu reichlichem, als zu dürftigem Maße gesorgt, durch Vorträge und Ausstellungen, durch Concerte und Theater; und so bietet der Anfang des Winters alljährlich eine recht bunte Perspective.

In diesem Jahre aber befinde ich mich in einer verzweifelten Situation. Seit der Herbst zum Sturmherbst geworden, seit die Städter aus dem Gebirge, von der See und vom Lande allmählich zurückkehren, bin ich, fast instinctiv, menschenscheu geworden. Ich, der sonst nur selten einen Tag vergehen ließ, ohne Menschen, denkende, fühlende Menschen zu sehen und zu sprechen, ich wage mich jetzt kaum auf die Straße, nicht des Sturmes wegen, der da heult — der hat mich niemals abgehalten; nein, eben der Menschen wegen, die ich sonst suchte, und die ich jetzt meide. Soweit ist es mit mir gekommen! Wenn ich einen unerläßlichen Gang habe, so setze ich mir meinen großen Calabreser auf, den ich mir vor zwei Jahren aus dem Süden mitgebracht habe — er ist freilich nicht mehr so ganz neu; aber um so besser! Wird er mich doch den Blicken meiner Bekannten um so sicherer entziehen! Kein Räuber aus den calabrischen Bergen hat seinen Hut je so tief ins Gesicht gedrückt, wie ich den meinigen. Und doch, ein paar Mal bin ich ertappt, angefaßt und angesprochen worden. Dem muß ich in Zukunft vorbeugen; ich werde also nur noch in geschlossenen Droschken meine Geschäfte erledigen. Das ist zwar auf die Dauer etwas langweilig und etwas kostspielig; aber was will das sagen, wenn ich nur der Ansprache meiner Freunde entgehe?

Schließlich fühle ich mich doch beengt in meiner Studirstube, und mit Freuden vernehme ich, daß Frau v. H., meine verehrte Freundin, mit der ich schon so manchen Winter verplaudert, die ich schon in so mancher schönen Gegend unsrer schönen Erde aufgesucht habe, in diesen Tagen, als eine der Letzten, von Ostende heimgekehrt ist. Zu ihr will ich gehen — nein, nicht gehen, fahren — natürlich im geschlossenen Wagen; ihr will ich Alles gestehen, und sie wird mir Absolution ertheilen. Sie weiß, daß ich nun einmal meine Fehler habe, daß ich hin und wieder sündige, daß ich in diese moderne Gesellschaft nicht so völlig hineinpasse; und wenn sie vielleicht auch nicht geahnt haben mag, daß ich mich auf diese Art in eben dieser Gesellschaft einst unmöglich machen sollte, daß ich einst gezwungen sein würde, mich auszuschließen und einzuschließen, wie ich es jetzt thue, — sie wird mich jedenfalls anhören; sie wird meine Gründe, meine Vertheidigung erwägen, und wenn sie mich erst freigesprochen hat, dann kann ich noch hoffen, mich auch in den Augen der Uebrigen rein zu waschen.

Wenige Minuten später drückte ich auf die elektrische Klingel vor der Wohnung der Frau von H., und fragte den öffnenden Diener, ob sie zu sprechen sei.

„Ich glaube nicht, daß die gnädige Frau schon — — aber ich will einmal fragen."

Jetzt erst wurde ich, auf die Uhr blickend, gewahr, daß ich in der Aufregung gar nicht die übliche Besuchszeit abgewartet hatte. In der That mußte ich mich eine geraume Zeit in dem Empfangszimmer mit mir allein beschäftigen. Endlich erschien sie.

„Das ist schön von Ihnen, Herr Doctor, daß Sie mich so bald aufsuchen!"

„So bald, das klingt wie Ironie, gnädige Frau; die Stunde ist sehr früh, so unerlaubt, daß ich — —"

„Daß ich Sie ein wenig warten lassen mußte; das ist wahr; aber Ihnen gegenüber thue ich das mit etwas leichterem Herzen, als bei Andern, weil ich weiß, daß Sie sich mit sich selbst vortrefflich unterhalten, und daß Ihnen daher die Zeit des Wartens keine so ganz verlorene ist. Und dann, wenn Sie ein Stündchen später gekommen wären, so wären Sie wahrscheinlich nicht der Erste gewesen, der mich gesprochen; und ich weiß doch, daß Sie darauf etwas geben."

„Sie erwarten also — —"

„Ihren Freund, den Regierungsassessor, der ebenfalls vorgestern zurückgekehrt ist und mir, wie er mir schrieb, Grüße persönlich übermitteln will."

„Dann werde ich Sie in der That nicht lange aufhalten — ich möchte ihm nicht gern begegnen."

„Ei, was ich höre! Sie sind auseinander?"

„Ich möchte ihn meiden, nicht mehr und nicht weniger als meine andern Bekannten. — Aber zunächst, wie ging es Ihnen und wie geht es Ihnen?"

„Nun, ich habe meine Franzensbader Kur geduldig wie alljährlich ausgehalten, mich dann am Rhein von den Strapazen der Langeweile erholt und schließlich in Ostende den sommerlichen Staub abgeschüttelt —"

„Soweit das in diesem Jahre nicht schon das Wasser von oben besorgt hatte."

„In der That, es war entsetzlich, dieses Regenwetter. Und wo waren Sie, wenn man fragen darf? Ach richtig, fast hätte ich vergessen, Ihnen für den hübschen Brief zu danken, den Sie mir zu meinem Geburtstage geschrieben haben. Er war übrigens von hier datirt. Sie müssen diesmal erst spät fortgekommen sein."

„Allerdings, etwas spät —"

„Aber was ist Ihnen denn eigentlich? Sie antworten so zögernd, Sie wollen Ihren Freunden nicht begegnen, Ihre ganze Art und Weise, es muß etwas vorgegangen sein ..."

„Allerdings, und etwas Entsetzliches."

„Etwas so Entsetzliches, daß Sie mir's, wie es scheint, nicht einmal sagen wollen! Nun, so muß ich mich aufs Rathen verlegen. Gewiß ist es unterwegs geschehen. Denn was könnte sich im Sommer hier, in der verlassenen Stadt, ereignen. Es fehlt ja der Stoff zu Ereignissen. Also unterwegs. Wenn ich nur wüßte, wo es geschehen ist. Können Sie nicht das wenigstens verrathen?"

„O daß ich es vermöchte! Aber ich würde Ihnen Alles offenbaren, wenn ich Ihnen dies Eine sagte."

„Sonderbar! Ich würde an eine Badegeschichte, an einen Brunnenklatsch denken; aber ich weiß, Sie halten es in einem Badeorte gar nicht so lange aus, daß Sie das schuldige oder unschuldige Opfer eines solchen werden könnten. Aber mein Gott, was können Sie denn verbrochen haben? Halt, Sie haben Sich verliebt!"

„Aber meine Beste, ist denn Lieben ein Verbrechen?"

„Ein Verbrechen allerdings nicht; aber es kann zur Blamage

Digitized by Google

werden, wenn man, so wie Sie, jahrelang der Liebe gespottet und stets feierlichst erklärt hat, von dieser Thorheit werde man sich fern halten. Und gerade heraus, nicht wahr, ich habe es getroffen?"

„Doch nicht. Und glauben Sie, wenn dem wirklich so wäre, daß ich dann nicht, um es recht prosaisch auszudrücken, gute Miene zum bösen Spiel machen würde?"

„Also eine andere „Sünde". Aber mich dünkt, es wird eine Sünde von ähnlichem Schlage sein. Wissen Sie, Herr Doctor, ich gebe es auf dies Räthsel zu rathen; und wenn Sie mir durchaus die Lösung vorenthalten wollen, so reden wir von etwas Anderem. Sie sehen, ich bin vertrauensvoll und weit entfernt, den Umgang mit Ihnen hinfüro meiden zu wollen."

Bei diesen Worten nahm Frau von H.s Stimme den Tonfall einer ebenso begreiflichen wie peinlichen Ironie an. Dies gewahr werdend, fuhr sie fort:

„Als Entschädigung für dieses Vertrauen verlange ich nun aber, daß Sie mir sagen, wo Sie den Sommer gewesen sind, in Engadin — ich weiß, wie sehr Sie es lieben — in Norwegen — es war dies Jahr sehr viel Verkehr dort — oder vielleicht gar in Schottland? Das wäre sicherlich etwas für Ihren gewählten Geschmack. Oder haben Sie sich, Ihrer sonstigen Gewohnheit entgegen, diesmal etwas mehr in der Nähe gehalten?"

„Nun denn, ich will es Ihnen sagen. Von der Schweiz, von Schottland, von Norwegen, von nah und fern, von allen Gegenden der Erde sprechen Sie. Wissen Sie aber, wo ich gewesen bin? Den ganzen Sommer über? — Hier zu Hause bin ich gewesen, und das eben ist mein Verbrechen. Ich war nicht verreist, und diese Abweichung von den Gesetzen der modernen Gesellschaft kann ich, wie ich erfahren habe, vor ihr nicht verantworten."

Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als Frau von H. bereits aus voller Kehle zu lachen anfing.

„Das ist aber wirklich außerordentlich komisch!"

„Komisch, sagen Sie? Tragisch, höchst tragisch. Lassen Sie sich erzählen und hören Sie mir freundlichst mit Nachsicht und Geduld zu; denn es ist eine lange Erzählung. Wenn der biedere Wandsbecker Bote heutzutage auf Erden weilte, so würde er Gelegenheit finden, zu seinem Reiseliede ein Pendant zu dichten, mit den Anfangsversen:

Wenn Einer keine Reise thut,
So kann er was erzählen.

Die Geschichte fängt an zur Zeit, sobald die ersten Lerchen schwirren; ja mitunter spukt sie schon gegen Ende des Winters, wenn der Ballsaal zum letzten Male vor seinen Ferien die Gäste empfängt. Es ist ganz besonders warm drinnen, das macht die laue Luft da draußen; eine Dame, gewaltig mit dem Fächer agirend, tritt an einen jungen Mann, sagen wir an mich heran und meint: Gott sei Dank, daß der leidige Winter mit seinen unvermeidlichen gesellschaftlichen Genüssen vorbei ist! Nicht wahr, Sie freuen sich auch des nahenden Sommers? Und ehe ich noch dieser Freude aufrichtigen Ausdruck verleihen kann, heißt es weiter: Was haben Sie für den Sommer vor? Sie sind gewiß mit Ihrem Reiseplan schon fertig? Da ich nun mit meinem Reiseplane weder „fertig" bin, noch ihn auch nur begonnen, ja meist nicht einmal überhaupt an ihn gedacht habe, so muß ich mir eine recht radicale Antwort suchen. Ich sage also zum Beispiel: Verehrte Frau, ich mache niemals vorher Reisepläne; ich packe einfach eines Tages den Koffer, lasse eine Droschke vorfahren und sage zum Kutscher: Fahren Sie mich auf irgend einen Bahnhof! In der That mache ich es meist wirklich nicht viel anders; und einmal, wo ich es, Scherzes halber, genau so gemacht habe, bin ich zu einer Sommerfahrt gelangt, die ich zu den amüsantesten meines Lebens zähle. Etwas dergleichen muß auch meine Gesprächsgenossin empfinden. Ja, wie gut es doch ein alleinstehender junger Mann hat, — meint sie — so frank und frei, ziellos und planlos, nur dem Zufall sich überlassend, die Welt durchstreifen zu können!

Hiermit ist das erste Examen überstanden. Daß ich den Examinatoren nie sehr hold war, ist begreiflich. Die Hauptsache habe ich aber erst in diesem Sommer entdeckt. Bisher habe ich mich nur immer darüber geärgert, daß man schon so frühzeitig, daß man überhaupt vorher Rede stehen muß, wohin man seine Schritte lenken werde. Aber hinter dem Ganzen steckt etwas viel Schlimmeres. Es wird da ganz stillschweigend, als etwas durchaus Selbstverständliches die Voraussetzung gemacht: Gereist wird — es fragt sich nur: wohin?"

„Aber bester Doctor, Sie müssen doch selbst gestehen, daß diese Voraussetzung in der überwältigenden Mehrzahl der Fälle mit Recht gemacht wird."

„Ich gebe zu, eine gewisse Schuld —"

„Und nun gar, was Sie speciell betrifft, so muß ich selbst bekennen: Sie haben uns in dieser Hinsicht so sehr — nun, wie soll ich sagen — verwöhnt, das Ihr Hierbleiben in der That in Erstaunen setzen muß."

„Das ist die Macht der Gewohnheit. Wie lange ist es her, da ging eine Bewegung durch die Stadt, wenn es hieß: Herr A. oder Familie B. gehen auf Reisen. Und heute kommt man ins Gerede, wenn man es wagt zu Hause zu bleiben. — Aber hören Sie weiter! Wenn die Examina, denen ich unterworfen war, allmählich seltener und seltener wurden, so verdanke ich es nur dem Umstande, daß mehr und mehr Fragende selbst verreisten. Ich hatte schließlich einige Wochen Ruhe. Was aber nun kam, dagegen erschienen die Frühjahrsexamina nur wie eine Art vertraulicher Vorprüfung. „Sie sind noch hier?" — „Es wird etwas spät für Ihre Reise werden." — „Sie wollen gar nicht fort? Ja, wer das glaubte! Sie machen ja Ihre Pläne stets im letzten Momente!" — Sie sehen, gnädige Frau, ich wurde in meiner eigenen Schlinge gefangen. Und wenn ich schließlich dem Frager erklärte, ich sei weder fortgewesen, noch beabsichtige ich für den Rest des Sommers fortzugehen, da entfernte er sich kopfschüttelnd, wie wenn er eben die Entdeckung gemacht hätte, daß es um Jemand nicht so ganz richtig bestellt wäre. Nun können Sie sich vorstellen, in welcher Weise von mir in der Gesellschaft gesprochen werden mochte. Der Eine vermuthete, ein holdes Wesen fesselte mich an die Stadt; ein Andrer dachte sich, mehr prosaisch, nicht mein Herz voll, sondern meine Kasse leer; ein Dritter schloß, ich müsse krank sein und nicht die Kraft zum Reisen in mir fühlen; kurz, ein Heer von Gerüchten gerieth in Umlauf; und wenn sich mir jetzt Einer nahte, so wußte ich: er fragte nicht mehr nach der Reise; nein, er sprach von Theilnahme, er hätte gehört, ich fühlte mich nicht wohl — oder ob er mir vielleicht eine Anweisung auf seinen Züricher Banquier mitgeben könne, oder dergleichen mehr — lauter ebenso wohlgemeinte wie für mich wohlthuende Anerbieten. Nimmt es Sie jetzt noch Wunder, daß ich meine Bekannten mied, daß ich zum Einsiedler wurde?"

„Gewiß nicht. Da Sie sich nun aber doch einmal aus Ihrem Versteck heraus und zu mir gewagt haben, so gestatten Sie mir vielleicht eine Frage."

„Mit Vergnügen."

„Ich bemerke aber, daß sie nichts weniger als originell ist."

„Sie wird originell dadurch, daß sie aus Ihrem Munde kommt."

„Warum sind Sie denn nun wirklich nicht verreist?"

— Ich hätte beinahe gesagt: Also auch du, mein Sohn Brutus! Aber ich unterdrückte es und bemerkte: „Gestatten Sie mir statt der Antwort eine Gegenfrage. Warum sind Sie denn eigentlich verreist?"

„Ich? Nun aus tausenderlei Gründen: erstens, weil ich ins Bad mußte, zweitens, weil mir die Zeit hier zu lang, drittens, weil mir die Luft hier zu schlecht geworden wäre, viertens, weil ich wieder einmal andere Eindrücke, weil ich Beschäftigung für den Geist haben wollte, die für eine Frau im Sommer hier in der Stadt schwer zu haben ist, kurz, weil ich das Bedürfniß fühlte zu reisen."

„Gut. Von dem Einfluß, den auch hier die Mode ausübt, wollen wir absehen. Also Sie reisen, weil Sie das Be-

Digitized by Google

dürfniß fühlen zu reisen. In ganz analoger Weise bin ich nicht gereist, weil ich nicht das Bedürfniß fühlte zu reisen. In ein Bad brauche ich glücklicher Weise nicht zu gehen. Lange Weile ist mir bei der Fülle von Arbeitsstoff, der mir zur Verfügung steht, fremd. Die Luft, die ist freilich recht schlecht hier, und selbst in der nächsten Umgegend schafft die höher steigende Sonne eine kaum erträgliche Hitze. Aber ich habe mir geholfen, indem ich der Sonne vorangeeilt bin; täglich früh Morgens ging ich in Wald und Feld hinaus, und war zurück, ehe die Langschläfer das Frühstück erledigt hatten. Abends ruderte ich oder setzte mich auf den Dampfer und bildete mir ein, ich genösse die Seebrise; es weht in der That auf unserem breiten Strome etwas dem Aehnliches, namentlich spät Abends. Es läßt sich wirklich aushalten, und es spielt viel Einbildung beim Luftwechsel mit. Als ich einmal in Innsbruck — es war ein prächtig frischer Tag — einen Professor aufsuchte, sagte mir das Dienstmädchen: Der ist nicht zu Hause, der ist in der Sommerfrische. — Was schließlich die neuen Eindrücke betrifft, von denen Sie sprachen, so war ja in diesem Sommer reichlich auch hier dafür gesorgt: Wettrennen, Kaisermanöver, Sängerfest u. s. w."

„Das habe ich freilich Alles versäumt."

„Ja noch mehr. Nicht allein, daß ich nicht das Bedürfniß fühlte zu reisen, ich fühlte geradezu das Bedürfniß zu Hause zu bleiben. Offen gestanden, ich war im Winter etwas faul gewesen, ich hatte gründlich nachzuholen. Und um allgemein zu werden: ich meine, wenn eine Reise genußreich werden soll, so muß sie verdient sein."

„Das klingt sehr schön, Herr Doctor. Wie aber, wenn ich mir für meine Person einen kleinen Zweifel erlaube? Ich maße mir gewiß kein Verdienst an; und doch habe ich mich noch stets vortrefflich unterwegs amüsirt. Oder bezieht sich Ihr Satz nur auf das männliche Geschlecht?"

„Keineswegs. Man muß nur unter Verdienst immer das Rechte verstehen. Und wodurch kann eine Frau sich die Erholung sommerlichen Wanderlebens reichlicher verdienen, als wenn sie, wie Sie, verehrte Frau, den Mittelpunkt eines ebenso gemüthlichen wie anregenden Verkehrs bildet und dadurch den Winter erst zu einer Jahreszeit macht, in welcher es sich lohnt zu leben?"

„Zu viel Ehre, Herr Doctor! Ich lege mir die Sache anders zurecht. Ich sage: Wer vier Wochen lang in Franzensbad hat zubringen müssen, der hat sich eine Vergnügungsreise redlich verdient."

„Das kommt hinzu. Kurz, irgend ein Verdienst muß vorhanden sein; und sei es auch nur das Verdienst, sich genügend auf die Reise vorbereitet zu haben."

„Nun denn, Herr Doctor, ich ertheile Ihnen hiermit feierlichst Absolution, spreche Sie jeglicher Sünde frei und erkläre Sie für befähigt, die Gesellschaft wieder aufzusuchen. Das hätten Sie doch aber viel bequemer gehabt, wenn Sie all das, was Sie mir vorbrachten, den Andern auch gesagt hätten!"

„Meinen Sie, daß man mir geglaubt hätte? Ich war vom Gegentheil überzeugt."

„Man wird Ihnen glauben, wenn ich Ihnen assistire."

„Das würde mich freuen. Und wenn ich dann wirklich die Leute überzeugt haben werde, daß man keinen speciellen Grund haben muß, um daheim zu bleiben, dann werde ich, voll Befriedigung des Geleisteten, meinen Plan ausführen."

„Welchen Plan?"

„Ich will es Ihnen ins Ohr sagen: ich will diesen Winter nach Italien, und das ist's eigentlich, weshalb ich im Sommer hiergeblieben bin. Aber bitte, sagen Sie es nicht weiter; denn sonst —"

„Sonst geht die Moral verloren!"

A. Ch. Bauer.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ebbe und Fluth.

Posse mit Gesang in drei Acten. Mit freier Benutzung eines Hennequin'schen Schwanks von E. Jacobson.

Der Hennequin'sche Schwank ist das im Februar 1878 am Pariser Variétés-Theater zur ersten Aufführung gelangte Lustspiel von Hennequin und Albert Millaud: „Niniche", — ein Stück, das in Paris an zweihundert Wiederholungen erlebte. In Berlin wurde die auch im Wiener Carltheater mit großem Erfolg aufgeführte deutsche Uebersetzung polizeilich beanstandet und das Verbot gegenüber all den späteren Bearbeitungsversuchen aufrecht erhalten, so daß dem Director des Wallnertheaters nichts Anderes übrig blieb, als auf Grund des verpönten französischen Originals ein fast neues Stück schreiben zu lassen. Er wandte sich für diese Arbeit an seinen beliebten Hausdichter Jacobson, der das schwierige Problem gut gelöst und aus dem echt französisch übermüthigen Lustspiel eine sittsame Berliner Posse gemacht hat.

Wenn ich aber die französische „Niniche" ein Lustspiel nenne, so folge ich dem Theaterzettel der Variétés. In Wahrheit gehört das Original einem ganz neuen Genre an. Es ist halb Vaudeville, halb Operette. Der Umstand, daß die Titelrolle für die ausgezeichnete Coupletsängerin Madame Judic geschrieben war, veranlaßte die Autoren, dem musikalischen Theil eine solche Bedeutung zu geben, daß z. B. im zweiten Act die Handlung ganz opernhaft in einer musikalischen Scene weitergeführt wird, was bisher noch in keinem Vaudeville vorgekommen ist. Auch der an Ungereimtheiten und Tollheiten reiche Inhalt weist auf die Vorbilder Offenbachs und Hervés aus der ersten Blüthezeit der Operette hin. Niniche, schlecht und recht eine Cocotte, hat einen polnischen Grafen und Diplomaten geheirathet, der ihr Vorleben nicht kennt und keine Ahnung hat, daß sie die Maitresse des Sohnes seines königlichen Herrn, des Großen Stanislaus, gewesen ist; sie wird jetzt durch die Umstände genöthigt, noch einmal „bei der Vergangenheit einen Besuch zu machen" und Niniche zu werden. Als Gräfin trägt sie ihr natürliches rabenschwarzes Haar, als Niniche zeigte sie sich im wohlgefärbtesten Blond. In diesem Perrückenwechsel liegt der beste Witz der Rolle und des Stückes. Die ehrsame Frau Gräfin hat als Niniche Schulden hinterlassen, und die Gerichtssiegel sind bereits an ihr „jungfräuliches Gemach" in Paris gelegt worden. Zu ihrem Schrecken erinnert sie sich im Seebade, wo sie eben an der Seite ihres Gemahls weilt, daß in ihrem Secretär ihre galante Correspondenz mit dem jungen Prinzen Ladislaus, die sie in ihrer jetzigen Stellung leicht compromittiren könnte, liegen geblieben ist, und ihre Angst verdoppelt sich, als sie erfährt, daß der alte Polenkönig soeben einem seiner Geschäftsträger die Mission ertheilt hat, ihm diese Briefe um jeden Preis zu verschaffen, und daß dieser Diplomat kein anderer ist, als — ihr Mann. Und nun sehen wir im Verlaufe des Stückes Niniche, ihren Gemahl, einen ehemaligen Anbeter und einen phantastischen Bademeister auf der wilden Jagd hinter diesen Briefen her, die von Hand zu Hand oder eigentlich von Hose zu Hose gehen, denn das Unaussprechliche oder vielmehr die Unaussprechlichen spielen in diesem ausgelassenen Stücke eine so wichtige Rolle, daß die sittliche Entrüstung des Berliner Polizei-Präsidiums fast begreiflich erscheint.

Der deutsche Bearbeiter hat die Haupthandlung beibehalten, obwohl seine Niniche — Caprice oder Frau Fluth (!) nennt er sie — eine leidlich sittsame Dame ist, deren einzige Extravaganz darin besteht, daß sie zum Vergnügen der Kunstenthusiasten auf einer wohlaccreditirten Bühne als prima ballerina di primo cartello aufgetreten war, was sie unbegreiflicherweise ihrem polnischen Eheliebsten verheimlicht hat. Auch da und dort ist manche polizeiwidrige Anzüglichkeit nicht mit herübergenommen. Die Pantalons treten weniger cynisch in den Vordergrund. In „Niniche" trägt der edle Pole den glücklich erbeuteten Briefwechsel seines Prinzen höchst despectirlich in der Hosentasche, und Niniche und ihre Helfershelfer verfallen auf das geniale Mittel, ihm ein Bad aufzunöthigen, während dessen das Kleidungsstück entwendet und so radical durchforscht wird, daß es der Länge nach zereißt, worauf dann der Graf in

Digitized by Google

höchst unvollständiger Toilette aus dem Badezimmer schleicht. Jacobson hat an die Stelle der lädirten Inexpressibles decenterweise einen Gehrock gesetzt, was wenigstens im Hinblick auf den guten Geschmack gelobt werden kann. Um so komischer ist eine andere Neuerung Jacobsons. Sie bezieht sich ebenfalls auf das beliebte Thema. Es ist die Jagd nach der blauen Hose. Ein rabbiater Badegast, welcher sich von einem Individuum beleidigt glaubt, von dem er sich nur das Eine gemerkt hat, daß er cyanblaue Beinkleider trägt, eilt hinter seinem Gegner her, der sich und seine blauen Verräther in einen Badekarren flüchtet; der Wilde reißt aber die Thüre auf, doch nur um sich alsbald in aufrichtigen Entschuldigungen zu ergehen: der Boden des Karrens ist nämlich eingebrochen, und von dem Verfolgten bekommt man auf diese Weise gerade jenen Theil nicht zu sehen, der mit dem blauen Indicium bedeckt ist. Weitere Entdeckungen werden durch einen langen Mantel und Zusammenknicken der Kniee vereitelt. Zuletzt aber — und dieser drastische Zug gehört nur der deutschen Bearbeitung an — stürmt eine ganze Schaar ebenfalls blau behoster Kellner herein und zwar gerade im Augenblick, da der wilde Jäger sein Opfer gepackt hat. Rathlos steht er nun vor diesem Pleonasmus von blauen Beinfutteralen. Welcher ist sein Gegner? Der Vorhang senkt sich, noch ehe das blaue Wunder ergründet ist.

Anderes ist minder glücklich wiedergegeben oder geändert, doch muß man nicht vergessen, daß der deutsche Autor mit einer sich in Aesthetik und Ethik mischenden Polizei zu rechnen hatte. Am empfindlichsten sind die Striche in der Rolle des Bademeisters. Im Französischen ist Monsieur Grégoire, der schöne Baigneur von Trouville, nur Bademeister aus Liebe zum schönen Geschlecht, hat es aber sonst nicht nöthig. Von zehn bis zwölf arbeitet er begeistert, um die Damen in verführerischem Negligé aus nächster Nähe zu sehen, aber Nachmittags ist er wieder tadelloser Gentleman und Lebemann, und gerade dieser Dualismus — derselbe Costümeffect wie Niniches Haarwechsel — sichert den besten Heiterkeitserfolg, wenn man sieht, wie der simple Bademeister in lustigem Gewande in seinem Karren verschwindet und gleich darauf als vollendeter Stutzer erscheint. Dadurch, daß Jacobson den Bademeister zu einem wirklichen und wahrhaftigen Neptun von Beruf gemacht, hat er von vornherein auf einen unwiderstehlich heiteren Effect verzichtet. Daher konnte denn auch Herr Engels aus der ihrer Pointe beraubten Figur nicht viel machen, und auch Fräulein Wegner, welche die im Grunde doch unanständige Heldin höchst ehrbar geben sollte, erschien ebenfalls gehemmt und unbehaglich. Um so heimischer fühlten sich die Beiden, wenn sie nach althergebrachter Coupletmanier vollständig aus ihren Compromißrollen fallen durften. Dann konnte man sich ohne Rückhalt dieser zwei trefflichen Künstler freuen, so daß recht eigentlich die Gesangseinlagen den Erfolg des Abends entschieden haben.

Z.

Kunstausstellungen.

Im Künstlerverein. — Aeltere Aquarelle von Menzel in der Nationalgalerie.

Dunkle Gerüchte von ganz besonderen Herrlichkeiten hatten die Erwartung auf die zweite Folge in den Räumen des Künstlervereins ziemlich hoch gespannt. Leider ganz unnöthiger Weise, denn die Zahl der guten Bilder ist bedeutend geringer ausgefallen als im vergangenen Monat. Das Vergnügen am Sensationellen findet allerdings etwas besser seine Rechnung. Es wird ein leibhaftes Zugbild vorgeführt, ein Publicumbild, wie es einer der Aufseher nicht gerade wohlklingend aber sehr bezeichnend nannte.

Wir würden es gern mit Stillschweigen übergehen, doch sein Gegenstand ist so schlimmer Natur, daß wir gegen seine innere Verdorbenheit laut und entschieden Einspruch erheben müssen. Bis jetzt hat uns noch kein Andrer geboten, was in seiner Lucrezia Borgia, die sich vor ihrem Vater, Papst Alexander VI. und seinem Hofe als Tänzerin producirt, Hermann Kaulbach wagt.

Eine sinnliche Erscheinung darzustellen ist zwar ein unveräußerliches Recht der Kunst. Sie läßt es sich auch niemals verkümmern, so lange sie Frische und Gesundheit besitzt. Erst in der Zeit des Niederganges oder in Perioden der Unentschlossenheit, wie die unsre, verfällt sie darauf, die Wirkung der Sinnlichkeit zu schildern. Das ist auch Kaulbachs Absicht. In fratzenhaftem Grinsen umspielt das Wohlgefallen den Mund aller Zuschauer vom thronenden Vater in den weißen Gewändern seiner heiligen Würde, vom herausfordernd dreinschauenden Bruder bis zu dem Zwerg, welcher der Tanzenden die Laubgewinde hält. Soweit ist die Scene in der modernen Kunst nicht neu, Siemiradzki und die Franzosen haben in andern Gewändern dasselbe gezeigt. Hermann Kaulbach aber sucht seine Vorgänger noch durch die Hereinziehung des historischen Skandals zu übertrumpfen und macht den unästhetischen Stoff dadurch zu einem geradezu unmoralischen. Was an der üblen Nachrede, die von der reactionären Bewegung der Spätrenaissance über die Heiden der Blüthezeit in Umlauf gesetzt wurde, im letzten Grunde wahr sein möge, bleibt ganz gleichgültig dabei, wir Alle kennen die Historien, und sie fallen uns beim Anblick der Scene wieder ein. Aeußerlich tritt Kaulbach lammfromm auf. Die Lucrezia erschreckt weder durch eine riskirte Stellung noch durch Verzicht auf Toilette. Sie trägt eine Art vortheilhaften Bajaderenschleiers und macht eine so rührend unschuldige Miene mit kindlichem Augenaufschlag, als brächte sie sich einer edlen Sache zum Opfer. Bei solchem Gehalt ist es schließlich ganz gleichgültig, wie hoch das Werk technisch steht. Für die Wahl des Stoffes fehlt dem Künstler die eine Entschuldigung, die für einen so groben Mißgriff als Entschuldigung dienen könnte: eine überschäumende Kraft.

Nach diesem in sich so ungesunden Produkt thut es einem wohl, sich zu einem Werke zu wenden, wie R. Böhms Thusnelda, die von ihrem Vater Segest dem Germanicus übergeben wird. Freilich nur wegen der auf das Ideale gerichteten Gesinnung und dem Ernst des Künstlers, der seine Schöpfung auch technisch zur möglichsten Vollendung bringen möchte; der Stoff ist zwar ein gewissermaßen patriotischer, und es wäre nicht undenkbar, daß eine reife Kraft uns durch das tragische Schicksal der deutschen Fürstin erschüttern könnte. Aber das vermag Böhm noch nicht. Sein lebensgroßer Segest, der im Mittelpunkt des Bildes uns den Rücken zuwendet und mit der Rechten dem römischen Feldherrn ziemlich roh seine Tochter weist, gehört mit seinem Wolfsfell und seinen Bundschuhen noch zu sehr in die Gattung der Theatergermanen nach Wagners Phantasie. Thusnelda ist dieselbe, die nachher auf Pilotys Riesenbild königlich durch die Straßen Roms schreitet. In langen Gewändern und aufgelöstem Haar steht sie mit finsterm Ausdruck im Schatten eines Vorbaues. Die vor ihr mit einem Kinde auf dem Arm verzweifelt zu Boden gesunkene germanische Jungfrau würde die königliche Geberde der hochaufgerichteten Thusnelda steigern, wenn man nicht die Absicht merkte. Des Gleichgewichtes wegen kniet auf der andern Seite neben dem Feldherrn ein Germane. Dieses Arrangement der Hauptfiguren erinnert ebenso sehr an das Theater wie die Vertheilung der Massen, rechts neben Thusnelda der Chor klagender Weiber, links hinter dem Römer die schreienden Soldaten. Die Hauptfiguren haben überdies noch nicht gelernt, sich auf der Bühne zu bewegen, und weder Segest noch Germanicus ist mit sich im Reinen, was für ein Gesicht am besten zu der Situation paßt. Dem ernsten Wollen des, wie es scheint, noch jungen Künstlers gegenüber thut es uns herzlich leid, daß wir nicht warm werden können. Aber wer ein Gewand durchbildet wie den reich gestickten Mantel der Thusnelda, und Acte zeichnet, wie die Frauen und der rechte Arm des Segest, von dem darf man erwarten, daß er über kurz oder lang das Schema verlassen wird. Wir sind auf Böhms nächste Arbeit gespannt.

Als drittes Historienbild reiht sich A. v. Werners Luther auf dem Reichstage zu Worms an. Trotz der geringen Dimension, die an eine Skizze denken läßt, geht die Ausführung so sorgsam vor, daß über die Absicht des Künstlers bei keinem der zahlreichen Köpfe ein Zweifel bleibt. Mit herausfordernder Haltung steht Luther als Mönch in dem prunklosen Raum, an dessen kahlen Wänden die Herolde nur mit Mühe das Gedränge der Zuschauer in Schranken halten können. Er hat den Blick auf Karl V. gerichtet, der im Schatten des Baldachins zwischen den Fenstern kaum zu erkennen ist. Wenn der äußere Apparat nicht an die allbekannte Scene erinnerte, aus der Geberde dieses Luthers würden wir nicht auf die Vermuthung gerathen, daß es sich um einen der ergreifendsten historischen Momente handelt. Er hat die Linke wie zum Schlage ausgestreckt und auf seinem Gesichte liegt nichts von jenem gewaltigen Willen, der im Kampf mit einer Welt nicht schwankte, sondern nur eine rein physische Streitlust. Die Bewegung der Lippen streift sogar das Gemeine. Man könnte die Gestalt für einen frechen Bußprediger halten, der zur Fastenzeit dem Fürsten und seinem Hof eine Strafpredigt hält. Denn auch

Digitized by Google

die Gesichter der Umgebung erinnern nicht an jene Epoche, deren aufrüttelnde Bewegung Physiognomien bildete wie die unsre. Bart und Haar sind geschnitten, wie die Zeit es verlangt, aber man sollte glauben, eine Versammlung von Handwerkern vor sich zu haben, und nicht die Blüthe eines Volkes, in dem ein Dürer schafft, das einem Hutten zujubelt. Man darf sich jedoch über diese Unzulänglichkeit nicht wundern. Der Mangel in Werners Begabung muß mit Nothwendigkeit bei einem historischen Stoffe weit nachdrücklicher bemerkbar werden als da, wo er in der Gegenwart bleibt. Er vermag mit einer seltenen Schärfe das Aeußere einer Gestalt, die Züge eines Gesichtes festzuhalten, aber er bleibt bei der Wiedergabe des geistigen Ausdruckes unter der Wirklichkeit zurück. Ihm das zum Vorwurf zu machen, wäre nicht gerecht, Niemand kann über seinen Schatten springen. Aber man muß sich bei der Stellung des Künstlers über die Thatsache klar sein.

Das Genre bietet diesmal reichliche Abwechslung. — Wie Edmund Harburger sein Bild benennt, haben wir gar nicht beachtet. Es bedarf auch keines Namens, um in seinem ganzen Inhalt verstanden zu werden. Wir haben wieder mit einer der von unzudringlichem Humor durchwehten Wirthshausscene zu thun. Vor seinem jungen Gaste, der ihn mit leisem Lächeln anblickt, steht der behäbige Wirth und sieht mit unsäglichem Behagen auf die Meerschaumpfeife, die er im Munde trägt und durch ein Riesenfutteral vor jeder Berührung geschützt hat. Auf seinem Gesichte liegt ein Ausdruck wohlthuenden Selbstbewußtseins, der bei erfahrenen Männern den Nachklang einer nachdrücklichen Rede zu bilden pflegt. Wie fest sind die beiden durch dieses ganz unscheinbare Mittel zu einer Gruppe verbunden! In der Verarbeitung solcher scheinbar undedeutender Stoffe liegt Harburgers Stärke. Die vollkommene Absichtslosigkeit seiner Werke nähert seine Arbeiten den Schöpfungen naiver Zeiten. Und doch ist er ohne die Schule des ganz modernen Humors, den die Münchener Fliegenden Blätter pflegen, gar nicht denkbar.

C. Röchlings Name ist bis jetzt weiteren Kreisen hauptsächlich durch seine lebensvollen Illustrationen aus dem Berliner Straßenleben bekannt, die das „Daheim" bringt, durch seine Scenen aus dem Landsknechtsleben, die von süddeutschen Fabrikanten auf Majolikatellern vervielfältigt werden, und durch seine Thätigkeit als Illustrator militärischer Blätter. Dem Kriegsleben entnimmt er auch mit Vorliebe die Stoffe zu seinen Gemälden. „Zu Tode wund" spielt in einem zerschossenen und ausgebrannten Hause, zwischen dessen halbeingestürzten Wänden eine kleine Zahl der Unsern sich des Feindes erwehren. Einen tödtlich getroffenen Kameraden haben sie beiseite getragen und im Schutz der Mauer auf die Trümmer gebettet. Er fühlt sein Stündlein kommen und reicht mit flehendem Blick einem jungen Soldaten, der zu ihm herangetreten ist, sein Taschenbuch. Im Angesicht des Sterbenden scheint das junge Blut einen Augenblick zur Besinnung über sein eigenes Schicksal zu kommen. Aber es gilt kein Verweilen, schon zieht es ihn zu dem Fenster, an dem aus den Gewehren seiner Genossen der lichte Pulverdampf aufsteigt, und diese doppelte Regung drückt sich in der Haltung aus. Die Linke hält das Gewehr auf den Boden gestemmt, und nur halb beugt er sich zu dem Verscheidenden. Durch diese Bewegung ist dem Bilde jede Sentimentalität genommen. Diese würde sich außerdem auch schwer mit der sorgfältigen Durchführung vertragen, die auf reiche Studien schließen läßt. Die zeichnerischen Qualitäten des Bildes sind sehr bedeutend, nur das Colorit, obgleich ungemein wahr, erscheint ein wenig schwer.

Die Kasseler Schule vertritt auf unsern Ausstellungen selten ein Andrer als der Schlachtenmaler Kolitz, von dem der nächste Turnus ein neues Bild bringen soll. Ein vielversprechender Schüler, C. Sellmer, hatte auf der letzten akademischen Ausstellung ein launiges Genrebild aus dem Jägerleben, „Ohne Jagdschein", andre kleinere Sachen brachten im Laufe des Winters unsere Kunstsalons. Sie waren im Stoff nicht neu, hatten aber einen so frischen Zug, daß man sie nicht ohne weiteres wieder vergaß. Trotzdem hat er uns durch sein größeres Gemälde: „Wilderes Rache" nicht wenig überrascht. Im Zimmer des Försterhauses liegt der Erstochene auf der Bahre, wie man ihn vom Walde hereingetragen hat. Um ihn sind Gerichtsbeamte und Aerzte beschäftigt, während von der Familie nur im Schatten eines Nebengemaches die Gestalt eines älteren Mannes erkennbar ist, der ein junges Weib an seiner Brust hält. Den Nachdruck hat der Künstler auf die Charakterisirung der Fremden gelegt, die in einem solchen Augenblick in den Kreis der Familie treten, und hier entfaltet er ein seltenes Talent der Beobachtung. Der alte Mediciner, welcher sich über die Leiche beugt, der junge College, der sich mit gelassener Miene den Aermel zurückschiebt, um die Hand frei zu haben, der würdevolle Justizrath im Pelz, der sich mit achselzuckender Bewegung zu einem Untergebenen des Todten wendet, der kahlköpfige Schreiber am Tisch, sie Alle sind ohne jede Uebertreibung in ihrer berufswürdigen Gleichgültigkeit geschildert. Ein feiner Takt hat den Künstler bewahrt, den Schmerz der Familie als Contrast zu betonen. Nur ein halbwüchsiger Bursche, ein Knecht oder Gehülfe, steht neben dem handtirenden Arzte mit dem Ausdruck der tiefsten Erschütterung in dem halbintelligenten Gesicht. Er hält die Mütze in den gefalteten Händen vor sich hin und beugt sich zu dem Alten, als ob er die Hoffnung noch nicht fahren lassen könnte.

Von J. E. Strecker athmet ein kleines Bild ganz prächtig die Stimmung, die es ausdrücken will. „Behaglich" sitzt eine ältere Frau vor dem Fenster mit weißen Gardinen, durch das die Wintersonne ins warme Zimmer strömt, und schenkt sich aus schlichten Gefäßen den Kaffee ein. Der Vogel am Fenster bläht das Gefieder auf, und draußen liegt auf Dach und Weg der Schnee. Das Alles ist nicht neu, aber so herzlich empfunden sieht man es gern. Vergessen wir nicht ein anspruchsloses aber ganz vortreffliches Bildchen von W. Amberg, der Herrensteg in Misdroy, auf dem zwei junge Mädchen stehen geblieben sind, um eine Anzeige an der Mauer zu lesen.

Die Porträts sind wieder ziemlich zahlreich, aber wir wollen uns damit begnügen, in H. v. Angelis Gräfin Czernin, Knaus' Bildniß eines dunkeln Mannes — wieder einmal ein Meisterwerk —, Gräfs brillantem Brustbild von Windscheid, zwei Porträts von O. Begas und dem in der Farbe etwas grauen aber frappant gezeichneten Vollbild eines Knaben von C. Stauffer die hervorragendsten zu nennen.

Unter den Landschaften beanspruchen die beiden großen Schilderungen südlicher Gegenden von Eugen Bracht ein besonderes Interesse, weil dieser Künstler vor kurzem an Wilbergs Stelle die Leitung einer Landschafterklasse in der Berliner Akademie übernommen hat. Ebenso hat er bei den Arbeiten an dem großen Panorama der Schlacht von Sedan, das A. von Werner im Verein mit C. Röchling, O. Kenike und G. Koch ausführt, die Erbschaft des Verstorbenen angetreten. Er steht im besten Mannesalter und ist erst nach manchen Kämpfen definitiv bei der Kunst geblieben, die ihm im Anfange seiner Laufbahn so herbe Entmuthigungen brachte, daß er von ihr abstand, und erst nach zehnjähriger Thätigkeit als Kaufmann zu ihr zurückkehrte. Seine Lieblingsthemata sind Haidegegenden und die Wüste. In der Nationalgalerie repräsentirt sein Schaffen eine im vergangenen Jahre auf der akademischen Ausstellung gekaufte Ansicht des todten Meeres. Die beiden Gemälde im Künstlerverein, „Im Sonnenbrand" aus dem peträischen Arabien und der Palmenhain bei Bardinghera, sagen über ihn nichts Neues aus. Nur daß sie etwas nach Manier schmecken.

Bennewitz von Loefens Märkische Landschaft führt uns vor den ruhigen Spiegel eines Sees mit waldigen Hügelufern, in den eine schmale Landzunge mit durchsichtigem Baumwuchs weit vorspringt und das jenseitige Gestade wie durch einen Schleier zeigt. Das Wetterhorn von Harrach macht in den hellgelben Tönen des Vordergrundes und den mit großer Bravour behandelten Felsen in der Ferne einen starken Effect, der nicht zum kleinsten Theile von dem dunklen Rahmen bedingt wird. Eine etwas kühle Holsteinische Landschaft von B. Ruths gehört in der tiefgefühlten Wiedergabe der idyllischen Stimmung zu den besten Arbeiten des Künstlers und ist von Manier ganz frei, ein Vorzug, den nicht alle seine Werke theilen. Tübbeckes beiden Winterlandschaften, von denen die größere eine Ansicht von Marburg als Hintergrund des Wasserspiegels bietet, zeigen uns den liebenswürdigen, sorgfältig vorgehenden Künstler seinem Lieblingthema, der schneelosen Winterlandschaft, getreu.

Im Stillleben glänzt Hermine von Preuschen durch ihre flotten farbenprächtigen Compositionen von äußerst decorativer Wirkung. —

Das Album von A. Menzel, zehn Blatt Aquarelle, für einige Zeit in der Nationalgalerie dem Publicum zugänglich gemacht, ist eine ältere Arbeit und den meisten Zeitgenossen nur durch die Tradition bekannt. Es kam gleich nach seiner Entstehung 1854 an den russischen Hof, in dessen Sammlungen es nur selten einem Fremden zu Gesichte kam. Und doch handelt es sich um eins der bedeutendsten Werke unserer Kunst. Man kann es der Verwaltung der Nationalgalerie nicht genug Dank wissen, daß sie der jüngeren Generation die Kenntniß dieser einzigen Schöpfung zu vermitteln unternommen. Ohne sie wäre das Bild des großen Künstlers nicht vollständig.

Digitized by Google

An das Album knüpft sich eine historische Erinnerung. Es wurde im Jahre 1854 von Friedrich Wilhelm IV. der Gemahlin des Kaisers Nikolaus zum Andenken an das Fest der weißen Rose gesandt — jene Ritterspiele, mit denen fünfundzwanzig Jahre früher die preußische Prinzessin in Berlin gefeiert wurde, als sie zum ersten Male als Kaiserin von Rußland ihre deutsche Heimat besuchte. Ursprünglich sollte nur das Fest geschildert werden, welches den Anlaß gegeben. Dann aber wurde die Idee auf eine Verherrlichung der berühmtesten Turniere in preußischen Landen erweitert. Menzel fand dabei die vielseitigste Gelegenheit, seine unsagbare Begabung für die Auffassung des historisch Charakteristischen zu entfalten. Wie kläglich muthen uns heut die meisten der großen Historienbilder jener Zeit an, in denen die antiquarische Gelehrsamkeit, so prunkend sie auftritt, der folgenden Generation nur ein Lächeln entlockt. Menzel schaltet mit den Formen der vergangenen Perioden ganz frei und selbstständig, er vermag in ihnen zu denken und zu erfinden. Diese Fähigkeit haben wir bis jetzt fast ausschließlich im Stil des Rococo an Menzel zu bewundern Gelegenheit gehabt. Das Album zeigt ihn ebenso trefflicher in früheren Perioden.

Das erste Blatt bildet die Einleitung. Ein Gedicht von Scheerenberg gab dem Künstler Stoff zu einer sinnigen Composition. Am Fuß eines alten Tannenbaumes sitzt ein uraltes Weib und spinnt. Scherzende Liebesgötter fangen den Faden auf und schlingen ihn durch die Zweige des Baumes über die bunten bedeutungsvollen Blumen am Boden und einen blühenden Rosenstrauch, der als lieblicher Gegensatz neben dem Waldbaum aufgesprossen ist. Dann erfaßt der Wind den Faden und zerreißt ihn in flatternde Stücke, deren Verschlingungen die Worte des Gedichtes bilden. Der Künstler hat zwischen den Zeilen seiner lustigen Erfindungsgabe in allerlei Einschiebseln freien Lauf gegeben: Wellen verklungener Tage — die Schrift ist von einem leichten Spinnengewebe übersponnen — Von Mutter Sage — Ausgesponnen wieder, — Lebenslieder — zwitschernde und singende Vögel schlüpfen durch die Buchstaben — flattern federleicht — hier ist die fliegende Bewegung der Schrift am stärksten — Nach Windsgekose — Singen als Troubadour — das S als Harfe gebildet — Der Erinnerung — Zur Huldigung — hier kniet auf dem letzten Schwunge ein allerliebster Liebesgott mit über die Brust geschlagenen Armen — der Blancheflour — vom Zauber der weißen Rose. — Man wolle den Versen nicht allzu kritisch zu Leibe gehen.

Das erste Blatt schildert ein Turnier Heinrich des Voglers vor Magdeburg, ein farbenprächtig Blatt mit wundervollen Pferden. Der Kaiser und die Prinzessinnen schauen von hoher, mit orientalischer Pracht geschmückter Estrade zu. Den Rahmen bildet ein täuschend nachgeahmtes Elfenbeinschnitzwerk in den romanischen Formen der Zeit, unten ein Streif aus verschlungenen Thieren, an der einen Seite Heinrich als Vogelsteller, hinter ihm ein Baum, dessen Spitze ein Adlernest krönt, aus dem sich der Wappenvogel aufschwingt; an der andern Heinrich als Städtebauer, eine Mauer neben einem Fluß errichtend, und als Heidenbesieger ein Götzenbild zu Boden stoßend. Oben in der Bekrönung bilden den Mittelpunkt die Thürme Magdeburgs, zwischen denen die liebliche Wappenjungfrau mit Kränzen des Siegers harrt.

Ein Mummenschanz, unter Johann Georg 1592 am Brandenburger Hofe ausgeführt, zieht an dem bunten Holzbau vorbei, von dem der Hof zuschaut. Das Orchester in phantastischen Vogelgestalten eröffnet den Zug, weiter im Hintergrund kommt ein Glücksschiff herangeschwankt. Die steife Grandezza der lachenden Fürstlichkeiten hat der Künstler durch das ausgelassene Gelächter der Leibwache zu ihren Füßen parodirt. Der Rahmen ist ein Meisterwerk in der freien und doch täuschend stilrichtigen Behandlung der deutschen Renaissance, die uns neuerdings wieder so vertraut geworden. Brauner Marmor mit grünen Einlagen und reicher Vergoldung geben eine satte harmonische Farbenstimmung, wie sie selbst bei modernen Arbeiten oft noch frommer Wunsch bleibt. Und das war 1854!

Zwei herrliche Blätter halten die Erinnerung an ein zu Ehren der Markgräfin von Bayreuth, der Schwester Friedrichs, 1750 im Lustgarten bei künstlicher Beleuchtung veranstaltetes Ringelstechen fest. Auf beiden ist der warme Ton des Bildes durch die in kaltem Grau und Weiß gehaltenen Umrahmungen gehoben. Das erste führt die Reitbahn vor, in der sich die Ritter in antikisirender Tracht auf herrlichen Pferden tummeln, während tausende kleiner Lampen, welche die Linien einer improvisirten Architektur verfolgen, ein röthliches Dämmerlicht über sie ausgießen. Im silbernen Rahmen von den ausgelassensten Rococoformen kämpfen die Putten mit einer Katze und einem Hahn.

Der alte Ziethen ging als Sieger hervor. Unter der Loge des Königs überreicht ihm die Patronin des Festes, vor der er sich auf ein Knie niedergelassen, den Siegespreis. Aus der magisch erleuchteten Loge schaut der König zu, in einer der Seitenlogen lächelt Voltaire. Die Lichtwirkung ist eine wahrhaft bezaubernde, nur das Flötenconcert vermag eine Vorstellung von der wunderbaren Herrlichkeit zu geben. Der Rahmen in Grau und Weiß, eine reiche Rococoarchitektur mit kräftig bewegten Karyatiden steigert die Gluth der rothen Beleuchtung ungemein. Das Ganze bietet ein Beispiel von einer Größe des Stiles, die in moderner Zeit unerhört ist.

Nun erst folgen die Schilderungen des Festes der weißen Rose in fünf Blättern. Auf dem ersten reitet der Festzug durch das Thor der Communs in den Schloßhof. Die Pferde gehören zu den besten, die Menzel gezeichnet hat. Sonst boten die modernen Farben der Harmonie unüberwindliche Schwierigkeiten. Dann folgt das Turnier im Hof des neuen Palais vor der Empore der Fürstlichkeiten. In zwei langen Reihen reiten die Kämpfer einander mit grüßend erhobenen Schwertern entgegen. An jeder Seite erhebt sich eine Fahnenstange mit weißen Rosen umwunden, und neckisch versucht ein fliegender Putto oben in der Mitte die beiden reichen Wimpel aneinander zu binden. Neben dem Postament harrt an der einen Seite ein Putto als Chirurg mit offenem Besteck, an der anderen Seite einer als Quacksalber, beide mit der großen Gelehrtenperrücke des vergangenen Jahrhunderts.

Die Krönung der Sieger und der Festball, beide im Muschelsaal des neuen Palais, bieten dem Meister neue Gelegenheit, seine Beherrschung des künstlichen Lichtes zu entwickeln. Als vorgeschriebene Repräsentationsstücke, für deren Inhalt der Künstler nicht recht warm zu werden vermochte, stehen sie nicht auf gleicher Höhe wie die Bilder aus den Tagen Friedrichs, und es sieht aus wie eine Satire auf die eingebildete Zeit der nackten Klassicität, daß gar nicht einmal, wie bei den früheren Blättern, der Versuch gemacht wird, aus den Formen der Zeit eine Umrahmung zu gewinnen.

In der Festvorstellung jedoch steht der Künstler wieder auf seiner höchsten Höhe. Durch einen dreifach durchbrochenen Rahmen von heller Rococoarchitektur blicken wir in den dunklen Theaterballsaal. Von der Bühne her durchströmt ihn das Licht. Dort schwebt auf Wolken eine herrliche Frauengestalt in weißen Gewändern mit segnender Geberde, die Königin Luise. Vor der Umrahmung, die wie eine reiche Logeneinfassung behandelt ist, tummeln sich die lustigen Putten in Schleier gehüllt, als hätten sie Abendtoilette angelegt. Einige drängen sich an die Brüstung und lauschen durch das Gitter, andere bilden die Kapelle. Am Eingang steht einer als Wächter und mahnt die Nachschlüpfenden zum Stillesein. Sogar die beiden auf den Consolen hoch oben sind lebendig geworden, aber sie wagen sich noch nicht herab. Man würde die Häufung der Schwierigkeiten in der Behandlung des Lichtes für Raffinement erklären müssen, wenn sie sich in der Totalwirkung irgendwie bemerkbar machten und etwas Andres wären als das Resultat des selbstlosesten Studiums und Experiments.

Unsere Kenntniß des Künstlers hat durch die Bekanntschaft mit diesem jugendfrischen Werke eine unerwartete Bereicherung erfahren.

A. L.

Notizen.

Ueber die Wolken. Roman von Wilhelm Jensen (Leipzig A. Bergmann). In unseren Tagen, da wir auch in Deutschland unsere Romanschriftsteller mehr und mehr einem Hyperrealismus zudrängen sehen, gehört Muth dazu, ein Buch, wie Jensens „Ueber die Wolken" zu veröffentlichen, in dem die Handlung keinerlei aufregende Momente aufweist und nur der psychologischen Kleinmalerei, der feinsinnigen poetischen Schilderung alle Kraft und Fähigkeit zugewandt wird. Vielleicht wird es deshalb auch, wie der dichtende Held des Buches, durch dessen Mund Jensen hier so manchen Stoßseufzer der eigenen Brust in Worte kleiden läßt, seine Leser nur jenseits der Wolken finden, wenigstens

Digitized by Google

jenseits der Wolken der Alltäglichkeit, der Trivialität und des Naturalismus. Denn es ist eitel Poesie in dem Buche, das sich kaum mit Recht einen Roman nennt und eigentlich nur den Werdeproceß eines echten Poeten unserer Tage enthält; das freilich in so liebevoll-feinfühliger Charakteristik, so humorvoll, so schneidend-satirisch und wieder so herzgewinnend mit einer staunenswerthen Kenntniß der Menschenseele, daß man nur seine Freude daran haben kann, wenn solche Bücher auch heute nicht Mode und nicht Jedermanns Sache sind. Das Buch ist freilich von Schwächen nicht frei. Die ersten Kapitel sind viel zu breit ausgesponnen, so belustigend auch diese hochehrbaren Herren und Damen der kleinen Universitätsstadt sind, denen man im Leben schon einmal begegnet zu sein meint, und vor Allem ist der Abschnitt, in dem über die Gedichte des Helden zu Gerichte gesessen wird, bedeutend zu lang. So zahlreiche längere Gedichte — noch dazu alle der Sammlung „Stimmen des Lebens" entnommen und daher den Lesern Jensens wohlbekannt — durften nicht in den Rahmen des Romans gezwängt werden, zumal auch wenigere den gleichen Zweck erfüllt hätten; sie hier, eins nach dem andren, von den Hörern kritisirt zu sehen, da man sie doch als Jensen'sche Gedichte schon kennt, versetzt geradezu in eine unbehagliche Stimmung. Ueber das mehr oder minder „Wahrscheinliche" des Inhalts soll sonst nicht gerechtet werden, es ist eben Poesie, was Jensen uns bietet und seiner altmodischen Auffassung nach soll der Roman auch Poesie bringen. Jensen ist kein Photograph, er ist ein Künstler, ein großer Künstler. T—n.

* * *

Aeschylos' Tragödien. Deutsche Nachdichtung von Oswald Marbach. Stuttgart, Göschen.

Aus den Tragödien des Aeschylos das dauernd Gültige, den Gedankeninhalt, gewissermaßen den Kern aus der Hülle lokaler und zeitlicher Bezüge, die den Culturhistoriker interessiren mögen, herauszuschälen und als abgerundetes Ganze der abgeirrten Kunstschöpfung unserer Tage entgegenzuhalten, um sie auf den in den Meisterwerken des griechischen Tragödiendichters vorgezeichneten Pfad zurückzuführen, ist der Gedanke, welchen Marbach seiner Nachdichtung zu Grunde gelegt hat. Sagen und mythologische Anspielungen, welche dergestalt in die Handlung verflochten sind, daß ihre Loslösung nicht ohne erhebliche Umgestaltung des Ganzen durchzuführen war, hat der Verfasser in poetischer Form innerhalb der Dichtung selbst commentirt. Diese Behandlungsweise läßt alle Schwierigkeiten, welche mit der Lectüre selbst einer Uebersetzung verbunden sind, fortfallen, auch dem allgemeinsten Verständniß sind so die Wege gebahnt. Der Eindruck, den das Original an sich erzeugt, geht darüber allerdings verloren, indeß macht die zweckmäßige Bearbeitung Marbachs den Verlust weniger fühlbar. In einer geistvollen und fesselnden Haupteinleitung wird dargelegt, wie in allen Dramen des Aeschylos dieselbe Fundamentalidee wiederkehrt, die Lösung der Frage, wie sich Gott, Mensch und Schicksal zu einander verhalten. Als Specialeinleitung geht jeder Tragödie eine Darstellung der in derselben behandelten Sage voraus. Ueber die Einrichtung der griechischen Bühne orientirt eine Schlußbemerkung der erwähnten allgemeinen Einführung. Obwohl diese ziemlich kurz ausgefallen ist, so enthält sie doch alles Nöthige. B.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von **J. Guttentag** (D. Collin) in **Berlin** und **Leipzig.**
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen).

Soeben erschien:

Gesammelte Erzählungen
von
Magdalene Thoresen.
Frei nach dem Norwegischen
von
Walter Reinnar.
Fünfter Band:
Bilder von der Westküste Norwegens.
8. 3 *M.*, eleg. geb. 3 *M.* 50 *S.*

Früher erschien:

Erster Band: **Dorfgeschichten aus Norwegen.** 8. 4 *M.* 50 *S.*, eleg. geb. 5 *M.* — Zweiter Band: **Inga, die Sonne des Hiljelhals.** 8. 4 *M.* 50 *S.*, eleg. geb. 5 *M.* — Dritter Band: **Der Student. — — Skizzen.** 8. 4 *M.* 50 *S.*, eleg. gebunden 5 *M.* — Vierter Band: **Signe.** 8. 4 *M.* 50 *S.*, elegant gebunden 5 *M.*

Jeder Band wird einzeln verkauft und ist auch unter Separattitel zu haben.

Magdalene Thoresen ist die erste lebende Dichterin des skandinavischen Nordens. In ihren Erzählungen ist die großartige Natur Norwegens und der Charakter des norwegischen Volkes so getreu gezeichnet, daß sich denselben nichts Aehnliches an die Seite stellen läßt, selbst nicht die berühmten Bauernnovellen Björnstjerne Björnson's. Magdalene Thoresen's Erzählungen haben den großen Vorzug, daß sie von dem Hauche einer tiefen, innigen Poesie beseelt und durchgeistigt sind. Diese Meisterwerke der Erzählungskunst sollten in keiner Familienbibliothek fehlen.

Binet fils & Cie, Reims,
Champagnes Elite & Dry Elite,
empfiehlt dem Kenner u. Feinschmecker
der Generalagent
J. Nebrich, Köln.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Das Nibelungenlied.
Nachgedichtet
von
Dr. Adalbert Schröter.
2 Teile in 1 Bde. 8. Mit Kopfleisten und Initialen. In eleg. Ausst. brosch. 6 *M.*, in stilvollem Einbd. 7 *M.* 50 *S.*

Das **Nibelungenlied** hat in der vorliegenden Form **nach dem Urteile des Herrn Geh. Hofrats Professor Dr. Friedrich Zarncke zu Leipzig wohl begründeten Anspruch, „als die gelungenste aller existierenden Erneuerungen des Nibelungenliedes bezeichnet zu werden,** indem sich der Umdichter seiner Aufgabe in glänzender Weise entledigte. Es ist ein Wohlklang in seinen Versen und eine Pracht in seiner Diktion, mit der sich nur wenige Dichter werden messen können." „Es handelt sich bei dieser Umdichtung darum, **daß unsere gebildeten Leserkreise,** die das Original nicht studieren, durch diese neue Übertragung wirklich gepackt und angezogen werden," wie bei der Walthers von der Vogelweide durch den Autor, die mit allgemeinstem Beifall aufgenommen wurde.

Neueste und vollständigste **deutsche Landeskunde.**

Soeben erscheint: **Neumanns**

Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs,

mit **Ravensteins großem Spezialatlas v. Deutschland,** geb. und illustriert mit 30 Städtplänen, vielen statist. Karten und mehreren Hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen ꝛc. Komplett in 40 Lieferungen zu 50 *S.* **Wöchentlich eine Lieferung.**

Enthält auf 1500 Oktavseiten in ca. 40,000 Artikeln alle auf Deutschland bezüglichen topographischen Namen, sämtliche Staaten und deren Verwaltungsbezirke sowie alle irgendwie erwähnenswerten Ortschaften. Die Einwohnerzahlen nach neuestem offiziellen Material, die Erhebungen über die Religionsverhältnisse, Angaben über die Verkehrsanstalten, die Gerichtsorganisation, Industrie, Handel und Gewerbe sowie zahlreiche historische Notizen jedem Land und Ort beigefügt.

Durch die Beigabe des ausgezeichneten **Ravensteinschen Spezialatlas** wird dem für die Vaterlandskunde wichtigen Werk die wertvollste Ergänzung.

= Subskription in allen Buchhandlungen. =

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Digitized by Google

Soeben erschien im Verlage von **George Westermann** in **Braunschweig** und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Trinkgeld.

Von

Rudolf von Jhering,

Geh. Justizrath und Professor in Göttingen.

Preis 1 *M.*

In dieser hochinteressanten Studie des berühmten Göttinger Juristen wird die in unser sociales Leben so tief eingreifende Sitte des Trinkgelds auf ihre rechtliche und sittliche Zulässigkeit hin einer scharfen, auf das geistvollste und anschaulichste durchgeführten Erörterung unterzogen.

Lichtstrahlen

aus Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung.

Inhalt: Natur und Naturforschung. Der Mensch und die menschliche Gesellschaft. Wissenschaft und Kunst. Idealismus u. Religion. Cultur.

Brosch. 2 *M.*

In eleg. Leinwandband 3 *M.*

Verlag von Lampart & Co. in Augsburg.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen. Preis: per 1/1 1/2 1/3 1/4 = Pfd.-Dose 850 300 150 80 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Neu!

Portfolio-Staffelei-Mappe.

Aufbewahrungs-Mappe u. Vorlege-Tisch zugleich für Bilder, Kupferstiche etc. etc. mit verstellbaren Metallfüssen. Elegantes Decorationsstück u. Zimmerschmuck. Preisliste zu Diensten. Weihnachts- und Neuheits-Katalog gratis.

Carl Fraenkel 33 d. Französische Strasse Berlin W. (Postamt 56.)

No. XXIII. **Deutsche Philologie u. Literatur.**

No. XXIV. **Neuere ausländ. Philologie und Literatur.**

erschienen soeben bei

Paul Lehmann,

Buchhandlung und Antiquariat.

Berlin W., Französische Str. 33 e.

Ankauf kleinerer und grösserer Büchersammlungen.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.

Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.

Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.

Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.

Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.

Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 *M.* Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Verlag der **Haude- und Spenerschen Buchhandlung** (F. Weidling) in Berlin.

Geflügelte Worte. Von **G. Büchmann.** 13. verm. Aufl. Geh. 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*, mit Goldschn. *M.* 6.25.

Sentenzenschatz aus Dichtern und Denkern aller Zeiten. 2. verm. Aufl. Eleg. geh. 2 *M.*, eleg. geb. 3 *M.*

Der Treppenwitz der Weltgeschichte. 2. verm. Aufl. Geh. 2 *M.*, geb. 3 *M.*

Auf Verlangen versende ich überallhin gratis und franco

nachstehende soeben ausgegebene Kataloge meines antiquarischen Bücher-Lagers:

Nr. 12. **Kunst, Literatur, Belletristik und Geschichte.**

Nr. 13. **Theologie, Philosophie, Paedagogik.**

Nr. 14. **Medicin, Naturwissenschaften, Mathematik, Forst- und Landwirthschaft.**

Nr. 15. **Philologie, alte und neue Sprachen, Archaeologie.**

Nr. 16. **Jurisprudenz und Staatswissenschaft.**

Anhang: Geschichte — Varia.

EMIL STRAUSS Buchhandlung und Antiquariat in Bonn.

Verlag von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** u. **Leipzig.**

Soeben erschien vollständig:

Geographisches Handbuch

zu Andree's Handatlas

mit besonderer Berücksichtigung der kommerziellen, statistischen und politischen Verhältnisse.

Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner von

Richard Andree.

Ein stattlicher Band von 59 Bogen, eleg. in solidem Halbfranz geb. *M.* 12.50.

Dieses wertvolle Werk vereinigt in sich die Eigenschaften eines Schlüssels zum Andree'schen Handatlas mit denen eines allgemeinen geographischen Hand- und Nachschlagebuches. Ein ausführliches Register erleichtert die Orientierung.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Hierzu eine Beilage der Verlagshandlung Alphons Dürr in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 25. November 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Irland in Amerika. Von Robert Lutz. — Ueber das Kriegsrecht. Von L. Geßner. — **Literatur und Kunst:** Besuch in Heidelberg. Von Martin Greif. — Dresden im Herbste 1846. Rückblicke von Alfred Meißner. — Der Streit um den Hexameter. Von J. Mähly. — Reise eines Deutschen durch Sibirien. Von Friedrich von Hellwald. — **Aus der Hauptstadt:** Prells Fresken im Architektenhause. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Irland in Amerika.

Von Robert Lutz.

In den Vereinigten Staaten ist ein zweites Irland entstanden in Folge der massenhaften Einwanderung seit zwei Jahrhunderten; und so groß ist die irische Bevölkerung in Nordamerika, daß man von derselben als von Groß-Irland im Gegensatz zu Klein-Irland, welches die grüne Insel selbst ist, spricht. Um die gegenwärtige irische Landligabewegung zu verstehen, muß man zuerst die Irländer in Amerika kennen lernen. Denn von dort her erhält die irische Revolution ihre geistigen Waffen und Geldmittel, ihre meisten Führer und ihre Antriebe. Diesen herrschenden Einfluß der amerikanischen Irländer auf das Geschick der grünen Insel, welche eigentlich den Namen einer rothen Insel verdient, lernen wir würdigen, wenn wir eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der Irländer in Amerika versuchen.

Dreiundzwanzig Jahre nach der Landung der englischen Kolonisten auf der „Mayflower" an der nordamerikanischen Küste (1620) trafen die ersten Irländer auf dem neuen Boden ein. Sie kamen nicht als Freiwillige, sondern als Sklaven. Englische Kaufleute hatten mit Cromwell, dem damaligen Regenten von England (1653), ein Geschäft in Lieferung von kräftigen Irländern und mannbaren Irländerinnen nach den westindischen und nordamerikanischen Kolonien gemacht. Die Regierungscommissäre entnahmen die gewünschten Leute zumeist aus den Arbeitshäusern und Strafanstalten. Die Zahl der auf solche Weise durch die englischen Kaufmannshäuser nach Nordamerika verschifften Irländer wird auf 6400 geschätzt. Die irische Einwanderung nahm von da an einen ununterbrochenen Verlauf. Eine genaue Statistik über dieselbe gibt es nicht; doch besitzt man über die stärkern Zuzüge ziemlich zuverlässige Nachweise. Zu den Einwanderern am Anfang des vorigen Jahrhunderts gehörten zahlreiche protestantische Irländer, keine Vollblutirländer, sondern die Nachkommen der Engländer und Schotten, welche die Regiernng auf der grünen Insel angesiedelt hatte. Als die Grundbesitzer in Irland damals vom Getreidebau zur Weidecultur übergingen, sahen sich die protestantischen Pächter massenweise von der Pacht vertrieben. Sie bildeten einen tüchtigen Stamm in den neuen Kolonien. Sie wurden die eigentlichen Begründer des Staates Pennsylvanien. „Im Jahre 1727 (meldet die „Philadelphia Zeitung") wanderten 4500 Leute ein, die meisten aus Irland." Im Jahre darauf kamen 5600 Irländer in Philadelphia an. In den folgenden 10 Jahren lieferte Irland den Hauptstamm für die Besiedelung von Georgia und Carolina. In den Jahren 1771/72 wanderten 17,350 Irländer, meist Leineweber und Feldarbeiter ein. Diese fortgesetzte Einwanderung von Irland fiel schwer ins Gewicht, als 1775 Washingtons Kampf gegen die englische Regierung seinen Anfang nahm. Die Irländer ergriffen mit Begeisterung den Gedanken der Befreiung; sie gehörten zu den opferwilligsten und muthigsten Streitern im Unabhängigkeitskrieg. Kurz vor Ausbruch desselben hatten die Irländer aller Confessionen sich in der „Gesellschaft der treuen Söhne vom heiligen Patrick" einen Mittelpunkt geschaffen. Unter den Mitgliedern dieses Vereins fand Washington mehrere seiner besten Generale. Als die Bank von Pennsylvanien zum Zweck der Versorgung der amerikanischen Truppen gegründet wurde mit einem Kapital von 300,000 Pfd. St., waren unter den 93 Gründern 27 Mitglieder jener irischen Gesellschaft, welche zusammen allein 103,000 Pfd. St. beisteuerten. Die damaligen amerikanischen Irländer standen, beiläufig bemerkt, auf einer höhern Stufe der Bildung, des Wohlstandes und der Achtung, als dies bei der Masse ihrer heutigen Landsleute der Fall ist. Nach Beendigung des Krieges erkannte Washington die Dienste der obigen Gesellschaft dadurch an, daß er sich als ihr Ehrenmitglied feierlich aufnehmen ließ. So wurde aufs ehrenvollste der irische Namen mit der Gründung der Unabhängigkeit Nordamerikas verknüpft und die Irländer haben sich dadurch einen bleibenden Rechtstitel auf den amerikanischen Boden erworben.

Die irische Einwanderung in diesem Jahrhundert war lange Zeit hindurch die stärkste im Vergleich mit derjenigen anderer Nationen; erst in neuester Zeit ist sie durch die deutsche überholt worden. Kaum war der Bann der napoleonischen Continentalsperre gebrochen, als sich aus Irland ein lang zurückgehaltener Strom von Auswanderern über den Ocean ergoß. Die Vermengung von Irländern und Engländern in den überlieferten Ausweisen der früheren Jahrzehnte läßt den irischen Antheil an der großbritannischen Gesammtauswanderung nicht genau erkennen. Doch dürfte die Angabe von Stephen Brynes, daß von den 8 Millionen Einwanderern in Nordamerika von 1820—1872 3 Millionen Irländer waren, eher zu niedrig gegriffen sein. Das Verhältniß der Zahl der irischen Einwanderer zu der Zahl der übrigen erhellt aufs deutlichste aus den Ziffern der amtlichen Volkszählung in den Ver. Staaten von 1870, wonach die Gesammtzahl der in Irland geborenen Personen rund 1,855,000 betrug, gegen 550,000 Engländer, 140,000 Schotten, und 1,690,000 Deutsche. Erst seit 1870 hat das deutsche Einwandercontingent die Oberhand gewonnen. Wie viel Abkömmlinge der irischen Race in Nordamerika vorhanden sind, erhellt aus dem Census von 1870 nicht; die amerikanischen Ir-

Digitized by Google

länder selber machen Anspruch auf 10—15 Millionen der keltischen Race in den Ver. Staaten. Der Haß gegen England, die beständige Sorge um das Geschick der heimatlichen Insel, und die gedrückte Lage der Ihrigen bewahrt die amerikanischen Irländer viel mehr als z. B. die Deutschen vor einem Verlieren des Nationalbewußtseins; ja sogar tritt dasselbe bei den in Amerika geborenen Irländern häufig stärker hervor, als bei deren in Irland geborenen Eltern.

Mit Besorgniß und Verdruß sahen die Amerikaner vom alten Schlag, in welchen der puritanische Geist Altenglands noch stark war, die zunehmende Einwanderung der Irländer. Ihr streng protestantisches Gefühl war tief abgeneigt gegen das überwiegend katholische Volksthum der Söhne des heiligen Patrick. Aus dem Gefühl religiöser und politischer Engherzigkeit heraus entstand die Bewegung der Knownothings oder der „amerikanischen Eingeborenen", welche 1843/1844 die Republik heftig erschütterte. Der Untergang der freien Republik wurde von den „Natives" verkündigt, wofern die Regierung nicht der irischen Einwanderung Einhalt gebiete und die Aufnahme der Irländer als amerikanische Bürger erschwere. Von jener Zeit her rührt die Anhänglichkeit der amerikanischen Irländer an die Partei der Demokraten, weil diese, im Gegensatz zu der früheren Partei der Whigs, eine schnelle Verleihung des amerikanischen Bürgerrechts befürworteten. Ihren Höhepunkt erreichte die Hetze der „Natives" im Mai 1844, wo Philadelphia der Schauplatz eines mehrtägigen Bürgerkriegs wurde, wobei die katholischen Kirchen und sonstige öffentliche Gebäude der Katholiken niedergebrannt wurden. Einige Jahre später lebte diese antirömische Bewegung noch einmal kurz auf, trat aber bald in den Hintergrund vor der immer mehr die Tagesordnung einnehmenden Antisklavereibewegung. Mit der Auflösung der Nativisten verschwand die alte Whigpartei, um der Entstehung der heutigen republikanischen Partei Platz zu machen, welche alsbald die Leitung in der Sklavereifrage übernahm. „Heute bildet der Amerikanismus der Knownothings nur noch eine Unterströmung, aber wie bei einigen unterirdischen Flüssen in Amerika, fließt sie stark und tief."

Seit dem Bürgerkrieg, in welchem sich die Irländer ebenso hervorthaten, wie im Unabhängigkeitskrieg, ist die Stellung derselben eine andere geworden. Sie werden als ein starker Bestandtheil der amerikanischen Nation anerkannt. Von den modernen Amerikanern wird ihr Katholicismus nicht länger als eine Gefahr betrachtet. Aber erst nach 1848 begannen die Wechselbeziehungen zwischen den Irländern in beiden Welttheilen inniger zu werden und eine politische Bedeutung anzunehmen, welche mit der Entwickelung der Presse, des Telegraphen und der Dampfschifffahrt eine immer größere geworden ist. Den Ausgangspunkt der gegenwärtigen irischen Revolution muß man in den Jahren der irischen Hungersnoth von 1847 und 1848, in dem darauf folgenden Auszug von über einer Million Irländer nach den Ver. Staaten, in der politischen Bewegung des „Jungen Irland", und in der Verpflanzung der Ideen Mitchells, Davis', Doheneys und Lalors nach dem neuen Freiheitslande suchen. Der Geist der Revolution, welcher 1848 in Irland unterlegen war, fand von da ab seine Operationsbasis über dem Ocean, und was damals die „Times" den irischen Heimatflüchtigen nachsagte: „Sie ziehen mit der Rache im Herzen", wird von Bagenal mit Recht heute in Erinnerung gebracht, wo die Saat dieser Rachsucht in voller Blüthe steht.

Deuten wir kurz die Ereignisse seit 1848 an. Der Ruf nach einem Pächterrecht hatte eine Weile den verunglückten Aufstand von 1848 überdauert. Von 1849—1852 bestand die Bewegung der „irischen Pächterliga", welche im letzteren Jahre ihren Höhepunkt erreichte, wo es ihr gelang, fünfzig ihrer Anhänger ins Parlament zu bringen. Aber der Triumph war kurz. Der Verrath der Partei an die Regierung machte der Sache ein Ende; die „Blechbande" wurde ein sprüchwörtlicher Spottnamen für die irischen Abgeordneten. Im Jahr 1853 wurde die Saat zur Bildung des Bundes der Fenier gelegt. Der letztere hat bereits vollständig den Charakter einer Verschwörung, zu welcher sich die amerikanischen und die heimatlichen Irländer die Hand reichen.

Drei, dem Unglückstag von Ballingarry, an welchem die irische Revolution von 1848 ihr Ende gefunden hatte, glücklich entronnene Flüchtlinge: Stephens, O'Mahoney und Doheney waren die Begründer der Feniergesellschaft. Während die zwei letzteren sich die Bearbeitung der amerikanischen Irländer zur Aufgabe machten, übernahm Stephens die Aufwühlung Irlands. Stephens hatte in Paris die Organisation und Ideen des demokratischen und socialen Radicalismus kennen gelernt und suchte dieselbe auf seine Heimat zu übertragen. Im Gegensatz zu der früheren Nationalpartei, welche höheres Wissen und Bildung repräsentirte, warb Stephens, ein Mann aus dem Volk, direct unter den niedrigen Klassen. Da seine Genossen in Amerika keine Einheit unter ihren amerikanischen Landsleuten herzustellen vermochten, half Stephens durch eine Reise in den Vereinigten Staaten 1858 mit solchem Erfolge nach, daß er bei seiner Heimkehr einen amerikanischen Zweig der Verschwörnng in blühendem Zustande zurücklassen konnte. Von 1847 bis 1854 waren alljährlich durchschrittlich 100,000 Irländer in Amerika angekommen. Unter diesen Männern, welche sich als die frischen Opfer der englischen Mißregierung ihres Landes fühlten, rekrutirte sich der Fenierbund rasch. Das Programm der Feniers enthielt die agrarischen Ideen Lalors, stellte aber die vollständige Loslösung Irlands von England an die Spitze und setzte an die Stelle der „moralischen Insurrection" die gewaltthätige. Alle Grundeigenthümer, welche in England ihre Renten verzehren, sollten ihrer Güter beraubt, und das Kirchengut eingezogen werden. Die Verfassung sollte auf demokratisch-republikanischer Grundlage beruhen. Ein hervorstechender Zug des Programms war seine Kirchenfeindlichkeit; ein Zug, welcher durch die amerikanischen Irländer neue Nahrung erhielt. „Seit 1860 bis zur Gegenwart ging der Einfluß der amerikanischen Ideen dahin, die politische Macht der Priester zu brechen." Bei den Parlamentswahlen von 1869 und 1870 kam diese Anschauung zum erstenmal in Irland zur Geltung, indem mehrere republikanische Candidaten über die klerikalen siegten. Seine militärische Ausbildung erhielt der Fenierbund im amerikanischen Bürgerkrieg. Die irischen Regimenter, besonders die irische Division des Generals Meagher, zeichnete sich durch Heldenmüthigkeit aus. Es war die Absicht der irischen Führer, Aufmerksamkeit und Wohlwollen der amerikanischen Staatsmänner zu erwerben, und man rechnete auf einen Krieg zwischen Amerika und England. Diese Hoffnung schlug fehl; der Bürgerkrieg ging 1865 zu Ende. Die ausgedienten irischen Soldaten kehrten in Massen nach ihrer Heimat zurück und bildeten den Herd einer Schilderhebung. Als aber der französische General Cluseret und Oberst Massey am 5. März 1867 losschlagen wollten, war die Sache bereits an die Regierung verrathen. Der Versuch endete mit einer Enttäuschung, welche gleich stark war auf einheimischer wie auf amerikanisch-irischer Seite. Beide Theile hatten sich in einander verrechnet. Die Irländer daheim hatten sich auf die Macht und den Einfluß ihrer Brüder drüben verlassen, und umgekehrt. Auch war die Zeit, in der sich England des tiefsten Friedens erfreute und kein Wölkchen die Beziehungen zwischen ihm und Nordamerika trübte, so ungünstig wie möglich gewählt. Nach diesem Mißerfolg ging der Fenierbund in Stücke, und er blieb todt von 1867 bis 1879, wo seine übrig gebliebenen Trümmer ein fertiges Material für die nationale Landliga hergaben. Dieses Material, vorzugsweise amerikanischen Ursprungs, hat eine ausgesprochene fenische Strömung in die Bewegung der Landliga gebracht. Wie die Ermordung von Cavendish und Burke zu beweisen scheint, hat das amerikanische Fenierthum jetzt sogar die diplomatische und bis zu einem gewissen Grade an sich haltende Führung der Landliga überholt und sucht die letztere sich unterzuordnen. Das würde die sociale Revolution auf breitester Basis, die völlige Loslösung von Irland, und die Uebertragung der Revolution auf englischen Boden bedeuten. Das Organ dieses Fenierthums ist die in New-York erscheinende „Irish world". Seit mehreren Jahren bringt jedes Schiff,

Digitized by Google

das aus Amerika in Dublin landet, ganze Ballen dieser Zeitung unter das Volk. Ohne sich mit ihr zu decken, diente die „Irish world" der Landliga als Organ. Man muß sich die Landliga ihrem Ursprung nach als einen zum Zweck eines praktischen Vorgehens geschaffenen Compromiß zwischen den amerikanischen Feniers und den gemäßigteren Homerulern vorstellen. Die letzteren, welche in Boston ihre Hauptvertretung haben, wollen sich mit der Schaffung eines irischen Grundeigenthümerstandes und der Stellung Irlands als eines großbritannischen Bundesstaates begnügen. Unterstützt von der „Irish world" und der Bostoner Partei riefen die amerikanischen Irländer Davitt und Devoy 1878 „die neue Wendung" ins Leben. Sie sind die Gründer der Landliga, welche nach Art des Fenierbundes, doch ohne dessen Geheimnißthuerei, organisirt wurde in Gestalt eines übers ganze Land verbreiteten Netzes von lokalen Verbänden; das Ganze geleitet von einem Ueberwachungsausschuß. Das politische Programm war eine Wiederholung des von Lalor aufgestellten und beschränkte sich auf die Bodenfrage. Es war geeignet, alle irischen Parteien zu gewinnen und die gesammte Bevölkerung ins Interesse zu ziehen. Durch eine planmäßige Agitation mit „constitutionellen Mitteln" sollte den Grundeigenthümern ihr Besitz entwerthet und verleidet werden. Die gemeinverständliche Losung war: „Das Land für die, welche es bebauen!" Alles Andere stand in zweiter Linie. Von 1879 bis 1882 gelangte das Programm der Landliga in überraschender Weise zur Ausführung und zu einem nahezu vollständigen Siege. Wir können hier bei den einzelnen Momenten der Bewegung von da an, wo Davitt 1879 aus Amerika herüberkam, um den Hebel in der nothleidenden Provinz Connaught anzusetzen, bis zur Ausgabe des Feldgeschreies: „Verweigerung jeder Rente", wodurch Gladstones zu spät gekommene Landacte lahmgelegt wurde, nicht verweilen; sie gehören der frisch in der Erinnerung der Zeitungsleser haftenden Geschichte an. Bagenal kann nicht umhin, den Erfolg, der bereits Ende 1879 ein überraschender war, hervorzuheben. Während Davitt die Landliga fest begründet hatte, stürzten die Obstructionisten das englische Parlament in Verwirrung. Mit allen seinen Schritten, energischen wie versöhnlichen, hatte Gladstone das Unglück, zu spät zu kommen. So mit der Verhaftung von Davitt, Killen und Daly Ende 1879, als die Liga bereits allein stehen konnte, so mit der Einbringung der Landbill; so mit der Zwangsacte und der Verhaftung von Parnell und Genossen, und so weiter bis auf die allerjüngste Zeit, wo Inconsequenz und Schwäche das System der Widersprüche vollends ausgebildet haben. Parnells Sendung zu Anfang 1880 in die Ver. Staaten widmet Bagenal ein eigenes Kapitel. Von da an datirt Parnells Ruhm als geistig beredtester Führer der Liga. Wie Stephens 1858 die fenische Verbrüderung unter den amerikanischen Irländern bewirkte, so rief Parnell eine einmüthige Begeisterung in Nordamerika, sogar weit über die irischen Kreise hinaus, für die Sache der Landliga hervor. In den großartigen Beiträgen zum Fond der Liga fand sich ganz „Groß-Irland" zusammen. Zur rechten Zeit frischt Bagenal die Reden Parnells in verschiedenen amerikanischen Städten wieder auf. Die Entrüstung von Parnell und Genossen über die Ermordung von Cavendish und Burke mag eine aufrichtige gewesen sein, sie wird diese Männer aber keinen Augenblick abhalten von der Verfolgung ihres Zieles. Dabei kann sich Parnell in den Mantel der Loyalität hüllen, indem er geltend macht, daß er bei seiner Freilassung Gladstone die Unterstützung der beabsichtigten Bill für die Erlassung der rückständigen Rente zugesagt habe, nicht aber die Gutheißung einer neuen, diesmal in der That sehr energischen Zwangsacte. So macht Parnell Frieden mit der Revolution, welche immer mehr den fenischen Charakter annimmt. Als Bagenals Buch erschien, unmittelbar vor der letzten Mordthat, wodurch die Revolution in eine neue Wendung gestoßen wurde, war der Stand der Parteien unter den amerikanischen Irländern folgender: „Es gibt drei große Parteien, die erste unter dem Herausgeber der „Irish world", Herrn Patrick Ford von New-York; die zweite unter Führung der Herren Collins in Boston, dem Präsidenten der amerikanischen Landliga, und John Boyle O'Reilly von Boston, Besitzer des Bostoner „Pilot"; und die dritte vertreten von John Devoy, Besitzer der „Irish nation". Eine vierte, die aber selbst von den entschiedensten Revolutionären gemieden wird, verdient eigentlich den Namen einer Partei nicht; man kann sie die Dynamitfaction nennen; sie stellt den Nihilismus in der erschreckendsten und wildesten Form dar. Der Hauptunterschied zwischen der Fordpartei und der Collins- oder Bostonpartei besteht darin, daß die erstere zu Gunsten einer Revolution und Loslösung von England ist und als Mittel zu diesem Zwecke die Politik der Rentenverweigerung ansieht, welcher später eine bewaffnete Revolution zu folgen hätte; während die Bostonpartei für „constitutionelle Agitation" und Home rule ist." — Die extreme Partei scheint aber immer mehr die Oberhand zu gewinnen. Ein Zeichen dafür ist der Uebertritt von John Devoy, welcher vorher sich getreu an die „moralische Erhebung" von Lalor gehalten hatte, zum äußersten Radicalismus. In seinem im November 1881 gegründeten Blatt „Irish nation" fordert er die Irländer zur bewaffneten Massenerhebung auf. „Unabhängigkeit heißt Revolution, rothhändig und unbarmherzig", schreibt er in seiner Antrittsnummer.

Bagenal schließt mit einer trüben Betrachtung der irischen Zustände. Niemand könne wissen, welchen Ausgang der Kampf, dessen erster Theil beendet ist, nehmen werde. „Die agrarische Revolution hat ihr Werk nahezu erreicht," schreibt er, „aber hinter der eben vergangenen Fluthwelle der Revolution drängt bereits die zweite heran, welche die kaum gewonnene Neuordnung wieder in Frage zu stellen droht. Die Arbeiter, von gleicher Zahl oder noch größerer als die Pächter, sind bereits in Bewegung. Sie beklagen sich, daß man sie kaltgestellt hat, während sich die Pächter warm gebettet haben. Die Revolutionsmänner sehen sich so zwei mißvergnügten Klassen gegenüber. Auf der einen Seite sind die früheren Besitzer zu Kostgängern der Pächter mit einem schwachen Rechtstitel herabgedrückt; auf der andern Seite verlangt die Masse der Lohnarbeiter von den Pächtern einen Antheil an der Beute. Wie lang die Arbeiter und die Farmer unter sich Frieden halten werden, ist eine interessante Frage. Soviel ist sicher, daß zwischen ihnen bereits die Saat einer neuen Revolution ausgestreut ist."

Ueber das Kriegsrecht.

Von L. Geßner.

Ueber die Frage, unter welchen Bedingungen der Krieg gerechtfertigt erscheint und innerhalb welcher rechtlichen Grenzen er geführt werden soll, gehen die Meinungen auch heute noch weit auseinander. Die hier in Frage kommenden Grundsätze sind noch vor kurzem in der viel besprochenen Correspondenz zwischen dem hervorragendsten Strategen der heutigen Zeit und einem der angesehensten Lehrer des Völkerrechts erörtert worden. Es handelte sich um das Manuel eines internationalen Kriegsrechts, welches von dem Institut de droit international im Jahre 1880 zu Oxford entworfen und demnächst veröffentlicht worden war. Graf Moltke betonte in gedachter Correspondenz ganz besonders die sittliche Bedeutung des Krieges, weil dieser auf große moralische Eigenschaften des Menschen belebend einwirke, während Bluntschli den Krieg im Grunde nur als ein zur Zeit noch nothwendiges Uebel wollte gelten lassen.

Schon Heraklit sagt in Unterstützung der Auffassung des großen deutschen Strategen, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei. Ebenso hat der größte Denker Englands den Krieg als eine im Grunde wohlthätige Einrichtung für das Völkerleben bezeichnet. Baco sagt, der Krieg habe für die Gesundheit des staatlichen und gesellschaftlichen Organismus ganz dieselbe Bedeutung, wie die Bewegung für die Gesundheit des menschlichen Körpers. Der englische Philosoph ist daher weit entfernt davon, den Krieg lediglich als ein nothwendiges Uebel anzusehen.

Digitized by Google

Die Auffassung von Bluntschli wurde bereits von den alten christlichen Kirchenvätern getheilt, was bekanntlich die katholische Kirche des Mittelalters sehr wenig anerkannte, aber sowohl kirchliche als weltliche Schriftsteller beschäftigten sich im Mittelalter bereits mit der Aufgabe, bestimmte Rechtsgrundsätze für den Krieg aufzustellen. Die neuere völkerrechtliche Wissenschaft hat von diesen sehr bemerkenswerthen und wichtigen wissenschaftlichen Bestrebungen im Allgemeinen sehr wenig Notiz genommen. Bereits Hugo Grotius, welcher sich so große Verdienste um die Begründung der völkerrechtlichen Wissenschaft erworben hat, kann von diesem Vorwurfe nicht freigesprochen werden. Er beruft sich fast ausschließlich auf die römischen Juristen, denen es an völkerrechtlichen Begriffen im Grunde völlig fehlte und beschäftigt sich sehr wenig mit jenen mittelalterlichen Rechtsgelehrten, welche bereits vor ihm eine Anzahl wichtiger Rechtsgrundsätze für den Völkerverkehr aufgestellt hatten. Es ist das Verdienst Kaltenborns, die Leistungen dieser mittelalterlichen Publicisten in seinem 1848 erschienenen Buche, „Die Vorläufer des Hugo Grotius auf dem Gebiete des Jus naturae et gentium, sowie der Politik im Reformationszeitalter" wieder an das Licht gezogen zu haben. — Neuerdings hat ein belgischer Rechtsgelehrter Dr. E. Nys diese Aufgabe weiter verfolgt. In seinem in diesem Jahre zu Brüssel erschienenen Buche: „Le droit de la Guerre et les Précurseurs de Grotius" gibt er in geschmackvoller Form eine gründliche Darstellung dieser mittelalterlichen Rechtsanschauungen über den Krieg und das Kriegsrecht. Eine kurze Mittheilung hierüber dürfte auch für weitere gebildete Kreise in einer Zeit nicht ohne Interesse sein, welche mit Eifer und Erfolg die Aufgabe verfolgt, den Ausbruch der Kriege thunlichst zu beschränken und vor Allem die Leiden derselben nach Möglichkeit zu mildern.

Besonderes Unheil stiftete im Mittelalter der Privatkrieg, das Faust- und Fehderecht, durch welches jeder dem Ritterstande angehörende Privatmann befugt sein wollte, mit bewaffneter Hand selbst seine Ansprüche zur Geltung zu bringen. In Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, England, in dem ganzen feudalen Europa war dieser Privatkrieg in Geltung. Selbst ein so mächtiger Kaiser wie Friedrich Barbarossa kämpfte gegen dieses Unwesen in Deutschland vergeblich an. Auch die angesehensten Rechtsautoritäten der Universitäten von Bologna und Paris erklärten sich bereits im 13. Jahrhundert gegen dasselbe auf das entschiedenste. Sie stützten sich dabei namentlich auf den Grundsatz des römischen Rechts, daß der Gebrauch der Waffen ohne Erlaubniß des Fürsten nicht gestattet sei (Ut armorum usus inscio principe interdictus sit). Dieser Kampf gegen den Privatkrieg führte zu rechtlichen Erörterungen über die Natur des Krieges und die Grenzen, innerhalb welcher dieser als gerechtfertigt erscheine. An diesen wissenschaftlichen Kämpfen betheiligte sich auch Thomas von Aquino, der auf die religiösen und sittlichen Anschauungen des 13. Jahrhunderts einen so mächtigen Einfluß geübt hat. Es ist bemerkenswerth, daß dieser große Theologe, so entschieden er den Privatkrieg bekämpft, doch die Auffassung der älteren Kirchenväter nicht mehr theilt, daß der Krieg von christlichem Standpunkte aus schlechterdings verwerflich sei.

Der Gedanke des heiligen Augustinus, daß der Wille auf den Frieden gerichtet sein solle und nur die Nothwendigkeit den Krieg begründen könne (Pacem habere voluntatis est, bellum autem debet esse necessitatis) wird von den Publicisten des 14. Jahrhunderts, wie Franz Arias und Conrad Brunus vielfach wiederholt. Diese beschäftigen sich bereits eingehender mit den Einzelnheiten des Krieges. Es werden die näheren Bedingungen erörtert, unter denen eine Kriegserklärung erfolgen kann. Die Schranken, welche für den Fürsten in dieser Hinsicht bestehen, werden besprochen. Namentlich soll der Fürst sich nicht zu einer Kriegserklärung entschließen, bevor er seine Notabeln befragt und die Gutachten angesehener Rechtsverständigen gehört hat. Auch über das Beuterecht, über Waffenstillstände, über die Grenzen der Kriegslist, sowie über Friedensschlüsse wird gehandelt. Besonders eingehend und gründlich in dieser Hinsicht ist ein Buch des französischen Abtes Honoré Bonnor oder Bonnet, welches unter dem Titel „l'Arbre des batailles" König Karl VI. von Frankreich gewidmet ist.

Diese wissenschaftlichen Bestrebungen machten in den folgenden Jahrhunderten erhebliche Fortschritte. Die unmittelbaren Vorläufer von Grotius hatten für das Völkerrecht im Allgemeinen und besonders für das Kriegsrecht in vieler Hinsicht bereits einen festen Rechtsboden gewonnen. In dieser Hinsicht hat sich namentlich das Buch von Albéric Gentil de jure belli verdient gemacht. — Ganz besondere Verdienste aber hat sich um die Wissenschaft des Völkerrechts und besonders des Kriegsrechts der Jesuit Suarez anerkanntermaßen erworben. Er bekundete überall eine durchaus humane Gesinnung und ebenso einen sehr scharfen Rechtssinn. In seinem Buche De legibus ac Deo legislatore nähert er sich vielfach bereits den modernen völkerrechtlichen Anschauungen. Er gibt auch eine scharfe und durchaus correcte Definition des Jus gentium, was keinem seiner Vorgänger gelungen war. Den Krieg erkennt er zwar unter Bedingungen als berechtigt an, verlangt aber entschieden, daß die Anforderungen der Humanität stets Berücksichtigungen finden. In Betreff der erwähnten Bedingungen bemerkt er: „Die Rechtmäßigkeit eines Krieges hängt namentlich von drei Voraussetzungen ab: zunächst muß er von der berechtigten Gewalt erklärt sein; zweitens muß ein legaler Grund und Rechtstitel vorhanden sein; drittens muß der richtige Modus gleichmäßig im Anfange des Krieges, im Verlaufe desselben und auch im Siege beobachtet werden." Der Krieg sei an und für sich kein Uebel, aber er werde häufig dazu gemacht. („Licet bellum per se non sit malum, tamen propter multa incommoda quae secum affert ex iis negotiis est, quae saepe male fiunt".)

Es läßt sich nicht verkennen, daß die mittelalterliche Wissenschaft den Krieg bereits als ein Uebel betrachtet, welches nur durch die Nothwendigkeit und namentlich durch das Gebot der Selbstvertheidigung gerechtfertigt sei. Auch besteht bei den damaligen Vertretern der Wissenschaft bereits ein Verständniß dafür, daß die Gerechtigkeit und Humanität es verlangen, die Schrecken des Krieges thunlichst zu mildern. Papst Innocenz III. hatte schon die Verwendung der Wurfgeschosse verboten, und auch einige der alten Publicisten erklären es für unerlaubt, solche, namentlich vergiftete Waffen zu gebrauchen, welche die Verwundungen unnöthiger Weise gefährlicher und schmerzhafter machen. Diese wissenschaftlichen Bestrebungen, welche namentlich im 18. Jahrhundert durch die Arbeiten hervorragender Rechtsgelehrten und Philosophen einen großen Aufschwung nahmen, sind leider auf die Praxis der Kriege bis in das 19. Jahrhundert hinein im Wesentlichen ohne Einfluß geblieben. Nur das Beuterecht hatte im Landkriege durch die Einführung eines geordneten Contributionsverfahrens allmählich eine bessere Gestalt gewonnen. Aber erst in der neuesten Zeit haben die civilisirten Mächte sich über Maßnahmen geeinigt, welche ernstlich das Ziel verfolgen, die unnöthigen Gräuel des Krieges zu beseitigen. In dieser Hinsicht ist der am 22. August 1864 zu Genf abgeschlossene Vertrag, um das Schicksal der Verwundeten im Kriege zu verbessern, von großer Bedeutung. Noch einige andere Maßregeln in diesem humanitären Sinne sind neuerdings getroffen, von denen wir nur das am 11. December 1868 zu St. Petersburg auf Anregung von Rußland geschlossene Uebereinkommen noch erwähnen, welches die Anwendung gewisser explodirender Geschosse, die mit entzündlichen und brennbarem Stoff angefüllt sind, untersagt. — Einigen Erfolg haben auch wohl die wissenschaftlichen Bestrebungen gehabt, welche darauf gerichtet waren, die Zahl der Kriege zu vermindern. Das schon in früherer Zeit zur Anwendung gebrachte schiedsrichterliche Verfahren ist auch neuerdings mit Erfolg bisweilen zur Geltung gelangt. Auch ist der im Jahre 1871 zwischen England und den Vereinigten Staaten abgeschlossene Vertrag zu Washington, welcher den bekannten Alabamastreit durch Einsetzung eines Schiedsgerichtes erledigte, als ein wichtiges Präcedenz nicht mit Unrecht bezeichnet worden, um die auf Beschränkung der Kriege gerichteten Hoffnungen mehr und mehr zu verwirklichen. Aber auch ein

Digitized by Google

Staatsmann, wie Guizot, welcher geneigt war auf den praktischen Erfolg der Ideen großes Vertrauen zu setzen, warnt in dieser Hinsicht entschieden vor zu weit gehenden Erwartungen. Die sehr bemerkenswerthe Stelle in seinen Memoiren lautet: „Je ne suis point de ceux, qui mettent leur orgueil, un sot orgueil, à ne pas croire à l'empire des idées morales, je suis convaincu que cet empire est réellement en progrès de nos jours dans les rapports des nations, et que les considérations de droit et de bonheur public exercent sur les questions de paix et de guerre bien plus d'influence que jadis. Mais elles n'y dominent point. Nous avons passé une partie de notre vie à voir ces questions régies par de tout autres mobiles, et si les passions qui poussent à la guerre se reveillèrent effectivement en Europe, je doute fort que les principes de justice et d'humanité fussent en état d'y opposer un suffisant obstacle".

In diesem Augenblicke ist in Europa augenscheinlich viel Zündstoff angehäuft. Im Osten und Westen fehlt es nicht an Symptomen jener Leidenschaften, von denen Guizot sagt, daß sie zum Kriege drängen. Gewisse Nationen lassen sich in ihren internationalen Beziehungen nicht sowohl von „den Principien der Gerechtigkeit und Humanität", sondern von den Launen einer übermäßigen Empfindlichkeit leiten. Mit Bezug auf Frankreich bemerkte in dieser Hinsicht kürzlich der „Standard", eine solche Empfindlichkeit sei im internationalen Leben der Todfeind aller Freundschaft. Wenn Nationen in friedlichen Beziehungen leben wollten, müßten sie sich wie Weltmänner, aber nicht wie sentimentale Jünglinge behandeln.

Die Gefahren, mit denen die Panslavisten in Rußland und die Chauvinisten in Frankreich den Frieden Europas bedrohen, sind gewiß sehr ernster Natur. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß die politischen Dinge sich häufig ganz anders entwickeln, als dies die allgemeine Stimmung und selbst die klügsten Politiker vorauszusehen glaubten. Wer im Jahre 1871 behauptet hätte, der Ausbruch des neuen Krieges zwischen Deutschland und Frankreich würde länger als zehn Jahre auf sich warten lassen, wäre sicherlich von allen Seiten belächelt worden. Ein mächtiger und kluger Staatsmann hat es verstanden, die politischen Streitfragen friedlich auszugleichen, welche seit dem Berliner Vertrage den Frieden in Europa zu stören drohten. Die griechische Frage ist definitiv erledigt, die ägyptische Frage geht allem Anscheine nach ihrem friedlichen Ausgange entgegen. — Es scheint daher die Hoffnung nicht unberechtigt zu sein, daß der drohenden Gefahr ungeachtet der Frieden in Europa noch auf längere Zeit erhalten bleibt. Dann würde glücklicher Weise Zeit gewonnnen sein, um die wichtigen Vorarbeiten der Staatsmänner und der Vertreter der Wissenschaft für die Reform des Kriegsrechts vor Beginn eines neuen Krieges zum Abschluß zu bringen.

Die ersteren Vorarbeiten haben bekanntlich auf Anregung Rußlands im Jahre 1874 zu Brüssel stattgefunden. Eine definitive Vereinbarung der Mächte über die in der Conferenz aufgestellten Rechtsgrundsätze, durch welche, wie das Schlußprotokoll vom 27. August 1874 betont, die Interessen der Civilisation und Humanität gefördert werden sollen, ist jedoch bisher noch nicht erfolgt. — Unter den wissenschaftlichen Vorarbeiten nimmt auch das von dem Institut de Droit international zu Oxford im Jahre 1880 festgestellte Manuel des Kriegsrechts eine beachtungswerthe Stelle ein, weil sich angesehene Rechtsgelehrte aus den meisten Ländern Europas an diesen Arbeiten betheiligt haben. Es fehlt daher nicht an geeigneten Grundlagen, um die in Brüssel unter Hinzuziehung militärischer Sachverständigen eingeleitete Vereinbarung eines internationalen Kriegsrechts zu beschleunigen. Eine solche Vereinbarung wäre ein gewichtiger Fortschritt für die Veredelung des Völkerverkehrs. Sie brächte den großen Gewinn, daß ein neuer Krieg nicht auf Grund einer vielfach veralteten und dem Humanitätsbewußtsein nicht mehr entsprechenden Praxis, sondern den heutigen Rechtsanschauungen gemäß geführt werden würde.

Literatur und Kunst.

Besuch in Heidelberg.*)

Thal, der Heimat nahe,
Frühgeliebtes Thal,
Deinen Freund umfahe
Traulich noch einmal.

Der des Lebens Stürmen
Kümmerlich entrann,
Wolle du ihn schirmen
Diesen bangen Mann.

Laßt ihn rückwärts schauen,
Wo sein Eden lag,
Laß vor ihm erblauen
Einen Zukunftstag.

Gönn' ihm da zu träumen,
Wo die Stille lauscht,
Wo im Ueberschäumen
Nur die Welle rauscht.

Oder zu den Höhen
Führ' ihn sacht empor,
Wo ein ernstes Wehen
Flüstert seinem Ohr.

Im verfallnen Schlosse
Laß ihn finden Rast,
Dessen Prachtgeschosse
Du umkleidet hast,

Das in seinen Trümmern,
Frischem Grün gesellt,
Morgendlich im Schimmern
Leuchtet in die Welt.

Laß ihn jung sich fühlen,
Wenn auch nur im Traum,
Bad' ihn, Fluß, im Kühlen,
Tröst' ihn, Schattenbaum,

Daß er bald genese
In der Bergesluft,
Reichen Herbstes Lese
Ahn' im Blüthenduft.

Denn wer einsam ringet,
Nicht auf Lohn bedacht,
Sorgenvoll verbringet
Er so manche Nacht.

Nur Natur im Frieden
Macht es wieder gut —
Gönne du dem Müden,
Daß er in dir ruht.

Martin Greif.

*) Obiges Gedicht ist der gegen Weihnachten erscheinenden dritten Auflage von Martin Greifs Gedichten entnommen.

Digitized by Google

Dresden im Herbste 1846.

Rückblicke von Alfred Meißner.

Es war eine Zeit, in welcher der Oestreicher auszuwandern gezwungen war, wenn er die Freiheit und Unabhängigkeit seiner Muse retten wollte. In Oestreich durfte nichts ohne Gutheißung der Censur gedruckt werden, aber auch wenn der Oestreicher draußen Druckorte aufsuchte, und etwas drucken ließ, was die einheimische Censur nicht passirt hatte, war er strafbar. Sobald seine Schuld ruchbar ward, wurde er vor die Polizei gerufen und verhört. Umfangreiche Protokolle wurden aufgenommen und schließlich hatte er Geld- oder Arreststrafen zu erleiden.

Das hinzunehmen war nicht Jedermanns Sache. Die freieren Köpfe sehnten sich nach Deutschland, wo man um so viele Grade freier war, und gezwungen oder freiwillig hatten viele derselben ihren Aufenthalt außerhalb des Vaterlandes genommen. Aber auch das war nicht ohne Schwierigkeiten. Man bedurfte, um sich in den deutschen Städten halten zu können, eines von der Heimat ausgestellten Passes. Verweigerte die heimatliche Behörde die Verlängerung desselben, war der Oestreicher gezwungen, von Ort zu Ort umherzuirren und den Punkt zu suchen, wo man ihn dulde. So hatte erst nach längerer Irrfahrt Duller in Darmstadt, Dräxler-Manfred in Wiesbaden, H. von Hormayr in Bremen, Fallmerayer in München, Karl Beck in Berlin, Schuselka in Hamburg ruhige Stätten gefunden. In Leipzig saß eine ganze Colonie östreichischer Schriftsteller ziemlich unbehelligt, dennoch war der Sicherheit des Asyls nicht zu trauen.

Auch ich hatte ein Manuscript zur Hälfte vollendet, und andere Pläne im Kopfe, die sich mit dem Verbleiben in Oestreich nicht vertrugen. Nicht mit der Absicht die Heimat für immer zu verlassen, wohl aber derselben eine Zeit lang fernzubleiben, begab ich mich im September 1846 nach Sachsen, zuvörderst nach Dresden.

Es ist von jeher der Fall gewesen, daß eine Stadt zeitweise die geistige Führerschaft in Deutschland übernahm. Einst war Weimar ein Hauptpunkt der Entwickelung gewesen, dann Berlin, jetzt war es Dresden mehr als Berlin geworden. Es war entschieden ein geistiger Vorort. Bedeutende Männer der Literatur und Kunst waren beisammen und bedeutsame Schöpfungen tauchten fast gleichzeitig auf. Gutzkow, Auerbach — Richard Wagner, Robert Schumann — Rietschel, Semper — waren diese Namen nicht glänzend genug, um den Blick auf diese Stadt zu lenken?

Es war eine literarische Stadt. Alles las dort. Selbst die Portechaisenträger in der Schloßgasse und die Soldaten auf der Hauptwache hielten, so lange sie nicht Dienst hatten, ein Buch in der Hand. Auch ein literarischer König war da, aber damit der Schiller'sche Vers von „des Medicäers Güte" nicht Lügen gestraft werde, kümmerte er sich gar nicht um seine literarischen Collegen. Philalethes übersetzte den Dante und alle Danteforscher sind furchtbar ernsthafte Geschöpfe. Das Theater besuchte er nur, wenn ein Stück seiner Verwandten, der Prinzessin Amalie, gegeben wurde.

Mir war im Hause meiner Tante, der Schwester meines Vaters, ein bescheidenes Quartier angewiesen worden. Ihr Gatte, J. G. von Quandt, ein reicher Mann, der als Kunstkenner und Kunstschriftsteller in großem Ansehn stand, hatte sich sein Haus auf der Neustadt mit prachtvoller Aussicht auf die Elbufer nach Art eines italienischen Palazzo eingerichtet und eine Enfilade von neun Zimmern im ersten Stockwerke ganz mit Gemälden ausgefüllt. Es waren theils Werke alter Meister, die Herr v. Quandt auf seinen Kunstreisen erstanden, theils moderne Bilder, die er bei lebenden Künstlern bestellt hatte. Neben seltenen Fiesoles, Filippo Lippis und Francesco Francias sah man dort prachtvolle Landschaften von Koch, Rohden, Schik, Friedrich, einen gewaltigen Seesturm von Catel, schöne Architekturbilder von Domenico Quaglio u. s. w. Alle diese Zimmer der Beletage standen unbewohnt, nur die nach Dresden kommenden Fremden durchzogen sie mit der Lorgnette in der Hand. Mein Onkel, etwa 60 Jahre alt, hauste rückwärts in einem großen Bibliothekzimmer, seinem Sanctuar, vor deren Thüre die Originalbüste Goethes von Rauchs Meisterhand in carrarischem Marmor ausgeführt, symbolisch aufgestellt war. Herr v. Quandt war mit Schopenhauer befreundet, stand mit diesem in Correspondenz, belächelte aber mit Ueberlegenheit dessen schwermüthige Philosophie. Er war ein philosophischer Lebenskünstler und Epikuräer, im höchsten Grade gelehrt, geistreich, witzig, ein Goetheaner, wie es ihrer nur wenige gibt, der jeden unangenehmen Eindruck von sich fern zu halten liebte. Hatte er auch bereits mit den Fatalitäten des Lebens Bekanntschaft gemacht — so hatte er bei einem Sturze von einem Baugerüste beide Beine gebrochen und hinkte — das focht seine Philosophie nicht an. Allerdings half ihm der Besitz von Wagen und Pferden seine Lahmheit leichter als Andere zu tragen. Er ahnte noch nicht, daß ihm die furchtbarsten Heimsuchungen des Schicksals noch für die letzten Lebensjahre aufgespart seien.

Allwöchentlich einmal sah mein Onkel die Maler und Bildhauer Dresdens bei sich, im großen Bibliothekzimmer, das mit Cartons und Gipsabgüssen reich geschmückt war. Es wurde in diesen Reunionen, die Nachmittags begannen und sehr spät endigten, sehr viel guter Bordeaux getrunken und viele feine Havanas geraucht. Ich durfte als bescheidener Gast diesen Symposien beiwohnen. Da lernte ich die Maler Hübner und Jul. Schnorr, die Bildhauer Rietschel und Jul. Hähnel, den Architekten Semper kennen. Letzterer, der Erbauer des Dresdener Theaters, Professor der Baukunst an der Dresdener Akademie, war eben epochemachend aufgetreten. Er hatte bereits seine Schrift über die Polychromie der Alten veröffentlicht. Durch ihn entschied sich, daß weder die Wiederaufnahme des griechischen Stils noch die Wiederaufnahme der Gothik möglich sei, sondern die Bauformen der Renaissance unseren Culturformen entsprächen. Er hatte zuerst beim Baue der Dresdener Synagoge coloristische Wirkungen angewendet und hatte durch den Theaterbau gezeigt, was er vermöge. Nun war ihm der Bau des Museums übertragen worden, zunächst um die Schätze der alten Bildergalerie aufzunehmen. Es war bestimmt, es dem Zwingerpalast direct vorzulegen und so die beiden Flügel desselben zu einem Ganzen zu verbinden. Die Debatte über diesen Bau und was damit zusammenhing, füllte den ganzen Abend aus. Ich hörte von nichts als von Einkehlungen und Lissenen, von selbstständig und organisch gegliederten Bogen, von Friesen, Pilastern, Füllungen und Gurtbändern, bis mir der Kopf zu wirbeln anfing. Im Stillen beschloß ich, von der Erlaubniß, diesen Sitzungen beizuwohnen, nur den mäßigsten Gebrauch zu machen. Doch bewahre ich eine dankbare Erinnerung an Professor Rietschel, der freundlich und liebenswürdig an mich herankam und das Gespräch auf mir näher liegende Dinge lenkte.

Da war es doch unterhaltender bei Ferdinand Hiller! Dieser, ein feiner, weltkluger, behaglicher Mann, ein ausgezeichneter Pianist, als Musiker in Mendelssohn'schem Geiste in allen Formen thätig, hatte sich seit ein paar Jahren in Dresden angesiedelt und sah jede Mittwoch Alles, was Kunst betrieb oder sonst einen Namen hatte, in seinem Salon. Dort eingeführt zu sein, war eine Auszeichnung und bot Gelegenheit Alles kennen zu lernen, was Dresden an einheimischen und durchreisenden Notabilitäten aufwies. An manchen Abenden waren alle Räume gedrängt voll und fast jeder der Anwesenden hatte auf irgend einem Felde einen bekannten Namen. Es war kein ausschließlich deutscher Salon, man hörte auch viel Französisch reden: die Hausfrau, eine ausgezeichnete Sängerin, die unlängst erst, um ihrem Gatten zu folgen, der Bühne Lebewohl gesagt hatte, war eine Polin, schön, jung, von halbslavischem Reize. Sie hatte die wunderbarsten Augen. Drei oder vier glänzende Schönheiten gruppirten sich um sie, Verwandte, die längere oder kürzere Zeit in Dresden zubrachten. Seit Mazarin hatte vielleicht Niemand so schöne Nichten gehabt wie Ferdinand Hiller. Sie sind auch alle durch ihre Schönheit zu Heirathen in ungewöhnlichen Sphären gelangt: die eine wurde eine Gräfin

Digitized by Google

Kolowrat, die andre die Frau des französischen Schriftstellers Ernst Feydeau u. s. w.

Bei Hiller als Gast wohnte Berthold Auerbach. Er hatte eben, nachdem seine früheren Romane fast unbeachtet vorübergegangen, mit der ersten Sammlung seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten einen großen Erfolg erlebt. Man verdankte ihm die Mahnung, daß in der einfachen Heimatswelt, in dem anspruchslosen Menschenthume eine sittlich erhebende Kraft ruhe. Nun hatte er seine Novellen „die Sträflinge" und „die Frau Professorin" geschrieben, und arbeitete damals an einer Schrift „Schrift und Volk". Seine Compositionsweise war eine auffallend musivische. Auf den weiten Spaziergängen, die wir in die Umgebung Dresdens unternahmen, trug er beständig ein Büchlein mit sich, in welchem er sofort jeden sich ihm aus der Debatte ergebenden Gedanken fixirte. Aus seinen und empfundenen Bemerkungen wurde so allmählich ein Buch.

Eines Tages wurden in Hillers Salon einige vierzig oder fünfzig Stühle aufgestellt, Einladungen waren nach allen Seiten ergangen, Auerbach sollte seine „Frau Professorin" vorlesen. So lernten wir das Lorle kennen, das vollendetste Porträt, das er je gemalt, seine vollkommenste Schöpfung, lebendig, wahr in allen Zügen, rührend, bezaubernd, theilweise — z. B. im Abschied Lorles — von tragischer Größe. Nicht zu seinem Vortheile hat Berthold Auerbach später seine Form zu erweitern gesucht. Seine Stärke lag nicht in der Composition, sondern in der rührend einfachen, schlichten und väterlichen Weise zu erzählen. Er beeinträchtigte selbst seine edelsten Eigenschaften, wenn er ausgebildeter Technik nachtrachtete. Seine Muse war selbst jenes Lorle, welches in der Stadt seinen Reiz einbüßte.

Wieder einmal hieß es, Robert Schumann sei aus Leipzig zu Besuch in Dresden angekommen. „Nun das ist schön, daß du da bist," hatte Hiller beim Wiedersehen lachend zu ihm gesagt. „Da werden wir uns tüchtig ausschweigen können." Mir, der seit den Knabenjahren die tiefste Bewunderung und Verehrung für Schumann im Herzen trug, schien der Scherz pietätlos. Indeß lernte ich bald das merkwürdige Insichgekehrtsein des Meisters kennen. Er war der größte Schweiger, sei's, daß der Gegenstand der meisten Reden und Gespräche ihm zu unbedeutend schien, oder daß ihm, der doch auch so glänzend zu schreiben verstand, der hergebrachte Ausdruck nicht genügte. In Hillers Salon, im Schwarme der Besuchenden versteckte er sich wohl einen ganzen Abend, ohne zehn Worte zu sprechen. Ich erinnere mich auch einer Kahnfahrt auf der Elbe, bei der die Frauen Lieder von ihm sangen, er aber schweigend, dann und wann mit zugespitzten Lippen vor sich hinsummend, stumm am Steuer saß und in das Abendroth hinausstarrte. Er lebte nur in sich und in der wunderbar tönenden Welt, die er in sich trug.

Auch Gutzkow war eine ganz meditative, in sich gekehrte Natur, aber wie verschieden geartet, wie ganz anders als Schumann! Sein Schweigen barg ein ununterbrochenes Verarbeiten der Fragen, die ihm von außen zukamen. Und alle Fragen der Zeit gingen ihm nahe. Wie er mit gewohnheitsmäßig halbgeschlossenen Augen Alles aufnahm, Alles bemerkte, so beschäftigten ihn alle Probleme, wofern sie sein Jahrhundert in Anspruch nahmen. Alles wurde zum Stoffe, aus dem er seine Fäden spann: während seines ganzen literarischen Wirkens waren ihm seine Stoffe durch die Ereignisse dictirt worden. Sein Verfallen in Selbstversenkung alternirte mit plötzlichem Erwachen, in welchem er das Wort scharf wie eine Stahlklinge führte und die Dinge wie mit einem fremdartigen elektrischen Lichte zu beleuchten verstand. Eine große Weichheit des Gemüths war in ihm mit durchdringender Schärfe des Verstandes beisammen.

In diese Kreise trat der junge Mensch und war vorerst schon glücklich, in ihnen geduldet zu werden. Alle diese Männer standen noch in der Fülle ihrer Kraft, hatten ihr Bestes gegeben, nach dem sie beurtheilt werden konnten, und traten fortwährend mit neuen Werken hervor. Der junge Mensch wünschte nichts dringender, als sich die Achtung dieser Männer zu erwerben, der Beifall ausgezeichneter Menschen war ihm das Höchste. Und dieser Beifall wurde ihm zu Theil, als sein Buch endlich gedruckt vorlag. Da begannen für ihn glückliche Tage ...

Gutzkow war seit 1845 als Dramaturg der Dresdener Bühne angestellt, er war mit Leib und Seele dabei und glaubte an eine Wiederbelebung der deutschen Dramatik. Es ließ sich aber nicht ersehen, daß seine Oberleitung viel geändert habe. Das war begreiflich, denn Emil Devrient war der heimliche oberste Leiter der Bühne. An allen bedeutenden Männern, die es besaß, hatte Dresden zu mäkeln, einzig Emils Größe stand unbestritten da. Er war der Abgott der Frauen, der „göttliche Emil". Er galt für den ersten deutschen Schauspieler. Ein Heldenspieler war er gewiß schon damals nicht mehr, schon darum, weil meist schon im dritten Acte Kraft und Stimme zu Ende waren. Dann forcirte er nur noch und stieß die Worte zwischen den halbgeschlossenen Zähnen hervor. Seine Affectation und Effecthascherei waren ohne Grenzen. Hatte er sich wieder einmal den Dresdnern in einer neuen Rolle gezeigt, so ging er auf Gastrollen aus, kein Theater war ihm zu gering. Trotz allem laut proclamirten Cultus des Ideals spielte er am liebsten in Stücken der Frau Birchpfeiffer, Holteis und Raupachs, die ihm vergönnten in Paraderollen beliebig aus dem dramatischen Rahmen herauszutreten. Unendlich viel hat Gutzkow von der Eitelkeit dieses Mimen zu leiden gehabt, die unersättlich war und nach immer neuem Lob in den Zeitungen verlangte.

Schon in den ersten Wochen meines Dresdener Aufenthalts hatte ich Richard Wagner kennen gelernt, ich hatte mit ihm und zahlreicher Gesellschaft, zu der auch Gutzkow gehörte, einen Spaziergang nach dem Waldschlößchen gemacht. Fast unter Mittelgröße, eher klein, mit stechenden Augen, zusammengekniffenen Lippen, scharf gebogener Nase, auffallend breiter, stark ausgearbeiteter Stirn und vorstehendem Kinn, hatte er viel von einem Professor an sich, wie er denn auch in einer Zeit der Bärte sich ganz rasirt zeigte. Aber frühe Kämpfe hatten ihm schon eine ungewöhnliche Reizbarkeit gegeben, er hatte bereits etwas ewig Aufgeregtes, Gereiztes, Giftkochendes in sich. „Tannhäuser" hatte unlängst das Licht der Bretter gesehen; aber es war kein rechter Erfolg gewesen. Man hatte das Textbuch gelobt — die Ausstattung war eine ungewöhnlich brillante gewesen — den musikalischen Theil fand man „ungenügend". Man vermißte eigentliche Charakteristik und geniale Naturkraft, man meinte, das Ganze sei mehr künstlich zurechtgelegt und leide an Langweiligkeit.

Auf diesem ersten Spaziergange hatten wir viel mit einander gesprochen, doch ausschließlich über Politik. Richard Wagner hielt die politischen Zustände für reif zur gründlichsten Aenderung und sah einer in nächster Zeit stattzuhabenden Umwälzung als etwas Unausbleiblichem entgegen. Die Umwandlung werde leicht und mit wenig Schlägen vor sich gehen, denn die staatlichen und gesellschaftlichen Formen hielten nur noch ganz äußerlich fest. Ich erinnere mich noch genau der Worte: eine Revolution sei bereits in allen Köpfen vollzogen, das neue Deutschland sei fertig wie ein Erzguß, es bedürfe nur eines Hammerschlags auf die thönerne Hülle, daß es hervortrete. Inzwischen hatte sich Gutzkow uns genähert, er opponirte, betonte die Kraft der Trägheit, die Macht des Alten und Furcht vor Neuem, die Gewohnheit der Massen zu dienen und zu folgen, den Mangel an Charakter in der unendlichen Mehrzahl. Er äußerte in seiner vorsichtigen Weise hunderterlei Bedenken. Wagner verlor die Selbstbeherrschung und brach die Debatte mit starken unmuthig gesprochenen Worten ab.

Wem hat die Zukunft Recht gegeben? Bald genug kam das Jahr Achtundvierzig! Wohl fielen in nächster Zeit die geweissagten Schläge, aber sie änderten kaum etwas an der Gestalt der Welt. Am allerwenigsten trat ein neues Deutschland in Erzguß zu Tage. Der kreisende Berg gebar eine — rothe — Maus und bald war wieder Alles wie vorher. Deutschland legte sich nach der ungewohnten Aufregung bald wieder aufs Ohr, um wieder sechszehn Jahre zu schlafen ...

Digitized by Google

Am 6. October kam ich endlich dazu, den Tannhäuser zu hören: es war die dritte Aufführung. Bei der zweiten war es nicht ganz glatt abgegangen, das Publicum war in eine gereizte Stimmung gerathen, es war viel gezischt worden, nun hatte sich Tichatschek krank gemeldet und die Wiederholung war neun Tage ausgesetzt worden.

Diesmal war der Erfolg ein solcher, daß der Componist — damals gab es noch keinen Meister! — zufrieden sein konnte. Das Haus war anständig gefüllt und die Stimmung eine so gute, daß Wagner und seine Sänger nach jedem Acte gerufen wurden.

Ich gestehe offen, daß ich dieser Musik nie die weltaufregende Wirkung zugetraut hätte, die sie denn doch gehabt hat. Nur das Lied zum Lobe der Frau Venus, das Finale des ersten Actes, in welchem die Wartburggenossen den wiedergefundenen Freund begrüßen, der Einzugsmarsch und das Lied an den Abendstern rissen mich aus der Ermüdung heraus, die mich bald überfallen hatte. Für das Verschwimmende, Träumerische, das bloße Auf und Nieder der Tonwellen hatte ich keinen Sinn; die Pilgerlieder erschienen mir eintönig, der Sängerkrieg, in welchem ich die frappantesten Melodien erwartet hatte, mißlungen. Mein für derlei Hören noch ungeschultes Ohr glaubte in den zur Liebe lockenden Dämonengesängen des Venusberges eine gelinde Katzenmusik, und in den schneidenden Violinfiguren, welche das Pilgerlied mit den Venusbergsklängen durchsetzen, ein unorganisches Tohuwobohu zu vernehmen.

Dagegen hatte das Textbuch, das, keck genug, die Gestalt Heinrichs von Ofterdingen im Tannhäuser aufgehen läßt und die Hörselbergsagen mit dem Sängerkriege auf der Wartburg verschmilzt, mich sehr interessirt. Der Stoff behandelte gewisse Punkte, die man noch nicht auf der Bühne behandelt gesehen: das Versinken eines genialen Individuums in die Sinnlichkeit und sein Sichherausreißen aus dem Sinnestaumel. Das war neu und einer Wirkung sicher. Und doch war die Durchführung dieses Problems eine solche, die man auf keine Weise mit dem Freidenker und Revolutionär, den ich unlängst hatte sprechen hören, vereinigen konnte. Wenn man mit etwas modernem Geiste an den Stoff herantritt, denkt man sich doch den Tannhäuser als einen Mann, der sich von mittelalterlich christlicher Anschauung emancipiren wollte. Nun war aber Alles gar zu sehr im Sinne eines Mönchsthums gefaßt, das sich die alten Götter als ein herabgekommenes Geistergesindel vorstellt und in dem Schwärmer für die antike Welt nur einen Gesellen von liederlichen Sitten sieht. Und nichts Anderes ist Tannhäuser in der Oper. Drum erfaßt ihn auch bald Mißbehagen und Ekel vor solchem Heidenthum und vor sich selbst und mit dem Rufe: Mein Heil ist in Maria! flüchtet er in die Oberwelt. Hier geräth er nun wieder in eine Versammlung von Minnesängern und Rittern, welche, höchst absurd, nur eine Liebe feiern, die vom bloßen Anschauen lebt, man meint, Tannhäuser sei unter lauter Mönche gerathen. Kaum wagt er eine Rechtfertigung und tritt schon schuldbewußt, ein gar sonderbarer Held, die Bußfahrt nach Rom an. Dazu der katholicisirende Schluß — es ist begreiflich, daß man zu solcher Dichtung bedenklich den Kopf schütteln mußte. . . . Lange noch nach der Aufführung saß ich, alles dies besprechend, mit Bildhauer Hähnel im Wirthshause zusammen. „Und doch irren Sie," sagte dieser, der zu den besonderen Freunden Wagners zählte, „wenn Sie wegen allem diesen Wagner für ein Kryptokatholiken halten . . . Er arbeitet nur mit den Mitteln der alten Romantiker Tieck, Arnim, Brentano, weil er recht wohl weiß, welche Macht diese Romantik noch über die Geister ausübt . . . Was wollen Sie? Meyerbeer ist wohl auch ein schlechter Christ und arbeitet in den Hugenotten mit protestantischen Tendenzen . . . Schließlich müßte Tannhäuser ja ein Deutschkatholik sein, weil er sich vom Papste lossagt . . ."

An einem der folgenden Tage sah ich Ferdinand Hiller eine Rolle in der Hand halten. „Da hat Richard Wagner," sagte er, „einen neuen Operntext geschrieben und mir ihn zu lesen gegeben. Er heißt „Lohengrin" und behandelt die Sage vom Schwanenritter. Ein ganz vortreffliches, höchst effectvolles Libretto! Wie schade, daß Wagner selbst es componiren will! Seine musikalische Begabung reicht nicht dazu hin! In anderer Hand würde das eine ganz andere Wirkung haben!"

So urtheilte man in jener Zeit. Richard Wagner strafte allerdings dies Urtheil Lügen und gab in seinem Lohengrin sein bestes Werk, meiner Ansicht nach dasjenige, das von seinen Werken am längsten leben wird. Mit der „Unzulänglichkeit", die damals so allgemein betont wurde, hatte es aber doch seine gute Bewandtniß. Man verstand darunter den Mangel an wirklicher Dramatik, das geringe Maß von Melodienzauber, das stete Vorwiegen pathetischen Ernstes, den Mangel an wirklicher lebendiger Charakteristik. Allerdings sind alle diese Unzulänglichkeiten seitdem als der Anfang einer neuen Kunstform gepriesen worden. Darauf gehe ein, wer alle Moden und Thorheiten seiner Zeit mitmachen zu müssen glaubt! Vielleicht muß man auch, um das Kunstwerk der Zukunft recht zu fassen und zu würdigen, schon heute mit den Ohren der Zukunftsgeneration ausgestattet sein.

(Schluß folgt.)

Der Streit um den Hexameter.

Von J. Mähly.

Ein umfangreiches Buch mit Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, von Kritik und Geschmack zu schreiben über einen literarischen Gegenstand, um seine Mühe schließlich zu krönen mit dem trostlosen Resultat, daß es mit diesem Gegenstand nichts sei, daß sein ganzes Wesen auf unmöglichen, unerfüllbaren Voraussetzungen beruhe und von jeher beruht habe — dazu gehört eine felsenfeste Ueberzeugung und ein heroischer Muth. Nachdem der Verfasser der „Geschichte der deutschen Homerübersetzung im XVIII. Jahrhundert"*), Herr Adalbert Schroeter, sämmtliche Versuche, welche innerhalb der Grenzen seiner Aufgabe liegen, aufs genaueste und gewissenhafteste, mit eindringender Sachkenntniß und möglichst unbefangener Würdigung von Menschen und Dingen, die bei dieser Frage eine Rolle zu spielen berufen waren, zergliedert hat, schließt er seine Studien mit den Worten: „Er sei vorbei, der stelzbeinige Faschingszug der antiken Metren, in der deutschen Poesie! Doch in dem Elemente (?) der alten Sprachen soll uns der Hexameter immerdar ein so vielbewundertes Kunstgebilde bleiben, als wir in seinem modernen Ableger eine peinliche Caricatur oder einen hülflosen Schatten beklagen und verurtheilen."

Wir wollen mit unserer Ansicht nicht zurückhalten und bekennen freimüthig: Hoffentlich geht der Wunsch des Herrn Verfassers nicht in Erfüllung, und wird die Gnade, welche er großmüthig den griechischen und römischen Klassikern gewährt, von unserer deutschen Mit- und Nachwelt auch unsern deutschen Klassikern wie bisher gewährt und gewahrt bleiben. Der Verfasser wird sich selber sagen müssen, daß sein Wunsch, nach hundertfünfzigjähriger unangefochtener Praxis, etwas spät komme und daß, wer einen so alten „Götzen" zu Boden schlagen will, mit den schneidigsten Waffen ausgerüstet sein müsse. Dieses blankgeschliffene Rüstzeug aber fehlt unserem Ritter und mußte ihm fehlen, weil es überhaupt für diesen Fechtgang nicht vorhanden ist und alle Hiebe Scheinhiebe sind. Seine Gegner, einen Gottsched, Bodmer, Voß, trifft er wohl, weil er ihre Blößen kennt, aber die Gegner sind nicht die Sache; diese hat sich, trotzdem daß ihre Vertreter zwar Legion, aber der Mehrzahl nach Pfuscher sind, durch glänzende Muster auf eine Art bewährt, daß ihre Gegner zu Schanden werden. Prüft man die Gründe derselben näher, so erstaunt man, wie luftig und fadenscheinig sie sind und möchte unwillig werden über die Vermessenheit, mit solchen Nichtigkeiten einer ehrwürdigen Errungenschaft ans Leben gehen zu wollen.

*) Jena, Costenoble.

Digitized by Google

Wir wissen nicht, ob der ingrimmige Verfasser ein Schüler von Moritz Haupt ist, zu dessen geistreichen Grillen es gehörte, den deutschen Hexameter für einen Wechselbalg zu halten, aber Schüler oder nicht, so scheint durch Haupts Autorität das spröde, abweisende Verhalten gegen den deutschen Hexameter ein wenig in Mode gekommen zu sein. Aber große Gelehrte haben oft sehr subjective „Stimmungen"; man hält ihnen diese Eigenheiten zu gute, weil sie reichlich aufgewogen werden durch anderweitige hervorragende Eigenschaften; leider aber finden jene mehr Nachahmung als diese. Der Hauptstoß beim Turnier ist gewöhnlich der, den auch unser Verfasser applicirt: „der Widerstreit des Wort- und Taktaccentes im antiken Vers" der „uns ein verschlossenes Räthsel" bleibe. Als ob dieser Widerspruch nicht auch für die jambischen und trochäischen Versmaße gälte! und doch hat unseres Wissens nach Niemand gegen unsere deutschen Jamben, beispielsweise gegen unseren dramatischen Eilfüßler (sit venia verbo!) oder Zwölffüßler, welch letzterer doch entschieden den Alten nachgebildet ist, eine Lanze einzulegen gewagt. Das fehlte noch — und doch wäre es nur consequent. Zünftige werden vielleicht sagen: „Aber den Jambus haben wir ja bereits im Nibelungenlied fix und fertig, er ist deutsches Eigenthum, wie der ganze Nibelungenvers!"

Ist denn das so sicher? Wissen wir denn überhaupt, welchen Gang unsere deutsche Metrik genommen haben würde, ohne Kenntniß der antiken (zunächst lateinischen) Maße? Und ist denn jener „Widerspruch" ein so unumgängliches nothwendiges Schönheitsgesetz? Weiß der Verfasser nicht, daß er die zweite Hälfte des lateinischen Hexameters gar nicht berührt, sondern daß hier Wort- und Taktaccent zusammenfallen? weiß er nicht, daß im Jambus der lateinischen Komödie (also in dem nächst dem Hexameter gebräuchlichsten Versmaß) die Dichter auf möglichste Concordanz der beiden Accente ausgingen? Und wenn auch hierüber noch Streit herrscht, so wäre ein solcher Streit ja rein unmöglich, wenn nicht jene Concordanz in tausenden von Versen zuträfe! Ferner — das entscheidendste Moment in dieser unnöthiger Weise so stark betonten Frage — hat das Lateinische, obschon es in Bezug auf Betonung einen ganz andern Charakter aufweist als das Griechische, gleichwohl völlig unbeanstandet die griechischen Maße herübergenommen, und wir sollten das im Deutschen nicht dürfen, wir, deren Sprache dem Lateinischen hinsichtlich der Betonung — wir meinen hier den Umstand, daß das Lateinische und vorwiegend auch das Deutsche barytone Sprachen sind, das Griechische dagegen zahllose Oxytona hat — dem Lateinischen also viel näher steht als dem Griechischen? Wie hoch oder nieder taxirt man denn diesen so schwerwiegenden Umstand beim Hervorheben jenes vermeintlich so nothwendigen Widerspruches? Man ignorirt ihn einfach, weil er genirt; manchem Eiferer mag er auch gar nicht bekannt sein. — Indeß, wie gesagt, jetzt, nachdem mehr als ein Dutzend Jahrzehnte ins Land gegangen sind, von denen jedes uns unzählige Hexametergarben brachte, ist es nicht mehr an der Zeit, von der Berechtigung des Hexameters zu sprechen; wir haben ihn, wir stehen vor einem fait accompli und wir wollen uns doch darüber freuen, statt an vermeintlichen selbstgeschaffenen Unzuträglichkeiten herumzutasten und herumzumäkeln. Zu bedauern ist, einweilen noch, nur eins — was merkwürdiger Weise der Verfasser nur ganz kurz erwähnt hat, obschon es Wasser auf seine Mühle wäre — nämlich, daß noch keine unverrückbaren Normen für die Silbenwerthe (ob lang, ob kurz, ob doppelzeitig, resp. hochtonig, tieftonig, oder beides) aufgestellt und der Subjectivität, will sagen Bequemlichkeit der Dichter zu laxe Schranken gesetzt sind. Aber trotz dem aufrichtig gesprochenen „leider" möchten wir doch gleich hinzusetzen, daß der deutsche — wir wiederholen es, unangefochtene — Jambus ähnliche Licenzen aufweist und erträgt: jedes einsilbige Wort kann hier nach Umständen, d. h. nach Belieben als betont oder tonlos gebraucht, jeder Tiefton zur Tonlosigkeit herabgestimmt werden. Im Hexameter geht man freilich noch weiter; man gebraucht nicht blos im Stillen und gleichsam in der Deckung, man proclamirt sogar öffentlich die Trochäenfreiheit, d. h. den Ersatz einer unbequemen Länge (resp. des Hoch- oder des Tieftons) durch eine bequemere Kürze (resp. tonlose Silbe) und, was noch ärger ist, aber sogar renommirten Dichtern hundertmal passirt, ohne daß sie's nur merken, man stellt das Tonverhältniß geradezu auf den Kopf, ja wohl:

1. Dieser Unfug kommt | vor, weil | ihm Nachsicht ja gewährt wird;
   Warum | sollt er es | nicht . . . . ?

Immerhin besser, wenn auch noch mit den oben angeführten Licenzen sattsam beschwert, würde die Umänderung sein in

2. Weil man | Nachsicht gewährt, gebeiht der | Unfug so | fröhlich.

Wir wollen keine Namen dichtender Individuen verrathen, in deren Versen die Härten von Nr. 1 (die unerträglichsten von allen) förmlich wuchern, nur auf ein sachliches Beispiel wollen wir verständnißinnige Leser aufmerksam machen, nämlich auf ein bekanntes Epos, dessen Held ein gewisser König von Sion ist.

Nun ist allerdings zwischen der Vertheidigung des deutschen Hexameters und der Möglichkeit einer vollendeten Homerübersetzung noch ein weiter Weg — aber ist es nicht das Los jeder, auch der besten Uebersetzung, welche ihrem Charakter treu bleiben und nicht das Original überflügeln will, daß sie bis auf irgend welche Distanz hinter ihm zurückbleiben muß? Keine Sprache der Welt, auch die vollkommenste nicht, vermag die Eigenthümlichkeiten, Nüancen und psychologischen Schattirungen einer anderen wiederzugeben, und insonderheit was den Versuch einer deutschen Homerübersetzung anbetrifft, so durfte der Verfasser des vorliegenden Buches mit vollem Recht behaupten, daß zwar „unsere herrliche Sprache" alle Gebiete des Gedankens und der Gefühle mit Zauberkraft unter ihr Scepter zu zwingen vermöge, daß aber ihr „Mahnruf sich immer mehr geistigen als sinnlichen Nachdruck geben könne" (sic!) und daß sie immer mehr psychisch als physisch, mehr nur mittelbar auf die Sinne wirken, mehr durch seelische Affectionen als durch phonetische und musikalische Effecte leisten werde — aber was diese richtige Charakteristik mit dem stelzbeinigen Faschingszug der antiken Metren in der deutschen Poesie überhaupt und mit dem Hexameter insbesondere zu schaffen habe, vermögen wir nicht einzusehen. Oder wären denn jene homerischen Vorzüge durch irgend ein modernes Metrum eher erreichbar? Was haben denn in aller Welt die Metren mit dem Sublimat von Sprachgeist zu thun? Eher ließen wir uns noch die Behauptung gefallen — denn genau besehen und streng genommen wäre sie richtig — daß überhaupt jede mit dem Anspruch einer Uebersetzung auftretende Umwandlung eines sprachlich und zeitlich Fremden in die Muttersprache — ob nun deutsch oder wälsch, gleichviel — eigentlich ein Unding sei, weil zwischen Sprache und Bildungsstand eines jeden Volkes eine ganz bestimmte Wechselbeziehung stattfindet, welche, selbst wenn wir uns geistig in jene Bildung und Sittenwelt hineinzusetzen vermöchten, mit den Mitteln der vorgeschrittenen Sprache gleichwohl nicht mehr darstellbar wäre. So rigoros ist aber unser Verfasser nicht, und doch sollte er es sein, wenn er consequent sein wollte! — Aber wir thun ihm vielleicht in seiner Vernichtungsfehde gegen den armen Hexameter Unrecht und er hat ihn wirklich mit Hieben über Hieben todtgemacht. Oder ist es anders auf Seite 345? Hören wir ihn: „Der deutsche Hexameter ist ein so armes Ding; immer die gleiche Fußzahl" (sonderbar! wir glaubten bisher, es sei im Griechischen accurat eben so und erklärten uns daraus den Namen Hexameter, aber halt! es kommt eine Erklärung:) „denn die katalektischen sind unzurechnungsfähige Embryonen" (das ist sehr gelehrt gesprochen, aber im Grunde völlig nichtssagend, denn welcher halbwegs ernste Dichter erlaubt sich solche Embryonen auch nur in dem Maße, wie Virgil!): „immer derselbe mannweibliche Ausgang" (hier grinst uns eine thiermenschliche Sphinx entgegen und wir sind versucht die bekannten Reimverse von Graf Oerindur und dem „Zwiespalt der Natur" zu Hülfe zu rufen); „derselbe massive Anklang mit Ausschluß jeden Auftaktes" (genau dieselbe peinliche Situation wie im vorigen Satze); „das alles

Digitized by Google

ohne irgend ein äußeres musikalisches Bindemittel" (soll der Citheranschlag des Rhapsoden gemeint sein? dann o weh! ihr lateinischen Poeten sammt und sonders); also „kein Bindemittel als das dehnbarste Zahlgesetz" (das auch die feinfühligen Griechen unverbrüchlich gehalten haben); weiter: „Er ist deshalb (wegen dieser vielen stichhaltigen Gründe?) so kläglich grau, der deutsche Hexameter; ermangelt der Arme doch des üppigen Schmucks der griechischen Diphthonge" (den Diphthongen oi kennt das Deutsche allerdings nicht, das ist wahr, ebenso wahr, daß die beiden alten Sprachen den großen Vorzug einer Fülle von klar und voll tönenden Silben haben, wahr ist aber auch drittens, daß von allen den vorgeführten Paradeargumenten dies das einzige, wirklich streitbare und stichhaltige ist!): Was wir sonst noch zu hören bekommen vom „syntaktischen Parallelismus" und „symmetrischen Organismus" des griechischen Hexameters u. s. w., ist, wenn nicht geradezu Phrase (was nicht selten der Fall), so doch kein Argument, weil die Mittel dazu auch in unserer Sprache vorhanden sind. Wer mit dem Posaunenstoß „deutsche Spondeen gibt es nicht" die Veste des Hexameters glaubt umblasen zu können, wer „Eislauf" und „Eisfahrt" (das heißt je zwei betonte Silben mit gutem und schlechtem Takttheil, genau wie in den beiden alten Sprachen) nicht für Spondeen hält, sondern ihnen blos den Werth von Trochäen zuschreiben will, mit dem ist, ob nun sein Wappen Streitsucht oder Unkenntniß ist, nicht zu streiten, nach dem Spruch der alten Logiker: Contra principia negantem non est disputatio. Wir wollen's „zum Uebrigen legen", zu der Schrulle von der „größern Kunstvollendung" des Schillerschen „Fiesco" und des Goethe'schen „Götz" gegenüber der „Braut von Messina" und der „natürlichen Tochter", sowie von der „horrenden Ueberschätzung der antiken Einflüsse auf die nationale Kunst", oder von dem Ausspruch, daß der arme Gottsched, als er den Eingang der Ilias in deutsche Hexameter übertrug, „unwissentlich eine der verhängnißvollsten Thaten im Bereich deutscher Verskunst verrichtete"! Bedenklicher aber als diese Schrullen, die ja auch in einem fein organisirten Gehirn Platz haben, sind bei einem Kritiker, der über metrische und sprachliche Schwächen so unerbittlich zu Gerichte sitzt, arge Verstöße gegen den Sensus grammaticus. Er flickt dem alten Voß am Zeug — meist, wie uns bedünkt, mit Recht —, sehr mit Unrecht aber bemängelt er sein „vielgewandert" und meint nun wörtlich: „Darf man „vielgewanderter" schreiben, so darf man auch vielgerittener, vielgetrunkener, vielgegessener, vielgelesener schreiben von einem Manne, der viel geritten, getrunken, gegessen, gelesen hat." Hier ist ein derbes „Hoho!" am Platze. Ist es möglich? Ein solches quid pro quo bei einem Sprachkritiker? Wie würde sich der alte Heinrich Voß, der sattelfeste Grammatiker und Schulmeister, weiden an dem Triumph, den ihm sein schöngeistiger Gegner durch diesen einzigen Lapsus bereitet hat! Fürwahr, er dürfte sich theilweise gerächt, entschädigt fühlen für das Leid, das der Gegner auf ihn gehäuft! Und doch: gegenüber Voß — so schwer es uns auch fällt, es zu sagen und einem hundertjährigen Dogma entgegenzutreten — gegenüber Voß und seiner Uebersetzung hat der Verfasser im Großen und Ganzen Recht. Voß hat unleugbar, auch als Uebersetzer, seine großen Verdienste, er hat die deutsche Sprache gereinigt von den metrischen Ungethümen, hat die Wildniß urbar gemacht durch Schnitt, Ordnung und Zucht, hat den Sprachwerthen ihr Gewicht zugewogen, manches Schwankende fixirt, manches Tastende auf den richtigen Weg gewiesen, aber es war immer nur die vom hausbackenen pedantischen Verstande geführte Hand, die zuschnitt und zustutzte; wo Herz, Gemüth und Phantasie sprechen sollten, da vernahm er nur die Stimme der Mathematik, die Grazien wohnten weit weg und das kritische Messer war nicht mit dem Oel der Schönheit gesalbt — je länger, je weniger. Friedr. Leopold Graf von Stolberg, sein gleichzeitiger Rival in der Homerübersetzung, war ihm, was Gelehrsamkeit und Kenntniß der Technik betrifft, lange nicht gewachsen, er behandelt das Metrische cavalierement und auch die Mathematik macht ihm keine Sorgen — über die Gleichzahl der Verse setzt er sich souverain hinweg! — aber alle diese Minus macht er wieder mehr als wett durch seinen dichterischen Verstand, durch sein Plus an Schönheitssinn, an Feingefühl, an poetischem Takt, an sprachlichem Fluß und Ebenmaß — und das sind denn doch Haupttugenden und wiegen die äußere Correctheit des mühsam zurechtgezimmerten Materials mehr als auf! Wer von der Lectüre des Voß'chen Homer unmittelbar zum Stolberg'schen übergeht, dem geht der Athem leichter von Statten, er fühlt sich wie aus schwülem Dunstkreis in die freie Luft, „aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Häuser quetschender Enge" auf die breite schöne Heerstraße gebracht, wo sein Fuß nicht mehr an Ecken und Kanten anstößt. Dieses Verhältniß richtig gestellt, und dem Namen Fr. Leopold von Stolberg den gebührenden Ehrenplatz zugewiesen zu haben, halten wir für ein Hauptverdienst des vorliegenden Buches.

Reise eines Deutschen durch Sibirien.

Von Friedrich von Hellwald.

Die Literatur über das nördliche Asien ist nicht allzu reich an deutschen Werken und ganz besonders in der Neuzeit sind es vorwiegend Engländer, Russen und Schweden gewesen, welche die Kunde des weiten Erdstriches gefördert haben, dessen Name Sibirien noch immer der Schrecken nicht völlig entkleidet ist, womit ihn die Vorstellungen verflossener Zeiten umgeben hatten. Mit wahrer Freude nahm ich daher den hübsch ausgestatteten Band*) zur Hand, worin ein Deutscher, ein Kölner Kind, Herr Wilhelm Joest, nachdem er schon in der halben Welt sich umgesehen, jene Eindrücke niedergelegt hat, welche er auf einer Durchquerung Sibiriens empfing. Herrn Joests Reise fällt in die Zeit vom 4. Juni bis 14. September 1881, so daß seine Aufzeichnungen uns buchstäblich mit der sibirischen Gegenwart vertraut machen, so weit er auf seiner immerhin flüchtigen Tour sie zu belauschen im Stande war. Um gleich meinen Gesammteindruck vorweg auszusprechen, will ich sagen, daß wenige Reisebücher interessanter, unterhaltender zu lesen sind als jenes von Joest. Selbst einige Härten des Stiles, welchen wir mannichfach begegnen, thun dem keinen Eintrag. Eine wissenschaftliche Arbeit ist das Buch allerdings nicht, aber dies lag auch gar nicht in des Verfassers Absicht, der eben blos einen ungeschminkten Bericht seiner Reiseerlebnisse geben wollte. Immerhin findet er dabei Gelegenheit, manche interessante Wahrnehmung einzuflechten, und da es ihm sichtlich auf Darstellung des Thatsächlichen ankam, Herr Joest auch als ein aufmerksamer und — was nicht hoch genug angeschlagen werden kann — objectiver Beobachter sich erweist, so wird sein Buch wohl Niemand ohne bleibenden Nutzen aus der Hand legen. Zu bedauern bleibt, daß Herr Joest bei Antritt seiner Reise kein Wort Russisch sprach; er würde mit der Kenntniß dieses schönen Idioms weit mehr Genuß, weniger Schwierigkeiten und noch reichere Gelegenheit zu merkwürdigen Beobachtungen gefunden haben.

Herr Joest kam aus dem sonnigen Japan nach Wladiwostok, der Hauptstadt der am japanischen Meere gelegenen und geographisch zu Ostsibirien gehörigen Seeprovinz. Diese „Beherrscherin des Ostens" — wie ihr Name lautet — machte keinen sehr angenehmen Eindruck auf unseren deutschen Besucher, obwohl er bei dort ansässigen Landsleuten die freundlichste Aufnahme fand. Die schweren Blockhäuser, welche ziemlich wirr durcheinander stehen, sahen finster und trübselig aus, und Herr Joest war froh als er die Fahrt nach dem Westen antreten konnte. Es ist nicht meine Absicht, den wackeren Reisenden auf Schritt und Tritt zu begleiten, dies möge der freundliche Leser im Joest'schen Buche selber thun; nur einige der wichtigsten Momente seien hier hervorgehoben. Der erste Theil der Reise ging von Wladiwostok direct nach Norden, um in Chabarowka den Amur

*) Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien, von Wilhelm Joest. Mit fünf Lichtdrucken und einer Karte. Köln, Du Mont-Schauberg.

Digitized by Google

zu erreichen. Es geschah dies zuerst in einer Dampfnußschale auf dem Flüßchen Suifún bis Rasdolnoi, wo die „Troika", das Dreigespann, bestiegen wurde, ein kleiner offener Marterkasten ohne Sitz und Rückenlehne. Auf den Stationen lernte unser Wanderer die russischen Bauernhäuser kennen, von denen er versichert, daß sie nicht im entferntesten jenen gleichen, welche uns die jüngsten Weltausstellungen als solche vor Augen führten. Dagegen ist der ob seiner Unreinlichkeit verrufene russische Bauer und Arbeiter wahrscheinlich reinlicher als sein College im übrigen Europa, da er regelmäßig einmal in der Woche badet. Wohl aber ist in diesem Punkte der günstiger situirte Russe nicht besser als der gemeinste Muschik und Herr Joest hatte mit diesem geringen Waschbedürfniß der Leute auf seiner langen Fahrt einen harten Kampf zu bestehen. Der große Durchschnitt aller Russen wäscht sich nur einmal in der Woche, dann allerdings gründlich, und zwar im Dampfbade, deren es beinahe in jedem Dorfe eines gibt. Ueber Nikolsk, dem einzigen größeren Orte der unteren Ussuri-Provinz, einem traurigen Neste, dem aber alle sibirischen Städte vom Amur bis zum Ural gleichen, gelangte man an die Ufer des großen Chanka-Sees, welcher im Dampfboot gekreuzt wird und melancholisch, langweilig wie jeder Binnensee, ohne bergige oder bewaldete Ränder daliegt. Die Plage jener Himmelsstriche sind die Moskiten, deren Qualen zu beschreiben der Verfasser nicht genug Worte findet. Erst auf dem Ussuri wurden die das Fahrzeug einhüllenden Mückenwolken durch stärkeren Luftzug wenigstens einigermaßen zerstreut. Auf diesem Grenzflusse schwamm nun Herr Joest bis zu dessen Vereinigung mit dem Amur bei Chabarowka hinab. Beide Ufer des Ussuri sind flach und die Gegend unbeschreiblich trostlos, die linke chinesische Seite ganz unbewohnt, und am rechten Ufer nur zeitweise belebt durch einzelne Wohnungen der Golde, eines Zweiges der großen tungusischen Völkerfamilie, mit dem der Reisende später näher bekannt wurde.

Am siebenten Tage, nachdem er Wladiwostok verlassen, erreichte Herr Joest bei Chabarowka den Zusammenfluß des Ussuri mit dem Amur, jenem Riesenstrome, auf dem er noch zweitausend Werst stromaufwärts zu fahren hatte, ehe seine Ueberlandreise beginnen sollte. Es ist schwer zu sagen, ob der Ussuri in den Amur fließt oder umgekehrt; wie dem aber auch sei, Herr Joest nennt den Amur den trostlosesten aller Flüsse. Bei Chabarowka ist der reißende Strom über drei Kilometer breit und friert trotzdem im Winter meist auf sechs Monate zu. Er bildet sodann, ebenso wie im Sommer, den einzigen Verkehrsweg für Chabarowka, das im Herbst und Frühjahr vollkommen von der übrigen Welt abgeschlossen ist. Es fällt schwer, sich ein trostloseres Bild wie den meilenweit ausgetretenen Amur vorzustellen: nichts wie eine unendliche trübe, fahle Wasserfläche, auf der höchstens ein entwurzelter Baum treibt oder aus welcher hier und da einige Weidenbüsche hervorragen und im Hintergrund eine Reihe melancholischer Telegraphenpfosten; nichts Erquickendes für das Auge, nichts Erfrischendes für das Gemüth, nur öde gelbe Wassermassen und darüber ein bleierner Himmel. So passirte man die Mündung des Sungari, des bedeutendsten Flusses der Mandschurei, an welchem die Stadt Tzitzikar und noch andere große Orte liegen, dann das eine angenehme Abwechslung bietende Khingan-Gebirge und die große, etwa 30,000 Einwohner zählende Mandschurenstadt Aigun. Die Ufer wurden allmählich belebter, zu beiden Seiten lugten Mandschurenhütten aus dem Weidengebüsch, nackte Kinder spielten im Wasser, Mädchen mit großer Schmetterlingsfrisur erwiderten lachend die Grüße der Reisenden, während die Männer, ohne sie eines Blickes zu würdigen, ihre eigenthümlichen Fallnetze, die auf Rädern in den Fluß geschoben werden, inspicirten. Zwölf Stunden später näherte sich das Schiff der Residenz Sr. Excellenz des Gouverneurs der Amur-Provinz, der Stadt Blagowjeschtschensk, die etwa 6000 Einwohner zählt. Diese wohnen in Holzhäusern, deren Brennbarkeit wohl Niemand bezweifelt. Zwei Tage hielt sich Herr Joest hier auf, dann fuhr er mit dem von Nikolajewsk kommenden Postdampfer, immer den Amur stromaufwärts, nach Strjetensk. Bei Ustj Strjelka lenkte der mit verzweifelter Langsamkeit sich bewegende Dampfer in die Schilka ein, einen landschaftlich recht hübschen Strom in der Breite der Mosel, welcher sich hier mit dem aus der Mandschurei kommenden Argun zum Amur vereinigt. Gerade einen Monat, nachdem er Wladiwostok verlassen, langte endlich Herr Joest zu Strjetensk in Transbaikalien an.

Auch Strjetensk ist ein trostloser Platz, den man gern so rasch als möglich wieder verläßt, bildet aber den Ausgangspunkt für die Ueberlandtour nach Westen, ebenso wie es Endstation der aus dem europäischen Rußland kommenden Reisenden ist. Unser Verfasser versah sich hier mit einem tüchtigen Reisewagen, einer sogenannten Tarantaß, welchen er bei einem deutsch sprechenden Juden erstand. Wie anderwärts sprechen auch in Sibirien die Juden, deren es dort nicht wenige gibt und die sich des Schutzes der Regierung erfreuen, fast alle deutsch. Sonst trifft man die Kenntniß dieser Sprache bei den meisten Telegraphenbeamten, die zum großen Theile Deutsche oder Dänen sind. Auf der Ueberlandreise, bei deren Einzelheiten wir uns nicht weiter aufhalten wollen, lernte Herr Joest die specifische Tugend der Sibiriaken, der Juden sowohl wie der Russen, die Gastfreundschaft, nach Gebühr schätzen. Auf der ganzen Strecke vom Amur bis nach Petersburg stehen Werst für Werst Wegweiser, welche die Entfernung von der nächsten Station nach jeder der beiden Richtungen, häufig auch nach Moskau oder Petersburg anzeigen. Im Allgemeinen gewinnen wir aus Joests Schilderungen den Eindruck, daß die postalischen Einrichtungen in Anbetracht der zu überwindenden Schwierigkeiten geradezu mustergültig genannt werden dürfen, und wenn trotzdem die Reise eine mühselige, oft qualvolle ist, so liegt dies vornehmlich in Gründen, welche mit der Natur der Verhältnisse innig verbunden sind, nicht an mangelndem guten Willen seitens der Regierung. Mit den Augen nüchterner, wahrheitliebender Beobachter betrachtet, nehmen sich die Dinge überhaupt ganz anders aus, und während Herr Joest uns über die landschaftlichen Reize des von ihm durcheilten Sibirien jedwede Illusion benimmt, während er uns die Trunksucht als ein Hoch und Niedrig befleckendes Laster kennen lehrt, mit dem der Reisende auf Schritt und Tritt in Berührung kommt, sammelte er über die Verhältnisse der nach Sibirien strafweise Verbannten Notizen, welche das Los der dahin Exportirten in einem keineswegs unfreundlichen Lichte erscheinen lassen. Die Bergwerke von Nertschinsk hat er allerdings nicht besucht, allein in Nertschinsk hatte er Gelegenheit Mancherlei zu erfahren, was sehr gut zu den ziemlich günstigen Schilderungen stimmt, die wir von anderer Seite schon, so von unserem Brehm und neuerdings wieder durch den Engländer Henry Lansdell über das Gefängnißwesen und Verbanntenleben in Sibirien empfingen. Wem der bedeutende Unterschied zwischen den Schilderungen der Behandlung und Lage der Verbannten durch ältere, oft anonyme Autoren und der wahren Sachlage auffällt, der möge bedenken, daß manche dieser Schriftsteller überhaupt nie in Sibirien gewesen sind, während andere mit Absicht tendenziös gefärbte Phantasie- und Lügengebilde veröffentlicht haben.

Weder Tschitá, die Hauptstadt Transbaikaliens, nach Werchne Udinsk, von wo aus Herr Joest einen lohnenden Ausflug nach Kjachta an der chinesischen Grenze unternahm, vermögen uns zu fesseln. Aber selbst das Bild, welches er von Irkutzk entwirft, ist kaum geeignet uns den Aufenthalt in diesem Paris Sibiriens beneidenswerth erscheinen zu lassen. Dagegen gibt es vielleicht keine Stadt der Erde, wo so viel, um es gelinde zu sagen, getrunken wird, wie hier. Dabei sind die Leute in hohem Maße entgegenkommend und gastfrei, und der Fremde kann sich kaum des ewigen Schnäpschens und der Sakuska erwehren. Die Damen geniren sich allerdings zuweilen vor dem Ausländer, allein blos zum Scheine heucheln sie Enthaltsamkeit. Man trinkt in Irkutzk den Branntwein in denselben Quantitäten und bei denselben Gelegenheiten wie der Rheinländer etwa seinen „Schoppen" Mosel. Freilich darf man nicht außer Acht lassen, wie in dem kalten nordischen Klima Alkohol weit mehr denn in unseren gemäßigten Himmelsstrichen Bedürfniß ist und auch thatsächlich in größeren Quantitäten ohne Nachtheil vertragen werden kann.

Digitized by Google

Die zahlreichen Dörfer, welche auf der Weiterreise passirt wurden, machten insofern einen wohlhabenden Eindruck, als neben den alten zerfallenen Blockhäusern manchmal ganz hübsche neue Hütten errichtet waren, denen die Bewohner durch geschnitzte Fensterläden, zuweilen selbst durch einen Blumentopf auf dem Fensterbrett ein freundliches Ansehen zu geben sichtlich bestrebt waren. Auch das Feld längs der Straße war bebaut, Roggen und Hafer standen gut, der Buchweizen blühte und die Brachfelder waren dicht mit wilden Blumen besäet. Der schwarze Boden scheint äußerst fruchtbar zu sein und producirt regelmäßige gute Ernten, trotzdem ihm der sibirische Bauer beinahe Unmögliches zumuthet. Oft ohne Fruchtwechsel ackert man mit den primitivsten Pflügen und Eggen zehn Jahre auf demselben Felde, ohne an irgend eine Düngung zu denken. Wird die Ernte dann zu gering, so läßt man den Boden 15—20 Jahre brach liegen und saugt inzwischen ein anderes Feld in derselben Weise aus. Streckenweise führte der Weg durch schönen Birkenwald, doch ist die Planlosigkeit und Barbarei zu bedauern, mit der überall die Wälder verwüstet werden. Es ist, als ob der Russe keinen Baum sehen könnte, ohne ihn umzuhauen. Abgesehen von dem nothwendigen Bau- und Brennholz, fällt oder zerstört der Sibiriake einen Baum, sobald er nur irgend ein Stück Holz oder Rinde nöthig zu haben glaubt. Die 3408 Werst von Irkutzk nach Jekaterinburg am Fuße des Ural legte Herr Joest in der überraschend kurzen Zeit von 16 Tagen und ebenso vielen Nächten ohne weiteren Unfall zurück. Die Reise war recht ermüdend und ungeheuer langweilig; dies in wenigen Worten der gewonnene Gesammteindruck. Nicht ohne ein Gefühl tiefer Erleichterung bestieg Herr Joest in Jekaterinburg die über den Ural nach Europa führende, sehr bequem eingerichtete Eisenbahn, und mit dem festen Vorsatze, freiwillig nimmer dieses trostlose Land zu betreten, nahm er frohen Herzens Abschied von Sibirien.

Aus der Hauptstadt.

Prell's Fresken im Architektenhause.

Die Gelegenheit zur Ausübung des Fresko bietet sich leider nur selten. Der Staat hat zwar in letzter Zeit wieder öfter Wandmalereien ausführen lassen, aber er stellte keine Anforderung in Bezug auf die Technik. Hier und da läßt ein Privatmann einen Versuch machen, der jedoch für den ausübenden Künstler so wenig Folgen hat, wie für die Kunst.

In jüngster Zeit allerdings hat der Staat die Angelegenheit eifriger aufgenommen, wo sich der Anlaß bot. Ein solcher Fall sind die im Festsaal des Architektenhauses ausgeführten Wandmalereien.

Die engere Concurrenz gewann im Jahre 1878 Herman Prell, ein junger Künstler, dessen Name zum ersten Male gelegentlich der Fresken, die er für ein Ausstellungsgebäude seiner Vaterstadt Leipzig entworfen hatte, in weiteren Kreisen bekannt geworden. Er zählte kaum vierundzwanzig Jahre und war noch jung in der Kunst. Seine Skizzen zeigten sich so originell, daß man sich viel von ihnen versprechen durfte. Die Ausführung hat die Erwartungen noch übertroffen. Neben den fertigen Bildern erscheinen die gleichzeitig ausgestellten Skizzen wie Andeutungen. Leider konnte der Künstler nicht ganz frei schaffen. Die Gliederung des Raumes legten ihm schwere Fesseln an.

In dem Concurrenzausschreiben war die Wahl der Stoffe freigestellt. Der Bestimmung des Saales angemessen wählte Prell seine Vorwürfe aus der Geschichte der Baukunst. Eine traditionelle Behandlung, die für jede Möglichkeit ein Schema bereit hat, schloß der eigenartige Raum aus. Ueberdies haben wir uns an Historienbildern satt gesehen. Prell hat fast durchgehend allegorische und symbolische Stoffe gewählt. Die große Abwechselung, die er sich auf den Seitenwänden gestattet, schadet der Einheit durchaus nicht, denn an der Hauptwand halten gleichartige streng durchgeführte Stoffe das Ganze zusammen. Den Sopraporten hat er sämmtlich Goldgrund untergelegt, einmal um eine rhythmische Gliederung zu gewinnen, dann aber auch, um sich für die Gestaltung volle Freiheit zu bewahren. Was sich auf Goldgrund abspielt, ist damit den gemeinen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit entrückt.

Mit freier Hand sind die Perioden der Entwickelung gruppirt, nicht nacheinander abgerollt. Ueber die Südseite vertheilen sich die Bilder aus der Kunst des Alterthums, über die Nordseite die des Mittelalters. Die Rückwand erhält die Renaissance, das Produkt der beiden Bewegungen, mit ihrem Ausläufer des Barockstiles und mit der modernen Zeit, die eines eigenartigen Kunstcharakters entbehrt.

Wir beginnen unsere Betrachtung bei der Antike. Neben der Thür an der Südwand gehört das eine schmale Feld der ägyptischen, das andere der griechischen, die breitere Fläche zur Seite der römischen Kunst. Ueber der Thür ruht Orpheus, der mythische Sänger, der als Symbol der Wesenseinheit aller Künste gelten kann.

Wie sollte auf dem engen Raum ein Bild von der Riesenhaftigkeit der Kunst des Nillandes gegeben werden, wenn die Landschaft ausgeschlossen ist? Eine märchenhaft phantastische Darstellung hat dem Künstler ausgeholfen. Ueber das dunkle gigantische Haupt einer Sphinx, das zwischen Schilf und Lotos auf dem Sumpfgrunde liegt, beugt sich in wehende Gewänder gehüllt eine geisterhafte Frauengestalt und lauscht der Klage, welche aus dem wie im Schmerz verzogenen Munde der Sphinx zu strömen scheint, die mit großen, leeren Augen aufschaut. Der Nachtwind zieht über das Land und er bläht den Schleier des Geistes wie ein Segel auf. An dem tiefen Himmel funkeln die Sterne. Den Namen und die Familie des Geistes kennen wir allerdings nicht; Besucher pflegen erst verwundert nach ihm zu fragen und möchten gern wissen, was er zu bedeuten hat. Sollte es nicht genug sein, daß wir auf den ersten Blick erkennen, wir hätten es mit einem Märchen zu thun?

Majestätisch ruht der Orpheus auf dem Gipfel eines Berges. Ein weiter grüner Mantel umhüllt die in starker Verkürzung von vorn gesehene Gestalt. Das bärtige Haupt in strenger alterthümlicher Frisur und mit weißem Narzissenkranz im Haar, hält er sinnend gesenkt. Zu dem Klange seiner Leier thürmen spielende Liebesgötter die weißen Marmorblöcke eines Tempels übereinander, während an der andern Seite ein Panther, durch das Lied gezähmt, sein wildes Haupt erhebt. Vom Grunde wächst neben der Thür ein knorriger Olivenstamm empor, dessen Krone mit ihrem silbergrauen feinvertheilten Laubwerk den goldenen Hintergrund überzieht. Die Idee der Composition ist eine sehr glückliche und ihre Verkörperung im farbigen Bilde von großer Wucht. Durch ihren symbolischen Inhalt tritt diese Sopraporte in einen Gegensatz zu dem benachbarten Vollbilde, an das sich keinerlei tiefsinnige Betrachtungen knüpfen lassen. Es ist der griechischen Kunst gewidmet.

Ein jugendlicher Bildhauer, der im Vordergrund eines schattigen Tempelhofes kniet, hat sich von seiner Arbeit erhoben, um den feierlich bewegten Gestalten zweier Mädchen nachzublicken, die im Hintergrund mit Blumenspenden den Pfad zum Tempel hinaneilen. Hoch oben auf dem Hügel sind von diesem nur die hellen in der Sonne leuchtenden Stufen und die Ansätze der Säulen sichtbar, die an dem tiefblauen Himmel aufstreben. Hinter dem Jüngling wächst ein schlanker Lorbeerbaum empor. Der Gegensatz zwischen dem schattigen Hof und dem leuchtenden Marmor des Tempels und Blau des Himmels packt auf den ersten Blick. Gedanken und Ausführung erinnern entfernt an Tadema.

Von der jugendfrischen Zeit Griechenlands wenden wir uns zu der vielseitig erfahrenen Kunst im Dienste des Staats und des vornehmen Privatlebens bei den Römern. In einer mächtigen Vorhalle steht ein Imperator einsam vor seinem Gefolge und blickt über den tiefer liegenden Palasthof auf einen Prachtbau, der mit Treppen und Terrassen jenseit im Sonnenlichte aufsteigt. Er hat eine helle Binde um das stolze Haupt und seine Gestalt ist, als ob ihn fröstele, dicht in den Purpur gehüllt. Hinter ihm kniet ein Sklave und entrollt den Plan des eben vollendeten Gebäudes; neugierig schaut ihm der Neger, der den Fächer schwingt, über die Schultern, und ein schönes Weib spielt mit einer Goldkette an ihrem Hals, die wohl ein Festgeschenk bedeuten mag. Ein wallender Vorhang hält das Sonnenlicht ab, und auf dem glatten Mosaikboden steht eine große Bronzevase mit grüner Patina und vergoldetem Einsatz.

Es ist mit diesem Bilde wie mit jenem aus dem romanischen Kloster auf der andern Seite. Sie sind Historienbilder in höherem Sinne, sie wollen nicht einen pikanten oder interessanten Moment festhalten, sondern geben ein an sich bedeutungsloses Ereigniß von typischer Allgemeinheit, das den wesentlichen Inhalt einer Zeit zu erschöpfen sucht.

Digitized by Google

Auf der gegenüberliegenden Wand beginnt die Reihe mit einer Schilderung der Urzeit; das Seitenstück bildet auf der andern Seite der Thür eine Scene aus der Periode des romanischen Stiles. Als Sopraporte liegt dazwischen eine Allegorie des Mittelalters, und auf dem größeren Felde nebenan vollzieht sich die Taufe eines gothischen Doms.

Die Anfänge der Baukunst vertritt ein Pfahlbauer, der an der Ecke seines Gerüstes beim Anblick eines langsam das Haupt aus dem Wasser erhebenden Ungeheuers zusammenfährt und, im ersten Moment des Schreckens erstarrt, nicht im Stande ist, einen Fluchtversuch zu machen. Mit aufgerissenen Augen stiert er die Erscheinung an. Träge bewegt sich die ungeheure Masse und schaut mit blödem Blicke zu ihm auf. Einem Ichthyosaurus mit schwerem Leib und langem Hals sieht das Unthier am ähnlichsten. Es ist von unheimlichem Leben und macht den Eindruck, als hätte es der Künstler nach der Natur studiren können. Oede dehnt sich die silbergraue Wasserfläche des Sees aus und trübe Wolken verhüllen den Himmel. Es ist uns schwer begreiflich, wie man in dem Bilde hat einen Witz sehen können. Vielleicht that es die Erinnerung an Scheffel'sche und Geibel'sche Spottlieder, die das ganze Geschlecht der Saurier in Verruf gebracht. In der Darstellung selbst kann man vielleicht einen grandiosen Humor finden, der sowohl im Wandgemälde überhaupt wie in einem Festsaal seine Berechtigung hat, aber niemals einen Witz. Dafür nimmt der Künstler die Sache zu ernst. Den erschreckenden Menschen hat er mit drastischer Lebendigkeit geschildert, die aber von jeder Uebertreibung weit entfernt ist. Einen Pfahlbauer, der noch nach Christi Geburt gelebt haben könnte, überhaupt mit einem Geschlechte untergegangener Drachen zusammenzubringen, ist eine künstlerische Licenz, die in der Idee ihre Berechtigung hat, denn es handelt sich offenbar um nichts Anderes als eine Erinnerung an die trübseligen Uranfänge der Kunst und Cultur. Insofern ist das Bild ein durchaus modernes. In vergangenen Zeiten wäre es in dieser Form nicht denkbar gewesen.

Dem Orpheus gegenüber sitzt unter blühenden Rosenbüschen ein tiefverhülltes Weib und beugt dem nackten Knäblein, das auf ihrem Schoße steht, einen blühenden Rosenzweig vom Strauch. Lächelnd schaut sie zu, wie es mit beiden Armen nach den weißen Blüthen greift. Ein Helm steht daneben an der Erde mit bunter Zier und flatternder Decke. Ueber den Goldgrund wächst das schematische Laubwerk der späten Gothik, durch das sich blühende Ranken schlingen. Zinnen und mächtige Quadern, die zu den Seiten der Thür sichtbar werden, scheinen einen alten Römerthurm bedeuten zu sollen. Der Sinn des Ganzen kann nicht zweifelhaft sein, es ist die Kirche als Erzieherin der jugendlichen Barbarenvölker. Daß bei der Composition die landläufigen Embleme vermieden sind, daß in allem Beiwerk die höchste Mäßigung herrscht, kann dem Künstler nur zum Lobe gereichen.

Würdig reiht sich das folgende Bild an. Durch den Bogen eines romanischen Kreuzganges fällt ein spätes Licht auf zwei Mönche. Der eine kniet malend vor einem Wandbilde des Sündenfalles, der andere, hinter ihm, lehnt sich müde an den Pfeiler und sieht ihm zu. Er trägt noch die Feldgeräthe, mit denen er vom Acker gekommen. In rührender Hingebung verfolgt der bärtige Mann mit dem streitbaren Kopf die Hand des kunstreichen Bruders, auf dessen ganz im Profil gesehenem Antlitz kindliche Naivität und Begeisterung ineinanderfließen. Ueber den Dächern jenseit des Gartens glüht das Abendroth, und in dem dämmernden Garten wandelt, die Hände auf dem Rücken, ein nachdenkender Mönch. An diesem Werke ist Alles aus einem Gusse, der Gedanke des Ganzen, in drei Gestalten das ganze Culturleben einer Periode zusammenzufassen, der besondere Gedanke des Contrastes zwischen dem malenden und dem zuschauenden Bruder, die feste Composition, das Colorit. Und dabei diese monumentale Einfachheit der Mache! Mit wie geringen Mitteln ist die Gewandung zu stofflicher Wahrheit gebracht, wie lebendig erscheint daneben das Fleisch! In dieser ungesuchten Schlichtheit klingt das Studium der japanischen Bilderbogen wieder, die mit derselben Keckheit ihre Wirkung durch das Weglassen alles Entbehrlichen erzielen. An tiefem Gehalt ist dies Bild mit den Mönchen vielleicht das bedeutendste der Folge.

Die Taufe des gothischen Domes ist wieder eine figurenreiche Schilderung. Hoch oben auf dem Umgang unter dem Glockenstuhl steht der weißbärtige Meister in festlicher Handwerkertracht, umgeben von den Vertretern aller Stände, denen das Gedeihen des Baues am Herzen gelegen. Der Alte ist auf den Rand der Brüstung gestiegen und stützt sich mit der Linken auf eine emporstrebende Fiale, in der Rechten hebt er den Römer hoch, um ihn in die Tiefe hinabzuschmettern. Seine Begleiter benehmen sich wie Menschen, die nicht gewohnt sind, von hohem Standpunkte zu sehen. Ein Rathsherr in reicher Tracht beugt sich über die Brüstung und starrt mit einem Ausdrucke hinab, als hätte er an dem Grauen ein inneres Behagen; ein Ritter hinter ihm blickt zu den Wolken hinauf; ein junger Mönch auf der andern Seite legt die Hand über die Augen und schaut über die weite Stromebene, von der ein ferner Streif mit dunklem Ufer und schimmerndem Wasserlauf auch auf dem Bilde erscheint. Gehülfen des Meisters sind beschäftigt, Kränze und Laubgehänge anzubringen, Posaunentöne und Glockengeläute tragen die Weihe des Augenblicks über das ganze Land. Im Hintergrunde rechts steht unter dem Volk der Künstler selbst, grabeaus schauend, eine jugendliche Männergestalt. Das Gefühl der Höhe und Luftigkeit vermitteln flatternde Schwalben.

So mannichfaltig die Bilder an den Seiten bewegt sind, so ruhig baut sich die Rückwand auf, ein großes Mittelfeld zwischen zwei Sopraporten. Und doch hatte es der Künstler hier mit einer großen Schwierigkeit zu thun. Die Seitenfelder sind fast so breit wie die Mittelfläche. Um nun die Bildwirkung der Mitte nicht zu stören, mußte er darauf verzichten, die breiten Sopraporten durch die Composition zu füllen, wie er es bei den schmäleren an den Seitenwänden gethan. So bleibt beiderseits neben den Gruppen über der Thür ein breiter Goldstreif des Grundes stehen, durch geringfügige Accessorien nur wenig unterbrochen.

Von dem Charakter des Mittelbildes hängt die Wirkung des Saales wesentlich ab. Prell hat, um zu der vollen Ruhe zu kommen, als Inhalt eine groß angelegte Allegorie gewählt. Vor einer Marmornische, die sich in einer hellen Wand erhebt, thronen drei herrliche Frauengestalten. Die Mittlere, ein reifes Weib, in prächtiger Tracht, das Gesicht von einem weitrandigen Hute beschattet, legt ihre Arme um die Schultern der Genossinnen, die sich ein wenig zur Seite wenden zu den lustigen Putten und Schätzen am Boden. Die Plastik hält den Hammer träumerisch gesenkt und hat das sinnende Haupt mit tief melancholischem Ausdruck, der an die schmerzlichen Züge der Madonnen Michel Angelos erinnert, auf die Hand gestützt. Sie scheint die schimmernden Prachtgefäße nicht zu sehen, welche die Putten zu ihren Füßen herbeischleppen. Die Malerei, mit dem wallenden Haare, das Lionardo liebte, neigt sich den nackten Schelmen entgegen und streckt die Hand nach den farbenreichen Blumen aus, die sie ihr, auf bunte Kürbisse kletternd, entgegen halten. Vor den Stufen des Thrones öffnet sich ein Wasserbecken, in das eine Löwenmaske einen breiten Strahl ergießt. Am Rande liegt rücklings auf die Hände gestützt ein allerliebster Putto und schaut lächelnd zu dem Bilde heraus. Jenseits der Mauer ragen die edlen Formen der immergrünen Bäume des Südens empor, und in langer Reihe entfaltet sich der Statuenschmuck eines italienischen Renaissancegartens. Rein malerisch gedacht ist dieses Bild ein überaus vornehmer Schmuck, der Geschlossenheit und Ruhe mit athmendem Leben und reicher Farbenwirkung vereint. Einzelheiten, wie der Kopf und der kühle Busen der Mittelfigur, die Putten mit der Kanne und das Kind am Brunnen erreichen eine seltene Höhe der Vollendung. Der Gedanke trifft zugleich das Wesen der Renaissance, die das Bild verherrlichen soll, und überhaupt das ideale Verhältniß der drei bildenden Künste zu einander. In der Mitte thront die Baukunst, die den Schwesterkünsten Erzieherin und Lehrmeisterin war. Damit kommt am Schluß und Gipfelpunkt der ganzen Reihe der Grundgedanke des Schmuckes für den Festsaal der Architekten noch einmal zur lebendigen Erscheinung.

An die Ausgänge der Renaissancebewegung im Barock und Rococo erinnert die eine der Sopraporten. Ihr Gedanke ist den phantastischen Wanddecorationen jener Zeiten entnommen. Auf dem Gipfel eines Felsens liegt eine üppige Frauengestalt, scherzend zu einem Putto gewandt, der sich vor einem Wasserstrahl unter einer Muschel verborgen hat. Ein Delphin zur Seite der Thür schickt ihn in weitem Bogen herauf, von der Muschel aufgefangen plätschert er von der andern Seite zu einem letzten Muschelbecken hinab. Aus dem Schilf am Rande lugt ein Putto, dessen leuchtender Körper am besten die einzigen Eigenschaften des Fresko veranschaulicht. Den Hintergrund bilden phantastische Felsen und regelmäßige Taxushecken, über deren dunklem Umriß der Halbmond aufgeht.

Bei dem Seitenstück, der modernen Zeit gewidmet, bot der Stoff große Schwierigkeiten. Wir besitzen kein künstlerisches Eigenthum, das

Digitized by Google

den Schätzen früherer Epochen an die Seite gesetzt werden dürfte. Als Vertreter des modernen Menschen hat Prell darum den Ingenieur gewählt, dessen schöpferische Arbeit den Ruhmestitel unserer Zeit bilden wird. Es ist ein bärtiger Mann in voller Jugendkraft. Bequem auf eine Hand gestützt, ruht er einen Augenblick neben einem Haufen von Entwürfen aus, — nicht länger, als die rauchende Cigarrette in seiner Linken vorhält. Er trägt das moderne schwarze Gewand, ohne daß eine Verschönerung versucht wäre, sogar der hohe Hut steht neben ihm. Eine mächtige Eisenconstruction erhebt sich hinter ihm über dem Qualm von Schornsteinen. Durch einen sinnigen Zug ist auf dieser Composition der ganze Cyclus, der ohne Anspielung auf vaterländische oder gar Lokalgeschichte gedacht ist, auf die Entstehungszeit des neuen Reichs und speciell an seinen Entstehungsort Berlin geheftet. Aus der Tiefe des Felsens bringen Zwerge die alte Krone geschleppt, die Krone Karls, die so lange unserm Volke als Symbol seiner Wünsche gegolten. Zugleich ist damit die andere Seite unsers Lebens, dem die originelle Kunst mangelt, verständlich genug angedeutet. Wir haben bisher in der technisch-wissenschaftlichen und in der politischen Arbeit Ersatz gesucht. Scheu emporflatternde Raben und rothe Wolken — ein Morgenroth? — füllen den Raum um die Zwerge.

Auf diesem Bilde hat man mehrfach an dem modernen Gewande, dem hohen Hut, der Cigarrette Anstoß genommen. Wir würden dies gar nicht erwähnen, wenn es nicht so durchaus charakteristisch wäre. So lange wir uns einreden, daß unser modernes Costüm eine ernsthafte künstlerische Darstellung nicht verträgt, entziehen wir unserer Kunst den nährenden Boden und unserer Tracht ein wesentliches Mittel der Veredelung.

Noch ist der Schmuck des Saales nicht vollendet. Den Mittelpunkt der Decke soll ein großes Gemälde allegorischen Inhalts einnehmen, dessen Ausführung den Künstler im nächsten Winter beschäftigen wird.

Der Cyclus verdient eine ganz besondere Beachtung nicht nur als das erste größere Werk einer seltenen Begabung. Er ist für die jüngste Richtung unserer Kunst von hohem Interesse. Es sind nicht nur einzelne Motive, wie die rothen Wolken auf Goldgrund, die Behandlung des Oelbaumes auf dem Bilde vom Orpheus, in denen sich das Studium japanischer Vorbilder verräth. Die große Einfachheit, die nur das Wesentliche gibt, die schlichte, etwas herbe Auffassung ist den bunten japanischen Bildern nahe verwandt. In ähnlicher Weise offenbart sich hier zum ersten Male an einer großen Aufgabe, was ein kräftiges Talent an Einflüssen von eigenartigen Künstlern wie Tadema und vor Allem Boecklin verarbeitet. Seine Anregung verräth sich in der kräftigen, satten Färbung so gut wie in der Phantastik einiger Stoffe. Ganz frei steht Prell aber gerade in seiner inhaltreichsten Schöpfung, den Mönchen im Kreuzgang, da.

A. L.

Notizen.

Lessings Leben von Heinrich Düntzer. Leipzig, Wartig (Ernst Hoppe). Bei unseren Klassikern wird die Summe ihres Thuns in der Regel erst Decennien nach ihrem Ableben gezogen. Ihre Schöpfungen bedürfen der sorgfältigen Sichtung, und dieser Proceß, ein Fegefeuer besonderer Art, trägt die Gestalt einer historisch-kritischen Gesammtausgabe ihrer Werke. Ist diese vollendet, so wird einem Goethe, einem Schiller erst vollinhaltlich zu Theil, was dem Durchschnittssterblichen schon der leibliche Tod eröffnet: das Nachwirken bei späteren Geschlechtern. Dem kritischen Herausgeber schließt sich der Biograph an. Kehrt letzterer willkürlich das Verhältniß um, so mag er gute und lobenswerthe Vorarbeiten liefern, niemals wird und kann aber sein Urtheil ein abschließendes sein. Die meisten unserer Klassikerbiographen huldigen dieser Richtung. Eine kritische Goethe-Ausgabe existirt ebenso wenig wie eine kritische Lessing-Ausgabe. Die Zeit für beide ist noch nicht gekommen. Das hindert indeß Heinrich Düntzer durchaus nicht, seinem Leben Goethes eine Lessing-Biographie folgen zu lassen. Auf wissenschaftlichen Werth kann diese nach dem Vorausgeschickten keinen Anspruch machen. Anerkannt soll werden, daß die äußeren Lebensschicksale des Dichters sachgemäß skizzirt werden, den höheren Aufgaben einer Lessing-Biographie wird der Verfasser dagegen in keiner Weise gerecht. Daß Düntzers Klassikerbiographien Pendants zu den illustrirten Klassikerausgaben bilden, trägt nicht dazu bei, sie in unseren Augen zu heben. Was wir am meisten an dieser Arbeit auszusetzen haben, ist der kleinliche Standpunkt des Biographen, der vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, über dem Wust von Notizen, Zettelchen und Sächelchen den Dichter und seine Dichtung vergißt. Wir vermissen jegliche Charakteristik Lessings und seiner Zeit, eine psychologische Erklärung mancher Eigenheiten seines Wesens, eine vorurtheilsfreie, große Würdigung seines Schaffens, ein congeniales Mitgefühl und Verständniß. Was dagegen Richtigkeit und Zuverlässigkeit der Facta anbetrifft, steht der seinen Stoff virtuos beherrschende Düntzer einzig da, — und so wird denn auch seine prächtig ausgestattete Lessing-Biographie viele Freunde finden. — Gleichzeitig erscheinen auch zwei populäre Klassikerbiographien in neuen Auflagen: von Palleskes „Schillers Leben und Werke" die elfte, von Lewes' „Goethes Leben und Werke" die vierzehnte Auflage, beide in Stuttgart bei Carl Krabbe. Zum Lobe dieser anerkannt trefflichen Bücher läßt sich kaum noch etwas hinzufügen. Es sind keine trockene Materialiensammlungen, keine philosophisch construirende Würdigungen, sondern lebensvolle, kräftige Lebensbeschreibungen voller Frische und Anmuth der Darstellung. Daß ihr wissenschaftlicher Werth kein hoher sein kann, erhellt schon aus unseren einleitenden Bemerkungen. Wenn sich auch nach Goedekes trefflicher kritischer Schiller-Ausgabe eine wirklich vollgültige Biographie dieses Dichters schreiben ließe, bei Goethe wäre auf Jahrzehnte hinaus, bis nicht alles Material durchgearbeitet und herausgegeben ist, diese Arbeit verlorene Liebesmüh'. Bis dahin mag uns die in manchem Betracht vorzügliche Arbeit des Engländers genügen, zumal wenn sie von einem Deutschen so mustergültig übersetzt, in ihren thatsächlichen Irrthümern so gewissenhaft berichtigt und dem Stand der lausenden Goethe-Literatur so eng angepaßt wird, wie es durch Julius Frese geschehen ist. Palleskes „Schiller" und Lewes' „Goethe" sollten wirklich in keinem gebildeten Hause fehlen.

* * *

Die Weihnachtsliteratur beginnt schon, unsern Redactionstisch zu füllen. In erster Linie sind es die für die liebe Jugend bestimmten Bücher, welche sich unserer Aufmerksamkeit empfehlen. Dem rechten Zusammenwirken zwischen Schule und Haus, das stets als die wichtigste und schwierigste Aufgabe der Pädagogik betrachtet worden, ist der auch in den Kreisen der Lehrer und Erzieher beliebte: „Mentor", ein Notizkalender für Schüler (13. Jahrgang, Altenburg bei Pierer) gewidmet, der diesmal außer dem Verzeichniß historischer und culturgeschichtlicher Merktage eine Reihe tabellarisch geordneten Lernstoffes, eine geographisch-statistische Tabelle und eine kleine Geschichte der alten Philosophie in leicht faßlicher katechetischer Form enthält. — Ein allerliebstes Bilderbuch, das ebenfalls das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet, sind Lothar Meggendorfers „Allerlei nette Pflanzen", heitere Kinderlieder von Richard Schmidt-Cabanis (München, Braun und Schneider). Der beliebte Humorist, der so vortrefflich den naiven Kinderton zu treffen weiß, hat da die originelle Idee, dem jungen Völkchen spielend etwas Botanik beizubringen, in schelmischen Versen aus- und durchgeführt. Selbst Erwachsenen werden diese lustigen Kinderlieder, die oft reizend pointirt und immer virtuos gereimt sind, manche heitere Augenblicke bereiten und z. B. die ergötzliche Geschichte vom Ball bei Petersiliens recht herzlich belachen. Vor Allem wird der anmuthige Text aber diejenigen erfreuen, für die er geschrieben ist, umsomehr als auch Meggendorfer, der bekannte Illustrator der „Fliegenden Blätter", seine Sache nicht minder brav gemacht hat. Die energisch, aber sauber colorirten großen Bilder mit ihren naturgeschichtlich präcis ausgeführten Pflanzen und den gesunden Kindertypen müssen auf jedes jugendliche Gemüth einen erfrischenden und bleibenden Eindruck machen. — Schließlich machen wir noch auf den neuesten (20.) Band von Julius Lohmeyers und Oscar Pletschs „Deutscher Jugend" (Leipzig, Alphons Dürr) aufmerksam. Der neue Jahrgang der mit Recht altrenommirten illustrirten Jugend- und Familienzeitung reiht sich seinen Vorgängern auf das Würdigste an und ist überaus reich an sorgfältig ausgewähltem Lesestoff, der dem geübten pädagogischen Blicke Lohmeyers alle Ehre macht. Der unter der künstlerischen Leitung von Oscar Pletsch stehende illustrative Theil enthält eine ganze Reihe vorzüglicher Holzschnitte. Wir kennen keine zweite Jugendschrift, die in diesem Maße ihren schönen Zweck erheiternder Belehrung so vollständig erfüllt.

* * *

Jakob von Falkes Costümgeschichte der Culturvölker (Stuttgart, W. Spemann) ist mit der 16. Lieferung zum Abschluß ge-

Digitized by Google

langt. Erst jetzt zeigt sich die unvergleichliche Mannichfaltigkeit an gebotenem Stoff und die lichtvolle Uebersichtlichkeit, womit er geordnet ist. Leider hat sich der kunstsinnige Verleger nicht bemüßigt gesehen, die zahlreichen Costümbilder colorirt herauszugeben — ein einziger Farbendruck mit den Moden Louis XVI. bildet eine Ausnahme —, aber die Holzschnitte sind so sauber und künstlerisch, meist nach gleichzeitigen Stichen und Gemälden, ausgeführt, daß der Farbenschmuck kaum vermißt wird. Was dem prächtigen Buch aber seinen schönsten Werth verleiht, ist der meisterhafte Text Falkes, der in knapper, geistvoller Form den Faden in der scheinbaren Willkür der ewig wechselnden Trachten und Moden bloßlegt, den inneren Zusammenhang aufdeckt, das Gesetz zu erkennen sucht. Unsere Leser kennen bereits Falkes Theorie von der pragmatischen Entwicklung der Mode aus dem Bedürfniß ihrer Zeit heraus. Hier hat er seine Ansicht in fesselnder Darstellung consequent entwickelt, und die dabei abfallenden geistreichen Aperçus machen die Lectüre zu einem großen Genuß.

* * *

Die Sklaven. Trauerspiel in fünf Acten von Gottfried Aga. Halle, Pfeffer (R. Stricker).

Den historischen Hintergrund für dieses Drama gibt der bekannte Aufstand des Spartacus ab. Die Entwicklung der Handlung vollzieht sich in rascher Folge, fast in Ueberhast, bis auf den letzten Act, wo sich unnöthige Wiederholungen breit und fühlbar machen. Alle Sorgfalt in der Charakterzeichnung hat der Verfasser, wie es scheint, den Nebenpersonen angedeihen lassen wollen. Während Crixus den gewissen-, freund- und vaterlandslosen Egoisten, Nubo den redlichen, bis zum Tode getreuen Rathgeber, Clodius den seinem Adelsstolze die Tochter und das Glück seines Alters hinopfernden Vater lebendig verkörpern, tritt Spartacus uns gegensätzlich nicht als der Träger der höchsten sittlichen Ideen entgegen, sondern schrumpft zum Vertreter eines höchst zweifelhaften Princips, des der Utilität, zusammen. Die Freiheitsidee ist etwas Secundäres bei ihm, sie entsteht und fällt mit der Liebe zur Octavia. Die Diction verräth entschiedene Mängel. Im Gebrauch von Bildern und sonstigem schmückenden Zierrath hat sich der Verfasser einer wahrhaft puritanischen Enthaltsamkeit beflissen. Stellenweise, so in den Worten des Castus, hat es den Anschein, als ob die Rede sich zu packender Darstellung aufschwingen wollte, doch nur zu bald fließt sie, hier und da an einen im engen Bette des jambischen Pentameters liegenden Stein stoßend und ihn im Laufe um- und niederreißend, wieder in ermüdender Einförmigkeit dahin. B.

* * *

Die Gefallene. Roman von A. Bölte. Leipzig, A. Bergmann. Die Verfasserin hat ein trauriges Sujet, das, wie sie behauptet, der Wirklichkeit entnommen ist, in einem recht ergreifenden Gemälde verarbeitet. Mit ebenso viel Geschick wie Geschmack hat sie alle grellen Farben vermieden, wo die Begebenheit selbst das grellste Licht verbreitet, und durch die decente Behandlung und die einfache aber beredte Sprache das Abschreckende des Gegenstandes thunlichst gemildert. Es fehlt in dem Roman nicht an Anklängen und Hinweisen auf gewisse gegenwärtig mit Vorliebe discutirte und von manchen Seiten stark betonte Theorien wie die, daß es nur ein Sittengesetz für beide Geschlechter gebe, aber der Ton wird dadurch kein trocken lehrhafter und die offenbar vorhandene Tendenz beeinträchtigt nicht wesentlich die künstlerische Abrundung des Ganzen.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart“
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Soeben erschien:
Die Sklaven.
Trauerspiel in fünf Acten
von
Gottfried Aga.
Preis *M.* 1.20.
C. C. M. Pfeffer (R. Stricker) in **Halle a. d. Saale.**

Schönste Dichtung
der neueren Zeit.
Hartwig und Else.
Von
Joh. v. Wildenradt.
Zweite Auflage.
Eleg. gebunden 6 *M.*
Verlag von **Otto Meissner** in **Hamburg.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Beiträge zur
Theorie und Technik des Romans
von
Friedrich Spielhagen.
Preis brosch. *M.* 6.—, in eleg. Halbfrzbd. *M.* 7.50.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Meine wahrhaft schön singenden
Kanarienvögel
werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dursten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist.
R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz.

Zum **Probe-Abonnement** geeignet.

Die hochinteressanten **Memoiren**
des Geh. Reg.-Rath **Stieber**
aus seinen hinterlassenen Papieren bearbeitet,
durch welche **zum ersten Male dem größeren Publikum interessante Einblicke in die Geheim-Geschichte der letzten Decennien** gewährt werden, erscheinen gegenwärtig neben dem spannenden Roman von **Balduin Moellhausen: „Der Haushofmeister“ ausschließlich** im **täglichen Feuilleton** des
Berliner Tageblatt.
Allen neu hinzutretenden Abonnenten wird der bis zum **1. December** abgedruckte Theil des Feuilletons gegen Einsendung der Post-Quittung **gratis** u. **franco** nachgeliefert.
Die sonstige Reichhaltigkeit und die Gediegenheit des Inhalts, denen dasselbe seine großen Erfolge zu verdanken hat und wodurch es die
gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands
geworden ist — sind allgemein bekannt. **Probe-Nummern gratis** und **franco.**
Man abonnirt auf das **„Berliner Tageblatt“** mit seinen 3 Beiblättern: **„ULK“**, illustr. belletr. Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle“**, und „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft“** für den Monat **December** bei allen Reichs-Postanstalten zum Preise von nur **1 Mrk. 75 Pf.**

Soeben erschien in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien
von
Wilhelm Joest.
Mit fünf Lichtdrucken und einer Karte.
Elegant brosch. Preis 7 *M.* Gebunden Preis 8 *M.* 50 *S.*
Der Verfasser gibt in unparteiischer Weise die Eindrücke, die er auf einer an Gefahren, Mühseligkeiten und Entbehrungen reichen Reise empfunden, und schildert besonders eingehend die Zustände der russisch-sibirischen Gesellschaft.
M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung in Köln.

Digitized by Google

Drehbares Büchergestell,
vierseitig, höchst elegantes, praktisches und hübsches Bibliotheks-Möbel, auf möglichst beschränktem Raum viel Platz für Bücher und Zeitschriften bietend. Preisliste zu Diensten. Weihnachts- und Neuheits-Verzeichniss gratis.
Carl Fraenkel,
33d Französische Str.
(Berlin W. Postamt 56).

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Immanuel Pyra
und sein Einfluss auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Mit Benutzung ungedruckter Quellen.
Von Dr. **Gustav Waniek,**
Professor am k. k. Staatsgymnasium in Bielitz.
8. Pr. geh. *M.* 4.50 n.

Soeben erschien:
Sich selbst im Wege.
Ein Stimmungsbild von
Maximilian Bern.
Dritte verbesserte Auflage.
120 Seiten. Min.-Ausg. Eleg. geb. 3 *M.*
Verlag von **Schulze & Co.** in **Leipzig.**

Soeben erschien und steht gratis und franco zu Diensten:
157. Katalog:
Deutsche und ausserdeutsche Literatur und Sprache. Kunst. Musik.
4034 Nummern.
Breslau, Schmiedebrücke 56.
Wilhelm Koebner
(L. F. Maske's Antiquariat).

Grosse
Jubiläums-Lotterie.
6700 Gewinne im Gesammtw. v.
225000 Mk.
Darunter
1 Goldsäule im W. von **40000 M.**
effectiver **Baarwerth 36000 Mark.**
1 Silbersäule im W. von **20000 M.**
effectiver **Baarwerth 18000 Mark.**
Ziehung vom 28. bis 31. December cr.
zu Breslau.
Loose à **3 Mk. 15 Pf.** incl. Reichsstempel sind zu haben in den durch Placate kenntlichen Verkaufsstellen, sowie zu beziehen durch
A. Molling, Hannover,
General-Debit.

Für Kunstfreunde.
Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Collection Spemann Band 34
Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1. 25 Pf.
enthält: Tegnér, Die Frithjofs-Sage. Nach dem schwedischen Original in den Versmassen desselben neu übersetzt von Edmund Lobedanz.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:
Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.
Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.
Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 *M.* Jeder Band ist einzeln käuflich.
Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:
„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."
Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.
Soeben erschien die **Erste Lieferung** von des
Grafen A. F. von Schack Gesammelten Werken.
Preis 50 ₰. Vollständig in 30 Lieferungen.
Näheres der Prospekt, welcher **gratis** und **franco** versandt wird.

In diesem Jahre neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Der Wunderborn.
Eine Sammlung der schönsten Märchen und Sagen aus deutschen Gauen.
Herausgegeben von **Karl Seifart.**
Illustrirt von **Eugen Neureuther.**
Folio-Format. Preis in glänzendem Prachtband M. 10.—
Der Wunderborn wird infolge seines **Alt und Jung ansprechenden Inhalts,** seiner ebenso **gediegenen als reichen Illustration** und seines **wohlfeilen Preises** voraussichtlich eines der **beliebtesten deutschen Familienbücher,** ein **vielbegehrtes Geschenkwerk zu festlichen Gelegenheiten,** besonders zu **Weihnachten** werden.
Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.
Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Hochinteressantes Reisewerk.
Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**
Unter den Kannibalen auf Borneo.
Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra.
Von **C. Bock.**
Aus dem Englischen. Mit einleitendem Vorwort von **A. Kirchhoff.**
Lex.-8. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, 7 Holzschnitten und 1 Karte.
Broch. 21 *M.*, in originellem mit Deckenzeichnung versehenem Einbande 23 *M.* 50 ₰.
Das Werk wird nicht verfehlen durch seine glänzende Ausstattung mit 30 Farbendruckbildern, durch seine reiche Fülle werthvollen geographischen und ethnologischen Materials in Schilderung noch **gänzlich unbekannter Gegenden** und noch niemals gesehener Menschenracen verdientes Aufsehen zu erregen.

Hierzu Beilagen des Verlags von Adolf Titze und der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.

Redaction und **Expedition,** Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 2. December 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Colonisation und Cultivation. Von A. Lammers. — **Literatur und Kunst:** Eine Erinnerung an Gottfried Kinkel. Von Karl Blind. — Madame Louise Ackermann. Von Ferdinand Groß. — Ein neues Märchenbuch. Von Theophil Zolling. — Felix Dahns Rechtsphilosophische Studien. Von H. Mielke. — Dresden im Herbste 1846. Rückblicke von Alfred Meißner. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Zu Wilhelm Lübkes Bayreuther Nachklängen. Von Julius Duboc. — Inserate.

Colonisation und Cultivation.

Von A. Lammers.

Der „Deutsche Colonialverein", welcher sich augenblicklich um den Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, Oberbürgermeister Miquel, Dr. Varrentrapp, Freiherr Hermann v. Maltzan u. s. f. in Frankfurt am Main bildet und dort am 6. December seine constituirende Versammlung halten will, faßt ungefähr alle die Anschauungen zusammen, welche in dem zeitgenössischen Drange nach colonialer Expansion für Deutschland überhaupt einen positiven Kern erkennen, und für möglich halten und wünschen, daß etwas geschehe. Besser als der zwei Jahre früher entstandene „Westdeutsche Verein für Colonisation und Export" in Düsseldorf wird er die Aufgabe lösen können, für alle hierher gehörigen Fragen der Gegenwart und Zukunft ein nationales Forum zu bilden, das sie planvoll, folgerecht und unter verantwortlicher sachkundiger Leitung erörtert, weil er von vornherein die ganze Fläche des Vaterlands überspannt und frei ist von irgend welchem wirthschaftspolitischen Parteicharakter oder dem Anschein desselben.

Der Düsseldorfer Verein ist übrigens in dem neuen Frankfurter Verein durch seine Gründer und Leiter selbst vertreten: Regierungsrath Königs, Missionsinspector Fabri zu Barmen und dessen Sohn, den Vereinssecretär Dr. T. Fabri. Letzterer beabsichtigt den Winter über in den größeren Städten des industriellen Rheinland-Westfalens durch Vorträge für die Aufbringung der dort erforderlichen bedeutenden Mittel zu wirken. Denn ohne solche geht es allerdings nicht. Es ist nicht blos auf eine allgemeine Anregung abgesehen, der dann Andere auf ihr eignes Risico thatsächliche Folgen geben mögen, sondern auf unmittelbares Handeln. Das starke Export-Interesse Rheinland-Westfalens soll zu Anfängen bewußter deutsch-nationaler Colonisation führen. Als Feld für dieselbe ist das östliche Südamerika in der gemäßigten subtropischen Zone erkoren. Die Fabri'sche Idee berührt sich hier mit der Haupttendenz des Berliner Vereins für Handelsgeographie und Export, welche ja ebenfalls dorthin zielt, und der wir einerseits die deutsche Ausstellung zu Porto Alegre in Südbrasilien, andrerseits die brasilianische Ausstellung in unserer Reichshauptstadt verdanken. Missionsverbindungen haben ursprünglich den praktischen und unternehmenden Geist des älteren Dr. Fabri in diese Bahn gezogen. Er ließ es sich angelegen sein, Kirche und Schule der zahlreichen deutschen Ansiedler Südbrasiliens zu versorgen. Daraus entstand ganz natürlich der Wunsch, ihnen einen regelmäßigen Nachschub aus Deutschland zu vermitteln, damit ihre Nationalität und deutsch-protestantische Cultur nicht mit der Zeit doch untergehe inmitten des sie umgebenden Rassengemisches von Portugiesen und Indianern. Mehr als Ein Hinderniß aber stellt sich dieser Stärkung der sogenannten deutschen Colonien in der südöstlichen Ecke des amerikanischen Kaiserreichs ebensowohl wie colonialen Schöpfungen außerhalb Brasiliens in den Weg. In Preußen ist die Auswandererbeförderung nach Brasilien untersagt, weil früher brasilianische Gutsbesitzer deutsche und andere europäische Einwanderer vielfach schlecht behandelt haben. Aber das ist noch nicht die größte Schwierigkeit. Diese liegt vielmehr in der von Jahr zu Jahr zunehmenden Versteifung des deutschen Auswandererzuges auf ein einziges großes Ziel, die Vereinigten Staaten. Wie von diesem Strome einen Arm ableiten nach dem soviel weiteren, minder bekannten, geringere Freiheit und Gleichberechtigung bietenden Brasilien oder anderen südamerikanischen Staaten? Die unternehmenden Männer am Niederrhein hoffen offenbar diese Aufgabe lösen zu können. Die Organisation der Auswanderung, diese alte socialpolitische Quadratur des Zirkels, schwebt ihnen als möglich vor. Andere, und darunter feurige Freunde und Anwälte des nationalen Expansivdrangs über den Ocean hinaus, sind der Meinung, die Zeit für eine Gängelung der Emigration sei hoffnungslos vorüber, und man könne ihn, wenn überhaupt, nur sehr allmählich, im Kleinen und von weitem beikommen. Aber da es sich hierbei allerdings dann schon um ein Mehr oder Minder handelt, so wird man es ja den bevorstehenden praktischen Versuchen des Düsseldorfer Vereins anheimstellen können, kleingläubige Zweifler zu beschämen.

Der „Deutsche Colonialverein", der von materieller Reichshülfe gänzlich absieht, begnügt sich in dieser Beziehung, „das nationale Interesse an der Erhaltung einer dauernden und festen Verbindung der überschüssigen Kräfte mit dem Vaterlande" hervorzuheben. Man darf dahinter wohl die Absicht erblicken, den Mitteln und Wegen zur Erhaltung eines beiderseitig ersprießlichen Zusammenhanges mit unsern schon vorhandenen und noch entstehenden Colonien ein systematisches, auf die That gerichtetes Studium zu widmen. Unzweifelhaft kann dafür noch gar Vieles geschehen. Zwischen dem auswärtigen Amte, das sich auf die Rechts- und Macht-Sphäre beschränken muß, und den Geschäftsinteressen, die nicht über das Bereich des Gelderwerbs hinausgehen, ist noch Raum für eine freie und doch die Gesammtheit vertretende, der Gesammtheit dienende nationale Action, welche dem deutschen Bewußtsein überall in der Welt zur Kräftigung gereichen würde. Davon bleiben die Landsleute in den Vereinigten Staaten nicht ausgeschlossen, im Gegentheil sie verdienen ihr erstes Object oder vielmehr ihr erster und hauptsächlicher Coagent (wenn das Wort erlaubt ist) zu sein. Brauchen wir uns ihrer politisch auch glücklicherweise nicht anzunehmen, so

Digitized by Google

könnte ein geordneter literarischer und persönlicher Verkehr doch nach vielen Seiten hin gute Früchte tragen. Die Lebendigkeit ihrer Sympathie für das Land ihrer Vorfahren und das Volk, dem sie angehören, mag davon in nicht geringem Grade abhängen und hat für uns Alle einen unberechenbaren Werth. Was aber von ihnen, das gilt von allen deutschen Niederlassungen auf dem Erdenrund, in denen wir ja schon nach einem gewissen weitgreifenden Sprachgebrauch Colonien *besitzen*, und deren Emporsteigen zu wahrhaft colonialer Bedeutung mitunter dadurch bedingt sein kann, daß sie hinlänglich feste Fühlung mit dem Heimatlande unterhalten — daß es eine Stelle gibt außer ihren heimischen Geschäftsfreunden und der Berliner Wilhelmsstraße, wo sie mit Erfolg anklopfen mögen, um ein ihnen vorschwebendes Nationalinteresse zu gründlicher und einigermaßen autoritativer Prüfung zu bringen. Hätten wir eine derartige Instanz schon gehabt, als die leidige Samoafrage auftauchte — sie hätte wohl niemals soviel Anlaß zu Irrungen, Verwirrungen und Ereiferungen geliefert. In der Sichtung der chimärischen und allzu abenteuerlichen Projecte von den Keimen gesunder, hoffnungsvoller Gründungen wird sich die Frankfurter Centralstelle, wie man meinen sollte, vor Allem zu bewähren haben.

Sie will positiv und activ zunächst, sagt der Aufruf, „die Errichtung von Handelsstationen als Ausgangspunkte für größere Unternehmungen fördern", und „im geeigneten Falle" dann „den Reichsschutz für deutsche Niederlassungen erwirken".

Dieses Programm erwartet seine nähere Bestimmung und Verdeutlichung, seinen Charakter sozusagen von der Art der Ausführung. Aber es lehnt sich an, möchte man glauben, an solche geschäftliche Unternehmungen wie die der Hamburger Häuser Godeffroy und Hernsheim in der Südsee, Woermann im mittleren West-Afrika. Eben da war eine Zeit lang als Kaufmann und Plantagenbesitzer Dr. Hübbe-Schleiden, der die Sprache unseres öffentlichen Lebens um den Begriff der „Cultivation" bereichert hat. Er versteht darunter, im Gegensatz zu eigentlicher Colonisation, die Hinausführung von Kapital und Unternehmungsgeist auf fruchtbare ferne Gefilde, wo ihnen ein sonst unerhörter Gewinn winkt; Theilnahme des deutschen Volks an der Erziehung halbroher Stämme zur Arbeit und Wirthschaft, da wo andere Nationen sich ihrer noch nicht angenommen haben. Sein bevorzugter Erdtheil ist demnach Afrika. Als Jurist seinem Bildungsgange nach, zeitweiliger Kaufmann und Landwirth, patriotischer Socialpolitiker hat er die afrikanischen Verhältnisse, unter die sein Lebensgang ihn für ein paar Jahre warf, mit scharfen empfänglichen Augen betrachtet und das Negerleben ebenso vielseitig als anziehend geschildert. Dem Deutschen, diesem Schulmeister unter den Völkern, wie er ihn nicht ohne Grund anzusehen scheint, traut er eine besondere Gabe zu, die schwarzen Mitmenschen arbeitsam und haushälterisch zu machen, — mehr als dem steifen stolzen Engländer, dem genußsüchtigen Franzosen u. s. f.

Hier wäre also wohl ein gewisser Ausweg für, „die wachsende Ueberfüllung ... in den höheren Berufszweigen", welche der Aufruf des Colonialvereins als erste der Ursachen aufführt, die in einem größeren Umfang die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Colonialfrage gelenkt haben. Deutschland bringt zu viel studirtes Proletariat hervor, wie die Nationalökonomen anfangen sich auszudrücken. Die Rangschätzung, wie sie hergebracht und üblich ist, der dem Studentenleben beigelegte hohe Reiz, die Sicherheit der Beamtenversorgung, die Zahl der hohen und höheren Schulen, die Wohlfeilheit ihres Besuches durch Zuschüsse aus Steuermitteln und durch Stipendien — das Alles zieht jahraus jahrein ein Uebermaß junger Leute in diese Carrieren, von denen abwechselnd bald diese bald jene verhängnißvoll überfüllt, aber niemals eine zu leer ist. Ein noch viel dringenderes Interesse also als daran, die Auswanderung unserer Bauern und Tagelöhner zweckmäßig zu lenken, haben wir am Ende vorläufig daran, eine nicht zu schwache Auswanderung von Gymnasial- und Realschul-Zöglingen in Gang zu bringen. Was England an seinem ostindischen Reiche, Holland an Java für die sogenannten jüngeren Söhne der guten Familie hat, das braucht Deutschland ebenfalls: eine Versorgungsstätte für den Ueberschuß der Gebildeten, die zu viel gelernt oder zu einseitig sich ausgebildet haben für die noch offenen Berufszweige daheim. Wollen sie die Afrikaner zu nützlicher Arbeit erziehen helfen, so thut sich ihnen ein weites und ergiebiges neues Feld auf. Der Colonialverein wird dorthin die Blicke lenken und die noch unheimliche fremdartige Sache den Binnenländern vertraut machen können. Was kann sich daran bei einigem Umfang und Erfolge dann nicht Alles schließen! Außerordentlich viel Beschäftigung für Ingenieure und Techniker aller Art, denn Wegebau, Wasserbeschaffung, die mannichfaltigen Verkehrsmittel der Zeit sind gleich die nächsten Erfordernisse, wenn eine Gegend anfängt sich wirthschaftlich zu „cultiviren". Aber auch der eigenthümliche Sinn und Gedankengang des Juristen wird dann bald zu thun bekommen. Er möge seinen Patriotismus namentlich darin bewähren, daß er die Rechts- und Staatsverhältnisse werdender Colonien in einer Art gestaltet, welche dem auf allgemeiner Wehrpflicht beruhenden deutschen Reiche möglichst wenig militärische Abenteuer zumuthet. Denn in dieser Hinsicht, daran kann kein Zweifel sein, sind wir schlechter als England darauf eingerichtet, mit den Aufgaben einer positiven Colonialpolitik fertig zu werden. Allein Frankreich stellt ja jetzt auch seine gesammte dienstfähige Jugend ins Heer, und trägt doch kein Bedenken weiter und immer weiter zu colonisiren. Es kommt also auf ein verständiges Compromiß an.

Literatur und Kunst.

Eine Erinnerung an Gottfried Kinkel.

Von Karl Blind.

Wie ein Donnerschlag aus heiterer Luft traf uns hier die Nachricht von Gottfried Kinkels Tod. Wohl ist es eine Reihe von Jahren her, seit wir, bei seiner zweiten Vermählung, mit Freiligrath und dessen Gattin am Hochzeitstische des Freundes saßen und ich in der Anrede alles Glück und lange Dauer für diese neue „Eidgenossenschaft der Herzen" heranwünschte. Bewegten Sinnes stand Kinkel auf und brachte, nach uralter Sitte, zuerst den Manen der dahingeschiedenen Gemahlin, die so jäh und schreckhaft geendet, mit ein paar Tropfen Weines ein Gedächtnißopfer. Dann blickte er muthig in die Zukunft, die sich ihm froh aufthat.

Keine Ahnung hatten wir damals, daß der Mitverbannte schon einige Jahre nachher Londons bleifarbenen Himmelsstrich mit der Alpenluft der Eidgenossenschaft vertauschen, das beim Hochzeitsmahl gesprochene Wort sich also auch darin bewahrheiten werde. Auf schweizer Boden glaubten wir seitdem den hochgewachsenen, kräftigen Mann, dessen Haar nur durch die Kerkerleiden schon im fünfunddreißigsten Jahre ergraut war, in bester Gesundheit trotz so mancher tiefbewegenden Wendung der Dinge. Nun ist auch dieser Kämpfer plötzlich zum „großen Heere" eingegangen. Immer kleiner wird das Häuflein derer, die einst durch Sturm und Drang die Fahne der deutschen Freiheit und Einheit trugen, für die Hebung der Nation aus Zerrissenheit und Knechtung tapfer stritten und litten.

Vor dem deutschem Volke liegt das Leben und Wirken des Dichters wie ein offenes Buch da. Seine Lieder haben manches Herz ergriffen und sind im Vaterlande weithin beliebt. Seine in der großen Erhebungszeit bewiesene Hingebung an eine sinkende gerechte Sache wird ihm, als einem Bürger derer, die da kommen werden, bei der Nachwelt die ehrende Erinnerung sichern.

In noch viel ausgedehnterem Maße als Freiligrath machte Kinkel einen nur allmählichen Entwicklungsgang durch, bis er sich aus Fesseln des Geistes und der politischen Anschauung ganz herausrang. Wer die durch schwere Erlebnisse ungetrübte Heiterkeit seinen Sinnes kannte; wer ihn hier als liebenswürdigsten Gesellschafter gesehen: der vermochte kaum zu begreifen, daß.

Digitized by Google

Kinkel als junger „Gottesgelehrter" nicht blos mystischem Wunderglauben nachgehangen, sondern sich oft mit trübseligen Gedanken über vermeintliche Sündhaftigkeit selbst gequält, in Gebeten auf einsamem Felde die Kraft zur sogenannten Weltüberwindung gesucht hatte. Seine erste Frau war es, die ihn, nach Lesung von Strauß' „Leben Jesu", langsam auf die freiere Geistesbahn brachte. Sie auch hat unzweifelhaft auf seine, den Eindrücken leicht zugängliche Natur in Bezug auf die Betheiligung am Staatsleben anregend eingewirkt, ja, die politische Ader, wenn nicht in ihm geweckt, so doch muthig gestärkt.

Im Jahre 1840 hatte er an Friedrich Wilhelm IV. sein Gedicht „Am Huldigungstage" gerichtet. Zwei Jahre nachher sang er ein anderes: „An das Volk!" Dort heißt es:

„Tief haben Deine Fürsten Dich zerspalten,
Und sich bezahlt gemacht mit Deinem Blut;
Doch hat die innere Lebenskraft gehalten,
Und stark geblieben ist der deutsche Muth.
So weit erklingt das Lied der Nibelungen,
So weit der Staufenkircher Noth und Leid,
Ist bis zu dieser Stunde nicht zersprungen
Die goldne Kette deutscher Einigkeit. —

Drum blicke nicht nach Nord und Ost mit Sorgen, —
Kommt erst der Feind: Du bist Dir selbst genug.
Gedenke kühn an Hellas' Freiheitsmorgen:
War Hellas eins, als es die Perser schlug?
Doch fiel der Sparter bei den Thermopylen,
Dann schlug Athen die große Meeresschlacht!
Die Stimmen strebten nach den gleichen Zielen: —
So groß ist heut' auch noch des Blutes Macht.

Dein Schwert, entreiß' es allen Fürstenknechten,
Und schwing' es selber in der starken Faust!
Dich hat gekränkt in Deinen höchsten Rechten
Die feige Schaar, der Du nicht mehr vertraust.
Zerreiß' den Frieden, der die Ehre schändet,
Kraft Deiner eignen heil'gen Willensmacht, —
Und wenn ein Welttheil gegen Dich sich wendet:
Fordr' ihn heraus, und biet' ihm kühn die Schlacht!"

An der Hochschule zu Bonn lehrte Kinkel zuerst als Docent der Kirchengeschichte, bis er, seiner sich freier gestaltenden Richtung wegen, den Verfolgungen weichen mußte. Er trat dann als Professor der Kunstgeschichte in die philosophische Facultät über. Nach den Berliner März-Tagen schwang er am Bonner Stadthause, im Beisein von Arndt, Dahlmann und einer jubelnden Menge, das lang als hochverrätherisch geltende schwarz-roth-goldene Banner, dessen Farben mancher Student einst, zu unserer Universitätszeit, geheim auf der Brust unter der Kleidung getragen. Kinkels damalige, noch sehr gemäßigte Haltung mag am besten aus den Worten erkannt werden: „Es werde wahr, was der König gesprochen hat: es werde aus dem Staatenbund ein Bundesstaat! Ich hebe die Fahne und rufe: Es lebe das große, unvergängliche, durch unsere Eintracht heilige Deutsche Reich!"

Dem vierten Stande und seiner Noth hatte Kinkel stets ein warm fühlendes Herz entgegengetragen. In Folge der deutschen Revolution stiftete er nun einen „Handwerker-Bildungsverein" und wirkte mehr und mehr für die gesellschaftliche Hebung der Arbeiter in Stadt und Land. Wie er diese Aufgabe auffaßte, ist aus dem Antrage zu entnehmen, den er in dem, ebenfalls von ihm zu Bonn gegründeten „Demokratischen Verein" durchsetzte; dahin lautend: „daß das persönliche Eigenthum unverletzlich sei." In diesem Sinne führte er die „Bonner Zeitung" und das von ihm herausgegebene „Montagsblatt zur Belehrung des Handwerkerstandes und zur Förderung seiner Interessen".

Die Verdächtigung heftete sich gleichwohl an seine Fersen. Man suchte seine Häuslichkeit zu zerrütten, indem man ihn communistischer Bestrebungen, blutgieriger Gelüste beschuldigte und dadurch seiner Gattin die Schülerinnen in der Musikschule abwendig machte. Mit welchen Waffen der Fälschung von Aeußerungen, gelegentlich sogar der Unterschiebung von angeblichen Druckschriften, jeder irgendwie hervorragende Führer der Volksbewegung von den natürlichen oder übergelaufenen Handlangern der Reaction damals bekämpft wurde, darüber ließe sich ein langes Kapitel schreiben. Ein solches „Bubenstück" wurde später wenigstens einmal von einem preußischen Richter nach Gebühr gekennzeichnet.

So boten Verläumderzungen das abenteuerliche Gerücht herum: „es sei ein Preis darauf gesetzt, den Schreiner herauszubringen, welcher die von Frau Johanna Kinkel gezeichnete und bestellte Guillotine verfertige!" In Wahrheit ist Kinkel schon vor der Revolution, als der Vereinigte Landtag sich für Beibehaltung der Todesstrafe aussprach, mit einem Gedicht gegen dieselbe aufgetreten, und hat in der „Bonner Zeitung" („Kein Schaffot mehr!") während der Revolution denselben Standpunkt eingenommen. Man mag über die Richtigkeit seiner Ansicht in Bezug auf Todesstrafe verschiedener Meinung sein; aber das war klar und deutlich sein Standpunkt.

Sein ganzes, eher auf Rede und Gegenrede angelegtes, als zur scharfen, rücksichtslosen Führerschaft taugendes Wesen malt sich noch in dem Lied, das er in der Gefängnißzelle dichtete, als er ein Todesurtheil erwartete:

„Den Feinden mild, den Freunden gut,
Die Hand noch rein vom Fluche;
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
In meines Schicksals Buche:
So werf' ich in den Opferbrand
Ein reichbekränztes Leben —
O Glück und Stolz, mein Vaterland,
Für Dich es herzugeben!"

Die Einheit Deutschlands war Kinkels Hauptstreben gewesen, als er seine politische Laufbahn begann. Mit dem verrätherischen Waffenstillstande von Malmö brach bei ihm die Wendung zur entschiedenen Demokratie durch. Nun erkannte er in seinem Blatte das Recht derer an, die sich unter der Freistaatsfahne gegen die Schmach von Malmö erhoben hatten, „in Frankfurt, in Staufen" und anderwärts aber „mit Kanonen und Säbeln" niedergeworfen worden waren. Nach der Ablehnung der Kaiserwürde durch Friedrich Wilhelm IV. schrieb Kinkel:

„Statt den Willen der Nation zu achten, legt der Gewählte selber in die einheitsfeindliche Hand der Fürsten die Entscheidung; von ihrer Gnade sollen wir nach der letzten preußischen Note unsere Freiheit octroyirt bekommen: um die Freiheit und um die Einheit werden wir so mit Einem und demselben Federstrich betrogen. Hinter uns und unseren Wünschen haben die Fürsten selbst die Brücke abgebrochen. . . . . Wir stehen mitten in der reißenden Fluth. . . . . Nur vor uns liegt Land, liegt eine Rettung; und sie heißt Republik. . . . . Um ein Müssen handelt es sich, und dies Müssen lautet: Untergehen oder durchschwimmen, Knute oder Freiheitsmütze, Bürgerkrieg oder Einheit."

Im Freistaate, und zwar nur im Freistaate mit durchgreifenden Verbesserungen der Lage der arbeitenden Stände, sah er fortan das Heil. Seinem Handwerker-Blatt gab er jetzt den Namen „Spartacus". In die zweite Kammer nach Berlin gewählt, sprach er dort im gleichen Geiste. Den von Herrn v. Bismarck-Schönhausen hingeworfenen Fehdehandschuh, der zu einer „Entscheidungsschlacht" aufforderte, hob er keck auf, indem er dem Redner für dieses Wort förmlich dankte.

Bald trieb die Nothlage des Vaterlandes, dessen Nationalversammlung nicht mehr ihres Bleibens in Frankfurt hatte, zu dieser Entscheidungsschlacht. Sachsen, Pfalz, Baden standen auf — in letzterem Lande das Heer voran, das doch die zwei im April und September 1848 versuchten Erhebungen hatte niederschlagen helfen.

Nach dem mißlungenen Siegburger Zeughaussturme nahm Kinkel nächtlicher Weile von seiner Gattin und den Kindern Abschied, indem er ihr den schon bei der Hochzeitsfeier gesprochenen Vers Sallets wehmüthig ins Gedächtniß rief:

Digitized by Google

Und der dies Lied gesungen,
Hat auch ein junges Weib;
Wenn ihm der Ruf erklungen —
Sie wird nicht sagen: Bleib!

In der Rheinpfalz trat er, mit grunddeutsch, nationalen und republikanischen Gesinnungen, als Schriftführer im Hauptquartier zu Kaiserslautern ein. Dort hatte er Gelegenheit die Männer kennen zu lernen, gegen deren schnöde Verunglimpfung unlängst in diesen Blättern Verwahrung eingelegt worden ist. Mit Karl Schurz, seinem späteren kühnen Befreier, verließ er Neustadt, um in Willichs Freischaar als einfacher Wehrmann mitzukämpfen. Im Gefechte bei Rothenfels durch eine preußische Kugel an der Stirne verwundet und für einige Augenblicke bewußtlos niedergestreckt, hatte er sich vor dem Standgericht zu vertheidigen, das so viele edle Vaterlands- und Freiheitsfreunde in den Tod sandte.

Hier war es, wo Kinkel, nachdem er die volle Berechtigung und Gesetzmäßigkeit der gewaffneten Erhebungen von 1849 betont hatte, den Mitgliedern des Standgerichtes zurief: Wenn die Krone Preußen jetzt endlich eine kühne und starke Politik verfolge und mit dem Schwert, denn anders gehe es nicht, Deutschland in Eins schmiede, um es groß und geachtet bei unseren Nachbarn hinzustellen, die innere Freiheit wirklich und dauernd zu sichern, die auf Preußen drückende Militärlast gleichmäßiger auf das ganze Deutschland zu vertheilen, und vor Allem den Armen, als deren Vertreter er sich fühle, Brod zu schaffen — wenn das der Partei gelinge, die ihn jetzt richte, so würde er, wenn noch einmal zum Abgeordneten gewählt, einer der ersten sein, die mit frohem Herzen rufen: „Es lebe das deutsche Kaiserthum! es lebe das Haus Hohenzollern!"

Mit dieser Aeußerung ging Kinkel allerdings von dem Standpunkte ab, mit dem er in den Kampf gezogen war. Er selbst hatte dem Kriegsgericht zu Rastatt, da er nur als einfacher Wehrmann betheiligt gewesen, erklärt: es dürfe rechtlich gegen ihn nur auf eine „mäßige Freiheitsstrafe" erkannt werden. Das Gericht erkannte jedoch, wie folgt; und man wird aus seinem Erkenntniß ein Bild der Zustände gewinnen:

„Die Gesetze des preußischen Landrechtes bestimmen zwar für Diejenigen, die sich nicht als Anführer beim Aufruhr betheiligt haben, nur 6 bis 8 Jahre Gefangenschaft. Weil aber der Angeklagte ein Mann von so hoher Bildung ist, und besser, als ein Anderer, wußte, was er that; weil ferner bei ihm die Entschuldigung (!!) wegfällt, daß er bei dem Aufstand Etwas für sich zu gewinnen (!!) vermeinte: darum erhöhen wir für ihn die Strafe auf lebenslängliche Festungshaft."

Selbst dies furchtbare Urtheil genügte den Rachegelüsten der Reactionspartei nicht. „Leider ist der Hochverräther Kinkel noch nicht erschossen!" schrieb die „Neue Preußische Zeitung." Aehnlich das Blatt der ultramontanen Partei in den Rheinlanden. Vom königl. General-Auditoriate wurde denn auch das standgerichtliche Urtheil, laut Kundmachung des Generals von Hirschfeld, „als ungesetzlich Sr. Maj. dem König zur Aufhebung überreicht", von diesem jedoch „aus Gnaden" bestätigt, — doch mit dem Befehle der „Abführung des Verurtheilten nach dem Zuchthause", anstatt in die Festungshaft!

Ueber den General von Hirschfeld wurde berichtet, daß er ausgerufen habe: „Wenn 'ein Kinkel' der Todesstrafe entgehe, so könne er es ferner nicht mit seinem Gewissen vereinigen, überhaupt noch ein Todesurtheil zu unterzeichnen" — und diesen Ausspruch druckten die Regierungsblätter ab. Die „National-Zeitung" aber nahm sich des in Naugard eingekerkerten, Tag um Tag Wolle spinnenden Dichters an, der im Alter von 34 Jahren zu geisttödtender, lebenslänglicher Zuchthausarbeit verurtheilt oder vielmehr durch königliche Gnade dazu befohlen war, während die siegreichen Gegner und die Verleumder einer echt vaterländischen Erhebung ihren Triumph feierten.

Obwohl in Rastatt zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, wurde Kinkel nochmals vor Gericht nach Köln gebracht. Damals schrieb Adolf Stahr: „Einen auf Lebenszeit Verurtheilten noch einmal vor die Schranken des Gerichts zu zerren, kommt mir vor wie Leichenraub. Vielleicht irre ich indeß. Vielleicht ist das Recht menschlicher, als die Gnade, und fordert sein schuldiges Haupt für das Beil. In der Züchtlingstracht; mit kurzgeschorenem Haar, dessen Schwärze im Kerker rasch ergraut war, und mit abgenommenen Bart; von der langen Haft und der schlechten Nahrung anscheinend matt und hinsiechend, trat der sogenannte „Rebell gegen Preußens König, aber der gehorsame Diener der souverainen Deutschen Nationalversammlung"*), vor die Richter. Das eigene Kind hatte ihn nicht wiedererkannt, bis es des Vaters Stimme hörte.

„Wohlan denn," — schrieb Stahr damals — „vernichtet Euern Feind, wenn Ihr könnt. Aber entwürdigt Ihn nicht! Nehmt ihm nicht sein menschlich Selbstgefühl durch unwürdige Behandlung; stumpft nicht seinen Geist; zerbrecht nicht seinen Mannessinn; macht nicht aus Eurem Gefangenen einen matten Blödsinnigen, indem Ihr den geistesadeligen Kämpfer für seine Ueberzeugung gleich behandelt der verwüsteten Bestialität eines ergrauten Diebes oder eines verhärteten Mörders."

In seiner Vertheidigungsrede zu Köln behauptet Kinkel die „durch die Märzrevolution errungene Souverainetät des deutschen Volkes". Er erinnerte daran, daß er allerdings eine Verfassung verworfen hatte, welche die Ausschließung der „deutschen Brüder in Oestreich vom Reich" zur Folge haben mußte. Noch „mit den bleichen Lippen des gefangenen Mannes" bekannte er sich im Namen der „Armen und Unterdrückten, deren Elend aus der Welt fortzuschaffen" sei, als „Socialisten und darum als Demokraten". Eine Andeutung ließ er jedoch auch hier einfließen: daß ein „nützliches Compromiß" hätte stattfinden können, wenn Preußen „sein tapferes Heer für die Reichsverfassung, statt gegen sie, in den Kampf führte".

Kein Todesurtheil erfolgte; doch der gefangene Dichter mußte die Züchtlingsjacke tragen, bis der Befreier kam. Ehe Karl Schurz, der spätere Senator, Gesandte und Minister der amerikanischen Republik, die That vollzog, war er mit dem Ersuchen um Einführungsbriefe an mitverbannte, in Paris wohnende deutsche Parteifreunde bei mir in Brüssel gewesen — doch war keinem sein erst reifendes Vorhaben bekannt.

Bald nachdem Kinkel den englischen Boden betreten, machte er die Reise nach den Vereinigten Staaten, um dort Mittel für die Ansetzung neuer Hebel der demokratischen Bewegung zu erlangen. Zur Entfaltung einer wirklichen Thätigkeit ist es aber nie gekommen. In der That war er zur regelrechten Führung einer solchen Propaganda nicht geschaffen. Wie er selbst mir bald nach dem Tode seiner ersten Gemahlin einmal andeutete, war sie dagegen von dem Wunsche, eine Aufrüttelung der Massen in dieser Weise versucht zu sehen, kräftig bewegt. An dem von ihm gegründeten Londoner Wochenblatte „Hermann" blieb er nur kurz betheiligt. Er legte es dann in die Hände von Dr. Hermann Juch, der es Jahre lang tapfer führte.

Beim großen Schiller-Fest der Deutschen in London (1859), das zur Sammlung unserer Volksgenossen in England diente, hielt Kinkel die Rede im Krystall-Palaste, während Freiligrath das herrliche Lied dazu gedichtet, Graß die Schiller-Büste geliefert und der Verfasser dieser Erinnerungen des Dichters Lebensbeschreibung für die in den Palast strömenden Engländer verfaßt hatte. Vom Eintritt in den National-Verein abgesehen, dem Freiligrath und wir fernblieben, erschien Kinkel wenig in der politischen Oeffentlichkeit. Der Kampf ums Dasein nahm ihn schwer in Anspruch. Seine in jenen Tagen unerwartet erfolgte Wiederholung der Erklärung: daß er das Haus Hohenzollern begrüßen würde, wenn es Deutschland mit dem Schwerte zur Einigkeit zusammenzimmere, bewies, wie zugänglich er stets für jedesmalige Umstände und Eindrücke war.

Im persönlichen Verkehr trat er wohl, wie es schien, manchmal auf den alten Standpunkt von 1848—49 zurück. Doch beim Kriege von 1866 erklärte er sich für die preußische Regierung. Freiligrath sang dagegen das „Westfälische Sommerlied".

*) Aus Adolf Stahrs Brief.

Digitized by Google

So standen sich die beiden Dichter 1866 gegenüber. Als wir in der Schlußsitzung des Schleswig-Holstein-Ausschusses zu London den Antrag stellten, das noch vorhandene Geld an die Gemeinde-Verwaltung der nun nicht mehr freien Stadt Frankfurt zu überweisen, erhob sich Kinkel mit der Bemerkung dagegen: „daß man zu Preußen stehen und nicht durch solche Geld-Ausfolgung gewissermaßen nachträglich den von der Stadt Frankfurt gegen Preußen geleisteten Widerstand billigen dürfe."

Einige Jahre später waren wiederum Viele, die zu Deutschlands gerechter Sache gegenüber Frankreich bis zum Ende hielten, schmerzlich betroffen, daß Kinkels beredter und liederreicher Mund stumm blieb, während Freiligrath sein „Hurrah, Germania!" und „Die Trompete von Gravelotte" sang. Der geschichtlichen Wahrheit schulden wir es, diese Dinge anzudeuten — ohne Bitterkeit; nein, nur in treuer Liebe zum großen Gesammtvaterlande, das die Wacht, wie früher am Rhein, so heute auch an der Donau zu halten hat.

Das rasch bewegliche, leicht zu verstimmende Dichtergemüth mag Kinkels Auffassungen oft beeinflußt haben. Sein Ziel war jedenfalls einst gewesen: „das ganze Deutschland auf dem Grundstein der Volksfreiheit zur einigen Nation erbaut zu sehen". Dafür hat er mannhaft sein Leben, seine Zukunft eingesetzt. „Hätten wir gesiegt," rief er zu Köln aus, „so retteten wir unserem Volke den Frieden mit sich selber, die Einheit des Vaterlandes, diesen Grundgedanken der deutschen Revolution, und in ihr den Schlüssel zu allen künftigen Eroberungen von Glück und Größe. Wenn wir siegten in diesen Kämpfen — bei Gott, meine Herren! statt des Fallbeils, mit dem heute ein rheinischer Staatsprocurator im Bunde mit dem Gesetze des französischen Tyrannen uns bedroht, würden wir aus Ihren Händen heute die Bürgerkrone fordern für unser Haupt!" Und an anderer Stelle: „Meine Herren, wir haben nicht gesiegt.... Die Folgen fallen auf unser Haupt."

So hatte denn der hochbegabte, von edlem Streben erfüllte Mann, nach glücklicher Befreiung aus der Zuchthauszelle, auf fremdem Boden in einer seines Geistes kaum würdigen, das eigene Studium erschwerenden Thätigkeit für sich und die Seinen um das Brot zu ringen, bis ihn die Berufung als Professor der Kunstgeschichte nach Zürich wurde. Deutschland hat ihn seitdem wieder öfters gesehen und gehört. Nicht in dem engen Rahmen dieses Erinnerungsblattes kann auf seine Wirksamkeit als Dichter, Schriftsteller und Lehrer näher eingegangen werden. Das aber sei gesagt, daß, wie man auch über einzelne Vorgänge seines öffentlichen Auftretens denken mag, an dem Manne, der einst um der Nation und der Freiheit willen tapfer für seine Ueberzeugung einstand, und der nun eine trauernde Wittwe mit zahlreichem Sprößlingskreise auf Schweizer Erde hinterläßt, schwer gefehlt worden ist. Das wird die Nachwelt sicher erkennen.

Madame Louise Ackermann.

Von Ferdinand Groß.

Es ist eine fable convenue, daß nur die Fürsten nicht die Wahrheit vertragen können. In Wirklichkeit wollen auch die Völker sie nicht hören, in Wirklichkeit verspüren auch sie keine Lust, sich selber in einem Spiegel zu sehen, der die in ihn fallenden Bilder mit peinlicher Treue zurückwirft ... So ist's denn erklärlich, daß im Publicum die schönfärberischen Richtungen der Literatur leichter Wurzel fassen als diejenigen, die mit unerbittlicher Wahrheitsliebe das Leben darstellen, wie es wirklich ist, nicht wie es sein könnte, wenn wir in der besten Welt lebten. Der Erzähler, der seinen Gestalten ein glückliches, ruhiges Schicksal bereitet, ihr Dasein in ein sanftes, friedliches Bette lenkt, wird immer mehr Freunde finden als der andere, der die Dinge bei ihrem rechten Namen nennt und die Menschen nicht glücklicher werden läßt, als in der Regel das Schicksal ihnen zu sein gestattet. Die Popularität eines Schriftstellers hängt davon ab, ob er Eingang findet in die Familie, und für diese ist nach althergebrachter Tradition nur das geeignet, was die Nachtseiten der Menschheit verdeckt und peinliche Irrwege nur dazu einschlägt, um dann desto froher und jubelvoller an das erwünschte, taghelle Ziel zu gelangen. Wird einmal ein Autor populär, der — wie Emile Zola — mit kecker Hand den Schleier von der Wirklichkeit zieht, so ist er es trotzdem geworden, so hat er die Popularität sich errungen, indem er irgendwelchen — sonst von der Literatur wenig gehegten — Instincten des Lesers entgegenkommt. Aber die Wahrheit und nur die Wahrheit, das ist es nicht, was man bei einem Dichter sucht, was man von ihm verlangt. Der Poet soll uns eine schöne, makellose Welt herbeizaubern; das verlangen wir für unser liebes Geld. Kann Einer durchaus auf Erden nichts Erfreuliches finden, so gehe er nicht unter die Dichter; wir brauchen keine Sänger des Schmerzes ... In diesem Geleise bewegt sich die landläufige Logik, und es darf nicht Wunder nehmen, wenn ein Dichter, der dem menschlichem Schmerze tief ins Auge gesehen hat und ihn unentwegt in mächtigen Klängen ausdrückt, sich auf die Sympathie einer verhältnißmäßig kleinen Gemeinde angewiesen sieht. Allezeit wird dem Genießenden Petrarca angenehmer sein als Leopardi, von welchem Ranieri mit Recht sagen konnte, er habe die Hölle mit den Melodien des Paradieses besungen: „Cantò, per così dire, l'inferno colle melodie del paradiso ..." Der Dichter, auf welchen diese Zeilen hinweisen sollen, ist eine Frau und eine Französin: Madame Louise Ackermann in Paris, trotz dieses Namens — den sie erheirathet hat — nicht von deutschem Stamme, keine Nachkommin der Charlotte Ackermann. Als Louise Choquet wurde sie im Jahre 1813 in Paris geboren. Erst ziemlich spät, nach dem Tode ihres Gatten — der dagegen protestirte, seine Frau „geistig decolletirt" zu sehen — trat sie in die Oeffentlichkeit, und sie hat bisher nur zwei Bände erscheinen lassen: „Contes et poésies" und „Poésies", denen nächstens ein Heftchen „Pensées d'une solitaire" folgen wird. Ihr Gepäck ist nicht umfangreich aber gewichtig; sie darf als die begabteste poetische Verkünderin des Pessimismus in Frankreich gelten — nicht etwa jenes pikanten, mit sich und den Anderen spielenden Weltschmerzes, den Alfred de Musset wehmüthig-koketten Lächelns cultivirt, sondern jener starren, in sich abgeschlossenen Anschauung, die mit der Kraft eines Trotzig-Verzweifelten die Welt als trostlos erkennt, als trostlos darstellt und in der Erkenntniß ihre Befriedigung findet. „Die großen Geister aller Zeiten," sagt Schopenhauer, „haben sich pessimistisch geäußert; fast jeder derselben hat seine Erkenntniß des Jammers dieser Welt in starken Worten ausgesprochen." Eine Erscheinung nach Schopenhauers Geschmacke ist Louise Ackermann. Den großen Geistern darf man in der That sie beizählen. Ob jedoch der Pessimismus das richtige Feld sei für die poetische Production? Das ist eine kaum zu beantwortende Frage, und sie hat auch gar nichts mit der hier zu constatirenden Thatsache gemein, daß Louise Ackermann eine ungewöhnliche dichterische Begabung verkörpert und daß sie Achtung auch Demjenigen abringen muß, der von der Poesie verlangt: sie möge die Wunden der Menschheit lindern oder heilen, nicht aber sie zeigen und erörtern auf offenem Markte ... Unstreitig verlieren die positiven Religionen an Boden, und je mehr dies der Fall ist, desto rascheren Schrittes gehen wir der Allgemeinherrschaft des Pessimismus entgegen. Letzterem scheint die Zukunft zu gehören. Die Poesie kann Versuche anstellen, ihn abzuwehren. Louise Ackermann aber macht sich zu seinem Herold, sie kennt keine Furcht, kein Zögern, keine Halbheit, sie hat den Muth, aus ihren Anschauungen die letzten Consequenzen zu ziehen — auch wenn diese uns entgegengrinsen wie hohläugige Todtenschädel. Die Richtung der Madame Ackermann mögen wir verdammen; ihren Muth müssen wir bewundern. Aber nur nach und nach scheint die Dichterin dorthin gekommen zu sein, wo wir sie heute finden. Langsam hat sie sich entwickelt, Schritt für Schritt. In ihren Anfängen zeigt sie ein anderes Gesicht als heute. Den „Contes" setzt sie als Motto das Wort Goethes voran: „Liebe sei vor allen Dingen — Unser Thema, wenn wir singen." Sie citirt diesen Vers im Original. Deutsche Sprache und Literatur sind ihr

Digitized by Google

nicht fremd. Sie hat beide studirt und überdies persönlich eine Reihe von Jahren in Berlin verlebt ... Besagtem Motto entspricht in der That der Inhalt der „Contes“. Es sind rosig angehauchte Geschichten, Umdichtungen von Stoffen aus dem indischen Sagenkreise, von Märchen aus „1001 Nacht,“ neckisch gaukelnde Episoden, vorgetragen in einer Sprache, die oft in Archaismen, manchmal in Süßlichkeit und Minauderie sich gefällt. Ueber einzelne Stellen liegt ein melancholischer Schleier gebreitet. Aber noch hat Louise Ackermann sich selbst nicht gefunden. In den „Contes“ frappirt uns manche liebreizende Wendung, vor der wir stehen bleiben wie der Wanderer vor einer Blume, die er pflückt. In der Liebe sieht die Dichterin des Lebens ganzen Gewinn, sie preist das Los, zu sterben für das, was man liebt. Das Dornröschen erblickt sie in der menschlichen Seele, den Königssohn, der es erweckt — l'éveilleur suprême — in der Liebe. Nicht aus der Rippe sondern aus dem Herzen Adams hat Gott das erste Weib gemacht. Solcher hübscher Kleinigkeiten findet sich die Fülle. Aber das sind nur Nippes, die keineswegs errathen lassen, welche Kraft in dieser spielenden Zartheit ihre Wurzeln habe. Gleichzeitig mit den „Contes“ ließ Louise Ackermann ihre ersten kleineren Gedichte erscheinen. Die „Adieux à la poésie“, mit welcher die Sammlung beginnt, klingen sehr wehmüthig, aber es ist zum Theil nur die akademische Wehmuth, zu der fast jeder Dichter sich gerade in der Jugend verpflichtet glaubt. Die Dichterin — die kaum erst beginnt, ihren Gedanken und Empfindungen künstlerische Form zu geben — will der Poesie entsagen, will schweigend leiden, denn Schmerzen verkünden, sei bitterer als sie tragen:

„Car je sentirais à les dire
Plus de douleur qu'à les porter.“

Sie verläßt das Vaterland, wo sie sich vergeblich nach einer großen Liebe gesehnt, wo sie gehofft, ihr einsames Geschick einem anderen Geschicke gesellen zu können; ihr Herz ist todt, aber sie leidet doch; in ernstem Studium, in der Flucht in eine geistige Zauberwelt sieht sie das einzige Mittel des Trostes ... Je weiter wir ihren Spuren nachgehen, desto deutlicher gewahren wir, wie ihr literarisch-conventioneller Schmerz sich in einen realistisch-menschlichen verwandelt, wie sie als Weib, nicht nur als Dichterin, weint. „In memoriam“ heißt das ergreifende Gedicht auf den Tod ihres Mannes. An vergangene Freuden will sie nicht erinnert sein, vor dem „Schatten glücklicher Tage“ schreckt sie zurück. Sie macht sich Vorwürfe darüber, daß sie noch die Sonne schön finde, die ihm nicht mehr leuchte, und nicht pro domo spricht sie also, wenn sie der Liebe das Wort redet, wenn sie die Lampe der Hero feiert: „Oh, Leuchtthurm der Liebe! der durch finstere Nacht du uns hienieden durch die Klippen führst, du, den wir schimmern sehen zwischen dem Himmel und den Wogen, erlösche nicht, Lampe der Hero!“ Madame Ackermann schlägt rührende Töne an, es fallen ihr liebliche Bilder in den Schoß, aber erst in denjenigen Versen, welche sie „Poésies philosophiques“ überschreibt, offenbart sie sich als Original, als ein Poet, der ohne Anlehnung und Anempfindung Neues und Selbstständiges zu sagen weiß. Hier bewegt sie sich nicht in ausgefahrenen Geleisen. Hier reißt sie sich los aus den Banden jeder Schablone, hier wirft sie alles Traditionelle über Bord; wir sehen sie emporwachsen, eine große dunkle Gestalt, wir lassen uns von ihr führen, und hier und da erschrecken wir, wenn sie unumwunden und ohne jedes Zagen ausspricht, was wir tief in der Seele empfunden, aber uns gescheut haben, in Worte zu kleiden, vielleicht gescheut, uns selbst zu bekennen. Diese starke Frau hat das Zittern verlernt, immer fremder wird ihr die Furcht, sie fühlt sich als Anwalt der Menschheit, die nur ein Spielball ist in der Hand despotischer Mächte. Dabei preist sie aber die Liebe; sie bekundet männlichen Geist und zugleich ein weibliches Herz. In der Gedankenwelt bebt sie vor keiner Erfahrung zurück. In der Gefühlswelt bewahrt sie sich die Ehrfurcht vor einem tiefen, zärtlichen Empfinden, und gerade weil sie an kein Jenseits glaubt, will sie im Diesseits das Glück des liebenden Herzen als etwas Heiliges respectirt wissen ... Sie sieht voraus, daß sie mit ihren pessimistischen Gesängen Niemanden entzücken wird. Und nicht, um Blasphemie zu treiben, schlägt sie solche Töne an, sondern weil sie nicht anders kann. Sie ist auf einem Schiffe, das vom Sturme gerüttelt und geschüttelt wird, aber sie flüchtet sich nicht in den untersten Raum, sondern geht auf Deck, dem Sturme zu trotzen. Daß sie zufällig eine Frau ist, soll sie nicht hindern, zu kämpfen. „Wie!“ singt sie in ihren harmonisch schönen Versen, „Die Freiheit läßt ihrem Zorne freien Lauf; überall ringt die Wahrheit danach, sich entgegen der Macht Jahrhunderte alter Irrthümer einen Weg zu bahnen. Und ich sollte nicht theilnehmen an diesem großen Schauspiele? Wie! Dieses Herz, das da schlägt, dürfte kein menschliches sein, weil es ein weibliches ist?..“ Wahrhaft imposant in seiner Kühnheit ist das Gedicht „Les malheureux“. Es schildert die Unglücklichen, die am jüngsten Tage nicht auferstehen wollen und nichts Anderes wünschen, als zu vergessen, daß sie je gelebt. Sie mögen nicht Himmel und Licht wiedersehen, diese Zeugen ihres noch nicht verwundenen Leides, die über der Unglücklichen Elend mitleidlos gelächelt. Nach einem nimmer endenden Schlafe geht ihr Verlangen ... In „L'amour et la mort“ legt die Dichterin dar, daß die Liebe die einzige beglückende Macht sei. So lange sie uns nicht verläßt, wohne ein guter Funke in uns. Sie mache uns sogar tolerant gegen — Gott. „Wenn tief im friedlichen Himmel ein Wesen ohne Mitgefühl herrscht, ein Wesen, dessen ewiges Auge unberührt auf Leben und Tod hinabsieht — dann sei, unter dem Blicke dieses Auges, an des Grabes Rande, eine Liebesregung dein Lebewohl, dann zeige, wie groß der Mensch ist, wenn er liebt, und verzeihe Gott!“ Aber von der Natur solle man nichts Gutes erwarten, sie nicht für besser halten, als sie wirklich ist. „Sie, die unsterbliche Rabenmutter, hat nur einen Wunsch: immer ohne Pause, ohne Ende, zu gebären. Eine habgierige Mutter, hat sie für sich die Ewigkeit genommen und Euch den Tod gelassen. Ihre Vorsorge geht nur auf das, was erst zur Welt kommen soll; alles Uebrige versinkt in ein höchstes Vergessen; Ihr aber, Ihr habt schon geliebt, Ihr könnt also verschwinden: der Wunsch der Natur hat sich erfüllt.“ Die Schopenhauer'sche Definition der Liebe als Trieb zur Fortpflanzung hat noch kein Dichter so offenherzig in sein Glaubensbekenntniß aufgenommen. ... Madame Ackermann theilt mit dem Frankfurter Weltweisen den Ausgangspunkt für die Erklärung der Liebe, sie vindicirt dieser jedoch eine Macht über Geister und Herzen, die Jener schwerlich zugegeben hätte. Sie glaubt an den Zauber der Liebe, aber sie braucht für diese kein Jenseits, keine bessere Welt. In den „Paroles d'un amant“ sagt der Liebende, er wisse wohl, daß er Staub, Lehm, ein sterbliches Geschöpf in seinen Armen halte, aber man solle ihm nicht von der Ewigkeit reden. „Ewigkeit! Welch eine wunderliche Drohung! Warum werft Ihr dem Lebenden, der von Trauer erdrückt wird, dieses Wort hin, das ein ohnehin gebrochenes Herz erbeben und erstarren macht? Wie! dem Grabe zum Trotze sollte der Himmel sich dem Gegenstande meiner eifersüchtigen Liebe öffnen? Es ist genug an einem Grabe, ich will nicht, daß eine ganze Welt sich zwischen uns stelle.“ Er schaudert davor, die Geliebte anders wiederzusehen, als er sie auf Erden besessen, von anderen Gedanken beseelt, von einem anderen Feuer durchglüht, in nichts mehr sich selber ähnlich. Er will lieber, daß sie ganz und gar sterbe, daß er sie niemals wiedersehe. „Der Schmerz, der in mir wühlt, ist noch immer weniger grausam als Euere schreckliche Hoffnung.“ Ihm erhöht es die Entzückungen der Liebe, ins Nichts hinauszublicken. Ihm dünkt die Umarmung süßer, wenn man sich dabei über einem Abgrunde wisse. Das Gefühl gänzlichen Vergehens schließe die Liebenden enger aneinander. . . In den Dialogen des Menschen mit der Natur läßt sie diese den Menschen einen „Inbegriff alles Elends“ — cet abrégé de toutes les misères — nennen und ihm verkünden, er sei nur die unvollkommene Skizze des Meisterwerkes, das sie geträumt habe. Der Mensch antwortet mit seinen Flüchen. Als „kühnes Atom“ schleudert er ihr das Anathema ins Gesicht, wirft ihre Sünden und Ver-

Digitized by Google

gehen ihr vor und schließt seine Verwünschungen mit der Anklage: sie habe aus einem herrlichen, grenzenlosen Universum nichts als ein Grab zu machen gewußt.

Bedürfte es einer Widerlegung des spießbürgerlichen Vorwurfes, Madame Ackermann sei unweiblich, weil sie pessimistisch denke, so läge sie in dem Gedichte „La guerre“. Aus der Tiefe ihres Frauenherzens heraus protestirt die Dichterin gegen die Kriege. Der freiwillige Tod erscheint ihr als etwas Großes. Aber um ihn herrlich zu sterben, bedürfe man keines Krieges. Man glaubt, Victor Hugo zu hören, wenn die Dichterin ausruft:

„ . . . . la vie humaine est de source divine;
N'y touchez pas; arrière! un homme, c'est sacré!“

Sie feiert Goethe, weil er noch in der Todesstunde sich nach mehr Licht gesehnt. Dagegen greift sie Pascal wegen seines Rückfalles an. In dem Gedichte „Pascal“ erklärt sie sich gefeit gegen jede Versuchung, die von ihr ein sacrificium intellecti verlangen könnte:

„Nous nous détournerions du Tentateur céleste
Qui nous offre son sang, mais veut notre raison.“

Ihr ist es zauberisch verlockend, an eine Zukunft zu denken, in welcher es keine Menschen mehr unter dem Himmel geben werde, und sie betrachtet diejenigen, die noch im Schoß der Zukunft schlummern, als „gerettet“ davor, geboren zu werden . . . In der Antike ist Niemand ihr so sympathisch wie Prometheus. Sie läßt ihn dem übermächtigen Jupiter zurufen: „Erdrücken heißt nicht siegen.“ Prometheus ist von Mitleid erfüllt für die Menschen. Darum will Jupiter ihn vernichten. „Dein Richter erwartet Dich: das menschliche Gewissen,“ droht Prometheus dem Gotte, „es kann Dich nicht freisprechen, es verwirft Dich.“ Er hofft, den Tag zu erleben, da der Mensch sich vom Götterdienste losgesagt haben und als Weltenlenker das düstere, blinde Paar erkennen wird: die Kraft und den Zufall . . . Madame Ackermann findet unzählige Variationen ihres Themas. Was sie als Dichterin gethan, faßt sie in dem Gedichte „Le cri“ zusammen. Sie gleiche dem Meerfahrer, der sich auf einem untergehenden Schiffe befinde und vor dem Ende noch einen letzten Schrei ausstoße. „Geheiligt ist jeder Schrei der Todesangst. Er protestirt, er erhebt Anklage im letzten Augenblicke. Nun wohl! Dieser Schrei der Angst und des unendlichen Schreckens, ich habe ihn ausgestoßen. Nun mag ich versinken!“

Dieser Angstschrei geht durch alles Denken und Dichten von Louise Ackermann. Eine beengende Atmosphäre herrscht in dem Bereiche ihrer Poesie. Trotzdem meine ich, daß sie etwas Bleibendes geschaffen hat. Ihre „Poésies philosophiques“ werden als ein Merkzeichen der Kämpfe gelten müssen, welche in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der denkende Culturmensch bestehen mußte. Auf welche Seite der Sieg sich neige, jene Verse einer Frau werden auch in ferner Zukunft beachtenswerth sein: entweder als erste Accorde einer Symphonie, die die Welt erobert hat, oder als charakteristische Aeußerung einer Stimmung, die von den Menschen überwunden worden. Wir leben in einer Periode des Ueberganges, und Niemand weiß, was da werden mag. Den Stempel dieser Periode tragen die Verse von Louise Ackermann auf der Stirn; der Geist der Zeit spricht aus ihnen, und wir sollen ihm lauschen, gleichviel ob das, was er zu sagen hat, uns behagt oder nicht.

Ein neues Märchenbuch.

Daß für unsere Kinder das Beste gerade gut genug sei, ist ein vielcitirtes Wort, das unsere illustrirte Jugendliteratur erst in neuester Zeit zu beherzigen anfängt. Nachdem sie sich lange zwischen schwerfälligen Prachtwerken, denen meist jeder künstlerische Geschmack abgeht und schwarzen oder schlecht colorirten Bilderbogen, zwischen hohlen, gemüthlosen Idealisirungen und häßlichen Caricaturen hin und her bewegt hat, erhielt sie erst neuerdings aus der Fremde die Anregung, durch chromolithographische Bilder, die ganz auf der Höhe der heutigen Technik stehen, in dem kindlichen Gemüthe Farbenfreude und Formgefühl zu wecken, ohne darum über den naiven Ideenkreis des jugendlichen Alters hinauszugehen. Namentlich die Farbendrucke der Engländer, die feineren von Edmund Evans und die buntscheckigen Schilling-Toy-Books eines Walter Crane, eröffneten uns auf dem Felde der Illustration ganz neue Perspectiven. Das nach Farbe lechzende Auge des Kindes hatte hier leicht faßliche, künstlerisch ausgeführte und immer anmuthig schelmische Bilder. Wie es sich aber darum handelte, diese englischen Kinderillustrationen bei uns einzubürgern, da stellte es sich heraus, daß sie dem deutschen Wesen doch nicht vollständig entsprechen. Alle Achtung zumal vor dem Talent einer Kate Greenaway, der das Verdienst, ein neues Genre wenn auch nicht erfunden, so doch zur Vollkommenheit ausgebildet zu haben, entschieden gebührt; sie ist originell und anmuthig in ihren Figuren wie in ihren Farben, auch ein gewisser kindlicher Ton ist getroffen, aber deutsch ist sie eben nicht. Ihr junges Volk besteht aus kleinen Herren und Damen und zwar angehenden Misters und Ladies, mit denen unsere Buben und Mädel sich nicht recht befreunden konnten. Hansi und Hanni hatten wohl vor Little Johnny und Kitty eine gewisse staunende Hochachtung, aber

„Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief“ —

nämlich das ganze Wasser des Canals, der zwischen uns und den stammverwandten Insulanern liegt! Der germanische Humor fehlte nicht, wohl aber das deutsche Gemüth, die deutsche Anschauung, die deutsche Intimität. Diese nach Londoner Nebel schnuppernden Stumpfnasen, das nach strengen kosmetischen Regeln gepflegte Semmelblond, die im Nursery kunstvoll großgezogenen Bausbacken, das unverkennbare Yes und No in jeder Bewegung und Miene und dann das Costüm! . . . Die Mädchen entweder correcte kleine Damen mit Handschuhen bis an den Ellbogen, Gainsborough-Hut und Cu de Paris oder ins Komische übersetzt mit großmächtigen Hauben oder Strohhüten à la lucarne oder blümeranten Capuchons — Alles so ehrpusselig steif, wie eine deutsche Mutter ihr Kind nimmermehr anzieht. Endlich die wässerigen, läppischen Verse, die höchstens das Entzücken einer vertrockneten Miß Gouvernante erregen können. Frau Käthe Freiligrath-Kroeker bemühte sich wohl redlich, die stockenglischen Reime in deutsches Gewand zu kleiden, aber man merkt ihren Sprüchlein noch immer zu sehr die englische Anlehnung an, mögen sich auch Jack und Jill mittlerweile in Hänschen und Bärbelchen verwandelt haben. Für manchen Geschmack ist darin auch ein bischen zu viel die Rede vom Küssen und Heirathen . . .

„Says the little girl to the little boy:
What shall we do? —
Says the little boy to the little girl:
I will kiss you!“

Es ist daher kein Wunder, wenn die zierlichen Hefte im deutschen Hause mehr auf dem Salontisch als in der Kinderstube liegen und daß der Acclimatisirungsversuch nicht recht gelingen will. Aber die Anregung blieb nicht verloren. Bald sahen wir deutsche Künstler, welche das technische Verfahren sich zu Nutze machten und deutschen Geist in die englische Form brachten. Die Palette der Londoner Illustratorin mußte für deutsch gedachte Compositionen herhalten. Das Vollendetste, was bei uns in dieser Art geschaffen wurde, ist ohne Zweifel das soeben herausgekommene Prachtbuch: Märchenstrauß für Kind und Haus mit 45 Illustrationen in Chromolithographie von V. P. Mohn.*)

Sagen wir es gleich heraus, Mohns Märchenstrauß ist nicht nur das schönste Märchenbuch, sondern überhaupt das gediegenste

*) Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Digitized by Google

Kinder- und Familienbuch, das je auf den deutschen Weihnachtsmarkt gekommen. Das gemüthvoll große Talent eines echt deutschen Künstlers, der Geschmack eines kunstsinnigen Verlegers, das Geschick eines bewährten Jugendschriftstellers, die technische Fertigkeit einer renommirten Kunstanstalt (Mühlmeister und Johler in Hamburg) haben ihr Bestes zu diesem anmuthigen Werke gegeben, und nur durch das Zusammenwirken dieser Potenzen war ein solches Buch möglich. Zehn der unvergänglichsten Volksmärchen, die das Prototyp und die Quintessenz des Genres vorstellen, wurden hiefür ausgewählt, wobei der Text keine bloße Erläuterung bildet, sondern gleichberechtigt den Bilderschmuck begleitet und ergänzt. Noch selten sind bei einem Buche Wort und Bild in so harmonisch enger Verbindung gestanden. Ein bloßer Nachdruck nach Grimm, Bechstein oder Musäus war schon aus räumlichen Rücksichten nicht geboten, und so wurden denn diese lieben alten Geschichten neu erzählt, einfach, lebendig, naiv, geschmackvoll. Enthalten unsere Märchen schon um ihres mythologischen Ursprungs willen manches für Kinder nicht Geeignete, wie z. B. unnöthige Grausamkeiten, so ist hier Alles in feiner Weise ausgemerzt oder verändert. Dabei wird jeder doctrinäre Ton vermieden. An Stelle der Schulmeistermoral waltet eine taktvolle poetische Gerechtigkeit. In heiterer Fabulirlust wird fesselnd und schlicht erzählt und die weise Mahnung Lafontaines befolgt:

Une morale nue apporte de l'ennui;
Le conte fait passer la morale avec lui.

Diesen trefflichen Text begleitet nun Professor Paul Mohn mit Stift und Pinsel. Zum Lesen und Denken gesellt sich die Anschauung, der bildende Kunstgenuß. Manche Blätter sind in nicht weniger als achtzehn Farben ausgeführt, nur einige sind braun belassen — ohne Zweifel in richtiger künstlerischer Erkenntniß, daß ein allzu buntscheckiger Gesammteindruck vermieden werden mußte. In anmuthiger, durch ihren Reichthum imponirender Abwechslung folgen sich die immer tadellos ausgeführten Vollbilder, Randleisten, Arabesken, den Text einschließend und ergänzend. Die gesättigte Farbenpracht der Vollbilder wird durch die eben an die englische Manier erinnernde Anmuth der leichter colorirten Illustrationen angenehm unterbrochen. Mohn ist ein viel zu großer Künstler, um die Miß Greenaway nachzuahmen, aber einzelne Bilder, wie z. B. Aschenbrödels Hochzeitszug, beweisen, daß eine gewisse Anregung wenigstens in der Farbengebung stattfand. Alles ist durch und durch deutsch. Man wird erinnert an Moritz v. Schwinds Märchen-Cartons und zumal an den Altmeister Ludwig Richter, dem Mohn nicht nur verwandtschaftlich nahe steht, und dessen künstlerischer Einfluß sich hier in liebenswürdigster Weise geltend macht. Richterisch sind die treuherzigen Kindergestalten, die rührenden kleinen Züge, aus denen uns eine Welt von Gemüth entgegenleuchtet. Das am Grabe der Mutter betende Aschenbrödel gemahnt uns wie ein nachträglich colorirter Holzschnitt aus Bechsteins Märchenbuch oder Horns Spinnstube; die lieben Vögelein fehlen natürlich nicht und namentlich das irdene Krüglein, das als Blumenvase dient, scheint ein echt Richter'scher Einfall. Und wie gemüthvoll ist die Thierwelt wiedergegeben! Alle die drolligen Spatzen, die frommen Täubchen, die listigen Eichhörnchen, die altklugen Spechte, die treuen Hunde, die philosophischen Störche muthen uns so vertraut, so heimatlich, so menschlich an! Selbst dort, wo der Künstler sich anscheinend verzeichnet hat, — auf dem ersten Rothkäppchen-Bilde der Wolf und die hyänenhafte Wildsau im „Schneewittchen" — da nimmt er gerade Rücksicht auf die leicht erregbare Phantasie des Kindes. Der zebrastreifige Eber wirkt doch ganz gespenstig und bleibt gewiß dem jugendlichen Beschauer unvergeßlich. Und wie sind erst die Zwerge und die Kinder charakterisirt! Da kommen die kleinen, langbärtigen Gesellen, über Wege und Stege trippelnd, mit ihren Laternchen in der Hand nach Hause gesprungen und ihr Schrecken über das todt daliegende Schneewittchen äußert sich in einer drolligen Geberdensprache. Entzückend sind namentlich die Kindergestalten. Das ist gesunder germanischer Nachwuchs, nicht zierlich, geziert, englisch, sondern frisch, rothbackig, urwüchsig. Man betrachte die drei Geschwister im „Aschenbrödel", die sich zu der Pantoffelprobe drängen: zuerst das blondköpfige ältere Schwesterchen, welches, halb schon mit Augen und Sinn bei der wichtigen Haupt- und Staatsaction, nur mechanisch das Schwesterchen, das eine Puppe schleppt, über die steinernen Stufen vor sich her schiebt, indeß der hochverehrte Bruder in Mädchenrock und Häubchen, ein Röschen hinterdrein ziehend, eine schnellere Gangart anschlägt. Gerade in solchen nebensächlichen Arabeskenfiguren offenbart sich Mohns kindlich-naiver Humor am schönsten. Die sechs Brüder des würdigen Däumling auf ihren Irrfahrten im Walde oder hinter dem siebenmeilenbestiefelten Knirps her oder mit den Kronen auf den Köpfen in dem mächtigen Bett wird Niemand ohne ein herzliches Lachen sehen können. Ja, sogar die Sterne und die Engel denkt sich Mohn in Kindergestalt. „Die Sternlein waren lauter freundliche Kinderchen, die vergnügt in die Welt hinunterschauten, das Abendsternlein aber war ein Jungfräulein, das den Sternlein allerlei schöne Geschichten erzählte." Der Wegweiser, natürlich mit dem unausweichlichen Spätzchen darauf, zeigt den Weg: „Nach den Sternen." Und nun geht es hinauf in die Wolkenregion, wo die Sonne hinter ihrer Zackenhaube neugierigen Auges hervorschielt, während die Mondessichel mit scharfgeschnittenem Menschenprofil dahinschwebt. Die Sternlein mit ihrer funkelnden Flamme auf den Köpfen sitzen in frommer Kinderunschuld auf ihren Stühlchen, sie sind sorgfältig gekämmt und ordentlich angezogen; man sieht es ihnen an, daß die Mutter oder die Schwester — etwa der zur holden Jungfrau erblühte Abendstern — die Toilette überwacht hat. Eins spielt mit einem Stern auf einem Stock, das Andere nascht aus einem Töpfchen, zwei Geschwister besehen sich ein schönes Bilderbuch. Kurz, der Kampf ums Dasein am Himmel scheint sich friedlich wie in der Kinderstube abzuspielen. Mit der Aufnahme des mehr legendenhaften „Marienkind" kann man vielleicht nicht ganz einverstanden sein, aber es ist sicher, daß diese Erzählung den Künstler zu dreien seiner schönsten Blätter Anlaß gegeben hat. Hier sieht man auch, wie vortrefflich Mohn — im Gegensatz zu Kate Greenaway — erwachsene Leute darzustellen vermag an dem Holzhacker, der sein Kind der Jungfrau übergibt, der feierlich und huldvoll dahin schwebenden Muttergottes und der keuschen Gestalt des Marienkindes auf dem brennenden Holzstoß. Aber das Schönste sind hier wieder die Kinder. Diesmal stellen sie Engelein vor, die sich lustig auf den Wolken tummeln oder behutsam über die goldenen Sterne trippeln. Sie tragen meist nur ein kurzes Hemdchen, das hinten manchmal gar nicht decent auseinander geht, aber die weißen Flügelein sind sorgsam über das leichte Gewand gezogen, so daß sie lustig auf- und zuklappen können.

Was jedoch das neue Märchenbuch zu einer ganz eigenartigen Erscheinung auf dem deutschen Büchermarkt stempelt und ihm eine Stelle hoch über der bisherigen Illustrationsliteratur anweist, das ist die malerische Eigenschaft der hauptsächlichen Blätter. Hier ist ein großer Zug, ein großer Stil; es sind keine bloßen Illustrationen, sondern geradezu kleine Tableaux, mit pittoreskem Geschick ausgeführt und durch raffinirteste Farbendruckkunst vervielfältigt. Dies gilt zumal von den prächtigen Vollbildern. Da hält der Königssohn auf weißem Zelter staunend vor dem versteinerten Schlosse Dornröschens. Die von üppigen Pflanzen und Spinngeweben überwucherte Burg liegt altersgrau und verwittert in der Abendsonne, und selbst die Häuser des nahen Dorfes und die burggekrönten Waldhügel und Höhenzüge der Ferne scheinen mit in den Schlaf gezogen. Ein nicht minder groß gedachtes, stimmungsvolles Landschaftsbild veranlaßt die unsterbliche Geschichte vom gestiefelten Kater. Im kühlen Waldesgrunde, malerisch zwischen Felsen und Buchen verloren, rauscht die Mühle, während im Vordergrunde der jüngste Müllersohn traurig den Kater streichelt, der ihm als ganzes väterliches Erbe zufiel. Fast noch schöner ist das große Blatt zum „Däumling." Der sternenhelle Himmel, das geheimnißvolle Weben im nächtlichen Wald, die schaurige Hütte mit den erleuchteten Fenstern und dem rauchenden Kamin und dann die sieben Jungen, welche der Hütte zuspringen, unter deren

Digitized by Google

niedriger Thür die gute Menschenfressersfrau mit dem Licht in der Hand steht, das ist ein vollendetes Genrebild mit trefflichem landschaftlichen Hintergrund. Nennen wir noch das poesievolle Titelbild, wo das Phantastische, Gespenstische, Mystische so ergreifend zum Ausdruck kommt. Hier halten die Geister der mondbeglänzten Zaubernacht wirklich den Sinn gefangen: Nixen im grünen Gewässer badend und in seligem Reigen zum Himmel aufschwebend, ein neckischer Zwerg mit dem Schlüsselbund zu einem geheimen Schatz und eine traumverlorene Fee, die sich in der Waldeinsamkeit auf ihre Leier stützt. Oder man nehme gleich das mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Umschlagbild vor und lasse seinen süßen Zauber voll und ganz auf sich einwirken! Ueber den im Mondenglanze liegenden Hütten eines eingeschneiten Waldgehöftes wölbt sich hoch auf den Wolken ein himmlischer Dom, zwischen dessen gothischen Pfeilern ein Vorhang das Innere verhüllt. Eine schöne Jungfrau in weißem Gewande und lang hinwallenden blonden Locken streift eben den Vorhang zurück, und indem sie einen von Milde und Güte erfüllten Blick erdenwärts gleiten läßt, erhebt sie langsam den Zauberstab. Still, ihr armen Sterblichen, — die Märchen-Jungfrau beginnt ihre Erzählung und umgaukelt euern Sinn freundlich mit den entzückenden Gestalten, die dem deutschen Volke von altersher lieb und vertraut sind. — Möge sie viele dankbare Lauscher finden!

Theophil Zolling.

Felix Dahns Rechtsphilosophische Studien.*)

Als vierten Band seiner „Bausteine" veröffentlicht Felix Dahn eine Reihe von Abhandlungen, welche sich nicht nur mit einzelnen Untersuchungen rechtsphilosophischer Probleme beschäftigen, sondern in ihrem innern Zusammenhange des allbekannten Dichters als einen eigenartigen Philosophen von fest ausgeprägter Weltanschauung offenbaren. Der Grundzug dieser letzteren ist ein lebens- und kampfesfreudiger Pantheismus. Es ist für mich kein Zweifel, daß in diesem Monismus, in der Versöhnung der realen und idealen Auffassung des Kosmos die Philosophie der Zukunft liegt. Unsere ganze philosophische und naturwissenschaftliche Entwicklung seit Kant drängt darauf hin, und alle Schwierigkeiten, welche der Durchführung eines solchen Princips zu widersprechen scheinen, sind nichts gegen die Forderung unserer Vernunft, eine höchste Einheit aufzustellen, worin Welt und Weltgesetz sich verbinden. Jeder Aufstellung von Principien muß eine Kritik des menschlichen Erkennens und Denkens vorhergehen; nur die Erkenntnißtheorie liefert uns die Schlüssel, mit denen wir versuchen können, die großen Thore des Kosmos unserm Geiste zu erschließen. Das Universum spiegelt sich in den Sinnen und in der Seele des Menschen ab, aber ob dieses Spiegelbild, dieser Complex von Empfindungen, Anschauungen und Begriffen die wahre, wirkliche Welt ist, ob die Gesetze unseres Denkens mit denen des Seienden übereinstimmen und warum sie in diesem Falle identisch sind, das zu untersuchen ist die erste und oberste Aufgabe aller Philosophie. Für Dahn ist das Vernunftgesetz eins mit dem höchsten Princip des Universums; die Gesetze der Logik können von denen des Seienden nicht verschieden sein, weil unser Denken eben ein Theil dieses Seienden ist. In diesem Gedanken berührt Dahns Weltanschauung sich mit dem Hegel'schen System, in welchem alles Wirkliche nur die Realisirung der Idee ist. Aus dem höchsten Princip des Denkens müssen sich daher alle unsere Ideen und Ideale rein logisch ableiten lassen. Welches ist dieses erste Gesetz des Denkens? — Nehme ich das simpelste, gedankenloseste Urtheil, wie: heute ist es kalt — so wird in ihm der Eindruck einer einzelnen momentanen Sinnesempfindung unter ein Allgemeines subsumirt: heute, kalt sind höhere Allgemeinheiten für eine Reihe von Einzelvorstellungen. In diesem Suchen nach den höheren Allgemeinheiten bewegt sich all unser Denken und Wissen von der Natur; wie wir in der Fülle der Naturerscheinungen die Gesetze ihres Bestehens zu entdecken uns bemühen, wird unser Denken auf dem Gebiet der Moral, der Aesthetik, des Rechts nur dann befriedigt, wenn es ihre Gesetze ergründet hat. Dieses höchste Gesetz der Subsumirung des Einzelnen unter ein Allgemeines ist der ideale, innere Grund des Rechts, dem eine reale, äußerliche Nöthigung in dem Sinn für die Gemeinschaft (Familie, Sippe, Horde, Staat) und in dem Bestreben, materielle Zwecke ungeschädigt zu erreichen, beigestellt ist. Auf Grund dieser Betrachtung stellt Dahn sodann die Definition auf: Das Recht ist die vernünftige Friedensordnung einer Menschengenossenschaft über ihre äußern Verhältnisse zu einander und zu den Sachen.

Dieser Versuch, zwischen der realistischen Utilitätstheorie Iherings und dem spiritualistischen Naturrecht Krauses zu vermitteln, ist gewiß anerkennenswerth. Trotzdem erscheint die ganze Deduction der Rechtidee aus einem rein logischen Gesetz mir nicht frei von Einwürfen. Ist das erste Princip der Vernunft, das nach Dahn sich in den allergewöhnlichsten Urtheilen ausspricht, wirklich die Subsumirung des Einzelnen unter ein höheres Allgemeines? Der Satz: Dies ist ein Messer, besagt nach meinem Dafürhalten nicht etwa, daß ich das Einzelding unter ein höheres Allgemeines, den Begriff Messer subsumire, sondern bei genauer Analyse nur Folgendes: Dieses Einzelding hat genau die Eigenschaften, welche ein anderes Einzelding hatte, das ich unter dem Namen Messer kennen gelernt habe. Und ebenso sind in den Begriffen kalt und heut nicht etwa Allgemeinheiten ausgedrückt, wie Dahn meint; kalt ist nicht die Subsumirung einer Reihe von Einzelempfindungen, sondern es ist eine einzelne Empfindung, nach der ich alle gleichartigen benenne, ebenso wie ich nicht deshalb von einem Heut spreche, weil dieses eine bestimmte Reihe von Zeitmomenten in sich schließt, sondern weil ich es mit dem Gestern und Morgen vergleiche. Das sind logische Bestimmungen, die nicht auf dem Gesetz der Subsumirung, sondern der Vergleichung beruhen.

Aber dies Gesetz der Subsumirung besteht doch, wie wäre es sonst möglich, von höheren Principien zu sprechen? Gewiß besteht es, aber es ist ganz anderer Art, als Dahn anzunehmen scheint. Vergleiche ich die Bahnen der Planeten, so finde ich, daß jeder von ihnen sich in einer Ellipse um die Sonne bewegt. Dies ist eine Thatsache, allein die menschliche Vernunft ist durch die Kenntnißnahme dieser Thatsache durchaus noch nicht befriedigt. Wir wollen mehr wissen, als die bloße Vergleichung angibt, wir streben nach einer höheren Einheit, die uns diese Erscheinung erklärt, denn erst durch Aufstellung dieser Einheit wird uns die Thatsache zum Gesetz Die wahre Subsumirung des Einzelnen unter ein Allgemeines besteht nicht darin, die Reihen der Einzeldinge in Klassen und Arten einzutheilen, sondern ihre gemeinsame Ursache, ihr Warum zu entdecken. In formaler Hinsicht ergibt sich damit als höchstes Gesetz des Denkens: das Causalitätsprinzip.

Diese Unterscheidung der Denkgesetze fehlt bei Dahn, das letztere erwähnt er überhaupt nicht. Darin scheint mir der Grund zu liegen, weshalb er in allen seinen rechtsphilosophischen Untersuchungen eine wichtige Frage ganz außer Acht läßt: die Beziehungen des menschlichen Willens zum Recht. In seiner Definition des Rechts ist nicht die Rede vom Handeln des Einzelnen dem Einzelnen gegenüber, sondern von einer äußeren Ordnung. Wie wichtig aber ist für die gesammte Rechtsphilosophie eine Untersuchung über die Natur des Willens! Ich kann mir sehr wohl denken, warum Dahn absichtlich diese Frage umgangen hat, aber ich meine, der Pantheismus müsse für dieses Problem eine Lösung finden, welche die Forderung des menschlichen Gemüthes, für seine Thaten und Empfindungen verantwortlich zu sein, mit dem allgemeinen Vernunft- und Naturgesetz der Nothwendigkeit versöhnt.

Auch das Vernunftgesetz der Vergleichung scheint mir für für die Ableitung der Rechtsidee durchaus nicht unfruchtbar zu sein. Ich würde aus seiner Verbindung mit dem der Causalität folgende Definition des Rechts aufstellen, die allerdings formell

*) Berlin 1883, Otto Janke.

Digitized by Google

von der Dahns weit verschieden ist: Recht ist der Inbegriff der Bedingungen, denen sich die Willensäußerung eines Jeden zu unterwerfen hat, damit sich die Freiheit eines Jeden mit des Andern Freiheit — oder besser für Freiheit: Willensäußerung — vertrage, also das Ganze der Bestimmungen, an die sich Alle halten müssen, um in gleicher Weise vor Verletzung geschützt zu werden. — Die Ableitung dieser Definition fällt nicht in den Rahmen meiner Kritik.

Nachdem Dahn so den Umfang und Inhalt dessen, was Recht sei, gefunden hat, zieht er aus seiner Begriffsbestimmung mehrfache Folgerungen. Mit aller Schärfe polemisirt er gegen die Aufstellung eines sogenannten Naturrechts, d. h. eines für alle Völker und Zeiten gleichmäßigen Musterrechts. Interessant ist in dieser Hinsicht die Kritik, welche er an Trendelenburg und Ahrens übt und in der er besonders und mit Recht gegen die Vermischung von Recht und Ethik sich wendet. Beides sind, wenn auch nicht verschiedenartige, so doch selbstständige Gebiete, die man scharf von einander trennen muß. Hier hält er sich an die Kant'sche Bestimmung, nach der die Ethik die innere Welt der Gesinnungen, das Recht die äußeren Bedingungen des Handelns angeht. Widersprüche im Princip zwischen ihnen sind nicht denkbar, weil beide Manifestationen des einen gemeinsamen Grundes, des Weltgesetzes und der Weltvernunft sind, nur daß sie aus verschiedenen Trieben erwachsen sind. — Mir scheint diese Unterscheidung nicht zutreffend. Nicht nur daß die innere Welt der Gesinnungen mehrfach, besonders im Strafrecht, von ganz besonderem juristischen Gewicht ist, auch die Ethik geht nicht allein auf unsere Gesinnungen, sie schreibt uns vielmehr ganz bestimmte Gesetze für unser Handeln vor. Wohl verstanden, mein Einwurf wendet sich nur gegen die Art der Unterscheidung, nicht gegen das Princip des Unterschieds. Ich begnüge mich mit der Andeutung, daß für mich der Unterschied beider Gebiete in dem Zweck des Handelns liegt.

Die größte Manifestation der Rechtsidee ist der Staat. Wie das Recht, so hat auch der Staat eine ideale und eine reale Wurzel seiner Existenz. Diese letztere ist nach Dahn in den geschichtlichen Verhältnissen gegeben, meistens in der Stammesgemeinschaft, dann in der Sicherung und Förderung des Lebens durch die Gemeinschaft, während jene in dem menschlichen Grundzuge zum Einheitlichen, Allgemeinen enthalten sein soll. Die Aufgabe des Staates ist die Verwirklichung der nationalen Rechtsidee, d. h. derjenigen Rechtsauffassung, welche sich in einem Volke historisch gebildet hat; er ist in diesem Sinne Rechtsstaat und zugleich Culturstaat, dem als solchem drei wichtige Aufgaben zufallen: die Aufgabe der Controle im höchsten Interesse der Allgemeinheit, die Aufgabe ergänzender Hülfe und die Aufgabe richterlicher Entscheidung im Falle des Conflictes der einzelnen Lebenskreise unter einander. Diese drei Pflichten deducirt Dahn aus dem Begriff der vernünftigen Friedensordnung, welche der Staat in Realisirung der Rechtsidee darstellen soll. Man sieht, er hat dabei deutlich den realen, wirklichen Staat im Auge, kein Schattenbild. Aber daß er diesen concreten Staat zu gleicher Zeit hinstellt als die Realisirung der Rechtsidee, scheint mir schärfer als alles Andere zu beweisen, daß Dahns Definition des Rechts nicht richtig ist, daß sie zu weit geht. Ich muß ihm hier denselben Vorwurf zurückgeben, den er Trendelenburg, Ahrens und Andern macht: er vermischt das Ethos mit dem Recht, die sittlichen und rechtlichen Aufgaben des Staates. Wie will man nationalökonomische und humanitäre Maßregeln des Staates, die Unterstützung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen auf rechtliche Forderungen begründen? Wie die Familie nicht aufgeht in sittliche Verpflichtungen, so der historisch gewordene Staat nicht allein in rechtliche. Die Doppelnatur desselben dennoch einzig aus der Idee des Rechts ableiten, heißt den Umfang des Rechtsbegriffes nicht klar bestimmen.

Allein was ich auszustellen hatte, das halte ich nicht für das Bedeutsame dieser einfach und klar geschriebenen Aufsätze. Ich weiß, daß bisher keine Philosophie begründet worden ist, welche allen Einwürfen gegenüber Stand hielte; was mir an Dahns Ideen anfechtbar erschien, steht weit hinter den Vorzügen seines Buches zurück. Vor Allem muthet Jeden der frische, kritische Geist sympathisch an, welcher seine eigene Fachwissenschaft von der Höhe der modernen Bildung betrachtet und mit dem weitschauenden Blick des Philosophen neue Aufgaben und Ziele für sie entdeckt. Die Hinweise auf das Studium der vergleichenden Rechtswissenschaft, in deren Kreis auch die Rechtsanschauungen der Wilden gezogen werden müssen, die geistvolle Darstellung von der historischen Entwicklung der Rechtsphilosophie, — einige Rechtsphilosophen wie Hobbes und Locke sind in interessanten Lebensskizzen besonders charakterisirt —, die scharfe Polemik gegen das allein selig machende römische Recht, die Gedanken über das Verhältniß des Rechts zur Gerechtigkeit, über das Wachsen und die Umwandlungen der Rechtsanschauungen im Volke, über die Berechtigungen der Revolutionen, über den Zweck der Geschichte, über das Recht der Strafe, sowie über das Verhältniß von Staat und Kirche werden jeden philosophisch Gebildeten ungemein anregen, selbst da, wo sie zum Widerspruch reizen. Das große Publicum aber wird aus diesen flüssig geschriebenen Abhandlungen zu einer tieferen Erkenntniß von dem Wesen des Rechts gelangen und mit Erstaunen bemerken, welch eine Fülle verwickelter philosophischer Probleme in den gewöhnlichen Handlungen des Tages verborgen liegt.

H. Mielke.

Dresden im Herbste 1846.

Rückblicke von Alfred Meißner.

(Schluß)

Vor ein paar Jahren hatte man von Leipzig aus einen schüchternen Anfang gemacht, Schillers Geburtstag als geschichtlichen Festtag zu feiern. Nun hatte Heinrich Laube es versucht, unseren nationalsten Dichter zum Helden eines Theaterstückes zu machen und trug sich mit der Hoffnung, dasselbe werde am Schillertage gleichzeitig auf allen Hauptbühnen gegeben werden. Diese Hoffnung war zu sanguinisch gewesen, aber drei Theater fanden sich, die an Schillers Geburtstage mit den „Karlsschülern" hervorkommen wollten: Mannheim, München und Dresden. Alles blickte der Aufführung mit Spannung entgegen, Alles war begierig zu sehen, wie der verwegene Mann seine Aufgabe gelöst habe. Ich kannte das Stück bereits, der Verfasser hatte es im September in Leipzig Moritz Hartmann und mir vorgelesen. Nun kam Laube herüber, der Inscenesetzung beizuwohnen. Emil Devrient spielte den Schiller, Fräulein Bayer, spätere Frau Bürk, die Gräfin von Hohenheim, Fräulein Berg die Generalin, Fräulein Lebrün die „Laura". Der Erfolg war ein bedeutender und durchgreifender. Der Autor wurde nach dem zweiten Acte und im vierten Acte, Fräulein Bayer sogar bei offener Scene gerufen, was in Dresden nicht wenig sagen wollte. Am Schlusse des Stückes mußte der Dichter nochmals vor dem Publicum erscheinen und man ging mit den Eindruck fort, daß dem deutschen Theater ein wirksames und interessantes Stück gewonnen sei.

Nach dem Theater versammelten wir uns, etwa zwölf Personen, bei Richard Wagner. Der geistreiche Friedrich Pecht, der brave Robert Heller, der mit Laube aus Leipzig herübergekommen, ferner ein Redacteur R. Schmieder befanden sich unter den Eingeladenen, die den gedeckten Tisch in einer bescheidenen Wohnung umstanden. Nun erschien der zu Feiernde, stramm und in bester Laune. Man nahm Platz, die Unterhaltung war zuerst sehr munter. Man war der Ansicht, während die ersten Platten umhergingen, Laube habe da sein bestes Werk geliefert. Der vierte Act besonders sei eine poetische Production in echt deutschem Sinne.

Richard Wagner hatte sich schon lange auf seinem Stuhle hin- und hergewiegt. Nun begann er die Frage aufzuwerfen, ob man denn nicht, um überhaupt einen Schiller zu schreiben, etwas von Schillers Genius haben müsse? Diese Frage war häklich, man vermittelte, man widersprach, nun aber schritt Wagner immer entschiedner zum Angriff vor. Es sei doch nur ein wohl-

Digitized by Google

componirtes Intriguestück in Scribe'schem Geiste, in welchem einige sehr pikante Scenen — namentlich jene, wo Schiller die Fürstengruft in Gegenwart des Fürsten vorlesen muß — herumschwimmen. Es löse keineswegs die Aufgabe, wie wir sie bei einem Drama voraussetzen, dessen Held der schwungvollste und populärste Dichter sei.

Dies war vielleicht in der That wahr, es war aber außerordentlich widrig, solche Kritik aus dem Munde des Gastgebers in einem Kreise zu vernehmen, der ja den heutigen Abend hatte feiern wollen. Mit solcher Schärfe zu urtheilen, wo ein ganzes Publicum sich zufrieden erklärt hatte — das war eine seltsame Ovation! Aber Richard Wagner ließ sich nicht stören. Er behauptete weiterhin, daß der Fürst im Stücke seine Grundsätze mit Gründen rechtfertige, die erst eine absolutistisch gesinnte Geschichtsphilosophie von heute zusammengeklügelt, und schließlich, daß Laube dem theatralischen Effect zu Liebe über alle Wahrscheinlichkeit hinausgegangen sei.

Solche Nichtachtung alles gesellschaftlichen Brauches machte sich Allen fühlbar, nur der „Festgeber" empfand sie nicht oder setzte sich über sie hinweg. Immer unbehaglicher wurde das Beisammensein. Zwar wurde wieder eingelenkt, ein beglückwünschender Toast sollte Alles wieder gut machen, aber nichts wollte mehr verfangen, man leerte die Gläser und ging verstimmt auseinander. Ich war mit Laube fortgegangen und irrte mit dem ganz unmuthig Gewordenen noch lange in den stillen, schwarzen Gassen am Flusse umher.

Am andern Tage kam die Nachricht, daß die „Karlsschüler" am selben Tage in Mannheim und in München gegeben worden seien und auch dort einen vollen Erfolg gehabt hätten.

Seit einiger Zeit sah man Gutzkow noch nachdenklicher als sonst und noch gesenkteren Kopfes im blauen kragenbesetzten Mantel durch die Ostraallee den Weg zum Schauspielhause wandeln. Uriel Acosta war beendigt, wurde einstudirt, und sollte demnächst mit Emil Devrient in der Hauptrolle in Scene gehen. Man wußte im voraus, daß man es mit einem Werke zu thun habe, das für die Ideen der Toleranz und reiner Aufklärung mit Entschiedenheit eintrete und sah der ersten Aufführung, die am 13. December stattfinden sollte, mit großer Spannung entgegen, mit um so größerer, als man wußte, daß der Verfasser des „Werner" und des „Urbild des Tartüffe" hier den ersten Schritt in die hohe Tragödie gethan habe und man infolge seiner neuen Stellung zur Dresdener Hofbühne besondere Anforderungen an dies Debüt machen zu dürfen glaubte.

Der langerwartete Abend kam. Man war angenehm erstaunt, wohlklingende Verse von einem Autor zu vernehmen, der bisher nur in Prosa zum Publicum gesprochen; nun sah man, daß ein wesentlich politischer Stoff in poetischen Formen vorgeführt werde. Das Confessionelle war nach seinen verschiedenen Richtungen, der blinden Orthodoxie, dem versöhnlichen Jüstemilieu, der fortschrittlichen Aufklärung, außerordentlich treffend hingestellt und Jedem lag es nahe, sich diese Typen jüdischen Lebens ins Christliche zu übersetzen. Emil Devrient, der den Uriel, einen schrecklich koketten Uriel, in wunderbaren Gewändern spielte, war leider dem leidenschaftlichen Theile der Rolle zumal im dritten Acte gar nicht gewachsen und brachte diese mit seinen allzu drastisch angewandten bengalischen Feuerkünsten in bedeutende Gefahr. Da kam aber Ben Akiba, dessen „Alles schon dagewesen!" das erstemal hier gesprochen wurde, und lenkte wieder alles zum Guten. Er wurde trefflich gespielt; der Greis mit weißem Haar und Bart, in dessen Worten sich Tiefsinn mit Blödsinn so seltsam mischt, hatte den stärksten Eindruck des Abends hervorgerufen. Der fünfte Act ließ gar sehr starke Kürzungen wünschen, schmälerte aber im Ganzen und Großen den Erfolg nicht wesentlich. Das Stück hatte einen großen Succeß erlebt, der Autor wurde nach dem Schlusse enthusiastisch gerufen.

In der That hatte Gutzkow sein bisher bestes Werk geschrieben, weil er einfacher, weniger raffinirt, weniger auf der Suche psychologischer Seltsamkeiten, weniger spitzfindig ans Werk gegangen und einen immer bedeutsamen Stoff: den Conflict des Glaubens mit den Banden der Familie, herzlich und ergreifend behandelt hatte. Natürlich gab es ihm zu Ehren in Hillers Hause einen Uriel-Acosta-Abend, es war am dritten Tage nach der Aufführung. Emil Devrient war da, die schöne Marie Bayer, welche die Judith gespielt hatte, saß vielumworben in prachtvoller Toilette auf dem niedern Divan, den ihr Kleid ganz bedeckte und blickte fortwährend in der Richtung der Thüre, um dem Helden des Tages entgegenzufliegen, sobald er eintrete. Endlich kam er, langsamen Schrittes sich vorwärts bewegend, düster und mit gesenktem Haupte wie Hamlet. Kein Autor, dessen Stück einen Durchfall erlebt, hätte müder und trüber blicken und dem Lobe ängstlicher ausweichen können. So blieb er auch bei Tische. Kaum lichtete sich seine Stimmung, als der feurige Uffo Horn, mit Gutzkow von Hamburg her befreundet, eine begeisterte Improvisation losließ. Und Gutzkows Verstimmung war nicht ohne Grund. Es verlautete schon, daß wenig Hoffnung vorhanden sei, in Dresden den Acosta wieder zu erleben. Er sollte, flüsterte man, hohen Ortes bedeutendes Mißfallen erregt haben. Man erzählte sich besorgt, daß eine hohe Frau während der Vorstellung zu mehreren malen unwillig den Fauteuil gerückt. Man wußte nicht, ob das genüge, in einem constitutionellen Staate das Stück verbieten zu lassen?

Die Uriel-Acosta-Aufführung war das letzte Ereigniß, das ich in Dresden miterlebte. Bald darauf mußte ich abreisen, plötzlich, unvorbereitet, fluchtartig: die Publication, die mir hier die Thüren erschlossen, hatte in der Heimat einen heftigen Zorn der Behörden erregt. Ich verließ Sachsen, aber noch lange behielt ich die schöne Stadt in leuchtender Erinnerung, in der ich eine so seltene Vereinigung bedeutender Menschen nebeneinander wirken gesehen und so interessante Bekanntschaften gemacht hatte.

Viele Jahre hatte ich Dresden nicht wieder besucht. Es war die Zeit der großen Reaction gekommen und Dresden war ein Ort geworden, den Unsereiner lieber mied. Hier waltete der edle Graf Beust und es florirte unter demselben ein ganz infames Polizeisystem. Endlich, im Herbst 1867 kam ich wieder hin. Mein Oheim und meine Tante hatten inzwischen das Zeitliche gesegnet, der eine meiner beiden Vettern war infolge einer im Duell empfangenen Kugel langsam hingesiecht, der andere war seit langer Zeit abwesend, verschollen. Dessenungeachtet war mein erster Gang in die Neustadt gerichtet, um das Haus in der Klostergasse mir wieder anzusehen, in dem ich seit meiner Knabenzeit so manchen frohen Tag erlebt. Es trieb mich mächtig dahin. Es war ein schöner, sonnenheller Morgen, von der Brücke aus grüßte ich mit dem Blicke den Garten mit den hohen Eisengittern und den schönen Trauerweiden, aber die Fontaine darin sprang nicht mehr. Ich bog um, kam in die Klostergasse, und trat in den wohlbekannten Hausflur. Er war leer, die Stallungen und Remisen geräumt. Da erfuhr ich, daß das Haus verkauft sei: es war an die Regierung übergegangen. Alles deutete auf eine große finanzielle Katastrophe, doch welcher Art sie gewesen, wie sie gekommen, wußte ich nicht. Ich hörte oben hämmern und rumoren, ich ging die Treppe hinauf, um zu sehen, was da vorgehe. Die einst mit Gemälden angefüllten Räume wurden zu Kanzleien hergerichtet. Große Kisten lagerten in den Gängen. Wo waren die Bilder? Fort, in der Auction losgeschlagen, noch standen diejenigen da, die keine Käufer gefunden. Ich erkannte Familienporträts, ein heftiger Unwille wallte in mir auf. So hatte denn Alles weggegeben werden müssen? So wurde denn Alles zerstört, was mir einst so schön und vornehm erschienen? Jeder Hammerschlag ging mir durch die Seele. Wehmüthig blickte mir aus einem Winkel das Bild meines Großvaters, des alten Skizzenautors entgegen. Ich kaufte es für wenige Thaler und trug es sofort unter dem Arme heim, in trüben Gedanken über den Wechsel alles Irdischen.

Später habe ich eine ganze Reihe der werthvollsten Bilder aus der Quandt'schen Sammlung im Leipziger Museum wiedergefunden.

Dresden hatte sich unendlich erweitert und verschönert, aber es war das alte nicht mehr, das ich so gerne gehabt. In der ganzen Stadt, in der Stadt, wo ich so gesellig gelebt, gab es für

Digitized by Google

mich keine bekannte Seele mehr. Fortgezogen, gestorben! das schien mir die allgemeine Losung. Ich begehrte aber auch nach den Erlebnissen des Morgens mit Niemanden zu sprechen und blieb den ganzen Tag allein. Mir war, als ob ich fußhoch im welken, abgefallenem Laube alter Erinnerungen herumwate.

Um mich ein wenig zu zerstreuen, ging ich in das Theater, das so starke Eindrücke in mir zurückgelassen. Es wurde Lear gegeben. Aber es war auch das alte Theater nicht mehr, das Gutzkow geleitet, die Art in der tragirt wurde, erschien mir schrecklich. Ich trat in das ganz verödete Foyer und sah mich darin um. Ringsum an den Wänden hingen die Porträts bedeutender Mitglieder der Dresdener Bühne aus früherer Zeit, meine Blicke schweiften von einem zum andern und ich erkannte das Bild Emil Devrients, das nach seinem großen Erfolge als Uriel Acosta gemalt worden war. Das war etwas, das mich jetzt mehr als Alles andere an eine vergangene Lebensperiode erinnerte. Das Bild war aber entsetzlich nachgedunkelt und erschien mir höchst manierirt in Haltung und Auffassung.

Ich warf mich abseits auf einen Divan und dachte über alte Zeiten nach.

Da erschien ein Mann an der Thüre, dessen Knopfloch mit einer Fülle bunter Bändchen geziert war. Er warf einen Blick ins Foyer, wie um zu sehen, ob es leer sei, und ging quer über den Saal, ohne mich gewahr zu werden, auf das Porträt zu, das ich eben fixirt hatte. Die Haltung des Mannes konnte über seine Jahre nicht täuschen: er war sehr alt. Nun stellte er sich gegenüber dem Bilde, und verlor sich in Betrachtung desselben. Wohl fünf Minuten stand er unbeweglich da. Nun warf er den Kopf zurück, streckte das rechte Bein vor, vergrub die rechte Hand in die Weste und ahmte, sich allein wähnend, die Positur der vor ihm stehenden Figur nach, als ob er sich selbst zum Spiegelbild derselben machen wolle. In dieser Stellung verharrte er lange, lange. Sein Treiben hatte wirklich etwas Gespenstiges. Ich stand auf und kam leise näher, mir den Seltsamen anzusehen.

Welche Verwunderung! Der in Bewunderung Emil Devrients versunkene Greis war Emil Devrient selbst, jetzt ein hoher Sechziger, Ehrenmitglied des Dresdener Theaters und seit Jahren hier nicht mehr in Wirksamkeit. Ich zog mich leise zurück.

Der göttliche Emil spielte noch immer auf auswärtigen kleinen Bühnen seine jugendlichen Liebhaberrollen und befand sich, wenn man ihn hörte, noch immer auf der Höhe seiner Kraft. Wunderte man sich, daß er sich keine Ruhe gönne, so erwiderte er gekränkt, daß er es als seine Pflicht erkenne, fort und fort aufzutreten, um in einer Theaterwelt, die immer tiefer sinke, das Banner wahrer Kunst, das Banner des Idealismus emporzuheben. Merkwürdig nur, daß er dazu fast lediglich Stücke wie: Lorbeerbaum und Bettelstab, Rubens in Madrid und die Memoiren des Teufels wählte!

Er lebte, abgesehen von seinen theatralischen Rollen, schon längst ein vollständiges Doppelleben, je nachdem er sich bei festverschlossenen Thüren auf seinem Zimmer befand, oder das Haupt mit der schwarzen Lockenperücke gekrönt, Elasticität in jedem Schritte, jugendliches Feuer in jeder Bewegung, in der Welt erschien. Die vollständige Theilung in zwei Persönlichkeiten illustrirt am besten eine Anekdote, die ich unlängst in Gotha vernommen hatte.

Emil war in der kleinen thüringischen Residenz erschienen, der Herzog, der ihm gewogen war, hatte den Hoffourier beauftragt, den Künstler für den nächsten Tag zur Tafel einzuladen.

Der Hoffourier, dem der Hofschauspieler Emil Devrient von frühern Besuchen im Schlosse sehr wohl bekannt war, trat nun mit folgender Meldung vor seinen Herrn:

„Hoheit, so zeitig ich mich auch an die Ausführung Hochdero Auftrags gemacht, es war mir nicht möglich, diesen bei Herrn Emil Devrient persönlich vorzubringen. Als ich um acht Uhr morgens in den Gasthof kam, waren der Herr Hofschauspieler bereits ausgegangen und nirgends zu finden. Dafür traf ich dessen Herrn Vater und sprach ihn auch; da ich mit Pochen nicht nachließ und durch die Thüre hereinrief, daß ich in Serenissimi Auftrag komme, mußte er mich schließlich einlassen. Der alte Herr war in der Nacht zu Besuch seines Herrn Sohnes angekommen und hatte sich, von der Reise ermüdet, in dessen Bett zur Ruhe begeben. Der Herr Papa nahm den Auftrag dankend entgegen. Er wird seinen Herrn Sohn bei dessen Rückkehr von Höchstdero Einladung in Kenntniß setzen und dieser wird unfehlbar zur anberaumten Stunde im herzoglichen Schlosse erscheinen."

Während ich diese Scene vor meinem inneren Auge vorübergehen ließ, stand Emil Devrient noch immer vor seinem Bilde.

Ich wollte ihn aus seiner Versunkenheit nicht wecken. Leise, auf den Zehenspitzen, entfernte ich mich aus dem Saale des Theaterfoyers, um jede Erkennungs- und Begrüßungsscene zu vermeiden.

Am anderen Morgen hatte ich Dresden, wo mich nichts mehr hielt, wieder verlassen.

Aus der Hauptstadt.

Opern und Konzerte.

„Raimondin" von Perfall im Königlichen Opernhause. „Juanita" von Suppé neu überarbeitet, in der Friedrich-Wilhelmstadt. Concerte der Philharmonie, der Signora Baresi, Carlotta Patti, Pianistinnen: Frau Menter, Frau Grosser u. s. w.

„Raimondin" ist nicht das Werk eines Componisten „vom Fache", sondern eines Königlich Bayerischen Generalintendanten, der aber mehr Talent besitzt, als gar manche Kapellmeister, die ihm ihre Opern einsenden. Allerdings — und das darf nicht verschwiegen werden — gibt es viele Dinge in der Kunst, die eine ganz gemein handwerksmäßige stete Uebung verlangen; auch das größte Talent muß dieser Uebung obliegen, es kann durch sie mehr erlangen, nicht aber sie ersetzen. Scalen glatt und rasch zu spielen kann dem bedeutendst begabten Klavierspieler nicht auf anderem Wege gelingen als dem Dümmsten nur durch vieles Ueben; und gewisse technische Handhabungen in der Composition und nun gar in der Oper unterliegen ganz demselben Gesetze; der trockenste geübte Macher übertrifft den begabten Ungeübten. Herr v. Perfall ist ein sehr begabter Mann, er besitzt unbestreitbare lyrische Erfindung, hat auch tüchtigen Musikstudien obgelegen, aber es fehlt ihm eben das Handwerken. Doch selbst wenn es ihm im stärkeren Maße zu eigen wäre, konnte er mit diesem Stoffe und Texte nicht viel Besseres schaffen. „Raimondin" ist nämlich nur „Die schöne Melusine" unter männlicher Firma. Der Textdichter hat seine Melusine mit ein paar Zuthaten ausgestattet, welche eine dramatische Gestaltung noch mehr erschweren, als die ursprüngliche Form des Märchens. In diesem ist die Melusine eine Quellnixe; in der Oper lebt sie nur mit den Nixen, ist aber von Hause eine Königstochter, die von ihrer Mutter in die Verbannung gesendet worden ist. Diese war eine mächtige Fee, an den König von Alban verheirathet, der ward ihr treulos, dafür sperrte sie ihn in eine Kluft, und als die treue Tochter ihn befreien will, verfällt sie ebenfalls der Rache der beleidigten Fee. Zum Ueberflusse war noch die Mutter Raimondins (der sich in Melusine verliebt und ihre Zuneigung gewinnt) diejenige, um welcher willen jener König von Alban die Treue brach. Das Alles erfährt man durch die Erzählung Melusinens, als der Gatte, durch Einflüsterungen eines neidischen Verräthers aufgehetzt, in Melusinens Zurückgezogenheit eindringt, obwohl sie nur „am Tage des Herrn" sich zurückzieht und ihn ihres frommen Glaubens versichert hat. Der ganze letzte Act besteht nur aus einem Zweigesange Melusinens, die nach ihrem halbverfallenen Schlosse kam, um ihr Kind wiederzusehn, mit Raimondin, der nach langer Wanderung zurückgekehrt ist, und entsühnt in der Geliebten Armen mit ihr stirbt. Allerdings kann für diese einfachste dramatische Entwicklung der letzte Act von „Tristan und Isolde" als vorher dagewesener Fall angeführt werden; aber uns dünkt, selbst Wagner wird diesen nicht als Muster bezeichnen. Die Handlung bietet also nur einige empfindsame lyrische Momente, für dramatische Accente ist Anregung nicht vorhanden. Die Musik des Herrn v. Perfall hat auch mehrere sehr liebenswürdige Arien, unter denen wir das Schlummerlied im letzten Acte als besonders wirksam

Digitized by Google

hervorheben, auch einige hübsche Chöre; sie wird ihrem Componisten überall ehrende Anerkennung gewinnen, Zugkraft wohl nicht zeigen.

Um die sehr gute Aufführung erwarben sich Frl. Beeth, die Herren Ernst, Betz und Krolop anerkennenswerthe Verdienste. Ausstattung und Decoration waren märchenhaft prächtig, fast wie für ein Weihnachtsschaustück.

„Juanita" von Suppé (Text von Zell und Genée), der wir schon vor einigen Jahren bei der ersten Aufführung gebührende Aufmerksamkeit erwiesen haben, kam in neuer Bearbeitung unter persönlicher Leitung des Componisten zur Wiederaufnahme. Das Unternehmen der Ueberarbeitung war ein sehr löbliches, aber unserer Ueberzeugung nach ein im Principe nicht glückliches. Es mag möglich sein, ein ernstes Drama noch ernster zu gestalten und es auf eine höhere Stufe zu bringen; wie man aber eine komische Operette amüsanter machen will, wenn sie nicht gleich komisch gewirkt hat, das dünkt uns ein unlösbares Räthsel. Die Textdichter haben ausgemerzt, was sich bei den hiesigen ersten Vorstellungen als nicht haltbar erwiesen hatte; die Zuthaten sind meistens recht lobenswerth, mitunter auch wirksam; ob sie den wünschenswerthen dauernden Erfolg haben werden, läßt sich nicht bestimmen, das Publicum erwies sich sehr freundlich. Die Aufführung war ganz vortrefflich.

Unter den Concerten der letzten Zeit sind zuerst die Philharmonischen zu nennen, weil sie den Bedingungen wahrer Orchesterconcerte mit Abwechslung von Virtuosenleistungen vollkommen entsprechen, und hoffentlich unter Prof. Büllners (von Dresden) Leitung Aufschwung nehmen werden. Im zweiten kam eine neue Suite von Tschaikovski zu Gehör, eines der originellsten und geistreichsten Tonwerke der Neuzeit. Die erste Fuge und das darauf folgende Divertimento sichern dem Componisten einen sehr ehrenhaften Platz unter den Lebenden. Die Aufnahme war von Seiten des Publicums sowie von der gesammten Kritik eine unbedingt günstige.

In Virtuosenconcerten stehen die Damen in der Vorderreihe: Signora Baresi, die in der Italienischen Oper der Philharmonie (vormals Skating-Ring) so glänzende Erfolge errungen hat, gab ein Concert, in welchem ihre vielen trefflichen Gaben die Theilnahme des Publicums fanden, aber auch die Ermüdung in der Stimme den Wunsch rege werden ließ, daß die ausgezeichnete Künstlerin sich Ruhe gönne, wenn sie nicht dem Tremoliren ganz verfallen will.

Signora Carlotta Patti gab ebenfalls ein Concert und zeigte, daß ihre immense Geläufigkeit und Sicherheit in den achtzehn Jahren seit sie zuerst in Berlin erschien, nicht abgenommen habe. Ihr Gatte, Herr de Muneck, ist ein sehr feiner Cellovirtuose.

Neben den Sängerinnen glänzten die Amazonen des Klaviers: Frau Menter, obenan in glänzender Technik, in Bravour und Sicherheit — aber kalt, ohne nachhaltigen Eindruck. Frau Grosser besitzt nicht die Kraft und Ausdauer der Frau Menter, ist aber eine sehr feine und geistreiche Künstlerin, eine der wenigen Schülerinnen Liszts, die auch im Vortrage von ihm gelernt haben. H. Ehrlich.

Notizen.

In der auswärtigen Politik herrscht wenigstens an der Oberfläche seit einiger Zeit eine bemerkenswerthe Stille. Dieser und jener Geschäftsträger, der in der Abwesenheit des ständigen Gesandten oder Botschafters gern eine frappante Depesche nach Hause schickt, mag sich über den Mangel an thatsächlichem Material beklagen. Die Diplomaten haben es in derartigen Fällen schlimmer als eine Anzahl sensationslustiger Journalisten, die solche Lücken oft frischweg durch Phantasiestücke ersten Ranges ausfüllen können. An interessantem Stoffe fehlt es ja auch den Blättern nicht. Abgesehen von Aegypten, dessen traditionelle Sphinxe jetzt durch eine zwar nicht mehr junge, aber noch sehr rührige an der Spitze des englischen Ministeriums vermehrt wurden, fordern die russischen wie die französischen Unruhstifter unausgesetzt die Wachsamkeit der friedlich gesinnten Regierungen und der Presse heraus. Die moderne Pest ist der Chauvinismus, und man wird ihrer nicht sobald Herr werden. Nicht immer ist er so harmlos wie in der Seele jenes patriotisch gesinnten Bürgersmannes, der sich ohne Vorbereitung und sonstige Kenntnisse auf einem Herbstausfluge nach Rom verirrt hatte und seinem Tischnachbar in einer bekannten Pension am Spanischen Platz seine Freude darüber ausdrückte, daß die deutsche Industrie jetzt auch am Tiberufer überall, selbst in den Monumenten und Ruinen, vertreten sei. Als der Andere ihn verwundert um nähere Auskunft ersuchte, zeigte es sich, daß der gute Mann die stets wiederkehrende, in den einzelnen Buchstaben etwas verwischte Devise des römischen Senats und Volkes: S. P. Q. R. für die Geschäftsanzeige einer Firma: Spor! gehalten hatte. Solcher rührenden Unwissenheit begegnet man allerdings selten, dagegen nur zu oft, auch bei uns, männlichen und weiblichen Chauvinisten, die es nicht einmal mit der Wahrheit auf Kosten fremder Völkerschaften immer genau nehmen, hauptsächlich aber auf alle nicht-germanischen Einrichtungen und Gewohnheiten selten gut zu sprechen sind. An ihre Adresse hat einmal ein bekannter, sicherlich gut deutsch gesinnter Historiker einen Vortrag über das Thema gerichtet: Was wir von den Franzosen lernen können! Statt davon zu profitiren, hat die bezeichnete Kategorie von Spießbürgern, mögen sie auch zeitweilig in guter Gesellschaft erscheinen und dort wichtig thun, den Franzosen nicht etwa deren gute Eigenschaften, sondern ihre fehlerhaften Auswüchse, namentlich in der Beurtheilung des Auslandes, getreulich abgelauscht und nachgeahmt. Alle Welt hofft natürlich lebhaft, daß uns die Wiederkehr Gambettas oder gar eine monarchische Restauration, wie die der Orleans oder der Bonaparte, erspart werden möge. Sollte aber Gambetta wirklich das gegenwärtige schattenhafte Ministerium bei Seite schieben und wieder deutlicher selbst auf der Bühne erscheinen, so wird der Weltfrieden dadurch ebensowenig wie das erstemal, als er Premier war, über Nacht aus den Fugen gehen. Er wird im Verhältniß der größeren Machtfülle auch vorsichtiger sein und im Uebrigen schwerlich lange herrschen. Jedenfalls will besonnenen Menschen die Nothwendigkeit, stets den Teufel an die Wand zu malen und beispielsweise, wenn die Orleans wiederkehren sollten, den Krieg mit Deutschland als unvermeidlich zu verkünden, nicht recht einleuchten. Jeder dynastische Prätendent wird sich bei unseren bedenklichen Nachbarn durch Schmeicheleien und Concessionen an die revanchelustige Menge zu halten suchen, was indessen gewisse Politiker in unserer Nähe Jahre hindurch mit den Napoleoniden zu liebäugeln, bis die Zulus dem Spuk ein Ende machten, nicht verhindert hat. Auch die Orleans, deren Wiederkehr übrigens keineswegs vor der Thüre steht, würden nicht ohne Weiteres nach Metz marschiren, schon weil sie einige Hindernisse auf ihrem Wege finden dürften. Die Franzosen mögen ihre Angelegenheiten selbst besorgen und zusehen, wie sie aus ihren krausen Zuständen herauskommen. Unsere verfrühte publicistische Einmischung hat nur zur Folge, daß diejenigen bei ihnen populär werden, welche wir im Voraus als unsere Todfeinde unnöthiger Weise proclamiren. Die wirkliche Gefahr einer solchen Umwälzung wäre dort nur dadurch geboten, daß das monarchisch restaurirte Frankreich bündnißfähiger erscheinen würde. Unsere guten Freunde auf der anderen Seite, die Panslavisten, würden aufhorchen, wiederum ihre Lenden gürten, den Rubel ins Rollen bringen und die Emancipation orientalischer Racen aufs Neue nach ihrer Art in Angriff nehmen. Das sind die schlimmsten Cumpane, und man darf sie niemals aus den Augen verlieren. Die Besuche des Herrn von Giers im Westen werden sie zum Nachdenken, schwerlich aber zur Raison bringen. Neulich war in Brüssel ein Meeting versammelt, das allen kriegführenden Nationen den Text las und für internationale Schiedsgerichte mit beredter Wärme plaidirte. Man hat über die Herren Theoretiker wohlfeil gelacht und sie gefragt, ob sie zur Vollstreckung ihrer Urtheilssprüche eine Armee bereit hätten, und welchen Staat sie mit der Execution beauftragen wollten. Könnten aber die Mitglieder jenes wohlmeinenden Bundes durch ihre Propaganda den Chauvinismus aus der Welt bringen oder doch hüben und drüben zurückdrängen helfen, würden sie der Menschheit einen wirklichen Dienst leisten und ihrem eigenen idealen Friedensziel um einige Schritte näher kommen.

* * *

Unter den neuen Prachtwerken nennen wir zuvörderst das im Verlage von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig soeben vollständig erschienene dreibändige Werk: „Nordland-Fahrten", malerische Wanderungen durch Schweden, Norwegen, Irland, Schottland und England. Da der Zug der deutschen Reisesehnsucht nun auch nach den nordischen Ländern zu gehen anfängt, auf welche uns die skandinavischen Landschaftsmaler, die in Düsseldorf studirten, zuerst aufmerksam gemacht, so wird diesem glänzenden Reisewerk ein wohlverdienter Erfolg nicht

Digitized by Google

ausbleiben. Der Text stammt von angesehenen Schriftstellern und vermeidet mit Geschick ebenso den begeisterten Schilderungsdusel gewisser Feuilletonisten wie die trockene Lehrhaftigkeit der Ethnographen von Fach. Besonders die Schilderungen von Hans Hoffmann und zumal die Partien über Wales, London und die Seedistricte aus der Feder des trefflichen Feuilletonisten Francis Brömel sind wahre Cabinetsstücke beschreibender Darstellung. Die vielen hundert Holzschnitte nach Originalzeichnungen der hervorragendsten Künstler sind in jeder Beziehung eine wahrhafte Bereicherung unserer illustrirten Literatur, so daß wir das Vorhaben der Verlagsbuchhandlung, noch einen vierten (Ergänzungs-) Band über Holland und Dänemark folgen zu lassen, nur mit Freuden begrüßen können, um so mehr als kein Geringerer als der bekannte Geograph und Ethnolog Friedrich von Hellwald den beschreibenden Theil übernommen hat. Das landschaftlich malerische Moment muß hier gegen die überaus reiche Scenerie der ersten Bände natürlich zurücktreten. Wir empfehlen das prächtige Werk bestens.

Von der geradezu klassischen Uebersetzung der Fabeln La Fontaines, welche wir E. Dohm verdanken, erscheint soeben bei W. Möser in Berlin die zweite Auflage mit den berühmten Illustrationen von Gustav Doré, der wir eine große Verbreitung wünschen. Möge sich die Verlagshandlung nun auch noch zur Herausgabe von Dohms Uebersetzung in einer billigen, nicht illustrirten Edition entschließen, welche der meisterhaften Nachdichtung den verdienten Eintritt in jedes deutsche Haus ermöglichen würde, was durch den Preis der theuren Prachtausgabe leider sehr erschwert wird.

Ebenfalls in zweiter Auflage erscheint bei F. A. Brockhaus in Leipzig das gediegene Stahlstichwerk „Shakespeare-Galerie" mit erläuterndem Text von Friedrich Pecht, dessen erstes Erscheinen überall und besonders auch im Ausland großen Anklang gefunden hat. Von den andern „Galerien" unterscheidet sich das Werk namentlich dadurch, daß die bildliche Darstellung nicht nur einzelne Figuren, sondern ganze Scenen umfaßt. Hans Makarts humorvoller „Falstaff im Waschkorb", H. Hofmanns Scene aus dem „Kaufmann von Venedig" und namentlich seine von neckisch graziöser Charakteristik erfüllte Duellscene aus „Was ihr wollt" — die eine spätere Lieferung enthalten wird — sind dem Dichter verständnißvoll nachempfunden und von Zeichner und Stecher mit gleich glänzender Technik ausgeführt.

Ein Prachtwerk allerersten Ranges verspricht die von Franz Hanfstängl in München herausgegebene Publication in Folio: „Die Königliche Pinakothek älterer Meister zu München" werden zu wollen. Diese Subscriptions-Ausgabe, die dem Künstler wie dem Laien gleich willkommen sein wird, soll die Perlen der berühmten Gemäldesammlung direct nach den Originalen photographirt umfassen, zweihundert Bilder enthalten und in möglichst kurzen Zwischenräumen erscheinen. Die Reproductionen, vor Allem die des bekannten Rubens'schen Gemäldes „Raub der Töchter des Leucippus" und Dows „Marktschreier", zeigen alle Vorzüge von Hanfstängls renommirter Technik: feine Ausführung, peinliche Treue und bedeutender Kunstwerth.

* * *

Leben und Werke der Troubadours. Ein Beitrag zur nähern Kenntniß des Mittelalters von Friedrich Diez. Zweite vermehrte Auflage von Karl Bartsch. Leipzig, Barth.

Unter Diez' Werken nimmt das vorliegende einen hervorragenden Platz ein. Naturgemäß haben manche Behauptungen des Verfassers von Seiten des Herausgebers eine Berichtigung erfahren müssen; erwägt man indeß, daß die erste Auflage vor mehr denn fünfzig Jahren erschienen ist, so würde man in Verlegenheit gerathen, sollte man ein zweites vor einem halben Jahrhundert edirtes wissenschaftliches Werk namhaft machen, das so wenig von den Ergebnissen neuerer Untersuchungen berührt würde, als das, wie sich Bartsch ausdrückt, „nach Inhalt und Form geradezu klassische Buch Friedrich Diez'". Ohne der Phantasie die Zügel schießen zu lassen, hat er es zuwege gebracht, das Wenige, was wir aus den provenzalischen Biographien, aus knappen Notizen zeitgenössischer Schriftsteller und aus den Werken der Troubadours über die äußeren Schicksale der formgewandten Sänger der Provence wissen, zu anschaulichen und lebensvollen Schilderungen zu gestalten. Einen hohen Reiz verleihen dem Buche die überall eingestreuten prosaischen und metrischen Uebersetzungen, welche von ebenso feinem Verständniß der Vorlage wie nicht geringer Gewandtheit in Behandlung des Verses Zeugniß ablegen. So eng wie Kannegießer schließt Diez sich freilich nicht an die Form an, und während jener, von dem Gesichtspunkte, daß gerade diese etwas für die provenzalischen Dichtungen außerordentlich Wesentliches sei, ausgehend, auch im Reime dem Originale die größte Treue bewahrt, so gilt von den Uebersetzungen in dem „Leben und Werke der Troubadours" dasselbe, was der Verfasser in der Vorrede zu der 1826, also drei Jahre früher als diese, erschienenen „Poesie der Troubadours" über seine Behandlung der Originale bemerkt, daß „der in der Strophe gebundene Reim den Bezirk derselben nicht überschreitet, während der Dichter die in der ersten Strophe angeschlagene Reimform gewöhnlich auch in der folgenden wiederholt". Für wie trefflich Kannegießer Diez' Uebertragungen ansah, geht daraus hervor, daß er ihnen, wo es irgend anging, nicht nur einzelne Wörter, sondern ganze Verse entlehnte. Wenn Bartsch beklagt, daß er nicht auf ein Handexemplar des Verfassers habe zurückgreifen können, so finden auch wir das bedauerlich, weit mehr vielleicht noch als der verdiente Herausgeber, da wir die Hoffnung desselben, daß die neue Ausgabe möglicherweise diesen Schatz ans Tageslicht fördern dürfte, nicht theilen können. Wie wir aus authentischen Quellen wissen, haben sich Bücher in Friedrich Diez' Nachlaß überhaupt nur in verschwindend geringer Anzahl vorgefunden, solche von einigem Werth sicher nicht, die ganze Bibliothek des Gelehrten bestand aus — Zeitschriftenausschnitten. Mit dieser Thatsache hatte sich bereits vor Bartsch ein Herausgeber Diez'scher Schriften, August Scheler, dem wir die vierte Ausgabe des „Etymologischen Wörterbuches der romanischen Sprachen" verdanken, abfinden müssen. Scheler äußert über diesen Punkt Folgendes: „Einige wenige streng berücksichtigte Notizen ausgenommen, fand sich im Nachlaß des seligen Verfassers kein Material zur Vorbereitung einer neuen Auflage vor; nicht einmal ein zu diesem Behufe annotirtes Handexemplar konnte ausfindig gemacht werden." Diez hat einige Aehnlichkeit mit dem bekannten Mathematiker Gauß, der ein von einem Collegen an der Georgia-Augusta entliehenes compendiöses Werk über Botanik, worin er nur lückenhafte Kenntnisse besaß, nach wenigen Tagen schon zurückbrachte und dem nicht wenig erstaunten Freunde auseinandersetzte, daß er daraus nichts mehr lernen könne. Er hatte den dickleibigen Folianten in der kurzen Zeit vollständig durchgearbeitet. Diez blieb in Betreff der Sicherheit des Aneignens kaum hinter Gauß zurück, und da er des ersten Bandes eines Werkes nicht mehr zu bedürfen glaubte, wenn der zweite erschienen war, so wählte er das einfachste Mittel, sich seiner zu entledigen: er trug ihn zum Antiquar. B.

* * *

Studien zur Goethe-Philologie von J. Minor und A. Sauer. Wien, Carl Konegen.

Von den vier Abhandlungen sind zwei aus Arbeiten entstanden, welche ursprünglich in dem Scherer'schen Seminare verfaßt wurden. Diese beiden nehmen aber an Umfang nicht weniger als zwei Drittel des ganzen Buches ein. Ehe wir näher auf die einzelnen Aufsätze eingehen, sehen wir uns noch zu der Bemerkung veranlaßt, daß es für die Verfasser sehr angenehm gewesen sein mag, die Gedanken, welche der eine entwickelt hatte, mit Hülfe des von dem andern gesammelten reichen Belegmaterials stützen zu können, daß der Leser aber weit befriedigter sein würde, wenn er überall genau wüßte, ob er es mit den „Gedanken" J. Minors und den „Belegstellen", die A. Sauer zusammengetragen oder umgekehrt, zu thun hat. Dieser Wunsch erhält noch mehr Berechtigung, da die Verfasser nur „im Allgemeinen" einer des andern Ansicht vertreten zu können meinen. Die erste Abhandlung beschäftigt sich mit Goethes ältester unter dem Einflusse der Anakreontiker stehenden Lyrik, deren reale Unterlage ihn allein von diesen scheidet. Die Untersuchung erstreckt sich auf die ersten beiden Bände des jungen Goethe, der Nachweis des Zusammenhanges wird von dem Verfasser mit Heranziehung der Phraseologie und des Wortschatzes an der Hand einer trefflichen Zusammenstellung von Parallelstellen aus Uz, Gleim, Hagedorn, Lessing, Cronegk, Weiße, Gerstenberg, Jakobi, Michaelis und Herder in der eingehendsten Weise geführt. Zugleich hat sich der Verfasser bemüht, den Entstehungsort der „Neuen Lieder" festzustellen. Er kommt dabei zu dem Resultate, daß die nach Frankfurt zu verweisenden Dichtungen im Gegensatz zu den in Leipzig entstandenen einen mehr ernsten Charakter tragen. Die Gedichte des zweiten Bandes zeigen kaum noch Spuren anakreontischer Einwirkung. Die Umwandlung hat sich

Digitized by Google

unter dem Einflusse des Volksliedes, Ossians und der Griechen vollzogen. Derjenige, welcher ihn auf diese Studien hinleitete und ihn aus den leichten Banden der Anakreontik befreite, war Herder. Auf Herders Verhältniß zu dem jungen Goethe bezieht sich die zweite Abhandlung Sie schildert in übersichtlicher Folge, wie mannichfach die Anregungen waren, welche der Straßburger Verkehr zwischen Herder und Goethe für diesen mit sich brachte, wie jener nicht nur Goethes künstlerisches Schaffen, seine Behandlung des Verses beeinflußte, ihn nicht allein auf die Volkspoesie, Ossian, Homer und Pindar hinwies, sondern zugleich durch seine eigene fertige Männlichkeit Goethes Wesen festigte und kräftigte. Herders bedeutende Erscheinung hat sicher manchen Zug zum Faust geliehen, wenn aber der Verfasser die Derbheit desselben zum Anlaß der Dramatisirung des derben Götz macht, so geht er entschieden zu weit. Den Götz behandeln die letzten beiden Aufsätze; der eine untersucht die zwei ältesten Bearbeitungen der Dichtung, um, was der Vorgänger auf diesem Gebiete, Heinrich Düntzer, nicht erreicht, die allgemeinen Principien, welche die Umarbeitung veranlaßten, festzustellen, der andere gibt eine erschöpfende Darstellung der Anlehnung Goethes an Shakespeare, welche wiederum auf Herder'schen Einfluß zurückzuführen ist. Die vier Abhandlungen zeichnen sich durch ihre abgerundete Form, einfache klare Sprache aus, das Belegmaterial ist mit großem Fleiße gesammelt, wir dürfen deshalb die Studien J. Minors und A. Sauers als einen schätzenswerthen Beitrag zur Goethe-Philologie begrüßen. B.

* * *

Vom rollenden Flügelrade. Skizzen und Bilder von Max Maria von Weber. Mit einer biographischen Einleitung von Max Jähns. Berlin, A. Hofmann und Comp.

Diese neue Publication des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur gehört ohne Zweifel zu den interessantesten Bänden der gesammten Collection. Der im vergangenen Jahre verstorbene Eisenbahntechniker Weber, ein Sohn unseres großen Componisten, wußte das an sich prosaische Verkehrsleben von einem so freien und umfassenden Standpunkt aus zu betrachten, daß es in seinen geistvollen feuilletonistischen Darstellungen bei allen technischen Erörterungen fast idealisirt erscheint. Leider fand er nicht mehr Zeit, um diese Aufsätze, von denen einige zum Theil bereits unter dem Strich großer Zeitungen erschienen sind, der für eine Buchausgabe nothwendigen Revision zu unterwerfen, so daß mehrere Wiederholungen stehen geblieben und z. B. auch die Reisebriefe aus Nordamerika in einer Form hier veröffentlicht sind, welcher der gewissenhafte Weber gewiß nicht das Imprimatur ertheilt hätte. Die Novelle „Winternacht auf der Locomotive" und „Rothes Glas" sind für Webers Schreibweise am meisten charakteristisch. Auch die liebevoll orientirende biographische Einleitung von Major Jähns gereicht dem schönen Buche zur Zierde.

* * *

Ferdinand Raimunds sämmtliche Werke. Herausgegeben von Carl Glossy und August Sauer. Vier Bände. Wien, Carl Konegen.

Eine kritische Ausgabe von Raimunds Werken mit dem ganzen strengwissenschaftlichen Apparat?! Warum nicht? Der geniale Dichter der volksthümlichen Zauberstücke verdient dies so gut, wie mancher akademische Parnassier, dem er an Tiefsinn und Poesie unendlich überlegen ist. Und dann haben es seine durch Bearbeiter, Regisseure und Schauspieler jämmerlich verballhornten Texte dringend nöthig, einer kritischen Säuberung unterzogen zu werden. Aus den voriges Jahr in der Wiener Stadtbibliothek zum Vorschein gekommenen Original-Manuscripten Raimunds ergaben sich so vielfache Abweichungen und Veränderungen, welche frühere Bearbeiter — selten zum Vortheile des Dichters — vorgenommen, daß die Wiederherstellung der richtigen Texte zum Bedürfniß und zur Pflicht geworden ist. Es fand sich dabei ein Material, das nicht nur die Originalsprache Raimunds wiederherstellte, sondern noch eine große Anzahl bisher unbekannter Dichtungen zu Tage förderte. Erläuterungen und Anmerkungen, sowie die einzelnen Varianten namentlich für norddeutsche Bühnen sind sorgfältig angegeben und dazu kommt noch eine nach den besten Quellen bearbeitete Biographie, die durch Erzählungen von Freunden und Zeitgenossen des Dichters ihre Ergänzung finden konnte. Wir empfehlen bestens diese musterhafte Raimund-Ausgabe.

Offene Briefe und Antworten.

Zu Wilhelm Lübkes Bayreuther Nachklängen.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Den durchdachten und sinnvollen Ausführungen von W. Lübke in Nr. 45 dieser Zeitschrift möchte ich als Ergänzung noch eine Anmerkung hinzufügen, die einen, wie mich dünkt, nicht zu unterschätzenden religionsphilosophischen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellt. Ich gehe davon aus, daß so hoch wie Wagner in einer gewissen Popularität und schwärmerischen Huldigung eines großen Theils seiner Zeitgenossen gestiegen ist, Niemand steigt, den nicht eine Zeitwelle hebt, und dies specifische Verhältniß möglichst scharf zu erfassen und zu formuliren werde ich mich bemühen. Es ist ja unzweifelhaft sehr richtig und von unbestreitbarem Gewicht, wenn man einen sehr großen Theil des weihevollen Eindrucks, zu dem sich nicht nur die eigentlichen Wagner-Schwärmer sondern auch noch eine große Mittelpartei in ihrer Berührung mit den Tonschöpfungen des „Meisters" bekennt, von den besonderen Bayreuther Einrichtungen abhängig erklärt. Alles in dieser Beziehung Angedeutete fällt psychologisch betrachtet schwer in die Wagschale. Ob es aber die ganze Wirkung erklärt? Ich erinnere daran, daß namentlich in der Aufnahme des „Lohengrin" seitens des Publicums schon ein ganz ähnliches Element der Sympathie präludirte. Und diese Oper erfreute sich doch noch nicht des Vortheils der Bayreuther Veranstaltungen. Aber es wurde in ihr zum erstenmal jene Richtung in ein Gebiet der Ekstase und Verzückung mit mystischen Anklängen vollzogen, die sich dann im „Parsifal" potenzirt hat. Und zwar wurde dieser Uebergang vollzogen, diese Mystik zum Ausdruck gebracht in einer Tonsprache, die durch die ihrem Schöpfer eigen angehörige Instrumentation und musikalische Klangfarbe ganz neue, bisher dahin ungehörte Wendungen nahm, die also gewissermaßen selbst schon ein Geheimniß war und sich geheimnißvoll offenbarte. Wenn überhaupt eine Neigung in der Zeit vorhanden war sich an Ekstasen und Verzückungen zu berauschen, so mußte die Art und Weise, wie Wagner derselben musikalisch die Hand bot, bestrickend wirken. Vergessen wir nun nicht, daß in unserer Zeit nach der religiösen Seite eine einzige große Lücke besteht, daß ihr durch die Erschütterung der Glaubensvorstellungen der eigentliche religiöse Aufschwung fehlt, nach dem Gemüth und Phantasie gleichwohl in dunklen Aspirationen durften, so vergegenwärtigen wir uns, wie nahe hier die Gebiete aneinanderstreifen, so ist die ungeheure Wirkung ohne weiteres erklärlich, die derjenige, wäre er auch weniger „klug" gewesen, erzielen mußte, der hier einen dem Verschmachten nahe gebrachten Geschlecht einen Labetrunk kredenzte. Hier ist meines Erachtens die Zeitwelle, die ihn emportrug, und hier liegt, wenn nicht die Rechtfertigung, so doch die Erklärung für alle jene Ausdrücke, die so gerechten Anstoß erregen, wie die, daß Wagner den Finger in die Wunde des heutigen Geschlechts gelegt habe, oder gar, daß er zum Erlöser der Menschheit geworden sei. Ohne Zweifel repräsentirt ja Bach eine viel größere Tiefe und Reinheit echt religiösen Empfindens und nicht minder thut dies innerhalb der katholischen Weltanschauung Palestrina, aber das ist es ja eben, nur ein glaubensstarkes Geschlecht wird in diesen Meistern den Ausdruck seines innersten Empfindens anerkennen — die sonstige Wirkung derselben ist eine mehr ästhetisch vermittelte — während ein nach religiöser Erhebung schmachtendes Geschlecht in der Musik ganz andere Bedürfnisse zu befriedigen sucht.

Diese Betrachtung rechtfertigt natürlich nicht, was man mit Recht als Pseudo-Religiosität verwirft, aber sie wahrt der Wagner'schen Musik gleichwohl ihren Zusammenhang mit dem an sich berechtigten Sehnen einer Zeit, der der alte Gehalt fast ohne Ersatz zerfallen ist, und das ist, was am ehesten als das positive Element dieser merkwürdigen Erscheinung anzuerkennen sein dürfte. Und sie zeigt ferner, inwiefern in der Wagner gewidmeten abgöttischen Verehrung noch etwas mehr wie bloßer Wort-Bombast enthalten sein kann und was dies mehr ist, und sie mäßigt damit das Gefühl einer Aufwallung, welches sonst nur dazu dient, die Kluft immer weiter aufzureißen, indem es Manche gerade in dem verletzt, was ihnen als ihr heiligstes Gefühl erscheint. Julius Duboc.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Digitized by Google

Inserate.

Neue billige Pracht-Ausgaben.

Voßens Luise. Illustrirt von Ramberg und Thumann mit sechs Photographien.

Großes Folioformat; in elegantem Goldschnitteinband. Preis 12 Mark.

Aus Ramberg's Hermann und Dorothea-Bildern: Dorothea im Zuge der Auswanderer.

Goethe-Ramberg, Hermann und Dorothea

mit 8 Photographien. Siebente Auflage.

Großes Folioformat; in elegantem Goldschnitteinband. Preis 12 Mark.

Beide Werke sind Pendants. Anerkannt als die schönsten und billigsten und zudem classische Festgeschenke.

Berlin, G. Grote'scher Verlag.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Die Neugestaltung unserer Weltansicht

durch die Erkenntniß der

Idealität des Raumes und der Zeit.

Eine allgemeinverständliche Darstellung von

Hugo Sommer,

Amtsrichter in Blankenburg am Harz.

Preis 3 M.

Berlin, den 20. October. **G. Reimer.**

In allen Buchhandlungen zu haben:

Die Jungfrau vom Kynast.

Ein Sang aus Schlesiens Bergen

von **Julius Gesellhofen.**

Sauber geheftet 3 M., fein gebunden 4 M.

Gleich nach Erscheinen dieses lyrischen Epos haben alle größeren Organe Schlesiens in **ausführlichen Feuilletons** der Dichtung eine **glänzende** Kritik zu Theil werden lassen.

Breslau, Decbr. 1882.

J. Max & Comp.

Enorme

Preisherabsetzung!

Eine klassische

Bibliothek f. 30 Mark.

(2. Sammlung) in sehr eleganten, reich mit Gold verzierten Einbänden:

1) **Heine's** sämmtliche Werke, 12 **Bände.**
2) **Wieland's** Werke, **10 Bände.**
3) **Lenau's** sämmtliche Werke, **2 Bände.**
4) **Börne's** sämmtliche Werke, 12 **Bände.**
5) **Chamisso's** sämmtl. Werke, 4 **Bände.**
6) **Byron's** sämmtliche Werke, 8 **Bände.**
7) **Blumauer's** sämmtl. Werke, **3 Bände.**
8) **Heser,** Perlen deutscher Poesie, **1 Band.**
9) **Weber's** Demokritos, **1 Band.**

Alle neun anerkannt vorzüglichen Werke, (wovon **Heine** allein 18 Mk. Werth) in den **prachtvollsten Einbänden** zusammen

für nur 30 Mark!

liefert unter Garantie f. **neu** u. **fehlerfrei**

Selmar Hahne's Buchhandlung.

Berlin S., Prinzenstraße 54.

NB. Die Besichtigung steht Jedermann täglich frei. Versand gegen Einsendung oder Nachnahme.

Prospecte u. Kataloge gratis.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

La Mara, Musikalische Studienköpfe.

Fünfter Band:

Die Frauen im Tonleben der Gegenwart.

Mit einem Tableau der Künstlerinnen.

8. Pr. geh. M. 4 n., geb. M. 5 n.

Inhalt: Clara Schumann — Sofie Menter — Anna Mehlig — Mary Krebs — Pauline Fichtner-Erdmannsdörfer — Laura Kahrer-Rappoldi — Wilhelmine Clauß-Szarvady — Arabella Goddard — Erika Lie-Nissen — Ingeborg von Bronsart — Annette Essipoff-Leschetizky — Vera Timanoff — Wilma Neruda-Norman — Pauline Viardot-Garcia — Désirée Artôt — Zelia Trebelli — Adelina Patti — Christine Nilsson-Rouzaud — Marie Wilt — Amalie Joachim — Pauline Lucca — Marianne Brandt — Therese Vogl — Amalie Materna.

Vierter Band: **Klassiker.**

Neue Ausgabe. Mit einem Tableau.

8. Pr. geh. M. 4 n., geb. M. 5 n.

Inhalt: Mozart — Bach — Händel — Gluck — Haydn — Beethoven. Nebst systematischen Verzeichnissen von deren sämmtlichen Werken.

Soeben erschien im Commissionsverlage von **Rasch & Coch** in **Eisenach** und ist von dieser für 50 ₰ in Briefmarken franco oder durch jede andere Buchhandlung zu beziehen:

Philosophie und Kantianismus.

Ein Vortrag,

gehalten in der allgemeinen Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte den 21. Septbr. 1882 zu Eisenach von

Johannes Rehmke,

Professor in St. Gallen.

Lichtstrahlen

aus Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung.

Inhalt: Natur und Naturforschung. Der Mensch und die menschliche Gesellschaft. Wissenschaft und Kunst. Idealismus u. Religion. Cultur.

Brosch. 2 M.

In eleg. Leinwandband 3 M.

Verlag von **Lampart & Co.** in **Augsburg.**

Enorme **Preisherabsetzung!**

15 Jugendschriften und **Bilderbücher** elegant gebunden für Knaben u. Mädchen von 2—15 Jahren liefert in vorzüglicher Auswahl zusammen

für nur 6 Mark!

in neuen fehlerfreien Exemplaren.

Selmar Hahne's Buchhandlung,

Berlin S., Prinzenstraße 54.

Versand geg. Einsendung od. Nachnahme.

Specielle Verzeichnisse gratis u. franco.

Als 15. Band der Grote'schen Sammlung ist soeben erschienen:

Julius Grosse's Gedichte

in neuer vermehrter Auswahl

und mit einer Zuschrift von **Paul Heyse.**

Preis 3 M. eleg. geb. 4 M.

Julius Grosse's Gedichte — alte und neue — in Auswahl von Paul Heyse — das ist ohne Zweifel eine originelle literarische Erscheinung, worüber das Vorwort die nähere Aufklärung liefert. Und in der That, nicht leicht wird man einen Band Lyrik, hier das Spiegelbild eines ganzen Dichterlebens, mit mehr Befriedigung und auch Genuß aus der Hand legen, als es bei dieser Doppelarbeit der nahe befreundeten Dichter der Fall ist.

Berlin. **G. Grote'scher Verlag.**

Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin (Rich. Schoetz) Berlin SW., Wilhelmstraße 122.

Gesammelt vom Herausgeber von:

„Altdeutscher Witz und Verstand."

Zweite Auflage.

„Herrig's Archiv für neue Sprachen" sagt über die I. Aufl. der so beliebten Sammlung von Sprüchen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert:

„Diese ansprechende Sammlung ist von dem rühmlichst bekannten Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand" veranstaltet worden und empfiehlt sich als ein außerordentlich schönes Hausbuch, welches wegen des Reichthums des Inhalts sowohl, als auch wegen der Eleganz der Ausstattung allseitig viele Freunde finden wird."

Im Verlage von **Gebrüder Kröner** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bruder Rausch.

Ein Klostermärchen in zehn Abenteuern

von

Wilhelm Hertz.

7 Bogen kl. 8. Geheftet Preis M. 2.20.

In eleg., stilvollem Einband M. 3.—.

Im „Bruder Rausch" hat der Dichter eine Lieblingsgestalt der alten deutschen Volksliteratur in selbständiger Weise neu belebt. In die bunten Abenteuer, welche der heidnische Hausgeist im Kloster und auf seiner Fahrt in die Welt besteht, ist eine Fülle tiefsinniger Gedanken verflochten, welche dem Werke neben seiner an poetischen Schönheiten reichen, phantastisch bewegten Handlung eine höhere ideelle Bedeutung verliehen.

Digitized by Google

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BODENSTEDT. Vom Atlantischen zum Stillen Ocean.

8. Geheftet 8 M. 50 Pf. Elegant gebunden 10 M.

Dieses neueste Werk des berühmten Verfassers, Schilderungen von seiner Reise in den Vereinigten Staaten enthaltend, hat in Deutschland wie in Amerika Aufsehen erregt und eignet sich besonders zu Weihnachtsgeschenken.

Neueste Dichtung von Oscar von Redwitz.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein deutsches Hausbuch von Oscar von Redwitz.

Preis brosch. 5 M., elegant gebunden 6 M.

Zum allerersten Male ist in dieser durchaus eigenartigen episch-lyrischen Dichtung aus dem Grunde des deutschen Hauses der Schatz der Poesie gehoben worden und zwar in einer Art von poetischer Familienchronik, in welcher der ebenso kernige wie gemüth- und geistvolle und zugleich liebenswürdig humoristische Schreiber derselben, der echt deutsche Dr. Fritz Falke, als Assessor, Rath und Präsident, als Junggeselle und Bräutigam, als Ehegatte, Vater und Großvater, während vierzig Jahre alle häuslichen Ereignisse und Herzensempfindungen aufgezeichnet zu „Lehr und Vorbild" für Kinder und Enkel, denen er an seinem siebzigsten Geburtstage dies sein „Deutsches Hausbuch" als Vermächtniß übergibt. Die ganze Innigkeit und Tiefe eines in Freud' und Leid gleich glücklichen, reinen Familienlebens spiegelt sich darin, und die stets wechselnde, mannichfaltige poetische Form erhöht noch wesentlich den Reiz dieser ideal-realistischen Dichtung, die wir, ganz abgesehen von dem hochangesehenen Namen ihres Poeten, als Weihnachtsgabe wie Familienbuch ersten Ranges mit vollstem Rechte bezeichnen dürfen.

Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin und Leipzig.

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)

Soeben erschien:

Mozart.

Ein Künstlerleben

dargestellt von

Ludwig Meinardus.

Mit 2 Portraits.

8. 32 Bogen. Geheftet M. 7.50. — Elegant gebunden M. 9.—.

In dem vorliegenden Mozartbuche beabsichtigte der Verfasser dem meisterhaften Studienwerke Otto Jahn's, welches sich wesentlich an den Musiker von Fach wendet, ein Werk an die Seite zu setzen, welches den Genius Mozarts mit Begeisterung schildern, ihm aber auch nicht weniger in seiner Eigenschaft als Mensch gerecht werden soll; so stellte sich Mozarts, des Menschen und Meisters Erdenwallen, gleichsam wie ein wundervolles tragisches Drama dem Autor bei tieferem Eindringen in seinen Lebenslauf und in den logischen Gang der Ereignisse je länger desto klarer vor Augen. Es kam dem Verfasser darauf an, ein lebenswahres, lebenswarmes Bild zu zeichnen, um einen der liebenswürdigsten und bewundernswerthesten Geister deutscher Nation dem Herzen jedes vaterländisch gesinnten Menschen jeglichen Standes, Alters und Geschlechtes nahe zu bringen.

Und so ist das Mozartbuch das Denkmal eines echt deutschen Meisters für das deutsche Volk, errichtet von einem deutschen Tonkünstler.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.

Für Buchhändler.

Eine Dame, erste wissenschaftliche Lehrerin an einer städtischen höheren Mädchenschule, wünscht deutsche Uebersetzungen englischer oder französischer Schriften (Romane, Novellen 2c. 2c.) zu übernehmen u. erbittet gef. Offerten unter J. H. 2107. an Rudolf Mosse, Berlin SW.

Im Verlage von E. Kempe in Leipzig erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 Pf oder 18 Bände à 4 M. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien die **Zweite Lieferung** von des

Grafen A. F. von Schack Gesammelten Werken.

Preis 50 Pf. Vollständig in 30 Lieferungen.

Näheres der Prospekt, welcher **gratis** und **franco** versandt wird.

Neuer Verlag von J. C. B. Mohr in Freiburg i. B.

Winckelmann's Briefe an seine Züricher Freunde. Nach den auf der Züricher Stadt-Bibliothek befindlichen Originalen in vermehrter und verbesserter Gestalt neu herausgegeben von Professor Dr. H. Blümner in Zürich. Klein 8. M. 5.—.

Hervorragende Weihnachts-Novität.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** W.,
12. Königin Augusta-Str.

Soeben erschien und ist durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Märchenstrauß

für

Kind und Haus.

Mit Bildern von **P. P. Mohn.**

45 Illustrationen in Chromolithographie mit Text. Quart-Format.
Elegant cartoniert, Ladenpreis **12 Mark.**

Als Festgeschenk geeignet, überall wo feinerer, künstlerischer Sinn vorhanden; nicht nur für Kinder, auch für Frauen und überhaupt jedem gebildeten Hause zu empfehlen.

Digitized by Google

Im Verlage von **Ebner & Seubert** in **Stuttgart** erschien soeben:

Grundriss
der
Kunstgeschichte
von
Wilhelm Lübke.
Neunte durchgesehene Anflage.
2 Bände mit 619 Holzschnitt-Illustrationen und dem Porträt des Verfassers.
gr. 8. brosch. Preis 14 M. 40 Pf.
Eleg. geb. 16 M. 40 Pf.

Geschichte
der
Renaissance in Deutschland
von
Wilhelm Lübke.
Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
2 Abtheilungen mit 382 Illustrationen.
gr. 8. brosch. Preis 28 M.
Eleg. geb. 34 M.

Leitfaden
für den
Unterricht in der Kunstgeschichte,
Baukunst, Bildnerei, Malerei und Musik.
Sechste vermehrte und verbesserte Auflage.
Mit 134 Illustrationen.
gr. 8. brosch. Preis 3 M. Eleg. geb. 3 M. 75 Pf.

Ein junger Mann von repräsentativem Aeussern, 29 Jahr, Posner, 2½ Jahr in Frankreich, letztes Jahr Comptable eines Speditionshauses in Mouscron, wünscht Vertretungen erster Häuser für das industrielle Norddepartement Frankreichs u. Belgien, unternähme ev. auch Reisen. Referenzen und Photographie zu Diensten. Gef. Offerten **H. S.** postlagernd Mouscron (Belgien).

Für Kunstfreunde, Philologen 2c.
Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, auch zur Ansicht:
Architektonik der Römer
von Dr. **R. Adamy,**
Dozent der Aesthetik und Kunstgeschichte an der Großherzoglichen Technischen Hochschule zu Darmstadt.
gr. Lex.-8. 315 Seiten mit 93 Holzschnitten und 15 Zink-Hochätzungen.
Preis 9 M.
Hannover.
Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Fünfzehn Essays
von **Herman Grimm.**
Dritte Folge.
Gr. 8. 464 S. Preis geh. 8 M. Eleg. geb. 9 M.
Inhalt: Vorbemerkung — Ralph Waldo Emerson — Fiorenza — Raphaels Schule von Athen — Michelangelos Sarcophage in der Sacristei von San Lorenzo — Raphaels Madonna di Terra nuova — Zwei Stiche von Friedrich Weber: 1. Tizians Irdische und Himmlische Liebe; 2. Holbeins Portrait des Erasmus von Rotterdam — Die Entstehung des Volksbuches von Dr. Faust — Ralph Waldo Emerson über Goethe und Shakespeare. Uebersetzt aus dem Englischen: 1. Goethe, der Schriftsteller; 2. Shakespeare, der Dichter — Bettina von Arnim — Die Brüder Grimm: 1. Wilhelm Grimm; 2. Jacob Grimm; 3. Ludwig Emil Grimm — Rauchs hundertjähriger Geburtstag — Anselm Feuerbach — Zwei Dürersche Kupferstiche — Raphaels Galatea in der Farnesina zu Rom — Raphaels erste Zeiten — Register.
Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung Harrwitz und Goßmann.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Soeben erschien:
Felix Dahn,
Felicitas. Historischer Roman aus der Völkerwanderung.
8. Pr. geh. M. 5 n., geb. M. 6 n.
(A. u. d. T.: Kleine Romane aus der Völkerwanderung. Band I.)
Felix Dahn's neuester, Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer gewidmeter Roman versetzt die Leser erstmalig auf deutschen Boden im Jahre der Einnahme des weströmischen Reiches durch den Germanen Odovaker. Im schönen Salzburg, dem festen Kastelle der Römer, welches von dem jugendfrischen Volke der bajuvarischen und alamannischen Germanen überfluthet wird, spielt sich die freundliche Erzählung ab.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erschien soeben:
Vier Clavierstücke von Nicolai von Wilm.
Op. 33.

Nr. 1. Sarabande ..... M. 1.—	Nr. 3. Gavotte ..... M. 1.—
Nr. 2. Courante ..... M. —.80	Nr. 4. Ländler ..... M. 1.—

Früher erschienen von **Nicolai von Wilm** in demselben Verlage:

Zu 2 Händen:
Op. 8. **Schneeflocken.** Sechs Clavierstücke. 2 Hefte ..... à M. 1.50
Op. 12. **Zwölf kleine Tonstücke** für Pianoforte. 2 Hefte ..... à M. 1.50
Op. 24. **Zehn Charakterstücke** für Pianoforte. 2 Hefte ..... à M. 1.80

Zu 4 Händen:
Op. 21. **Frühlingsstrauss.** Sechs Clavierstücke zu 4 Händen. 2 Hefte à M. 1.80
Op. 30. **Suite Nr. 2** in Cmoll zu 4 Händen ..... M. 5.—
Op. 32. **Das Märchen von der schönen Magelone** zu 4 Händen ..... M. 6.—

Im Verlage der **Hahn**'schen Buchhandlung in **Hannover** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die Venus von Milo.
Ein neuer Versuch ihrer Ergänzung, Erklärung und Würdigung
von
Dr. ph. **Friedrich Kiel.**
Mit 1 Holzschnitt-Tafel. Lex. 8. 1882. 2 M. 40 Pf.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Schildereien
aus dem Alpenlande.
30 Lichtdruckbilder nach Gemälden von **C.** und **E. Heyn.** Gedichte von **R. Baumbach.** Randzeichnungen von **Stauffacher.**
Gross-Folio.
Einband: Halbfranz, Decke in Lwd. mit reicher Relief- u. Goldpressung. M. 55.—

Festgeschenk für Freunde der Länder- und Völkerkunde, außerordentlich spannend und unterhaltend.
15 Jahre in Süd-Amerika.
Gesehenes und Erlebtes
von **Paul Treutler.**
Mit zahlreichen Illustrationen in Lichtdruck. 3 Bände in Prachteinband 12 M.
Die Presse hat sich einstimmig aufs Günstigste über dieses Werk geäußert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie vom **Weltpost-Verlag, Leipzig.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Lothar Clement,
König Ludwig XI. von Frankreich.
Trauerspiel in 5 Akten. 8. 105 S. Pr. geh. M. 3 n., geb. M. 4 n.
Dieses von Autoritäten der Kunst und Wissenschaft hochgestellte Drama, das bereits am Hoftheater zu Weimar mit großem Erfolge aufgeführt wurde und an mehreren bedeutenden Bühnen zur Darstellung gelangen wird, behandelt das letzte Ringen des mächtigen Königs; in koncentrischer Handlung, in markig-poetischer Sprache bietet es einen lebensvollen Kampf, Schuld aus Leidenschaft und Leiden aus Schuld, das den gewaltthätigen Herrscher zu einem Untergange führt, der gleichzeitig richtet und versöhnt. Als spannende Lektüre empfohlen.

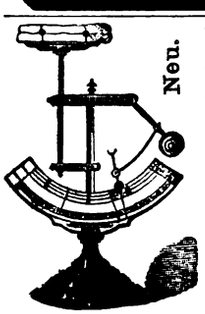
Digitized by Google

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur
Theorie und Technik des Romans
von
Friedrich Spielhagen.

Preis brosch. *M.* 6.—, in eleg. Halbfrzbd. *M.* 7.50.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Grosse
Jubiläums-Lotterie.
6700 Gewinne im Gesammtw. v.
225000 Mk.
Darunter
1 Goldsäule im W. von 40000 M.
effectiver **Baarwerth 36000 Mark.**
1 Silbersäule im W. von 20000 M.
effectiver **Baarwerth 18000 Mark.**
Ziehung vom 28. bis 31. December cr.
zu Breslau.
Loose à **3 Mk. 15 Pf.** incl. Reichsstempel sind zu haben in den durch Placate kenntlichen Verkaufsstellen, sowie zu beziehen durch
A. Molling, Hannover,
General-Debit.



Neu.
Weltpost-Briefwaage,
zugleich das Porto für Briefe, Geschäftspapiere, Mustersendungen für den ganzen Weltpostverein angebend. Hochelegant ausgeführt, fein vernickelt. Weihnachts- u. Neuheits-Katalog gratis.
Carl Fraenkel,
33d Französische Str.
Berlin W. (Postamt 56).

— Neu! — Neu! —
Soeben erscheint in **7. Auflage:**
Dr. med. **H. Klencke,**
Hauslexikon der Gesundheitslehre
vollständig in 28 Lieferungen à 50 ₰.
Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf dieses hochinteressante Werk an.

„Der Hamburger Antiquar"
L. M. Glogau Sohn
versendet gratis und franco seine soeben erschienenen
Bücher-Cataloge
gegen Porto-Vergütung von 30 Pf.
Lagerbestand ca. 300,000 Bände aus allen Wissenschaften. Preise bekanntlich billig.
Bücher-Ankauf jederzeit.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die
äussere Form neuhochdeutscher Dichtung
von **Rudolf Asmus.**
M. 5.—

Hochwichtiges Reisewerk
aus dem Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena.**
Durch Sibirien
von
Henry Lansdell.
Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen. 2 starke Bde. von ca. 46 Bog. gr. 8. Mit 43 großen u. kleineren Holzschnitten und 1 großen Karte in Farbendruck.
In illust. Umschlag br. ca. 16 *M.*, in orig. Einband mit Deckenzeichnungen 4 *M.* mehr.
Eine **selten interessante Reise** von **8000 Meilen** vom Ural bis zum stillen Ocean von **geographischer, ethnographischer** und **hochpolitischer** Bedeutung. **Die 1. Auflage des Originals wurde in England noch vor Ankündigung gänzlich ausverkauft.** Die vielfach irrigen Ansichten über das Land und die Leute berichtigend, schildert der Verfasser seine gefahrvollen Erlebnisse in **anziehender** und **höchst unterhaltender** Weise.

Verlag der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **Stuttgart.**
Idyllen, Elegieen und Monologe
von
Otto Roquette.
144 Seiten. Eleg. cartonnirt. *M.* 4.—
(Inhalt: Idyllen. — Aus den Lehrlingsjahren 1846—1852. — Elegieen und Monologe.)

Regelmäßig erscheint die Fortsetzung der neuen Auflage von
Brehms Tierleben
Chromo-Ausgabe.
Mit 170 Tafeln in Farbendruck,
unter Leitung der Zool. Dr. **Girtanner** in St. Gallen, Prof. **Klunzinger** in Stuttgart, Prof. **O. Schmidt** in Straßburg und Prof. **Taschenberg** in Halle,
und 1840 **Textbildern,** nach dem Leben ausgeführt von den Malern **O. Winkler** und **G. Mützel.**
Ausgabe in 140 Lieferungen (wöchentlich) zum Preis von . . . . . **1 Mark,**
Ausgabe in 10 Halbfranzbdn. (vierteljährl.) zum Preis von . . . . . **16 „**
☞ Erschienen sind bereits die Abteilung **„Vögel"**, drei Bände, und der erste Band der **„Säugetiere".**

Vorher ist dasselbe Werk komplett erschienen als
Schwarze Ausgabe.
Geh. in Halbfranz; **Säugetiere** 3 Bände, **Vögel** 3 Bände, **Insekten, Fische, Lurche** und **Niedere Tiere** à 1 Band. Jeder Band **15 Mark.**
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Verlag von **Gebrüder Borntraeger** in **Berlin.**
Victor Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. *Historisch-linguistische Skizzen. Vierte durchgesehene Auflage.* 1883. gr. 8. br. 10 *M.*
Das literarische Centralblatt 1870 No. 20 sagt in einem längeren Referat über dieses Werk: „Ein Buch von überraschendem Reichthum des Inhalts, hervorgegangen aus einer Verbindung sprachwissenschaftlicher, culturhistorischer, naturwissenschaftlicher, geographischer Kenntnisse und eigener auf ausgedehnten Reisen erworbener Anschauungen, wie sie sich höchst selten zusammenfinden." . . . . „eine Fülle bedeutender Aufschlüsse, scharfsinniger Combinationen und geistvoller Betrachtungen, durch welche sich dieses Buch auszeichnet, das man nicht aus der Hand legen kann, ohne von wahrer Hochachtung für den Verf. erfüllt zu sein."
Victor Hehn, Italien. Ansichten und Streiflichter. *Zweite stark vermehrte Auflage.* 1879. 8. br. 5 *M.*, eleg. und dauerhaft geb. 6 *M.*
Ein feines geistreiches Buch, aus dem der Gebildete hohen Genuss schöpfen wird, einen um so höheren, wenn er Land und Volk bereits kennt.
Carus Sterne, Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. *Zweite Auflage* mit 394 Abbildungen im Text und 11 Vollbildern. 1881. gr. 8. br. 12 *M.*, eleg. geb. 14 *M.*
Ein nach Form, Inhalt und Ausstattung gleich hervorragendes Werk der populär-naturwissenschaftlichen Litteratur.

Digitized by Google

Geschichte
der
griechischen Plastik.
Für Künstler und Kunstfreunde.
Von Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. Overbeck.**
Dritte verm. u. verb. Auflage.
2 Bände. Imp.-8. 1008 S. mit Holzschnitten und Holzschnitttafeln.
1882. Halbfranzbd. 37 *M.*, Halbsaffianbd. 38 *M.*

An der Waldecke.
Eine Erzählung von **Anna v. Werder.**
1883. 2. Aufl. 304 S. Geb. *M.* 3.80.

Bienchen.
Eine Erzählung von **Anna v. Werder.**
1883. 2. Aufl. 264 S. Geb. *M.* 3.20.

Frau Ludwike.
Eine Erzählung von **Anna v. Werder.**
1883. 256 S. Geb. *M.* 3.20.

Weihnachten
in deutscher Dichtung
von Dr. **A. Freybe.**
1881. 243 S. Geb. *M.* 4.80.

1. Das Julfest und die Weihnachtsfeier in Geschichte und Sage. — 2. Die Weihnachtsgeschichte im Volksepos. — 3. Weihnachten im Lied. — 4. Die dramatischen Darstellungen der Weihnachtsgeschichte.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig.

Musik im Hause!
424 Piecen für Piano
zusammen für nur 10 Mark
100 der neuesten Tänze.
120 der schönsten und berühmtesten Lieder
11 der beliebtesten Ouverturen
27 berühmte Compositionen v. Mozart, Beethoven, Haydn 2c.
50 Lieder ohne Worte von Mendelssohn
6 berühmte Kinderstücke v. Mendelssohn
30 Walzer, Nocturnes 2c. von Chopin.
80 Opernpiecen u. leichte Vortragsstücke
Alle diese 424 Piecen in 7 eleg. ausgestatteten großen Quart-Albums, großer Druck, neu und fehlerfrei
zusammen für 10 Mark!
Heitere Musik!
36 der neuesten Operetten
und Opern in den schönsten Potpourris, und
50 Tänze von Strauß
zusammen für 6 Mark!
Ferner empfehle:
Eine ganze classische
Bibliothek f. 30 M.!
Schiller's Werke 12 Bde., Göthe 16 Bde., Lessing 6 Bde., Shakespeare 12 Bde., Lenau 2 Bde., Hauff 2 Bde., Körner in 1 Bde., Demokritos d. lachende Philosoph (Auswahl) in 1 Bde. u. ein prachtvolles Dichter-Album mit Goldschnitt.
Alle diese neun anerkannt classischen Werke, sämmtlich in den elegantesten reich mit Gold verzierten Einbänden
zusammen für nur 30 Mark!
unter Garantie für neu und fehlerfrei.
Moritz Glogau jr.,
Hamburg, Graskeller 20.

Deutsche Jugend
Preis per Heft nur 1 Mark
Schönste und gediegenste Jugendschrift
für Knaben und Mädchen. — Elfter Jahrgang.
Herausgeber: Julius Lohmeyer.
Empfohlen durch oberste Landesunterrichtsbehörden.
Nur Beiträge namhaftester Jugendschriftsteller und Künstler.
Inhalt: Erzählungen, Märchen, Sagen, Reise-, Natur-, Lebens-, Geschichts-Bilder; Spiele; Aufgaben 2c. 2c.
Schönheitsvollste Weihnachtsgabe von dauerndem Wert.
Verlagshandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

System der Volkswirthschaft.
Ein Hand- und Lesebuch
für Geschäftsmänner und Studierende
von
Wilhelm Roscher.
Drei Bände.
Erster Band: **Grundlagen der Nationalökonomie.** 16. Auflage *M.* 11.—
Zweiter Band: **Nationalökonomik des Ackerbaues und der verwandten Urproduktionen.** 10. Aufl. *M.* 10.—
Dritter Band: **Nationalökonomik des Handels und Gewerbefleißes.** 3. Auflage. *M.* 12.—
Nachdem alle drei Bände dieses großen, durch zahlreiche Auflagen in Deutschland und Uebersetzungen im Auslande hinlänglich bekannten Werkes in diesem Jahre und zum Theil eben jetzt neu erschienen sind, der erste Band als 16., der zweite als 10., der dritte, der zuerst im Sommer 1881 herauskam, als 3. Auflage: machen wir darauf aufmerksam, daß nunmehr nicht blos die Grundlehren der gesammten Nationalökonomik, für Produktion, Umlauf, Vertheilung, Consumtion, Bevölkerung (Band I), sondern auch alle produktiven Hauptzweige der Volkswirthschaft im Einzelnen hier zusammengefaßt werden: Jagd, Fischerei, Viehzucht, Ackerbau, Forstwirthschaft (Band II), wie Handel, Gewerbefleiß und Bergbau (Band III).
Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Billigste, correcte, gutausgestattete Bibliothek der Classiker u. modernen Meister der Musik.
Volksausgabe Breitkopf & Härtel.
Ausführliche Prospecte gratis.
Durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen.

Wildermuth's
Jugendgarten
erschien auch in diesem Jahre wieder mit einer Fülle **anziehender Erzählungen** und **belehrender Aufsätze**, illustrirt durch schöne farbige und Tonbilder. — Der stattliche Band gewährt den Kindern eines Hauses während des ganzen Jahres Anregung und Unterhaltung und kann deshalb als ein wahrer **Hausschatz für jede Familie** bezeichnet werden.
Preis hübsch cartonnirt M. 6.—, prachtvoll gebunden M. 6.75.
Alle soliden Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.
Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:
Das Leben
des
Feldmarschalls
Grafen Neithardt von Gneisenau.
In 2 Bänden
von
Hans Delbrück.
Mit Gneisenau's Bildniß und einem Plan von Colberg.
750 Seiten in Oktav. Complet 8 *M.*
Berlin, den 25. November 1882.
G. Reimer.

Im Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Schelmenlieder von Edwin Bormann.
eleg. brosch. *M.* 3.—, geb. in Leinwand und Kalbleder vorräthig.
Der Verleger erlaubt sich auf diese hochdeutschen Gedichte des geschätzten und hervorragenden Humoristen insbesondere aufmerksam zu machen. Viele davon erschienen früher in den Fliegenden Blättern, Schalk etc., wo sie ebenso grossen als verdienten Beifall fanden.

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Otto Wigand in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 9. December 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Herbert Spencer über nordamerikanische Zustände. Mitgetheilt von Udo Brachvogel. — Baron Nothomb. Von E. Frensdorff. — **Literatur und Kunst:** Min Port. Von Klaus Groth. — Zur Kritik des Darwinismus. Von Ludwig Noiré. — Coquelin in Wien. Von Hugo Wittmann. — **Aus der Hauptstadt:** Eine japanische Gemäldesammlung im Gewerbemuseum. Von A. Lichtwark. — Dramatische Aufführungen. Der Westindier. Schauspiel in vier Acten von Franz Bittong. Von Z. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Zum Schutz der Schutzrede für das R. Von Fr. Vischer. — Inserate.

Herbert Spencer über nordamerikanische Zustände.*)

Mitgetheilt von Udo Brachvogel.

Es will mir scheinen, als ob die anglosaxonischen Bewohner des heutigen Amerika sich in einem Punkt gar zu sehr von dem Urzustand der Wilden, welchen einst ihr Land gehörte, entfernt haben. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie im Allgemeinen übercivilisirt seien. In den großen Schichten der Bevölkerung selbst altbesiedelter Landestheile ist kein Ueberschuß an solchen Tugenden und Gewohnheiten zu beobachten, welche zur Herstellung und Aufrechterhaltung eines harmonischen Gesellschaftswesens nothwendig sind. Namentlich draußen im Westen fehlt es dem Handeln und Denken der Leute noch gar sehr an jener „erleuchteten Milde", von der uns gelehrt worden, daß sie den Mann der Bildung vom Barbaren unterscheide. Trotz alledem ist meine oben aufgestellte Behauptung in dem einen Punkt, den ich dabei im Auge habe, richtig.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Mensch im Urzustand einer geregelten Thätigkeit nicht fähig ist. Emporgejagt vom Hunger, aufgestachelt durch das Gefühl der Gefahr oder der Rache, kann er für eine Zeit wohl eine angespannte Thätigkeit entfalten. Aber die dabei entwickelte Thatkraft ist nur eine krampfhafte, alsbald wieder erschlaffende. Gleichförmige, eintönige Tagesarbeit ist für ihn eine Unmöglichkeit. Anders der entwickelte, fortgeschrittene Mensch. Der unerbittliche Zwang des Lebens innerhalb der Gesellschaft haben in ihm nach und nach das Bedürfniß einer geregelten Thätigkeit gereift und soweit geschärft, bis in England und ungleich mehr noch in Amerika die Arbeit für Viele geradezu eine Leidenschaft geworden ist. Aus diesem einen Widerspruch zu der Natur und dem Urzustand aber hat sich gleich noch ein zweiter entwickelt. Der Wilde hat nur das Bedürfniß und den Genuß des Augenblicks im Auge und läßt die Anforderungen der Zukunft gänzlich außer Acht. Der Amerikaner thut das gerade Gegentheil. Ganz und gar vom Jagen nach künftigen Gütern eingenommen, weiß er kaum noch, was ihm der eben dahinschwindende Tag an Gütern bietet, und wenn er die ersehnten Schätze wirklich erjagt, hat er kein würdigendes Auge für sie, weil er schon wieder auf der Jagd nach neueren und ferneren Schätzen ist.

Was ich während meines Aufenthalts in Amerika gesehen und gehört habe, hat mir die Ueberzeugung aufgezwungen, daß dieser allmähliche Uebergang von gewohnheitsmäßiger Unthätigkeit zu unablässiger, fieberhafter Thätigkeit nachgerade zu einer solchen Höhe gediehen ist, daß eine Rückwandlung, eine Reaction unvermeidlich ist. Wo ich auch hingekommen bin, überall war ich über die Menge von Gesichtern betroffen, welche in harten und scharfen Linien die Geschichte ertragener Anstrengungen und Kämpfe erzählten. Nicht weniger erstaunt war ich über die unverhältnißmäßig große Anzahl von Männern mit grauen Haaren, ein Unverhältniß, welches sich, wie die von mir angestellten Nachforschungen ergaben, daraus erklärt, daß sich das Haar der Amerikaner in der Regel zehn Jahre früher entfärbt, als dies in Europa der Fall ist. Und nicht genug damit, in allen Kreisen, mit denen ich in Berührung gekommen, bin ich Leuten begegnet, welche entweder selbst unter zeitweisen, durch geschäftliche Ueberanstrengungen herbeigeführten Zusammenbrüchen ihres Nervensystems gelitten hatten, oder von Bekannten und Freunden zu erzählen wußten, die sich bald durch Ueberarbeitung getödtet, bald für jede weitere Thätigkeit untauglich gemacht, bald derartig ruinirt hatten, daß sie Jahre und Jahre zu ihrer Wiederherstellung gebrauchten. Ich wiederhole hier nur, was mir alle Personen, welche diese Erscheinung eingehender beobachtet haben, darüber sagten: daß durch dieses Leben unter

*) Herbert Spencer, der berühmte Begründer der Wissenschaft der Sociologie und zugleich ihr genialster Verkündiger, hat im vorigen Sommer einen lang gehegten Wunsch zur Ausführung gebracht und die Vereinigten Staaten von Nordamerika besucht. Leider gestattete dem gerade in der neuen Welt unzählige Bewunderer besitzenden Philosophen der Zustand seiner Gesundheit nicht, diesen Besuch zu einer öffentlichen Angelegenheit werden zu lassen und auch als Vorleser vor das große Publicum zu treten. Aber verloren für seine Wissenschaft und deren Aeußerung auf amerikanischem Boden ist diese Reise darum doch keineswegs gewesen. Auch in Amerika hat der scharfblickende Kenner und Erforscher der Gesellschaftsseele und aller Phasen und Formen ihrer Entwicklung sich nicht nur fleißig in seinem eigensten Material umgesehen, sondern auch noch vor seiner am 10. November erfolgten Rückkehr nach England Gelegenheit genommen, sich wenigstens über einen der augenfälligsten Punkte seiner Beobachtungen in lebendiger Rede auszusprechen. Er benutzte zu diesem Zweck das ihm am Vorabend seiner Abfahrt von einer Anzahl wissenschaftlicher, literarischer und sonstiger Geistes-Celebritäten von Boston und New-York in letzter Stadt gegebene Festbanket, um in einem after dinner speech weit über die Grenzen einer Tischrede hinausreichende Worte an die Amerikaner des heutigen Tages zu richten. Als ein von solchen Lippen kommender Beitrag zur Charakteristik der derzeitigen amerikanischen Generation und einer ihrer Haupteigenthümlichkeiten, um nicht zu sagen eines ihrer Hauptübelstände und Hauptfehler, darf diese außergewöhnliche Tischrede auch außerhalb Amerikas auf Beachtung rechnen. Wir legen dieselbe daher auch den Lesern der „Gegenwart" in der uns prompt zugesandten Uebertragung unseres New-Yorker Mitarbeiters, Udo Brachvogel, vor. D. Red.

Digitized by Google

einem steten Hochdruck der größte aller Schäden angerichtet wird, daß es den Körper untergräbt und seine Kräfte lahm legt.

Jener feine Denker- und Dichtergeist, dessen Verlust Amerika eben jetzt betrauert, Emerson, sagt in seinem „Essay über den Gentleman": daß das erste Erforderniß zu einem solchen darin bestehe, daß sein „animalisches Theil" nichts zu wünschen übrig lasse. Dieses Erforderniß ist ein allgemeines, — es erstreckt sich gleicherweise auf den Mann, den Vater, den Bürger! Wir hören wohl allerlei Geringschätziges über diesen „jämmerlichen Leib" und wie die Ausdrücke über dieses unser animalisches Theil lauten müssen, und gar Manche werden durch solche Redensarten dazu ermuthigt, den Gesetzen der Gesundheit Hohn zu sprechen. Aber die Natur hat auch hier ihre stillen Wege, auf welchen sie diejenigen unschädlich macht, die in dieser Weise eine ihrer vornehmsten Hervorbringungen bedrohen und gefährden, und auf denen sie die Welt nur von den Abkömmlingen Jener bevölkert läßt, die nicht so thöricht sind.

Doch nicht genug mit diesen directen übeln Folgen; es gibt auch noch eine ganze Anzahl, die sich nicht in so unmittelbarer Weise geltend machen. Ausschließliche Hingabe an die Arbeit hat die Wirkung, daß Zerstreuungen und Vergnügungen der Kraft zu zerstreuen und zu vergnügen verlustig gehn, und daß somit, wenn Erholung zum gebieterischen Bedürfniß wird, das Leben aus dem dann eintretenden Mangel am Einzigen, was ihm noch Reiz leiht, an dem in dem Geschäftserwerb liegenden Reiz, öde und gegenstandslos wird. Die in England gang und gäbe Behauptung, daß der Amerikaner, wenn er in Europa reist, keinen andern Zweck verfolge als den, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel zusammenzusehn, findet auf die in Amerika selbst reisenden Amerikaner nicht weniger seine Anwendung. Als ich jüngst am Niagara war, der uns eine volle Woche beschäftigte und entzückte, sagte mir der Hotelwirth, daß es für die Amerikaner Regel sei, an einem Tage zu kommen und schon am nächsten wieder zu gehen. Der alte Froissart, welcher von den Engländern seiner Zeit sagte: „daß sie ihre Vergnügungen in der ihnen eigenen trübseligen Weise erledigten", würde, wenn er jetzt noch lebte, ohne Zweifel von den Amerikanern sagen: „daß sie ihre Vergnügungen in der ihnen eigenen zitternden Hast hinabwürgen". Die Engländer sowohl wie in viel höherem Grade die Amerikaner wissen nichts von jener Hingabe an den Augenblick, welche ein so unerläßliches Erforderniß des wirklichen Lebensgenusses ist. Sie werden durch das stets wache und stets im Vordergrunde stehende Gefühl zahlloser Verantwortlichkeiten um jede Möglichkeit dieser Hingabe gebracht. Und so steht dicht neben den schweren physischen Nachtseiten, welche die Ueberarbeit im Gefolge hat, der weitere Nachtheil, daß sie auch den Werth dessen zerstört, was unter andern Umständen der der Erholung gewidmete Theil des Lebens als ein unschätzbares Gegengewicht gegen die Ueberanstrengungen der Arbeit bieten würde.

Damit ist jedoch die Aufzählung der hierher gehörigen Uebelstände noch keineswegs erschöpft. Auch die unheilvollen Folgen für die Nachkommenschaft wollen ins Auge gefaßt sein. Zerstörte Gesundheiten und untergrabene Körperconstitutionen erscheinen in den Kindern wieder und verhängen ungleich mehr Uebles über dieselben, als alle ihnen auf Kosten jener hinterlassenen großen Vermögen Gutes gewähren können. Wenn erst die Wissenschaft das Leben zum Gegenstand ihrer vollkommenen Kenntniß und Regelung gemacht haben wird, dann wird man sich auch darüber klar sein: daß unter den Pflichten des Menschen die Sorge für seinen Körper eine der gebieterischsten ist, und dies nicht nur aus Rücksicht für sein eigenes Wohlbefinden, sondern auch für seine Nachkommen. Seine Körperconstitution wird dann als eine Art ihm selbst nur unter der Auflage gewisser Verpflichtungen übertragenes Besitzthum betrachtet werden, welches er auf diejenigen, die ihm folgen, ungeschädigt und unverkürzt, wo nicht gar verbessert und veredelt, weiter zu übertragen hat, und man wird dann der allgemeinen Ansicht sein, daß von ihm seinen Erben vermachte Millionen keinen Ersatz bilden für eine gleichzeitig vermachte schwache Gesundheit und eine verringerte Fähigkeit, das Leben zu genießen.

Und ferner ist der Schaden in Betracht zu ziehen, den dieses Uebermaß von Anstrengung und Arbeit den Nebenmenschen auf dem Gebiet der Concurrenz in Gestalt der rücksichtslosen Bekämpfung ihrer Anstrengungen und Arbeit zufügt. Man hat mir von einem großen amerikanischen Handelsmann erzählt, der mit voller Ueberlegung und Berechnung darauf ausging, das Geschäft eines Jeden, welcher mit dem seinigen concurrirte, zu ruiniren. Und selbst wenn die Concurrenz nicht so weit geht, so erschwert doch derjenige, welcher sich zum ausschließlichen Sklaven der Anhäufung von Gewinn macht, indem er einen unverhältnißmäßigen Theil des gesammten Geschäfts oder Berufs, dem er angehört, an sich reißt, allen Andern, die sich dem nämlichen Geschäft oder Beruf gewidmet haben, das Leben in ganz ungehöriger Weise und schließt gar Manche, die sonst wohl eine Existenz darin hätten finden können, ganz und gar davon aus.

Um mit einem Wort die Wahrheit zu sagen: Amerika braucht eine höhere Lebensauffassung, braucht ein des Strebens und Ringens danach würdigeres allgemeines Ideal! Ob wir in die Vergangenheit zurückblicken, oder in der Gegenwart um uns herumsehen, wir finden, daß das gang und gäbe Lebensideal ein wechselndes ist und von den gesellschaftlichen Zuständen bedingt wird. Jedermann weiß, daß es bei allen alten Völkern von Bedeutung für das Höchste galt, ein erfolgreicher Krieger zu sein, und daß es noch heute bei einer Anzahl barbarischer Völker ebenso ist. Wenn wir uns daran erinnern, daß im Himmel der nordischen Völker der tägliche Zeitvertreib in Kämpfen und Schlachten mit magischer Wundenheilung bestand, so gibt uns das einen Begriff, wie tief eingewurzelt die Anschauung sein konnte, daß Krieg der einzig richtige Beruf des Mannes sei, und daß Arbeit und Gewerbe sich nur für Sklaven oder ganz untergeordnete Gesellschaftsklassen zieme. Oder mit andern Worten: wenn beständige Racenstreitigkeiten beständige Kriege zur Folge haben, dann entwickelt sich eine Lebensauffassung und ein Lebensideal, die diesen Bedingungen genau entsprechen. In der modernen civilisirten Gesellschaft hat sich das von Grund aus geändert. Namentlich in England und mehr noch in Amerika. Mit der Abnahme der kriegerischen Herrlichkeit und dem zunehmenden Wunsch der gewerblichen und geschäftlichen Thätigkeit sind eine Menge Beschäftigungen, an denen meist ein Makel haftete, ehrenvoll geworden. Die Pflicht zu arbeiten ist an die Stelle der Pflicht zu kämpfen getreten, und wie sich einst im Fall dieser letzteren das damit verknüpfte Lebensideal als ein so feststehendes entwickelte und herausstellte, daß es Niemandem beifallen konnte, es in Frage zu ziehn, so sehen wir jetzt in dem Falle jener ersteren ganz dasselbe geschehn. Praktisch gesprochen: das Geschäft hat als großer Lebensberuf den Krieg abgelöst.

Wird dieses moderne Lebensideal bis in die ferne Zukunft bestehen bleiben? Ich glaube nicht. Wie sollte, während alles Andere einem beständigen Wechsel unterliegt, gerade ein Ideal dazu kommen, bestehen zu dürfen? Das Ideal des Alterthums paßte genau für jene Zeiten, da Mann gegen Mann stand und eine Race die andere zu unterjochen hatte, damit die stärkere bestehen mochte. Das moderne Ideal ist genau den Strömungen und Anforderungen einer Zeit entsprechend, in welcher Dienstbarmachung und Ausbeutung der Erde und Unterwerfung der Naturgewalten unter die Herrschaft des Menschen das dringendste Bedürfniß ist. Später aber, wenn diese beiden großen Zwecke in der Hauptsache erreicht sein werden, dann wird auch ein neues Lebensideal das menschliche Streben bedingen, und dieses neue Ideal wird von dem gegenwärtigen gar sehr verschieden sein.

Sollten wir nicht im Stande sein, die Natur dieser Verschiedenheit vorauszusehn? Ich meine, wir sollten es! Vor einigen zwanzig Jahren hielt ein guter Freund von mir, der zugleich ein warmer Freund Amerikas war, obgleich ihn die Amerikaner nie von Angesicht zu Angesicht sehn sollten, John Stuart Mill, eine Inaugurationsrede aus Anlaß seiner Bestallung als Lord Rector von St. Andrews. Dieselbe enthielt, wie Alles, was seiner Feder entstammte, eine Menge bewunderungswürdiger Dinge. Trotzdem bildete die selbstverständliche Annahme, daß das Leben dem Lernen und der Arbeit gehöre, den Grundton

Digitized by Google

des Ganzen. Unwillkürlich drängte sich mir damals das Gefühl auf, als sollte ich mich auf den entgegengesetzten Standpunkt stellen. Ich wäre gar zu gerne für den Satz eingetreten: daß das Leben nicht zum Lernen und Arbeiten da sei, sondern daß das Lernen und das Arbeiten für das Leben da seien. Der erste und unmittelbarste Zweck, den das Sammeln von Kenntnissen für das Leben haben soll, hat unter allen Umständen darin zu bestehn, das Leben zu einem möglichst befriedigenden und vollständigen zu machen. Jeder andere Zweck des Lernens steht erst in zweiter Reihe. Und ebenso versteht es sich von selbst, daß der erste und unmittelbarste Zweck der Arbeit der ist, alles das herzustellen, dessen man zu einem möglichst vollständigen und befriedigenden Leben bedarf, während alle sonstigen Zwecke der Arbeit gleichfalls erst in zweiter Linie stehn. Und doch hat in der jetzt herrschenden allgemeinen Auffassung das, was in zweiter Reihe zu stehn hat, in so hohem Maße den Platz des in erster Linie Stehenden usurpirt! Doch mögen wir überall die ausgesprochene Neigung gewahren, die Mittel, den Zweck zu erreichen, an Stelle des Zwecks selbst zu setzen! Wohl sieht ein Jeder ein, daß der erklärte Geizhals sich dieses Fehlers schuldig macht, indem er, die Anhäufung von Geld zum einzigen Lebenszweck und Lebensgenuß machend, ganz und gar darüber vergißt, daß das Geld doch nur den Zweck hat, Lebensgenüsse zu erkaufen. Aber nur Wenige scheinen gleichzeitig einzusehn, daß es mit der Arbeit, mit deren Hilfe dies Geld angehäuft wird, ganz dasselbe ist; daß auch die Anstrengung, körperliche wie geistige, nur ein Mittel zum Zweck ist; und daß es unvernünftig ist, dieses Mittel in einer Weise zu verfolgen, welche dem es Verfolgenden eine vollständige und befriedigende Lebensführung ebenso unmöglich macht, wie dem Geizhals die Anhäufung von Reichthümern, von denen er keinen Gebrauch macht.

Ich denke aber, daß eine Zeit kommen wird, da sich diese Einsicht doch allgemein Bahn brechen wird. Und nicht unter den letzten Gründen, dies zu denken, steht mir die Thatsache, daß der die ganze Welt und ihr Leben durchdringende und bestimmende Proceß einer steten Entwickelung (evolution) das Entstehen und die Ansammlung eines großen Ueberschusses von Thatkraft und Leistungsfähigkeit, welcher nicht durch die bloße Herbeischaffung und Befriedigung materieller Bedürfnisse absorbirt werden kann, mit sich bringt, und daß alle Umstände auf ein stetes Anwachsen dieses Ueberschusses und seiner Segnungen für die Menschheit in der Zukunft hinweist. Es ist überflüssig, gerade dem Amerikaner zu sagen, welch ein Trost in dieser Aussicht liegt. Denn wie die Dinge jetzt stehen, haben wir, und zwar nicht nur in Amerika, unbedingt zu viel vom „Evangelium der Arbeit" gehabt. Es ist hohe Zeit, daß endlich auch das Evangelium der Erholung und des Lebensgenusses gepredigt werde!

Baron Nothomb.

Von E. Frensdorff.

Selten wohl wurde das Leben und Wirken eines Diplomaten, der einen Staat wie Belgien bei einer auswärtigen Regierung vertrat, noch längere Zeit nach seinem Tode soviel, zum Theil sogar in polemischer Weise, besprochen, wie es dem Baron Nothomb widerfahren ist. Ein belgischer Historiker, Theodor Juste, hatte schon vor einigen Monaten seiner früher erschienenen Biographie Nothombs interessante Erinnerungen in Broschürenform folgen lassen. Im vorigen October brachte darauf die Revue des deux Mondes eine Art Nekrolog aus der geistvollen und stets fesselnden Feder des unter dem Pseudonamen G. Valbert schreibenden Victor Cherbuliez, der dem verstorbenen Staatsmanne befreundet gewesen war. In Belgien selbst hat es an mannichfachen, von Anerkennung und dem Ausdruck patriotischen Dankgefühls getragenen Rückblicken nicht gefehlt. Es wird denn auch hier keine Lebensbeschreibung des verewigten Mannes beabsichtigt, zumal wir schon vor einigen Jahren, bei Gelegenheit eines damals veröffentlichten Buches, das dazu anregte, in einem großen deutschen Blatte seine Laufbahn ausführlich nach Verdienst besprochen haben, darin auch einen tröstenden Ersatz fanden, als die Trauerkunde von Nothombs plötzlichem Tode uns während des vorjährigen Herbstes in den Schweizer Bergen erreichte, und ihr mit publicistischer Pietät einigermaßen gerecht zu werden von der Ferne aus nicht vergönnt war. Für die kurze Erwähnung einiger Züge indessen, die vielleicht in den bis jetzt erschienenen Nachrufen nicht genug hervorgehoben wurden oder gar hier und dort Mißverständnisse veranlaßt haben, wird es wohl bei dem Hinweis auf die fraglichen Essays nicht zu spät sein.

Was diese retrospectiven Betrachtungen durchweg bezeichnet, ist mit einer vereinzelten Ausnahme der freundliche Ton und das Zeugniß rückhaltloser Achtung. Nothomb hatte in Wirklichkeit keinen Feind. Seine politischen Gegner in der Heimat, die ihm als Mitbegründer des belgischen Staates, der längere Jahre Minister, erst der öffentlichen Arbeiten, dann des Innern gewesen, natürlich nicht fehlen konnten, hatte er, wie die Engländer sagen, längst niedergelebt. Hier in Berlin, während seiner sechsunddreißigjährigen Gesandtschaft, bestanden zwischen ihm und allen seinen Collegen sowie auch den gouvernementalen Kreisen nur angenehme Beziehungen, die auch seinem Einfluß, wenn es sich um belgische Dinge handelte, zu Statten kamen. Eine sehr vereinzelte malitiös gemeinte Bemerkung, in einem anonymen Artikel über das hiesige diplomatische Corps in einem süddeutschen Blatte, war erstlich nicht begründet und rührte andererseits offenbar von einem Unkundigen her, widerlegte sich daher selbst. Man erinnert sich übrigens, daß, wenn auswärtige Vertreter bei uns, im Gegensatz zu anderen Hauptstädten, Angriffe nicht immer gastfreundlicher Natur von unberufener Seite in den Blättern zuweilen erfahren haben, solche Attaquen über das Grab hinaus selten oder niemals unternommen wurden.

Daß die Franzosen nicht immer mit Baron Nothomb zufrieden waren, gehört einer anderen Gedankenreihe an und hatte seine besonderen Gründe. Er war für sein Land in schweren Zeiten, wo die Existenz des jungen Staates bedroht war, nachdrücklich und erfolgreich eingetreten. Das konnten ihm die westlichen Nachbarn nicht vergessen. In derselben Octobernummer der Revue des deux Mondes, die Victor Cherbuliez's liebenswürdige Seiten über Nothomb enthält, hat der Verfasser der politischen Chronik, Herr von Mazade, für nöthig erachtet, unmittelbar auf Reflexionen über die Vorgänge in Aegypten seinerseits eine Kritik der Erinnerungen Theodor Justes folgen zu lassen, die bei allem dem belgischen Gesandten gespendeten Lob sich sehr unwirsch darüber vernehmen läßt, daß er in einigen intimen, von Juste mitgetheilten Briefen an ein Familienmitglied sich über Frankreich und die Franzosen in keineswegs sympathischer Weise geäußert habe. Herr von Mazade findet das für den Repräsentanten eines neutralen Staates nicht geziemend und überdies undankbar, weil das liberale Frankreich die belgische Unabhängigkeit stets respectirt habe.

Wie weit der von Mazade erhobene Vorwurf, daß jene vertraulichen Briefe publicirt wurden, zutreffen mag, läßt sich von hier aus nicht beurtheilen. Herr Juste wird seine Gründe dazu gehabt haben, wird auch ohne Zweifel vorkommenden Falles die Antwort dem Redacteur der Pariser Revue nicht schuldig bleiben. Zur Sache scheint dieser aber doch zu vergessen, daß, wenn das liberale Frankreich, wie er versichert, die belgische Unabhängigkeit stets geachtet hat, eine volle thatsächliche Bürgschaft dafür, als jene Briefe geschrieben wurden, dem sonst vortrefflichen Gedächtnisse des Verfassers derselben wohl nicht gegenwärtig war. Die Preußen belagerten damals Paris. Was aber das siegreiche Frankreich gethan, ob es die Grenzen des kleinen Nachbarstaates beim Friedensschluß wirklich unversehrt gelassen hätte, dafür mochte gewiß Niemand einstehen. Nothomb war unter dem Eindruck jener berühmten Besprechungen über Belgien, die noch gar nicht so lange hinaufreichten, auf deutscher Seite niemals ernst gemeint waren, während sein französischer College hier

Digitized by Google

in Berlin einen klugen Handel auf dem Rücken Belgiens abzuschließen glaubte, dabei allerdings den Kürzeren zog. Unter dem Eindrucke dieser bitteren Erfahrung war kaum zu erwarten, daß, wenn der belgische Staatsmann in einem Briefe an eine in Paris weilende Tochter eine Bemerkung über die damaligen packenden Ereignisse fallen ließ, diese eine sonderliche Vorliebe für die Franzosen wiederspiegeln sollte.

Der herbe Tadel des Herrn von Mazade legt ein untrügliches Zeugniß dafür ab — und dies kann bei uns nicht vergessen werden — daß Baron Nothomb, unbeschadet seiner neutralen Stellung und Aufgabe, sehr freundlich für Deutschland gesinnt war, was ja auch Allen, die ihn näher kannten, kein Geheimniß sein konnte. Daß aber die von den Großmächten verbürgte Neutralität Belgiens einen seiner Vertreter verhindern sollte, für den Staat, bei welchem er während eines halben Menschenlebens beglaubigt war, wo seine Kinder erzogen waren, wo er ein ländliches Besitzthum erworben und eine Tochter an einen Offizier höheren Ranges verheirathet hatte — daß ihn die belgische Neutralität verhindern sollte, für diesen Staat eine lebhafte Zuneigung zu empfinden, wird der Autor der Wochenchronik in der Revue des deux Mondes nicht behaupten wollen.

Wie Nothomb unterrichtet und weitsichtig war, geht aus der Stelle eines der erwähnten confidentiellen Briefe hervor, wo er schrieb, die Deutschen würden Paris bald zur Uebergabe gezwungen haben, um dann bis Orleans vorzudringen. Der Kaiser habe Befehl gegeben, Straßburg und Metz zu schonen, welche Festungen die Deutschen behalten würden. Das schrieb Nothomb am 10. September 1870. Erinnert man sich, wie die Frage, ob wir Metz behalten würden, noch längere Zeit hinaus diesseits der Grenze hier und dort mit Unrecht als controvers behandelt wurde, so wird man dem Scharfblick des fremden Diplomaten in diesem Punkt seine Anerkennung nicht versagen können.

Eine gewisse Verwunderung und eine zum Theil erregte Polemik wurde durch ein von Theodor Juste ohne Angabe der Unterschrift mitgetheiltes Schreiben aus Rom vom 5. September 1878 hervorgerufen, welches Nothomb, von der Pariser Ausstellung zurückkommend, in Berlin vorgefunden hatte, und das ihn um eine Art Vermittlung zwischen der Curie und dem deutschen Reichskanzler wegen Wiederaufnahme der seit den Kissinger Präliminarien suspendirten Verhandlungen Namens des Staatssecretärs der geistlichen Angelegenheiten ersucht haben sollte.

Herr Theodor Juste fügt hinzu: „Ich weiß nicht, ob Herr Nothomb vertrauliche Unterredungen mit dem Fürsten Bismarck hatte und ob irgend ein Resultat erzielt wurde. Uebrigens reiste er bald nach Italien ab."

Dies soll, weil die neutrale Stellung des Gesandten überschreitend, in der Presse mancherlei Bemerkungen in verschiedenem Sinne veranlaßt haben, von welchen uns nur Bruchstücke zu Gesicht gekommen sind.

Man kann wohl als feststehend annehmen, daß Herr Nothomb sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands nicht gemischt hat. Sonst hätte zu jener Zeit wohl irgend etwas davon verlautet, gleichviel welche desfallsige Einladungen an ihn von Rom aus ergangen sein mochten.

Was aber den zur Erholung unternommenen damaligen Ausflug des Baron Nothomb nach Rom betraf, wohin ihn seine Gemahlin und seine Tochter, die Frau Generalin v. Zedlitz, begleitet haben, so wird uns zuverlässig versichert, daß er unterlassen hat, eine Audienz bei dem Papst zu verlangen, obgleich er mit diesem in Brüssel, wo Leo XIII. Nuntius gewesen, seit langen Jahren persönlich bekannt war, und Rücksichten der Höflichkeit das Nachsuchen einer Audienz sicherlich gerechtfertigt haben würden. Vielleicht wollte er gerade die bei einem solchen Empfang unvermeidliche Berührung innerer deutscher Kirchenfragen vermeiden. Man hat nach unserer Ueberzeugung von jenem in Theodor Justes Erinnerungen erschienenen römischen Briefe, der im besten Fall ein Interesse historischer Curiosität beansprucht, zuviel Aufhebens gemacht. Derselbe findet seine natürliche Erklärung in den vielseitigen Beziehungen des Verstorbenen, die solche Aufforderungen oder Anknüpfungen, wie man sie nennen will, zuweilen herbeiführen mochten

Wissenschaftlich thätig und überaus sorgsam in der Erfüllung seiner amtlichen Pflichten war er bis zum Ende geblieben, wenn er auch schon in der letzten Zeit vor seinem Tode nicht mehr derselbe wie früher war, an der Tagespolitik nicht mehr das gleiche lebhafte Interesse nahm, seine Bekannten auch jedes längere Gespräch, das ihn körperlich bald afficirte, sorgfältig vermieden. Freundlichen Andeutungen, die ihm riethen, durch seinen Rücktritt und die Schonung der Kräfte sich ein längeres Dasein zu sichern, wollte er niemals Gehör geben.

In einem Briefe an Juste vom Ende August 1874, vor seiner Abreise nach Aegypten, hatte er noch lebensfreudig geschrieben: „Seit ich weiß, daß Disraeli wie ich in seinem siebzigsten Lebensjahr ist, zweifle ich an nichts mehr."

Einem seiner hiesigen Collegen, einem Botschafter, sagte er noch einige Jahre später: „Ich werde nur mit dem Leben von meinem Berufe scheiden. Ich will aufrecht sterben!"

Und er hat Wort gehalten. Er starb vom Schlage gerührt am 16. September 1881, als er von seinem Gute Kunersdorf bei Dresden sich nach Berlin begeben hatte, um nach Karlsruhe zu reisen und den König Leopold bei der Hochzeitsfeier des Kronprinzen von Schweden mit der Prinzessin von Baden zu vertreten. Ein Jahr vorher hatte er noch, von seinem Enkel, einem Sohn des Generals v. Zedlitz, begleitet, den Festen zur Erinnerung des fünfzigjährigen Bestehens der Unabhängigkeit Belgiens in Brüssel beigewohnt, und viele Ehrenbezeugungen waren ihm zu Theil geworden.

Sein Leben und Wirken war mit der Entwicklung des belgischen Staates so vielfach verflochten, daß seine Biographen manche geschichtliche Probleme, die auch andere Länder berühren, nur streifen konnten. Was darüber früher oder neuerdings in die Oeffentlichkeit gedrungen, verdiente vielleicht eine weniger flüchtige Skizze.

Literatur und Kunst.

Min Port.

De Port is noch dar, geit apen un to,
Ok knarrt un jankt un klappt se as do.
Dar gung'n de mi leef weern ut un in:
De Fru, de Kinner, Verwandte un Frünn.
Wa oft, wenn se klapp, dat ik dacht: Wat nu?
So keem en Gesicht, dat ik reep: Dat büst du!
Inn Sünnschin weer't, Sünnschin op de Böm,
Sünnschin opt Gesicht, opt Gras un de Blöm,
Sünnschin int Hart — so keem't in de Port,
So gung't in un ut, Dag an Dag, jümmer fort.
Dar keem wul Regen un Snee mit mank,
Dat weih, dat de Port in de Angeln jank,
Dat baller un klapp, ik reep al binn:
Süh dar! Wa schön! Kumm man in! Kumm rin!

* * *

Allmählich keem't — do gung Een ut de Port,
Darhin gung de Weg, un nu weer Se fort.
Ja, rut weer se kam', torügg keem se nicht,
Un mi — mi lepen de Thran'n vun't Gesicht.
De Sünn schien wedder, de Blöm de blöhn,
De Summer weer dar, un de Böm warn grön,
Ik hör de Port, wa se klappt un knarrt —
De Sünnschin kumt mi nich wedder int Hart.

* * *

Digitized by Google

Denn weer't en Anner — ok He gung fort,
Hoch weer he wussen hier achter de Port.
Dat Nest ward to lütt, de Vagel ward flügg,
He geit in de Welt, he winkt noch torügg:
Ade! ade!
Un de Port de knarrt,
Un ik sitt dar mit min eensam Hart.

* * *

So ward se still un stiller min Port,
All wat mi leef geit hinut un blist fort.
Bekannte to vel, jümmer weniger Frünn,
Un endlich bliev ik alleen hier binn.
Un wenn de Port toletzt mal knarrt,
Denn is't, wenn man mi rutdregen ward.
Un denn för en Annern geit se es nu,
Un he röppt to en Anner, wenn se geit: Dat büst du!
Un de hier plant hett un sett de Port
Em drogen se rut an en stillen Ort.

Klaus Groth.

Zur Kritik des Darwinismus.

Von Ludwig Noiré.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,

sagte schon Goethe in einem seiner tiefsinnigen naturphilosophischen Sprüche.

Und „Vererbung" ist neben der Anpassung das häufigste Schlagwort darwinistischer Erklärung.

Kein Zweifel, eines der tiefsten Grundprincipien, aber auch eines der tiefsten Geheimnisse des Lebens liegt in diesem Worte geborgen.

Die Frage darf aufgeworfen werden: Wie kommt es denn, daß man sich bei diesem Worte gleichwohl so leicht beruhigt, daß man es sofort als eine genügende Erklärung betrachtet und den philosophischen Denker, der auf eine strenge Kritik und genaue Analyse des in ihm enthaltenen Begriffs dringt, als einen überlästigen Zweifler oder gar scholastischen Begriffsspalter abweist?

„Was Vererbung ist, das weiß jedes Kind, es ist einer der selbstverständlichsten Begriffe." Nun, dann gehört er erst recht ins Gebiet der Philosophie, denn diese weiß, daß das Selbstverständliche überall nach einer anderen Seite zugleich das Unbegreifliche ist. Was ist selbstverständlicher als Raum, Zeit, Wille — und dennoch bedurfte es des ganzen Tiefsinns eines Kant und Schopenhauer, um diese Begriffe zu erleuchten.

„Vererbung," sagt Max Müller*), „ist gerade jetzt ein Lieblingsthema und die merkwürdigsten Thatsachen werden zusammengetragen, um die Wirksamkeit dessen, was man Erblichkeit nennt, zu erleuchten. Aber je mehr solche Thatsachen wir kennen, um so weniger scheinen uns die zu Grunde liegenden Principien verständlich. Vererbung ist eines jener zahlreichen Worte, die gerade durch ihre Einfachheit und Klarheit so sehr geeignet sind unsere Einsicht zu verdunkeln. Wenn der Vater blaue Augen hat und der Sohn blaue Augen hat, was ist einleuchtender als daß letzterer sie ererbt hat? Wenn der Vater stottert und der Sohn stottert, wer bezweifelt, daß dies durch Erblichkeit geschieht? Wenn der Vater ein Musiker und der Sohn ein Musiker ist, so sagen wir ohne Bedenken, daß das Talent bei ihnen erblich ist. Aber was ist denn mit dem Worte Erblichkeit gemeint? In keinem Falle das was es für gewöhnlich bezeichnet, daß nämlich etwas Aeußerliches wie das Geld, das vom Vater gesammelt, nach dessen Tode gesetzlich auf den Sohn übergeht. Was immer sonst unter Erblichkeit zu verstehen sein mag, diese Bedeutung hat es nicht. Aber unglücklicherweise ist das Wort vorhanden und es erscheint fast pedantisch, sich über seinen Sinn den Kopf zu zerbrechen; denn die meisten Leute sind dankbar, wenn ein bequemes Wort ihnen die Mühe angestrengten Denkens erspart."

„Glauben Sie ja nicht," fährt Max Müller fort, „daß ich die einfachen und planen Thatsachen leugne, die unter den Begriff Erblichkeit fallen. Ich leugne nur, daß dies Wort irgendwelche Lösung eines überaus schwierigen Problems enthalte. Es ist ein Name, eine Metapher, gerade so schlecht, wie die alte Metapher von den angeborenen Ideen; denn es existirt kaum ein Punkt der Uebereinstimmung zwischen dem Vorgang, wornach der Sohn die blauen Augen, das Stottern oder das musikalische Talent mit dem Vater gemein hat, und dem, wornach das Gesetz nach des Vaters Tode dem Sohne den Besitz der Pfunde, Schillinge und Pence zusichert, die jener in seiner Kasse hatte."

Es gibt nach meiner Ueberzeugung keine größere und nützlichere Förderung der menschlichen Erkenntniß, demnach auch keine größere Wohlthat, die man dem Menschen erweisen kann, als wenn man in diesem die Ueberzeugung erweckt, daß er sich bisher statt einer befriedigenden Erklärung mit einem bloßen Worte begnügt hat. Denn das heißt nichts Anderes, als seine Vernunft von dem Lotterbette der Selbstgenügsamkeit, aus dem asylum ignorantiae aufscheuchen und sie zu neuem, ernstem Forschen und Weiterstreben anstacheln.

Daher waren auch große Skeptiker meist die Vorboten großer neuer Wahrheiten. So war Hume der Vorläufer des gewaltigen Kant. „Wie habe ich das Recht, den Begriff der Ursache anzuwenden? Woher weiß ich, daß Brod ernährt?" Das waren verblüffende Fragen, die von den Zeitgenossen gar nicht verstanden wurden. Kant verstand sie, wurde von ihnen tief erschüttert oder, wie er sagt, aus dem dogmatischen Schlummer erweckt. Und er beantwortete sie mit der „Kritik der reinen Vernunft", der größten Leistung des Menschengeistes.

Ich glaube, daß obige Aeußerung des großen Sprachphilosophen, mit welcher er sich gegenüber der Sturmfluth der Alles wissenden und Alles erklärenden Darwinisten schlicht und redlich als einen biologischen Knownothing declarirt, einen nicht minder wichtigen und bedeutungsvollen kritischen Zweifel enthält, als der Hume'sche gewesen ist, und daß durch dessen richtige Würdigung und endgültige Lösung reiches Licht auf bis jetzt ganz dunkele und unzugängliche Gebiete fallen dürfte.

Natürlich dürfte die Lösung des Zweifels nicht auf solche Weise geschehen, wie die Zeitgenossen Humes dessen Skepsis zu widerlegen vermeinten. Treffend sagt Kant von ihnen: „Sie gaben sich alle Mühe, das zu beweisen, was Hume niemals in Zweifel gezogen hatte und setzten das als selbstverständlich voraus, was gerade der Gegenstand seines Zweifels war und worüber er Aufklärung verlangte." Daß unsere Vernunft Alles durch den Ursachenbegriff erkläre, das wußte Hume so gut wie die Oswald, Reid und tutti quanti. Aber mit welchem Rechte sie dies thue, das war ihm räthselhaft und darüber bekannte er seine Unwissenheit. Wenn es ihm einmal gelang, den Gegnern den wahren Kern seiner Frage klar zu machen, so beriefen sie sich auf den gesunden Menschenverstand. Diesen aber anzurufen ist allemal ein Zeichen, daß man mit seiner Weisheit zu Ende ist und keine Gründe mehr vorbringen kann.

So wäre es denn auch ein arges Mißverständniß, wenn man sich daran geben wollte, Max Müller damit zu widerlegen, daß man aus unzähligen Thatsachen nachwiese, wie überall in der organischen Welt jenes Princip der Vererbung herrscht und wie alle Erscheinungen derselben einzig und allein dadurch erklärt werden können. Denn er würde sagen: Je zahlreicher die Fälle, die ihr auf solche Art begreift und uns begreiflich zu machen sucht, um so dringender und unabweislicher die Nothwendigkeit, meiner Vernunft jenes Princip verständlich zu machen und nachzuweisen, daß es eine überzeugende, die Vernunft vollkommen befriedigende Kraft in sich trägt. Dies wird aber niemals dadurch geschehen, daß ihr euch auf das Vernunftgemäße

*) „Ueber individuelle Freiheit." Deutsche Rundschau. 1880, S. 199.

**

Digitized by Google

und Einleuchtende jenes Begriffs beruft, denn das ist keine Erklärung, sondern die scholastische Windmühle des idem per idem.

Worauf es hier ankommt, ist einfach Folgendes: Hat Max Müller mit seiner Skepsis Recht, ist das Wort Erblichkeit auf organische Vorgänge angewandt nichts weiter als eine Metapher und noch dazu eine schlechte Metapher, existirt kein Punkt der Uebereinstimmung zwischen der Uebertragung des Besitzes vom Vater auf den Sohn und dem Fortpflanzen väterlicher Anlagen in den Nachkommen: dann ist jenes Princip der Erklärung natürlicher Vorgänge falsch, dann ist mit dem Worte Vererbung nichts weiter ausgerichtet, als ehedem mit solchen Wörtern wie horror vacui, Archäus, forma substantialis und dergleichen scholastischen Quidditäten, mit denen die menschliche Vernunft in eitlem Selbstbehagen ihr Spiel trieb, da sie eine Gruppe von unverstandenen Erscheinungen durch ein ebenso unverständliches Wort erklärt zu haben sich schmeichelte.

Es ist daher durchaus nothwendig und eine unerläßliche Aufgabe für die Vernunft, daß sie jenen selbstgeschaffenen, also aus ihrem eigenen Vermögen geschöpften Begriff einer strengen kritischen Prüfung unterwerfe, daß sie nachweise, mit welchem Rechte sie sich desselben bediene und von ihm einen so ausgedehnten Gebrauch mache, daß sie fast das ganze organische Leben dadurch erklärt und von einem biogenetischen Grundgesetz redet, in welchem Vererbung und Anpassung als die beiden großen Principien unbedingt vorausgesetzt werden.

Zunächst möchte ich den Ausdruck, mit dem Max Müller die Anwendung des Wortes Vererbung abweist, näher beleuchten. Eine „schlechte Metapher" kann nur eine solche sein, die eine Analogie oder Aehnlichkeit zwischen gewissen Vorgängen statuirt, auf welche dieselbe durchaus keine Anwendung finden kann. So habe ich, wie schon Kant sagte, nicht das mindeste Recht, den Begriff eines Uhrmachers oder Fabrikanten auf die Welt und ihren Ursprung zu übertragen. So ist es eine falsche Metapher von dem Zwecke des Daseins zu reden, denn auf das Dasein selbst findet der Begriff des Zweckes, der erst mit der menschlichen Vernunftthätigkeit auftritt, keine Anwendung. So ist der Begriff einer todten Natur eine grundfalsche Metapher, die von einer Unterscheidung im menschlichen und animalischen Dasein hergenommen, Ursache eines am weitesten verbreiteten Irrthums geworden ist. So war sowohl die Frage, worauf denn die Erde ruhe, wie auch die Ansicht Epikurs, daß die Atome in geradliniger Richtung fielen, der Ausdruck einer falschen Metapher.

Richtige Metaphern heben dagegen die Aehnlichkeit oder Gleichheit an sich scheinbar ganz verschiedener Verhältnisse oder Vorgänge in Bezug auf gewisse Punkte hervor; sie enthalten oft große und neue Wahrheit, indem sie weit auseinander liegende Dinge zum erstenmale mit einander vergleichen; denn auf Vergleichung beruht alle Methode menschlicher Erkenntniß und es findet sich alsdann meistens, daß die Aehnlichkeit durchaus keine blos zufällige ist, sondern daß dieselbe aus gleichem Ursprunge und gleichen Principien zu erklären ist. So wurde Newton, indem er zum erstenmal den Fall des Apfels mit der Bewegung des Mondes verglich, zu der kühnen Metapher gedrängt: „der Mond fällt auf die Erde", und er wurde dadurch, daß er in Folge dieser Metapher das Princip der allgemeinen Schwere aufstellte, der Vater der wahren Physik. So hielt man lange Zeit den Satz: „die Sprache ist der Körper des Gedankens" nur für eine glückliche Metapher, bis die neuere Sprachphilosophie die tiefe Wahrheit dieses Satzes erwies, indem sie zeigte, daß so wenig ein Geist ohne Körper, ebenso wenig ein Gedanke ohne sprachlichen Ausdruck existiren könne.

Darum war denn auch die Hypothese von den angeborenen Ideen eine falsche Metapher, denn ehe das Kind zu reden anfängt, hat es überhaupt keine Ideen, diese sind ihm deshalb nicht angeboren, sondern müssen entwickelt werden durch Unterricht und Erziehung. Wie ist es nun aber mit der Vererbung?

Hier trenne ich mich von der Ansicht Max Müllers und sage: Weit entfernt, daß dies Wort in seiner Anwendung auf organische Vorgänge eine falsche oder schlechte Metapher enthielte, ist es vielmehr eine wahre und einzig richtige, also nothwendige Metapher, zu welcher die menschliche Vernunft unausweichlich getrieben wird, daher sie denn auch diesen Begriff, überall wo gedacht wird, mit einer Art von Naturzwang auf physische und geistige, durch Geburt übertragene Eigenschaften wird anwenden müssen. Damit ist aber zugleich gesagt, daß Vererbung des Besitzes und Erblichkeit der Eigenschaften keineswegs disparate, nur durch ein logisches Band zusammengehaltene Dinge sind, sondern daß sie beide aus einer gemeinsamen, im tiefsten Grunde des menschlichen Wesens entspringenden Wurzel hervorgetrieben sind.

Diese Behauptung soll nun im Folgenden ihre philosophische Begründung erhalten.

Es ist eine der trivialsten, gleichwohl aber wichtigsten und wenig beachteten Wahrheiten, daß die menschliche Erkenntniß stets vom Bekannten zum Unbekannten vorangeht. Wäre man sich dieser Wahrheit bewußt, so müßten Ansichten, wie sie heute noch bei der großen Mehrzahl der Gelehrten über den Ursprung der Sprache herrschen, längst verurtheilt und beseitigt sein. Glaubt man wirklich, daß die Worte so entstehen konnten, daß die Urmenschen beim Anblick eines Gegenstandes, z. B. der Sonne, des Mondes, einen sinnlosen Schrei ausgestoßen hätten? Wer ist so thöricht, daß er dies für Sprache, für Bezeichnung halten könnte? Wer dies zugeben kann, dem fehlt der Logos sowohl in der objectiven Erklärung wie auch in seinem eigenen Kopfe.

Wenn irgendwo, so ist das Folgeleben in der Sprache nothwendig vorauszusetzen. Was ein Wort ist, hat bereits eine Bedeutung, ansonsten ist es ein sinnloser Laut, ein Schrei. Wende ich das Wort auf einen bisher unbekannten Gegenstand an, so wird dieser eben dadurch benannt und bekannt. Man konnte die Sonne die strahlende, die leuchtende, die wärmende oder wie immer nennen, aber benennen mußte man sie mit einem bereits bedeutungsvollen Laute. Das Wesen der Sprache ist also Logos, sie verbindet und vergleicht, es ist ferner Metapher, sie überträgt.

Rückwärts schreitend in die Vergangenheit, muß also die Forschung immer weniger Laute und immer weniger Bedeutungen antreffen. Dieser ganze Proceß ist erst zu Ende, wo mit dem ersten Worte die erste Bedeutung in menschlichen Seelen sich darstellte.

Was war nun das primum cognitum, das zugleich das primum appellatum gewesen ist, aus welchem also die ganze Vernunft-Tradition mit ihren staunenswerthen Folgen hervorgegangen ist? Auf diese Frage habe ich die Antwort gegeben in meinen beiden Schriften: „Der Ursprung der Sprache" und „Die Lehre Kants und der Ursprung der Vernunft."

Sicher ist, daß es etwas gewesen sein muß, an dem die werdende Vernunft bereits einen gewissen Antheil hatte. Es konnte keine Empfindung sein, denn Empfindungen sind unserer Vernunft auch heute noch unerklärlich und unaussprechbar. Es konnte kein Naturobject sein, denn ein solches ist entweder Gegenstand der Begierde und der Empfindung, also gleichfalls unaussprechbar und unbegreiflich, oder es ist gleichgültig, erweckt gar kein Interesse, findet also keine Beachtung.

Vernunftgemäß ist nur das Wirken, dem die Form der Causalität im Geiste entspricht. Welches Wirken aber dem Menschen am frühesten und lebhaftesten bewußt gewesen sein muß — nun das werden wohl im nächsten Jahrhundert die Kinder in der Schule lernen, einstweilen verstehen es viele der Weisen und Hochgelehrten noch nicht.

Das selbst- und zweckbewußte Wirken also ist es, mit welchem die menschliche Vernunft ihre eigenen Wege erleuchtete und dabei selbst immer heller und selbstbewußter wurde. Es ist ja nichts natürlicher und nothwendiger, als daß alle die Verhältnisse, Leistungen, Schöpfungen, an denen die Vernunft selber einen gewissen Antheil hat, dieser viel verständlicher sein müssen, als der dunkle Untergrund unseres Daseins, unsere animalische, von instinctiven Regungen geleitete Natur.

Es konnte aber nicht ausbleiben, daß im Fortgange der geistigen Entwickelung hochbegabte Geister einmal sich auch auf

Digitized by Google

diese unergründlichen Räthsel besannen und eine Aufklärung, eine die Vernunft befriedigende Lösung derselben suchten. Da bot sich denn keine andere Handhabe, als die Vergleichung des vernünftigen Thuns mit dem instinctiven. Solche Vergleichungen mußten eine Zeit lang nur als Analogien, als passende Metaphern gelten, bis endlich eine tiefere Einsicht die Wesensgleichheit durchschaute, begreifen lernte, daß die Vernunftthätigkeit nur eine hochgesteigerte, formal unterschiedene Fortsetzung der natürlichen Thätigkeit sei.

So verglich Aristoteles das vernunftentsprossene Werkzeug (Organon) mit den Theilen des thierischen und pflanzlichen Körpers und erhob sich zu der großartigen Anschauung, daß wie das Werkzeug verschiedenen Thätigkeiten diene, ebenso auch alle Theile der lebendigen Wesen zu bestimmten Zwecken, Functionen vorhanden seien.

Natura nil facit frustra neque supervacaneum und Natura ubique sibi consentanea est, das waren große Wahrheiten, durch die jener außerordentliche Geist für alle Zeiten den Anspruch auf den Namen des Begründers der Naturgeschichte der Lebewesen sich erworben hat. Die uns heute so geläufigen Ausdrücke organisch, Organismus, Organisation bezeichnen aber gleichfalls für immer den Weg, den das Vernunftdenken nehmen mußte, um zu diesen wichtigen Begriffen zu gelangen. Heute wissen wir auch, daß das Werkzeug sich an die natürliche Thätigkeit angeschlossen und seine Wirksamkeit nur eine durch Vernunft ermöglichte Erweiterung und Fortsetzung der letzteren ist.

Das aristotelische Princip war lange Jahrhunderte das einzige allgemeine Princip zur Interpretation und Auffassung der lebenden Naturwesen. Die Fortschritte nach dieser Richtung betreffen die Einzelheiten, sie stehen in genauem Zusammenhange mit den Fortschritten der objectiven Erkenntniß der Naturvorgänge und der sich im Anschlusse daran entwickelnden Technik, d. h. Werkzeugthätigkeit. Die optischen Apparate belehrten uns über die Construction unseres Auges, Saug- und Druckpumpen über die Thätigkeit des Herzens, die elektrischen Drähte über die in den Nerven wirksame Kraft und das Jahrhundert der Dampfmaschinen erkannte, daß alles thierische Leben, mechanisch betrachtet, nicht nur der Dampfmaschine vergleichbar, sondern im letzten Grunde gar nichts Anderes sei, als durch Verbrennung oder Wärmeentwickelung zu Stande kommende Bewegung.

Ein neues großes und befruchtendes Princip konnte in die Naturbetrachtung erst eingeführt werden, als es der Vernunft gelang, ein Gebiet ihrer eigenen Thätigkeit zu bestimmen und vermittelst allgemeiner Auffassung zu umfriedigen, dessen innerer organischer Zusammenhang durch harmonische Wechselwirkung der Kräfte ihr bisher entgangen war, weil sie denselben nur so weit betrachtete, als sie im Einzelnen daran betheiligt war, die große allgemeine Gesetzlichkeit dagegen übersah. Ich rede von der Nationalökonomie, der Wissenschaft der durch den Antheil der Vernunft geschaffenen allgemeinen Lebensbedingungen der Menschheit.

Die Nationalökonomie, wie sie von dem eminent philosophischen Geiste des großen Adam Smith zuerst gedacht und in ihren weitesten Umrissen abgegrenzt wurde, trat sofort mit neuen, sehr bedeutsamen Principien in die Arena. Unter diesen ist keines so wichtig, wie das von dem Schöpfer der Wissenschaft entdeckte und zugleich richtig begründete Princip der Theilung der Arbeit.

Hier fiel zum erstenmale Licht auf ein bisher ganz dunkles Gebiet. Der große Organismus der arbeitenden menschlichen Genossenschaften, der in seiner Entwickelung für die nunmehr aufmerksam gewordene Vernunft das Entstehen von neuen Organen und Functionen ganz begreiflich und gleichsam augenscheinlich machte, mußte nothwendig zu dem Schlusse der Analogie führen, es möchten wohl die Organe der Lebewesen aus einem ähnlichen Princip zu erklären sein. Das Entstehen und Umbilden von Organen durch die Function trat in den Gesichtskreis der denkenden Betrachtung. Das Werden von Organismen durch Um- und Ausbildung ursprünglich vorhandener einfacher Formen und Kräfte war die natürliche Consequenz dieses Gedankens. Milne-Edwards war der Erste, der das Princip der Arbeitstheilung deutlich und bestimmt auf den thierischen Organismus übertrug; dieses hörte damit auf nur eine Erklärung durch Analogie, also eine glückliche Metapher zu sein, es wurde die Wesensgleichheit der nationalökonomischen und organischen Schöpfungen und Vorgänge behauptet, nur daß bei jenen die Vernunft mitbetheiligt, bei diesen dagegen der dunkle Trieb allein wirksam ist.

Die der Theilung der Arbeit zu Grunde liegende Voraussetzung ist die ursprüngliche Gleichartigkeit der Individuen, die in den ältesten Genossenschaften alle zum Leben erforderlichen Thätigkeiten unterschiedlos ausführen. Auch diese Idee wurde auf die organischen Wesen übertragen und gab dem naturwissenschaftlichen Denken eine Richtung, die zuletzt zu der hochwichtigen Entdeckung der primären Individuen oder Elementarorganismen, der Pflanzenzelle durch Schleiden und der Thierzelle durch Schwann, führte.

Wie mächtig die Einwirkung der neuentstandenen nationalökonomischen Wissenschaft auf die Gedankenkreise der Naturphilosophie gewesen ist, geht auch daraus hervor, daß Darwin sein bahnbrechendes Werk (ich sage absichtlich nicht „epochemachendes", denn der Beginn der Epoche liegt um hundert Jahre rückwärts) direct unter der Anregung der Malthus'schen Ideen über die Bevölkerungsgesetze verfaßte.

Drei Ideen sind es, in welche sich das einheitliche Princip, als dessen Entwickelung die ganze Nationalökonomie betrachtet werden muß, gleich von Anfang philosophisch gliedert, diese Ideen sind: Arbeit, Besitz, Tausch. Sie alle sind nothwendig, um den Grundbegriff des Werthes zu constituiren, der ohne eine jede derselben und ohne Zusammenfassung der drei gar nicht gedacht werden könnte.

Diese drei Ideen entsprechen genau den drei Analogien der Erfahrung, wie sie Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" S. 176—218 als die Grundformen alles empirischen Denkens aufgestellt und mit unvergleichlichem Tiefsinn entwickelt hat. Und zwar entspricht der Besitz dem Grundsatze der Permanenz, die Arbeit dem Grundsatze der Production und der Tausch dem Grundsatze der Wechselwirkung (commercium, communio).

Arbeit, Besitz und Tausch sind sociale Factoren, sie sind ohne Mitwirkung der Vernunft unmöglich, die ganze sociale Organisation mit dem wunderbaren Zusammenstimmen der ungeheuern Mannichfaltigkeit individueller Kräfte beruht auf ihnen, könnte ohne sie nicht einen Augenblick bestehen.

Alle diese Ideen und die aus ihnen fließenden Verhältnisse sind daher der Vernunft unmittelbar verständlich. Nichts ist einleuchtender, als daß meine Arbeit Ursache meines Besitzes ist, daß das, was ich selber durch meine Thätigkeit hervorgebracht, zu meiner persönlichen Sphäre gehört, daß ich darüber verfügen kann. Vernunftmäßig wird es aber erst dadurch, daß diese Idee sich verallgemeinert, daß sie von den Uebrigen ebenso aufgefaßt und mein Besitz demnach als ein Recht allgemein anerkannt wird. Allgemeine Begriffe (die general ideas Lockes) und das durch sie ermöglichte Gemeinverständniß sind eben das Charakteristische der Vernunft.

Arbeit ist organisirte Thätigkeit, der Besitz ist organisirte Stetigkeit (Permanenz). Beide sind aber nichts Anderes als durch Vernunft entfaltete Weiterbildungen ursprünglicher natürlicher Kräfte. Denn Thätigkeit und Selbsterhaltung sind auch den unvernünftigen Wesen eigen.

Nun ist aber der auf dem socialen Boden und durch Vernunftthätigkeit erwachsene Besitz eine wahre Erhöhung und Steigerung der individuellen Wesenheit vermöge der sie umgebenden und von ihr unzertrennlichen Rechtssphäre. Und hier sehen wir zum erstenmale deutlich und vernunftmäßig ein, daß durch Succession, durch freie Selbstbestimmung ein wesentlicher Theil ursprünglich erworbener Kraft von den Eltern auf die Kinder übergeht. Wir sehen dies vollkommen ein und sind daher nicht nur geneigt, sondern geradezu genöthigt, den Begriff der Vererbung als eine gute, treffliche Metapher auf das ganz dunkle, unverständliche Gebiet der Erblichkeit physischer und geistiger Anlagen durch Generation zu übertragen. Künftige Einsicht wird zweifelsohne zu dem Resultate gelangen, daß auch hier durchaus kein

Digitized by Google

bloßes Bild vorliegt, sondern Wesensgleichheit obwaltet. Denn der Besitz ist keineswegs ein unbedeutendes, gleichgültiges Accidens, sondern eine wichtige, wesentliche Eigenschaft, eine mit allen Kräften erstrebte Lebensbedingung des socialen, vernunftbegabten Wesens, das wir Mensch nennen. Gleichsam als ein typisches Vorbild dessen, was nachmals der sociale Mensch mit Aufgebot aller seiner Vernunftkräfte erreicht hat, sehen wir schon auf den untersten Stufen der Thierwelt, mit beinahe allein herrschender Gewalt auftretende Instincte, durch welche die Individuen alle Einleitungen, Vorbereitungen und Veranstaltungen für das lebensfähige Auftreten des künftigen Geschlechts treffen und unmittelbar darnach als nach erfüllter Lebensaufgabe sterben, so daß hier bereits die Vererbung nach ihrer doppelten Seite, der bis jetzt noch ganz unbegreiflichen physiologischen und der äußeren, dem Vernunftdenken zugänglichen (wenn auch nach den Motiven, d. h. eben jenen Instincten noch räthselhaften) uns entgegentritt.

Nicht minder hat der das ganze sociale Leben durchdringende und vermittelnde Tausch der Naturbetrachtung eine Fackel entzündet, um damit die dunkeln Vorgänge des organischen Lebens zu erleuchten. Die Ideen des durch beständigen Austausch der Stoffe und Kräfte sich erhaltenden Lebens, das, was man mit bezeichnendem Ausdruck den Kreislauf des Lebens genannt hat, sind dem socialen und ökonomischen Gebiete entnommene Metaphern, die eben dadurch ihren Werth und ihre allgemeine Verständlichkeit erhalten haben. Die organische Chemie zieht die Bilanz des Lebens mit seinen Einnahmen und Ausgaben, sie zeigt, daß dasselbe überhaupt nur möglich ist, wenn dieselben beständig in Einklang stehen oder sich ausgleichen. Daß aber, wenn dieser Austausch nicht Grundlage und eigentliches Wesen des Lebens (physikalisch betrachtet) wäre, auch in den auf Vernunft gegründeten socialen Gebilden der uns so bekannte und gleichsam zur andern Natur gewordene Tausch der von der socialen Arbeit geschaffenen Lebensbedürfnisse niemals hätte entstehen können, daß demnach der letztere nur eine höhere, durch Vernunft möglich gewordene Entwickelung des ersteren ist, das offenbart sich erst der tiefen philosophischen Betrachtung, die den weitesten Blick über den unermeßlichen Causalzusammenhang alles Werdens und Geschehens verstattet.

Was ich in diesem Aufsatze zu entwickeln bemüht war, läßt sich kurz folgendermaßen resumiren: Was die Vernunft selber schafft und bewirkt, das begreift sie; denn es liegt von ihrer eigenen Tageshelle bestrahlt vor dem Bewußtsein ausgebreitet. Aber Alles, was durch ihre Mitwirkung uns so klar und verständlich, ja so alltäglich geworden ist, hat einen dunkeln Untergrund in dem instinctiven Leben, das unserm unmittelbaren Bewußtsein zwar gewiß und jederzeit gegenwärtig, aber für die Vernunfterklärung bis auf den heutigen Tag noch großentheils unzugänglich ist. Da bedient sich denn die Vernunft ihrer eigenen Werke und Schöpfungen, die doch auch nach einer Seite hin Natur sind, als Schlüssel des Verständnisses für jene dunklen Regionen, wie überhaupt für alle Naturvorgänge. Um Mißverständnisse zu verhüten, bemerke ich ausdrücklich, daß es sich hier keineswegs um die mechanische Erklärung der letzteren handelt, sondern um das, was unserer Sinneswahrnehmung auf ewig entzogen, hinter dem Schleier der äußeren Erscheinung gleichwohl als eigentlich Wirksames, Thätiges, Inneres, mithin Wesentliches angenommen werden muß.

So erklärt es sich denn auch, daß die beiden größten Denker des Alterthums ihre tiefsten Lehren, in denen der philosophische Gedanke seinen höchsten Ausdruck fand, direct an menschliche Handwerke und Künste anknüpften und daß Platon sagte: Wie der Schmied die Idee des Bohrers, des Schwertes u. s. w. in das Eisen hineinbildet, so liegt das Wesen aller Dinge der Welt in ihren Ideen, die ewig sind, obgleich ihre Erscheinung sich beständig verändert und entwickelt, während Aristoteles den kühnen Ausspruch that: Wäre die Architektur in den Steinen, so würden sie sich von selber zum Hause zusammenfinden.

In Bezug auf die Grundprincipien sind wir heute noch um kein Jota weiter, als jene großen Genien Griechenlands. Wir müssen auch heute noch mit Platon sagen, daß es die Ideen sind, die sich überall regen und entwickeln und entfalten; und mit Aristoteles, daß die Stoffe selber vermöge ursprünglich eigener Tendenz und Triebkraft sich zusammenfinden, gestalten und architektonisch gliedern.

Aber unser historisches Wissen hat sich ungemein erweitert und unser Blick senkt sich in Tiefen der Vergangenheit, von denen die Alten keine Ahnung hatten. Und dadurch sind wir in den Stand gesetzt, die ersten schwachen Keime der Ideen mit ihrer höchsten Entfaltung in causalen Zusammenhang zu bringen.

Vor einer solchen Betrachtung aber mag es gerechtfertigt sein, wenn wir sagen: Wie vor undenklicher Zeit Zelle aus Zelle und dann auch Thier aus Thier ihre Lebensgeschichte erbten und vererbten, so hat nachmals die vernunftbegabte Gemeinschaft der Menschheit alles Menschliche, Werkzeuge und Kunstfertigkeiten, Gedanken und Wissen, Rechte und Besitz von Geschlecht zu Geschlecht übertragen und vererbt und beides ist nicht etwa blos bildlich zu vergleichen, sondern es stammt aus einem gleichen, ursprünglichen Grundtriebe, aus einer gemeinsamen Wurzel.

Nur mögen die Darwinisten bedenken, daß wir damit nicht etwa am Ende, sondern am allerersten Anfang der Erklärung uns befinden.

Coquelin in Wien.

Von Hugo Wittmann.

Die Wiener Theaterwelt, die so geringen Umfanges ist und nach Heinrich Laube kaum zweitausend Einwohner zählt, braucht immer einen eigenartigen Kitzel, um aus ihrer alltäglichen Gleichgültigkeit zu erwachen. Als solches Reizmittel dienten in den jüngsten Tagen die zehn Vorstellungen, welche Herr Coquelin vom Théâtre Français mit einer kleinen französischen Gesellschaft im Carltheater gab. Der berühmte Schauspieler hat auch hier warme Anerkennung gefunden; allein auch er mußte sich, wie einst Sarah Bernhardt, die Gunst der Wiener Schritt für Schritt, Rolle um Rolle erobern. Beide haben hier ihren Ruhm im Schweiße ihres Angesichtes genossen. Wer das Wiener Publicum als eine blöde Horde von Gaffern schildert, die Alles, was glänzt, für Gold, und Alles, was lärmt, für Genie halten, sagt wissentlich oder unwissentlich die Unwahrheit. Es gibt kaum ein Publicum, das sich fremden Bühnengrößen gegenüber kälter, zugeknöpfter, mißtrauischer benähme. Der geräuschvolle Ruf, welcher die Ankunft eines Schauspielers verkündigt, macht uns stutzig; die betäubende Reclame, welche, wie Blechmusik dem Regimente, dem fahrenden Kunstvolke voranzieht, macht uns beinahe ungerecht. Draußen im Reiche hat man den Wienern Schwärmerei für Sarah Bernhardt vorgeworfen. Nein, Sarah Bernhardt mußte sich hier jeden Abend den Beifall neu erkämpfen, sie fand in jeder Vorstellung ein widerhaariges Publicum, und jede ihrer Rollen war wie ein Zweikampf zwischen Schauspielerin und Zuschauer, zwischen Bühne und Parterre. Hat sich einmal der Kampf zu Gunsten der Bühne entschieden, dann freilich mag bisweilen der Wiener Lobgesang um etliche Töne zu hoch gegriffen werden, dann streben die Lorbeerkränze ins Unermeßliche, nehmen die Blumensträuße monumentale Dimensionen an. Doch wo ist heutzutage eine Großstadt, wo nicht der darstellende Künstler von der Summe der öffentlichen Gunstbezeugungen ein unverhältnißmäßig Theil in Anspruch nähme und der Grundsatz gälte: Gebt dem Schauspieler, was des Schauspielers, dem Dichter, was des Dichters ist?

Auch Constant Coquelin fand, nachdem er einmal das erste Mißtrauen besiegt, fast zuviel Lob und Preis, einen Lavastrom unter der Eisrinde. Man hörte da Ueberschwänglichkeiten wie: außerordentlich, einzig, genial. Dies geht offenbar zu weit. Im Zusammenhang mit dem Théâtre Français betrachtet, ist dieser Schauspieler weder einzig noch außerordentlich; er hat dort Genossen, die neben und über ihm stehen, und zum Genialen fehlt ihm das Ursprüngliche, unwiderstehlich Hinreißende. Er ist ein

Digitized by Google

elektrisches Licht, das mehr leuchtet, als erwärmt. In dieser Hinsicht steckt er tief in den Traditionen der französischen Schauspielkunst, wie sie von Mademoiselle Clairon, von Diderot, Molé, Talma fixirt worden sind. Wie feurig ihm auch die Rede über die Lippen sprudelt, er faßt und lenkt sie mit kühlem Verstande. Kein Wort, kein Wink bleibt dem Augenblick überlassen; jede Nuance ist im Voraus notirt, jedes ritardando oder accelerando nach dem Metronom berechnet; kurz, die sogenannte Inspiration, mit welcher die berühmtesten Schauspieler gerne flunkern, wird hinter den Coulissen gelassen und darf um keinen Preis auf die Bretter heraus. Im Grunde gibt es wenig bedeutende Mimen, die es anders machten. Die wahre Kunst besteht für sie darin, die Gliederpuppe so zu drapiren, daß man durch keinen Schlitz in das Räderwerk hineinschaue. Dies gelingt Herrn Coquelin nicht ganz. Er ist, was wir seit der Mannheimer Theater-Renaissance einen denkenden Künstler nennen, und läßt es uns oft genug merken, während doch ein solcher Künstler seinen höchsten Triumph gerade darin zu suchen hat, daß er uns über die Mühsal seiner Kopfarbeit hinwegtäuscht und als plötzliche Eingebung erscheinen läßt, was das Ergebniß seiner Reflexion ist. Man darf kecklich behaupten, der sei der echte denkende Künstler, der auf der Bühne gedankenlos aussieht.

Herr Coquelin läßt uns selten vergessen, daß er einer der gescheitesten Schauspieler seiner Zeit ist, und an diesen seinen unbestrittenen Vorzug will er uns selbstverständlich in Rollen, die mehr oder weniger außerhalb seiner natürlichen Sphäre liegen, ganz besonders erinnert haben. Er ist von Haus aus ein Komiker, allerdings im weitesten Verstande des Wortes. Die französische Komik spannt ihr Seil über zwei Jahrhunderte, tanzt und gaukelt nicht blos, sondern geht auch gemesseneren Schrittes darüber hin: nicht blos Crispin und Scapin, auch Alceste und Tartuffe sind ihr unterthan. So hat denn Coquelin während seines zehntägigen Aufenthaltes in Wien neben den lustigen Bedienten der altfranzösischen Komödie auch den sonst so düster gezeichneten Tartuffe gespielt, als Mascarille („les Précieuses ridicules"), Gros-René („Dépit amoureux") und Pancrace („Mariage forcé") dem übermüthigsten Frohsinn alle Schleußen geöffnet und als Gringoire in Theodore de Banvilles bekanntem Stücke und als Schulmeister Florence in Erckman-Chatrians „les Rantzau" Thränen der Rührung entlockt. Die Technik des Weinens, die Kunstkniffe, womit allenthalben auf die Reizbarkeit der Thränendrüsen speculirt wird, der Mechanismus der Sentimentalität, auch dies versteht Coquelin in der That trefflich zu handhaben. Allein er neigt denn doch mehr zum Derb-Komischen hin. Dafür hat ihn die Natur gebaut, dazu hat sie ihm den weit gespaltenen Mund der Bouffons, die freche Stulpnase, den kleinen behenden Körper gegeben. Darin hat er auch am besten hier gefallen: die „Precieuses ridicules" mußten zweimal wiederholt werden. Bewunderswerth war es allerdings, wie der tolle, ausgelassene Mascarille Tags darauf die ernste Maske eines modernen Philisters (Julien Chabrière in Emile Augiers „Gabrielle") trug, wie dieser Philister, um die schwindende Liebe seiner Frau kämpfend, Töne der Innigkeit, Töne des Schmerzes aus sich herausholte. Aber nochmals: hier bewunderte man eben doch zumeist die erstaunliche Geschicklichkeit, womit der Schauspieler sich selbst besiegte und man athmete immer wieder auf, wenn er auf sein eigentliches Gebiet zurückkehrte und den lustigen, gutmüthigen Intriganten des Tournelles („Mademoiselle de la Seiglière" von Jules Sandeau) oder gar seinen unvergleichlichen Zechbruder Don Hannibal („l'Aventurière" von Emile Augier) spielte.

Herr Coquelin besitzt übrigens eine Waffe, die ihm den jähen Rollenwechsel wesentlich erleichtert, seine merkwürdige Stimme nämlich, die, vom Tenor bis zum Baß hinunter reichend, in allen Tonlagen die Deutlichkeit selber ist. Zumal wenn sie ihren schmetternden Blechklang ertönen läßt, trägt sie so weit, als eine Menschenstimme zu tragen vermag. Mit Hülfe dieses Instrumentes hat sich Coquelin zu einem Sprecher ersten Ranges ausgebildet; damit verleiht er jeder Rolle, mag sie seinem Naturell noch so wenig entsprechen, eine anschauliche Plastik, und das Wohlbehagen, welches diese vollendete Diction dem Zuhörer mittheilt, bewirkt, daß von einem gründlichen Mißerfolge bei diesem Schauspieler eigentlich gar nie die Rede sein kann.

Selbst sein Tartuffe, offenbar ein Fehlgriff, übt noch einen gewissen Reiz. Hier war man auf diese Rolle besonders neugierig, Coquelin hat sie in Paris nie gespielt, und sie dürfte ihm auch nicht so bald ausgeliefert werden, wofern er nicht seine befremdliche Ansicht über Auffassung und Darstellung der Rolle von Grund aus verändert. Da hat es sich wieder einmal gezeigt, wie wenig es taugt, wenn ein Schauspieler zu gescheit ist, zu viel denkt, den darzustellenden Charakter nicht im Dichter selber, sondern in Geschichtswerken und Literaturbüchern studirt. Der Tartuffe, wie ihn Herr Coquelin sich ausmalt, stellt nicht blos eine zweihundertjährige Tradition, sondern auch den gesunden Menschenverstand auf den Kopf. Zugegeben, daß die Rolle von einem Komiker gespielt werden muß; sie wurde es schon zu Molières Zeiten, und erst vor etlichen Jahrzehnten, als man anfing, einen Alceste, einen Arnolphe recht düster zu färben, gerieth auch Tartuffe in die Hände eines Geffroy, der einen unheimlichen Finsterling aus ihm machte. Selbst wirkliche Tragöden, wie Beauvallet, haben die Rolle in ihr Fach einzuschmuggeln versucht. Herr Coquelin hat ganz Recht, wenn er gegen solche Tendenzen reagirt. In einem längeren noch ungedruckten Essay, den er dem Schreiber dieser Zeilen mitgetheilt, führt er sehr scharfsinnig aus, daß Tartuffe die komische Person des Stückes sei, ein lächerlicher Mensch, ein Geprellter, über den man lachen müsse. Wie, in welchem Tone, sei eine andere Frage. Herr Coquelin verlangt für seinen Tartuffe nicht das hä hä, das man in „le Sicilien" zu hören bekommt, nicht das hu hu aus dem „Médecin malgré lui", nicht das ha ha, das uns Alceste aus dem Zwerchfell kitzelt, nicht das ho ho, womit wir Arnolphe, noch das hü hü, womit wir Monsieur de Pourceaugnac verfolgten; Herr Coquelin sagt uns überhaupt nicht, auf welchen Vocal oder Diphtong — es bleiben deren nur noch wenige übrig — sein Tartuffe ausgelacht werden soll, aber ausgelacht muß er werden.

Dagegen haben wir nun durchaus nichts einzuwenden, um so mehr aber gegen die Art und Weise, wie der geistreiche Mime die komische Natur der Rolle begründet. Man nehme sich zusammen, um Folgendes hören zu können: „Ja, Tartuffe ist der Geprellte; und wißt ihr warum? Weil er aufrichtig ist; weil dieses ewige Urbild des Heuchlers eben kein Heuchler ist; weil er das wirklich ist, als was er sich zeigt: ein Leckermaul, ein sinnlicher, nach Allem lüsterner, ein frommer Mann. Deshalb lacht man über ihn. . . . Durch seine Aufrichtigkeit wird er lächerlich." Herr Coquelin, der sich nicht allein um seine eigene, sondern nebstbei auch um die Ansicht Molières kümmert, will herausgebracht haben, daß dieser aufrichtige Tartuffe wirklich dem ursprünglichen Plane des Dichters entspreche: „Molière hat erkannt, daß selbst die aufrichtige Frömmigkeit, wenn sie das Maß überschreitet, eine Gefahr für die Familie werden kann." Dies nach Coquelin die Grundidee des Stückes, als seine drei ersten Acte am 12. Mai 1664 vor Ludwig XIV. aufgeführt wurden: später habe der Dichter in Folge der verschiedenen Verbote den ursprünglichen Gedanken verschleiert, aus dem Priester einen Weltmann, aus dem wahrhaftigen Frommen einen Frömmler gemacht, und Aufgabe des Forschers und Schauspielers sei es nun, aus dem zweimal umgearbeiteten Texte die erste Lesart zu entziffern und nachzuweisen, was von Anfang dagestanden und was später in Folge äußeren Zwanges hinzugekommen.

Dies Alles klingt verwünscht gelehrt; schade nur, daß Herr Coquelin mit seinen Hypothesen im Dunkeln herumtappt und Alles übersieht, was die Wahrscheinlichkeit derselben beeinträchtigen könnte. Molière hat allerdings seine Komödie zweimal umgearbeitet, das erstemal 1664 nach der Vorstellung in Versailles, das zweitemal nach der ersten öffentlichen Vorstellung in Paris (August 1667). Allein über die Version des Jahres 1664 ist uns gar nichts, über die von 1667 nur sehr Weniges bekannt, und dieses Wenige berechtigt keineswegs zu der haar-

Digitized by Google

sträubenden Vermuthung, der Dichter habe mit seinem Tartuffe ursprünglich einen „casuiste de bonne foi", einen ehrlichen Jesuiten, einen aufrichtigen Mann Gottes zeichnen wollen. Dagegen können wir einen Ausspruch Ludwigs XIV., welcher deutlich sagt, was Molière von Anfang an und immerdar beabsichtigte. „Le faux dévot ressemble trop au véritable", meinte der König, indem er das Stück gleich nach der ersten Versailler Aufführung verbot. Auch in den Pariser Salons, wo es viel vorgelesen wurde, kannte man es nur unter dem Titel „L'Hypocrite", wie man denn auch für den genial erfundenen Namen Tartuffe trotz aller Deutungen und Mißdeutungen immer wieder die alte Etymologie hervorsuchen muß: truffer = tromper.

Doch wozu sollen wir beweisen, daß zweimal zwei vier ist? Allzu geistreiche Schauspieler sind allerorten Meister im Auslegen und Unterlegen. Coquelin übertrumpft Poquelin — mag es immerhin geschehen, wenn nur der kühne Interpret seinen Mann findet, der ihn auf den rechten Weg zurückweist. Der aber ersteht dem Molièristen Coquelin in dem Schauspieler Coquelin. Diesem ist es rein unmöglich, auszudrücken, was jener in die Rolle hineindeuten möchte, und wenn der Schauspieler aus den Coulissen heraustritt und seine ersten Worte sagt, so denkt dann jeder Zuschauer: „Ein niederträchtiger Heuchler! Ein ausgemachter Hallunke!" Wahr und aufrichtig ist an Coquelins Tartuffe nur die glühende Lüsternheit, die nach allen weltlichen Genüssen langt, und die soll es sein. Leider gibt er gleich in der ersten Scene soviel Hitze aus, daß ihm keine Steigerung mehr möglich wird. Auch bringen die komischen Lichter, welche durch die Rolle hüpfen, durchaus nicht soviel Helle in seine Darstellung, als uns sein Essay zu versprechen scheint. Stellenweise streift er sogar das Boulevard-Drama. Wenn er am Ende des vierten Actes als entlarvter Schurke vor seinem Wirthe steht, so braucht er eine mit allerhand überflüssiger Mimik ausgefüllte Kunstpause von mehreren Minuten, bevor er das berühmte „c'est à vous d'en sortir" pathetisch von sich gibt. Denkt man sich ein geheimnißvolles Geigentremolo dazu, so ist's, als säße man in einem Boulevardtheater, mitten in einem gruseligen Melodram.

Kurz und gut: ein Mißgriff. Aber der Mißgriff eines bedeutenden Schauspielers, der über jede Rolle Glanz ausstreut und selbst mit seinen Fehlern unser Interesse reizt. Alles in Allem genommen, war sein hiesiger Erfolg ein ungewöhnlich großer. Er versprach wiederzukommen, und er soll uns um so willkommener sein, wenn nur der Schauspieler seinen Besuch erneuert, der Molière-Forscher und Molière-Verdreher aber hübsch zu Hause bleibt.

Aus der Hauptstadt.

Eine japanische Gemäldesammlung im Gewerbemuseum.

Die Ausstellung der historischen Sammlung hervorragender japanischer Meister, die Prof. H. Gierke in Breslau während seines vierjährigen Aufenthaltes in Tokio mit unermüdlichem Eifer zusammengebracht, leitet in unserer Kenntniß jener originellen Kunst eine neue Epoche ein.

Wir haben die künstlerischen Leistungen der Japaner bisher zumeist aus den Erzeugnissen ihres Kunstgewerbes kennen gelernt, den Lack- und Porzellanarbeiten. Die erstaunliche Sicherheit der Beobachtung, der Geschmack mit dem sie verwendet, der hohe Grad zeichnerischen Könnens schien uns nach unsern heimischen Erfahrungen unerklärlich. Wir waren nicht abgeneigt, als Ursache eine Art unbewußt schaffenden Kunsttriebes anzunehmen, der nach ähnlichen Gesetzen arbeitet wie der Instinct. Bei Gelegenheit der Wiener und ganz besonders bei der Pariser Weltausstellung erfuhren wir jedoch, daß hinter der Leistungsfähigkeit der japanischen Industrie gerade so gut eine Blüthe der hohen Kunst gestanden, wie einst hinter den Erzeugnissen der europäischen Kunstgewerbe. Wir erfuhren durch die Franzosen Namen großer Künstler, ohne aus den Beschreibungen ein Bild gewinnen zu können. Sonst gab es nur noch in englischen und amerikanischen Revuen zerstreute Artikel, aus denen wir Materialien zum Verständniß schöpfen konnten. Aber das war Alles Bruchstück und reichte nicht aus, die einzelnen bessern Bilder, die zu uns kamen, die wunderbar schöne Sammlung Fächermalereien im Gewerbemuseum, die großartigen Porträts, und die kleine Bibliothek illustrirter japanischer Bücher, die das Kupferstichkabinet bewahrt — sie soll eine der bedeutendsten in Europa sein — unter einander in Zusammenhang zu bringen.

Nun aber hat sich die Situation mit einem Schlage geändert. Gierkes Sammlung umfaßt alle Perioden der japanischen Kunst. Vom sechsten Jahrhundert an sind alle Schulen und die größten Meister mit charakteristischen Werken vertreten. Dazu hat der Forscher ein reiches historisches Material zusammengetragen, das über alle wichtigen Fragen Aufklärung gibt und nach der Probe, die der Katalog liefert, vollständiger und vielseitiger einzuführen verspricht, als sogar Edmond de Goncourts „Maison d'un artiste", in dem das Beste niedergelegt, was die Franzosen über die japanische Kunst wissen. Nur in England soll im Privatbesitz eine Sammlung von ähnlichem Umfange bestehen wie Gierkes, aber ihr Besitzer hat noch nichts über sie veröffentlicht. Erst in Japan selber gibt es im Schatz des Kaisers, einiger großer Tempel und des Museums zu Tokio ein Material, das zusammengenommen Gierkes Sammlung überragt.

Die japanische Kunst hängt von wesentlich andern Lebensformen ab, als die unsere. Vor Allem darf man bei ihrer Betrachtung nicht einen Augenblick vergessen, daß es die Cultur des Inselreiches nie zu einer entwickelten Baukunst gebracht hat. Es fehlt somit der Malerei jene Schulung an den Wandflächen einer großartigen Architektur, deren sie bedarf, um ihr höchstes Ziel zu erreichen. In dem Bambushause des Japaners gibt es nicht einmal gemauerte Wände. Leichtes Lattenwerk, meistens nur eine Matte, die bei gutem Wetter aufgerollt wird, schließt die Räume ein. Bei derartigen Constructionen muß auch das aufgehängte Wandbild eine andre Gestalt annehmen, als bei uns. Es darf nicht schwer sein, hat keinen festen Platz, und muß sich leicht verwahren lassen, denn die häufigen Feuersbrünste greifen mit entsetzlicher Schnelligkeit um sich. Diesen Bedingungen entspricht die leichte Rolle, zu der sich das Wandbild zusammenwickeln läßt. In einen Kasten gepackt, läßt es sich bequem in dem feuerfesten Schatzhause unterbringen, das den kostbaren Besitz der Familie birgt. Nur bei Festen wird das Bild hervorgeholt und so sorgsam behandelt, daß die auf leichtes Zeug gemalten Aquarelle sich Jahrhunderte unversehrt erhalten. Der prachtvolle Brocatstoff, auf den sie gespannt sind, vertritt die Stelle unseres isolirenden Goldrahmens. Die Größe dieser Bilder ist ziemlich beschränkt, meist haben sie ungefähr die Verhältnisse eines etwas breiten Handtuches, selten die einer kleinen Zimmerthür. Und das sind die größten Räume, welche dem japanischen Maler zu Gebote stehen. Denn die mehrtheiligen Wandschirme, die als einzige Möbel seiner Zimmer zugleich Zug abhalten und behagliche Ecken abschneiden, pflegen durch eine goldene vielfach zerrissene Wolke in eine Anzahl ungleicher unregelmäßiger Räume zertheilt zu sein, in denen die Figuren selten mehr als Handgröße haben. Sie sind für unsere Gewohnheiten schwer genießbar, denn die Malerei steigt bis auf den Fußboden hinab und ist nur im Hocken oder Liegen ganz zu überschauen. Aber mit den Wandgemälden bilden sie eine Gruppe, deren perspectivische Anlage unserer Kunstweise verwandt, wenn sie auch weniger entwickelt ist. Ganz anders bei den Kleinmalereien in Büchern und auf langen Papierrollen. Diese werden vom Malenden wie vom Beschauer auf den Boden gelegt und als Fläche betrachtet, auf der Dinge und Menschen senkrecht stehen, in der Vogelperspective gesehen sind. Nachdem uns Gierke auf diese Eigenart aufmerksam gemacht, wird es auch uns nicht schwer, die gleichsam projicirten Dinge bei der Betrachtung von oben aufzurichten. Es ist überraschend, zu welch wimmelndem Leben die kleinen Bilder erwachen, wenn man gelernt hat, sie richtig zu sehen. Sie scheinen wie von einem Zauberstabe berührt. Mit dieser Betrachtungsart, die aus dem Hocken und Liegen in möbellosen Räumen entspringt, hängt es auch wohl zusammen, daß selbst auf Wandbildern die Landschaften fast immer wie von einem Berg gesehen erscheinen.

Die Abwesenheit der monumentalen Malerei, das geringe Format, welches fast niemals Menschen in natürlicher Größe zu zeichnen erlaubt, der Dualismus einer richtigen aber unentwickelten und einer im letzten Grunde unmöglichen Perspective, endlich die Negation des Schattens sind

Digitized by Google

die Schranken, welche eine umfassende Entwickelung der japanischen Malerei gehindert haben. Was sie aber innerhalb dieser Grenzen erreicht hat, ist selbst von unserm Standpunkte staunenswerth. Auf der einen Seite finden wir momentane Skizzen von einer Wucht, die uns unwillkürlich den Namen Rembrandts auf die Zunge legt, auf der andern eine Ausführung des Details, daß wir wie bei Blumen und Schmetterlingen die Natur selbst zu sehen glauben.

Wie die Cultur Japans überhaupt, ist auch seine Malerei von China abhängig. Durch alle Jahrhunderte vom sechsten unserer Zeitrechnung bis in die Gegenwart gibt es eine Richtung in der japanischen Kunst, die sich bewußt an chinesische Vorbilder hält. Aus dieser Schule stammen fast alle Wandbilder und die mit breitem Pinsel hingeworfenen Tuschmalereien. Neben ihr entstand schon früh eine nationale Schule, die aber in figürlichen Darstellungen früh in Schematismus erstarrte, während sie sich in der Landschaftsmalerei und der Darstellung kleinerer Thiere der Rivalin überlegen zeigt. Auch coloristisch vermag sie Höheres. Aus ihr löste sich die Gattung des japanischen Genre ab, die ihren größten Vertreter, den Hokusai, erst in unserm Jahrhundert hervorbrachte. Mit Vorliebe pflegte sie die Miniaturmalerei auf langen Rollen, die aber seit der Massenproduction gedruckter Bilderbücher außer Gebrauch kamen und jetzt schon lange nicht mehr angefertigt werden. Die Stoffe der japanischen Kunst sind fast so mannichfaltig wie die unsern. Auf den Wandbildern sehen wir Darstellungen der Götter, entweder golden auf schwarzem Grunde und in feierlicher Bewegung wie sie der buddhistische Cult verlangt, oder als Caricaturen mit dem gutmüthigsten Lächeln von der Welt, wie sich der Japaner seine einheimischen und die ursprünglich chinesischen Götter vorstellt. Dann Einzelbilder von Helden und Heiligen, typische Figuren aus der Sage, Sittenbilder, Thierdarstellungen, Landschaften. Die Wandschirme haben mehr Raum und zeigen weitläufige Vorgänge, wie das Einfangen wilder Pferde, Scenen aus dem Hofleben und lange Märchen, in denen der Held mit Ungeheuern kämpft, schöne Frauen erlöst und beutebeladen heimkehrt. Noch mehr gehen die Rollen in die Breite. Sie erzählen uns Legenden von buddhistischen Priestern, Märchen und Geschichte, Ethnographisches aus dem Leben der Ainos, des halbbarbarischen Volkes auf den nördlichen Inseln. Dann werden Festzüge geschildert, Hochzeiten und Jagden und weite Küstenstriche als Panorama aufgerollt. Die gedruckten Bücher haben sich später des ganzen Gebietes dieser Rollen bemächtigt und pflegen überdies Specialitäten in den populär-wissenschaftlichen und künstlerischen Abhandlungen. Es gibt Kräuterbücher mit Medicinpflanzen und ihren Eigenschaften, Anleitungen zum Zeichnen und Malen, zum Straußbinden und Wahrsagen. Der Buntdruck steht in ihnen auf einer Höhe der Vollkommenheit, die er nur im alten China soll erklommen haben. Aber davon wissen wir nicht viel, nur die französischen Kenner munkeln von einzelnen raren Stücken, die ihnen zu Gesicht gekommen. Für uns bilden vorläufig die gedruckten japanischen Bücher und Albums coloristisch das Höchste des auf dem Gebiete Geleisteten.

Die Malerien sind im großen Lichthof des Gewerbemuseums aufgestellt, der vor einem Jahre die märchenhaften indischen Schätze der Königin von England umschloß. Mit großem Geschick hat die Direction es verstanden, aus dem schwer zu behandelnden Material ein malerisches Ganzes zu schaffen. In der Mitte erhebt sich ein hoher pyramidenförmiger Aufbau von decorativen Gemälden aus dem Besitze des Museums. Die eine Hälfte des Raumes ist den Wandbildern, die andere den Rollen zuertheilt.

Erstere gehen in sehr frühe Zeiten zurück, das älteste Original stammt aus dem 9. Jahrhundert. Wie das nächstfolgende, ein Bild Buddhas von dem Stifter der japanischen Schule aus dem 11. Jahrhundert, geht es auf indische Urbilder zurück. Auf einer goldenen Wolke schwebt Buddha zur Erde hinab. Seine feierliche Gestalt ist in reiche goldene Gewänder von majestätischem Wurf gehüllt, die über und über mit den zierlichsten Ornamenten bedeckt sind. Ueber den schwarzen Grund strahlt ein vielfacher nur eben angedeuteter Nimbus aus, der die Wirkung der Persönlichkeit nicht stört, sondern mystisch steigert. Von ähnlicher Erhabenheit sind die übrigen buddhistischen Götterbildnisse. Wie zutraulich erscheinen daneben die sieben japanischen Glücksgötter, ob wir sie einzeln sehen oder in lustiger Gesellschaft miteinander. An feierlicher Würde den buddhistischen Cultbildern verwandt, sitzt auf seinem Throne, der mit einem rothen Prachtstoffe von wunderbarem Muster bedeckt ist, ein Oberpriester. Er ist halb in gelbe, halb in schwarze Seide gekleidet und scheint einer Opferhandlung beizuwohnen. Seine Hände ruhen auf dem Schoße und er läßt abwesend die weißen Haare eines Weihwedels durch seine Finger gleiten. Den Maler dieses herrlichen Porträts konnten die japanischen Gelehrten nicht nennen und waren zu gewissenhaft, um eine Vermuthung zu wagen. Es stammt aus dem 17. Jahrhundert.

Auf einem allerliebsten Sittenbilde aus dem 17. Jahrhundert sehen wir eine Gesellschaft vornehmer Damen in reicher Toilette ein Boot zu einer Vergnügungsfahrt besteigen. Zierlich trippeln sie auf kleinen Schuhen heran. Die rohen Bootführer, die auf dem Schutzdache hocken, lassen uns die feine Bildung der Damen fast in komischem Lichte erscheinen. In den Farben von großem Reize ist eine Sängerin, die ihrer Schülerin Unterricht gibt. Beide kauern in reichen Gewändern am Boden. Mit derselben Kaste beschäftigt sich ein späteres Bild, das eine schöne Tänzerin darstellt, wie sie in Trauer über ihr Schicksal in sich zusammengesunken ist. Dann werden uns Scenen vorgeführt, die uns daran erinnern, daß auch nach Japan der chinesische Cultus der Familie gedrungen. Typisch ist für dieses Gebiet das Bild der Großeltern im Kreise lustiger Enkel, die ihnen ihre Fortschritte zeigen.

Den großen Stil vertritt eine Landschaft aus dem 15. Jahrhundert mit dem heiligen Berge Japans, dem erloschenen Vulkan Fusi-Yama. Hoch ragen die schlanken Umrisse des schneebedeckten Kegels über die niedrigen Vorberge hinweg, durch die ein weites Thal eine Straße bis zum Fuße des Riesen bildet. Vielfach gewunden schlängelt sich ein Fluß hindurch, der im Vordergrunde ins Meer fällt. Hier haben wir an den winzigen Schiffen und den kleinen Menschen am Strande den Maßstab für die großartigen Dimensionen des Ganzen, das von leichtem Nebel durchduftet wird. Der Fusi-Yama ist derselbe Berg, dessen Umrisse uns von den kunstgewerblichen Arbeiten so wohlbekannt sind. Auf dem wichtigsten Culturgebiete Japans beherrschen seine kühnen Umrisse alle Landschaftsbilder. Ein anderes Gemälde führt uns eine Frühlingslandschaft im Blüthenschmuck vor, die uns fast noch unmittelbarer fesselt als die erste. Unter den Thierdarstellungen imponirt durch die Größe des Stils ein Flug wilder Gänse. Zwei haben sich niedergelassen und sind schon eifrig beim Grasen, eine dritte reckt noch den Hals empor und begrüßt die letzte, die zögernd herabschwebt. Von der Wahrheit der Bewegung und der unerhörten Sicherheit der Zeichnung kann nur das Bild selbst eine Anschauung geben. Ein Zug möge die Kunst des Malers charakterisiren. Die beiden Fressenden stehen nebeneinander und führen ganz dieselbe stoßende Bewegung aus, so daß Köpfe und Hälse einander fast parallel sind. Die Wirkung ist so mächtig gesteigert, daß man in der Vorstellung den Eindruck behält, man hätte die Bewegung ausführen sehen. Auf derselben Höhe steht das Bild eines Karpfens, der einen Wasserfall hinauf schwimmt, zugleich ein Symbol für die Energie, die alle Hindernisse zu überwinden weiß. Von eigenthümlichem Reiz sind die Affendarstellungen eines Künstlers, der sich im Anfange dieses Jahrhunderts als Einsiedler in die Waldgebirge zurückzog, um seine Vorbilder besser studiren zu können. Er hat das Opfer nicht vergebens gebracht. — Auf den Wandschirmen und Rollen wiederholen sich die Einzeldarstellungen. Größer angelegte figürliche Compositionen sind seltener und lehnen sich meist direct an chinesische Vorbilder, wenn sie nicht, wie die großartigen Schilderungen der buddhistischen Hölle und des Buddhistenhimmels, auf indischen Ursprung zurückgehen.

Gierkes Katalog gibt uns über jedes einzelne Kunstwerk die interessantesten Erklärungen und enthält in der Einleitung die Geschichte der Entstehung seiner Sammlung und einen Abriß der japanischen Kunstgeschichte, wie er sie aus den Berichten der einheimischen Kritiker zusammengestellt, bei denen er in die Schule gegangen. Wir erfahren dabei die wichtige Thatsache, daß im Reich der aufgehenden Sonne eine uralte schriftliche und mündliche Tradition innerhalb einzelner Kennerfamilien existirt. Im Besitze handschriftlicher Aufzeichnungen — Gedrucktes gibt es über das Thema nicht — und zahlreicher Copien arbeiten die Gelehrten so sicher, daß Gierke von weit auseinander wohnenden Forschern, denen er ein und dasselbe unbezeichnete Gemälde vorlegte, ganz unabhängig dieselbe Antwort erhielt. Gierke gesteht selber, daß er anfangs mit großem Mißtrauen dem Wissen der Japaner gegenübergetreten ist, aber allmählich ein unbegrenztes Vertrauen gefaßt habe. Seine ganze Sammlung hat die japanische Kritik passirt, viele seiner Bilder waren den Gelehrten von vornherein wohlbekannt. Uns muß allein schon die Ehrlichkeit imponiren, mit der jene Männer die Grenzen ihres Wissens eingestehen. Mehr als

Digitized by Google

ein bedeutendes Bild konnte nicht mit Sicherheit bestimmt werden und blieb unbezeichnet. Wir erfahren bei der Gelegenheit auch, daß es in Japan seit alter Zeit Kunstvereine gegeben, theils gelehrter Art, theils ausübende, in denen malerische Wettkämpfe veranstaltet werden. Zwar wurde die Tradition bei dem Taumel, in den das japanische Volk nach den Umwälzungen von 1868 gerieth, einen Augenblick unterbrochen, und man verkannte im Eifer für das Fremde die so lange mit größter Pietät gepflegten Schätze der Heimat. Gierke war noch in der glücklichen Lage, diese Zeit benutzen zu können, in der Tempel und Adelige sich plötzlich in Noth und Elend sahen und ihre Schätze verschleuderten. Aber man hat sich schnell wieder besonnen, und jetzt wird nicht leicht ein Kunstwerk mehr verkauft. Der Staat hat sich ins Mittel gelegt und nach europäischem Vorbild in der neuen Hauptstadt ein Museum gegründet. Sogar eine große historische Kunstausstellung wurde 1880 zu Tokio veranstaltet, zu der alle Künstler und Gelehrten zusammenströmten. Eine Regierungscommission beurtheilte die Echtheit der Werke. Unter der Hand konnte Gierke noch manche wichtige Erwerbung machen.

Bis die ausführlicheren Werke, die uns in Aussicht gestellt, erschienen sind, bietet Gierkes Katalog, der auch im Buchhandel erschienen ist, die bequemste und interessanteste Einführung in die japanische Kunst und in das Leben des fernen Inselreiches. Die Sammlung selbst ist dem Staate zum Kauf angeboten. Möchte der Erwerb gelingen! Unsere Museen würden um einen Schatz reicher sein, wie er auf demselben Gebiet in Zukunft kaum würde aufs Neue zusammengebracht werden können.

A. Lichtwark.

Dramatische Aufführungen.

Der Westindier.

Schauspiel in vier Acten von Franz Bittong.

Das mit Recht auch beim Berliner Publicum wohl angeschriebene Mitglied des Hamburger Thalia-Theaters, Herr Carl Mittell, hat zu seinem diesmaligen Gastspiel im Residenz-Theater eine von dem Hamburger Publicum äußerst beifällig aufgenommene Novität mitgebracht, welche aber hier, trotz kräftigem Einstehen des Gastes und überraschend guter Aufführung, nicht sonderlich anzusprechen vermochte. Herr Franz Bittong, seines Zeichens Regisseur am Thalia-Theater und daher schon ex professo ein bühnenkundiger Mann, hat in seinem „Westindier" sein bestes Wissen aufgeboten, um aus einem schlechten Stoff ein wirksames Stück zu schaffen, freilich ohne daß seine Kunst das Unmögliche möglich machen konnte. Mit verdächtiger Discretion versucht zwar der Theaterzettel die Herkunft der Fabel anzudeuten, aber das orakelhafte: „mit Benutzung eines älteren Motivs" würde uns nichts sagen, als was der Zuschauer nicht schon ahnte, wenn nicht der Autor sich noch in der elften Stunde veranlaßt gesehen hätte, seine Quelle ein bischen — freilich nur sehr wenig — zu präcisiren, indem er blos die Hauptfigur und zwar aus einer Erzählung der „Gartenlaube" entlehnt zu haben vorgibt. Ich kenne diese Novelle nicht, aber nach dem Stück zu urtheilen, will es mir doch scheinen, als ob auch die Grundzüge der Handlung und was an der Titelfigur drum und dran hängt dem bekannten Familienblatte entnommen wäre. Eine solche exotisch unmögliche Geschichte kann nur einem echten Blaustrumpf-Roman entnommen sein. In die grelle, unerbittlich klare Beleuchtung der Bühne gerückt, fällt der ganze Spuk haltlos in Nichts zusammen.

Der Vorwurf ist keineswegs neu. Es ist die alte, tausendmal dramatisirte Geschichte von der Rehabilitirung eines ehemaligen Sträflings. Das vielgespielte ältere französische Sensationsstück: „Der Galeerensklave", Giacomettis „Morte civile" — durch Rossi und Salvini auch bei uns bekannt —, Wilbrandts „Tochter des Herrn Fabricius", Bohrmann-Riegens „Verlorene Ehre" — nebenbei bemerkt ein ungenirtes Plagiat an Monte-corbolis „Riabbilitazzione" —, Belots „Artikel 47" und zahllose Boulevarddramen und Spektakelstücke behandeln dasselbe dankbare Thema. In allen Fällen kommt der ehemalige Sträfling, der incognito zu Reichthum und Ansehen gelangt, mit alten Bekannten oder Verwandten zusammen, welche ihn an sein Vorleben erinnern, seine gegenwärtige Stellung unmöglich machen und ihn wohl gar zum Selbstmord treiben. Auch der „Westindier" Juan Perez ist ein ehemaliger Galeerensklave. Ehedem spanischer Herzog und hoher Würdenträger, übernahm er eine Mission oder Expedition gegen eine Schmugglerbande, aber im Anblick des Elends dieser armen Teufel fühlte er socialistische Anwandlungen, und statt die Pascher zu verfolgen, machte er mit ihnen gemeinsame Sache. Die Folgen dieser unwahrscheinlichen Weichherzigkeit ließen nicht lange auf sich warten. Er wurde ergriffen und zur Galeere verurtheilt: doch gelang es ihm noch, im Hospital, wo er an den Blattern erkrankt lag, durch eine ebenso einfache als fragwürdige Verwechslung — er legte sich in das Bett seines frisch verstorbenen Nachbars und schaffte dessen Cadaver in sein eigenes Lager hinüber — die Behörde zu täuschen und den Häschern zu entfliehen. Er zog einen neuen Menschen an, nannte sich nach seinem todten Mitkranken Juan Perez und gelangte in Westindien zu märchenhaftem Reichthum. Dort machte er auch die Bekanntschaft des General-Consuls von Wessenberg und dessen Familie, in deren Intimität er sich bald durch seine Herzensgüte und Wohlthätigkeit so fest einzusetzen wußte, daß er daselbst, als er sich einige Jahre später nach Deutschland begibt, wieder mit offenen Armen aufgenommen wird. Aber hier droht ihm die lang gemiedene Gefahr der Entlarvung. Er trifft in dem gastfreundlichen Hause mit seiner Frau zusammen, welche er seit seiner Verurtheilung nicht mehr gesehen hat. Die Frage ist jetzt: kennt sie die edlen Beweggründe seines Verbrechens und wird sie ihm, der sie noch immer leidenschaftlich liebt, alles Ungemach verzeihen und wieder angehören?

Der Verfasser begeht gar manchen bösen Verstoß. Nach dem ersten Acte, der eine geschickte Exposition bringt, sind wir durch drei Aufzüge vergeblich des Augenblicks gewärtig, da sich die beiden Gatten sehen und aussprechen. Das erstemal, als Juan Perez die unterm Namen ihrer seligen Großmutter eingeführte Gattin erkennt, weicht er ihr aus. Das zweitemal belauscht er sie und stürzt sich, statt zu ihren Füßen, einem harmlosen Legationsrath entgegen, der so frei war, ihr eine ernstgemeinte Liebeserklärung zu machen. Wie er sie aber zum drittenmale sieht, da ist Alles in schönster Ordnung: sie hat niemals aufgehört, ihn zu lieben, und irgend welches Hinderniß zu ihrer Vereinigung existirt gar nicht mehr. Wo aber kein Conflict ist, da hat der Dramatiker sein Recht verloren.

Von den verschiedenen Unwahrscheinlichkeiten will ich schweigen. Die Vorgeschichte des Dramas spielt in Spanien, Westindien und anderen schwer controlirbaren Ländern; man darf sich also etwas Romantik gefallen lassen. Anders in der dargestellten Handlung selbst, die in unseren Tagen, in einer Residenz und vorschriftsmäßig von Nachmittag bis gegen Mitternacht spielt. Unmöglich ist jedenfalls dieser Generalconsul, der die ihm anvertrauten Documente seines zum Duell schreitenden Freundes in großer Gesellschaft erbricht, vorliest und von Hand zu Hand gehen läßt. Was dem Stück aber vor Allem den Hals bricht, ist der Umstand, daß wir durch viertehalb Acte gar nicht wissen, ob wir uns für den Westindier erwärmen sollen, ob er im Grund ein Schurke ist und ob seine Auslieferung gerechtfertigt wäre. Nicht einmal seine eigene Frau scheint darüber im Klaren. Und erst als er sich hinsetzt und in breiter Rührseligkeit die Geschichte seines Vergehens erzählt, sehen wir ein, daß der unheimliche Geselle unzweifelhaft ein Schwärmer, aber sonst ein wahrer Mustermensch ist. Wir kommen also mit unserer Sympathie zu spät, gerade so wie am Schluß das lösende Wort: daß der vermeintlich dem Gesetze Verfallene längst begnadigt sei — und Beides ist für das Stück unter allen Umständen sehr schlimm.

Es ist Schade, daß Bittong nicht einen dankbareren Stoff gefunden hat. Die gewiß ihm angehörenden Episoden, z. B. die Conversationsscene im ersten Act, die Liebesscene im zweiten, dann die Figuren des furchtsamen Consuls, des Ehepaars, das in Paris war, und des heiseren Salontenors, verrathen ein hübsches Talent, das sich auf die Bühnenwirkung versteht.

Z.

Notizen.

Für den Weihnachtstisch sind uns wieder eine große Anzahl von Novitäten eingegangen, von denen wir hier die namhaftesten empfehlend anführen wollen. Da ist ein zierlich in Saffian gekleidetes Bändchen aus dem Verlage von S. Reuther in Karlsruhe: „Geburtstagsbuch für alle Tage des Jahres" mit einem Farbendruck von E. Bouga,

Digitized by Google

das den Zweck hat, eine Auswahl von Sentenzen und Citaten für jeden Jahrestag zu bieten, während die eingefügten weißen Blätter die Geburtstage unserer Lieben aufzunehmen bestimmt sind. — Ein nicht minder sinniges Geschenk ist die mit dem Bildniß des Dichters geschmückte Gesammtausgabe der „Kinder-Lieder" von Hermann Kletke (Berlin, Carl Habel). Die zum Theil launigen, theils ernsthaften, immer aber fromm und freundlich zum Kindergemüth sprechenden Gedichte erfreuen sich bei Groß und Klein einer so allgemeinen Beliebtheit, daß zu ihrem Lobe nichts mehr gesagt zu werden braucht. — Der Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig bietet eine deutsche Bearbeitung der in Frankreich sehr beliebten Erzählung für junge Mädchen „Les étapes de Madeleine" von Madame Colomb unter dem Titel: „Liebe um Liebe" von Brigitte Augusti und von derselben Verfasserin eine Fortsetzung ihrer beifällig aufgenommenen Erzählung „Mädchenlose" unter dem Titel: „Haus und Welt", während sich Wörishöffers „Buch vom braven Mann", Bilder aus dem Seeleben mit besonderer Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, und Höckers „Kadett und Feldmarschall" mit ihrem reich illustrirten, fesselnden Inhalt mehr an die Knabenwelt wenden. — Ganz besonders empfehlen wir als ein gediegenes Festbuch für Haus und Familie, zumal für die reifere Jugend, Spemanns „Neues Universum" mit seinem bunten belehrenden Text und reichem Bilderschmuck über die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Hochinteressante Mittheilungen aus Länder- und Völkerkunde, Verkehrsleben und Industrie wechseln ab mit instructiven Beschreibungen neuer Apparate, Maschinen, Bauwerke und auch auf Militärwesen, Marine, Aeronautik, Physik und Chemie des täglichen Lebens, Geologie, Witterungskunde und Statistik ist stete Rücksicht genommen. Wir wüßten nicht leicht ein gleich nützliches, anregendes und über die Fortschritte zumal der Polytechnik belehrendes Hausbuch.

* * *

Der Verlag von Carl Flemming in Glogau betreibt vorzugsweise die Specialität der Mädchenliteratur, und da sind es zuvörderst zwei altrenommirte Publicationen, welche dieses Jahr neuen Zuwachs erhalten. Von Herzblättchens Zeitvertreib, herausgegeben von Thekla von Gumpert, ist eben der reich mit colorirten Lithographien und Holzschnitten geschmückte 27. Band erschienen, der durch seinen abwechslungsvollen belehrenden und erheiternden Inhalt gewiß den zahlreichen alten Freunden viele neue zuführen wird. Dieselbe Herausgeberin läßt gleichzeitig auch den 28. Band ihres Töchter-Albums, Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend, erscheinen. Auch hier gehört die Mehrzahl der Mitarbeiter dem weiblichen Geschlecht an, und eine Fülle von belehrendem Stoff in geschmackvoller und immer pädagogisch erprobter Auswahl ist dem mit zahllosen Farbendrucken gezierten Bande nicht abzusprechen. Gleich empfehlenswerth sind die übrigen Novitäten der Verlagshandlung: das poetische Weihnachtsmärchen von Luise Büchner, die erste von Julius Lohmeyer besorgte Sammlung der köstlichen Räthsel Friedrich Güllls unter dem Titel: Räthselstübchen, und das mit Aquarellen und Textillustrationen bedachte liebenswürdige Geschichten- und Liederbuch: Mutter und Kind von A. Boelckerling.

* * *

Von der Colorirten Ausgabe von Brehms Thierleben (Leipzig, Bibliographisches Institut) sind bis heute 4 Bände erschienen, welche die Abtheilung „Vögel" ganz und von den „Säugethieren" den ersten Theil enthalten. Wir haben schon bei Beginn des großartigen Unternehmens auf die gesunde Idee, dem der „Chromo"-Brehm seine Entstehung verdankt, aufmerksam gemacht und können heute constatiren, daß das versprochene Programm gewissenhaft eingehalten wurde. In der prachtvollen farbigen Darstellung der Objecte zeigt sich in der That das Ideal der Illustrirung eines naturgeschichtlichen Werkes, während doch selbst bei genauester Wiedergabe der Form und Gestalt durch den Holzschnitt und sorgfältigster Beschreibung der Farbennuancen durch den Text noch lange keine richtige Vorstellung erreicht wird. Die Zeichnungen sind vortrefflich, die Colorirungen sauber, treu, echt künstlerisch, fast alle Blätter geradezu meisterhafte Stimmungsbilder, wie sie in der naturhistorischen Literatur einzig dastehen. Wir empfehlen diese unvergleichlich schöne Ausgabe zumal im Hinblick auf die bevorstehende Festzeit. — Bei dieser Gelegenheit sei auch noch auf ein anderes Unternehmen derselben Verlagshandlung hingewiesen, auf Meyers Fachlexika. Diese ausgezeichnete Sammlung von Nachschlagebüchern ist nicht oder doch nur zum geringeren Theil für den fertigen Mann von Fach berechnet, sondern von Fachleuten mit richtigem Verständniß der Vorkenntnisse verfaßt, die beim Laien billig vorauszusetzen sind. Die bisher erschienenen zwanzig Bände, alle handlich im Format und übersichtlich im Inhalt, behandeln die mannichfaltigsten Wissenschaften und sind, zum Theil reich illustrirt, sämmtlich gleich zuverlässig und unerschöpflich an Daten, Zahlen und technischen Aufschlüssen, dabei weniger obenhin und summarisch als unsere besten Conversationslexika. Bücher wie Bambachs Staatslexikon, Castners Militärlexikon, Löbners Handels- und Gewerberecht, Holtzmann-Zöpfels Kirchenwesen, Hermanns Allgemeine Geschichte, Embachers Reisen und Entdeckungen u. A. bezeichnen wahre Triumphe der deutschen Lexikographie.

* * *

Daß die Biographien unserer großen Musiker ein ansehnliches Publicum finden, beweist die Zahl der in jüngster Zeit erschienenen und zum Theil schon mehrfach aufgelegten Monographien. So ist von Carl Glasenapps „Richard Wagners Leben und Werken" (Leipzig, Breitkopf & Härtel) eine neue vermehrte Ausgabe mit Namen- und Sachregister herausgekommen. Das separat erschienene Supplement soll das frühere Schlußkapitel des zweiten Bandes ersetzen und umfaßt die Zeit von 1876—1882, bis zur „Bayreuther That", wie der etwas allzu überschwänglich gestimmte Biograph und Enkomiast schreibt. — Von August Reißmann, dem fleißigen Musikschriftsteller, erschienen zu gleicher Zeit, wenn auch in verschiedenem Verlage, zwei sehr interessante Biographien Webers und Glucks. „Carl Maria von Weber, sein Leben und seine Werke" (Berlin, Robert Oppenheim) schließt sich dem bekannten dreibändigen Werke, das der im vorigen Jahre verstorbene Max Maria v. Weber seinem großen Vater gewidmet hat, würdig an. Die Darstellung von Webers künstlerischer Entwickelung ist ebenso vollständig als treu, und seine kunst- und culturgeschichtliche Bedeutung wird mit zum Theil neuem Material belegt. — Nicht minder willkommen und in noch glänzenderer Ausstattung erscheint Reißmanns Christoph Willibald von Gluck, Berlin bei J. Guttentag (D. Collin). Nach denselben Gesichtspunkten ausgeführt, erhält das Buch einen besondern Werth dadurch, daß der Verfasser Gelegenheit hatte, einen großen Theil nicht veröffentlichter Opernpartituren des genialen Musik-Reformators einzusehen. Auch diese ansprechend geschriebene Biographie ist mit werthvollen Notenbeilagen geschmückt, welche theils den Text unterbrechen, theils als Nachtrag angefügt sind. Wir empfehlen das ausgezeichnete Buch.

* * *

Mozart. Ein Künstlerleben, dargestellt von L. Meinardus. Berlin, J. Guttentag (Collin). Bisher hat eine eigentliche „populäre" Biographie Mozarts gefehlt. Die von Jahn — ein unerreichtes Muster — verlangt viel Ernst, auch Fachkenntniß des Lesers, die von Ulibischeff ist eigentlich ein literarisches Phantasiestück über das Thema Mozart; die andern sind nicht erwähnenswerth. Das vorliegende Buch hat die Aufgabe, zwischen ernster Biographie und romantischer Dichtung die richtige Mitte zu halten und die gebildeten Laien anzuregen. Der Verfasser ist ein namhafter Musiker und Referent, also der Aufgabe gewachsen, der er sich mit Liebe und Fleiß gewidmet hat. Das Buch wird ein willkommenes Weihnachtsgeschenk sein für alle Musikfreunde (besonders für Freundinnen), welche unterhaltend belehrt sein wollen. Die Ausstattung (Druck und Papier) gehört zu der schönsten, die wir je gesehen. H. E.

* * *

Die deutsche Bühne in Bild und Wort geschichtlich dargestellt von einem Weimaraner (Dresden, Wilhelm Streit) ist ein elegant ausgestattetes Album in Großquart mit an hundert Illustrationen, Porträts und Lichtdrucktafeln. Der Text bietet eine lebendige Darstellung der Entwicklung unseres Bühnenwesens, wobei auch das Theater der Alten, Spanier, Franzosen und Engländer einbezogen ist, und erhebt keinen wissenschaftlichen Anspruch, doch ist der umfängliche Stoff hier wohl zum erstenmal in so amüsanter, anschaulicher Weise dargestellt. An wirklich Neuem enthält das Buch Manches, wie z. B. über die Festoper in Florenz nach Vasari, einen Illustrationsversuch der Mysterienspiele und Rococooper, den Bericht über das Weimarer Liebhabertheater im Original und historische Nachweise über frühere Versuche mit dem verdeckten Orchester. Das Album wird jedem Theaterfreund willkommen ein.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Zum Schutz der Schutzrede für das R.

Wie das arme R leiden muß auf seiner Wanderung durch Deutschland, so muß auch der arme Artikel leiden, der für es eintrat. Das war vorauszusehen; der Vers. wußte, daß er in ein Wespennest stach. Nicht durchaus zwar ist es ihm schlimm ergangen; ich habe von zwei Schullehrern, einem in Süddeutschland (Herzogthum Hessen), einem im fernen Norden (Oldenburg), beistimmende, für die Unterstützung dankbare Zuschriften bekommen, die mich sehr erfreuten, weil der Hebel gegen den Sprachmißbrauch ja vor Allem in der Schule liegt. Der Oldenburger gestand mir, er sei ursprünglich fester Anhänger des Zungen-R gewesen, sei aber dann durch ein Lehrbuch irregeführt worden, welches das Gaumen-R für das richtige erklärt, und nun sei er froh, wieder auf den richtigen Weg geführt zu sein. Daneben danke ich seinem Schreiben eine willkommene Notiz. Der Leser erinnert sich, daß ich in meinem Artikel nicht mit Sicherheit anzugeben wußte, wieweit im Norden Deutschlands die richtige Aussprache beim Volke sich erstrecke; dieser Brief versicherte mir, daß dort, so hoch im Norden (Brake), das Volk allgemein ein klares Zungen-R spreche, mit Ausnahme Einzelner, die im Verkehr mit den Städten das zu einem A verschwemmte R annehmen, in der Meinung, das sei vornehmer. Ein dritter erfreulicher Gruß kommt mir soeben unter dem Schreiben zu: eine Seminarlehrerin in Diedenhofen (Lothringen) theilt mir mit, daß sie und mit ihr die Vorsteherin durch meinen Artikel für das reine Zungen-R gewonnen seien und beschlossen haben, es zur Norm im Unterricht zu machen. — So etwas thut wohler, als die günstigste Recension. Neben der Schule ist es natürlich das Theater, das auf Reinhaltung der Sprache zu halten hat. Ich hatte in meinen Artikel eine Klage darüber aufnehmen wollen, wie schlimm es auch auf der Stuttgarter Bühne zugehe, hatte es aber unterlassen der Kürze wegen. Bald nach dem Erscheinen begegnete mir ein befreundeter Schauspieler, würdiger Veteran dieser Bühne, begrüßte mich dafür, daß ich in dieser Sache das Wort ergriffen habe, gab mir sehr Recht und bestätigte vollauf, daß es keine kleine Zahl von Mundorganen ist, die auf unsern Brettern die Sprachlaute und namentlich das R mißhandeln. Es sind Norddeutsche, von denen leider auch schon Süddeutsche das „Vata", „Mutta" u. s. w. angenommen haben.

Vom Standpunkte des Theaters hauptsächlich bespricht ein Artikel in der „Allgemeinen Kunst-Chronik" meine Schutzrede (Beilage: „Allgemeine Theaterchronik", 17. und 18. Nov. d. J. „Betrachtungen zu Fr. Vischers 'Wanderungen des Buchstaben R' von E. Bürde"). Dieser Artikel ist es zunächst, der mir noch einmal die Feder in die Hand drückt; warum? wird man sogleich sehen. Herr Bürde gibt mir zuerst Recht; zwar hat die Einräumung einen Bruch, denn er sagt nur, Jedermann werde dem vibrirenden R vor dem Gaumen-(Zäpfchen-)R den Vorzug geben. Ich habe nicht gesagt, jenem sei der Vorzug zu geben, sondern es sei das allein richtige; und begründet habe ich meinen Satz damit, daß, wenn das R nicht mit der Zungenspitze gerollt wird, immer Gefahr nahe liegt, daß ein anderer Laut als R, ein ach und weiterhin nur ein A vernommen wird. Die Gaumen-Aussprache habe ich für eine leidliche Aushülfe für diejenigen, welche das R nicht sprechen können, für ein annehmbares Surrogat erklärt, soweit nicht das Reißen jene Schärfe annimmt, die ein ach zu hören gibt. Freilich hat Herr B. wohlbedacht seine Zustimmung nicht kategorisch ausgedrückt, denn wir werden sehen, wie er sie wieder schwächt; doch auch mit der blos relativen, graduellen Zustimmung tritt er in Widerspruch. Denn was thut er? Er bringt eine Reihe von Einwendungen, die meinen Satz nicht treffen, so vor, als träfen sie ihn, postulirt Einschränkungen, Zulassungen, die mein Satz nicht ausschließt, in einer Weise, als schlösse ich sie aus, schildert endlich mißbräuchliche Uebertreibungen des Richtigen, als billigte ich sie, während ich sie nirgends billige, und gewinnt mit diesen Mitteln das Vergnügen, „mich als Fanatiker" des R in das Licht des Komischen zu rücken. Sehen wir näher zu, wie er es anfängt. Zuerst sagt er, das Zungen-R sei nur dann schön, wenn es ungezwungen gesprochen werde. Die gezwungene Aussprache tritt in zwei verschiedenen Formen auf: die eine besteht in der Härte, die das R in einem Munde annimmt, der es nur mühsam gelernt hat. Diese Form, dieser Fall ist von mir berücksichtigt; ich sage: „Das wirklich harte R des Anfängers kann nicht den Vorwurf der Härte gegen das mühelos richtige R des Geübten begründen." Damit ist dieser Punkt vollständig erledigt. Ich kenne dieses wirklich harte R sehr wohl und lobe es nicht, habe es nicht gelobt; das Vorkommen desselben ist eine Thatsache, die an meinem Satz kein Jota verändert. Daraus, daß Anfänger das Zungen-R hart sprechen, folgt doch nicht, daß das Zungen-R an sich hart sei, folgt dies so wenig, als aus der steifen Haltung des angehenden Reitschülers folgt, das Reiten sei etwas Steifes. — Die zweite Form gezwungener Aussprache des Zungen-R besteht in einem affectirten Verweilen auf dem Laute, einem gewaltsamen Fortrollen statt einfachen Rollens. Herr B. bringt diese Mißform zweimal zur Sprache; das erstemal da, wo er von der genannten ersten Form spricht, das zweitemal am Schluß seines Artikels, um da seinen Trumpf auszuspielen. Wir werden darauf zurückkommen und folgen dem Verfasser zuerst in einen anderen zweiten Einwand. Es handelt sich da eigentlich von einer Zulassung, die er fordert. Er nennt einen berühmten Schauspieler, der das Zungen-R nicht sprechen konnte: Löwe in Wien, er nennt die Schröder-Devrient, die als Sängerin den Laut doppelt nöthig hatte und sich vergeblich abquälte, ihn zu lernen. Er folgert nur mit vollem Recht, das Theater würde sich mancher Zierde berauben, wenn es unerbitterlich auf dem Zungen-R bestände. Wer könnte leugnen, daß eine Ausnahme zu machen ist, wenn der Fall eintritt, daß ein bedeutender Künstler oder Künstlerin in dem Einen Punkt an einem Naturmangel leidet! Ich habe diesen Fall nicht zur Sprache gebracht, weil mir nicht einfiel, es könnte Jemand mich für so unvernünftig halten, zu meinen, jede andere Regel habe Ausnahmen, nur diese nicht, und der hochgebildete Intendant in Schwerin bedarf sicherlich meiner Fürsprache nicht, wenn man Zweifel gegen ihn erhebt, ob er nicht seinerseits so unvernünftig sei, diese Ausnahme zu verwerfen. Ich könnte meinen Gegner selbst mit einem Beispiel aushelfen von einer großen Schauspielerin auf der hiesigen Bühne, der es Niemand verdenkt, daß sie das R nicht recht spricht, weil man weiß, daß sie es nicht kann. Ich kämpfe gegen die Unsitte, das R zu castriren, ohne Noth, d. h. bei richtiger Zungenanlage, und Herr von Wolzogen ebenso. Gegen diese weitverbreitete, den Einzelnen, der im Bereich des Contagiums aufwächst, überschleichende Affectation ist die Spitze meines gerechten Unwillens gerichtet, Herr B. schiebt diesem Unwillen ein anderes Object unter, er fingirt, als wüthe ich gegen diejenigen, die das R nicht sprechen können, und verfolge sie tyrannisch, auch wenn sie im Uebrigen Meister der Rede und der Menschendarstellung sind. Und mit dem Schabeisen dieser Unterstellung quengelt, mäkelt und nörgelt er an meinem Satz herum, den er selber zwar nur relativ einräumend, doch immer noch zustimmend genug vorangestellt hat, um bessere Erwartung zur erregen. Von Talma, den ich als Autorität angeführt habe, weiß er, was ich nicht wußte: daß er erst lang sich um das Zungen-R hat bemühen müssen. Wie komisch! Das stimmt ja für mich! Mein kluger Gegner schlägt ja diese Hochterz gegen sich selbst! Hätte sich Talma um das R lange gequält, wenn er es nicht als nothwendig erkannt hätte?*) Und nun zurück zum wirklich harten, d. h. zum forcirten R! Herr B. bringt es, wie gesagt, zweimal, um den vermeintlichen Einwand doppelt gegen mich auszubeuten. Ich habe das Vibriren der Zungenspitze beim richtigen R ein Rollen genannt. Mein Satz, sagt er, sei dem gefährlichsten Mißverständniß ausgesetzt, und schildert nun die Unsitte, auf dem R ohne Grund fortrollend zu verweilen: ein Donnern, ein Rasseln, das zur Zeit des declamatorischen Pathos im Schwung war, bei den Helden der Provinzialtheater zu jeder Zeit beliebt war und ist und an das gewiß auch Hamlet denkt, wenn er von den haarbuschigen Gesellen redet, welche, die Silben kauend, den Herodes überherodessen. Mein „Rollen" bedeutet aber so klar nur den Modus der Bewegung, daß nicht der kleinste Schein mich treffen kann, als wolle es einen Grad bezeichnen, einen zu hohen Grad, ein zu starkes und langes

*) H. Wittmann schreibt in der Neuen Freien Presse in einem Feuilleton: „Die beste Aussprache" Folgendes über das französische R: „Das Klagelied, das Friedrich Vischer vor kurzem in der „Gegenwart" über „Die Leiden des armen Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland" gesungen, könnte füglich auch auf dem Boulevard vorgetragen werden. Fast kein Pariser besitzt ein richtiges, auf der Zungenspitze vibrirendes r; sie holen es fast Alle weiter hinten in der Kehle, sie lurbsen, was man im Französischen grasseyer nennt. Die Riesenkämpfe, welche Sänger und Schauspieler mit diesem schwer zu erobernden Buchstaben zu bestehen haben, bilden ein stehendes Kapitel im Anekdotenschatze der französischen Coulissen."

Digitized by Google

Rollen statuiren. Welcher Mensch von Geschmack zweifelt, daß dies ein Mißbrauch ist? Wer kann mir also einen Vorwurf daraus machen, daß es mir nicht beifiel, meinen Satz gegen diesen Mißbrauch zu verwahren? Es ist, wie wenn ich sagte: das K ist kein G (es gibt bekanntlich Leute, die sagen Girche statt Kirche) und nun Einer käme und mir vorrückte: die Schweizer sagen das K mit dem Rachen, daß man beim bloßen Anhören Husten muß, daran ist deine Lehre schuldig! Ich habe nicht verlangt, man solle statt des R ein Doppel-R sprechen, ich habe es auch nicht erlaubt und meine Sätze erlauben auch nicht, zu schließen, daß ich es erlaube, sondern ich habe verlangt, man solle das R als R sprechen, und ich habe vor jenem nicht gewarnt, weil mir näher lag, das Nicht-R für R zu bekämpfen, und weil es sich von selbst versteht, daß die Scylla so schlimm ist, als die Charybdis. Nein, ganz so schlimm doch nicht! Kein gesundes Ohr wird ein Uebermaß des R so widerlich finden, als ein A für R. — Herr B. meint nun zum guten Ende, er habe sich mit seiner Logik rechtmäßig die Situation erworben, zum Mittel der Komik zu greifen, und parodirt meinen Schlußsatz, der zeigen soll, wie sich das A = R geschrieben ausnimmt, mit einem ditto, worin er für jedes R zwei R schreibt. Das ist wohlfeiler Spott — mild ausgedrückt, denn die Sachlage, die ihn zu berechtigen scheint, ist — wie klar gezeigt — erschlichener Schein. Ich will dieser Erschleichung nicht das Prädicat sophistisch geben; ich glaube nicht an böse Absicht. Die Welt mag instinctiv die scharfe Entschiedenheit nicht leiden. Sie muß eine Wahrheit zugeben, gibt sie zu, aber eigentlich möchte sie eben, daß es behaglich beim Alten bleiben soll, und dieser Trieb führt sie halb unbewußt dazu, an der Wahrheit abzumarkten, bis nichts mehr von ihr übrig bleibt, sie abzuschwächen, bis sie mattgelegt ist, und dann den Mann, der nichts Halbes, sondern etwas Ganzes und ganz aufgestellt hat, einen Fanatiker zu nennen. Der Häring wäre gut, nur schade, daß er salzig ist!

Ich habe einen halb scherzhaften Aufsatz geschrieben mit starker Unterlage von Ernst. Dieser Ernst ruht auf Pietät vor der Sprache, dem uralt ehrwürdigen Werke der Völker, geheimnißvoll entsprungen aus Geist-Natur, aus jener dunkeln Mitte zwischen unbewußter Nothwendigkeit und bewußter Vernunftarbeit. Ihre Grundformen sind die Laute, die Buchstaben. Unendlich haben sie zu leiden durch individuelle Naturfehler, dagegen ziemt Nachsicht, unendlich wird an ihnen gesündigt durch Nachlässigkeit, Trägheit, Stumpfheit, dagegen arbeiten Schule und Erziehung, aber diese Sünde ist winzig gegen die vom Salon ausgehende, die Sünde der Verstümmlung aus Affectation, aus Modemanier. Ich habe alle Nachsicht auch darin geübt, daß ich die Unzähligen, die im Bereich der eingefleischten Modeepidemie aufwachsen und unvermerkt angesteckt werden, an zwei Stellen entschuldigte. Aber diese Nachsicht darf den Ernst gegen das Uebel an sich nicht abstumpfen. Es ist heillos, gegen einen Grundlaut der Sprache den Vornehmen zu spielen, ihn als roh zu verschreien, in einen vocalischen Gallert zu verwandeln und dadurch der ganzen Sprache die Präcision, die Klarheit der Laut-Articulation, die akustische Verständlichkeit zu stehlen. Castriren habe ich es genannt und wiederhole es, denn das R ist der männlichste aller Laute. Kurz es ist für einen Nerv, der das Naturgefühl der Sprache bewahrt, unausstehlich.

Noch ein paar Nebenbemerkungen nachträglich! Herr B. beschwert sich, daß ich mit seinen Landsleuten, den Berlinern, unrecht scharf ins Gericht gehe, und nennt einige Celebritäten von dort, die sehr correcte Aussprachen hätten. Wo habe ich denn aber gesagt, daß alle Berliner sprechen mia, dia, Vata, Mutta? Ich habe gesagt, bei den Norddeutschen sei der ganze Sprachproceß mehr in der hinteren, bei den Süddeutschen in der vorderen Mundhöhle lokalisirt. Herr B. wendet mir die Schweizer ein mit ihrem Rachenlaut bei Ch und K. Er hätte noch ihr Kehlen-L anführen können. Dies sind zwei oder drei Laute, deren gutterale Schärfung aber im geringsten nicht hindert, daß alle übrige Sprachfunction klar und voll sich vorne bewegt und herausgeht, was eben damit wesentlich zusammenhängt, daß gerade in der Schweiz (mit Ausnahme Basels, das vom Badischen herüber angesteckt ist) das R mit richtiger Bestimmtheit vorne über den Schneidezähnen gerollt wird. Ich bedarf Hülfe, denn ich habe einen schweren Stand. In Sachen der Sprache ist es vornherein schon schwer, das verwöhnte Ohr von der Falschheit eines Lautes nur zu überzeugen, und dazu kommt dann wohl noch der Kampf mit dem Vorurtheil. Wer meinen Satz zugibt, der sollte mir daher von Rechtswegen beistehen, nicht daran herumkritteln.

Dies führt mich noch auf einen andern Gegenartikel, unterzeichnet Otto Schröder („Gegenwart", 11. Nov. d. J.). Derselbe bringt „einige sachliche Bemerkungen" zu Nebenpunkten und macht mein Hauptthema, nachdem er zugegeben, das R = A sei eine Unart, mit dem kurzen Satze ab: eine solche könne man sich so leicht wieder abgewöhnen, als angewöhnen. Ich zweifle sehr. Das Abgewöhnen ist nicht leicht, und dem Abgewöhnen muß der Glaube vorangehen, daß die Angewöhnung eine Unart ist. Einem Einzelnen aber, der seine Stimme gegen breit eingerissene Unart erhebt, pflegt man nichts zu glauben. Es bedarf Häufung der Stimmen, vereinigten Angriff Vieler. Herr O. Schr. ist, wie der Artikel zeigt, Sprachkenner von Fach. Und einem solchen wäre ich besonders dankbar, wenn er mir lieber hülfe, kräftig beispränge, als daß er sich mit Nebensächlichem zu thun machte. Wo ich von Silbenkürzungen spreche, die von Norddeutschland her eindrangen, und die Wörter Schlag und Zug anführe, habe ich mich verschrieben, indem ich diese Wörter „ursprünglich" lang nannte, statt: frühe schon lang geworden; „Schläg" und „Züg" ist daher ein inconsequenter Rückgriff ins Mittelhochdeutsche, wo solches längst verlassen, wo das Neuhochdeutsche in das Recht der Verjährung eingetreten ist. Ein andermal aber steht es in Frage, ob dies der Fall ist, und dies führt mich auf den Punkt, um den es sich hier handelt. Die Sprachen verändern sich: „dieses weiß der Herr Verf. so gut wie ich." Ich weiß es nicht nur, sondern ich habe auch gesagt, daß ich es weiß. Aber wann ist eine Veränderung als festgestellt anzusehen? Antwort: wenn die Majorität der Nation sich dafür entschieden hat. Aber wie ist dies zu erkennen? Da sitzt der Haken. Die Stimmen zählen kann man nicht. Eine Masse von Unbefugten, Unwissenden ist hier mitthätig, es sind zumeist Setzer und gewöhnliche Correctoren. Herr Schröder kennt ohne Zweifel die Noth, die man mit ihnen ausstehe. Es folgt, daß ein Sträuben gegen Neuerungen auf einem sehr berechtigten Zweifel ruht. Mein Artikel leugnet nicht, daß „ritt", „griff" jetzt durch Verjährung befestigt ist, aber der Süden von Deutschland hat sich eben lange dagegen gesträubt, und zwar aus genanntem gutem Grunde; Herr Schröder kann „grief, riet" gar nicht blos in meinen, sondern gar vielen Büchern von Süddeutschen weit herein in unser Jahrhundert finden. Seit einiger Zeit — ich weiß nicht, wie lange her — schreibt man auch: „fing" und „ging". Sollen wir annehmen, die Majorität hiefür sei bereits vorhanden? Eh ich es glauben kann, schreibe ich noch „fieng" und „gieng". Herr Schr. wird es nicht beklagen, daß es in der Sprache wie in der Politik Leute gibt, die nicht so schnell sich zu Neuerungen herlassen. Die Staaten wie die Sprachen wären sonst Bahnzüge ohne Bremse. — So denn auch in der Aussprache der Grundlaute. Es droht uns eine Majorität, die es einführt, R zu schreiben und ach oder gar nur a zu sprechen. Dagegen müssen wir uns sträuben und sperren und dürfen den Kampf nicht leicht nehmen, denn der häßliche Mißbrauch ist stark an Truppenzahl, wohlweis und hartnäckig.

Ich benütze die Gelegenheit, einen Nachtrag zu meinem ersten Artikel zu geben; sie ist mir willkommen, denn man schließt doch lieber friedlich didaktisch, als polemisch. Ich habe dort gesagt, der besprochene Unfug beginne leider auch bei uns einzureißen. Mein Manuscript war bereits abgeschickt, als ich mit einem wohlbewanderten Literatur- und Sprachkenner mich über das Thema unterhielt. Derselbe spricht das R zwar nicht als A, aber im Gaumen, obwohl ohne starkes Reißen. Was bekannte mir der? Er könne den Buchstaben eigentlich ganz gut sprechen (was er mir auch sogleich durch ein volles Zungen-R bewies), aber als Schulknabe habe er unter seinen Kameraden nichts als Zäpfchen-R gehört, das habe er nachgemacht, sich endlich angewöhnt, und nun sei es ihm beschwerlich geworden, ja, es komme ihm wie etwas Gewaltsames vor, das Zungen-R zu sprechen. Diese Mittheilung muß jeden Sprachforscher interessiren, sie weist mitten hinein sowohl in die Entstehung von Sprachmißbräuchen, als weiterhin auch in die Entstehung von Spracheigenheiten, die nicht einfach zu tadeln sind, ja in die Entstehung von Dialekten. Ich gebe sie zum Nachdenken hin, sie ist sehr fruchtbar. — Hier handelt es sich um einen Mißbrauch; ich bemerke noch, daß er nur in unserer Hauptstadt auftritt, während das Land noch sein unverdorbenes R bewahrt: ein weiterer Beleg für meine Sätze über die Quelle der Verderbniß.

Stuttgart. Fr. Vischer.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Digitized by Google

Schriften

von

Ernst von Wildenbruch.

Vionville. 3. Auflage. Ein Heldenlied . . . . . 1 M. 50 Pf., geb. 2 M. 50 Pf.
Lieder und Gesänge . . . . . 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Der Meister von Tanagra. Novelle. 3. Auflage 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Harold. Trauerspiel. 2. Auflage . . . . . 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Die Karolinger. Trauerspiel. 3. Auflage . . . . . 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Der Menonit. Trauerspiel. 2. Auflage . . . . . 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Opfer um Opfer. Schauspiel . . . . . 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Väter und Söhne. Schauspiel . . . . . 2 „ — „ geb. 3 „ — „
Novellen, enthaltend: Franceska von Rimini. — Vor den Schranken. — Brunhild. . . 4 „ — „ geb. 5 „ — „

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Enorme
Preisherabsetzung!
Eine ganze klassische
Bibliothek f. 30 Mark
in sehr eleganten, reich mit Gold verzierten Einbänden:

1) **Schiller's** sämmtliche Werke, 12 **Bände.**
2) **Goethe's** Werke, 16 **Bände.**
3) **Lessing's** sämmtliche Werke, 6 **Bände.**
4) **Körner's** sämmtliche Werke in 1 **Bande.**
5) **Hauff's** sämmtliche Werke, 2 **Bände.**
6) **Shakespeare's** sämmtl. Werke, 12 **Bde.**
7) **Zschokke's** sämmtl. hum. Novell., 8 **Bde.**
8) **Homer's** sämmtliche Werke, 2 **Bände.**
9) **Kleist's** dramat. Meisterwerke. 2 **Bde.**

Alle 9 anerkannt vorzüglichen Werke in **schönem großem Format** und in den **prachtvollsten Einbänden** zusammen

für nur 30 Mark!

liefert unter Garantie f. **neu** u. **fehlerfrei**
Selmar Hahne's Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstraße 54.
NB. Die Besichtigung steht Jedermann täglich frei. Versand gegen Einsendung oder Nachnahme.
Prospecte u. Kataloge gratis.

PEINTURE-BOGAERTS.

Wunderbar vollendete, **nicht auf Papier**, sondern direct auf Malerleinewand gearbeitete Copien nach **Original-Gemälden** von H. J. Burgers, Seitz, de Block etc. Cataloge gratis und franco durch jede Buch- und Kunsthandlung.

Henri Bogaerts, Bois-le-Duc, Holland.

Neu!!! **De Block, Fischers Abschied und Wiedersehen.**

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schildereien
aus dem Alpenlande.
30 Lichtdruckbilder nach Gemälden von **C.** und **E. Heyn.** Gedichte von **R. Baumbach.** Randzeichnungen von **Stauffacher.**
Gross-Folio.
Einband: Halbfranz, Decke in Lwd. mit reicher Relief- u. Goldpressung. M. 55.—

Digitized by Google

Vollständigste Faust-Erklärung!

Faust. Von **Goethe.** Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von Prof. Dr. **K. J. Schröer** (Wien).

Erster Teil. Geh. *M.* 3.75. In eleg. Leinenband *M.* 5.—. Zweiter Theil. Geh. *M.* 5.25. In eleg. Leinenband *M.* 6.50.

☞ Die Ausgabe enthält den Faust-Text mit fortlaufender Erklärung unter dem Text selbst. ☜

Urtheile:

Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung 1882, Nr. 18:

„. . . . . „Faust" gleicht dem in der vermauerten Kammer einer Pyramide verschlossenen Schatz köstlicher und kostbarer Geräthe und Schmucksachen; Niemand kann sich dessen erfreuen, bis eine Leuchte die Kleinodien sichtbar macht. Eine Leuchte ist für die Fausttragödie ein guter Commentar; glänzendes Licht verbreitet der von Schröer, und wer ihn benutzt, wird sich von Dank gegen den Lichtspender durchdrungen fühlen."

Der auf dem Gebiet der Goethe-Forschung als Autorität anerkannte G. von Loeper sagt darüber:

Die Schröer'sche Ausgabe reiht sich den früheren Textausgaben mit erklärenden Noten von Düntzer, Carrière und mir durchaus selbstständig an. Ihr Vorzug liegt, wie mir scheint, einmal in den tief eindringenden Untersuchungen über die Entstehungszeiten der Dichtung, und zweitens in der zum Prinzip erhobenen Vollständigkeit der sachlichen, metrischen und Worterklärung.

Verlag von Gebr. Henninger, Heilbronn.

In allen Buchhandlungen vorräthig!

Neuer Verlag v. R. Oppenheim in Berlin.

Aug. Reißmann, Carl Maria v. Weber. Sein Leben u. s. Werke. Mit Portraits, Illustrat. u. Notenbeilagen. 8°. geh. *M.* 6.—, f. geb. *M.* 7.50.

— — **Handlexikon der Tonkunst.** gr. 8°. geh. *M.* 9.—, f. geb. *M.* 10.—. Die Neue Zeitschr. f. Musik sagt: Autor u. Verleger haben hier ein Meisterstück ohne Gleichen vollbracht.

Emil Naumann, Deutsche Tondichter. Von Seb. Bach bis auf d. Gegenwart. 8°. 5. Aufl. geh. *M.* 3.—, f. geb. *M.* 4.—

— — **Italienische Tondichter.** Von Palästrina bis auf d. Gegenwart. 8°. 2. Aufl. geh. *M.* 4.—, f. geb. *M.* 5.—. (Beide Werke auch in illustr. Pracht-Ausg. reich geb. zu haben.)

Amy Fay. Musikstudien in Deutschland. Aus d. Engl. 8°. geh. *M.* 2.50, f. geb. *M.* 3.50.

Musikalisches Conversations-Lexikon. Encyclopädie d. gesammt. musikal. Wissensch. Herausg. v. **H. Mendel** u. **A. Reissmann.** 11 Bde gr. Lex. 8°. geh. *M.* 62.—, f. geb. *M.* 78.—
(Auch band- u. lieferungsweise zu beziehen.)

— — **Ergänzungsband,** geführt bis Ende 1882. geh. *M.* 9.—, f. geb. *M.* 10.50.

Karl Hillebrand, Zeiten, Völker u. Menschen. 8°. Bd. 1–6 zu je *M.* 6.— (einzeln verkäuflich). 1. Frankreich u. die Franzosen. 3. Aufl. — 2. Wälsches u. Deutsches. — 3. Aus u. über England. — 4. Profile. — 5. Aus d. Jahrh. d. Revolution. — 6. Zeitgenossen u. Zeitgenössisches.

Hervorragende Weihnachts-Novität.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin W.,**
12. Königin Augusta-Str.

Soeben erschien und ist durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

Märchenstrauß
für
Kind und Haus.
Mit Bildern von **V. P. Mohn.**

45 Illustrationen in Chromolithographie mit Text. Quart-Format.
Elegant cartoniert, Ladenpreis **12 Mark.**

Als Festgeschenk geeignet, überall wo feinerer, künstlerischer Sinn vorhanden; nicht nur für Kinder, auch für Frauen und überhaupt jedem gebildeten Hause zu empfehlen.

Binet fils & Cie, Reims,
Champagnes Elite & Dry Elite,
empfiehlt dem Kenner u. Feinschmecker
der Generalagent
J. Nebrich, Köln.

Verlag der **Fr. Wagner'**schen Buchh.
Freiburg i/Baden.

Wiel, Dr. med., **Diätet. Kochbuch** für Gesunde und Kranke.
Fünfte vermehrte Auflage.
Preis brosch. *M.* 4.80., geb. *M.* 5.50.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage von **Heinrich Minden,** Dresden und Leipzig, erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

„Es"
und
Andres
von
Baron **von Roberts.**
Preis eleg. broch. *M.* 3.—, in Originalband *M.* 4.—

„Es" ist die unter 750 Bewerbern mit dem ersten Preise gekrönte Novellette. „Andres" schliesst sich ihm würdig an.

Soeben erschien:

Hegar, A., Prof. in Freiburg,
Specialismus und
allgemeine Bildung.
Klein 8. 75 ₰.
J.C.B.Mohr, Freiburg, Baden.

Deutsches Bürgerthum.

Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808
dargestellt von
Oskar Schwebel.

Gr. 8. Broch. Preis 8 *M.*; eleg. geb. 9 *M.*

Dieses Werk gibt keine vollständige Geschichte des Deutschen Bürgerthums, vielmehr bietet es nur einzelne Bilder, die für die verschiedenen Epochen typisch sind. Dadurch scheidet aus der Darstellung jeder uninteressante Stoff aus, und bleiben nur Thatsachen, die ebenso charakteristisch wie fesselnd sind. O. Schwebel ist als kundiger und farbiger Schilderer bekannt. Erfahren in den alten Büchern, Chroniken und Urkunden, von warmer, patriotischer Empfindung für deutsches Wesen und deutsches Dichten u. Trachten erfüllt, besitzt er zugleich die Gabe, Vergangenes anschaulich wieder aufleben zu lassen. Unterhaltung wie Belehrung kommen in seinem Buche zu ihrem Recht, der historische Sinn wird erweckt, das Vaterlandsgefühl und die Freude an den Großthaten und dem kräftigen Schaffen der Vorfahren werden gestärkt.

Berlin W.

Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung
(G. Joël).

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Agnes.

Liebeslieder und Gedankendichtungen
von
Moriz Carriere.

8. Geh. *M.* 4.— Geb. *M.* 5.—

Die zahlreichen Leser der wissenschaftlichen Werke des verdienstvollen Aesthetikers wird es gewiß lebhaft interessiren, in vorliegendem Buche den dichterischen Ausdruck seines Seelenlebens, gleichsam die poetische Ergänzung zu seinen Prosawerken zu erhalten.

Soeben erschien:

Geschichte
der
französischen Literatur
im
XVII. Jahrhundert
von
Ferdinand Lotheissen.
III. Band.

gr. 8. Preis 9 *M.*

Der Preis für den I. Band beträgt 10 *M.* 10 ₰, für den II. Band 10 *M.* 80 ₰.

Verlag von **Carl Gerold's Sohn** in **Wien.**

Digitized by Google

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Literatur
ihres Verlages liefert gratis und franco
Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlung.

CARL FRAENKEL
PAPIER & SCHREIBWAAREN
Conto-Bücher-Fabrik
Neuheiten f. d. Weihnachtstisch. Kataloge gratis. Monogramm-Papier von ℳ 1.50 an.
Buchdruckerei.
BERLIN, W. 33d. Französische-Strasse

Im Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Schelmenlieder von Edwin Bormann.
eleg. brosch. ℳ 3.—, geb. in Leinwand und Kalbleder vorräthig.
Der Verleger erlaubt sich auf diese hochdeutschen Gedichte des geschätzten und hervorragenden Humoristen insbesondere aufmerksam zu machen. Viele davon erschienen früher in den Fliegenden Blättern, Schalk etc., wo sie ebenso grossen als verdienten Beifall fanden.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:
Beiträge zur
Theorie und Technik des Romans
von
Friedrich Spielhagen.
Preis brosch. ℳ 6.—, in eleg. Halbfrzbd. ℳ 7.50.
Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Grosse
Jubiläums-Lotterie.
6700 Gewinne im Gesammtw. v.
225000 Mk.
Darunter
1 Goldsäule im W. von 40000 M.
effectiver Baarwerth 36000 Mark.
1 Silbersäule im W. von 20000 M.
effectiver Baarwerth 18000 Mark.
Ziehung vom 28. bis 31. December cr. zu Breslau.
Loose à 3 Mk. 15 Pf. incl. Reichsstempel sind zu haben in den durch Placate kenntlichen Verkaufsstellen, sowie zu beziehen durch
A. Molling, Hannover,
General-Debit.

System der Volkswirthschaft.

Ein Hand- und Lesebuch
für Geschäftsmänner und Studierende
von
Wilhelm Roscher.
Drei Bände.

Erster Band: **Grundlagen der Nationalökonomie.** 16. Auflage ℳ 11.—
Zweiter Band: **Nationalökonomik des Ackerbaues und der verwandten Urproduktionen.** 10. Aufl. ℳ 10.—
Dritter Band: **Nationalökonomik des Handels und Gewerbefleißes.** 3. Auflage. ℳ 12.—

Nachdem alle drei Bände dieses großen, durch zahlreiche Auflagen in Deutschland und Uebersetzungen im Auslande hinlänglich bekannten Werkes in diesem Jahre und zum Theil eben jetzt neu erschienen sind, der erste Band als 16., der zweite als 10., der dritte, der zuerst im Sommer 1881 herauskam, als 3. Auflage: machen wir darauf aufmerksam, daß nunmehr nicht blos die Grundlehren der gesammten Nationalökonomik, für Produktion, Umlauf, Vertheilung, Consumtion, Bevölkerung (Band I), sondern auch alle produktiven Hauptzweige der Volkswirthschaft im Einzelnen hier zusammengefaßt werden: Jagd, Fischerei, Viehzucht, Ackerbau, Forstwirthschaft (Band II), wie Handel, Gewerbefleiß und Bergbau (Band III).

Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:
Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.
Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.
Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 ℳ. Jeder Band ist einzeln käuflich.
Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:
„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."
Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Gediegene
Festgeschenke für den Weihnachtstisch
aus dem Verlage von
Eduard Trewendt in **Breslau.**

Amyntor, Gerh. v., Ein Priester. Historie in 6 Gesängen. gebd. ℳ 4.—
Aurel's, Mark, Meditationen. Aus dem Griechischen v. **F. C. Schneider.** 3. Aufl. gebd. ℳ 3.60.
Caro, Karl, Auf einsamer Höh'. Novelle in Versen. gebd. ℳ 3.50.
Eberty, Felix, Geschichte des preußischen Staats. Von der Thronbesteigung der Hohenzollern in Brandenburg bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reichs. In 6 Bde. gebd. ℳ 22.50.
Gottschall, Rudolf von, Blütenkranz neuer deutscher Dichtung. 10. Aufl. gebd. ℳ 5.—
—— **Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrhunderts.** 5. Aufl. In 2 Halbsaffianbände gebunden. ℳ 27.20.
—— **Poetik.** Die Dichtkunst und ihre Technik. 5. Aufl. In 1 Halbsaffianband gebd. ℳ 13.60.
Habicht, L., Der Stadtschreiber von Liegnitz. Historischer Roman. 2. Aufl. gebd. ℳ 4.50.
Holtei, K. v., Schlesische Gedichte. Liebhaberausgabe. gebd. ℳ 8.—
Holtei, Karl von, Schlesische Gedichte. Illustr. Prachtausgabe mit Bildern nach Zeichnungen von **A. v. Heyden.** 9. Aufl. gebd. ℳ 10.80.
—— —— Volksausg. 18. Aufl. gebd. ℳ 3.—
—— **Christian Lammfell.** Roman. 4. Aufl. Jubiläumsausgabe. gebd. ℳ 7.50.
—— **Die Vagabunden.** Roman. 6. Aufl. gebd. ℳ 5.—
Mügge, Theodor, Afraja. Roman. 2. Aufl. gebd. ℳ 6.—
Oertzen, Georg von, Epigramme und Epiloge in Prosa. In Liebhaberfrzbd. gebd. ℳ 6.—
—— **Schrullen** vom Verfasser von Adam contra Eva. gebd. ℳ 4.—
—— **Eigene Wege.** Gedichte. gebd. ℳ 4.50.
Rittershaus, Emil, Gedichte. 6. Aufl. gebd. ℳ 6.—
Roquette, Otto, Heinrich Falk. Roman. 2. Aufl. ℳ 4.—
Rößler, Robert, Aus Krieg und Frieden. Schlesische Gedichte. 2. stark vermehrte Aufl. gebd. ℳ 2.—
Strachwitz, Moritz Graf von, Gedichte. 7. Aufl. gebd. ℳ 3.60.

Alle diese Werke sind elegant gebunden durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen.

Digitized by Google

Werthvolle Festgeschenke!

Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn.

MOLIÈRE. Einführung in das Leben und die Werke des Dichters. Von **Richard Mahrenholtz.** Kleinere Ausgabe von des Verfassers: Molière's Leben und Werke vom Standpunkt der heutigen Forschung. Eleganteste Ausstatt. Geh. *M.* 4.

MOLIÈRE's Leben und Werke vom Standpunkt der heutigen Forschung. Von **Richard Mahrenholtz.** (Franz. Studien II. Bd.) Geh. *M.* 12.—.

Die wissenschaftliche Kritik weist Mahrenholtz' Werk seine Stelle unmittelbar neben den grundlegenden Werken eines Taschereau, Bazin, Moland, Lacroix, Despois an. — Während die grössere Ausgabe namentlich für Gelehrtenkreise bestimmt ist, soll die kleinere Ausgabe das grössere gebildete Publikum ohne den wissenschaftlichen Ballast in das Leben und die Werke des grossen Franzosen einleiten. Der geringe Preis von nur *M.* 4.— bei feinster, höchst ansprechender Ausstattung ermöglicht jedermann die Anschaffung, der durch die theuren Preise der bisher vorhandenen Molière-Biographien davon abgehalten wurde.

SHAKSPERE. Sein Entwickelungsgang in seinen Werken. Von **Eduard Dowden.** Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Wilh. Wagner. Geh. *M.* 7.50.

Dowdens Werk hat in England vermöge seiner ganz eigenartigen, geistvollen Darstellung in kurzer Zeit zahlreiche Auflagen erlebt; auch in Deutschland dürfte wohl kaum ein besseres Werk über Shakspere den zahlreichen Verehrern des Dichters geboten werden.

DANTE-FORSCHUNGEN. Altes und Neues von **Karl Witte.**

Erster Band. Mit Dantes Bildniss nach Giotto. In Kupfer gestochen von J. Thaeter. Geh. *M.* 12.—.

Zweiter Band. Mit Dantes Bildniss nach einer alten Handzeichnung und dem Plan von Florenz zu Ende des XIII. Jahrhunderts. Geh. *M.* 15.—.

Die Dante-Forschungen des Nestors d. lebenden Dante-Forscher sind genügend bekannt; für jedermann, der sich mit dem Studium des Dichters beschäftigt, sind dieselben geradezu unentbehrlich.

HERDER's CID, die französische und die spanische Quelle. Zusammengestellt v. **A. S. Vögelin.** Geh. *M.* 8.—.

Diese Ausgabe des Cid bietet die Herder'sche Dichtung, die französische und die spanische Quelle, sowie eine wortgetreue Uebersetzung des Herausgebers spaltengleich nebeneinandergestellt.

Buch der Weisheit
aus Griechenlands Dichtung.
Von **Carl Beck.**
Geh. *M.* 3.60.
In elegantem Leinenband *M.* 4.80.

Es ist dies eine Art hellenischer Theologie, welche der Verfasser hier vorführt, nicht ausgearbeitet, sondern nur in Hauptabschnitten angedeutet, mit Beweisstellen aus den Dichtern versehen, mit Beiseitelassung der Prosaiker.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Schach von Wuthenow.

Erzählung aus der Zeit des Regiments Gendarmes

von

Theodor Fontane.

In 8. Eleg. broch. *M.* 5.—, eleg. geb. *M.* 6.—

Ausgetobt.

Von

Hermann Heiberg.

2 Bände in 8. Eleg. broch. *M.* 8.—

Leipzig. **Wilhelm Friedrich,** K. r. Hofbuchhändler.

Ein neues deutsches Geschichtswerk.

Soeben erschien unter dem Titel:

Wanderzüge und Staatengründungen der Ost- und Westgermanen

der erste Band von:

Deutsche Geschichte

von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber

von

Dr. Georg Erler.

Preis eleg. broschirt *M.* 6.50, geb. in Leinwand *M.* 8.—, in Halbfranz *M.* 8.75.

Diese neue Deutsche Geschichte ist ein in seiner Art durchaus einzig dastehendes Werk, denn es werden in demselben zum ersten Mal die Quellen in getreuen Uebersetzungen selbst redend eingeführt. Es sind die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, welche uns hier die deutsche Geschichte erzählen, und der Verfasser hat nur die den Quellen entnommenen Abschnitte mit kurzen Einleitungen versehen, welche den Zusammenhang der Ereignisse darlegen. Seiner Darstellungsweise nach im besten Sinne des Worts populär, wendet sich das Unternehmen, auf das auch in Lieferungen à 1 *M.* abonnirt werden kann, an die weitesten Kreise.

Verlagsbuchhandlung von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Soeben erschien in meinem Verlage:

Geschichte der französischen Litteratur.

Von ihren Anfängen bis auf die allerneueste Zeit.

Von **Eduard Engel.**

34 Bogen. gr. 8. In eleganter Ausstattung brosch. *M.* 7,50, eleg. gebunden *M.* 9.—

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Leipzig. K. Hofbuchhandlung von **Wilhelm Friedrich.**

Für Frauen und Jungfrauen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Frauengestalten

aus der Sage und der Geschichte

aller Zeiten und Völker.

Für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet von

Ferdinand Schmidt.

1 Band von 43 Bogen. gr. 8. Mit Kopfleisten und Initialen. In elegantester Ausstattung. Broch. *M.* 8.— In eleg. Leinwandbd. *M.* 9.50.

In dem von Dr. Fr. Dittes und dem Regierungs- und Schulrath Dr. Schumann empfohlenen **„Führer durch die Jugendliteratur"** von Theod. Theden wird über vorstehendes Buch wie folgt geurtheilt: **„Unter allen für die weibliche Jugend berechneten und geeigneten Werken gebührt dem vorstehenden die Krone, sein Werk ist unübertroffen."**

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italien.

Eine Sommerfahrt nach dem Süden
von
Woldemar Kaden.

Mit Illustrationen unserer ersten Künstler

und zwar: 64 Holzschnitten im Text, 20 Vollbildern mit Tondruck, 4 Aquarellen und einer Karte.

Die Aquarelle nach Originalzeichnungen von E. Perninger.

Lex.-8. Gebunden 12 M.

Die Beilage zur „Allgemeinen Ztg." vom 6. Juni 1882 enthält unter dem Titel: „Eine neue Sommerfahrt nach dem Süden" einen längeren eingehenden Artikel über Kaden's Buch, dem wir Folgendes entnehmen: „Es fehlt unserer Jugendbildung an Anschaulichkeit des Vorgetragenen. In diese Lücke tritt unter anderen auch das Buch Kaden's ein. Ich möchte es jedem jungen Manne schenken, schon um ihm mehr Lust an den Schöpfungen der Alten beizubringen, die ihm dadurch näher gerückt und verständlicher werden. Von dieser Seite aufgefaßt, kommt ihm auch pädagogischer Werth zu.

Ein Ausflug in das Land der Sonne und der Götterbilder thut der Jugend wohl. Wir müssen den idealen Sinn, dem so viele andere Dinge in unserer Civilisation feindlich gegenüberstehen, fördern helfen. Erhöhen mir das Interesse der Jugend an Horaz und Virgil, so haben wir etwas Ersprießliches geleistet. Darum möge die gebildete Welt Deutschlands dem Verfasser, zugleich aber auch dem Verleger danken, der den Markt mit so mancher nach außen glänzenden, nach innen werthvollen Gabe ohne merklichen eigenen Nutzen bereichert hat."

Der Wachtelkorb.

Eine Erzählung
von
Otto Glaubrecht (Rudolf Oeser).

Zweite Auflage.

Mit 50 Illustrationen von Hugo Kauffmann und 12 Initialen und Vignetten von Franz Widnmann.

Preis 4 M., in Kaliko-Einband 5 M.

Der Wachtelkorb, eine im schlichten Volkston gehaltene Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert von Otto Glaubrecht, erfreut gleichfalls durch die glückliche Art, in welcher sich der Illustrator mit dem Dichter verständigt hat. Hugo Kauffmann, dem die Aufgabe zugefallen war, hat zunächst die Hauptfiguren der Erzählung, denen Glaubrecht durchweg lebende Züge verliehen hat, mit feinem Verständniß charakterisirt und ihnen eine porträtartige Wahrheit der Erscheinung verliehen; außerdem sind aber auch eine Menge Scenen durch reizende Zeichnungen veranschaulicht, deren humoristische Züge zum Theil auf Rechnung des Künstlers zu buchen sind. Dieser hat mit einem vielleicht übertriebenen Schicklichkeitsgefühl seine Interpretationen bescheidentlich hinter die Worte des Novellisten zurücktreten lassen, die Bildchen sind wie kleine Spielereien überall eingestreut, und nur wer genau zusieht, wird gewahr, daß es sich um Brillanten handelt, die auch bei kleinstem Körpergehalt noch Lichtfunken sprühen. (Zeitschrift für bild. Kunst.)

Neue sehr schön ausgestattete Bilderbücher.

Reineke Fuchs.

Ein heiteres Kinderbuch
von
Julius Lohmeyer und Edwin Bormann.

Freie Nachdichtung des niederdeutschen Reinke de Vos.

Mit zwölf Bildern in Farbendruck
von
Fedor Flinzer.

Groß Quartformat. — Preis 6 M.

Mutter und Kind

von
Albert Boelckerling.

Mit 6 Aquarellen und 40 Illustrationen im Text

nach Originalzeichnungen von Oscar Pletsch, Rud. Geißler, E. Särwinkel, Fedor Flinzer, Gustav Süs und Leop. Venus.

Preis geb. 5 M.

Herzblättchens Zeitvertreib.

Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen

zur Herzensbildung und Entwickelung der Begriffe.

Mit vielen Illustrationen von **H. Bürkner, R. Fröhlich, Julius Scholtz** u. A.

Herausgegeben von
Thekla von Gumpert.

Erschienen sind 27 Bände. Jeder Band ist einzeln gebunden in englischer Leinwand für 6 M. oder auch kartonnirt für 5 M. 25 Pf. zu haben.

Komische Thiere.

Ein lustiges Bilderbuch von Julius Lohmeyer und Fedor Flinzer.

Groß Quart mit 13 großen Bildern in Farbendruck.

Preis gebunden 6 M.

Der beliebte Jugenddichter und bewährte Leiter der „Deutschen Jugend", Julius Lohmeyer, hat in diesem Werkchen in Gemeinschaft mit dem genialen Thierzeichner Fedor Flinzer ein überaus erheiterndes Buch für die Kinderwelt geschaffen. Die 13 in ausgezeichnetem Farbendruck ausgeführten prächtigen Bilder illustriren den lustigen Text auf das Drolligste. Das Buch wird eine Quelle unversiegbarer Heiterkeit in unseren Kinderstuben werden. Dichter und Künstler haben hier wieder mit feinem pädagogischen Takt und getreu ihren Principien gezeigt, daß man den Kindern wahrhaft Komisches zu bieten vermag, ohne dabei je die Grenze des Anmuthigen zu verlassen oder in die Karikaturen und Verzerrungen der Struwelpetereien und Buschiaden zu verfallen. Eltern und Erziehern sei diese frische und werthvolle Gabe auf das Wärmste empfohlen.

Weihnachts-Märchen

von **Luise Büchner.**

Mit 8 Bildern in Farbendruck von L. Venus.

Zweite Auflage.

Gebunden. Preis 2 M. 50 Pf.

Räthselstübchen

von **Friedrich Güll.**

Herausgegeben von Julius Lohmeyer.

Gebunden 1 M. 50 Pf.

Hans Hänschen, das Etwas werden wollte.

Von Heinrich Jäde.

Ein Büchlein mit 20 Bildern in Farbendruck von Leopold Venus und Rudolf Geißler.

3. Auflage. Gebunden 2 M. 50 Pf.

Verlag von Carl Flemming in Glogau.

Hierzu Beilagen der Besser'schen Buchhandlung (W. Hertz) in Berlin, von Wilhelm Streit in Dresden, Ambr. Abel, Wilhelm Engelmann, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) und B. G. Teubner in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 16. December 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zur Lage in Oestreich. Von Excelsior. — Die Thätigkeit der Deutschen Seewarte. Von Georg Kollm. — **Literatur und Kunst:** Pietro Aretino. Von Siegfried Samosch. — Die Kritiker des „jungen Goethe". Von Hans Herrig. — Granada. Von F. Reber. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Opfer um Opfer. Schauspiel in fünf Acten von Ernst von Wildenbruch. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Zur Lage in Oestreich.

Die Delegationen, dies Parlament für äußere Angelegenheiten in Oestreich-Ungarn, sind nun seit Wochen geschlossen, aber ihre Berathungen schweben noch in aller Munde. Nicht das, was öffentlich gesprochen worden, was hinter den Coulissen sich ereignet hat, beschäftigt die Aufmerksamkeit der politischen Welt. Das ist natürlich. Die heurige Delegation hat nach mehr als einer Richtung einen Wendepunkt in der östreichischen Geschichte bedeutet. Zum erstenmale dominirte in der cisleithanischen Abtheilung eine slavische Mehrheit, und diese Mehrheit machte sich sofort geltend als die Organisation der Armee umgeformt wurde und eine neue Basis erhielt. Die Geschichte dieser Reorganisation ist nicht ohne Bedeutung für die Beurtheilung der Lage des Staates und der Dinge in Oestreich, wo mit jedem Tage absolutistische Velleitäten die Oberhand gewinnen. In der That, der östreichische Hofkriegsrath ist wieder lebendig geworden, das Gespenst jener mächtigen Nebenregierung, bald Camarilla, bald Militärpartei genannt, zeigt sich aufs Neue, um, seit die Deutschen vom Ruder gedrängt wurden, die Führung zu übernehmen. Diese geheime Macht dominirt heute in der Reichsregierung, in welcher die Titularminister Marionetten gleichen, deren leitende Fäden in fremden Händen ruhen; sie beherrscht das cisleithanische Kabinet mit seinen Nullen und Nichtigkeiten, die so willig für Portefeuille und Geheimrathstitel die Verantwortung für Alles, was von ihnen gefordert wird, vor der Geschichte tragen; sie ist auch Herrin des Kabinetschefs Tisza, des großen ungarischen Staatsmannes, der ein bloßer Formalist an äußerlichen Siegen sich genügen läßt, während seine Politik in allen Hauptzügen die Zukunftsplane der katholisch-slavischen Propaganda fördert und in Ungarn Zustände vorbereitet, die in Oestreich bereits bestehen. Diese geheime Regierung, thatsächlich ist sie die wirkliche, hat die große Frage der Armeereorganisation in ihrem Sinne durchgesetzt. Unsere Delegirten erzählen, daß sich dies in folgender Weise ereignet hat.

Bei den vorjährigen Prüfungen des Generalstabes erhielt einer unserer fähigsten Offiziere die Aufgabe vorgelegt, einen detaillirten Plan für den strategischen Aufmarsch gegen Rußland im Falle eines Krieges mit demselben auszuarbeiten. Drei Tage, nachdem dies Thema gegeben wurde, bat der Generalstäbler um die Gunst, vom Dienste im Generalstabe enthoben zu werden und um die Erlaubniß zur Truppe zurückkehren zu dürfen. „Ihre Gründe?! Ihre Gründe?!" drängte der Chef des Generalstabes den jungen Strategen. Ehrlich erklärte nun dieser, er wolle es vermeiden, sich mißliebig zu machen. Nach seiner Ueberzeugung sei ein Aufmarsch der Armee in entsprechender Zeit im Augenblicke überhaupt unmöglich. Ein Fünftheil der Armee werde in Bosnien festgehalten, unser Bahnnetz im Nordosten des Reiches sei strategisch werthlos, die Entfernung der Truppen von ihren Werbebezirken eine unverhältnißmäßig große — kurz, die Armee sei nicht kriegsbereit, falls es einen Waffengang mit einem mächtigen Gegner gelte. Entsetzen beim Chef des Generalstabes, denn Vieles ist ja völlig richtig, was hier vorgebracht worden, Entsetzen auch beim Kriegsminister, als diesem der Fall berichtet wird! ... In Oestreich setzt man bei jedem Anlaß, der wider Erwarten kommt, eine Enquete ein. Das geschieht auch in diesem Falle. Die Mächtigen der Geheimregierung erhalten Kunde von den Berathungen der rasch zusammengesetzten Commission. Nicht lange, und die Basis der Verhandlungen dieser Commission wird einem Marschallsrathe zugewiesen. Die geheime Regierung hat die Hülfe bereits ersonnen. Fünfzehn Jahre nach Einführung der östreichischen Armeereform soll eine neue Reform derselben erfolgen. Die Armee soll größer werden, ohne daß die Kosten hierfür sich steigern. Das ist der Geist des Reorganisationsentwurfes, der dem Marschallsrathe vorgelegt wird. Generale und Marschälle schütteln den Kopf. Der wesentlichste Theil des Entwurfes läßt die politische Frage außer Acht, er vergißt, wie Oestreich im Laufe der letzten Jahrhunderte versäumte, was seine Nachbarstaaten durchgeführt, um ein wohlgeordnetes Gefüge ohne Zank und Hader von Nationen und Nationchen zu erlangen. Er läßt außer Acht, wie Oestreich bald der Kirche unterthänig war, bald den Staat in die feudal-aristokratische Form des Mittelalters — was waren die Ständeverfassungen Anderes? — zwängte, daß in Folge dessen die Monarchie nur äußerlich die Einheit gewann, in Wahrheit jedoch ein loses Gefüge blieb. Bisher hat man in der Armee so traurigen Erscheinungen Rechnung getragen, indem man das Reglement zum einigenden Princip erhob, die Truppen der Scholle ihres väterlichen Bodens entrückte, sie dem Einflusse der Gewohnheit, der Atmosphäre der Heimat entzog, in welcher der Slave sich als Slave, der Deutsche als Deutscher, der Ungar als Ungar, keiner sich als Oestreicher fühlte. Nun soll das anders werden. Im Interesse der Beweglichkeit des Heeres bleibt die Truppe auf dem Boden, dem sie entnommen wurde. „Welche Gefahr für die Zukunft!" klagten die Besten der Heerführer, „die Armee wird sich in Armeetheile auflösen! Statt eines östreichischen Heeres wird es polnische, deutsche, czechische, ungarische Abtheilungen desselben geben. Das Bild des Staates wird in der Armee zum Ausdrucke kommen!"

Die geheime Regierung siegte über ähnliche Bedenken. Als der Marschallsrath wieder zu einer Sitzung sich vereinigte, fehlte die Opposition. Ihre Mitglieder waren nicht geladen worden, der Entwurf wurde zum Beschlusse erhoben, die Minister brachten ihn in Gesetzesform, nun hat ihn auch die Dele-

Digitized by Google

gation bereits gebilligt; allerdings lehnt der Kriegsminister in privatem Kreise die Verantwortung hiefür ab. Natürlich, denn er weiß gar wohl, wie der Föderalismus schon zersetzend in die Armee bringt, wie auch hier das Band einigender Kraft gesprengt erscheint, daß Vereinigungen von slavischen Offizieren erstehen, daß polnische Militärcasinos das Deutsche, welches Commandosprache ist, auf den Index setzen, daß bei den Manövern Verwirrung eintritt, weil Offiziere erklären müssen, den deutschen Befehl nicht verstanden zu haben, — ein wüstes Vorbild dessen, was am Tage der Entscheidung droht, wenn dem führenden Strategen nicht Sprachmeister und Dolmetscher zur Seite stehen. Wie gesagt, trotz alledem siegte die Nebenregierung mit ihrer Reorganisation. „Der König rief, der Page lief!" Sie siegt und triumphirt auch in der äußern Politik.

Wohin strebte dieselbe und zu welchem Zwecke wurde das Bündniß mit Deutschland geschlossen? Ist es Ergebniß gleichgestimmter Gesinnung bei den Regierungen beider Staaten? Ist es Folge parallel laufender Interessen, naturgemäße Wirkung der letzten Ziele? Nein! Oestreich öffnet dem slavischen Gaste Thür und Thor. Deutschland erhebt den germanischen Gedanken zu nie geahnter politischer Bedeutung. Der eine Staat ist trotz aller Reaction Hort der Principien, welche die Reformation gezeitigt, der andere folgt ängstlich dem Stichworte des von Rom geführten jesuitischen Beichtvaters. Hier steht der moderne, dort der Staat einer verblichenen Zeit. Und Zweck und Ziele dieser Allianz bei Oestreich? „Sie will," sagen die slavischen Deputirten, „ermöglichen, daß Oestreich Herr seiner Deutschen werde, seinem Berufe entsprechend den slavischen Gedanken propagire. Man muß sich den gefährlichen Gegner vom Leibe halten; geht also Arm in Arm mit ihm."

Kurz bevor Andrassy fiel — man sagte damals, die Versuche, ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Deutschland zu Stande zu bringen, hätten seinen Sturz herbeigeführt — hat ein Mann des neuen Oestreich, einer der feudalen Führer, Audienz beim Kaiser genommen. Er hatte den Monarchen vor der Rückwirkung gewarnt, die das Steigen der deutschen Macht auf die Millionen Deutscher in Oestreich nehmen müsse. Die Audienz hatte gewiß keine unmittelbare praktische Folge. Einige Zeit später aber fand eine feudale Versammlung statt, welche beschloß, das deutsche Bündniß „hinzunehmen". Die Politiker der Jesuiten, die Hübner, Lichtenstein, Thun und Clam beschlossen, vorläufig nichts gegen den mächtigen Nachbar zu unternehmen, wie sie in der heurigen Delegation sich geeiniget hatten, vorläufig den Krieg ihrerseits nicht dem jungen Italien erklären zu wollen. Seither sind die feudalen Angriffe gegen das deutsche Bündniß verstummt und nur die Czechen verrathen hie und da die wahre Gesinnung gegen dasselbe, wie die Beiseitebemerkung des Helden in der Tragödie seine echte Seelenstimmung wiedergibt. Den Feudalen soll Deutschland Mittel zur Erreichung großer katholischer Ziele werden. Als Genosse Oestreichs soll es diesem helfen, ein Polenreich zu gründen, das zwischen Oestreich und Rußland den ultramontanen Gedanken ausführt, daß einer dem Katholicismus feindlichen Kirche ein Stück Bodens entrissen werde. Deshalb die Reise des Monarchen nach Galizien, deshalb die bevorzugte Stellung der Polen in Oestreich, deshalb die Drangsalirung der Ruthenen. Den Feudalen zu Folge soll auch Deutschland dem „Glauben" den Westen des Balkans erobern, wo schon die Emissäre Roms gegen die Landeskirche wüthen und die östreichischen Truppen decimirt von Krankheit und Einfluß des Klimas des Rufes harren, der nach Salonichi führt. Deshalb ist Bosnien occupirt, deshalb kämpft die östreichische Jugend gegen die sich wildaufbäumende Volkskraft in den Bergen der Herzegowina. So malt feudale Einbildungskraft das Bild der östreichischen Politik. Sind es die wahren und richtigen Züge? Der große Staatsmann, der im Palais des Bundestages so scharf die östreichische Misère zu durchschauen vermochte, wird Antwort geben können. Er kann den klaren Blick nicht eingebüßt haben, seit er Deutschland geeinigt hat.

Pest, im December. Excelsior.

Die Thätigkeit der Deutschen Seewarte.

Von Georg Kollm.

Wohl keine Wissenschaft hat in den letzten dreißig Jahren so schnelle und fruchtbare Fortschritte gemacht wie die Meteorologie; sie, die einst anscheinend am wenigsten praktisch verwerthbare unter allen Wissenschaften, ist, seitdem Doves und Maurys Untersuchungen und Entdeckungen ihr eine festere Grundlage gesichert haben, gegenwärtig dem Culturleben in richtiger Erkenntniß der großen Vortheile, welche sie namentlich der Schifffahrt, der Landwirthschaft und dem Forstwesen zu bieten vermag, in ausgedehnter Weise dienstbar gemacht. Zur genauen Ueberwachung der leisesten Regungen des Luftoceans bedeckt bereits den ganzen civilisirten Erdtheil ein weit verzweigtes Netz von nahezu 600 meteorologischen Stationen, jener internationalen Verbindung angehörig, welche die meteorologischen Congresse ins Leben gerufen haben. Die Schnelligkeit des Sturmes überholend trägt der Telegraph die Beobachtungsergebnisse dieser Stationen zu den verschiedensten Tageszeiten nach bestimmten Centralobservatorien, woselbst sie gesammelt und verglichen werden und zur Ableitung von Wetterprognosen praktische Verwerthung finden, indem sie den Seefahrer vor dem nahenden Sturm warnen, im Binnenlande den heranziehenden Regen, die kommende Hitze und die schädlichen Nachtfröste verkünden.

Freilich dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die Witterungskunde trotz aller in den letzten Jahren gemachten Fortschritte und ihres unableugbaren Nutzens besonders im Dienste der Schifffahrt, noch in den Schuhen ihrer Kindheit steckt, daß ihr noch die Lösung eines der schwierigsten und verwickeltesten Probleme obliegt, nämlich den causalen Zusammenhang der verschiedenen atmosphärischen Erscheinungen vollständig und genügend zu erklären; so lange die Ursachen, welche sie erzeugen, entwickeln und wieder verschwinden lassen, noch ungelöste Räthsel sind, so lange entbehren auch die Wetterprognosen der wissenschaftlichen Sicherheit — sie hängen lediglich von empirischen Schätzungen ab und sind deshalb allen Irrthümern unterworfen, welchen eine solche Schlußweise unterliegt. Trotz alledem gebührt jedoch dieser versuchten praktischen Verwerthung der Meteorologie zunächst das unbestrittene wissenschaftliche Verdienst, durch die gleichzeitigen, vielortigen und nach demselben System angestellten Beobachtungen ein Bild über den augenblicklichen Zustand der Atmosphäre auf einem großen Theil der Erdoberfläche geschaffen zu haben, das bei langen Beobachtungsreihen für die richtige Erklärung der meteorologischen Erscheinungen von äußerster Wichtigkeit sein wird: es handelt sich hier also um einen höchst wichtigen Vorpostendienst für die Wissenschaft!

Um nun zu erfahren, in welcher Weise sich Deutschland an den internationalen meteorologischen Arbeiten betheiligt, müssen wir unsern Blick nach Hamburg zu dem vortrefflich geleiteten Institut der „Deutschen Seewarte" wenden; ihr von der Direction herausgegebenes Archiv (von demselben sind bereits drei Jahrgänge erschienen) legt ein glänzendes Zeugniß davon ab, in welcher erfolgreichen Weise diese Reichsanstalt in der kurzen Zeit ihres Bestehens nicht nur die ihr zunächst gesteckten Zielpunkte zu erreichen, sondern sich recht eigentlich zum Mittelpunkte des meteorologischen Dienstes in Deutschland, ja sogar von ganz Centraleuropa zu machen gewußt hat.

Schon im Jahre 1865 hatte der jetzige Director der Deutschen Seewarte, Wirkl. Admiralitätsrath Prof. Dr. Neumayer, der berühmte Erforscher Australiens und des Südpolargebietes, sowie langjährige Leiter des Flaggstaff-Observatoriums in Melbourne, damals vor kurzem nach Deutschland zurückgekehrt, gelegentlich einer Versammlung deutscher Geographen in Frankfurt a. M. als der erste die Gründung einer zum Nutzen der Schifffahrt und zur Förderung der Wissenschaft wirkenden nautisch-meteorologischen Centralstelle nach dem Muster der bestehenden englischen und amerikanischen „Nautical Observatories" (daher der deutsche Name: Seewarte) empfohlen. Allein die damalige politische Lage war wenig danach angethan, Unternehmen dieser

Digitized by Google

Art zu fördern. Erst das Jahr 1868 ermöglichte, wenn auch zunächst nur aus Privatmitteln, die Gründung der „Norddeutschen Seewarte in Hamburg" unter Leitung von W. van Freeden. Wohl hat diese Privatanstalt als ein nautisch-meteorologisches Institut bis Ende 1874 in vielfacher Beziehung fruchtbringend gewirkt; der Mangel an Geldmitteln jedoch — Staatsunterstützungen gingen der Anstalt stets nur spärlich zu — ließ den Gedanken einer Centralstelle für die Pflege der maritimen Meteorologie nicht zur Geltung kommen. Dieses Ziel wurde erst erreicht, als im Jahre 1875 die „Norddeutsche Seewarte" als „Deutsche Seewarte" in eine Reichsanstalt auf erweiterten Grundlagen umgewandelt wurde.

Nach dieser neuen Organisation erstrecken sich die Arbeiten der Deutschen Seewarte, welche dem Chef der kaiserlichen Admiralität unterstellt ist und sich unter der Leitung desjenigen befindet, der für ihre zweckentsprechende Einrichtung Jahre lang gewirkt hat, des Prof. Dr. Neumayer, auf vier gesonderte Gebiete, welche in den diesen entsprechenden vier Abtheilungen ausgeführt werden.

Die Aufgabe der ersten Abtheilung besteht in der Pflege der maritimen Meteorologie; sie umfaßt die Organisation der meteorologischen Arbeit zur See innerhalb der deutschen Marine und die Verwerthung der hierbei gewonnenen Beobachtungen für die Wissenschaft überhaupt und zum Vortheil des Seeverkehrs im Besonderen. Mitarbeiter dieser Abtheilung sind die deutschen Schiffskapitäne, sowie die Schiffe der kaiserlichen Marine, welche die Führung der meteorologischen Schiffsjournale, die nach einem vereinbarten internationalen Schema angelegt sind — der sog. Wetterbücher — übernommen haben. Das von ihnen gelieferte Material wird zur Aufstellung allgemeiner und besonderer Segelanweisungen, d. h. der einzuschlagenden Reiserouten verarbeitet, außerdem in besonderen Artikeln in den vom kaiserl. hydrographischen Amte herausgegebenen „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" veröffentlicht, über deren Werth nicht nur für den Seemann, sondern auch für den Forscher ein hervorragender amerikanischer Gelehrter, Mr. Cleveland Abbe in Washington, sich dahin geäußert hat, daß „diese Arbeiten zu den besten zählen, welche irgend eine Kriegs- oder Handelsmarine der Welt geleistet hat".

Die zweite Abtheilung der Seewarte, unter der Leitung des berühmten Chefs der zweiten deutschen Nordpolarexpedition 1869/70, Kapitän Karl Koldewey, besorgt die Beschaffung und Prüfung der nautischen, meteorologischen und magnetischen Instrumente und Apparate, sowohl für die Beobachtungen am Lande als zur See. Eine besondere Aufgabe dieser Abtheilung bildet die Pflege der Wissenschaft der Deviation der Compasse an Bord eiserner Schiffe und deren Verwerthung für die auszuübende Navigation zur Sicherheit des Seeverkehrs. Auch liegen die Beobachtungen über den Werth der Elemente des Erdmagnetismus an einigen Küstenstationen der Seewarte innerhalb des Arbeitsgebietes dieser Abtheilung.

Indem wir auf die Thätigkeit der dritten Abtheilung, der eigentlichen Centralstelle für Wettertelegraphie, Küstenmeteorologie und das deutsche Sturmwarnungswesen noch etwas näher eingehen wollen, sei gleich vorweg der Aufgabe der vierten Abtheilung — des Chronometer-Prüfungsinstituts — gedacht, das sowohl in alljährlichen Concurrenzprüfungen die deutschen und schweizerischen Fabrikate auf dem Gebiete der Chronometerfabrikation zu prüfen, als auch die im Gebrauche befindlichen Instrumente der Handelsmarine den üblichen Untersuchungen zu unterwerfen hat.

Die dritte Abtheilung, unter der Leitung des vielfach bewährten Meteorologen Dr. van Bebber, hat nun zunächst in Bezug auf „Wettertelegraphie" als Hauptaufgaben: „Die tägliche Einsammlung der Witterungsnachrichten auf telegraphischem Wege von einer dem Zwecke genügenden Auswahl von Stationen des In- und Auslandes, die darauf fußende tägliche, größtentheils ebenfalls telegraphische Berichterstattung über die laufenden Zustände und Veränderungen der Witterung und die Bildung von Prognosen auf kurze Frist für den bevorstehenden Verlauf der Witterung." Zu diesem Zwecke gehen täglich ein- resp. mehrmals von 89 europäischen meteorologischen Stationen — hierunter 28 inländische — telegraphische Meldungen über die Beobachtungsergebnisse ein. Die wichtigsten sind die Morgentelegramme, welche über die um 8 Uhr Morgens auf den einzelnen Stationen angestellten Beobachtungen berichten und welche das Hauptmaterial sowohl zu den kurzen telegraphischen Wetterberichten, die an ca. 80 verschiedene Zeitungen im Laufe des Vormittags abgesandt werden, als auch zu den autographirten Wetterkarten und Wetterberichten liefern, welche mit einer kurzen Darstellung der Witterungsverhältnisse in Centraleuropa und mit einer Wetterprognose für den folgenden Tag Nachmittags zur Versendung gelangen.

Hier mag noch hervorgehoben werden, daß die Stationen, welche der Seewarte täglich Witterungstelegramme einsenden, so vertheilt sind, daß sie einen Beobachtungskreis von ca. 1000 Seemeilen Radius, vom Centralpunkt Hamburg aus gemessen, umfassen, und daß ihre Zahl nur von derjenigen des „U. S. Signal Service" in Washington — 109 — übertroffen wird. Ebenso viele Stationen wie die deutsche Seewarte, hat das „Physikalische Centralobservatorium im St. Petersburg"; das „Meteorological Office" in London zählt deren nur 51, das „Observatoire de Paris" 67 und die „Wiener meteorologische Centralanstalt" 60. Ferner erstreckt sich der Umfang des Gebiets, auf welche sich die Wetterkarten und Berichte der Seewarte beziehen, von der Westküste Islands bis in die Nähe des Schwarzen Meeres und von Nord-Skandinavien bis zur Südspitze von Italien. Leider hat der unvermeidlich hohe Abonnementspreis für diese letzteren Publicationen nur eine verhältnißmäßig geringe Betheiligung von Seiten des größeren Publicums zur Folge gehabt. Es verdient daher unsere volle Anerkennung, daß bei der großen Bedeutung, welche die Verbreitung von Wetterkarten durch die Tagespresse für das richtige Verständniß eines Witterungsaussichtsdienstes nachweisbar hat, die Direction der Deutschen Seewarte nach vielen Versuchen in dem Rung'schen Verfahren ein Mittel ausfindig gemacht und erworben hat, um die Wetterkarten nach dem telegraphisch übersandten meteorologischen Material an irgend einem anderen Ort zu construiren und in 45 bis 60 Minuten für die Tagespresse zum Drucke fertig zu stellen. Trotzdem dieses Verfahren den Redactionen der deutschen Zeitungen innerhalb des Reichsgebietes unentgeltlich zur Verfügung gestellt ist — nur für die Beschaffung der erforderlichen Typen ꝛc. sind die Kosten zu vergüten — wird auch von dieser Freigebigkeit unserer meteorologischen Behörde noch von wenigen Zeitungen Gebrauch gemacht, was gewiß im Interesse der Verbreitung des Verständnisses für das Wesen der ausübenden Witterungskunde zu bedauern ist. Mag immerhin, wie bereits im Eingange erwähnt, die Bildung von Prognosen weniger das Ergebniß wissenschaftlicher Betrachtungen, als ein erfahrungsmäßiges Gutachten, hauptsächlich gestützt auf den praktischen Blick des Vorhersagenden unter Beachtung der bereits erkannten Gesetze der Bewegungen der Atmosphäre sein, so ist doch für das praktische Leben nicht zu unterschätzen, daß die Wissenschaft heute schon im Stande ist, die Witterung des nächsten Tages mit solcher Sicherheit vorherzusagen, daß ca. 75—80% aller Voraussagungen zutreffen!

Von ganz besonderer Bedeutung ist diese Thatsache für denjenigen Theil des Wetterdienstes der Seewarte, welcher sich mit der Küstenmeteorologie und dem Erlaß von Sturmwarnungen befaßt; der aus diesen der Schifffahrt und den direct und indirect daran betheiligten Personen erwachsende Nutzen liegt bereits klar auf der Hand und ließe sich leicht durch Zahlen nachweisen. Bezüglich dieses Küstendienstes gehen täglich von der Seewarte die sogenannten Hafentelegramme an 25 deutsche Hafenplätze und 38 Signalstellen ab, um diese über den augenblicklichen Zustand der Atmosphäre zu orientiren, sie event. von der Wahrscheinlichkeit des Eintritts eines Sturmes mit Angabe der muthmaßlichen Richtung desselben zu benachrichtigen und zum Hissen der Sturmsignale zu veranlassen. Freilich können auch diese Sturmwarnungen bis jetzt noch nicht als sichere Vor-

Digitized by Google

ausbestimmungen gelten; sie sind lediglich Mahnungen zur Vorsicht bei gefahrdrohendem Zustand der Atmosphäre. Ein wesentlicher Fortschritt scheint der praktischen Witterungskunde jedoch in naher Zukunft durch den von F. van Ryfselberghe in Brüssel erfundenen Telemeteorographen zu erwachsen, welcher Apparat automatisch die meteorologischen Elemente: Luftdruck, Windrichtung und Stärke, Temperatur, Feuchtigkeit und Regenmenge auf Entfernungen von Hunderten von Kilometern registrirt. Mittelst der Telemeteorographie würde man im Stande sein, auf der Centralstation zu jeder beliebigen Zeit den augenblicklichen Zustand der Atmosphäre in den betr. Beobachtungsstationen sofort zu erfahren und die Aenderungen von Wind und Wetter, oder worauf es hauptsächlich ankommt, die Aenderungstendenz fortgesetzt zu verfolgen, so daß kaum die Ueberraschung einer Gegend durch Unwetter ohne Warnung möglich sein würde. Die Kosten für die Herstellung dieser Instrumente und die Anlage der nöthigen Leitungen sind allerdings sehr hoch; die Deutsche Seewarte hat jedoch in der kurzen Zeit ihres Bestehens soviel Schwierigkeiten zu überwinden und Erfolge zu erzielen gewußt, daß sie sicherlich auch mit allen Kräften die Einführung dieses für die Fortentwicklung der Wetterkunde hochwichtigen Systems anstreben wird, zumal wenn man bedenkt, daß bei einem einzigen schweren Sturm durch Schiffbrüche an der Küste dieselbe Summe verloren gehen kann, von dem Verlust an Menschenleben ganz abgesehen! Ryfselberghe schätzt die Kosten der Einrichtung eines solchen europäischen Wetterfernschreibdienstes auf ca. 2 Millionen Franken.

Wir dürfen nicht schließen, ohne das Bestreben der Direction der Seewarte noch besonders hervorzuheben, welches die Durchführung einer einheitlichen Organisation des Wetterdienstes auch im Interesse der Landwirthschaft und Industrie, wie sie in der ausgedehntesten Weise und mit gutem Erfolg bereits seit Jahren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht, für das ganze Gebiet des deutschen Reiches zur Wahrheit machen will, damit nunmehr auch die Wohlthaten eines solchen wohlgeordneten meteorologischen Dienstes in allen Theilen des deutschen Vaterlandes zur vollen Geltung kommen können. Umstände verschiedener Art erschwerten bis jetzt die Lösung dieser der Seewarte gestellten Aufgabe; ganz besonders aber dadurch, daß bei uns in Deutschland in Folge seiner politischen Gestaltung und Verfassung die Vorbedingungen für eine solche Organisation erst durch die einzelnen Staaten geschaffen werden müssen, die, wenn überhaupt zu Stande gebracht, bei dem noch gegenwärtigen Mangel einer streng wissenschaftlichen Begründung der Grundsätze der praktischen Witterungskunde meistentheils die wünschenswerthe Einheitlichkeit entbehren, wodurch die Quantität und Qualität der Arbeit in ungünstigster Weise beeinflußt werden muß. Trotz der Ungunst der Verhältnisse, die hier nur andeutungsweise berührt worden sind, trat die Seewarte nach Maßgabe der ihr zur Verfügung stehenden Kräft dennoch in den Betrieb des bereits früher geschilderten Wetterdienstes, damit zum mindesten der Boden für eine gedeihliche Weiterentwicklung desselben geschaffen und ein Verständniß dafür in dem Publicum angebahnt werde.

Literatur und Kunst.

Pietro Aretino.

Von Siegfried Samosch.

In unseren Tagen geschieht es nicht selten, daß Urtheile, welche in früheren Jahrhunderten über hervorragende Männer gefällt wurden, gewissermaßen einer Revision unterzogen werden und dann zuweilen eine wesentliche Abänderung erfahren. Freilich müssen derartige „Rettungen" Mißtrauen erregen, wenn ohne Anführung neuer Beweisdocumente dem Publicum zugemuthet wird, einen notorischen Schurken von jetzt ab just für das Gegentheil zu erachten. Anders gestaltet sich jedoch das Verhältniß, sobald auf Grund einer genaueren Kenntniß culturhistorischer Vorgänge erhärtet wird, daß wir uns in der That bisher durch Vorurtheile leiten ließen.

So tritt uns die Gestalt Niccolò Machiavellis ganz anders entgegen, seitdem Pasquale Villari in dem unlängst abgeschlossenen Werke: „Niccolò Machiavelli e i suoi tempi illustrati con nuovi documenti" das Bild des Florentiner Staatsmannes von allen den Flecken befreit hat, die ihm in den früheren Darstellungen anhafteten. In diesen wurde den Zeitverhältnissen nicht genügend Rechnung getragen, während heute allgemein anerkannt wird, daß ausgezeichnete Persönlichkeiten nicht isolirt, sondern im Zusammenhange mit der Epoche, aus der sie die Wurzeln ihrer Kraft zogen, zu beurtheilen sind. Wer wollte nun bestreiten, daß jene buntschillernden Charaktere der Renaissance, die im Guten wie im Bösen ihre ganze Persönlichkeit einsetzten, mit einem besonderen Maßstabe gemessen werden müssen! Hiernach darf auch Pietro Aretino von Anfang an mildernde Umstände in Anspruch nehmen, wenn sein Privatleben, weit entfernt, tadelfrei zu sein, selbst bei den in moralischer Hinsicht sehr duldsamen Zeitgenossen Anstoß erregte. Andererseits erscheint es unbillig, die hohe culturhistorische Bedeutung des Dichters zu unterschätzen, auf die ich bereits in der Schrift: „Pietro Aretino und Italienische Charakterköpfe" (Berlin 1881) hingewiesen habe.

Ein vor kurzem veröffentlichtes Werk: „Saggio di uno studio su Pietro Aretino di Giorgio Sinigaglia" (Roma 1882) bietet nun aber willkommenen Anlaß, die wichtigsten Punkte behufs einer objectiven Würdigung jenes Mannes hervorzuheben, der nicht blos verschiedene Päpste, sondern auch Kaiser Karl V. sowie den König von Frankreich seine Macht fühlen ließ. Giorgio Sinigaglia gelangt, auf authentische Documente gestützt, ebenfalls zu einem weit günstigeren Gesammturtheile über Pietro Aretino, als es sich früher von einem Literarhistoriker zum anderen forterbte. Schreibt doch selbst ein so besonnener Kritiker wie Francesco de Sanctis in der jüngsten Auflage seiner „Storia della letteratura Italiana" (Napoli 1879, Morano) über den Dichter der Komödie: „La Cortigiana": „Er starb 65 Jahr alt im Jahre 1557, und nichts blieb von einem so großen Namen zurück. Seine Werke waren bald darauf vergessen, sein Andenken ist von Schmach bedeckt; ein wohlerzogener Mann würde den Namen Aretinos nicht vor einer Frau aussprechen." Unmittelbar darauf sieht sich Francesco de Sanctis aber zu folgendem Zugeständnisse genöthigt: „Wer war nun dieser Pietro, der von den Frauen seiner Zeit umworben, von seinen Nebenbuhlern gefürchtet, von den damaligen Schriftstellern gepriesen, sich einer so großen Volksthümlichkeit erfreute, der vom Papste geküßt wurde und zur Seite Karls V. ritt? Er war das Gewissen und das Abbild seines Jahrhunderts. Und sein Jahrhundert machte ihn groß."

Will man die von Francesco de Sanctis aufgeworfene Frage erschöpfend beantworten, so muß man den ganzen Entwicklungsgang Pietro Aretinos schildern. Nach der landläufigen Auffassung, die man in den meisten Literaturgeschichten findet, war der Dichter der „Cortigiana" vor Allem Pamphletschreiber, welcher seine Epigramme denjenigen anheftete, die ihn nicht ausreichend honorirten, während seine Lobeserhebungen nach ganz bestimmten Taxen käuflich waren. Dieser Ansicht gegenüber läßt sich zunächst nicht in Abrede stellen, daß Aretino in der That bestechlich war und seinen Tributpflichtigen häufig strenge Bedingungen auferlegte. Die verschiedenartige Behandlung, welche er dem Kaiser Karl V. und dem König Franz I. angedeihen läßt, bekundet jedoch deutlich genug, daß es ihm zwar nicht darauf ankam, ohne Unterschied der Person Weihrauch zu streuen, daß er aber seine wirklichen Sympathien stets der freien Ueberzeugung unterordnete. Niemand erkannte so klar wie Pietro Aretino, daß Karl V. die Fortentwicklung der Cultur repräsentirte, während Franz I. mit seinen Anschauungen noch ganz im Mittelalter wurzelte. Als der erstere ihm eine jährliche Pension von 200 Scudi bewilligte, überbot sich der Dichter in Lobpreisungen; dagegen nahm er das ihm durch den Connétable

Digitized by Google

de Montmorency übermittelte Anerbieten des Königs von Frankreich sehr kühl auf, obgleich das von diesem bewilligte Jahresgehalt sich auf 400 Scudi belaufen sollte. „Wenn Aretino," erklärte Montmorency, „über seinen Kaiser und meinen König gemäß dem Verdienste der einen und der andern Majestät schreiben will, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, so werde ich ihm jährlich 400 Scudi zahlen lassen und erwarte seine Antwort." Nicht ohne Ironie erwiderte der Dichter, indem er die Offerte annahm, daß er über den König Franz I. stets nur die Wahrheit berichten würde. Während aber die Absicht des letzteren dahin gegangen war, Aretino zur Einschränkung seines dem Kaiser gespendeten Lobes zu veranlassen, wurde dieses immer wärmer, so daß Franz I., erbittert, dem Pamphletisten auch nicht einen einzigen Scudo auszahlen ließ. Die französische Majestät hatte es allerdings früher bereits mit dem Dichter verdorben, als sie ihm eine versprochene goldene Kette mit der Aufschrift übersandte: „Lingua ejus loquetur mendacium!" Auch waren die zungenförmigen Glieder dieser „Ehrenkette" an den Spitzen gefärbt, gleichsam in Gift getaucht, so daß Aretino in seinem Dankschreiben satirisch erwiderte: „Sie haben übrigens recht gethan, christlichster König, denn diese Zungen werden, falls sie nichts Anderes zu thun vermögen, die Welt über die Bosheit Ihrer Diener aufzuklären suchen."

Die treue Anhänglichkeit, die er seinen Freunden im Glücke sowie im Unglücke bewahrte, ist einer der Charakterzüge, denen wir bei der Beurtheilung Pietro Aretinos großen Werth beimessen. Von dieser Gesinnung legte er bereits während seines zweiten längeren Aufenthaltes in Rom Zeugniß ab. Der mit dem Dichter befreundete Giulio Romano hatte sechzehn Zeichnungen entworfen, die eine starke Vorliebe für das Nackte bekundeten und, von Marc' Antonio Raimondi in Holz geschnitten, in Rom circulirten. Aus der Lebensbeschreibung, welche dem letzteren Künstler von Vasari gewidmet wird, geht in der That hervor, daß die Sujets dieser Zeichnungen sehr „gewagt" waren. So wurde denn sowohl gegen Giulio Romano als auch gegen Raimondi ein wahrer Sturm der Entrüstung entfesselt, als die obscönen Holzschnitte, wie Vasari bemerkt, sogar an Orten gefunden wurden, wo man es am wenigsten erwartet hätte. Während Giulio Romano sich durch schleunige Flucht nach Mantua der Verhaftung zu entziehen vermochte, ließ Clemens VII. den mitschuldigen Künstler ins Gefängniß werfen, aus dem er sicherlich nicht so bald befreit worden wäre, hätte sich nicht Aretino seiner angenommen, indem er die Begnadigung Raimondis und Giulio Romanos beim Papste durchzusetzen wußte. Statt sich nun aber mit diesem Erfolge zu begnügen, verfaßte der Dichter sechzehn Sonette, in denen er, jene Zeichnungen erläuternd, dieselben noch an Schlüpfrigkeit überbot. Zu seiner Entschuldigung kann allenfalls nur dienen, daß er, wie aus einem Schreiben Giovannis de Medici hervorgeht, zu den erwähnten Poesien durch einen Bischof und einen „Klosterbruder" veranlaßt worden ist. Die Stellung Aretinos gestaltete sich jedoch in Folge seiner übermüthigen Laune so mißlich, daß er das Feld räumen mußte.

Einige Monate später finden wir ihn aber von Neuem in der ewigen Stadt, wo er sich auch wieder der vollen Gunst des Papstes erfreute. Freilich hinderte dies den Dichter nicht, sich in einem um dieselbe Zeit verfaßten Sonette über den Papst und seine beiden Vorgänger sowie über den König von Frankreich lustig zu machen. Die Dichtung, deren erster Vers lautet:

I miracoli al mondo furno sette

schließt mit einem Epigramme auf den Kardinal Armellino, in dessen Weinberge damals gerade eine Jupiterstatue gefunden worden war. Ein Mordanfall, der gegen Aretino bald darauf unternommen wurde, bestimmte diesen, Rom nunmehr endgültig zu verlassen, zumal da Clemens VII. sich sehr wenig eifrig erwies, dem Dichter Genugthuung zu verschaffen. Letzterer begab sich zu dem ihm befreundeten Führer der „schwarzen Banden", Giovanni de' Medici, bei dem er früher bereits einige Zeit hindurch verweilt hatte. Auch diesem war er ein treuer Gefährte, und zwar bis über den Tod hinaus, von welchem der „gran Diavolo" — diesen Beinamen führte der tapfere Feldherr — in Folge einer bei Governo unweit Borgoforte erlittenen Verwundung im Jahre 1526 ereilt wurde. Aretino leitete selbst den Transport des tödtlich verwundeten Freundes nach Mantua, woselbst er den Marchese Gonzaga anflehte, dem sterbenden Kapitän ein Asyl zu gewähren. Tief ergreifend ist die Schilderung, welche Aretino in einem an Francesco degli Albizzi gerichteten Schreiben vom 10. December 1526 von den letzten Stunden des „gran Diavolo" entwirft. Er widmet ihm auch eine von der aufrichtigsten Ueberzeugung eingegebene Lobrede, indem er versichert, daß er den Kapitän nach seinen Verdiensten preise, nicht um dem Andenken desselben zu schmeicheln. Lange Zeit über den Tod des „gran Diavolo" hinaus bewahrte Aretino den Angehörigen desselben, insbesondere dessen Sohne Cosimo, dem Herzoge von Florenz, treue Anhänglichkeit. Von dieser legte er nicht blos in zahlreichen Briefen an den Herzog selbst — hervorgehoben zu werden verdient namentlich das Schreiben vom 5. Mai 1536 — sondern insbesondere dann Zeugniß ab, wenn er sich bei Kaiser Karl V. dringend für den Sohn Giovannis de Medici verwendet. Auf Aretinos Veranlassung geschah es auch, daß sein Freund Tizian nach der Todtenmaske das Gemälde des großen Feldherrn ausführte, dessen Andenken heute noch in Florenz in Bildwerken fortlebt, wie denn unter Anderem vielen Besuchern der Arnostadt der auf dem Platze vor der Kirche San Lorenzo befindliche Brunnen mit dem Denkmale des tapferen Führers der „schwarzen Banden" bekannt sein wird.

Aretino wäre nach dem Hinscheiden seines besten Freundes sicherlich an manchem Fürstenhofe mit offenen Armen aufgenommen worden; allein er kannte aus eigenen Erfahrungen, die er insbesondere in der Umgebung des Papstes und der Kardinäle gesammelt hatte, die ganze Misère des Lebens der „cortigiani" viel zu genau, als daß er sich von Neuem in dieses Joch hätte begeben sollen. Das Beispiel Ariostos konnte ihm überdies als Warnung dienen, falls er überhaupt Anwandelungen verspürt hätte, auf seine Freiheit nochmals zu verzichten. Um sich die Gunst des Kardinals Ippolito d'Este zu sichern, hatte Ariosto in seine Dichtung: „L'Orlando furioso" allerlei Schmeichelworte für seinen Gönner verwebt. Letzterer fand jedoch, als der Dichter ihm sein Werk überreichte, nur Ausdrücke des Spottes und der Geringschätzung, durch welche sich Ariosto um so mehr gekränkt fühlen mußte, als der Kardinal seinen Dünkel keineswegs durch besondere Freigebigkeit wett machte. Eine Parallele zwischen dem Verfasser des „Orlando furioso" und Pietro Aretino bietet sich hier von selbst dar, und diese fällt keineswegs in allen Punkten zu Ungunsten des Dichters der „Cortigiana" aus. Zunächst springt in die Augen, daß, wie der letztere, auch Ariosto nicht verschmähte, seine Muse den eigenen Interessen dienen zu lassen. Freilich soll nicht in Abrede gestellt werden, daß Aretino die Ausbeutung der Fürsten in ein förmliches System brachte, um seine verschwenderischen Neigungen befriedigen zu können.

Will man aber die culturhistorische Bedeutung Aretinos voll und ganz würdigen, so muß vor Allem betont werden, daß er in einer Zeit, wo ein freies Wort häufig mit schwerer Kerkerhaft, ja mit dem Tode gebüßt wurde, rücksichtslos dieses freie Wort sprach, sobald es galt, Farbe zu bekennen. Liest man die durch ihre Frische nicht minder als durch ihre Keckheit und ihr gewissermaßen an Tizian gemahnendes Colorit bemerkenswerthen Briefe des Dichters, welche zumeist aus Venedig datirt sind, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß Aretino in der That das öffentliche Gewissen seiner Zeit darstellt. Wie sehr treten die persönlichen Begehrlichkeiten desselben in den Hintergrund, sobald man sie den rücksichtslosen Betrachtungen gegenüberstellt, in denen er die Mißstände in Staat und Kirche brandmarkt und mit schneidiger Satire geißelt. Insbesondere sind es die Pfaffen und die Höflinge, denen er die blutigsten Epigramme anheftet. Aber selbst der Papst und der Kaiser, sowie die Fürsten, welche Italien damals in zahlloser Menge aufwies, mußten die Sarkasmen des unerbittlichen Rügedichters über sich ergehen lassen, mochten sie auch wähnen, sich dessen Gunst durch Ehrenbezeugungen und reiche Geschenke erkauft zu haben.

Digitized by Google

So repräsentirt Aretino die Macht der öffentlichen Meinung in einer Zeit, in welcher die Großen ungestraft Land und Leute aussogen. Wer wollte deshalb ohne weiteres den Stab über ihn brechen, wenn er im Gefühle seiner Vollkraft ebendieselben Großen sich tributpflichtig machte, zumal damals die literarische Beschäftigung allein sicherlich selbst den begabtesten Schriftsteller nicht vor dem Hungertode gerettet hätte! Während nun die Mehrzahl dieser Schriftsteller ihre Werke Fürsten und anderen ausgezeichneten Persönlichkeiten widmeten und sich glücklich schätzten, sobald sie an dem Hofe eines Duodezstaates, gleichviel unter welchen Erniedrigungen, ein Unterkommen gefunden hatten, bewies Aretino seinen freien, unabhängigen Sinn, indem er in dem Freistaate Venedig, unter dem Schutze des Markuslöwen, seinen Aufenthalt nahm und von dort aus seine scharf zugespitzten Pfeile versandte. Warf man ihm seine Freibeuterei vor, so konnte er sich mit Fug auf das Raubritterthum berufen, das gleichfalls die Macht manches Fürsten begründet hatte.

Aretino theilt in einem an den Dogen Andrea Gritti gerichteten Schreiben selbst die Beweggründe mit, durch welche er nach dem Tode Giovannis de' Medici veranlaßt wurde, nach der Lagunenstadt überzusiedeln. In diesem Schreiben heißt es: „Ich, der ich in der Freiheit eines so mächtigen Staatswesens endlich gelernt habe, frei zu sein, verschmähe die Höfe für immer und will hier den Rest meiner Jahre zubringen, weil hier die Verrätherei keine Stätte findet, das Recht nicht von der Gunst gebeugt werden kann, weil hier nicht die Grausamkeit der Courtisanen herrscht, nicht die Frechheit der Eunuchen befiehlt, weil hier nicht geraubt, keine Gewalt angethan und kein Meuchelmord verübt wird. Deshalb gebe ich, der ich die Schuldigen in Schrecken gesetzt und die braven Leute beruhigt habe, mich ganz euch hin, die ihr die Väter eures Volkes, die Brüder eurer Untergebenen, Söhne der Wahrheit, Freunde der Tugend, Gefährten der Fremden, Stützen des wahren Glaubens, sichere Bürgen der Treue seid, die ihr Gerechtigkeit ausübt, Zuneigung sorgsam hütet und euch von der Milde leiten lasset." Venedig wird dann als der letzte, der einzige Zufluchtsort aller Italiener gepriesen, die anderwärts nur Demüthigungen erfahren mußten.

In der Komödie „La Cortigiana" — der Titel bedeutet nicht „die Courtisane", obgleich diese Species, wie in den meisten Lustspielen Aretinos, auch in dem erwähnten vorkommt, sondern „das Hofleben" und ist gleichbedeutend mit „la cortigianeria" — führt der Dichter das Thema von der Herrlichkeit und Vorzüglichkeit Venedigs noch eingehender aus, indem er gegenüber dem höfischen Hange zur Schmeichelei und Lüge sowie der Unduldsamkeit und Hierarchie die in Venedig herrschende Freiheit und die dortigen milden Sitten rühmend hervorheben läßt. Diese Komödie „La Cortigiana" würde allein hinreichen, den Nachruhm Aretinos für alle Zeiten zu begründen. Von Anfang bis zu Ende unser Interesse fesselnd, enthält das Lustspiel nicht blos eine treue Sittenschilderung des päpstlichen Roms zur Renaissancezeit, sondern überrascht uns auch durch die realistische Situationskomik, sowie durch die Plastik und Naturwahrheit der Charaktere. Wie vortrefflich ist Messer Maco gezeichnet, der aus Siena nach Rom kommt, um daselbst die Höflingskunst zu erlernen und dann, einem Gelübde seines Vaters gemäß, Kardinal zu werden. Die Eitelkeit dieses Narren wird nur von seiner Leichtgläubigkeit überboten, so daß er ohne Besinnen dem „Meister" Andrea ins Garn geht, der ihm vorspiegelt, daß er Lehrer der Höflingskunst sei. In der Lection, welche Messer Maco dann erhält, werden die cortigiani in der belustigendsten Weise verspottet, nicht minder drollig erscheint aber, wenn der Candidat für den Kardinalspurpur die ihm ertheilten Lehren voll Ernst und Vertrauen sich einzuprägen sucht. „Die Hauptsache für den Höfling ist," lehrt ihn „Meister" Andrea in der 22. Scene des ersten Actes, „daß er zu fluchen versteht, daß er spielen kann, neidisch, lüstern, ein Ketzer, Schmeichler und Verleumder, völlig unwissend, ein Dummkopf ist, daß er aufzuschneiden und den süßen Herrn zu machen weiß, sowie zu jeder Unsittlichkeit bereit ist." Ueber diese verschiedenen Eigenschaften erhält Maco eine besondere Unterweisung; freilich reicht diese noch nicht hin, aus ihm einen Höfling zu machen. Muß er doch, wie er sich in seiner Einfältigkeit ebenfalls vorspiegeln läßt, zuvor erst die Procedur in dem heißen Ofen durchmachen, aus welchem die cortigiani völlig durchgebildet hervorgehen. Höchst ergötzlich ist, wie Messer Maco den Augenblick kaum erwarten kann, in welchem er in den heißen Ofen geschoben wird, und wie er dann, nachdem er die Höllenqualen des Schwitzbades durchgemacht hat, allen Ernstes verlangt, daß der Kessel zertrümmert werde, damit kein ebenso schöner Höfling wie er selbst mehr zubereitet werden könne.

Das Gegenstück zu Messer Maco bildet der von einer heftigen Liebesleidenschaft zu der Gemahlin Luzio Romanos, Livia, ergriffene Signor Parabolano, ein Emporkömmling, der seine treuesten Diener schlecht behandelt, während er von seinem Reitknechte, dem Erzschelme Rosso, in der komischsten Weise geprellt wird. Wie Rosso Kenntniß von dem Herzensgeheimnisse seines Herrn erlangt, wie er sich demselben unentbehrlich zu machen weiß, indem er zugleich die ihm im Wege stehenden übrigen Diener anschwärzt, wie er dann in Gemeinschaft mit der ehemaligen Courtisane, Alvigia, den sich am Ziele seiner Wünsche wähnenden Signor Parabolano prellt; alles dieses wird in der anschaulichsten Art geschildert, so daß es in einem modernen Intriguenstücke nicht natürlicher zugehen kann. Das Abenteuer des von seinem Stallknechte düpirten Gecken unterscheidet sich aber blos durch die dramatische Form von einer und der anderen übermüthigen Novelle des Boccaccio. Statt der heißbegehrten Livia umarmt Signor Parabolano in der Dunkelheit die minder verlockende Togna, die Frau des Bäckers Arcolano, durch dessen Intervention sich dann die Affaire noch mehr verwickelt. Die Komödie schließt trotzdem mit einer allgemeinen Versöhnung; am zufriedensten ist Messer Maco, der nach wie vor darauf schwört, daß er jetzt ein vollendeter cortigiano sei. Die phantastischen Erlebnisse Macos und Parabolanos bilden die Rahmen, innerhalb deren Pietro Aretino römisches Leben schildert und uns Einblicke in die Sittenzustände seiner Zeit gewährt. Nicht minder läßt er seiner satirischen Laune gegen den päpstlichen Hof und gegen die Kardinäle freien Lauf, während er andererseits einen begeisterten Lobeshymnus für die Stadt Venedig anstimmt. So legt er dem Stallmeister Rosso einige jener Epigramme in den Mund, mit denen damals der römische Volkswitz den Papst und dessen nächste Umgebung verhöhnte. „O Kardinäle," klagt er unter Anderm, „wenn ihr an unserer Stelle wäret, möchten wir um keinen Preis an eurer Stelle sein!"

„O Cardinali, se voi fossi noi,
Che noi per nulla vorremmo esser voi."

Mit welchem Enthusiasmus wird dagegen in der 7. Scene des dritten Actes Venedig gefeiert, das als „heilige Stadt" und „irdisches Paradies" vor jeder anderen Stadt Italiens den Vorzug verdienen soll. Für die Cultur- und Kunstgeschichte ist diese Scene jedenfalls bedeutsam, zumal die über die einzelnen Künstler der Lagunenstadt gefällten Urtheile sich durch ihre Prägnanz auszeichnen. So heißt es von dem Freunde Aretinos, „dem ruhmreichen, bewundernswerthen und großen Tizian", daß das Colorit seiner Gemälde „ebenso athme wie das Fleisch, welches wirklichen Puls und Athem hat".

Am 25. März 1527 hielt Aretino seinen Einzug in Venedig, und er hat dann diese Stadt bis zu seinem Tode, der ihn im Jahre 1557 ereilte, nur selten verlassen. Allerdings konnte der Dichter auch nirgends ein so reich ausgestattetes Heim finden wie in dem von ihm bewohnten Palaste am Canal Grande. Daselbst übte er seine glänzende Gastfreundschaft; die berühmtesten Künstler sowie die Patrizier der Stadt trafen dort mit schönen Frauen, deren Tugend allerdings oftmals hinter ihrer Schönheit zurückstand, zusammen. Die Honneurs wurden von den „Aretine" erwiesen, welche das Hauswesen des Dichters verwalteten und sich in dessen Gunst theilten. Seltsam genug erscheint, daß Aretino, welcher, ganz im Stile seines Jahrhunderts, den Musen und Hetären zugleich huldigte, einen ausgeprägten „Familiensinn" besaß. Nicht nur, daß er seiner

Digitized by Google

Mutter stets ein liebe- und pietätvolles Andenken bewahrte, auch zahlreiche Briefe bekunden, daß er für seine Töchter, obgleich dieselben keiner legitimen Verbindung entsprossen waren, mit der innigen Zuneigung und Sorgfalt eines Vaters sorgte.

Vor Allem gilt dies von Adria, der Tochter, welche ihm von der mit einem venetianischen Patrizier vermählten Caterina Sandella geboren war. Liest man die an die letztere gerichteten Briefe, so wird man weniger durch die Zärtlichkeit des Inhaltes als durch die Ausdrücke des Wohlwollens überrascht, welches der Dichter dem Gatten der schönen Caterina Sandella bewahrt, gleichsam als ob das Freundschaftsverhältniß der beiden Männer sich nach der Geburt der Adria noch inniger gestaltet hätte. In einem vom 15. Juni 1537 datirten Briefe an Sebastiano del Piombo schildert Aretino die herzliche Freude, welche ihm das Kind bereitet, sowie die Besorgnisse, daß ihm dasselbe wieder entrissen werden könne. Man würde bei der Annahme irren, daß Aretino sich nur durch augenblickliche Wallungen leiten ließ. Vielmehr sorgte er mit der gleichen Vaterliebe für seine Adria bis zu deren Vermählung, und er ließ sie auch dann nicht im Stiche, als sich zeigte, daß ihre Ehe keine glückliche war. So rührend ist die Theilnahme Aretinos für das Schicksal jener, daß es keines weiteren Beweises bedürfte, um dem Dichter, der sich oft genug Lob und Tadel bezahlen ließ, auch aufrichtige, uneigennützige Liebe nicht abzusprechen. Austria, die zweite Tochter, erfuhr diese Sympathien Aretinos nicht minder, als die zarte, bleiche Pierina Riccia. Die Briefe, in denen er den frühen Tod der letzteren beklagt, sind mit seinem Herzblute geschrieben.

Wie konnte es nun geschehen, daß alle diese Aeußerungen eines warm empfindenden Herzens übersehen wurden, so daß zumeist nur die unlauteren Regungen im Charakter des Dichters — und diese waren unzweifelhaft in nicht geringer Anzahl vorhanden — der Beurtheilung als Maßstab dienten? Giorgio Sinigaglia weist in seinem unlängst veröffentlichten Werke darauf hin, daß es insbesondere zwei Schriftsteller waren: Antonio Francesco Doni und Franchi, welche durch ihre gegen Aretino gerichteten Schmähschriften dessen üblen Nachruf begründeten. Erwägt man nun, daß beide Schriftsteller zunächst die Gastfreundschaft des Dichters der „Cortigiana" in vollem Maße genossen und sich ebenso eifrig erwiesen hatten, denselben mit Schmeicheleien zu überhäufen, so muß man auch gegenüber dem Uebermaße heftiger Anschuldigungen mißtrauisch werden. Im dritten Bande der mir vorliegenden „Lettere di Pietro Aretino" befindet sich ein vom November 1545 datirtes Schreiben, welches die Ueberschrift „Al Fr." trägt und offenkundig an den erwähnten Franco gerichtet ist. Dieses Schreiben legt aber vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß Aretino, statt über das Unglück seines Widersachers zu triumphiren, inniges Mitleid mit diesem empfand. „Es wäre billig," schreibt er dem letzteren, „daß ich mich über Dein Leiden freute, wie Du Dich über mein Wohlbefinden betrübst, aber meiner gutmüthigen Natur wird durch jenes Schmerz bereitet, zwar nicht in derselben Weise, wie Dir, doch wenigstens in dem Maße, daß ich eher Liebe für Dich zu empfinden glaube als Haß."

Die Fehler, welche dem Dichter anhafteten, entsprangen zum großen Theil den Zeitströmungen, während seine unbestreitbaren Vorzüge individuell waren. Wer sich auch immer mit der Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts beschäftigen mag, wird in den Briefen, in den Komödien, ja selbst in den als tief unsittlich verpönten „Dialoghi" Aretinos die reichste Ausbeute finden. Nichts war diesem mehr verhaßt als das Conventionelle, so daß er als einer der ersten Pfadfinder des Realismus angesehen werden muß. Sollte es mir aber gelungen sein, dazu beizutragen, daß die „Geißel der Fürsten", der Dichter der „Cortigiana", der überdies auch in der Tragödie „La Orazia" dem Drama neue Bahnen gewiesen hat, vom rein menschlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, sympathischer beurtheilt werde als bisher, so wäre für die unbefangene Würdigung einer der bemerkenswerthesten Erscheinungen der italienischen Renaissance viel gewonnen.

Die Kritiker des „jungen Goethe".

Von Hans Herrig.

Man hat das Leben unserer großen Klassiker so ziemlich nach allen Richtungen durchstöbert. Die moderne Literaturforschung steht neben den Dichtern, wie ein moderner Naturforscher neben seinem Vivisections-Object und belauscht jeden Athemzug. So vergißt man nur allzu oft über die Einzelheiten das große Ganze. Es scheint indessen, als wenn diese Art von Forschung dem materialistischen Sinne unserer Zeit entspricht. Wie man der Ansicht ist, alles Lebendige sei nur ein mechanischen Gesetzen unterworfener Haufen Atome, so meint man auch den Dichter zu erfassen, wenn man seine gesammten einzelnen Lebensäußerungen wohlrubricirt bei einander hat. Machen wir es doch in der eigentlichen Geschichte ebenso. Auch hier sieht man verächtlich auf die Ideen herab und glaubt die Wahrheit nur in der Durchwühlung der Archive zu erlangen. Aber gerade die Literaturgeschichte gibt den Beleg für das Fälschliche dieser Methode. Die Werke eines Dichters wirken durchaus nicht nur durch das, was sie sind, auf die Nachwelt, sondern, so seltsam es klingt, *als das, was sie sein wollen*: das Ideale an ihnen ist ihr eigentliches Lebenselement. So wird denn aus dem Dichter selber gleichsam auch eine Idealgestalt. Man nenne das Mythenbildung; es ist jedenfalls ein Proceß, ohne den die geistige Entwicklung der Menschheit nicht vorwärts kommt. Jene Mythenbildung wird nun allerdings durch die pedantische Kleinforschung zerstört, aber was übrig bleibt, ist schließlich das reine Nichts. Das Einzelne am Menschen ist stets das Gebrechliche, Mangelhafte. Vielleicht sehen die Forscher selber dies nicht ein. Denn wenn auch vor seinem Kammerdiener Keiner ein Held bleibt, so ist doch der Kammerdiener daran gewöhnt, Alles an seinem Herrn vortrefflich zu finden. Schlimm aber wird die Sache, wenn ein Fremder einmal über die Geheimnisse des Kammerdieners kommt. Will man sehen, was sich in diesem Sinne mit den Ergebnissen unserer Literarhistoriker anfangen läßt, so lese man die hochinteressanten Bücher des Jesuiten Alexander Baumgartner über Goethe. Dieser Mann stellt sich durchaus nicht auf einen exclusiven Standpunkt, ist ein genauer Kenner der Goethe-Literatur, hat auch ein warmes Herz für Poesie und feiert nun den Triumph, daß er scheinbar aufs Schlagendste nachweist, indem er alle Irrgewinde des Goethe'schen Daseins verfolgt, welches große Genie leider an Goethe zu Grunde gegangen ist und was für ein trauriger Kerl dieser Dichter in Wahrheit war.

Sonderbar ist es nun, wie diese Kleinforschung auch darin ihren Charakter bewahrt hat, daß sie fast immer auf das Persönliche ging, dagegen das Verhältniß des Dichters zu seiner Zeit im Allgemeinen bei Seite ließ. Und doch ist dies das Wichtigste für die Geschichte. Gewiß ist es anziehend zu erfahren, welchen Eindruck Goethe auf irgend einen Besucher machte, bedeutsamer, wie er in der Literatur selber wirkte. Hierüber hatte man indessen bis vor kurzem nur sehr sporadische Untersuchungen angestellt, und erst Julius W. Braun blieb es vorbehalten, mit unendlicher Mühe aus Hunderten von Zeitungen und Journalen das nöthige Material zu sammeln. Von dem großen Sammelwerke „Schiller und Goethe im Urtheil ihrer Zeitgenossen" liegt die erste Abtheilung „Schiller" bereits vollendet in drei Bänden vor; vor kurzem hat nun auch der erste Band des „Goethe" die Presse verlassen (Berlin, Verlag von Fr. Luckhardt), der bis 1786, zur italienischen Reise reicht.

Es war früher eine beliebte Marotte, sich zu streiten, ob Schiller oder Goethe größer sei. Man erzählt von dem ehemaligen Braunschweiger Aesthetik-Professor Griepenkerl — von welchem Goethe an Zelter schreibt, Griepe möge ein guter Kerl sein, aber sein Geschreibsel wolle er lieber ungelesen lassen —, daß derselbe einstmals bei einem Festessen so mit seinem Sohne, dem nachmaligen Robespierre-Dichter Griepenkerl, über diese Frage aneinander gerathen sei, daß Fremde sich dazwischen werfen mußten, damit das Gespräch nicht in eine Prügelei ausartete.

Digitized by Google

Solche Debatten sind heutzutage aus der Mode. Man möchte glauben, die Deutschen hätten Goethens Ausspruch sich zu Nutzen gemacht, daß sie, statt sich zu zanken, sich lieber freuen sollten, überhaupt zwei solcher Männer zu besitzen. In Wahrheit indessen dürfte gegenwärtig der Streit zu Gunsten Goethens entschieden sein. Der Goethe-Cultus hat in den letzten Jahren eine staunenswerthe Höhe erreicht. Man betrachtet Schiller etwa wie gewisse alte Klassiker, die für den Jugendunterricht reservirt werden, die man schon in Quarta traktirt, nach dem Abiturientenexamen aber kaum wieder in die Hand nimmt. Für eine Generation, die überall auf den Realismus ausgeht, konnte Schiller nur noch gewissermaßen als Respectsperson Geltung haben; seine Dramen würde ihm heutzutage jeder Intendant als gänzlich unaufführbar und als Buchdramen im schlechtesten Sinne mit Formular zurücksenden. Weil nun dies offenbar der stillschweigende Zustand der Geister ist, so dürfte es vielleicht nicht unangebracht sein, einen Anlaß zu benutzen, der zwar nicht den alten Streit erneuern soll, aber doch Gelegenheit gibt, die beiden Dichter in fruchtbringender Weise zu vergleichen. Liest man nämlich die von Braun gesammelten Goethe-Kritiken durch, so drängt sich unwillkürlich die Erinnerung an die Schiller-Kritiken auf, und man erstaunt, hier auf einen merkwürdigen Unterschied zu stoßen. So interessant auch die Goethe-Kritiken vom literarhistorischen Standpunkte aus sind, so können sie sich doch an geistiger Bedeutung auch nicht im Entferntesten mit den Schiller-Kritiken messen. Die Recensenten Schillers fühlen sich durchweg gezwungen, einen möglichst hohen Standpunkt einzunehmen und auf die Grundprobleme der Kunst zurückzugehen. Vieles, was sie schreiben, trifft den Nagel auf den Kopf und hat noch heute unzweifelhaften Werth. So constatirt man denn hier an der unmittelbaren Wirkung, welche gewaltige geistige Anregung Schiller der Nation gegeben hat. Ohne Frage hängt dies auch damit zusammen, daß er selber es mit seinen Gedanken ungemein ernst nahm und eine Reihe von Jahren der Nation nur als Denker und Philosoph gegenüberstand. Er läßt sich in dieser Beziehung mit Richard Wagner vergleichen. Dieser geistigen Anregung verdankt auch Goethe seine zweite poetische Jugend. Was aber die Hauptsache ist, erst aus dieser zweiten poetischen Jugend hat sich der Goethe entwickelt, den wir Alle verehren. Wenn Goethe vor seiner Bekanntschaft mit Schiller gestorben wäre, würde man ihn diesem nicht einmal an die Seite stellen. Wir verdenken es dem Einzelnen nicht, wenn er sich für den „jungen Goethe" begeistert und den Zauber schattenhaft nachempfindet, welchen der Lebendige auf so Viele ausübte. Für die Nation indessen hat dieser junge Goethe keine so große Bedeutung, und, so herrlich z. B. Schapers Berliner Standbild des Dichters ist, so widerspricht es doch insofern der Aufgabe der monumentalen Kunst, als diese den großen Mann darstellen soll, wie er im Gedächtniß der Nachwelt haftet. Wie sie nur einen „alten Fritz" brauchen kann, so jedenfalls nur einen gealterten Goethe. Erst dieser übte denn auch eine weitreichende literarische Anregung aus, erst jetzt begann die romantische Schule den künstlerischen Gedanken Goethens nachzugehen.

Wenn Schiller der Dichter der Idee ist, so verdient Goethe den Namen eines Dichters der Erfahrung. In dieser seiner Eigenthümlichkeit liegt vielleicht auch ein Grund, weshalb seine ganze Größe erst im gereifteren Alter zum Vorschein kam: er mußte erst sich selber erfahren. Und nur von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen die Weimarer Jahre, die Jahre, während deren das Verhältniß zu Frau von Stein dauerte, als nicht verloren: er wäre ohne diese vermuthlich gar nicht unser Goethe geworden, sondern ein ganz Anderer, vielleicht ein größerer Künstler, d. h. Macher von Kunstwerken — keineswegs im schlechten Sinne — aber doch nicht jene in der ganzen Weltliteratur so einzige Persönlichkeit, die Harmonie von Weltmann und Dichter, praktischer Weltweisheit und bis zu den höchsten transscendenten Zielen sich erhebender Poesie. Freilich jene Erfahrung über sich selbst war deshalb keine angenehme, und als Goethe nach Italien ging, floh er gleichsam vor sich selbst. Er brauchte eine neue Jugend, er mußte von Neuem beginnen, denn was die erste Jugend begonnen, das hatte das Leben in keiner Weise gehalten. Goethe unternahm es bekanntlich damals seine Werke zu sammeln. Es sollten acht Bände werden, darunter, wie man ankündigte, fast fünf Bände voll bisher ungedruckter Arbeiten. Wie wenig hatte er also seit Götz und Werther der Nation geboten! Und doch hatte er im Momente nicht einmal sein Versprechen erfüllen können, sonderu mußte, um dies zu thun, auch in Italien fleißig die Feder führen.

Wie Goethes Schöpferkraft allmählich in Weimar zu versiegen schien, so nimmt auch die Beschäftigung mit ihm in bezeichnender Weise ab. Während die Documente aus den Jahren 1773—1777, welche Braun mittheilt, 373 Seiten seines Buches einnehmen, reichen für die Jahre 1778—1786 die Seiten 374 bis 410 aus. Dabei ist aber nicht außer Acht zu lassen, daß die Jahre 1775, 1776 und 1777 fast nur Actenstücke aufweisen, welche Werther oder Götz betreffen, also gleichfalls schon von der Vergangenheit zehren. Gewiß hat gar Mancher damals gemeint, mit Goethes Genie sei es zu Ende, und der Verfasser des Götz werde als wohlbehäbiger Beamter in Weimar sterben — der Abstand zwischen Götz und Werther einerseits und andererseits den seitdem veröffentlichten poetischen Pamphleten, den Singspielen Claudine von Villa Bella, Erwin und Elmira, war doch gar zu groß. Nur Stella machte noch einmal gewaltiges Aufsehen und zwar wegen des unmoralischen oder sagen wir lieber „chinesischen" Schlusses. Der Ausgang nämlich, daß ein Mann, der sich zwischen zwei Weibern nicht entscheiden kann, beide heirathet, kommt auch in einem berühmten chinesischen Romane vor. Stella fand viele Bewunderer, aber noch mehr Tadler. Der Hauptpastor Göze zu Hamburg erhob auch gegen dieses Drama seine eifernde Stimme, leider wiederum in so polternder Weise, daß selbst das Richtige, was er sagte, keine Wirkung haben konnte. Auch Satiren erschienen, wie auf Werther, aber, wie die mitgetheilte Probe beweist, mit noch weniger Witz. Denn daß Fernando in einem sechsten Acte von Obrigkeits wegen für seine Bigamie bestraft wird, ist doch wohl kaum humoristisch zu nennen. Die theatralische Darstellung der Stella machte besonders in Berlin Eindruck. An andern Orten war man kühler. So ward dem „Berliner literarischen Wochenblatt" vom 4. Mai 1776 aus Amsterdam gemeldet: „Die Zuschauer waren so sinn- und gefühllos dabei, daß es mir recht ärgerlich war. Alle Augen in den Logen und im Paterre waren den Thränen so verschlossen, als der Himmel zur Zeit des Thisbiters dem Regen war; und ich merkte keine Aeußerung des Gefühls, als ein dummes Gelächter beim Schlusse, da beide Weiber den Fernando umarmen. Ich bedauerte während der Vorstellung Goethen sehr oft; er müßte nicht nur Schauspieler, sondern auch Zuschauer erschaffen, wenn er wollte verstanden werden." Wir werden heutzutage den nüchternen Holländern nicht ganz so böse sein können, wie der Correspondent des Berlinischen Wochenblattes. Der damaligen Generation schlug eben Stella noch jenen revolutionären, Rousseauschen Ton an, in dem sie Goethes Eigenthümlichkeit suchte. — Clavigo hatte gleichfalls viel Tadel erfahren; Merck stand mit seinem abfälligen Urtheil nicht allein. So schrieb Schubart in seiner Deutschen Chronik: „Die deutsche Muse rächt sich am Verfasser des Götz, und Clavigo wurde nur ein mittelmäßiges Stück." Auch ein anderer Recensent (Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur, Lemgo 1775) nennt es „des Verfassers des Götz von Berlichingen ganz unwerth" und findet, der Plan sei mit großer Nachlässigkeit angelegt. Nicht unfein sagt ein Kritiker des „Reichspostreuters" (Altona 1774, 15. November) bei einer Besprechung des „Neueröffneten moralisch politischen Puppenspiels": „Sieht's nicht in den neuesten jetzigen Dramen wie in des Hauptmanns Haushaltung aus? Die Verfasser derselben sind zum Theil, man gibt es gern zu, reich an Genie, in ihren Stücken viel einzelne Schönheiten, aber es fehlt ihnen an Klugheit, das Alles zu guberniren. Man nennt einen dieser neueren dramatischen Schriftsteller als den Verfasser dieser Puppenspiele. Ist es wahr, so hat er, ohne diese Absicht zu haben, die feinste Satire auf sich selbst gemacht." Uebrigens hatten gerade diese

Digitized by Google

leichten Ergüsse der Goethe'schen Laune noch eine andere Bedeutung, als eine rein künstlerische: ich meine eine sprachliche. Hier zum ersten Male trat der freie Geist der deutschen Sprache wieder in seine Rechte ein. Man vergesse nicht, was es hieß, Hans Sachsens „poetische Sendung" wieder anzuerkennen, nachdem der alte Dichter so lange als Repräsentant aller Unpoesie verschrieen worden. Eine unerträgliche Steifheit hatte die deutsche Sprache befallen. Das Dialektische hatte man seit Gryphius ganz aus der Literatur verbannt und damit ihr die Lebensadern unterbunden. Die Verskunst war einer hölzernen französischen Regelmäßigkeit überantwortet, und als Klopstock endlich mit dieser brach, trat ein anderes Uebel, antikisirender Bombast an die Stelle. Im Götz hatte sich Goethe noch der Prosa bedient. Erst in diesen kleineren Dichtungen ließ er sich ganz gehen, dialektisch und prosodisch, und sprach, wie ihm der Schnabel gewachsen, aber doch so, daß zu merken, ihm „war der Schnabel hold gewachsen". Das wollten freilich die „Merker" nicht gleich zugeben. Im Hallischen „Magazin der Kritik" läßt sich ein solcher vernehmen: „Das wär also der Ton unseres moralisch-politischen Puppenspielers. Man muß gestehen, daß, wenn in solcher Sprache die Thorheiten der Welt lächerlich gemacht werden, die Thoren damit selbst zufrieden sein werden." Und weiter klagt er: „Aber sind denn Moral und Politik nunmehr so tief gesunken, daß sie, um erscheinen zu dürfen, die Maske einer altmodischen Dorffarce, der Hanswurst- und weiland gehaltenen Fastnachtsspiele annehmen müssen? Oder soll die Erfindung neue Originalität, Witz und hohes Genie zeigen? — so ist es doch wunderbar, daß der Originalgeist sich in Verneuerung des Hanswurstes zeigt, den man erst vor einigen Jahren von den deutschen Bühnen verdrängt." Noch grober wird die „Allgemeine deutsche Bibliothek", welche prophezeit, „es könnte wohl eine Zeit kommen, wo es Herren Goethe gereuete, diesen unanständigen Ton angegeben zu haben. Und zwar nicht blos, weil es ihn nicht freuen dürfte, wenn er einst wider ihn selbst gebraucht würde, sondern auch noch aus einer anderen Ursach. Es kann einer sonst ein ganz guter Mann sein, der nur die Gewohnheit hat, sich in seinem Zimmer, in Unterhosen und Schlafpelze zur besseren Bequemlichkeit auf der Erde herumzuwälzen. Das hat nichts zu sagen. Wenn er aber anfängt, sich in eben dem Aufzuge auf öffentlichem Markte herumzuwälzen, so wird er merken, daß er sich besudelt, daß die Fleischerhunde gegen ihn die Zähne fletschen, daß die kleinen Jungen mit Fingern auf ihn weisen, und daß vernünftige Leute das Gesicht von ihm kehren und die Achseln zucken, und so ist tausend gegen eins zu wecken, er bleibt zu Hause und wird wohl des Wälzens ganz überdrüssig."

Uebrigens wurde Goethen bekanntlich viel zur Last gelegt, was er gar nicht gesündigt hatte. Am meisten schadete ihm, daß dies mit der Wagner'schen Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" geschah, so daß er öffentlich gegen diese Annahme protestiren mußte. Auch Lenzens „Hofmeister" sollte von Goethe sein, was freilich weniger unangenehm war, denn Lenz ist bei weitem der Genialste von den damaligen Mitstrebenden. Jedenfalls zeigte sich in dem Umstande, daß man alles Hervorragende auf Goethe zurückführen wollte, welche Macht derselbe bereits über die Phantasie der deutschen Nation gewonnen hatte. Man erklärte ihn übereinstimmend für den deutschen „Shakespeare" — und wer weiß, ob er nicht ein solcher bei einer geradlinigen Richtung auf das Dramatische geworden wäre. Dazu hätten freilich die deutschen Verhältnisse andere, selbst die Möglichkeit eines „Weimar" hätte geradezu ausgeschlossen sein müssen. So gibt uns die schließliche Entwicklung Goethes noch eine andere historische Lehre. Wir sehen, wie er durch seine eigene Schuld und durch die Mängel der Verhältnisse das nicht ward, was man anfangs von ihm erwartete. Aber gerade das, was er ward, hätte er ohne seinen Entwicklungsgang nicht werden können. Er gab sich nicht mit dem bequemen Satze zufrieden, daß Jeder die Fehler seiner Vorzüge habe, sondern huldigte umgekehrt dem Bestreben, Vorzüge zu erwerben, welche seine Fehler wettmachen könnten, und so schlug der anscheinende Nachtheil endlich zum Vortheil aus. In dieser Beziehung kann er nicht nur dem Einzelnen, sondern vor Allem unserer Nation ewig zum Muster dienen. Denn auch diese ist einmal dazu, wie es scheint, bestimmt, stets unter Verhältnissen zu leiden, die andern Völkern gegenüber als Mängel und Nachtheile gelten müssen: so ist es denn ihre Aufgabe, gerade aus diesen heraus immer wieder ihre besten Vorzüge zu entwickeln.

Auf die Menge der Recensionen, welche Werther und Götz betreffen, wollen wir nicht näher eingehen. Die Werther-Episode ist zudem schon vielfach literarisch durchforscht. Braun ist hier insofern über sein Programm hinausgegangen, als er auch zahlreiche Recensionen der Werther-Parodien und Fortsetzungen bringt. Man wird ihm indessen für diese Vervollständigung des Zeitbildes nur dankbar sein. Von den Recensionen über Götz gilt, was wir oben gesagt haben: sie sind voll warmer Bewunderung, aber viel Geist ist in ihnen nicht zu finden. Sehr begreiflich: auch in Götz ist die Empfindung das Beste, im Uebrigen aber ist dies sogenannte Drama die Emancipation von jeder Form und daher ohne Belang für die Entwicklung der Kunst. Kein Wunder, daß man nach alledem in die allmähliche Neubildung des Goethe'schen Geistes sich nicht finden konnte. So schreibt Iffland von Hannover, 2. October 1875: „Ich habe denn auch in Hannover den 1., 3. und 5. Act von Goethes Iphigenie gelesen. Denn ich bekam sie nur auf eine Stunde, da Goethe sehr geheimnißvoll damit ist — aber ich finde nicht, was man davon sagte! Seyn sollende Griechische Simplicität, die oft in Trivialität ausartet — sonderbare Wortfügung, seltsame Wortschaffung, und statt Erhabenheit oft solche Kälte als die, womit die Ministerialrede beim Bergbau in Ilmenau geschrieben ist." Bemerkenswerth ist nur, wie auch hier wieder Goethes sprachliche Produktivität in erster Linie Verwunderung und Befremdung erregt.

Braun will sein Werk nur bis 1812 führen und mit den Kritiken über Wahrheit und Dichtung schließen. Diese Beschränkung ist nur zu loben, da die Goethe-Literatur von den Romantikern an allzu sehr ins Breite geht. Selbst für den in Aussicht genommenen Zeitraum dürfte sich Braun theilweise auf ein bloßes Referat beschränken müssen. Jedenfalls wünschen wir, daß es ihm vergönnt sein möge, ein Werk zu Ende zu führen, das, wie auch dieser neue Band beweist, nicht nur für den Literarhistoriker wichtig, sondern für Jeden, der dem geistigen Leben nahe steht, in seiner Art reich an unschätzbaren Anregungen ist.

Granada.

Von F. Reber.

Die tausendsäulige Moschee von Cordova hatte meine Sinne so ganz in Fesseln geschlagen, daß ich die alte Chalifenstadt mit dem Gefühle verließ, Granada könne auf diesen Eindruck hin seinen Zauber nicht mehr in vollem Umfange üben. Und in der That vermochten selbst die seltenen landschaftlichen Reize, wie sie die Zweigbahn Bobadilla-Granada darbietet, die Bilder lange nicht zu verdrängen, welche der Blick von der Höhe der Giralda zu Sevilla oder das Herumirren in Abderrhamans Wunderbau zu Cordova in mir zurückgelassen hatten. Ja es mußte sogar das Städtchen Archidona, wo der Begründer der Omajadendynastie von Cordova, Abderrhaman unter Absetzung des Statthalters Jussuf als Herrscher des arabischen Spanien ausgerufen worden war, neuerdings die Gedanken zurückleiten, welche doch sonst nicht leicht in einer der Locomotive entgegengesetzten Richtung treiben.

Besonders nicht leicht, wenn der landschaftliche Charakter sich so ganz verändert, wie hier. Denn die Hecken von indischen Feigen und riesigen Aloes, wie sie den Reisenden bei seiner Ankunft aus Madrid um Cordova am meisten überraschen, verschwinden und mit zunehmendem Ansteigen gegen den Genil mildert sich der afrikanische Typus, welcher das Thal des Gua-

Digitized by Google

balquivir durchglüht, zur Erscheinung eines südlichen Alpenthales. Freilich noch freundlicher und einschmeichelnder als in einem solchen schienen die Linien, noch balsamischer und labender die über die Sierra de Alhama wehenden Lüfte, noch reizvoller die Farben von Thal nnd Gebirg in der Abendsonne. Und zwar nicht minder, als die andalusische Nacht herabsank, die Grenzen der Olivenpflanzungen an den Berghängen verwischend und die violetten Tinten der Felsenkuppen verdüsternd. Wahrhaft magisch flammten die Lichter von Loja auf, einer Bergstadt, selbst so hochpoetisch wie die Lieder ihres berühmten Sprößlings, des Dichters Ibn ul Chatib, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts unter König Ab ul Hadschasch in der Alhambra eine so bedeutende Rolle gespielt hatte.

Gegen Mitternacht erreichte der Zug, verspätet wie die meisten spanischen Bahnzüge trotz planmäßiger minimaler Fahrgeschwindigkeit, Granada. In neubelebter Hoffnung begrüßte ich den mich dort erwartenden Freund, dessen Liebenswürdigkeit dazu beitragen sollte, die Tage von Granada den schönsten meines Lebens anzureihen. Soweit die Fahrt durch die Stadt den Anblick verstattete, schienen da und dort thurmbewehrte Mauerzüge der Alhambra in düsteren Massen sich von dem Nachthimmel abzuheben. Ein Conflikt des Municipiums mit der Gasbeleuchtungsgesellschaft hatte eben in jenen Tagen die Flamme des 19. Jahrhunderts in den Straßen beseitigt und die dürftigen Oellämpchen ließen nicht erkennen, wohin der Wagen rollte. Wenn auch die moderne Erscheinung der endlich erreichten Fonda die fröstelnde Empfindung jeder Eisenbahnankunft nicht zu verscheuchen vermochte, so freute ich mich doch, so nahe an jenem Denkmal mein Lager zu finden, dessen Namen mir seit frühester Jugend unter den Wundern der Welt eine Stelle hatte, und zwar eine höhere, als die Mehrzahl der sieben des Alterthums. Die Fesseln von Cordova lösten sich und schon hatte sich die freudige Erwartung der myrthengeschmückten Alhambra meines Herzens bemächtigt, als sie die stets siegreiche Macht der Ermüdung und des Schlafes in das Reich der Träume verwies.

Herrlicher andalusischer Morgen! Was verliert, wer dich verschläft! Thaufrische Luft von den kühlen Laubwaldhöhen jenseits des Darro durchzog die Straßen Granadas, als wir ins Freie traten. Nur das niedrige Leben hatte sich dort entfaltet, jener Markt, der sich an den Randsteinen der Trottoirs abspielt. Maulthiere und Esel mit Gemüse beladen trotteten einher und uns fremdartige Ziegen schleppten ihre unförmlichen Euter fast auf der Erde. In weiten Körben lagen Früchte aus, das Wohlfeilste von Allem und von dürftigem Volk feilgeboten: Feigen, die indischen Stechfeigen und Granaten. Ich hatte namentlich die letzteren auf der Fahrt durch Andalusien schon mehrfach an den dichtbelaubten Kronen der Granatbäume glühen sehen, ein Anblick kaum minder schön als jener reifender Orangen, wie er im December besonders die catalonische Ebene zauberhaft machen muß. Granada aber hat Namen und Wappensymbol von dieser Frucht, die vielleicht nirgend in der Welt so groß und trefflich gedeiht wie am Genil. Murillo'sche Bettelkinder frühstückten bereits mit schmutzigen Händen an ausgeschossenen überreifen Früchten, der weichen fadsüßlichen Stechfeige und der säuerlichen mit Purpurkernen gefüllten Granate, so wie sie ihnen die Marktweiber auslesend zuwarfen. Auch wir begannen unser Tagewerk mit Kaffee und Ziegenmilch, die ein grauköpfiger Kellner, die Cigarrette im Munde, servirte. Wer könnte es überdies umgehen, ebenso der endemischen Cigarettenkrankheit seinen Tribut zu entrichten! Verkämen sie nicht, die Myriaden von Cigarrettenstümpfen, welche in Spanien auf den Boden geworfen werden, die ganze Halbinsel müßte bereits fußhoch damit bedeckt sein. Der das Krankenzimmer betretende Arzt, der vom Altar in die Sakristei zurückkehrende Priester, der aus dem Wagen gehobene Kranke, der Torero in jeder Pause des Stiergefechts, selbst der Galeriediener in unbewachten Augenblicken, Alles versieht sich so schnell und so oft als möglich mit diesem Genuß, welchem täglich ein Rauchopfer von 30—40 Stück darzubringen ganz gewöhnlich ist.

Wir hatten zunächst nur einen Gedanken: sobald als möglich emporzukommen zur Höhe der Alhambra. Schon im Ansteigen die Gomelenstraße entlang wehte es uns immer kühler entgegen, je vernehmlicher vom Hügel her die Kronen seiner Ulmen und die herabschießenden Quellbäche rauschten. Ein stattliches von Karl V. stammendes Renaissancethor mit mächtigen Wappengranaten vermittelt den Eingang in den, einen großen Theil des Festungsberges bedeckenden Park. Ich habe noch wenig Ueberraschungen genossen wie beim Durchschreiten dieses Thores. Seit Wochen an heißen Staub, ausgetrocknete Flußrinnsale, Granitgeröll und Sand, spärlich mit krüppeligen Oliven besetzt, gewöhnt, Eindrücke, wie sie den Reisenden von S. Sebastian bis Cordova nicht verlassen, sah ich mich plötzlich in einen hochstämmigen Ulmen-, Ahorn- und Platanenwald versetzt, ähnlich den Beständen an den südlichen Abhängen der Alpen. Die Kühle der Schatten erhöhte sich noch durch die von allen Seiten herabrieselnden, an steileren Hängen zum Theil in kleinen Cascaden herabplätschernden Quellen, welche selbst dem Gestein Vegetation entlocken und geflochtene Reisigzäune zum Leben bringen. Darüber wogte noch (es war Anfangs October) ein Duft wie im Frühling, daß man nicht müde ward, tief Athem zu holen und seine Brust in den balsamischen Luftwellen zu baden. Und Tausende von gefiederten Sängern in den hochragenden Wipfeln mußten dasselbe empfinden, denn so voll und weich und melodisch war ihr Gesang, daß die Luft daran unverkennbar war. Kurz eine Natur, wie sie die arabischen Dichter, durch das Oasenleben für Naturreize doppelt dankbar und empfänglich, so oft in ihren Kassiden verherrlichten. Von solchen Poesien nur ein Beispiel:

Von Silber ist ein jeder Bach,
Das Grün der Gärten lauter Seide,
Die Erde Moschus, und die Kiesel
Sind echte Perlen und Geschmeide.
Nicht Regentropfen sind die Perlen,
Die auf das Land herniederthauen,
Nicht Winde weh'n mit sanftem Fächeln
Beim Frühroth über seine Auen,
Nein duft'ge Ambrahauche sind's,
Die sich mit Rosenwasser mischen
Und auf die Hügelhänge lind
Herniedersinkend sie erfrischen.

Makkari I. 129, Schack, S. 187.

Die Ansiedlung von Granada ist fast so alt als die Occupation Spaniens durch die Araber. Das zauberische Hochthal des Genil, eines zwischen Cordova und Sevilla sich ergießenden Nebenflusses des Guadalquivir, konnte nicht übersehen werden, als die Araber von dem Schlachtfelde bei Jeres de la Frontera weg sich Andalusiens bemächtigten. Während der Hauptstamm der Eroberer sich in Cordova niederließ, wo auch der in seinen Schicksalen an den Propheten selbst erinnernde Abderrhaman das Chalifat der Omajaden aufrichtete, sollen syrische Araber das Hügelland zu Füßen der Sierra del Sol erwählt haben, weil sie das üppige Grün der Abhänge zwischen Genil und Darro mit der Schneekrone der Sierra Nevada an die Gautah von Damascus mit dem Libanon erinnerte. Die Burg erhielt den Namen Hisn-ur Romman, Schloß der Granatbäume. Der Name Al Hambra (die Rothe, von der Farbe der Festungsmauern) erscheint erst kurz vor 1000 zum erstenmal.

Eine hervorragende Rolle zu spielen war jedoch der etwas abgelegenen und durch keinen schiffbaren Fluß im Verkehr unterstützten Stadt zunächst noch nicht beschieden. Die omajadischen Chalifen hielten den Schwerpunkt in Cordova fest, und richteten sonst ihr Augenmerk vielmehr nach dem Norden, wo hauptsächlich Toledo emporkam. Als aber dann zu Anfang des 11. Jahrhunderts die Auflösung des Chalifenreiches von Cordova eine Reihe von unabhängigen Königssitzen zu Toledo, Sevilla, Badajoz, Almeria, Malaga, Valencia, Zaragoza, Murcia u. s. w. ins Leben rief und dabei zwar die Musenhöfe vermehrte, aber dafür die den Christen gegenüber nöthigen Heermassen wenn nicht verringerte, so doch zersplitterte, gelangte

Digitized by Google

auch Granada zu einer selbstständigen Stellung. Der Berberhäuptling Zawi hatte nämlich, nachdem er den Tod seines Vaters durch die Verwüstung Cordovas gerächt, Granada zu seinem Königssitze gewählt und dort die etwa ein Jahrhundert blühende Sinhadscha-Dynastie begründet. Merkwürdig von derselben erscheint die ihr im Gegensatz gegen die übrigen Berbern und namentlich die Murabiten und Marokkaner eigene Bildungs-, Kunst- und Prachtliebe, womit sie den anderen andalusischen Königshöfen wetteifernd gleichzukommen versuchte. Es ist demnach nicht mit Schack die Hypothese von der Hand zu weisen, daß der ganz selbstständige und vom corduanischen himmelweit verschiedene granadische Baustil auf diese Occupation zurückgehe und afrikanischen Ursprunges sei. Allein wie weit er sich in Afrika vorbereitet habe, ist zur Zeit schwer zu sagen, da die erhaltenen und bekannt gewordenen Werke Nordwest-Afrikas vielmehr andalusische Rückwirkung zu verrathen scheinen. Auch ist die Frage, wie weit sich dieser Stil schon damals in Granada entwickelt habe, deshalb schwer zu beantworten, weil die Palast- und anderen Bauten der Sinhadscha-Dynastie verschwunden sind.

Die Sinhadschas in Granada scheinen damals die einzige Berberndynastie in Spanien gewesen zu sein, und während sich sonst die Culturzusammenhänge überall, besonders aber in Cordova, Sevilla und Toledo unverkennbar nachweisen lassen, finden sich wenigstens unter den zahlreichen baulichen Ueberresten Granadas keine Spuren corduanischer Einflüsse. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts strebte Sevilla unter der Dynastie der Abbadiden nach der Stellung, welche Cordova unter den Omajaden eingenommen hatte und erreichte wenigstens, da Cordova trotz der schweren Schläge bei der Einnahme von 1013 fortfuhr, seinen Rang als Hauptsitz wissenschaftlicher Thätigkeit zu behaupten, den Ruhm, der Mittelpunkt der Poesie und Musik des spanischen Arabiens zu werden. Der zweite und dritte Abbadide von Sevilla genossen sogar selbst als Dichter großes und verdientes Ansehen. Daß die kleineren Höfe dem Beispiele von Cordova und Sevilla nachfolgten ist natürlich, und wir lesen von Königen von Badajoz und Zaragoza, welche sich der Abfassung bändereicher Encyklopädien und mathematisch physikalischen Studien widmeten, während auch sonst Gelehrsamkeit, Dichtkunst und Musik die besten Kräfte an sich zog.

Ob dadurch die Wehrkraft der spanischen Araber verlor? Gewiß ist, daß 1085 ihr nördlicher Vorort Toledo für immer in die Hände der Christen fiel. König Alfonso VI. fühlte sich durch diesen Erfolg mächtig genug, die ihm von den kleineren arabischen Fürsten bereits bezahlten Tribute zu erhöhen. Ein Tributansinnen desselben an den König Motamid von Sevilla aber beantwortete dieser mit Thätlichkeiten gegen die christlichen Abgesandten und provocirte damit einen ebenso blutigen als folgenreichen Krieg.

Statt nämlich Angesichts der großen drohenden Gefahr die kleinen Rivalitäten der andalusischen Fürsten unter einander wenigstens für den Moment zu vergessen, und zur Abwehr der Christen eine spanische Coalition zu organisiren, rief Motamid von Sevilla den Murabitenfürsten Jussuf Ibn Taschfin von Marokko nach Spanien. Mit Hülfe dieses gelang es nun freilich den Anhängern des Islam in einer der furchtbarsten Schlachten die je geschlagen wurden, bei Zalaka, in der Nähe von Badajoz, das christliche Heer dergestalt zu vernichten, daß der König selbst nur mit Mühe entkam, allein der wilde Beduinenfürst wandte bald darauf seine Waffen gegen seine eigenen Bundesgenossen. Granada, wo eben der dritte Nachfolger Zawis auf dem Thron der Sinhadscha saß, fand in der berberischen Herkunft seiner Dynastie so wenig Schutz, daß es, vielleicht geschwächt durch eine kurz vorher stattgefundene Judenverfolgung, sogar zuerst in eine afrikanische Provinz verwandelt wurde. 1090 fiel Cordova, 1091 Sevilla in die Gewalt der Saharahorden, und Motamid, der fünf Jahre vorher persönlich in Marokko die Bundesgenossenschaft Jussufs gesucht und erlangt hatte, wanderte jetzt als Gefangener dahin, um den Rest seines Leben kettenbeladen und elegiendichtend in den Kerkern von Achmat zu verschmachten.

Die wüste Murabitenherrschaft dauerte jedoch glücklicherweise in der Hauptsache nicht lange, und noch einmal erblühte die arabische Civilisation auf den Thronen Andalusiens. Vielleicht am wenigsten in Granada, welches sich der Afrikaner nicht zu erwehren vermochte, deren intoleranter Druck gegen die in jener Stadt zahlreichen Christen sogar zu einer Conspiration mit Aragon und 1125 zu einem freilich vergeblichen Feldzuge des aragonischen Königs gegen Granada führte. Wenn man aber sonst um 1200 in Andalusien 70 öffentliche Bibliotheken zählte, so beweist dies, was die verhältnißmäßig friedliche Zeit des 12. Jahrhunderts hier gewirkt hat. Anderseits kann es aber auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese Studien-, namentlich aber Dichtungs-Leidenschaft der andalusischen Araber, welche jede Rede in ein improvisirtes Reimgedicht zu flechten pflegte, bei der Art ihrer Empfindungs- und Formthätigkeit zur Kräftigung der Nation nichts beitrug, und daß trotz aller ritterlichen Tüchtigkeit der Einzelnen die Wehrkraft des Ganzen eher abnahm. Hatten doch schon einzelne arabische Fürsten umgekehrt christliche Hülfe gegen das Umsichgreifen der afrikanischen Eindringlinge angerufen, wie Achmed von Zaragoza den gefeierten Cid Ruy Diaz el Campeador auf Valencia hetzte, um eine Diversion zu erzielen, obwohl er wissen konnte, was daraus durch den gewaltthätigen, in der christlichen Sage hinsichtlich seiner Trefflichkeit über Gebühr hochgestellten Condottiere der unglücklichen Stadt erwachsen werde. Bezeichnend für die Poesiemanie der Andalusier ist hiebei, daß ein gleichzeitiger arabischer Berichterstatter bei einer versificirten Rede verweilt, welche ein angesehener Valencianer von dem höchsten Thurm der Stadtmauer herab hielt, wodurch allerdings weder der Angriff zurückgedrängt, noch die Vertheidigung gefördert werden konnte.

Blieben die Christen Spaniens in Poesie und Wissenschaft zurück, so wurde dafür ihre Waffenüberlegenheit immer entschiedener. 1236 erlag Cordova dem Angriff des h. Ferdinand, Sevilla folgte bald und Valencia unter Jaime I. von Aragonien nach. Gerade damals aber kam Granada entscheidend empor, ohne Zweifel durch den Zusammenfluß aller Jener, welche, dem christlichen Joche sich nicht fügend, in der Gebirgsstadt ein Asyl gesucht hatten. Muhammed ibn ul Achmar, der einen Gefährten Muhammeds seinen Ahnherrn nannte, und um 1238 in Granada die Dynastie der Naßriden begann, hatte einen förmlichen Kreuzzug gegen die Christen organisirt und auch den Sultan Abu Jussuf aus dem Hause der Meriniden — natürlich wieder mit einem von einem Dichtergesandten vorgetragenen Gedicht — dazu aufgefordert. Stand dadurch Granada für den Augenblick an der Spitze der Situation, so erhoben es andere Umstände dauernder, als irgend einen anderen arabischen Herrschersitz Spaniens, zur vorortlichen Stellung.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Opfer um Opfer.

Schauspiel in fünf Acten von Ernst von Wildenbruch.

Den Bühnenwerken dieses beliebten Dichters gegenüber befand sich die Kritik bisher in einer eigenthümlichen Lage. In der langen bangen Zeit, da Wildenbruch an allen Theaterkanzleien vergeblich anklopfte, hatte sich eine schwere Menge von Manuscripten in seinem Pult angesammelt, welche nach dem ersten Erfolg in so raschem Tempo hintereinander vor die Rampe trat, daß die Kritik den chronologischen Faden vollständig verlor. Sie wußte nie, ob die „Karolinger" vor dem „Harold" verfaßt waren, ob der „Mennonit" nach „Väter und Söhne" entstanden war, und wenn sie einen bedeutenden Fortschritt constatiren zu können glaubte, so wurde sie nicht selten belehrt, das betreffende Stück gehöre just zu den frühesten Arbeiten des Autors, so daß der vermeintliche Fortschritt eigent-

Digitized by Google

lich einen Rückschritt bedeutet. Bei dem neuen Schauspiel: „Opfer um Opfer", das übrigens bereits in Frankfurt und anderweit zur Aufführung gelangt ist, sind wir dieser Zweifel enthoben Es ist keine im Pult verschimmelte Novität, sondern ein authentisches jüngstes Stück, und so kann die Frage nach dem Fortschritte des Talents, ob Wildenbruch sich seine Bühnenerfahrungen der letzten Jahre zu Nutze gemacht, endlich einmal beantwortet werden.

Wenn wir an das neue Drama herantreten, ist es wohl am Gerathensten, die früheren Leistungen des Dichters vorerst zu vergessen. Die pathetischen Gestalten Harolds, Wilhelms des Eroberers, der Karolinger liegen hier in wesenlosem Scheine weit hinter uns, statt mittelalterlicher Heroen treten modern angekränkelte Menschen auf, die historische Reckenhaftigkeit weicht einer weichlichen Misère, der nichts Großes begegnen kann. Und mit seiner Welt wird auch der Poet kleiner. Ja, der Dichter,

Quem tu, Melpomene,
Nascentem placido lumine videras,

er büßt seine schönste Tugend ein, die frische, kraftvolle Energie; sein Bestreben geht nicht mehr dahin, tragische Schauer zu erwecken; statt zu erschüttern, will er nur noch rühren. Nicht Shakespeare und Kleist leuchten ihm mehr als erhabene Beispiele vor; ihm genügt der Birch-pfeiffer effectkundige Geschicklichkeit, des biedern Benedix hausbackene Moral. Den Stoff holt er sich aus einer Novelle von Dickens und macht zum Kern seiner Handlung den Streit zweier Schwestern um einen und denselben Mann, — von allen unerquicklichen Conflicten vielleicht gerade der peinlichste.

Hedwig und Christine sind die Töchter des verstorbenen Professors Roßlau, in dessen Hause sein Lieblingsschüler und vertrautester Freund, der Naturforscher Wernshausen, sich eingemiethet hat. Letzterer hat eine afrikanische Forschungsreise unternommen und kehrt jetzt nach zwei Jahren mit Ruhm bedeckt in seine Heimat zurück. Die beiden Schwestern bekränzen die Pforten seiner Wohnung. Beide lieben ihn. Die ältere Hedwig scheint ein älteres Anrecht auf ihn zu haben, während die zärtlichen Gefühle ihrer jüngeren Schwester erst in seiner Abwesenheit erwacht sind. Die alte Tante Ulrike ist freilich damit nicht einverstanden, denn sie begünstigt einen anderen Freier, Paul Kellenberg, den windigsten Stutzer der Universitätsstadt. Eben tritt er auf mit einem großen Rosenstrauß in der Hand, den er galant dem angebeteten Mädchen überreicht. Doch was thut Christine? Sie hält einen langen Monolog vor des Afrikareisenden Bild, bricht eine Rose aus dem Bouquet und legt sie ihm auf seinen Schreibtisch. Als dann Wernshausen wirklich eintrifft, gefällt ihm von all den Ehrenpforten und Blumenspenden diese Rose am meisten. Gewiß hat Hedwig sie auf seinen Arbeitstisch niedergelegt. Aber diese ist ehrlich genug, ihren Antheil an dieser sinnigen Aufmerksamkeit abzulehnen und sie Schwester Christine zuzuschreiben. „Christine!" sagt Wernshausen gedankenvoll. Hier haben wir schon den Conflict angedeutet.

Der zweite Act ist der gewaltsamste des Stückes. Es geschehen da einige gesellschaftliche und psychologische Unmöglichkeiten, ohne welche eben das ganze Drama unmöglich wäre. Der Afrikareisende gibt der armen Hedwig beim Thee in allzu deutlicher Weise zu erkennen, daß er sie nicht mehr liebt, daß sie für ihn zu alt ist, daß das hübsche Christinchen ihn tausendmal mehr fesselt. Mittlerweile entdeckt Letztere die Liebe ihrer Schwester zu Wernshausen, und als Kellenberg um ihre Hand anhält, da bezwingt sie sich, opfert ihr Glück demjenigen ihrer Schwester und schenkt dem Stutzer ihr Jawort. Es folgt die Verlobung vor mehreren Zeugen, wobei sich der vom Champagner angeregte Bräutigam so roh aufführt, daß selbst in der nachsichtigsten Gesellschaft das Verlöbniß rückgängig gemacht würde. Aber auch der „Stolz Deutschlands" benimmt sich nicht viel besser. Die todtenblasse Christine kämpft ihren Schmerz herunter und nähert sich ihm mit erzwungenem Lächeln, indem sie ihm ein Glas Sect bringt. Wernshausen weigert sich aber mit ihr anzustoßen und schleudert den Kelch zur Erde. Das heißt man einen Theatercoup. Im Leben pflegen die Dinge viel weniger pathetisch zu geschehen, und gerade das weltmännische Decorum, hinter dem sich gewaltsam verhaltener Schmerz und Zorn verbirgt, ist manchmal tragischer, als diese ostentative Schauspielerei. Selbstverständlich endet der Act mit einer immer effectvollen Provocation. Der zum Tode bereite Wernshausen nimmt Abschied von Hedwig. „Es gibt Stunden, wo der Mann das Weib nicht hören darf", meint er.

Der Zweikampf wirft seinen Schatten voraus und verdüstert den dritten Act. Tante Ulrike glaubt, ihrem „Schnukelchen" — lies Christinchen — einen Gefallen zu erweisen, indem sie Kellenbergs Schießkunst lobt. Das reißt in Christine einen Entschluß. Sie wird das Duell verhindern, koste es was es wolle. Sie sagt Kellenberg, die Provocation sei unnütz gewesen, denn Wernshausen habe weder sie noch ihn beleidigt und wenn er seine Herausforderung nicht zurückziehe, so seien sie geschiedene Leute. In diesem Augenblick wird dem sauberen Herrn Bräutigam ein Telegramm überbracht, dessen Inhalt ihm den herkömmlichen Schreckensseufzer entlockt. Im Buche*) wird der Leser durch ein Beiseite sogleich aufgeklärt: „Bankrott! Konnte mein Papa sich keine andere Zeit zum Bankrott aussuchen als gerade jetzt!" Die Regie hat aber diese Worte zu streichen für gut befunden, so daß wir nicht recht begreifen, warum sich jetzt Kellenberg von seiner Braut das Versprechen, daß sie in drei Wochen seine Frau sein wolle, schriftlich geben läßt. Derlei pflegt sonst in so delicaten Angelegenheiten nicht zu geschehen ... Auch die folgende Scene, wo Kellenberg in Gegenwart seiner Freunde und Wernshausens seine Provocation zurücknimmt und Hedwig einen Monolog über die Verwerflichkeit des Duells hält, ist gestrichen. Dafür sind wir Zeugen, wie Hedwig und Wernshausen sich endlich finden und verloben. Auch Christine kommt dazu, und ihre Ohnmacht bildet einen eindrucksvollen Actschluß.

Im vierten Act wird eben die letzte Hand an Christines Brautkleid gelegt, wozu die alte Haushälterin Rieke allerlei Ammenmärchen erzählt, z. B. daß eine Braut 24 Stunden vor der Hochzeit mit keiner Nadel an ihr Brautkleid gehen müsse, weil dies sonst die Hochzeit zersteche und den Tod bringe. Ach, das ist es ja gerade, was Christine ersehnt! Sie setzt sich zu nachtschlafender Zeit zu ihrem Brautkleid, kniet schmachtend vor ihm, richtet eine pathetische Ansprache an seine Adresse und sticht sich mit der verhängnißvollen Nadel vorschriftsmäßig in den Finger. Jetzt ist der Zauber vollbracht, und schon kommt Wernshausen — um diese Zeit? in ihr Zimmer? — und vernimmt von ihren Lippen lebensmüde, todesfreudige Worte. Er erräth, daß sie sich mit jenem ungeliebten Menschen nur darum verlobte, um ihrer Schwester ein Opfer zu bringen, preist ihren Edelmuth und nimmt von ihr „ewigen Abschied". Hedwig, die diese Scene belauscht, tritt nach seinem Abgang vor, und die beiden Schwestern thun endlich dasjenige, womit sie schon im zweiten, ja bereits im ersten Acte hätten anfangen sollen: sie sprechen sich frei und offen aus. Hedwig erkennt, daß Christine nur darum sich schriftlich zur morgigen Hochzeit verpflichtet hat, um Wernshausens Leben zu retten, daß sie diesen liebt, daß sie nur zu Gunsten der Schwester sich Kellenberg an den Hals warf. „Eine von uns konnte ja noch glücklich werden, warum sollten Beide unglücklich sein?!" Blos die Erkenntniß, daß sie „der Nacht den Tribut schuldig" sind und noch ein fünfter Act nöthig ist, verhindert die Schwestern, uns schon jetzt zu sagen, wie sie das doppelte Unglück von sich oder wenigstens von einer von ihnen abwälzen wollen.

Das Duell ist aus der Welt geschafft. Wildenbruch sieht sich nach einem neuen Motiv um, welches das Dasein eines Actes fristen könnte. Er findet es in dem bereits erwähnten Bankrott Kellenbergs, der jetzt offenkundig wird. Schon hat der Gerichtsvollzieher der Wohnung des jungen Gentleman einen Besuch erstattet. Hedwigs Entschluß ist bald gefaßt. Sie will ihre Liebe ersticken und auf den angebeteten Mann verzichten. Die Schwester soll mit ihm vereinigt werden, und Kellenberg — nun, er braucht Geld und er wird sein geschriebenes Anrecht auf die Verlobte verkaufen. Wider Erwarten geht der Handel gut von Statten. Kellenberg, der uns bisher nur als leichtsinnig geschildert wird, ist ein ausgemachter Schurke. Er besteht, wie Shylock, auf seinem Schein, mittelst dessen er sich von einigen dringenden Mahnern Frist erkauft hat, aber läßt sich doch dazu herbei, für baare 60,000 Mark die Seelenverschreibung herauszugeben. Bis dahin begreifen wir zur Noth sein Benehmen. Was jetzt folgt ist unverständlich. Er declamirt ungefähr Folgendes: „Sie wollten mich los sein, weil Sie mich hassen ... Ich hasse aber, die mich hassen, und wenn ich merke, daß man mich todtschlagen will, greife ich an und schlage zuerst. Sie vergessen, mein Fräulein, daß Sie es mit einem Spieler zu thun haben, der die guten Karten bis zuletzt in der Hand behält. Auf jenem Blatt hatte Ihre Schwester mir versprochen, heute noch meine

*) Verlag von Freund und Jeckel in Berlin.

Digitized by Google

Frau zu werden — Sie haben es mir abgekauft — gut; ich halte mich an unseren Vertrag: heute ist Ihre Schwester frei, auch morgen und die nächste Zeit — ich verreise — aber ich komme zurück — verlobt ist sie mir und bleibt es. Das ist meine Rache dafür, daß Sie mich wie einen Wucherer und Halsabschneider behandelt haben!" Allein wir brauchen uns über diesen räthselhaften Herrn nicht sonderlich zu alteriren, denn gleich darauf kommt er wesentlich verändert wieder zurück und bereut Alles. Sein Vater hat sich erhängt oder erschossen; an diesem Tode ist er, der ihn ruiniren half, mitschuldig; er bekennt, daß er niederträchtig genug war, sich sein Wort abkaufen zu lassen und schleudert Hedwigs Anweisungen zu Boden. Doch man ist bereit ihm zu vergeben, und das rührt ihn so sehr, daß er zu leben und sich zu bessern verspricht. Nunmehr kann sich Christine getrost ihres Verlobungsringes entledigen, und die hochherzige Schwester, die sich in der exaltirten Weise all dieser guten Leute kurz zuvor noch eine Verbrecherin genannt, weil sie die unglückliche Verbindung begünstigt hatte, legt Christines und Wernshausens Hände in einander. Opfer um Opfer! So wird wenigstens die Schwester und der Geliebte glücklich. Gleichviel, was aus ihr selbst wird. Gebrochen, aus dem Paradiese vertrieben, wankt sie von dannen.

Aus dieser Erzählung erhellt, daß in dem Drama viel vorgeht, aber wenig geschieht. Während der ganzen fünf Acte handelt es sich immer um dieselbe Situation, jeder Aufzug haspelt das Thema von der edelmüthigen Entsagung wieder von Neuem ab, ein bloßes Mißverständniß oder vielmehr ein Sichnichtverstehenwollen fristet die Existenz des unwahrscheinlichsten aller Conflicte. Wenn die beiden Schwestern, wie dies in der Natur der Sache und ihrer blutsverwandtschaftlichen Beziehungen läge, gleich anfangs ordentlich von der Leber weg redeten, so würde uns die Ungeheuerlichkeit erspart, daß Christine sich blindlings mit einem liederlichen Subject verlobt und es ihm sogar schriftlich gibt, blos um der Schwester den Jugendgeliebten zu sichern. Würde in diesem Falle nicht die fromme Lüge genügen, daß sie Wernshausen nicht liebe? Muß sie denn gleich durch eine förmliche Verlobung zu viel beweisen wollen? Dieser phantastische Heroismus hat einen bedenklichen Beigeschmack von verschrobener Selbstquälerei, die freilich, mit der gehörigen Rührseligkeit verarbeitet, einen tiefen Eindruck auf zarte Zuschauer machen muß. Ich sah im Schauspielhause, welches doch eine nur mangelhafte Aufführung bot, aus der einzig Frau Frieb-Blumauer und Herr Keßler hervorragten, — wie die unsinnigsten Scenen von ganzem Herzen beweint wurden, gerade als ob eine solche Geschichte überhaupt nur menschenmöglich sein könnte.

Am Schlimmsten steht es um die Charakterzeichnung. Wildenbruchs frühere Schauspiele und Novellen haben uns allerdings daran gewöhnt, eine psychologische Entwicklung von ihm nicht zu erwarten; aber Kellenbergs chamäleonhaftes Schillern vom harmlos leichtsinnigen Bonvivant zum schuftigen Intriganten und gleich darauf wieder zum reumüthig zerknirschten Sünder geht denn doch über das Maß hinaus. Von der traurigen Figur, die der als in jeder Beziehung bedeutend geschilderte Wernshausen spielt, schweigt man lieber. Buridans grauer Freund kann nicht rathloser zwischen seinen zwei Heubündeln stehen, als dieser berühmte Deutsche zwischen den beiden in ihn verliebten Schwestern. Zuerst verhindert ihn feige Rücksicht und unmännliche Schwäche Christine seine Liebe zu erklären, dann wird er wieder allzu deutlich und beleidigt beide Schwestern, verlobt sich hernach mit der ungeliebten Aelteren, gesteht hierauf der Jüngeren seine Liebe, und erst am Ende findet er, mehr durch fremde Hülfe als durch eigenes Verdienst, die richtige Lösung. Ich wüßte freilich eine bessere: ich würde weder die Aeltere, noch die Jüngere, sondern eine Dritte heirathen.

Es zeigt sich in dem neuen Stück eben wieder, daß Wildenbruch nicht dramatisch, wohl aber nur theatralisch gestalten kann. Er operirt nicht mit Menschen, sondern blos mit Schauspielern, seine Natur ist die conventionelle Scheinwelt von Pappe und Leinwand, und auf dem Theaterzettel seiner Stücke sollte geschrieben stehen: Ort der Handlung ist auf der Bühne. Es ist dies Schade für seine wirklich dichterischen Vorzüge, die sich auch in diesem unerfreulichen Schauspiel da und dort nicht verleugnen. Die plastische Gegenständlichkeit der Handlung, wo Alles nach Bewegung ringt und jedes Wort leidenschaftliche Beredtsamkeit und Absicht ist, die scenische Gestaltungskraft, kurz, das specifisch theatralische Temperament Wildenbruchs scheint seit seinen früheren Stücken stärker geworden zu sein. Hier ist ein entschiedener Fortschritt bemerkbar, den die wohlwollende Kritik freudig anerkennen muß. In der Wahl des unsympathischen, undramatischen Stoffes verräth sich aber noch immer der unkritische Geschmack des Anfängers, der sich Alles und selbst das Unmögliche zutraut. Am meisten verrechnet sich Wildenbruch jedoch, wenn er nach komischen Wirkungen strebt. Sein Humor verfällt immer ins Triviale, Ordinäre. Den Diener Windeband mit seinen abgestandenen Redensarten würden wir uns nicht einmal von Benedix gefallen lassen; seine an der ungeschicktesten Stelle im vierten Act hineingeschneite Liebesscene mit der Haushälterin wurde denn auch energisch ausgezischt. Möge dieser fast einzige Mißton, der aus dem über die Maßen freundschaftlich gesinnten Zuschauerraum kam, den noch lange nicht fertigen Dichter aus seiner selbstgenügsamen Stimmung aufrütteln. Eine der schönsten Lehren des alten Lafontaine lautet:

Ne forcez pas votre talent,
Vous ne feriez rien avec grace.

Befolgt Wildenbruch rasch diese Mahnung, bevor es noch zu spät ist, so wird er auch sein volles Talent und die Grazie wiederfinden.

Z.

Notizen.

Als Nachtrag zu den von uns empfohlenen Weihnachtsnovitäten für Kinder nennen wir noch die Märchenbücher-Specialität des Verlages von Ambrosius Abel in Leipzig. Diese reizenden Märchenbücher zeichnen sich durch trefflich redigirten Text, meisterhafte Illustrationen und gefällige Ausstattung auf das Vortheilhafteste aus. Besonders schön ist die mit bunten und Tonbildern und unzähligen Holzschnitten geschmückte Sammlung Friedrich Hofmanns: Der Kinder Wundergarten, woran, einem Wunsche des Verfassers folgend, zum Theil sogar die kleinen Leser mitgearbeitet haben. Empfehlenswerth sind auch Andersens Ausgewählte Märchen, illustrirt von C. Richter, Thumann, Pocci u. A., Müllers gut erzählter Rübezahl, der Herr des Riesengebirges; Lauckhards Tausend und eine Nacht, Turleys Schwedische Volksmärchen. Bei diesem Anlaß wollen wir auch darauf hinweisen, daß von Gottheils Berliner Märchen soeben bei Walter und Apolant in Berlin die dritte Auflage erschienen ist. Diese liebenswürdigen Geschichten und Verse, welche in sinniger Weise Fabelreich und Wirklichkeit mit einander verbinden, haben in der That ihren großen Erfolg verdient.

* * *

Von den Prachtwerken machen wir noch namhaft: Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland, herausgegeben vom Grafen R. Stillfried-Alcantara und Bernhard Kugler, das noch rechtzeitig vor dem Weihnachtsfeste seinen Abschluß erreicht hat (München, Friedrich Bruckmann). Der Text ist aus den besten historischen Quellen geschöpft und die Illustrationen überaus reich und künstlerisch vollendet. Die ungewöhnliche Fülle charakteristischer Abbildungen, Porträts, Scenen aus dem Leben der Hohenzollern-Fürsten, Schlachtengemälde u. s. w. entstammt dem Griffel der ersten deutschen Meister. — Ein ebenso gründliches wie splendid ausgestattetes Werk ist die Monographie: Rubens und die Antike von Friedr. Göler v. Ravensburg (Jena, H. Costenoble). Es ist des gelehrten Kunsthistorikers entschiedenes Verdienst, zuerst nach Waagen in erschöpfender Weise auf den Einfluß der Antike auf Rubens hingewiesen zu haben. Diese innige Beziehung findet Baron Göler nicht so sehr in der Compositionsweise und Formbildung des Meisters, als in dem Inhalt, dem Stoffe seiner Darstellungen. Der Ideenkreis des antiken Mythos und der antiken Geschichte spielt eine so große Rolle, daß die Zahl seiner mythologischen Kunstschöpfungen an 300 beträgt, darunter eine Reihe der herrlichsten Compositionen. Unter den dem Prachtbande beigegebenen sechs Lichtdrucktafeln befinden sich die Reproductionen zweier bis jetzt fast unbekannter und hier zum erstenmale publicirter Gemälde aus Hamilton Palace. — Zum Schluß sei noch der eben erschienene Katalog des Kunstverlags der Photographischen Gesellschaft Berlin erwähnt. Wie die ihm beigelegten Proben beweisen, excellirt die renommirte Anstalt in der photographischen Reproduction bedeutender Gemälde und Zeichnungen. Auch die gediegenen

Digitized by Google

Pracht- und Sammelwerke, z. B. die Albums der Dresdener, Berliner und Nationalgalerie seien angelegentlichst empfohlen.

* * *

Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Von Ferdinand Cohn. Breslau, J. U. Kern.

Das vorliegende Buch des auf botanischem Gebiete rühmlichst bekannten Breslauer Professors will denjenigen als Führer dienen, welche an dem geistigen Leben, das die Botanik der Gegenwart durchweht, Antheil nehmen möchten. Aus öffentlichen Vorträgen hervorgegangen, sind doch die einzelnen Darstellungen in innerem Zusammenhang und in stufenweiser Fortentwicklung aneinander gereiht und Wiederholungen wie Ungleichheiten des Stils sorgfältigst vermieden. Sonst ist mit vollkommenem Rechte die allgemeine Form des Vortrags beibehalten, welche einem nicht fachmännisch gebildeten Publicum mehr Anregung und Belehrung bietet und an Uebersichtlichkeit und Einheit der Form dem Essay am nächsten kommt. Ueberaus fesselnd sind besonders die Kapitel: Was sich der Wald erzählt, Insektenfressende Pflanzen, Studien am Meeresstrande, Pflanzenkalender, die Bakterien, die Welt im Wassertropfen, die Gärten in alter und neuer Zeit. Cohn urtheilt über Goethe als Naturforscher ganz anders als neulich Du Bois-Reymond und ist der Meinung, daß nur ein universaler Geist wie Alexander von Humboldt Goethes Verhältniß zu den Naturwissenschaften nach allen Seiten hin klar zu legen vermöchte. So bietet das ausgezeichnete Buch in angenehmster geistreicher Form auf jeder Seite eine Fülle von Belehrung. Es sollte auf dem Weihnachtstisch keines Gebildeten fehlen.

* * *

Culturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten, herausgegeben von Georg Hirth. I. Leipzig und München, G. Hirth.

Die zahlreichen und immer verdienstvollen, gediegenen Publicationen Dr. Georg Hirths, des bekannten Schatzgräbers unserer alten Kunst, haben durch diesen neuen Band eine unvergleichliche Bereicherung erfahren. Der soeben erschienene erste Band des Culturgeschichtlichen Bilderbuchs, der nicht weniger als 555 Bilder auf 390 Seiten in Folioformat bietet, zeigt in vorzüglich ausgeführtem Facsimile-Drucke einen fast unabsehbaren Reichthum von altdeutschen Formschnitten, Kupferstichen, Handzeichnungen und Radirungen und umfaßt die klassische Epoche unserer Renaissance, an deren Spitze Meister wie Dürer, Holbein, Hans Burgkmaier stehen. Hirth hat hier wieder einmal sein Geschick, seine ganze Findigkeit bewiesen, indem er die köstlichsten Blätter aus sonst fast gar nicht oder wenig bekannten Drucken aufzustöbern wußte. Fast noch größer als das künstlerische ist aber das culturhistorische Interesse. Wie die gesammte künstlerische Thätigkeit unserer alten Meister sich hier wiederspiegelt, so eröffnet sich dem Beschauer gleichzeitig das häusliche und öffentliche Leben jener Tage. Und welch treue und liebe Berichterstatter sind die Dürer, Schäufelein, Beham, Hopfer! Da bleibt kein Punkt, keine Beziehung des damaligen Lebens unerörtert. Costüm-, Kriegs- und Genrebilder wechseln ab mit Porträts berühmter Persönlichkeiten, Haupt- und Staatsactionen, Umzügen, Jagdscenen und Volksfesten — und aus jedem Blatte grüßt uns eine liebenswürdige große Künstler-Individualität und das sprühende Leben eines kerngesunden Volkes. Kein moderner Künstler, keine deutsche Familie sollte auf den Besitz dieses Bilderbuchs verzichten.

* * *

Im Verlag von Stiefbold & Co. in Berlin erschien: Madonna della Sedia, nach Rafaels berühmtem Bilde im Palazzo Pitti in Florenz gezeichnet und in Kupfer gestochen von Joh. Burger. Der berühmte Stecher hat da ein Blatt geliefert, das nicht allein eine der vorzüglichsten modernen Leistungen des Grabstichels ist, sondern sämmtliche früheren Reproductionen dieses Meisterwerks von Rafael Morghen, Desnoyers, Schäffer und Mandel an Treue und Reichthum der Töne übertrifft. Burger hat einen größeren Maßstab gewählt als seine Vorgänger und dadurch ist es ihm möglich geworden, sich der wunderbaren Feinheit Rafaelischer Formgebung aufs Genaufte anzuschließen und die discret abgestufte Färbung des Originals mit einer außerordentlichen Mannichfaltigkeit der Nüancen wiederzugeben. Diese Arbeit ist ohne Zweifel Burgers Meisterwerk. Sie bildet den denkbar schönsten Zimmerschmuck und empfiehlt sich von selbst als gediegenes Festgeschenk.

* * *

Historischer Festzug, veranstaltet bei der Feier der Vollendung des Kölner Doms am 16. October 1880. Nach den Original-Aquarellen von Tony Avenarius. Leipzig, K. F. Köhler.

Wir haben vor Jahresfrist die erste Lieferung dieses Prachtwerks gebührend begrüßt und können, nun uns das Ganze vorliegt, constatiren, daß die übrigen Blätter gehalten haben, was uns die ersten versprochen. Nach dem Vorgang von Hans Makarts Ausgabe des Wiener Festzuges zur silbernen Hochzeit des östreichischen Kaiserpaares sind hier die markantesten Masken des herrlichen Festzuges chromolithographisch wiedergegeben. Der Maler Avenarius hat ein schönes dauerndes Erinnerungszeichen geschaffen, das allen denen willkommen und theuer sein wird, welche die Jubel- und Festtage der Stadt Köln erlebt oder gar im Zuge selbst mitgemacht haben. Und wie jenes zaubervolle Fest zugleich einen Ehrentag des ganzen deutschen Volkes bedeutet, so werden diese Blätter auch die weitesten Kreise interessiren, nicht blos als Erinnerung an die Vollendung des ehrwürdigsten und erhabensten deutschen Bauwerks, sondern als unvergängliches und unvergleichliches Costümbuch. Gerade zu dieser allgemeinen Bestimmung eignet sich das schöne Album vorzüglich. Die Figuren und jedes Detail des Costüms sind sauber und charakteristisch zum Ausdruck gebracht. Wir kennen kein Costümwerk, das alle bürgerlichen, höfischen und geistlichen Trachten vom 13. Jahrhundert an so glänzend zur Anschauung bringt.

* * *

Russische Märchen von Wilhelm Goldschmidt. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Das Buch ist gerade jetzt, wo sich bei uns die Aufmerksamkeit wieder der russischen Literatur mehr zuwendet, eine sehr willkommene Gabe, und wir müssen dem Uebersetzer dankbar dafür sein, daß er uns hier zwanzig überaus ansprechende Märchen zusammengestellt hat, die nicht nur an sich lesenswerth, sondern auch für uns behufs besserer Kenntniß russischen Volksthums von Bedeutung sind. Diese Märchen, die sich wie Originale lesen und in denen Goldschmidt den echten Märchenton gut getroffen hat, sind für den Culturhistoriker von entschiedenem Werth. Sie zerfallen in solche, die uns bekannt anmuthen, und ebensowohl in unserem heimischen Märchenschatz enthalten sein könnten, und in solche, die specifisch slavischen Ursprungs sind. Amüsant sind sie Alle für Groß und Klein. Gern hätten wir gesehn, wenn uns der Uebersetzer in einer Vorrede darüber aufgeklärt hätte, woher er die Märchen genommen; auch einige einleitende und erklärende Worte sonst wären am Platze gewesen. T—n.

* * *

Im Verlage der **Gebrüder Borntraeger** (Ed. Eggers) in **Berlin** sind drei anerkannt treffliche Publicationen in neuer Auflage erschienen, gerade noch rechtzeitig, um den Weihnachtstisch zu schmücken. Die zweite, verbesserte und vermehrte Auflage von **Carus Sternes Werden und Vergehen**, mit Holzschnitten und Tafeln reich illustrirt, beweist den verdienten Erfolg dieses populär-naturwissenschaftlichen Prachtwerkes, das den gelungenen Versuch macht, die Hauptergebnisse der neueren, auf die allgemeine Weltanschauung bezüglichen Forschungen zu einem knappen Gesammtbilde zusammenzufassen. Unter sämmtlichen Popularisatoren der naturwissenschaftlichen Erkenntniß gebührt Carus Sterne wohl der erste Platz: er schreibt geistreich ohne geziert, amüsant ohne seicht, allgemeinverständlich ohne unwissenschaftlich zu werden. Die anmuthige Form ist ihm so sehr zur zweiten Natur geworden, daß er die schwierigsten abstracten oder rein technischen Themata zu behandeln und dabei alles Doctrinäre und Langweilige zu vermeiden versteht. — Auch **Viktor Hehns Italien, Ansichten und Streiflichter** hat eine zweite stark vermehrte Auflage erlebt, ein Erfolg, der diesem ohne Zweifel besten Buch über Italien vollauf gebührt. Der jetzt in Berlin lebende ehemalige russische Staatsrath Hehn zeigt sich hier überall als einer unserer ersten Essayisten, der in manchen Stücken, was Gediegenheit des Urtheils und Lebendigkeit der Darstellung betrifft, dicht neben Vischer und Hillebrand zu stellen ist. Sein Buch über Italien ist ein Enkomion cum grano salis, und da ist es recht wunderlich, daß er sich mit einem anderen Lobredner italienischen Landes und Volkes, dem Verfasser der „Kritischen Gänge", jemals in eine Polemik verwickeln konnte. Zu den fesselndsten Kapiteln gehören die von unvergleichlicher linguistischer Gelehrsamkeit zeugenden Essays über die Sprache, die von geschichtsphilosophischem Geist erfüllten Abhandlungen über Rom und Sicilien und die scharfsinnige Rede Pro populo italico. Das

Digitized by Google

eigentliche Gebiet des Verfassers berühren die meisterhaften Kapitel: Vegetation, Landschaft, Architektur, Thiere. — Von desselben Verfassers berühmtem Hauptwerk: Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus China nach Griechenland und Italien, historisch-linguistische Skizzen von Viktor Hehn, ist soeben die vierte Auflage erschienen. Das Buch behandelt bekanntlich mit unerschöpflicher Sachkenntniß ein Thema, das die Naturforscher jetzt vielfach beschäftigt, bei dessen Behandlung ihnen aber größere Bekanntschaft mit der Geschichte, der Literatur und Sprache der Alten, ihren bildlichen Darstellungen u. s. w, über welche Hehn souverain verfügt, von Nutzen sein würde. Er weist nach wie die Flora der italischen Halbinsel im Laufe der Geschichte immer mehr den südlichen Charakter angenommen hat und wie diese Umwandlung hauptsächlich durch Menschenhand geschehen ist, und wie, indem die Culturpflanzen von Volk zu Volk, von Ost nach West, von Süd nach Nord wanderten, auch die Freiheit und Cultur selbst in jeder Gestalt in derselben Richtung und Zeit vorgerückt sind. Dabei verliert sich Hehn niemals im Detail. Sein scharfer Blick überschaut das Ganze und sein umfassender Verstand schließt immer auf das Allgemeine. Namentlich seine Schlußfolgerungen über den Zusammenhang des physiologischen Problems mit der menschlichen Geschichte in der Anwendung seiner Theorie auf die Hausthiere mag den Haeckelianern viel zu denken und zu bedenken geben. Das in jeder Beziehung klassische Buch sei auch in seiner neuen Gestalt empfohlen.

* * *

Die Lieder des Pagen Cherubin. Illustrirt von Fritz Wichgraf. Berlin, Alexander Duncker. Beaumarchais' loser Schelm — le petit garnement, aussi leste que joli — würde sich freilich in diesem deutschen Namensvetter schwerlich wiedererkennen. Dieser Berliner Page Cherubin hat nicht viel spanischen Uebermuth, Leichtsinn und Humor; er ist ein ziemlich sentimentaler Bursche, dessen übrigens hübsch gedrechselte Verse wenig Temperament zeigen, so angenehm sie sich auch lesen lassen. Am Ende stirbt er den heroischen Schlachtentod, ganz wie es in der „Mère coupable" geschrieben steht: „Blessé à mort, je rouvre cette lettre, et vous écris avec mon sang ce douloureux, cet eternel adieu: Souvenez vous!" Sein letztes Lied: Liebestod ist von ergreifender Stimmung. Hätte aber der Verfasser nicht besser gethan, auf diese literarhistorische Cherubin-Maske zu verzichten und in seinem eigenen Namen zu singen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist? Die Ausstattung des Quartbandes ist eine vorzügliche. Die Illustrationen sind zum Theil sehr gelungen.

* * *

Unter dem ein wenig anspruchsvollen Titel: Das Buch der Bücher hat Egon Berg im Verlage von Karl Prochaska in Teschen eine umfassende Sammlung von Aphorismen der Weltliteratur herausgegeben. Die beiden stattlichen Bände führen den Untertitel: „Herz und Natur" und „Geist und Welt" und wir können dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, daß er mit Fleiß und Geschmack ausgewählt und sein reiches Material mit ziemlicher Logik geordnet hat. Es würde sich für eine spätere Auflage empfehlen, bei der Wahl der Uebersetzungen, wo deren verschiedene vorliegen, etwas kritischer zu Werke zu gehen und den Uebersetzer zu nennen. Auf alle Fälle wird dies fleißige Sammelwerk auf Redactionsbureaux und bei allen denen, die viel zu citiren haben, gute Dienste leisten und auch sonst in guten und schlechten Tagen ein herz- und geisterhebendes Vademecum sein.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin (Rich. Schoetz) Berlin SW., Wilhelmstraße 122.

Weisheit und Witz
deutschen Sprüchen.
Brochirt M 2.50.
in alt-Reimen u.
Eleg. gebund. M 3.50.

Gesammelt vom Herausgeber von: „Altdeutscher Witz und Verstand."

Zweite Auflage.

„Herrig's Archiv für neue Sprachen" sagt über die I. Aufl. der so beliebten Sammlung von Sprüchen aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert:

„Diese ansprechende Sammlung ist von dem rühmlichst bekannten Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand" veranstaltet worden und empfiehlt sich als ein außerordentlich schönes Hausbuch, welches wegen des Reichthums des Inhalts sowohl, als auch wegen der Eleganz der Ausstattung allseitig viele Freunde finden wird."

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 ℳ. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Ein neuer Roman von Georg Ebers.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Ein Wort.

Roman von

Georg Ebers.

Preis broschirt ℳ 6.—; fein gebunden ℳ 7.—

Die Verlagshandlung freut sich, auch in diesem Jahre vor Weihnachten einen Roman von Georg Ebers bringen zu können. Derselbe spielt im 16. Jahrhundert und geht von einem Thale unseres deutschen Schwarzwaldes aus. Der fesselnden Erzählung liegt ein schönes, echt menschliches Problem zu Grunde. Ein Knabe hat von einem großen Wort gehört, welches Alles vermag. Ganz vereinsamt und eng verflochten mit den historischen Ereignissen seiner Zeit wird er in die Welt gestoßen. Er glaubt das Wort in „Glück", „Kunst", „Ruhm", „Macht" gefunden zu haben: — aber die Befriedigung, welche er sucht, bleibt ihm versagt, bis sich das Räthsel löst und er das Wort findet, welches sich ihm als das rechte bewährt.

Dies edle Werk ist voll von rührenden Zügen und glänzenden Bildern und wird für viele Tausende eine schöne, erquickliche Festgabe sein.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**
vormals Eduard Hallberger.

Digitized by Google

Festgeschenke und Neuh.

Neumann-Strela, Thron u. Reich. Bilder u. Skizzen. Orig.-Einbd. *M.* 3.—
Bulthaupt, Dramaturgie. *Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Orig.-Einbd. *M.* 6.— **Shakespeare. Orig.-Einbd. *M.* 6.—
Preuß, Geist u. Stoff. Verhältn. zwischen Welt u. Mensch. Orig.-Einbd. *M.* 5.—
Allmers, H., Dichtungen. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 4.—
—— Röm. Schlendertage. 5. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 6.50.
—— Marschenbuch. 2. Aufl. illustr. Orig.-Einb. *M.* 7.50.
Bilder a. d. Nordsee-Marschen v. H. v. Dörnberg. Mit Dichtungen v. H. Allmers. 6 Kunstbl. Photogr.-Druck. In eleg. Carton *M.* 9.—, in Pracht-Mappe *M.* 15.—
Appell, J. W., Werther u. seine Zeit. Zur Goethe-Lit. 3. verm Aufl. Orig.-Einb. 6 *M.*
Droste's Kochb. f. alle Stände. Orig.-Einb. 2 *M.*
Das Volksschauspiel Dr. Joh. Faust. Herausg. m. Bühnengesch. 2c. v. **K. Engel.** 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 5.—
Deutsche Puppenkom. m. geschichtl. Einleit. u. **Bibl. Faustiana** herausg. v. **K. Engel.** 2 Bde. Orig.-Einb. *M.* 9.—. Einz. Bändchen à *M.* 1.20.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 5.—.
—— Die Hexe. Trauersp. 3. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 3.—.
Grandt, Dankelmann. Trauerspiel. Orig.-Einb. *M.* 3.—.
Grube, Christ. Günther. Schausp. Orig.-Einb. *M.* 3.—.
Laden, Ital. Gypsfiguren. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 6.50.
Murad Efendi, Ost u. West. Gedichte. 3. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 5.—.
—— Nassreddin Chodja. Ein osman. Eulenspiegel. 3. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 3.—.
—— Balladen u. Bilder. 2. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 3.—.
Spaeth, Sament. d. Wahrheit. 32 Predigten Orig.-Einb. *M.* 8.—.
Stahr, Ad., Italien. 5 Theile. 4. Aufl. Orig.-Einb. *M.* 18.—.
—— Oberitalien. 2. Afl. Orig.-Einb. *M.* 8.25.
Strackerjan, Von Land u. Leuten. Bilder u. Gesch. a. Oldenburg. Orig.-Einb. *M.* 2.80.
Volksbote. Volkskal. 1883. 46. Jahrg. Reich illustr. 50 ₰.
Wer bezahlt die Flasche? Gesellschaftssp. 50 ₰.
Verl.: **Schulze'sche Hofbuchh. Oldenburg.**

Grosse
Jubiläums-Lotterie.
6700 Gewinne im Gesammtw. v.
225000 Mk.
Darunter
1 Goldsäule im W. von **40000 M.**
effectiver **Baarwerth 36000 Mark.**
1 Silbersäule im W. von **20000 M.**
effectiver **Baarwerth 18000 Mark.**
Ziehung vom 28. bis 31. December cr. zu Breslau.
Loose à **3 Mk. 15 Pf.** incl. Reichsstempel sind zu haben in den durch Placate kenntlichen Verkaufsstellen, sowie zu beziehen durch
A. Molling, Hannover,
General-Debit.

Probenummern gratis.
Man abonnire frühzeitigst bei der nächstgelegenen Postanstalt, damit die Zustellung des „Berliner **Tageblatt**" vom 1. Januar ab pünktlich erfolge.

Erscheint täglich zweimal
(als Morgen- und Abendblatt)
in einer Auflage von ca.
70,000 Exemplaren,
wovon **außerhalb** Berlins
36,000 Abonnenten.

Berliner Tageblatt.
Gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Die **besonderen Vorzüge,** denen dasselbe die großen Erfolge verdankt, sind:

Täglich zweimaliges Erscheinen als Morgen- und Abendblatt. Letzteres wird bereits mit den Abendzügen befördert, womit den Abonnenten außerhalb Berlins besonders gedient ist.
Freisinnige, von allen speziellen Fraktionsrücksichten unabhängige, politische Haltung, die es dem „Berliner Tageblatt" gestattet, zu jeder einzelnen Frage sein objektives Urtheil freimüthig abzugeben.
Zahlreiche Spezial-Telegramme von eigenen Correspondenten an den Hauptweltplätzen, durch welche das „Berliner Tageblatt" mit den neuesten Nachrichten allen anderen Zeitungen stets voran zu eilen im Stande ist.
Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstages. Eine kurzgefaßte resumirende Uebersicht folgt den Verhandlungen bis kurz vor Beginn des Drucks des Abendblattes.
Vollständige Handels-Zeitung, sowohl die Fonds-Börse als den **Produkten-** und **Waarenhandel** umfassend, nebst einem sehr **ausführlichen Kurszettel** der Berliner Börse. **Ernteberichte. Eisenbahn-Einnahmen.**
Ziehungslisten der Preußischen u. Sächsischen Lotterie, sowie Auslosungen der wichtigsten Loospapiere. **Patent-Ertheilungen.**
Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte vom selben Tage.
Militärische und Sportnachrichten, Personal-Veränderungen der **Civil-** und **Militair-**Beamten. **Ordens-Verleihungen.**
Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen, interessante **Gerichtsverhandlungen,** wodurch auch das Bedürfniß nach einer **unterhaltenden** und über die Tagesereignisse orientirenden Lektüre täglich befriedigt wird.
Theater, Kunst, Litteratur und Wissenschaft finden im täglichen Feuilleton des „Berliner Tageblatt" sorgfältige Behandlung. Auch erscheinen darin die **Romane und Novellen unserer ersten Autoren.** So ist das „**Berliner Tageblatt**" in der bevorzugten Lage, das letzte hinterlassene Werk

Berthold Auerbach's:
Meister Hieland u. seine Gesellen

im nächsten Quartal zu veröffentlichen.
Es wird den Lesern einen hohen, wenn auch mit Schwermuth gepaarten Genuß gewähren, die letzte Schöpfung des heimgegangenen Dichters kennen zu lernen.
Außerdem erscheint das neueste Werk des allbeliebten Romanschriftstellers

Friedrich Friedrich:
„Am Horizont".

Ein ungewöhnlich spannender Roman, dessen reich bewegte Handlung aus den politisch-sozialen Kämpfen unserer Zeit geschöpft ist. Ferner wird die Veröffentlichung der

Memoiren des Geh. Reg.-Rath Stieber,

welche allgemeines Aufsehen erregen, fortgesetzt.

☞ Außerdem empfangen die Abonnenten des „Berliner Tageblatt" die werthvollen Separat-Beiblätter;
„ULK", Illustrirtes Witzblatt. Derselbe sorgt mit seinem theils scharf satyrischen, theils harmlos gemüthlichen Humor in Wort und Bild für die Lachlust der Leser.
„Deutsche Lesehalle", illustrirtes belletristisches Sonntagsblatt, der Unterhaltung und Belehrung gewidmet.
„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft", welche neben dem namentlich für den kleineren Landwirth Wissenswerthen, praktische Winke für den Gartenbau und zahlreiche Notizen und Rezepte für die Hauswirthschaft bringen.

Diese Fülle anregenden und unterhaltenden Lesestoffes bietet das **„Berliner Tageblatt"** zu dem enorm billigen Abonnementspreise von nur
(für alle 4 Blätter zusammen) **5 Mrk. 25 Pf.** für das Vierteljahr.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schildereien
aus dem Alpenlande.

30 Lichtdruckbilder nach Gemälden von **C.** und **E. Heyn.** Gedichte von **R. Baumbach.** Randzeichnungen von **Stauffacher.**
Gross-Folio.
Einband: Halbfranz, Decke in Lwd. mit reicher Relief- u. Goldpressung. *M.* 55.—

Hierzu eine Beilage von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 23. December 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Socialismus der Jungletten und Jungesthen. Ein Nothschrei aus den Ostseeprovinzen. Von Arnim Germann. — Literatur und Kunst: Unsere Zeit. Eine Weihnachtsbetrachtung. Von Wilhelm Jensen. — Aus den Memoiren einer Fürstentochter. Zum Kapitel von fürstlichen Heirathen. Von Lector. — Drei Feuilletonisten. Emil Peschkau. Ferdinand Groß. Baron v. Roberts. Von Theophil Zolling. — Der Waldteufel. Ein Stück Weihnachts-Mythologie. Von H. Steinthal. — Granada. Von F. Reber. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt: Kunstausstellungen. Von A. L. — Notizen. — Inserate.

Der Socialismus der Jungletten und Jungesthen.

Ein Nothschrei aus den Ostseeprovinzen.

Die gegenwärtige Lage in den baltischen Provinzen Rußlands ist eine ernste, eine traurige. Kein Tag vergeht in einer dieser drei Provinzen, wo die Zeitungen nicht über Brandstiftungen zu berichten hätten, und dieser Zustand dauert nun schon ein volles Jahr. Dazwischen werden wir durch die Nachricht überrascht, daß ein Mordanschlag auf das Leben eines gutsbesitzenden Edelmannes, oder eines Pastors, oder eines grundbesitzenden Bauern ausgeführt worden ist. In letzter Zeit ist sogar dem Hauptmann von Grobin, dem Vorsitzenden des Hauptmannsgerichts, d. h. der Landpolizeibehörde des Grobin'schen Kreises, Baron Howen, ein Drohbrief zugegangen, unterzeichnet: „Das lettische Comité gegen die Deutschen." Ferner sind nur in der Zeit vom 1/13. October bis zum 8/20. November für Esthland 21, für Livland 18 und für Curland 6 Brandschäden mit der Bemerkung in der baltischen deutschen Presse gemeldet worden, daß für alle 45 Fälle die Veranlassung höchst wahrscheinlich Brandstiftungen gewesen sind. Wohl verstanden, ich spreche hier nur von den in deutschen Blättern berichteten Bränden, ganz zu geschweigen von denen, die nicht angemeldet worden sind. Denn daß deren viele stattfinden, beweisen die Klagen aus allen Kreisen der drei Provinzen, daß man jeden Abend den Himmel an zwei, drei Stellen geröthet sieht. Weiter sind innerhalb eines halben Jahres in Curland zwei Drohbriefe erlassen und ein Mordanschlag auf das Leben des Baron Nolcken-Apricken gemacht worden. Baron Nolcken, welcher verwundet wurde, ist jetzt bereits genesen. Dagegen sind in Livland drei Mordanschläge ausgeführt worden, einer auf das Leben des Pastors von Holst, ein zweiter auf das des Kreisdeputirten Baron Meyendorff und ein dritter auf das Leben eines grundbesitzenden Bauern. Herr von Holst und Baron Meyendorff wurden verwundet, doch nicht ernstlich, der Bauer aber, der auch getroffen wurde, gab bald darauf seinen Geist auf. Dazu kommt noch in Livland ein Raubüberfall. In Esthland haben wir zwei ausgeführte Mordanschläge zu verzeichnen, wobei beide Männer, gegen welche dieselben gerichtet waren, verwundet wurden, und zwar Baron Maydell ernstlich. Nicht wahr, diese Zahlen reden deutlich? Endlich kommt aber noch Eins hinzu, das ist offenbare Widersetzlichkeit gegen die Autorität, gegen die Obrigkeit, wie das in zwei eclatanten Fällen zu Tage trat, einmal auf dem Jahrmarkt in, ich glaube, Kirrumpäh, — jedenfalls war es in Livland —, wo die Bauern offen gegen die Marktrichter revoltirt haben, und zum zweiten Male in Ellistfer (gleichfalls in Livland) bei Gelegenheit der Einführung eines neuen Volkslehrers in das Schulhaus, wo der Pastor und der Schulcommissionsrath nach vergeblicher Bemühung, den neuen Lehrer einzuführen, nach thätlicher Widersetzlichkeit der vor dem Schulhause versammelten Masse unverrichteter Sache von dannen ziehen mußten. So weit ist es gekommen! Nicht allein geheime Anschläge werden auf das Leben der Grundbesitzenden ausgeführt, sondern man wagt es auch, offen gegen die Obrigkeit aufzutreten.

Diese Brandstiftungen und Mordanschläge, diese Widersetzlichkeit gegen die Autorität wird ausgeführt vom Proletariat der lettisch-esthnischen Bevölkerung, vom besitzlosen lettisch-esthnischen Gesindel, das hierzu angestiftet wird nicht nur von geheimen Hetzern und Wühlern, sondern, wir müssen es leider bekennen, auch durch die lettische und esthnische Presse, sowohl durch Zeitungen, wie Bals, Baltijas Semkopis, Baltijas Wehstnessis, Sakala u. s. w., als auch durch ähnliche Schriften, wie der berüchtigte Tönisson'sche esthnische Volkskalender. Hier mögen einige Stellen aus besagtem Volkskalender einen Platz finden. Ich folge dabei den Worten des Verfassers der Schrift: „Die deutsche Universität Dorpat im Lichte der Geschichte und Gegenwart. Eine historische Studie auf dem Gebiete östlicher Culturkämpfe."*) Er schreibt: „Wir liefern hier eine Probe dieser Literatur, indem wir nach der Uebersetzung der „Neuen Dörptschen Zeitung" einen kurzen Auszug und wörtliche Citate aus einem esthnischen Volkskalender für das Jahr 1882 wiedergeben, der im Mai 1881 gedruckt, „von der Censur erlaubt" und für 7 Kopeken in zahllosen Exemplaren unter das Volk verbreitet ist. „Ein böser Weststurm hat die Sklaverei ins Land getragen", aber „ein von Osten wehender, frischer Wind" wird „die Häuser und alle großen Werke" der „Reichen" (soll heißen: der Deutschen) über den Haufen stürzen und „ihren Namen beim Volke zum Staube werden lassen." Ferner heißt es in einem Artikel: „Die deutschen Thiere" in diesem Kalender: „Die fremden Geschöpfe, die Dohlen, Amphibien, Halbdeutschen, Wachholderdeutschen, Baltiker werden nach ihrem inneren Werthe geprüft. Die scheußlich krächzenden Dohlen sind die Pastoren, die Molche, Frösche Kröten sind überhaupt im Allgemeinen die Deutschen; die „Halbdeutschen, Wachholderdeutschen oder Buschklepper" aber die germanisirten Letten und Esthen." Unter der Rubrik: „Wetterprophezeiungen" werden dem Volke höchst pikante, politische Weissagungen geboten, wie z. B. „Januar, zweite Woche. Die Kaufleute kämpfen zwischen Deutschenfurcht und russischen Tabaksblättern." „Die Sakala bereitet für die Prussaken ein Pulver." „Erste Decemberwoche: Flintengeknatter und Braten der Katzen." Für den Bauern wird „das freie Jagdrecht beansprucht, damit die nützlicheren Vögel freier leben können". Wer unter

*) Leipzig, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

den Prussaken, den zu bratenden Katzen, den zu erlegenden schädlichen Thieren gemeint ist, kann auch der einfachste Bauernverstand errathen, wenn er im Kapitel: „Deutsche Thiere" nachschlägt. Die „böse Krankheit, d. i. Tollheit, deutsch zu sprechen und sich in deutsche Tracht zu kleiden", die Sucht der „Halbdeutschen", „deutsch zu sprechen und sich wie Erbsenscheuchen mit entsprechenden Kleidern auszustaffiren", die von ihnen angestrebte Auspressung des Volkes, die vielen kernigen Sinnsprüche, eine schöne Wolfsgeschichte, die lustigen nihilistischen Liederchen über Reich und Arm u. s. w. hier noch des Näheren zu beleuchten, dürfte nach den gegebenen Proben wohl kaum mehr nöthig sein, und wir wollen daher unser Referat mit einigen Zeilen aus einem angeblichen Volksliede schließen:

Zu viel Geld beim bösen Herren,
Zu viel Faulheit in den Sälen,
Zu viel „Pergol" bei den Bauern,
Und im Hinterstübchen stecken
Allzuviel der reichen Schätze.

„Pergol" heißt im Esthnischen ein zum Anzünden des Holzes und auch zur Beleuchtung dienender Kienspan.

Solche Auslassungen drucken zu lassen, ist nur möglich, indem die Censur von oben die Weisung erhalten hat, Alles und Jedes, was zu dem Behufe geschrieben wird, die Letten und Esthen gegen die Deutschen aufzuhetzen, durchzulassen. Dieses ist die Intention der russischen Regierung und sie gedenkt, freilich gedenkt auch nur, dann nach dem Spruche: divide et impera zu verfahren. Das aber wird sich rächen, sowohl bei der russischen Regierung als auch bei den Letten und und Esthen, deren gemeinsamer Culturzustand, also sowohl der Russen einerseits, als auch der Esthen und Letten andererseits, nun einmal tief unter dem deutschen steht und ohne diesen nicht bestehen kann, ja gar nicht hätte ins Leben treten können.

Nicht die „Gesindeswirthe" sind es — so heißen bei uns die Pächter resp. die Besitzer, was sie ja jetzt fast alle sind, der bäuerlichen Höfe mit dazu gehörenden Ländereien, — die an diesem wüsten Treiben der Brandstifter und Meuchelmörder Theil nehmen. (Die Gesindeswirthe sind bei uns stets Einhöfer, d. h. sie sitzen auf einem separirt liegenden Hofe, dem „Gesinde".) Diese Wirthe haben es in Folge der in letzter Zeit nur zu häufig auf ihr Leben und ihr Gut abgesehenen Anschläge offen erklärt, daß sie auf der Seite der Gutsbesitzer stehen und sich mit diesen zusammenthun wollen gegen die verrottete Bande jener brandstiftenden und mordenden Socialisten. Ja, der Socialismus steht in vollster Blüthe in den Ostseeprovinzen. Man spreche da nicht von „irischen Zuständen". Nichts in unseren Verhältnissen hat damit Aehnlichkeit; die das sagen, die plappern das so hin, ohne zu wissen, was sie damit sagen. „Irisch" sind unsere Zustände nur insofern, als daß bei uns auch Mordanschläge auf das Leben und Brandstiftungen, gerichtet gegen das Hab und Gut der grundbesitzenden Personen, unternommen werden; die Veranlassung aber in Irland sind die dort herrschenden Pachtverhältnisse, während es bei uns einfach der nackteste, crasseste Socialismus ohne jede Veranlassung ist. Wie hat sich denn dieser so weit entwickeln können? Nun, die Sache ist einfach genug. Die socialistischen Ideen sind ja schon seit einer Reihe von Jahren in ganz Europa so verbreitet und eingebürgert, daß die Wühler und Hetzer es auch versuchten, unsere besitzlosen Letten und Esthen mit denselben vertraut zu machen. Und fürwahr, ihr Wirken ist mit gutem Erfolge gekrönt, das muß man ihnen lassen. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß der nationale Unterschied hinzukommt und die Hetzer diesen Umstand köstlich auszunutzen verstehen und dem Volke klar machen, daß all ihr Unheil, ihre Landlosigkeit nur von den Deutschen herrühre, daher: nieder mit Allem, was Deutsch heißt und sich zu den Deutschen hält, mordet vor Allem die Gutsherren und auch die Wirthe, zündet ihre Häuser an und brennt ihre Scheuern nieder! — Betrachten wir uns nun einmal das Verhalten der russischen Presse diesem Treiben gegenüber. Es genügt, wenn ich des „Rishski Westnik", eines in Riga erscheinenden Blattes, erwähne. Früher sah dieses Blatt Alles in unseren baltischen Landen im schwärzesten Lichte; nichts fand Gnade vor seinen Augen. Man sollte daher denken, daß es bei der jetzigen traurigen Lage der Dinge erst recht ein Gejammer anstimmen würde. Weit gefehlt! Dieses Blatt will gar nicht begreifen, was wir Deutsche an den gegenwärtigen Zuständen auszusetzen hätten, sie seien ja prächtig und herrlich! Das wagt dieses ehrlose Blatt auszusprechen, und das wird ihm auch von allen großen russischen Blättern geglaubt und nachgebetet! Nur ein Blatt, der von dem Fürsten Meschtscherski redigirte „Grashdanin", macht eine rühmenswerthe Ausnahme, indem es der Wahrheit die Ehre gibt. Der russischen Regierung, die die Veranlassung zu jenem Gebahren der Letten und Esthen durch das Anschüren des Nationalhasses gegeben hat, beginnt es allmählich schwül davon zu werden. Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß es ihr, wenn es so fortgeht, vielleicht recht bald sehr schwül werden und sie sich dann vergebliche Mühe geben dürfte, die Geister, die sie rief, zu bannen. Das wird sie jedenfalls erreichen, wenn sie es nicht schon erreicht hat, daß sie in den Augen des Auslandes die Schuld trifft, daß sie die bösen Geister absichtlich hat gewähren lassen, wo sie sonst unnachsichtlich würde eingeschritten sein, ja, daß sie dieselben in einigen Fällen sogar gerufen hat. — Der curländische Civilgouverneur, Herr von Lilienfeld, hat freilich in Folge der vielen Brandstiftungen die Landpolizeibehörden, Gutspolizeien und Gemeindeältesten in der curländischen Gouvernementszeitung dazu aufgefordert, auf ihrer Hut zu sein und, im Falle sie eines Brandstifters habhaft werden, ihn nach den strengsten Gesetzen zu bestrafen, aber andererseits hat der curländische Gouverneur den Ritterschaftsdelegirten, die zu ihm kamen mit der Bitte um militärischen Schutz, mit dem Gesetzbuch in der Hand geantwortet, daß nach diesem Gesetz auf Requisition der Landpolizeibehörden jedenfalls Militär sofort zur Disposition stände, daß er aber den Herren versichern könne, daß militärische Einquartierung den Leuten auf dem Lande nicht gerade angenehm sein werde. So zogen denn die Herren unverrichteter Sache wieder von dannen. Im Uebrigen sind die Beziehungen des Herrn von Lilienfeld, eines Mannes mit deutschem Namen aber echt russischer Gesinnung, und die des jetzt zurückgetretenen livländischen Gouverneurs, des Baron Uexküll-Gyldenbandt, von dem das über Herrn von Lilienfeld Gesagte ebenso gilt, zu den Herren des Jungletten- und Jungesthenthums zur Genüge bekannt.

Zum Schluß sei es mir gestattet, noch Einiges über die Stellung der cur-, liv- und esthländischen Bauern, d. h. der gesammten steuerpflichtigen Landbevölkerung des Ostseegebietes, anzuführen, was zur Feststellung jenes Satzes beitragen dürfte, daß es sich hier um das Gebahren des nichtlandbesitzenden Volkes handelt, das dazu von Dunkelmännern wie Georg Mather, Tönnisson und wie sie alle heißen mögen, angestachelt wird. — Alles, was der baltische Bauer hat und ist, hat er der baltischen Ritterschaft und der baltischen Geistlichkeit zu verdanken. Ueber 90% aller Gesindeswirthe sind gegenwärtig Eigenthümer ihrer Gesinde; die Kaufcontracte sind die denkbar günstigsten. Wenigstens 2000 derselben habe ich in meinen Händen gehabt. Sogar viele Wirthe von Gesinden, die zu Majoraten (Fideicommissen) gehören, haben ihre Gesinde gekauft, in Folge eines curländischen Landtagsbeschlusses von 1870. Das verursachte und verursacht den Majoratsherren, deren es namentlich in Curland viele, d. h. mehr als in Liv- und Esthland, gibt, besondere Kosten, da er das Bauerland zum Behufe des Verkaufs von den Boniteuren und Taxatoren des Boden-Credit-Vereins (= Systems, Adlige Creditkasse, so heißen die Boden-Credit-Institute in Liv- resp. Esthland) extra abschätzen lassen müssen, was nicht immer zum billigsten zu stehen kommt, und wobei die Majoratsherren diese Kosten nicht von der Majoratssumme decken dürfen, sondern von ihrem Privatvermögen bezahlen müssen, und alsdann eine vom Lande gewählte Commission dazu vorhanden ist, um dafür zu sorgen, daß an Stelle der verkauften Bauerländereien wieder ein gleichwerthiger Landbesitz für das Fideicommiß trete, behufs Wahrung des Majoratsbestandes, wie denn auch von den Boden-Credit-Institutionen nur Metall-, d. h. un-

Digitized by Google

kündbare Pfandbriefe auf Fideicommiß-Besitze ausgereicht werden. In Folge dieser günstigen Kaufcontracte hat sich denn auch unter den grundbesitzenden Bauern ein erheblicher Wohlstand gebildet. Das kann man täglich sehen, hören und lesen. Die Krone allein macht eine Ausnahme, denn noch ist sie in Curland nicht zum Verkaufe ihrer daselbst in großer Menge vorhandenen Bauerländereien geschritten. Dagegen hat sie wohl, Dank den Bemühungen des früheren Domänenministers Selennyi, ein ländliches Proletariat geschaffen, indem sie vielfach an Untermilitärs a. D. und sonstige kleine Leute gegen einen sehr mäßigen Pachtzins Landparzellen von den denkbar kleinsten Dimensionen abtrat, Parzellen von höchstens zwei, drei Lofstellen, was bei weitem nicht einem halben Quadrat-Kilometer gleichkommt. So sieht sich denn der auf diesem Stückchen Land Sitzende, das zu klein ist, um das Auskommen zu gewähren, und zu groß, um den Mann verhungern zu lassen, gemüßigt zu stehlen und zu morden. Die Goldingensche und namentlich die Doblensche Landpolizeibehörde wissen davon ein Lied zu singen. Freilich, nach Beendigung der Regulirungsarbeiten des Kronsbauerlandes, die hoffentlich spätestens in einigen Jahren erfolgt, wird auch die Krone beginnen, ihr Bauerland zu verkaufen, wie sie dieses schon in Livland, wo seit lange schon die Regulirungsarbeiten beendet sind, gethan hat. Ferner haben die Bauern ihre Selbstverwaltung, wenigstens in gewissem Sinne, und ihre eigene Gerichtsbarkeit. Erstere besteht darin, daß die Gemeinde-Kasse, die Gemeinde-Magazine und das Gemeinde-Armenwesen speciell unter der Aufsicht der Gemeindeältesten und von der Gemeinde gewählter Vertreter stehen; die Gemeinde-Kasse und -Magazine unterliegen dann noch der Controle durch die Kreisgerichte und schließlich durch den Gouverneur. Ihre eigene Gerichtsbarkeit haben sie in den Gemeindegerichten (Civilbehörden), wo nur von den dazu von der Gemeinde erwählten Bauern Recht gesprochen wird. Und bei den Kreisgerichten, die die nächst höhere Instanz für die Gemeindegerichte bilden, hat ein Bauer, speciell zur besonderen Wahrung bäuerlicher Interessen, Sitz und Stimme. Somit fehlt also den Bauern nur noch die directe Vertretung in den Criminalgerichten und auf dem Landtage. Die bäuerlichen Interessen werden freilich von den Gutsherren auf dem Landtage warm befürwortet, aber bäuerliche Vertreter, ich meine, die Bauern selbst, haben noch keinen Zutritt zu demselben, wie es die liberale Partei, namentlich in Livland, herbeiwünscht. Nun, Rom ist auch nicht an einem Tage erbaut. Haben die baltischen Ritterschaften freiwillig ein Privilegium nach dem andern zum Besten des Landvolkes geopfert, so werden sie sich auch zu diesem letzten Opfer entschließen. — Aber — jetzt kommen wir auf etwas Anderes zu sprechen. Das noch einzig Bedrückende für die baltische Landbevölkerung besteht darin, daß sie zum Besten des Säckels der hohen Krone noch jährlich eine Kopfsteuer zu erlegen hat. Und diese lastet sehr schwer auf mindestens 60% der Landbevölkerung, d. h. auf den nicht grundbesitzenden und sonst vermögenden Leuten. Das gebe ich der russischen Regierung wohl zu bedenken. — Was die Geistlichkeit des Landes in Wort und Schrift gethan hat und noch thut zum Besten der bäuerlichen Bevölkerung, das des Näheren zu besprechen, erläßt man mir füglich. Ich brauche nur an die Namen: Bielenstein, Willigerode, Kupffer, Ulmann, Hesselberg ꝛc. zu erinnern, um auf die kolossale Geistesarbeit der Geistlichen zum geistlichen und geistigen Besten unserer Landbevölkerung hinzuweisen. — So stehen die Dinge. Besitzloses Gesindel, besitzloses Proletariat gibt es ja überall. Der nationale Gegensatz tritt aber jetzt zu sehr zu Tage und hat sich bei den Letten und Esthen — ich spreche natürlich nur von jenem sich Jungletten und Jungesthen nennenden Theile derselben — allmählich zum Nationalhaß ausgebildet, nachdem derselbe künstlich zum Vorschein gebracht worden ist. Aber diejenigen, die diesen Haß hervorgerufen haben und selbigen schüren, mögen sich doch schließlich vorsehen; es heißt auch in Bezug auf sie: der Tag wird kommen!

Arnim Germann.

Literatur und Kunst.

Unsere Zeit.

Eine Weihnachtsbetrachtung.

Es rauscht der Wald am Berggelände,
Durch weite Felder glänzt der Strom,
Im Duft versinken blaue Wände,
Zum Aether ruhvoll steigt der Dom;
Die Sonne geht und kehrt noch wieder
Mit sanftem, rothem Scheidelicht,
Des Himmels Frieden senkt sich nieder —
Doch Frieden weilt dort unten nicht.

In Lager, die sich tödtlich hassen,
Drängt sich die Menschheit; stäter Krieg
Wälzt ruhlos seine Heeresmassen,
Und alle trotzen um den Sieg.
Es sammelt jedes Banner wieder
Die Seinen mit dem Frühlichtshauch,
Und nächtlich strecken sie die Glieder
Um ihre Feuer, ihren Rauch.

So ringen sie zu Tod und Leben
Auf hundert Feldern, grollentzwei't,
Die unterjochten Kräfte heben
Nach Oben ihre Niedrigkeit;
Ein Brodeln kocht aus Kraterschlünden,
Es wettert drüber Blitz um Blitz,
Des Bodens dumpfe Donner künden:
Die Faust packt auf nach dem Besitz.

Doch droben fordern in die Schranken
Die Kämpfer sich im Tageslicht,
Von Waffen klirren die Gedanken,
Der Wille zielt, die Zunge sticht;
Es ringt das Neue mit dem Alten,
Mit zähem Irrwahn die Vernunft,
In immer wechselnden Gestalten
Die Wahrheit mit der Lügenzunft.

Zertheilt, entfremdet in Parteien,
Steht ein kadmäisch Zorngeschlecht,
Mit seinen Losungsfeldgeschreien
Von sich das Gleiche fordernd: Recht!
Der Einen Recht bestreitet klagend
Das Recht der Andern; blind und kalt
Der Themis Götterbild zerschlagend,
Als Richter schreitet die Gewalt.

An ihre Siegerferse klammern
Sich Neid und Selbstsucht, Gier und List,
Das Jauchzen folgt ihr und das Jammern,
Und neue Saat streut alter Zwist.
Des eingedämmten Blutes Wellen
Zerreißen tobend ihre Hast,
Und Haupt und Herz zugleich zerschellen
Im Brandungsschwall der Leidenschaft.

Und sie, die schlichtend über alle
Hernieder blickt von lichtem Thron,
Es mischt zum lauten Waffenschalle
Den Schwertklang selbst die Religion;
Sie ruft ein irdisch Heergesinde
Um Erdengut sich zum Geleit,
Sie legt vom Haupt die weiße Binde
Und gürtet sich zu blutigem Streit.

Zum Fluche wandelt sich ihr Segen,
Vor ihrem falschen Götzenbild
Erstarrt das Herz und hält entgegen
In Nothwehr ihr des Wissens Schild;

Digitized by Google

Und wie ein grimmiges Umfassen
Die höchste Kraft in ihnen schwellt,
Entbrennt ein tödtlich tiefes Hassen,
Als Eines auf dem weiten Feld.

So tobt in ruheloſem Zorne
Der Menschheit Kampf; zu Tod erschlafft
Schöpft aus dem großen Lebensborne
Sie nur zu neuem Fieber Kraft;
Und unbeachtet, abgeschieden
Vom Menschenthun, behauptet nur
Unwandelbar der Erde Frieden
In ewiger Schönheit die Natur.

Sie wahrt des Ursprungs alte Treue,
Aus ihrem mütterlichen Schooß
Ins Leben ruft sie stets aufs Neue
Was echt und edel, gut und groß;
Sie sammelt Blüthen, schwellet Aehren,
Ernährt am Busen Kind um Kind,
Sie kündet schweigend ihre Lehren:
Was Menschen sollten und nicht sind.

Denn nicht allein in weiter Runde,
Die stille Hoheit der Natur,
Sie weilt in jedes Herzens Grunde;
Doch wenig Herzen sind es nur,
Die sie nicht selbst in sich zerstören,
Nicht fremd an ihr vorübergehn,
Nur wenig Ohren, die sie hören,
Und wenig Augen, die sie sehn.

Nur Wenige sind's und weit zerstoben,
Doch gibt's noch Seelen immerdar,
Um die sein Geisterband gewoben
Des Schönen friedlicher Altar;
Die noch mit Andacht vor ihn treten,
Um Menschenzwist und Haß zu fliehn,
Die zu den gleichen Göttern beten,
Vor gleichem Gnadenbildniß knien.

Sich fremd und auf dem Erdenrunde
Zerstreut ist ihre kleine Schaar
Und doch vereint zu starkem Bunde,
Auch Kämpfer sind's, doch schwertesbaar;
Der Perser ungezählten Schaaren
Genüber, ein Leonidas
Steht Jeder wider die Barbaren
Zur Wacht am Thermopylenpaß.

Er kämpft und fällt auf seinem Schilde
Und wenig Hoffnung nimmt er mit,
Daß seinem hohen Götterbilde
Den Sieg der Zukunft er erstritt;
Doch fällt er siegreich, ohne Klagen,
Denn in sich selbst trug er den Lohn,
Daß treu das Banner er getragen
Der wahren Menschenreligion.

Wilhelm Jensen.

Aus den Memoiren einer Fürstentochter.

Zum Kapitel von fürstlichen Heirathen.

Aeltere Theaterbesucher erinnern sich noch eines Stücks „Die Fürstenbraut". Ein junger Fürst — dies war der Inhalt — hat die ihm zugedachte Braut vor der Hochzeit kennen zu lernen gewünscht, und zwar indem er selbst sein Incognito bewahrte. Es ist ihm, wie er glaubt, gelungen und seine kühnsten Erwartungen in Betreff der Schönheit und des Geistes seiner Zukünftigen sind übertroffen worden. Die Heirath hat dann in der Heimat der Braut per procura stattgefunden und soll nun in der Residenz des Fürsten die übliche feierliche Bestätigung finden. Als die Braut aber dort anlangt, zeigt sich's, daß der Fürst statt sie selbst, eine ihrer jungen schönen Hofdamen kennen gelernt hatte, die als Geleit ihrer Herrin ihm jetzt gleichzeitig mit seiner Braut gegenübersteht. Der daraus entstehende Conflict und sein Verlauf — eine der feinsten Leistungen der deutschen Bühnendichtung — soll hier nicht weiter skizzirt werden. Wer sich dafür interessirt, kann das noch heute in keiner Silbe veraltete Stück im 1. Bande der dramatischen Werke Prinzessin Amaliens (Leipzig 1873) nachlesen.

Dagegen sei hier, im Zusammenhang mit den neulich erschienenen „Memoiren einer Fürstentochter"*), auf einige Aussprüche zurückgegriffen, welche der in seinen Hoffnungen betrogene Fürst thut, Aussprüche, die ein besonderes Gewicht dadurch erhalten, daß dieselben aus der Feder einer Prinzessin flossen, die gleich ihren Brüdern und Schwestern der Pflicht des schweigenden Gehorsams in Herzensangelegenheiten unterthan war.

„Verhaßte Tyrannei der Hofetiquette, die uns jede Freude des Lebens vergällt und uns bis ins Grab verfolgt!" — so ruft der verzweifelnde Fürst aus.

Und wieder:

„Jedem Privatmann ist der Vorzug gegeben, sein Glück mit der Geliebten theilen zu dürfen — warum dem Fürsten nicht?"

Und als er seiner Braut zu verstehen geben will, im Grunde sei es unweiblich sich lediglich aus blindem Gehorsam verheirathen zu lassen, bedient er sich der Worte: „Man muß gestehen, daß die Sitte in das Loos der Fürstentöchter recht tyrannisch eingreift" ...

Es soll im Folgenden auf einige Partien des erwähnten Memoiren-Auszugs aufmerksam gemacht werden, welche mit dem Kapitel „fürstliche Heirathen" in Verbindung stehen. In der „Lebensskizze", welche das noch unter den Augen des Königs Johann geschriebene Vorwort zu den gesammelten Werken der Prinzessin Amalie bildet und in dem Memoiren-Auszuge wiederum abgedruckt worden ist, sagt der Verfasser: „In ihrer Jugend war Prinzessin Amalie, obschon von unansehnlichem Wuchs, doch um ihres schönen Auges willen von anziehender Erscheinung. Ein Oelporträt, welches Maler Geyer in ihrem neunzehnten Lebensjahre malte, und in welchem freilich sein Pinsel die Wirklichkeit wohl etwas verschönern zu müssen glaubte, zeigt ein edel geformtes Antlitz, das aus großen hellbraunen Augen klug und offen ins Leben blickt, und dessen vielleicht etwas scharfes Profil durch die halbe en face Richtung des Kopfes auf glückliche Weise gemildert erscheint. Der Fleischton ist warm, das lichtbraune Haar umgibt die Schläfen in reicher Fülle."

Wie bekannt, war Prinzessin Amalie die einzige Tochter des Prinzen Max, welche unvermählt blieb. Man sagt, sie habe nicht ohne Neigung heirathen wollen, und da der Zug ihres Herzens nicht mit den Forderungen ihrer Stellung zu vereinbaren gewesen sei, habe sie verzichtet.

In dem ersten Theile des Schauspiels „Mesru" kommen die Worte vor:

„Der Majestät des Thrones habe ich
Von Kindheit an ins Auge blicken dürfen —
Sie konnte mich nicht reizen, noch mich blenden."

Was hier die Fürstentochter Timantia ausspricht, sind zweifellos die eigensten Empfindungen der Prinzessin Amalie gewesen. Und augenscheinlich dem nämlichen Ideenkreise entlehnt ist jene Stelle des zweiten Theils, wo die königliche Mutter den Plan einer Verbindung ihres Neffen mit ihrer Tochter aufgibt:

„Doch möcht' ich diese, meine einz'ge, nicht
Um solches Wunsches willen dem Geschick
Der Fürstentöchter unterwerfen, nicht
Das Glück mißgönnen ihr, das ich genoß —:
Liebe und Pflicht auf gleichem Weg zu finden."

*) Herausgegeben von R. Waldmüller (E. Duboc). Dresden bei C. C. Meinhold u. Söhne.

Digitized by Google

Daß aber eine Jungfrau das Endziel weiblichen Glückes auch in anderer Sphäre als einzig in der Ehe suchen solle, spricht Prinzessin Amalie wohl am schönsten und einfachsten in den Worten aus, mit welchen — im „Siegelringe" — sich Antonie gegen Günther wendet:

Antonie: Es gibt ja andres Glück im Leben, als nur das der Liebe.

Günther: Und welches?

Antonie: Freude an fremdem Glück.

Was die jugendliche Antonie hier mit einer Fassung äußert, die sich über den Schmerz des Resignirens selber zu täuschen sucht, das hat Prinzessin Amalie je länger desto mehr zum Grundton ihrer Lebensanschauung gemacht, und aus manchem ihrer Worte geht hervor, wie sie namentlich in dem Glücke ihrer Geschwister und in der Geschwisterliebe überhaupt Ersatz für anderes ihr Versagte fand; auch ist die Antigone des Sophokles unter den Werken der Alten immer ihr Liebling geblieben.

Obschon die Memoiren nichts von etwaigen Plänen Napoleons erwähnen, die Napoleoniden wie mit andern Höfen so auch mit dem sächsischen Hofe durch Heirathen näher zu liiren, ist dennoch wohl nicht zu bezweifeln, daß sowohl Prinzessin Auguste, die Tochter des Königs, wie auch Prinzessin Amalie nur deshalb bei solchen politischen Combinationen schließlich außer Betracht geblieben sind, weil König Friedrich August in seiner reservirten Vornehmheit für dahin zielende Sondirungen unzugänglich gewesen sein wird.

Ueber die Verheirathung des Prinzen Johann, des späteren Königs, finden sich Mittheilungen, welche hier nicht übergangen werden dürfen.

„Es ist bekannt," schreibt der Verfasser, „daß diese Ehe, welche über fünfzig Jahre dauerte, eine überaus glückliche gewesen ist; nur wenige Convenienz-Ehen mögen sich so harmonisch gestaltet haben und ein so nachahmungswerthes Beispiel für weite Kreise gegeben haben. Wie gut für ihn gewählt worden war, ahnte der Prinz aber nicht, als ihm gleich nach dem Tode seines älteren Bruders Clemens in Pisa die Weisung zukam, er möge nun aus Gründen den Rückweg über München nehmen. Gewiß hat die Botschaft nicht so barsch gelautet, wie die Heiraths-Ordre, die einst König Friedrich Wilhelm I. seinem Sohne Fritz zukommen ließ, als er für denselben die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig bestimmte, nämlich: „Sie ist modeste und eingezogen; so müssen die Frauen sein, sie ist nit häßlich, auch nit schön; sie ist ein gottesfürchtiges Mensch. Gott gebe seinen Segen." — Aber eben erst in Italien in den Geschmack des Reisens gekommen und voll von neuen und seinen Geist lebhaft beschäftigenden Eindrücken, erblickte Prinz Johann in einem so frühen Festbannen in die Ehe — er war erst 21 Jahre alt — nichts als den Verzicht auf Bewegungsfreiheit und Weltblick. So schreibt er denn aus Pisa an seine Schwester Amalie im Tone humoristischer Verzweiflung: „Du kannst Dir immer das Ballkleid zu meiner Hochzeit machen lassen, denn mir auch, fürcht' ich, soll bald die Krone abgehauen werden. Ueber zwei Jahre werde ich es wohl nicht hinausziehen; nur nicht eher; das wäre wirklich mich und das arme Schlachtopfer unglücklich zu machen; man muß doch erst ganz Mann werden, ehe man ans Heirathen denkt." Drei Monate später hatten sich die Besorgnisse des Prinzen in ihr Gegentheil ungestimmt; „der 13. März 1822," schreibt er in seinen Memoiren, „war einer der wichtigsten Tage in meinem Leben: ich betrat zum erstenmale das mir später so lieb gewordene königliche Schloß in München," und er gibt einen begeisterten Bericht von den schönen Tagen, die er dort verlebte, wie ihn denn auch nur seine Schüchternheit zurückhielt, sofort mit seiner Werbung herauszutreten. — Alle diese Vermählungen sind von ziemlich gleichartigen Ceremonien begleitet. Wie Prinzessin Josepha in Dresden per Procura getraut worden ist, so auch die Erzherzogin Karoline in Wien und dann Prinzessin Amalie von Bayern in München. In Wien war Erzherzog Rudolf der Vertreter des Bräutigams, in München ist es Prinz Karl von Bayern. Der Bewillkommnungs-Besuch, welchen der Bräutigam der auf der Reise zu ihm begriffenen Braut abzustatten hat, der aber noch nicht bezwecken darf, dem Rest der Reise nun einen gemeinsamen Charakter zu geben, wurde bei Gelegenheit der Procura-Verheirathung der Erzherzogin Karoline von Prinz Friedrich August in Teplitz abgestattet. Wie es scheint, hatte sich der Bräutigam Hoffnung gemacht, seiner Braut ohne allzu steifes Ceremoniell begegnen zu dürfen, und er war daher, wie das Tagebuch versichert, „in Verzweiflung", daß cher oncle Anton ihn nach der Weisung des Königs dahin begleiten solle. „Er lief deshalb zum Könige, aber ohne Erfolg." Prinz Anton war aber glücklicherweise weniger Mann der Etikette, als der König, und wußte seine Gegenwart unbemerkbar zu machen. Der Bräutigam kommt denn auch Abends „selig" von Teplitz zurück. — Es ist bekannt, daß die glücklichen Auspicien dieses Bundes durch ein schweres Körperleiden der jungen Erzherzogin leider getrübt wurden — das Tagebuch muß häufig von Krampfanfällen berichten — wie denn auch die Prinzessin Karoline nach zwölfjähriger Ehe kinderlos gestorben ist. Sie hat nur das einunddreißigste Jahr erreicht. — Die Braut des Prinzen Johann wird dem ihr entgegengesandten sächsischen General-Leutnant von Watzdorf in Plauen „übergeben", wie der technische Ausdruck lautet; dann, nachdem sie in Chemnitz angelangt ist, begrüßt ihr Bräutigam sie, diesmal jedenfalls ohne allzu einengende Förmlichkeiten, denn außer dem prinzlichen Vater war die Verfasserin des Tagebuchs mit nach Freiberg gereist und sorgte ohne Zweifel für ein Abdämpfen der Etikette-Vorschriften; endlich am folgenden Tage findet in Dresden unter Kanonendonner der feierliche Einzug der Prinzessin Braut statt. Ihr Bräutigam empfängt sie am Fuße der Schloßtreppe und sie begibt sich zunächst zum Könige, „wo die ganze Familie versammelt war und sich nach dem Range setzte. Die Oberhofmeister und Oberhofmeisterinnen," fährt das Tagebuch der Prinzessin gewissenhaft fort, „setzten die Stühle. Dann besuchte die Braut die Prinzessinnen und wurde darauf von den Prinzen besucht. Um 7 Uhr Abends begab sich Alles zur Königin, welche der Braut den Kranz aufsetzte." Es folgt die Einsegnung in der Kapelle und danach das Bankett; „der männliche Hofadel", heißt es schließlich, „bediente, zog sich aber zurück, nachdem der König zu trinken begehrt hatte."

Prinzessin Josepha, die jüngste Schwester der Prinzessin Amalie, erhält in dem Memoiren-Auszug ein besonderes Kapitel, und auch von ihrer Ehe, über die man bisher so gut wie nichts wußte, mag hier Einiges mitgetheilt werden. Als sie im Jahre 1829 starb, hat sich die Romantik diesen Mangel an bestimmten Nachrichten rasch zu Nutze gemacht. Die Königin Josepha wurde damals der Mittelpunkt von allerlei Romanen, und da sie dem Könige, ihrem Gatten, keine Kinder geschenkt hatte, sollte sie, um ihrer Nachfolgerin, der Königin Christine, Platz zu machen, aus Thronfolge-Politik durch Gift aus dem Wege geräumt worden sein. Daß sie ein gutes sanftes Wesen war, kann man nach den jetzt zu Tage geförderten Briefen und sonstigen Mittheilungen nicht bezweifeln. Ueber den Verdacht einer Vergiftung findet sich in den Memoiren kein Wort, so daß derselbe wohl auf Erfindung der Gegner Christinens beruhen mag. Unzweifelhaft ist es nach dem Verfasser, daß die bei ihrer Verheirathung erst 16 Jahre alt gewesene Prinzessin, ganz im Gegensatz zu ihrer Nachfolgerin, der Königin Christine, in dem ihr fremden Kreise durch Anspruchslosigkeit und Fügsamkeit sich die allgemeine Zuneigung zu erwerben wußte, und daß sie für das Entbehren ihrer heimischen Angehörigen und der Heimat selbst Trost und Ersatz fand in dem Bewußtsein, durch redliche Pflichterfüllung den Ihrigen Beruhigung und Freude bereiten zu können. So erwähnt denn auch ein an Prinzessin Amalie in Madrid gerichteter Dresdner Brief der Prinzessin Auguste aus dem Jahre 1825, augenscheinlich als Wiederholung der desfallsigen brieflichen Mittheilungen der in Madrid noch Verweilenden, „die glückliche häusliche Lage der Josepha". Allerdings war König Ferdinand wohl kaum im Stande, durch geistige oder körperliche Reize Interesse einzuflößen, weniger wegen vorgerückter Jahre — er zählte, als er zum dritten Male heirathete, erst 35 — als seiner ganzen zwar gutartigen, aber unbedeutend beanlagten

Digitized by Google

Natur nach. Die Prinzessin Amalie sagt über ihn: „Er gleicht keinem seiner Porträts vollkommen. Er ist dick und hat eine auffallend hervorstehende Unterlippe. Er ist sehr lebhaft und hat dabei eine außerordentliche Gutmüthigkeit.“ Dagegen verkörpert sich in ihm ein sehr belangreiches Stück der spanischen Geschichte; er hatte viel Trauriges erlebt, war in den Händen bald dieser, bald jener Partei gewesen, galt den kirchlich Gesinnten für den Hort ihres Glaubens, den nach Ruhe und Friede Verlangenden für den Wiederhersteller alter guter Zeiten und konnte von dieser Seite wohl die innige Theilnahme einer jungen Lebensgefährtin erwecken, deren Kindheit von ehrfürchtigen Gefühlen für die nämlichen Lebensgüter und Lebensziele erfüllt gewesen war. So erklärt sich's auch, daß die junge Gattin ihre Empfindungen für ihn hin und wieder sogar poetisch einkleidete.

Wie jene Sage von der Vergiftung der Königin Josepha auf die Kinderlosigkeit ihrer Ehe zurückgeführt worden ist, so vermuthen wir wohl mit Recht die Thronfolge-Vorsorge als letzten Grund für viele der fürstlichen Heirathen, die in den Memoiren eingehender erwähnt werden. Daß eine solche Vorsorge nicht allein durch das Interesse einer Dynastie motivirt werden kann, daß auch dem Volke durch eine stetige Reihenfolge von berechtigten Regenten die Gefahr großer Wirren und politischer Erschütterungen erspart wird, liegt auf der Hand. Man braucht sich nur des Bürgerkriegs, der in Spanien zu einem chronischen Uebel geworden ist, zu erinnern, um die Unruhe und ihre Folgen sich zu vergegenwärtigen, die aus einer nicht gesicherten Thronfolge hervorgehen.

Aus keinem andern Grunde mußte denn auch wohl Prinz Max, als er mit seiner Tochter Amalie aus Spanien zurückkehrte, in seinem sechsundsechzigsten Jahre sich nochmals verheirathen. Die von dem alten König, seinem Bruder, für ihn ausgesuchte Braut, Prinzessin Maria Louise von Parma, eine lebhafte Italienerin, war 23 Jahre. „Als die Königin Prinzessin Luise (bei deren Ankunft in Dresden) umarmte,“ schreibt die launige Prinzessin Amalie, „blieben sie mit den Locken aneinander hängen, was die Bekanntschaft erleichterte.“ Die Ehe blieb kinderlos. Da dem Sohne des Prinzen Max, dem Prinzen Johann, aber bald darauf ein Knabe — der jetzige König Albert — geboren wurde, so fiel jene Sorge weg. — Ebenso sehen wir den Großherzog Ferdinand von Toscana im Alter von 52 Jahren zum zweiten Male in die Ehe treten, da sein Sohn bis dahin nur Töchter, keinen Sohn hatte. Auch diese späte Ehe blieb kinderlos, und so wurde der Mangel eines Thronfolgers, als nach Großherzog Ferdinands Tode auch die Gattin seines Sohnes Leopold starb, die Ursache, um derentwillen der junge Wittwer schon nach ganz kurzer Frist wieder heirathete. „Es wurde entschieden,“ schreibt er der Prinzessin Amalie, „daß ich die Prinzessin Antoinette (von Neapel) heirathen werde, nach Allem, was ich weiß, eine gute Wahl ... Pflicht war es, und ich hoffe mit Vertrauen auf eine ruhige Zukunft.“

Das Letztere traf bekanntlich nicht zu. Das Einheitsbedürfniß der italienischen Nation warf auch selbst den durch lange Jahre musterhafter Regierung nur ungenügend gesicherten Thron von Toscana über den Haufen und trieb den Großherzog und seine „kleine neapolitanische Colonie“ — wie er sie nannte — aus dem Lande.

Im Ganzen darf man sagen, daß Herzlichkeit und inniges Einvernehmen in nicht wenigen der Ehen gewaltet haben, die in dem Memoiren-Auszuge Erwähnung finden, und daß nach dieser Seite das Buch die herkömmlichen Auffassungen über fürstliche Convenienz-Heirathen einigermaßen zu berichtigen geeignet ist. Es fehlt der Raum, um auf die psychologische Erklärung eines solchen, mit dem traditionellen Gehorsam und den Pflichten gegen das Stammhaus eng verflochtenen Ergebnisses näher einzugehen. Nach diesen wie nach andern Richtungen hin beginnt das Buch besonders auch in der Presse des Auslandes tiefer gehendes Interesse zu erregen und so wird das Vorstehende auch heimischen Lesern wohl nicht unwillkommen sein. Was Prinzessin Amalie selbst betrifft, so ist sie, wie wir gesehen haben, bereit gewesen, ohne Neigung zu heirathen, oder, wie sie es ausdrückte, das schwerste Opfer, ihrer Familie zu Liebe, zu bringen, wenn auch gewiß mit blutendem Herzen. Denn wie sie beanlagt war und wie sie die Ehe auffaßte, hätte sie in einem blos äußerlich innigen Verhältniß weit mehr gelitten, als dies bei mancher andern Fürstentochter, die aus einer minder schlicht bürgerlich geregelten Häuslichkeit hervorging, der Fall gewesen sein mag. Der Himmel hat ihrem warmen Herzen diejenige Pflichterfüllung erlassen, die ihr heitres Naturell tief hätte verstimmen müssen, und angesichts dieser großen Gnade sind gewiß die Worte, welche sie der braven Antonie (im „Siegelring“) in den Mund legt, als dieselbe sich auf das Ledigbleiben gefaßt macht, so recht der Ausdruck ihres eignen Gefühls gewesen, die Worte:

„I nun, man sieht wohl bisweilen um sich her, und da denkt man dann: Das wäre so übel nicht! — oder: Wenn das anginge! — Aber dann denkt man wieder: 's geht nicht an! Da bringt man sich die Locken in Ordnung, und ist so heiter wie zuvor.“

Lector.

Drei Feuilletonisten.

Emil Peschkau. — Ferdinand Groß. — Baron v. Roberts.

Das deutsche Feuilleton hat seit einiger Zeit sein Gebiet durch ein neues Genre erweitert. Es pflegt nicht mehr ausschließlich die Plauderei über ein Nichts. An die Stelle der Causerie ins Blaue, des Plauderns um des Plauderns willen, treten jetzt häufig kleine Geschichten, Romane in nuce, Charakter- und Genrebilder, Märchen für große Kinder, Skizzen mit novellistischem Anflug. Was andere zu Romanen in drei Bänden aufzubauschen pflegen, behandelt und erschöpft der Feuilletonist auf drei Spalten. Die Franzosen, von altersher Meister der gedrängten Erzählung, von dem unsterblichen Diderot herab bis zu den modernen Feuilletonisten Timothée Trimm, Nestor Roqueplan, Gustave Droz, Alphonse Karr, Alphonse Daudet und François Coppée, sind auch hier unsere Muster, und dem Wiener Feuilletonisten Hugo Wittmann gebührt vor Allen das Verdienst, seine Vorbilder in jeder Hinsicht erreicht und in mehr als einer übertroffen zu haben. Ihm sind alle Formen des Feuilletons geläufig; seine Geschichtchen sind immer anmuthig erzählt und harmonisch abgerundet, seine Dialoge voll Leben, Bewegung und Geist, seine Geschichten in Briefform reich an feinen Bemerkungen und köstlichen Wendungen; Witz und Humor durchleuchten und eine dichterische Idee hält das Ganze. Daß er innerhalb der Wiener Journalistenschule Jünger gemacht hat, beweisen die fünf Bände, die uns gleichzeitig auf den Weihnachtstisch gekommen sind: Ein- und Ausfälle, Allerlei Humore von Emil Peschkau und desselben Autors zwei Novelletten: Friedburg und Zwei Tanten (2 Bde. bei C. Koenitzer in Frankfurt a. M.); Heut und gestern, Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß und des nämlichen Verfassers: Aus der Bücherei, Vorträge und Studien (2 Bde. bei Carl Konegen in Wien), und endlich: Es und Andres von Baron v. Roberts (Dresden, H. Minden).

Gemeinsam ist diesen drei Autoren, daß sie im Wiener und Pariser Feuilleton wurzeln. Peschkau und Groß sind Oestreicher und aus der Wiener Journalistik hervorgegangen; Beide haben ihre publicistischen Lehrjahre „draußen im Reich“, wie man in Oestreich sagt, absolvirt. Ferdinand Groß als Feuilleton-Redacteur der Frankfurter Zeitung, Peschkau als Redacteur des Frankfurter Journals und der „Didaskalia“, welche Stelle er noch bekleidet. Auch v. Roberts hat mit seinen Feuilletons zuerst in Wiener Blättern debutirt, und ein Wiener Blatt ist es, das ihm für ein Feuilleton das summa cum laude eines Concurrenzpreises ertheilt hat. Am wenigsten scheint Peschkau nach französischen Mustern zu arbeiten, wie wir denn auch bei ihm fast keine Gallicismen, aber um so mehr Austriacismen finden, z. B. „auf etwas vergessen,“ „hier versäume ich so nichts“ u. A. Ferdinand Groß muß sich schon mehr vor den Gallicismen hüten, die einem

Digitized by Google

so leicht in die Feder fließen. „Im" Essen kommt der Appetit nur im Französischen, auch „die schöne Zeit" statt das schöne Wetter ist nicht deutsch. Ebenso ist v. Roberts: „Was waren wir Kinder!" eine genaue Uebersetzung von: Que nous étions enfants! Jedenfalls ist Groß der vielseitigere. Er schreibt anmuthige Phantasiestücke und ernste Kritiken und bleibt immer fesselnd und geistvoll. Die Vorträge und Studien, welche „Aus der Bücherei" enthalten, sind reich an treffenden Aperçus, welche von einem grübelnden, vielbelesenen und selbstständigen Geiste zeugen, mag man auch mit seinen Urtheilen nicht immer einverstanden sein, z. B. mit der etwas oberflächlichen Bezeichnung des fast geziert graziösen Theodore de Banville als eines Poeten der Gamins, wobei dessen hauptsächliche Thätigkeit als formvollendeter Feuilletonist, Erzähler und Novellist einfach übergangen und todtgeschwiegen wird.

Emil Peschkau ist der Witzigste von den Dreien. Seine angeborne Schalkhaftigkeit sprudelt so ungestüm, daß die literarische Form oft durchbrochen wird. Will er ernst sein oder gar zu einer größeren ernsten Erzählung ausholen, so tappt er meistens fehl; seine zwei oben genannten Novellen sind denn auch nach Anlage und Ausführung mißlungen. Um so besser gerathen ihm die kleinen Skizzen und Plaudereien. Eine dieser Geschichtchen, die äußerst zutreffende literarische Satire: „Johannes Lorbeer", hat sogar einen kleinen Roman erlebt, der ein sprechendes Beispiel dafür gibt, wie man in unserer cultur- und rechtsfreundlichen Zeit über das geistige Eigenthum denkt. „Johannes Lorbeer" erschien zuerst in einem deutschen Journal, ging dann in nicht autorisirter Uebersetzung in zwei französische Revüen über, wo ihn ein literaturkundiger Russe las und für eine Zeitung seiner Heimat übertrug. Ein des Russischen mächtiger Münchener Literat übersetzte das russische „Original" in sein geliebtes Deutsch und war von seiner Arbeit jedenfalls so sehr entzückt, daß er sich von einem Berliner Blatte, welchem er die Arbeit eingeschickt, telegraphisch Bescheid über Annahme und Honorar erbat. Das Blatt telegraphirte auch wirklich und brachte einige Tage später den Aufsatz, welcher nun wieder von verschiedenen kleineren Blättern ohne Quellenangabe nachgedruckt wurde. Ist diese Seelenwanderung nicht äußerst amüsant? Sie beweist jedenfalls, daß der Verfasser — nicht zu verwechseln mit den unterschiedlichen Uebersetzern und Nachdruckern! — einen Schuß ins Schwarze gethan hat. Seine Geschichte führt uns in Alphonse Daudets Salon, wo er uns neben Zola und Goncourt auch den intimen Freund des Hausherrn, den blonden Germanen Friedrich Wilhelm Schulze, vorstellt. Der letztere, der unter einem wohlklingenden französischen Pseudonym auch in seinem deutschen Vaterlande sich einer großen Beliebtheit erfreut, war vor vielen Jahren nach Paris ausgewandert, weil ihn die deutsche Literatur-Misère derart anekelte, daß er es vorzog, ein paar Jahre zu verwenden, um ganz in den Geist der Sprache unserer Nachbarn einzudringen und dann französisch zu schreiben. Und so stimmt denn Schulze sein beliebtes Klagelied an über deutsche Verhältnisse, wie die Beschränktheit des großen Lesepublicums, die traurigen Verlagszustände, die belletristischen Zeitschriften, die französische Modekrankheit u. s. w., und er macht sogar seinem berühmten Collegen Daudet den Vorschlag, er möge einmal seinen Namen ablegen, sich dem deutschen Publicum als Deutscher vorstellen und seinen eben vollendeten Roman incognito über die Vogesen schicken. Es sei Eins gegen Drei zu wetten, daß sein Werk überall abgelehnt werde. Daudet geht auf den Scherz ein. Seine „Bohémiens" werden von Schulze übersetzt, der Titel wird in „Clarissa" umgeändert, und der Autor nennt sich Johannes Lorbeer. Zuerst macht man den Versuch mit den Buchverlegern. Es geht schlimm. J. & Comp. in Berlin schicken das Manuscript nach drei Wochen unfrankirt und ohne Begleitbrief zurück. R. in Leipzig bedauert nicht annehmen zu können, da er mit Geschäften überhäuft sei und sendet sein neuestes Verlagsverzeichniß „zur gefälligen Auswahl" mit. Einige andere Verleger verzichten, ohne einen Grund anzugeben, und wieder Andere erklären, daß mit Romanen nichts zu machen sei, sintemalen kein Mensch in Deutschland solche kaufe. Nun beschließen die Freunde, bei den Zeitschriften anzuklopfen, aber ohne besseren Erfolg. Die „Morgenglocke" in W. schickt den Roman nach drei Monaten mit einem gedruckten Begleitschreiben als nicht verwendbar zurück; von der Wochenschrift: „In allen Zonen" geht ein Schreiben mit höchst absprechendem Urtheil über die Begabung des Verfassers ein; nur der Herausgeber einer neugegründeten Zeitschrift erkennt Spuren eines gewissen Talents. Endlich aber findet sich der rührige Verleger von Leihbibliothekenfutter, der sich des ewigen Romanjuden anzunehmen erklärt, natürlich ohne Honorarzahlung. Jetzt wird es Daudet zu bunt. „Alle Wetter," ruft er, „nun ist gerade ein Jahr verflossen, seit wir den Roman auf Reisen geschickt haben; da könnte man ja verhungern! Ich will heute noch an die „Morgenglocke" telegraphieren, daß Daudet einen Roman „Les Bohémiens" fertig hat, und gleichzeitig anfragen, was sie für den ersten Abdruck der deutschen Uebersetzung bietet." Das Ende der Geschichte ist, daß noch am selben Abend ein Telegramm mit der Antwort einläuft: „Zehntausend Francs."

Unter den übrigen Skizzen Peschkaus sind noch drei literarische Satiren der Erwähnung werth. Sehr drollig wird namentlich in „Ich und Berthold Auerbach, von Dr. P. R. Ahlhanns, veröffentlicht von Emil Peschkau" die Manier gewisser Interviewer persiflirt, welche in ihren „Erinnerungen" weniger von dem berühmten Gegenstand als von dem weniger berühmten Berichterstatter selbst erzählen. Auerbach kann hier seinen bescheidenen Collegen nicht genug loben und citiren, und dieser ermangelt nicht, jedesmal sein Opus nebst genauem Titel und Verlags- und Preisangabe anzuführen. Trefflich ist auch die Studie „Aus dem Leben berühmter Männer". Es ist ja zweifellos, daß in unserer Zeit ungeheuer viel geschehen ist, um das Leben großer Menschen vor unserem Auge bloszulegen und uns nicht nur in die tiefsten Falten ihrer Seele, sondern auch in die ihrer Hemden und Schnupftücher blicken zu lassen, und daß wir eine stattliche Gilde von Leuten besitzen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, alle Winkel nach Ueberbleibseln — seien es materielle oder ideelle — unserer Heroen zu durchstöbern. Und so registrirt Peschkau als echter Schalk die allerlei Eigenheiten, Liebhabereien, Lieblingskleidungsstücke und Lieblingsspeisen berühmter Männer, z. B. Rousseau: Kegelschieben (traf stets den König); Garrick: Elektrisiren; Richard III.: Reiten (Ein Königreich für ein Pferd!) — Richard Wagner: Schlafrock; Chamisso: Lange Haare; Scheffel: Cerevis; Makart: Nichts — Heine: Stracchino (Was unter den Käsen der Stracchino, ist unter den Menschen Gumpelino); Emanuel Geibel: Backfische; Dingelstedt: Bücklinge — Zola: schmutzige Wäsche; Hamerling: liebt starken Tabak; Ebers: handelt mit Mumien... Ergötzlich ist endlich die Parodie einer Bret Harte'schen Novelle und die tolle Humoreske: „Astronomisch". Der Geometer Winkler hat nämlich, als er eines Tages ein genaues Nivellement der Umgegend von Wolkersdorf aufnahm, ein wunderschönes Mädchen unter eigenthümlichen Umständen erblickt, nämlich umgekehrt — ja wohl, mit dem Kopf nach unten!... Und daran ist sein Nivellirfernrohr schuld, das als sogenanntes „astronomisches" Instrument die Gegenstände alle auf den Kopf stellt, wodurch sich die bei geodätischen Apparaten wichtige Genauigkeit besser erreichen läßt. Man male sich nun den Schrecken der zukünftigen Schwiegermutter vor, als der Geometer, welcher in der verkehrten Maid ihre Tochter zu erkennen glaubte, auch diesen Gegenstand seiner Liebe behufs genauer Recognoscirung mit dem Kopf nach unten zu sehen wünscht! Das Ende mag man in dem lustigen Büchlein selbst nachlesen, wo freilich die Weiterführung nicht ganz der drolligen Voraussetzung entspricht.

Ferdinand Groß arbeitet eleganter. Ihm liegt der poetische Feingehalt mehr am Herzen. Weniger pointirt und witzig, als Peschkau, hat er eine gemüthstiefere Anschauung. Er ist mehr Humorist als Satiriker. Seine Skizzen enthalten wahre Kabinetsstücke voll feiner Nuancirungen, — Manches ist anscheinend nur leicht und flüchtig hingeworfen, aber doch harmonisch in der Gesammtwirkung abgetönt. Am bezeichnendsten für seinen milden, ein wenig sentimentalen Humor ist gleich die erste Skizze: Meine Nachbarin, welche aus der Seele eines vertrockneten alten Jung-

Digitized by Google

gesellen heraus erzählt ist, der in einer unwirthlichen Miethskaserne wohnt und als Gegenüber ein schönes junges Mädchen hat, welches er beobachtet, ohne je den Muth zu fassen, es anzusprechen. Und nun beginnt er die Geschichte seiner Nachbarin, soweit er sie erspähen und errathen konnte. Wir sehen, wie die einsame Jungfrau, die ihre Blumen auf den Sims stellt und sie begießt und ihren Kanarienvogel am Fenster füttert, allmählich in seinem stillen Dasein eine Rolle zu spielen beginnt und eine Gewohnheit, ja eine Unentbehrlichkeit wird. Sie scheint nicht Vater, nicht Mutter, keine Verwandten zu haben. An Sonntagen nach Tische geht sie ohne Begleitung aus. Einmal kommt ihm die Idee, sich ihr persönlich bekannt zu machen, sie zu fragen, ob er sie nicht an Sonntagen begleiten dürfe; dann fällt ihm aber das Unschickliche dieses Planes ein, und er hütet sich wohl, die Nachbarin zu beleidigen, denn verderben will er es nicht mit ihr. Nach Monaten bekommt sie zum erstenmal einen Besuch, einen hübschen jungen Mann mit Studentenmütze. Wahrscheinlich ein Bruder, denkt unser Beobachter. Die jungen Leute sprechen leise, manchmal liest er ihr vor oder sie trällern zusammen ein Lied. Als der junge Mann eines Abends fortgeht, hörte er ihn laut sagen: „Leben Sie wohl!" Also kein Bruder! Er nimmt seinen Hut, stürmt die Treppe hinab und läuft bis Mitternacht durch die Straßen. Etliche Wochen schmollt er mit der Nachbarin, blickt nur verstohlen zu ihr herüber und läßt sich nicht wieder am Fenster nieder. Bald entdeckt er an ihrer Hand einen Goldreif, auch der junge Mann trägt einen solchen . . . Dann wird es Herbst und Winter, und als der Frühling kommt, der das Fenster wieder zu öffnen erlaubt, bleiben die Vorhänge der Nachbarin geschlossen. Erst im Juni gehen sie auseinander. Die Nachbarin wird sichtbar: blaß und mager, matte Augen und — an der Hand nicht mehr der goldene Reif. Auch der junge Mann bleibt aus. Ist er gestorben? Oder lebt er und hat er die Nachbarin vergessen? — Nach Monaten stellt sich bei ihr ein ältlicher Herr ein, glatt rasirt, lockiges Haar, stolze Haltung. Ein Pianino wird angeschafft. Die Beiden musiciren. Der angebliche Lehrer ist eifrig bei der Sache, thut aber sehr vertraulich mit der Nachbarin. Das will dem stillen Beobachter nicht gefallen. Er ist schon halb entschlossen, sie aufzusuchen und ihr zu erklären . . . ja, was will und darf er ihr erklären? Er, ein Fremder, der gar nicht das Recht hat, ihr Zimmer zu betreten? Das überlegt er und bleibt fein still in seiner Stube. Und die Ereignisse nehmen ihren Fortgang. Eines Tages sieht er, wie die Nachbarin ihrem „Lehrer" zornig die Thüre weist. Am folgenden Tag wird das Pianino abgeholt; die Nachbarin gibt alle Musikstudien auf, und es wird wieder einsam bei ihr, und nur wenn der Vogel gar zu laut singt, wischt sie sich eine Thräne aus dem Auge. Und so leben sie stille Jahre neben einander hin. An seinem fünfzigsten Geburtstage überkommt es ihn, als müsse er hinüber zu ihr, als müsse er ihr sagen, wie vereinsamt er sei, ohne irgend einen Menschen in der weiten Welt. Manchmal zieht die Betrachtung durch seinen Kopf: Wie oft werden zwei Menschen fürs Leben an einander gekettet, die so ganz und gar nicht zusammenpassen, und andere, denen die Vereinigung Glück bedeuten würde, müssen immer getrennt bleiben! . . . Dann erscheint plötzlich die Nachbarin schwarz gekleidet und bleibt es fortan. Um wen trauert sie? In Dämmerstunden zieht sie ein Medaillon aus dem Busen, öffnet es, betrachtet den Inhalt und weint. Auch hat sie mit der Trauerkleidung wieder den goldenen Reif angelegt. . . . Acht Tage darauf tragen zwei starke Männer einen Sarg die Treppe hinab. Die Nachbarin ist todt, der Roman zu Ende.

Dieser Geschichte kann man nichts Besseres nachsagen, als daß Alphonse Daudet sie geschrieben haben könnte. Und das gilt auch von den reizenden Märchen: Glückliches Ende und Mein Storch. Voll Humor ist die Familien-Idylle: Dandy — die Geschichte eines verzogenen Pudels, den ein Ehepaar an Kindesstatt nimmt —, etwas carikirt dagegen das Porträt des Bergsteigers, der sein Leben lang nächsten Frühling eine Bergpartie unternehmen will und sich mittlerweise im „Bädeker" darauf vorbereitet, und die Geschichte des ewigen Selbstmörders, der sich die ganze Welt gefügig macht durch die eitle Drohung, er werde Hand an sich legen, — Spitzer excellirte früher in solchen leicht chargirten Porträts, deren Ende immer auf eine Pointe hinauslief, wie z. B. die Geschichte vom Maulaufreißer, der über Alles und Jegliches verwundert ist und sogar vor dem Altar beim „Ja" seiner Angetrauten ein verblüfftes Ah! nicht unterdrücken kann! Natürlich nimmt auch bei Groß die literarische Satire einen breiten Raum ein: Dichterbriefe, Im Reiche der Musen, Clichés, Gespräche mit einer Frau gehören dahin. Allgemeinere Feuilletons behandeln den Wiener Dialekt und Anderes und bieten feuilletonistische Stimmungsbilder.

Baron von Roberts erinnert in seinen Stoffen sehr an Gustave Droz und dessen „Monsieur, Madame et Bébé", jene entzückenden Geschichten aus dem Ehestandsleben. Er verfaßt fesselnde Plaudereien, in denen auch ab und zu ein tieferer Ton angeschlagen wird, welcher, zumal wo er sentimental anklingt, um so reiner und sympathischer wirkt, als er niemals hinterher in Selbstironie umschlägt. Ein feiner künstlerischer Zug geht durch alle diese Feuilletons. Was ihnen vorgeworfen werden kann, ist der allzu prononcirte französische Charakter; sie gemahnen zum Theil wie Uebersetzungen, so gut deutsch sie geschrieben und am Ende auch gedacht sein mögen.

„Es" — ohne Zweifel besser als „Andres" — ist diejenige Geschichte, die in der Feuilleton-Preisconcurrenz der „Wiener Allgemeinen Zeitung" unter 753 eingelaufenen Arbeiten mit dem ersten Preis gekrönt wurde. Er, Sie, Es sind die Helden, Monsieur, Madame et Bébé. Erzähler ist der noch junge Er. Nicht von der Liebe gegründet, ist seine Ehe kinderlos und nicht ganz glücklich geblieben. Eines Tages kommt also Sie auf den Einfall, einem armen Weibe ihr Kind abzukaufen. Sie bringt das erworbene Kind heim. Auch Er erhält sein wohlgemessen Theil daran, indem er der Mutter denselben Preis bezahlt. „Es" wird jetzt „unser" Kind und stellt bald das stille Haus auf den Kopf. Eine Kinderfrau wird angeschafft. Es ißt am Familientisch mit und scheint fast eine Ahnung zu haben, daß zwischen seinen „Eltern" nicht Alles so ist, wie es sein sollte. Bald schämen sich die beiden schweigsamen Erwachsenen vor dem Kinde; dennoch findet keine Annäherung statt. Hierauf wird Er eifersüchtig auf Sie wegen Es, und welch seltsame Eifersucht, die ihres Objects nicht klar bewußt werden kann! Am Ende hält Er die vorwurfsvollen Blicke des Kindes nicht mehr aus. Er entflieht ihnen, und als Er von seiner Reise zurückkommt, liegt Es im Sterben, aber die beiden Gatten haben sich gefunden. „Es war gekommen, uns Liebe zu lehren und als Es fertig war mit seiner Lehre, da ging Es wieder unter die Engel", flüstern Er und Sie. „Den Kinderstuhl hatten wir nicht von der Stelle gerückt, „Ihm" zum Gedenken", schließt Er seine Erzählung. „Geraume Zeit darauf geschah es, daß meine Schwiegermutter im Vorbeigehen mit einer seltsam schelmischen Miene, die ihr sonst nicht eigen war, die Lehne betastete. 'Anselm', meinte sie, 'ich dächte, Sie könnten ihn wohl noch brauchen über kurz oder lang'. Wirklich? War es möglich? Hatte ich solches Glück verdient? Und wie ich mein Weib nun umschlungen hielt in der neuen unfaßbaren Freude, da konnte ich's nicht lassen, und zu ihrem erröthenden Köpfchen herabgeneigt, sagte ich: Wir wollen Es recht, recht lieb haben, nicht wahr?"

Dieselbe gemüthvolle Intimität spricht aus der „Chronik unseres Glücks" und den Erzählungen: Das alte Haus, Um ein Paar Zoll und Monsieur Krach. Letzterer ist ein Phantasiegebilde, ersonnen von einer klugen Pariserin, welche ihren Mann in sinnlose Speculationen verrannt sieht. So verkauft sie denn an den von ihr erdachten Monsieur Krach, in Wirklichkeit aber an sich selbst, das alte Familiengütchen nebst Einrichtung, und als der Krach, der wirkliche „große, große Krach", in der That kommt und Schrecken und Elend verbreitet, da führt sie entschlossen ihren niedergeschlagenen und schon mit Selbstmordsgedanken sich tragenden Mann in das trauliche Besitzthum, das sie auf solche Weise gesichert hat, und gesteht auf seine Frage, wo der Eigenthümer, Monsieur Krach, sei, mit seligem Lächeln ihre Schuld. Zum Schlusse spricht die Flamme im Kamin die

Digitized by Google

„Moral von der Geschicht'" aus, und hier erhebt sich v. Roberts, dem sonst das Phantastische, z. B. in dem „Herzen des Oberlieutenants" und „Zwischen Mauer und Hecke", nicht recht gelingen will, zu dichterischer Höhe — ein neuer Beweis, daß ein talentvoller Feuilletonist Versmaß und Reim entbehren kann und daß das moderne Feuilleton auch Poesie in Prosa ist.

Theophil Zolling.

Der Waldteufel.

Ein Stück Weihnachts-Mythologie.

Von H. Steinthal.

Sich in uralte verschollene Zeiten versenken und auch hier unter Formen, die uns so fremd sind, menschlichen Idealismus entdecken, muß anziehend sein — oder wer leugnet es? Andererseits den Blick in unser heutiges Leben eindringen lassen, um unser Streben und Ringen, Hoffen und Erreichen in Lust und Leid zu überschauen — wer fühlte nicht den Reiz dazu? Dann darf aber wohl sicher der auf Theilnahme rechnen, der den Nachweis unternimmt, wie sich Trümmer einstiger Sitte unserer Ur-Altvordern bis in das Treiben unserer Tage hinein gerettet haben. Das ist ja der Reiz der Sprachwissenschaft: denn es sind wesentlich dieselben Worte, mit denen wir unser heutiges Innere ausdrücken, an denen die Weltanschauung, Geist und Gemüth längst entschwundener Geschlechter haftet; und das ist der Reiz der Sittenforschung, welche lehrt, wie wir weder Sitten noch Symbole erfinden, weil wir sie ererbt haben — ererbt und assimilirt. So mag es überraschen, aber kann nicht verwundern, daß das Uralte heute so ganz anders erscheint, als es ehemals aussah. Verrostet ist nichts; und ist etwas verrostet, so sollen wir es wegwerfen. Denn diesen Rost der Zeit, vielmehr die Unfähigkeit und den Mangel der Entwicklung, schafft man durch kein Poliren weg. Rost aber im moralischen Leben ist Gift.

Drei Gesetze möchte ich aber hier für das berechtigte Fortleben des Alten im Lichte der heutigen Sonne aufstellen:

Erstlich: es gibt uralte Wahrheit, die ohne Veränderung in ewiger Jugend fortlebt. So die Zahlen und die einfachsten Sittengebote.

Zweitens: vieles den Urvätern Heilige ist uns zum dichterischen Spiel geworden und übt in der Kunst immer noch seine Macht über das menschliche Gemüth. So der Mythos. Ist denn nicht auch die Kunst heilig?

Drittens: vieles einst Ehrwürdige, uralte Weisheit und Cultus, ist zur Weisheit unserer Kinder und zu ihrem Spiel geworden. Das muß doch recht natürlich sein. Standen denn Jene, die wir die Uralten nennen, nicht in der Kindheit des Menschengeschlechts? Wir geben den Kindern was der Kinder war, z. B. den Storch. Er war nach der uralten Ansicht der Seelenbringer.

Forschungen dieser Art sind schon vielfach angestellt, ihre Ergebnisse häufig auch schon ins Publicum getragen, und sind oft bei so kühnen Behauptungen angelangt, daß ihnen der Leser mit Mißtrauen entgegentritt. Weil, sagt er sich verwundert, das eine oder das andere Märchen auf einem Mythos beruhen mag, sollen nun alle Märchen Mythen sein? und müssen sie es denn ganz und gar, mit allen ihren Zügen sein? Und welche gezwungenen Deutungen! — Hierin muß ich dem Leser beipflichten. Mythen- und Sittenforschungen sind mühseliger, als sich Mancher, der frisch darauf los deutet, träumen läßt. Es ist damit wie mit den Etymologien der Wörter. Indessen haben wir doch auf allen diesen Gebieten schon manche vortreffliche Arbeit, und Vieles ist glücklich entziffert. An dem Gelungenen erkennen wir die Bedingungen des Gelingens. Wo wir solche Bedingungen erfüllt finden, werden wir beipflichten — sonst nicht. Das Wesentlichste aber hierbei ist, daß kein Scharfsinn und kein Geist die gute Deutung zu geben vermag, wenn nicht in glücklichem Zufall die Geschichte selbst uns die allmähliche Wandlung des Alten in die neue Form vorlegt. Wie viel oder wenig dann aber auch der Zufall den Forscher begünstigen mag: die Ueberzeugung bleibt unerschüttert, daß unser gegenwärtiges Leben mit allen seinen großen und kleinen Einrichtungen nur den letzten Ring einer Kette bildet, die sich ohne Unterbrechung durch die Jahrtausende in die Anfänge der Menschheit zieht.

Viele Deutsche werden gar nicht wissen, was der Waldteufel für ein Ding ist; und wenn ich ihnen sage, daß es ein Ton-Instrument ist, so werden sie dem Namen entnehmen, daß er nicht wohlklingend und harmonisch sein müsse. Aus Sanders' Wörterbuch aber können sie ersehen, daß Waldteufel „dünne Papier- (vielmehr Papp-)Cylinder sind, welche, mit einigen Pferdehaaren an einem hölzernen Stiel befestigt, bei jeder Drehung einen brummenden Ton von sich geben", der in den Straßen Berlins recht unangenehm sein würde, wenn er uns nicht die bevorstehende Weihnachtsfreude ankündete. An anderen Orten nennt man dasselbe Ding eine Schnurre. — Auch eine Deutung ist bei Sanders zu lesen: „Man wollte das Geschrei und Gebrumm der bösen Geister nachahmen, welche zur Zeit der kürzesten Tage umschwärmen sollen." Statt einer Kritik dieser Deutung will ich lieber sogleich an die Darlegung der meinigen gehen.

Taucha ist ein Städtchen in der Nähe von Leipzig. Daß es jemals von großer Bedeutung gewesen sei, ist nicht zu erweisen; aber alt ist es, so alt wie die slavischen Niederlassungen in jener Gegend, und auf die umliegenden Dörfer, welche unter derselben adeligen Herrschaft standen, war es von Einfluß, während Leipzig immer von einem bürgerlichen Magistrat regiert ward. So kommt es, daß der Tauchische Jahrmarkt von allen Dörfern der Umgegend mitgefeiert wird; und jetzt, da Leipzig ein Dorf nach dem andern sich einverleibt, bringt diese Feier auch in die große Stadt und nähert sich von Jahr zu Jahr ihrem Centrum.

„Der Tauch'sche", wie er durchweg von den Dorfbewohnern genannt wird, fiel ursprünglich auf den ersten Sonntag des September, und ward später aus Rücksicht auf die Sabbathruhe auf den Montag verlegt. So kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Jahrmarkt ursprünglich mit einer religiösen Feier in Zusammenhang stand, wie dies in vielen Fällen mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, und für alle Jahrmärkte angenommen werden darf. So erklärt sich bekanntlich auch der Doppelsinn, ein heiliger und ein profaner, des Wortes „Messe". Nur bei der Annahme, daß der Tauch'sche ein religiöses Fest war, wird es begreiflich, daß der ganze Umkreis ihn mitfeiert, und zwar zu Haus, ohne in die Stadt zu ziehen; und so wird abermals erklärlich, daß im Städtchen selbst der Tag einfach zu einem unbedeutenden Jahrmarkt und weiter nichts herabsinken konnte, während er rund umher ein Feiertag ganz eigner Art blieb bis auf heute, und er die stolze Aussicht hat, das große Leipzig zu erobern, das Jahrhunderte lang mit den Herren von Taucha in blutiger Fehde lag — wenn die Polizei es erlauben und nicht störend eingreifen sollte.

Wie alle jene Kirmeß- und ähnlichen Feste in allen Gauen Deutschlands war auch der Tauch'sche nicht ein großes, allgemeines Kirchenfest, sondern eine beschränkte lokale Feier; und wenn schon die großen Oster- und Weihnachtstage auf Zeiten gelegt wurden, welche längst im heidnischen Cultus geweiht waren, wie es der Kreislauf des natürlichen Jahres den Menschen angezeigt hatte: so standen um so mehr jene lokalen Tage mit alt hergebrachter Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winter-Feier in Zusammenhang, bald dem obersten der Götter, bald einem besonderen Sonnen-Gotte geweiht. So war es auch vermuthlich in Taucha, wo man im Anfang des September ein Herbstfest, ein Fest des schwindenden Sommers und des eintretenden Winters, der sinkenden Sonne feierte.

Worin diese Feier bestand, läßt sich aus der Weise errathen, wie sie heute noch in den bezeichneten Dörfern begangen wird. Heute ist es freilich kein Götter- und kein Gottesdienst mehr, sondern blos noch ein Kindervergnügen — und doch mehr als das: denn Groß wie Klein betheiligt sich daran. In protestantischen Ländern ist es vergessen, wie einst auch die Kinder in den religiösen Feiern eine Rolle spielten. Aber in jener

Digitized by Google

durchaus protestantischen Gegend kann man noch sehen, wie am Tauch'schen die Väter ihre Kleinen zum Fest auf die Dorfgasse führen, als handelte es sich um etwas, woran das Wohl und Wehe der Gemeinde abhängt.

Was geschieht also? In Altschönefeld, einem Dorfe, das wie Taucha und Leipzig an der Parthe liegt, zwischen beiden, um das in jener Völkerschlacht ein mörderischer Kampf entbrannt war, dort konnte ich Folgendes beobachten. Am Tage hat jedes Kind seine „Schnurre", wie es dort heißt, seinen Waldteufel, wie der Berliner es nennt: während dieses liebliche Instrument sonst das ganze Jahr nicht gedreht oder geschwungen wird. Dies ist der erste bezeichnende Umstand für sein Wesen. Dient es hier zur Weihnachtsmusik, und ertönt es dort zum Herbst, so muß es hier wie dort mit dem Wechsel der Jahreszeit in Verbindung stehen. Aber wie?

Das wird auch durch den Nachmittag noch nicht klar, obwohl da die Verwandtschaft mit Weihnachten noch offenbarer wird. Die älteren Knaben vermummen sich und ziehen durchs Dorf, empfangen Hiebe von den andern Kindern und theilen welche aus, treiben vor manchem Hause allerlei Scherze und werden durch Obst und geringes Geld belohnt. Solche Vermummungen und Umzüge, Scherze und Prügel mit uralten Sprüchen und Wünschen kommen im ganzen Norden Europas namentlich zur Weihnachtszeit vor, und daraus haben sich die Ruprecht, Weihnachtsmänner, Harlekine u. s. w. entwickelt, wie schon vielfach, von Adalbert Krehn, dem Gründer der vergleichenden Mythologie, von Mannhardt und vielen Anderen, dargelegt ist. Es sind die umziehenden Waldteufel, ehemals der Oberste der Götter.

Aber käme es blos auf das Gebrumm an: das ließe sich auch auf andere Weise erzeugen. Daß das Brummen jedenfalls nur nebensächlich ist, daß es erst durch Mißverständniß alter Sitte in dasselbe hinein getragen ist: das ward mir am Abend des Tauch'schen klar, indem mir im eigentlichsten Sinne des Wortes über die Schnurre oder den Waldteufel ein Licht aufging. Da zieht nämlich bald nach Sonnenuntergang bei einbrechender und schon eingebrochener Nacht die gesammte Kindheit des Dorfes mit Laternen auf die Straße, und unzählige Lichter wogen ungeordnet hin und her — ein höchst freundlich mysteriöser Anblick! zumal wenn das Dorf, wie Altschönefeld und alle jene Dörfer, mit einer überreichen Kinderschaar gesegnet ist. Selbst die Kleinsten, die sich kaum schon auf den Beinen halten können, werden vom Vater, von der Mutter, von einem älteren Geschwister hinaus in das Kindergewühl geführt, alle, jüngere wie ältere, an einem Stabe hängende Papierlampen schwingend, Lampions, bunt bemalt mit farbigen Streifen oder auch Blumen. Die gewöhnlichste Form dieser Laternen ist die des Cylinders. Kurz, wir haben die echte Schnurre, den Waldteufel vor uns, nur etwas größer als den sogenannten. Und als ich dann sah, wie die älteren, kühneren Knaben die brennenden Laternen in großen Kreisen umherschwangen (gerade wie der Waldteufel geschwungen wird): da verstand ich, daß hier ein Fest der Himmelslichter gefeiert wird, die dort oben kreisen und unser Schicksal bestimmen, also ein Weihnachten, ein Fest des Sonnengottes, dem zu seinem Kreislauf Glück gewünscht und von dem zugleich ein glückliches Jahr erfleht wird.

An anderen Orten Deutschlands wird zur Johannisfeier, die gerade solch ein Lichtfest ist, ein mit Stroh umwickeltes brennendes Rad eine Anhöhe hinabgerollt in den Fluß, in dem es auszischt — ein Bild der abnehmenden Sonnenkraft. Am Tauch'schen wird kein Rad gerollt, aber ein Licht im Kreise geschwungen.

Das ist der volle, echte, unentstellte Waldteufel. In diesem ist das Licht (der Sinn) geschwunden, und wo das Auge entzückt war, wird das Ohr beleidigt. So ergeht es allem Traditionellen, wenn es nicht vom Geiste innerlich lebendig erhalten wird. Gott bewahre uns vor den Waldteufeln jeder Art und lasse uns sein Licht strahlen!

Granada.

Von F. Reber.

(Fortsetzung.)

Nachdem einmal die Lage der Araber in Spanien zur reinen Defensivstellung herabgesunken war, mußte Granada, ungleich mehr von der Natur geschützt, als die ebenen Städte Cordova, Sevilla, Valencia u. s. w., als weit passenderer Stützpunkt erscheinen. Gegen die Küste hin schiebt sich die Sierra Nevada als ein fast unüberschreitbarer Riegel vor, im Norden und Osten erschweren andere bedeutende Gebirgszüge jede Invasion und nur gegen Westen öffnet sich das Thal dem Genil folgend gegen die breite Ebene des Guadalquivir. Mit solchen Schutzvortheilen ausgestattet gibt es überdies gewiß in Spanien, und vielleicht nirgend in der Welt, einen Punkt von so augenfälligen klimatischen Vorzügen, wie das Hochthal von Granada. „Die Umgebung Granadas," sagt schon der alte arabische Weltreisende Ibn Batuta, der die Lande des Islam von Indien und China bis Gibraltar durchpilgert, „hat nicht ihres Gleichen auf der Erde." Von der Zeit der Mandelblüthe an bis zum Reifen der Orange lacht hier beständiger Frühling. Denn die reichen Wasser, die von den Schneemassen des nach den Alpen höchsten Gebirgs von Europa gekühlten Lüfte, mildern den z. B. in Sevilla noch im October fast erdrückenden Sonnenbrand. Reicher Humus läßt alle Früchte gedeihen, und Granat- und Feigenbäume, wie üppiger Oleander begnügen sich selbst mit feuchten Ritzen der Felsen. In der Rosenzeit liegt Granada in einer Wolke von Rosenduft und länger als sonst blühen Tausende von Blumen, gefördert von den feuchten Schatten der bewaldeten Höhen, welche sich frühzeitig auf einzelne Theile der üppigen Vega legen. Wie aber die Sierra Nevada die Glühwinde Afrikas abhält oder durch seine Schneekuppen klärt und kühlt, so schützen die nördlichen Berge vor den rauhen Nordwinden des Winters.

Ein großer Theil von all dem Zauber muß schon vorhanden gewesen sein, als das wundervolle Thal nach dem Untergange des alten nahegelegenen Illiberis wieder der Verwilderung verfallen war. Jedenfalls mußten die von jeher vom Alhambraplateau herabrauschenden Quellbäche es nahelegen, die wasserreiche Höhe zur Citadelle zu machen, und wenn es nicht schon bei der ersten Ansiedlung geschah, so kann dies nur mit jener Blindheit erklärt werden, mit welcher Chalcedon Jahrhunderte lang vor Byzanz gegründet wurde. Der Berberhäuptling und erste granadinische König Zawi baute seine Residenz jedenfalls nicht auf die Höhe der Alhambra. Dies blieb Muhammed Ibn ul Achmar vorbehalten, von dessen Nachfolgern sich besonders Jussuf Abul Hedschasch (1333—1354) und sein Sohn Muhammed V. (1354—1390) das größte Verdienst um den Ausbau des Alhambrapalastes erwarben. Ueberhaupt fällt in diese Zeit der innere und äußere Aufschwung Granadas, begünstigt durch die Zerwürfnisse unter den christlichen Fürsten Spaniens, welche den Arabern mehrhundertjährige Ruhe schenkten. Verhängnißvoll aber wurde endlich, daß gerade in der Zeit, in welcher sich die Einigung des christlichen Spanien unter Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragon vollzog, der König von Granada Ab ul Hassan mit den hervorragendsten Geschlechtern seines Reiches, ja selbst mit seinem eigenen Sohne Abu Abdilla (Boabdil) in Krieg gerieth. Dazu kam, daß derselbe in wahnsinniger Verblendung bei der Einnahme der christlichen Veste Zahara die ganze Besatzung über die Klinge springen ließ und so die Rache des christlichen Königspaares in einer Weise herausforderte, die eine Beilegung des Conflictes schlechterdings nicht mehr zuließ.

Man begreift leicht, daß die Einnahme der Alhambra keine leichte Aufgabe war. Die steilen zum Theil künstlich abgeschrofften Abhänge des übrigens nicht sehr hohen Burgplateaus machen die Höhen nur an wenigen Stellen zugänglich, und die Mauern und Thürme sind von wunderbarer Schönheit, Höhe und Solidität. Der Anblick vom Thal des Darro aus ist ein

Digitized by Google

prächtiger und gewaltiger, der Umfang der Befestigung aber so groß, daß diese wohl zehn Paläste wie den der Alhambra mit ihren Armen umschließen und nach außen den Augen entziehen könnte. Isabella und Ferdinand gingen daher sehr methodisch vor und lagerten nach der Einnahme der Festung Alhama zwei Meilen von der Stadt in der von ihnen gegründeten Stadt Santafé, deren Name schon die Auffassung des Krieges als Glaubenskrieg außer Zweifel setzte. Auch würde wahrscheinlich die Einschließung länger gedauert und Ströme von Blut gekostet haben, wenn nicht Ab ul Hassan gestorben wäre und der zaghafte Boabdil capitulirt hätte.

Das muß ein stolzer Tag für die Beherrscher Castiliens und Aragons gewesen sein, als am 2. Januar 1492 als Zeichen des Capitulationsabschlusses der silberne Kranz von dem Hauptthurm der Festung in der Morgensonne blitzte, und das Herrscherpaar sich anschickte, seinen Einzug in der Alhambra zu halten. Ohne Zweifel rieselten die Bergbäche, dufteten die immergrünen Sträucher und Bäume und sangen die Vögel damals wie heute, statt der dürftigen Maulthiere der granadischen Wasserträger aber, welche jetzt vom frühen Morgen ab das treffliche Wasser der Hauptcisterne in die besseren Häuser der Stadt besorgen, zog damals eine prächtige und lange Cavalcade die Straße empor, die gold- und stahlglänzenden Fürsten und Ritter Aragons auf andalusischen Rennern und das Gefolge der castilischen Königin um die hohe Frau auf festlich gezäumten Zeltern. Der Festzug wird wohl auch da gehalten haben, wo wir länger verweilen, nämlich an dem wunderbar situirten gewaltigen Hauptthor von 1347, Bab usch Scheria, Thor des Gesetzes, vor welchem sich Ströme klarsten Quellwassers aus prachtvollen Brunnenfassungen mit Inschriften und Wappen Karls V. ergießen und vertheilen. Hier wird wahrscheinlich die Ceremonie der Schlüsselübergabe sich vollzogen haben oder wenigstens zu praktischer Bedeutung gelangt sein. Die in den Schlußstein des hufeisenförmigen Thorbogens außen gemeißelte Hand hätte damals nach dem inseits dargestellten Schlüssel greifen müssen, wenn sich die daran geknüpfte Sage bewahrheiten sollte, daß die Alhambra unbesiegt bleiben werde, bis dies Wunder geschehen sei. Sicherer ist die stolze Handanlegung Isabellens an die Thormauer: denn noch jetzt liest man im Innern des Thorbaues ihre interessante Inschrift in Mönchsminuskeln, welche von der Besitzergreifung der Alhambra 1492 spricht, und durch originale Erhaltung und Ausführlichkeit zu den merkwürdigsten historischen Denkmälern gehört.

Den Thorweg an modernen mit Blumen förmlich überdeckten Wärterhäuschen vorbei emporsteigend gelangten wir auf den freien Platz vor dem Palast, den Platz der Algibes oder Cisternen. Den glänzenden Aufzug, mit welchem uns die Phantasie durch die Puerta de la Justizia geleitet hatte, verdrängte hier die übrigens nicht unmalerische Wirklichkeit. Es campirte nämlich oben auf dem Plateau eine Abtheilung spanischer Gebirgsartillerie, deren Maulthiere mit den Kanonenläufen, Laffeten, Rädern und Munitionsbehältern auf den hohen zweckentsprechend construirten Sätteln an Orientalisches hätten denken lassen, wenn nicht die modernen Uniformen namentlich der eleganten Offiziere die Illusion zerstört hätten. Leider konnte ich keine Bewegung der Gruppe abwarten, so sehr mich auch das Exercitium interessirt hätte: denn ablenkend erhebt sich rechts ein reizendes maurisches Thor von zierlichen Verhältnissen, jetzt Puerta del Vino genannt und nach der Inschrift von Muhammed V. († 1390) herrührend, der einzige Ueberrest eines verschwundenen Palasttheiles, vielleicht des Harem, welcher demnach von dem Myrthenhof und Löwenhof nur durch einen größeren den Hauptbrunnen enthaltenden Hofraum getrennt gewesen wäre. Links ragt der die Burgglocke tragende Festungshaupttthurm in die blauen Lüfte und ladet zu seiner berühmten Aussicht, daneben erstreckt sich der Riesenbau des unvollendeten Palastes Karls V., weiterhin folgt die ehemalige Hauptmoschee, beim Umbau in eine Kirche ihrer ursprünglichen Gestalt fast ganz beraubt. Herz und Auge aber sucht insbesondere nach dem verborgenen Eingang zum maurischen Palaste. War doch selbst auf der Höhe des Glockenthurms die ungeduldige Erwartung der Palastwunder kaum zu bändigen, so wundervoll auch der Blick über die Stadt und Vega nach der Sierra Nevada und die Alhamakette bis gegen Loja hin war.

Er scheint glücklicher Weise ungenannt geblieben zu sein, der jämmerliche dilettantische Pfuscher von einem Architekten, welcher auf Befehl des herben Kaiser Karl in den Vorhof des Alhambrapalastes jene klobige Renaissancemasse hinstellte, welche gleichsam das Signal zu all den scheußlichen Arenen für die Stiergefechte gegeben zu haben scheint, mit welchen jede nennenswerthe Stadt Spaniens verunziert ist. Was mich jedoch an dieser Turnierhalle Karls V. am meisten beleidigte, das ist die Rohheit, mit welcher der in seinen Dimensionen auf die zierliche Alhambra ungeheuer drückende Renaissancekoloß schiefwinklig vor den Haupteingang des Myrthenhofes gepflanzt wurde, wodurch dieser unzugänglich ward und durch einen unscheinbaren Seiteneingang ersetzt werden mußte.

Von dem unvergeßlichen Momente, in welchem ich den ersten Schritt in den Myrthenhof gethan, bis zu dem Augenblicke, in dem der Custode, der übrigens wohl (und besser als das spanische Diamant-Reisebuch von A. Germond de Lavigne, vielleicht das schlechteste der Welt) unterrichtet schien, seinen Rundgang durch den ganzen Palast vollendet hatte und mich weiterhin der eigenen freien Betrachtung überließ, durchzog mich das Gefühl eines wonnigen Traumes. In der Moschee von Cordova war ich wie verloren gewandelt, hier schienen mir alle Räume so traulich und behaglich, daß ich nur das Fehlen der Divane, wie sie den Alcazar von Sevilla vervollständigen, bedauerte, um Stunden und Tage in müßigem Schauen zu verträumen. So reizende Verhältnisse, so rhythmische Linien, so geschmackvolle und reiche Ornamentation, so zauberhaftes Licht, so überraschende Wechsel von Abgeschlossenheit nach außen und von hinreißenden Fernsichten wirken wohl selten wie hier symphonisch zusammen. Man wandelt von einem Raum in den andern wie von einem musikalischen Satz zum andern, in der Absicht, zu jedem wieder zurückzukehren und da capo al fine wieder zu genießen. Und nach mehrtägigem Weilen, Betrachten, Träumen reißt man sich nur wehmüthig los, wenn der letzte Abend dämmert und die Hallen sich schließen. Wie mußten Boabdils Gefühle gewesen sein, als er für immer Abschied nahm von der Burg seiner Väter!

Doch suchen wir uns vorerst im Einzelnen zu verständigen. Der Palast besteht jetzt aus zwei Haupthöfen und mehreren Nebenhöfen, von welchem die ersteren in einem Niveau, die letzteren dagegen dem Terrain an der Befestigungslinie sich anschließend mehr oder weniger tiefer liegen. Die beiden ersteren waren ohne Zweifel von einem jetzt verschwundenen Vorhofe aus zugänglich, an dessen Stelle sich jetzt wie schon erwähnt der Renaissancebau Karls V. erhebt, und zwar der Myrthenhof zur Linken, der Löwenhof dagegen im Fond des Vorhofes; über die Gestaltung des letzteren und seiner Façaden mit den Hauptportalen zu den beiden Innenhöfen könnte vielleicht die erhaltene, aber von König Pedro etwas umgestaltete Façade des Alcazar in Sevilla Anhaltspunkte darbieten.

Der Myrthen- oder Bassinhof (Sahat ar rajahin oder al birka) ist jedenfalls nicht der Mittelpunkt des königlichen Wohnbaues, sondern vielmehr jener der Regierungshandlungen, der Empfänge u. s. w. gewesen. In der Längsaxe erstreckt sich mitten durch den Hof ein ziemlich breiter Canal mit Marmorrändern, welchem zwei prächtige Myrthenhecken parallel laufen. Kleine Gemächer ohne alle Prachtentfaltung, offenbar für den Hofdienst bestimmt, ziehen sich in zwei Etagen an den Langseiten hin, welche niedrig und nur durch kleine Thüren und oben durch Gitterfenster gegliedert sind. Höher ragen die beiden Schmalseiten, überdies mit jenen Arkaden geschmückt, welche den Hauptreiz der granadischen Architektur ausüben.

Denn die aus cipollinartigem Marmor gearbeiteten Säulenschäfte schießen in einer Schlankheit empor, wie sie sonst etwa nur von unseren Eisenträgern erreicht wird. Und diese Grazilität wird noch erhöht durch ein Basenglied, welches, augen-

Digitized by Google

scheinlich dem Motiv eines Baldachinfußes entnommen, deutlich an die Einzapfung einer Stange gemahnt, wie auch durch das doppelt hohe Kapitäl, bei welchem der korinthisirende Kelch erst als Hals dient, aus welchem dann das würfelförmige Hauptglied hervorquillt. Allein trotzdem hat das Ganze nichts Gewagtes, denn es sind nicht blos die Dimensionen der nirgends eine Höhe von 5—6 Meter übersteigenden Säulen überaus klein, sondern auch die Belastung könnte nicht geringer sein. Ich weiß nicht, ob es früher bemerkt worden ist, wenigstens finde ich nirgends eine Erwähnung, daß auf die kämpferartige Capitälsplatte kein Steinpfeiler und noch weniger Bogenconstruction gesetzt ist, wie dies in Cordova, Toledo, Sevilla, namentlich aber in Aegypten auftritt. Die Säulen nämlich tragen lediglich einen aufrecht stehenden Holzbolzen, an seinem oberen Ende in einen Horizontalbalken eingezapft, welcher ringsum laufend einen sculpirten Fries, seiner Function nach richtiger Architrav darstellt. Auf diesem Horizontalbalken ruhen dann die Deckhölzer und Sparren, deren Enden durch eine zierliche ebenfalls ganz in Holz hergestellte Aufkrämpung gesimsartig verkleidet wird. Also ein Gerüst von der einfachsten Art, etwa wie das Stangenwerk des Zeltes, aus welchem die granadische Architektur überhaupt entsprungen ist.

Dann wie die Säulen mit ihrem Verbindungsgerippe noch die Zeltstangen erkennen lassen, so zeigen alle Wände in ihrer Ornamentation, ja sogar in ihrem Ausschnitt über den Säulen die Nachahmung der Teppichbehänge des Scheikzeltes. Kein Wandstück an der ganzen Alhambra läßt nur einen Augenblick an Mauerconstruction denken. Keine Steinform wird im Ornament sichtbar, und selbst in den Bogen, wo anderwärts der Keilschnitt der Steine das wesentlichste Ziermotiv, findet sich davon keine Spur. Constructive Gewölbe kommen überhaupt nur in den Thoren, Souterrains, Bädern u. s. w. vor, selbst der Bogen ist selten. Die archivoltenartigen Verbindungen zwischen den Säulen sind durchaus Spiel und Schein ohne alle constructive Grundlage, vielmehr an die Vorbilder curvenförmig ausgeschnittener und aufgezogener Gardinen (Lambrequins) sich anlehnend, wie sie an Baldachinen und Traghimmeln oder an Zeltabtheilungen begegnen. Ja man wird geradezu an spitzenartig gestickte Schleier gemahnt, sobald man gewahrt, daß die dünnen Gipsverkleidungen nicht blos einen Hohlraum zwischen sich übrig lassen, sondern sogar ajour, d. h. in durchbrochenem Ornament gearbeitet sind. Sieht man aber von innen aus durch die vermeintlichen Archivoltenwände den Himmel in azurnen Diamanten hindurchschimmern, wie durch den Maßwerkhelm eines gothischen Thurmes, so ist der Eindruck ätherischer Leichtigkeit so bestrickend, daß man überhaupt der gewohnten statischen Bedingungen vergißt. Und welche Pracht der Ornamentfelder! Fehlt auch die ursprüngliche Farbe und das Gold jetzt fast gänzlich, so daß man nur noch an manchen Stellen davon die Reste entdeckt, so gibt die ungemein exacte Arbeit doch das Bild von Teppichen, wie sie prächtiger niemals dessinirt worden sind. Wundervoll wirken namentlich auch die Inschriftborten, wie sie statt aller architektonischen Gliederung die einzelnen Felder abwechselnd in kufischer oder in Neschi(Cursiv)-Schrift umrahmen, erstere für Wahl- und Sinnsprüche, letztere für Poesien und Koran-Suren verwendet.

Das Ganze macht auch keineswegs den Eindruck des Soliden, Monumentalen, sondern vielmehr in hohem Grade den des Vergänglichen, nur auf die Lebenszeit des jeweiligen Schöpfers Berechneten, den Eindruck einer Festdecoration in Holz und Stuck oder den leichter Gartenpavillon-Construction, wie sie auch der Zeltanlage nahe steht. Man kann sich überhaupt nicht genug darüber verwundern, wie ein so fragiles Werk sich ein halbes Jahrtausend erhalten konnte, während so viel gewaltige Massenbauten in Trümmer gingen. Indeß ist auch an mehreren Stellen des Complexes nachweisbar, daß die Säulen schon während des Baues aus dem Loth gewichen, und daß man in den Ornamentfeldern zwischen und über denselben die Ausgleichung suchen mußte. Auch bedurfte der Bau bis zur Stunde fortwährender Reparatur.

Anderseits ist aber wohl noch nie ein ähnlicher architektonischer Effect mit weniger Mitteln erzielt worden. Es unterliegt mir keinem Zweifel, daß der unglückliche Palastbau Karls V. eine weit höhere Summe verschlang, als der ganze maurische Palast, an welchen weder Construction noch Material erhebliche Opfer erforderte.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Kunstausstellungen.

Die Ausstellung der Hamilton-Manuscripte im Kupferstichkabinet. — Die dritte Serie im Künstlerverein. — Die Skizzen zum Panorama von Neuville und Detaille.

Vor einem Monat bildete das Tagesgespräch der überraschende Ankauf jener Sammlung von etwa siebenhundert Manuscripten, die aus dem Besitz der Hamilton diesen Winter unter den Hammer kommen sollten. Nicht nur in Deutschland und England wurde die Angelegenheit von der Presse weitläufig wie ein großes politisches Ereigniß behandelt, in allen Ländern der gebildeten Welt erhoben sich Stimmen des Erstaunens, daß aus dem reichen Handelsstaat ein solcher Kunstschatz in den Besitz des armen Militärstaats übergehen konnte. Und dabei, was wir gar nicht gewohnt sind, sprach man im Auslande durchweg mit dem Tone der Hochachtung von der Schlagfertigkeit und dem Opferwillen unserer Behörden, ohne eine Gelegenheit für Ausfälle und Bosheiten zu suchen. Selbst die englischen Blätter, voran die Times, zollten dem Vorgehen unserer Regierung den schuldigen Respect und entluden ihre Bitterkeiten über den unersetzlichen Verlust auf die lässigen Verwaltungen ihrer eigenen Kunstanstalten.

Vor Allem natürlich wurde der gegenwärtige Herzog von Hamilton mit Sarkasmen überhäuft, der zur Deckung seiner unerhörten Schulden den künstlerischen Besitz seiner Vorfahren in alle Welt wandern läßt. Schon ist die kostbare Galerie des Hamilton-Palastes zerstreut, aus der unser Museum das frühe Bildniß eines Unbekannten von Dürer erwarb, schon sind die kunstgewerblichen Alterthümer, unter denen die Möbel aus dem Besitze der Marie Antoinette unglaubliche Preise erzielten, von Liebhabern aus aller Herren Ländern erstanden, und nachdem die Manuscripte veräußert, wird jetzt die Bibliothek versteigert werden, in der Generationen das Seltenste gehäuft haben.

Und trotzdem ist die Familie so reich an Kunstschätzen, daß der Hauptsitz mit den früher über die andern Schlösser vertheilten Werken geringerer Bedeutung neu ausgestattet, keine Lücke wahrnehmen läßt. Wahrlich, jener feinsinnige Herzog von Hamilton, der, gleich so vielen seiner Landsleute und Standesgenossen, an der Wende der letzten Jahrhunderte die Zeiten der Unruhe und Noth auf dem Festlande mit dem vorgeschritteneren Kunstverständniß und den überlegenen Mitteln seines Landes zum Erwerb des Seltensten und Kostbarsten ausnutzte, hätte einen würdigeren Enkel verdient.

Damals wurde auch der Hauptstamm der jetzt in unsern Besitz übergangenen Manuscripte zusammengebracht. Als Privatsammlung war sie wohl zweifellos an Werth und Auswahl des Durchschnitts und durch einzelne Stücke ohne Gleichen die bedeutendste. Ihre Vereinigung mit dem früheren Besitzstande unserer Institute hat eine Sammlung geschaffen, wie unsere kühnsten Träume auf dem Gebiete nicht mehr erhoffen durften.

Auf dem Kupferstichkabinet ist die neue Erwerbung in größter Schnelle geordnet. Seit den ersten Tagen sind die Gelehrten unserer Hochschulen — wir nennen nur Mommsen, Wattenbach, Tobler, Spitta — bemüht gewesen, die lange verschlossenen Quellen der Wissenschaft zu erschließen, während von der Direction die öffentliche Ausstellung der Hauptwerke vorbereitet wurde.

Jetzt sind in Glaskästen die schönsten und interessantesten Miniaturen nebeneinander aufgeschlagen, nur hie und da wird die bunte Folge durch einen hervorragend schönen Einband unterbrochen, und an den Wänden des Saales stehen in langer Reihe die kunstreich auf vertiefte Cartons gespannten Handzeichnungen Sandro Botticellis zur Göttlichen Komödie, von jetzt ab der größte und eigenartigste Schatz des schon so reichen

Digitized by Google

Instituts. Mit besonderer Umsicht und Sorgfalt ist die Verwaltung den Bedürfnissen des Publicums entgegengekommen. Für die Schaukästen ist ein ganz neues Modell gewählt, das dem Beschauer ein Stützen und Anlehnen gestattet; Zettel an jedem Gegenstand geben die ausführlichste Erläuterung, und um sie zugleich deutlich lesbar zu machen, ohne durch Farbe den Eindruck der bunten Miniaturen zu beeinträchtigen, sind sie mit goldenen Buchstaben auf schwarzen Grund geschrieben, das Zweckmäßigste, das uns auf dem Gebiete vorgekommen.

Natürlich konnte vorerst nur ein kleiner Theil der Gesammtmasse ausgestellt werden. Das Uebrige soll, soweit es von künstlerischem Interesse ist, allmählich folgen. Wir müssen darauf verzichten, die herrlichen Werke einzeln zu besprechen, es ist nicht einmal möglich, auf knappem Raum die Hauptstücke anzuführen. Von der Kunst der irischen Mönche mit ihren Bandverschlingungen bis in die Zeiten der vollendeten Renaissance gibt es keine Schule der Miniaturmalerei, die nicht durch Arbeiten ersten Ranges vertreten wäre. Tausende und aber Tausende von Bildern, Initialen und Ornamenten sind uns aus Zeiten erhalten, deren übriges Kunstschaffen von den folgenden Perioden zum größten Theil vernichtet ist. Und in welch tadellosem Zustande! Wie wenn sie gestern die Hand des Künstlers vollendet, liegen die Malereien vor uns und geben Auskunft über Fragen, die von der schriftlichen Ueberlieferung unbeantwortet bleiben. Besonders reich sind die Arbeiten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts aus den Niederlanden, Frankreich und Italien. Mit ihnen ringen um die Palme orientalische Miniaturen von seltener Schönheit, wie sie durch die indischen Verbindungen der Engländer nach Europa gelangten. Von den zierlichsten Ornamenten umrahmt, entrollen sich in ihnen Darstellungen aus dem Leben der Vornehmen, der Büßer und Krieger, abwechselnd mit Porträts und Blumen. Mustergültig sind durchweg ihre alten orientalischen Lederbände.

Unter den nicht illustrirten Manuscripten ist manche unerwartete Bereicherung der Codices wichtiger Werke. Zahlreich sind die Handschriften der großen italienischen Dichter, der altitalienischen und altfranzösischen Literatur. Noch läßt sich gar nicht voraussagen, wie groß die wissenschaftliche Ausbeute dieses Theiles sein kann. Schließlich kommt zu alledem noch eine Anzahl von Werken, die als einzige ihrer Art und Bedeutung unschätzbar sind.

Unter diesen gebührt den Illustrationen zur Göttlichen Komödie von Sandro Botticelli der erste Platz. Es war ein Band mit mehr als achtzig Umrißzeichnungen, die jetzt einzeln aufbewahrt werden. Eine Seite der Pergamentblätter enthält den Text, die andere ist mit den Darstellungen bedeckt. In Metallstift, dem damals an Stelle des Graphitstiftes verwendeten Material, sind die Umrisse vorgezeichnet, mit der Feder fixirt. An einigen Stellen ist deutlich zu verfolgen, welchen Gang die Entwickelung der Composition genommen hat, und nicht überall sind die ersten Striche nachgezogen. Vielleicht war es anfangs die Absicht des Meisters, die Blätter nachträglich zu coloriren. Die erste Zeichnung ist bereits in Farben ausgeführt. Es mag ihm aber wohl selber dabei klar geworden sein, wie viel sein Werk an ursprünglicher Frische eingebüßt haben würde.

Bis auf einige Gesänge des Inferno hat uns ein gütiges Geschick die wunderbare Schöpfung vollständig und unversehrt erhalten. Ihre Schicksale sind allerdings dunkel. Vasari berichtet, daß Sandro einen Theil des Dante commentirt und auch das Inferno dargestellt habe, was ihm viel Zeit gekostet. Die Illustrationen der berühmten Florentiner Danteausgabe von 1481 führte man längst der Erfindung nach auf diesen Künstler zurück. Aber der illustrirte Dante der Hamiltonsammlung war nur der Sage nach bekannt. Und doch trägt eines der Blätter, wenn auch versteckt, die Bezeichnung „Sandro di Mariano".

Sandro, d. h. Alessandro di Mariano Filipepi, ist aber der eigentliche Name Botticellis. Den letzteren nahm er nach seinem Pathen und Lehrmeister an, wie denn der Name damals nur lose an der Person haftete.

Er gehörte zu den größten Geistern des fünfzehnten Jahrhunderts. Seine Werke sind weit über Europa verstreut und Wenigen vollständig bekannt. Ursprünglich für eine gelehrte Erziehung vorgebildet, nahm er sein ganzes Leben lang Antheil an dem geistigen Leben seiner Zeit, und erweiterte das Stoffgebiet seiner Kunst wesentlich durch Hereinziehen der Mythe und Allegorie. Auch als Illustrator war er bahnbrechend, wenn auch der Dante, den wir jetzt besitzen, nicht unmittelbar auf die Zeitgenossen wirkte.

Es ist ein Werk, bei dessen Anblick einem eine neue Welt aufgeht. Wie unsere nationalen Künstler sich in die Bibel vertiefen, so hat sich Sandro in das erhabene Gedicht versenkt, bis ihm seine Gestalten und Bilder wie eigne Erlebnisse lebendig wurden und ihn zur künstlerischen Gestaltung drängten. So bestimmt stehen die Züge des Dichters Virgils und der Beatrice vor seiner Seele, daß sie in all den zahllosen Wiederholungen, in den mannichfaltigsten Affecten stets dieselben bleiben. Seine Verkörperung des Dante ist eine der phänomenalsten Schöpfungen. So und nicht anders muß sich der Gewaltige geberdet haben, der wie ein Prophet an der Schwelle der neuen Zeit steht.

Und wie fühlt man sich mitgerissen, wenn einem bei der Betrachtung aufgeht, wie der Künstler bei seiner Arbeit gewachsen. Aus den oftmals übervollen Compositionen mit unzähligen kleinen Figuren der ersten Gesänge werden allmählich lichte Gruppen einzelner erhabener Gestalten, bis im Paradiso Beatrice und Dante allein bleiben und die Umgebung zum großen Theile nur angedeutet wird. Es ist der umgekehrte Weg des modernen Künstlers, der wohl den plastischen Bildern des Inferno gerecht zu werden vermag, in dessen Seele jedoch die letzten Gesänge keine mitklingende Saite berühren. Sandro aber, der Anhänger des Savonarola, brachte den mystischen Klängen ein williges Ohr entgegen. Ebenso bietet sich uns in den ersten Theilen selten ein ganzes Bild, wir müssen ein Blatt in viele Einzeldarstellungen zerlegen, die dann allerdings oft von großer Schönheit sind. So die Verkündigung als Wandbild in der Hölle der Hochmüthigen, die Fahrt auf dem Geryon. Aber von unsagbarer Großartigkeit werden die Bilder von dem Augenblicke an, wo Dante der Beatrice zuerst gegenübertritt. Wie sie durch die Gipfel der schlanken Bäume mit ihm emporschwebt, wie er beim Anblick der Himmelswunder die Hand über die Augen legt, wie er staunend vor dem schwebenden Geiste steht, der ihm die Räthsel der Welt löst, das zu schauen und wieder zu genießen gehört zu dem Edelsten, das uns die Kunst zu bieten hat.

Wie wir hören, wird von der Direction eine facsimilirte Nachbildung geplant. Wir zweifeln nicht, daß wir in Bälde ihre Erscheinung begrüßen können.

Der Künstlerverein hat die dritte und letzte Serie seiner Ersatzausstellung eröffnet. Sensationelles leistet sie zum Glück gar nicht, dafür aber gibt es einige vorzügliche Arbeiten, die aus der Masse des Mittelguts unschwer herauszufinden sind.

„Die Ankunft zum Tanz" hat Defregger auf der diesjährigen Wiener internationalen Ausstellung die goldene Staatsmedaille eingebracht. Es ist eine hervorragende Schöpfung des Künstlers, aber sie wird von früheren, namentlich in coloristischer Hinsicht, übertroffen. Dennoch gibt man sich mit Behagen dem urwüchsigen Humor hin, mit welchem Defregger seine Tiroler zu beleben weiß. Durch die offene Thür treten die letzten Gäste paarweise oder zu dreien in den Tanzraum, herzlich empfangen von den Anwesenden. Wie sie sich die beiden Hände reichen und lachend ansehen, wie sich die eintretenden Mädchen mit halbbewußter Koketterie in Positur setzen und wohlgefällig die begeistert aufspringenden Burschen anschauen, das ist uns in Defreggers Kunst nicht neu. Auch sinnige Züge, wie das blutjunge Kind, das noch mit ausdruckslosem Gesicht zu Tanz geht, oder das Paar, das im Hintergrund plaudernd die Ankömmlinge nicht spürt, überraschen uns nicht. Aber wir fühlen aus dem Ganzen wiederum, was aus einem einfachen Stoffe wird, wenn er durch das Gemüth eines großen Humoristen gegangen ist.

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz zu diesem Bilde denken, das in jeder seiner zahlreichen Figuren klar wie der Tag auftritt, als Gabriel Max' „Würfel". Ein Jüngling und ein Mädchen sitzen einander gegenüber in einem südlichen Garten mit weiter Aussicht über ein sehr blaues Meer und hohe Gestade. Er trägt einen Rosenstrauß in der Rechten und schaut sie sinnend und fragend mit dunklem Auge an. Sie hält die Augen gesenkt auf ein Brett mit Würfeln, das sie im Schoße hält. Was das bedeuten soll, müssen wir rathen. Man hat aber wenig Lust dazu. Zwei Figuren ohne weitere Beschäftigung nebeneinandergesetzt, beunruhigen den Beschauer sonst nicht sehr. Hier aber kommt er kaum zum Genuß der coloristisch nicht unbedeutenden Eigenschaften des Bildes, weil er das Gefühl nicht loswerden kann, er müsse sich noch etwas dabei denken und würde doch nicht dahinterkommen.

Joseph von Brandts „Pferdemarkt in Bessarabien", ein auf hellgrau gestimmtes Breitbild von wirrer Composition, sagt über den Künstler

Digitized by Google

ebenfalls nichts Neues. Nur daß es etwas frischer wirkt als seine ziemlich manierirten letzten Arbeiten.

Unter den Porträts fesselt ein Vollbild von Nils Gude, dem Sohn von Hans Gude, als kühnes Wagstück. Der Dargestellte ist eine Gestalt von seltener Größe und Kraft. Er steht im Jagdanzuge wie beim Aufbruch begriffen und hat nur den Kopf von blondem germanischen Typus leicht umgewendet. Allerdings gehört zu dieser Individualität der mächtige Körper so gut wie der Kopf, welcher allein keine Vorstellung von der Persönlichkeit geben würde. — Carl Stauffer hat durch ein Kniebild des Malers Grafen Harrach den Beweis geliefert, daß jenes sensationelle Porträt von Max Klein, das ihm auf der letzten akademischen Ausstellung eine Medaille gebracht, nicht ein glücklicher Zufallswurf ohne ebenbürtige Nachfolge gewesen. Wenn auch dies jüngste Werk coloristisch noch zu wünschen läßt, so sind doch seine zeichnerischen Eigenschaften sehr bedeutend und die Kraft der Charakteristik reicht an jenes erste Werk. Die Hauptsache, der frei sich loslösende Kopf ist sprechend lebendig. Neben diesen beiden Werken erregt Biermanns Studienkopf, der einige Aehnlichkeit mit der Wolter besitzt, durch den ergreifenden Ausdruck, mit dem er aufblickt, allgemeines Aufsehen.

Die Landschaft bietet nichts, das dieselben Künstler nicht schon früher gesagt hätten. Eine „Bergidylle" von Ludwig fällt durch ein anregendes Motiv auf. Wir stehen vor einer Felskuppe, auf der sich in den weichen Alpenpflanzen wiederkäuende Kühe gelagert haben. Darüber hinaus liegt der Blick über eine weite Stromebene offen. Ein sonderbarer Contrast, die ferne Wildniß der Bergeseinsamkeit so nahe vor sich und die Wohnsitze der Menschen in nebliger Ferne zu sehen. Auf einem Waldbilde aus dem Harz hat der Künstler seiner Eigenheit, die Laubbäume wie nasse Schwämme zu malen, etwas zu sehr nachgegeben. Kamecke stellt ein ungewöhnlich ernstes Alpenbild aus. Eine Individualität von eigenem Reiz scheint sich in Kubierschky zu entwickeln, dessen Winterabend im Riesengebirge an Feinheit der Beobachtung und seltenem Geschmack dem poetischen „Herbstschnee" der ersten Serie nahe steht.

Die Sculptur trat auf diesen Ausstellungen ganz zurück. Ein Theil gehört nun bald zum eisernen Bestande der Ausstellungen des Künstlervereins. Größere Werke wurden gar nicht vorgeführt und das Beste ist wie gewöhnlich im Porträtfach geleistet. Max Klein, dessen Löwenkampf vor dem Eingang der letzten akademischen Ausstellung aufgebaut war, schickte die Bronzebüste der Tochter eines unserer bedeutendsten Orientmaler. Ein schelmischer Kopf von größter Lebendigkeit. Die farbige Behandlung der Bronze ist bei dem Bilde einer Dame doppelt wohl angebracht. Die Marmorbüste einer alten Dame in der Haube der englischen Wittwen von C. Luerssen war von hervorragend sorgfältiger Durchbildung der feinfaltigen Haut und der weichen Stoffe, ohne daß die Mache sich irgendwie selbstständig aufdrängte. H. Hoffmeisters Büste des kleinen Beethoven nach einem alten Porträt schien doch zuviel von dem späteren Löwenausdruck in das Gesicht eines Kindes zu legen. Seine Büste des Geh. Oberregierungsraths Lüders, im Auftrag des Commerzienrath Friedrichs für den Saal der Fachschule in Remscheid modellirt, zeichnete sich durch große Aehnlichkeit aus.

A. L.

Notizen.

Der Novitäten-Katalog von Otto Spamer in Leipzig enthält eine reiche Auswahl von Jugendschriften, von welchen wir die folgenden Bände als besonders empfehlenswerth anführen können. Durch ihren patriotischen Geist zeichnen sich aus die für die Knabenwelt berechneten, reich illustrirten Bücher: Der alte Derfflinger und seine Dragoner von Georg Hiltl; Aus Moltkes Leben von Oskar Höcker, worin des großen Strategen Aufenthalt in der Türkei (1835—1839) ansprechend geschildert ist, dann Franz Ottos drei Bände Deutscher Geschichten, eine treffliche Bearbeitung der deutschen Historie für die Kinderstube. Auch auf die Sammlung: Neue Volksbücher, worin u. A. eine anziehende Lebensbeschreibung Hebels, und die drei großen biographischen Romane: Savonarola von Adolf Glaser, Pythagoras von Adolf Riecke und Pendragon (aus Alexanders d. Gr. Zeit) von J. Mähly, wollen wir hingewiesen haben. Von Otto von Leixners populärer Geschichte der fremden Literaturen ist im selben Verlage nun auch der zweite und letzte Band erschienen, der sich in Text und illustrativer Ausstattung seinem Vorgänger würdig anschließt. — Dem Verlage von Th. Stroefer in München gebührt nicht nur das Verdienst, die reizenden Kinderbücher von Kate Greenaway u. A. bei uns eingeführt, sondern auch deutsche Künstler zu einer Nachahmung und Vertiefung des englischen Genres angeregt zu haben. Die allerliebsten farbigen Bilderbücher: Lieschens kluge Einfälle von J. Kleinmichel, Goldene Zeiten von Karl Fröschl, Guck! Guck! von H. Binder, wetteifern in ihrem zarten Colorit und gemüthvollen Charakter mit den schönsten englischen Kinderbüchern, von denen uns dieselbe Verlagshandlung in T. Pyms Kleine Blüten, kleine Blätter und Fleiß bringt Fröhlichkeit, Greenaways Topo und Lizzie Lawsons Schlauköpfchen entzückende Muster darbietet. Durch Anmuth, Phantasiefülle und Formschönheit ausgezeichnet ist Ludwig von Kramers: Ein Kinderleben in Bildern, große stilvolle Compositionen in feinster Chromo-Zinkographie mit gemüthinnigem Text von Hans Proschberger.

* * *

Olympia, das Fest und seine Stätte. Nach den Berichten der Alten und den Ergebnissen der deutschen Ausgrabungen. Von Adolf Boetticher. Berlin, Julius Springer.

Die durch sechs Jahre mit großen Opfern und selbstloser Uneigennützigkeit, nicht um die eigenen Museen zu füllen, sondern aus reiner wissenschaftlicher Begeisterung betriebene Ausgrabung des antiken Olympia wird als die erste gewaltige Friedensarbeit des deutschen Reiches nach seiner Wiederaufrichtung einer der schönsten Ruhmestitel unseres Vaterlandes sein. Die über alle Hoffnungen hinausgehenden Ergebnisse sind ganz dazu angethan, unseren Stolz über das glorreich durchgeführte Unternehmen zu erhöhen, und dies um so zuversichtlicher, als ganz ungeahnte Gebiete dadurch befruchtet und erschlossen wurden und die Tragweite der Resultate erst nach Jahren ermessen werden kann. Dann erst dürfte die gelehrte Forschung auf Grund der positiven Ergebnisse das Facit ziehen. Bis dahin wird es aber jedem Gebildeten eine Freude und ein Bedürfniß sein, von den Errungenschaften unserer Landsleute auf heiligem classischen Boden ein anschaulich orientirendes Bild zu gewinnen, denn die gelegentlichen trockenen Mittheilungen der Fachgelehrten beschäftigten sich nur mit Detailfragen und ließen jeden Ueberblick über das Ganze vermissen. Da wüßten wir nun keinen besseren Führer als Adolf Boetticher und sein neues Buch. Boetticher ist um so competenter, als er den Ausgrabungen in Olympia von ihrem Beginn im October 1875 bis zum Jahre 1877 als arbeitleitender Commissär des deutschen Reiches vorstand und später durch seine Mitarbeiter und Nachfolger in steter Fühlung mit dem Unternehmen geblieben ist. Sein Buch ist populär im schönsten und edelsten Sinne. Es wendet sich nicht an Gelehrte, wohl aber an den großen Kreis der Gebildeten aller Stände, denen die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum Freude und Erholung bietet. Aus diesem Grunde ist Alles, was nach wissenschaftlichem Apparat aussehen könnte, Belagstellen, Anmerkungen u. s. w. fortgeblieben. In ausgezeichneter Weise sind die Resultate in einer allen Gebildeten verständlichen Form klar und anschaulich dargelegt. Daß Adolf Boetticher schön und prägnant zu schreiben versteht, das wissen die Leser der „Gegenwart" längst, und so hat sich unser verehrter Mitarbeiter auch hier bemüht, ein farbiges, anschauliches und präcises Bild des althellenischen Heiligthums zu entwerfen. Eine trockene Relation der Ausgrabung und ihrer Arbeiten und Funde konnte den Verfasser nicht reizen. Er zog seinen Kreis weiter. Er schildert in kräftigen Zügen die geographische und landschaftliche Lage Olympias und beweist, daß gerade hierin die Grundbedingung für die eigenartige Anlage dieser Stätte liegt. Wir sehen Olympia in seiner Urzeit als gebäudelosen Hain, ein Sitz des halborientalischen Götterdienstes, eine Stätte heiliger Orakel; dann wird die Ebene am Alpheios bebaut, bis am Ende die gesammte Anlage des mächtigen Gebäudecomplexes mit seinen Tempeln, Schatzhäusern, Verwaltungsgebäuden, Hallen, Uebungsplätzen, Sieger- und Ehrenbildnissen langsam daraus hervorgeht. Sehr lehrreich sind die nur Zuverlässiges enthaltenden und alle imponirenden Hypothesen vermeidenden Kapitel über die Festfeier und die Spiele; man erfährt da im anschaulichem Zusammenhang, was bisher mühsam aus unzähligen gelehrten Abhandlungen geschöpft werden mußte. Betreffend die Katastrophe, welcher der Festplatz

Digitized by Google

zum Opfer fiel, und die allmälige Verschüttung des colossalen Trümmerhaufens bekämpft Boetticher zwei mißverstandene oder doch ihrer Tragweite nach überschätzte Nachrichten bei Strabon und Plinius, welche zu der bis in die jüngste Zeit von Autor zu Autor übernommenen Fabel Veranlassung gegeben, daß die Ruinen Olympias durch die periodischen Entleerungen des Pheneosees überdeckt worden seien. Boetticher ist der Ansicht, daß Olympia, nachdem es durch das Erdbeben von 522 oder 551 zerstört worden, nicht von den Erdmassen des Alpheios, sondern lediglich von den Sandmassen der umliegenden Höhen und des Alpheios überdeckt und so conservirt worden sei, gleichwie Pompeji von dem weichen Lapillenregen des Vesuv. Nicht minder interessant ist das geschichtliche Werden Olympias dargestellt. Natürlich nimmt die Besprechung der Bau- und Bildwerke den breitesten Raum ein. Die Behandlung ist sachgemäß und erschöpfend und wird durch eine große Anzahl correcter und alle künstlerischen Anforderungen befriedigender Illustrationen erläutert. Und gerade diese bildliche Darstellung ist es, die den Werth des interessanten Buches wesentlich erhöht. Das Beste der baulichen und bildnerischen Funde gelangt in den prächtigen Holzschnitten trefflich zur Anschauung. Besonders werthvoll sind die an Ort und Stelle gezeichneten landschaftlichen Aufnahmen Boettichers in den meisterhaften Kupferradirungen C. L. Beckers. „Das Thal von Olympia vor der Ausgrabung" athmet tief melancholische Stimmung, und die Reconstruction der Altis in ihrer ganzen Herrlichkeit ist ein beredtes und ergreifendes Bild von Olympias Erscheinung und Blüthe. Karten und Pläne fixiren das topographische Bild. Alles in Allem haben wir hier eine Publication vor uns, die dem deutschen Buchhandel hohe Ehre macht.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust } übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Tacitus }
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 ℳ. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist."

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der feige Wandelmar.

Ein erzählendes Gedicht nach einer altdeutschen Sage von **Hans Hoffmann.**

brosch. ℳ 2.—, eleg. in Lwd. geb. ℳ 3.—

Aus dem reichen Schatz altdeutscher Heldensagen des XIII. Jahrhunderts greift der Dichter eine der reizvollsten Episoden heraus: die, vom frischesten Humor durchwehte Geschichte von Jarl Iron und seiner Wisendjagd. Ohne jedoch den vergeblichen Versuch zu machen, die alte Sage in ihrer ursprünglichen Gestalt zu reconstruiren, macht er unbesorgt von dem Recht des Dichters Gebrauch, die eigne Phantasie den überlieferten Stoff umspielen, durchflechten und erweitern zu lassen, und weiß in solcher Art aus den Bruchstücken der Tradition ein rundes und volles Ganze herauszuarbeiten, sich dennoch wohl hütend, von dem kecken Humor und dem kräftigen Waldgeruch der altsächsischen Lieder etwas aufzugeben.

Billigste, correcte, gutausgestattete Bibliothek der Classiker u. modernen Meister der Musik.

Volksausgabe Breitkopf & Härtel.

Ausführliche Prospecte gratis.

Durch alle Buch- u. Musikhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **Alexander Duncker,** Königlichen Hofbuchhändler in **Berlin,** erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Lieder des Pagen Cherubin.

Illustrirt von **Fritz Wichgraf.**

Lexikon-Oktav. In reichem Einband 10 ℳ

Der Liebling aller Herzen, das Schooßkind der gesammten Frauenwelt, der **Page Cherubin,** der Muse Beaumarchais' entsprossen, durch Mozart's berückende Weisen zu ewiger Jugend verklärt, singt hier zum ersten Mal sein Leben — sein Leiden.

Die ersten Lieder erzählen von seinen Streichen auf dem Schlosse des treulosen Grafen Almaviva. Dann finden wir ihn als jungen Offizier am Spanischen Hofe, wohin der eifersüchtige Graf ihn entsendet hat, doch mehr im Dienst der schönen Frauen, als seines Regimentes. Aber seine erste, alle Tändeleien überdauernde, schwärmerische Liebe zu der schönen verlassenen Gräfin führt ihn zu dieser zurück. Sein kurzes Liebesglück und sein frühes Ende auf dem Felde der Ehre erzählen uns die letzten seiner Lieder. Diese sind durchglüht von Poesie und Liebeszauber, wie sie nur die Sonne Spaniens zu zeitigen vermag. —

Die äußere Ausstattung des Werkes ist eine eben so elegante, als künstlerischen Anforderungen vollauf entsprechende, so daß Inhalt und Form sich vereinigen, **die Lieder des Pagen Cherubin** zu einem der beliebtesten und begehrtesten Prachtwerke zu gestalten.

Neues Abonnement beginnt im Januar.

Wochenschrift für
Politik, Litteratur, Kunst u. Wissenschaft.

Reichhaltigste deutsche Wochenübersicht. Das Neueste und Interessanteste aus allen Gebieten. Enthält das Wissenswerteste aus neuen Büchern und Broschüren, aus allen grösseren Zeitungen und Zeitschriften aller Parteien.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Verlag von J. H. Schorer in Berlin, S.W.

Das ECHO

Beste Zeitung für Vielbeschäftigte und für Deutsche im Auslande.

Preis vierteljährlich M. 2.50 oder fl. 1.68 Ö.W. = Fr. 3.35.

Man abonniert auf der Post und in den Buchhandlungen.

Mit Kreuzbandversendung nach dem Weltpostgebiet 4 M. oder fl. 2.30 Ö.W. = 5 Fr.

Nach Ländern ausserhalb des Weltpostvereins M. 5.50 vierteljährlich.

Probenummern gratis und franko.

Digitized by Google

PRUSIAS von Ernst Eckstein. Neuer Roman aus der römischen Geschichte. Schorers Familienblatt bisher Deutsches Familienbl. Preis vierteljährl. M. 1.— in Heften zu 50 Pf. Probenummern gratis franko. Verlag von J. H. Schorer Berlin S. W.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke 2c.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

Deutsches Bürgerthum.

Von seinen Anfängen bis zum Jahre 1808
dargestellt von
Oskar Schwebel.

Gr. 8. Broch. Preis 8 *M.*; eleg. geb. 9 *M.*

Dieses Werk gibt keine vollständige Geschichte des Deutschen Bürgerthums, vielmehr bietet es nur einzelne Bilder, die für die verschiedenen Epochen typisch sind. Dadurch scheidet aus der Darstellung jeder uninteressante Stoff aus, und bleiben nur Thatsachen, die ebenso charakteristisch wie fesselnd sind. O. Schwebel ist als kundiger und farbiger Schilderer bekannt. Erfahren in den alten Büchern, Chroniken und Urkunden, von warmer, patriotischer Empfindung für deutsches Wesen und deutsches Dichten u. Trachten erfüllt, besitzt er zugleich die Gabe, Vergangenes anschaulich wieder aufleben zu lassen. Unterhaltung wie Belehrung kommen in seinem Buche zu ihrem Recht, der historische Sinn wird erweckt, das Vaterlandsgefühl und die Freude an den Großthaten und dem kräftigen Schaffen der Vorfahren werden gestärkt.

Berlin W.
Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung
(G. Joël).

Soeben erschien nachstehender Katalog über unser Antiquarisches Lager:

No. 122.

Italienische Kunst und Archäologie.

(I. Abtheilung der Bibliothek des Cav. Michelangelo Gualandi in Bologna.)

1643 Nrn.

Derselbe steht gegen Einsendung von 10 Pf. in Briefmarken zu Diensten.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf unser in allen Zweigen der Kunst und Kunstindustrie sehr reichhaltiges Lager aufmerksam zu machen, und erbitten Angabe von Desiderien.

Frankfurt a. M. Joseph Baer & Co.

Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels" versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Deutsches Dichterbuch aus Österreich. Herausgegeben von **Karl Emil Franzos.** gr. 8. Pr. geh. *M.* 7.50, geb. *M.* 9.50. (Velinpapier, ornamentirt.)

Ein ästhetisch werthvolles und charakteristisches Gesammtbild der neueren deutschen Dichtung in Österreich mit bisher ungedruckten Beiträgen **Grillparzer's, Anastasius Grün's, Halm's, Hebbel's** und **Fr. Beck's.** Von den lebenden Poeten Österreichs fehlt kaum Ein hervorragender Name, die bedeutendsten sind auch quantitativ am meisten vertreten; neben der Lyrik hat auch Epos und dramatische Dichtung Berücksichtigung gefunden. Von Namen seien angeführt: **Bauernfeld, Saar, Ebert, Frankl, Rosegger, Anzengruber, Milow, Wickenburg, Ebner, Christen, Nissel, Rollett, Silberstein, Byr, Nordmann, Kalbeck, Lorm, Lipiner, Julius von der Traun, Hamerling** u. s. w., u. s. w.

„Tägliche Rundschau"

Zeitung für Nichtpolitiker,
Parteiloses Organ
für Leser jeder politischen Richtung
unter Mitwirkung von mehr als hundert der hervorragendsten deutschen Schriftsteller und Gelehrten
herausgegeben von
Friedrich Bodenstedt.

Wer Werth darauf legt, dass seine Tageszeitung ihn in schnellster und leicht orientirender Weise nicht nur über alle politischen Tagesereignisse, sondern auch über das reiche Culturleben aller Völker unterrichte und dabei zugleich ihm und den Seinigen täglich eine interessante, sittlich geläuterte und geschmackvoll ausgewählte Lectüre biete, dem sei dies Blatt angelegentlichst empfohlen.

Die „Tägliche Rundschau" ist durch alle Reichspostanstalten für 5 Mk. pro Quartal zu beziehen.

Auf Wunsch wird die Expedition der „Täglichen Rundschau" in Berlin W., Wilhelmstr. 94, Probe- (d. h. letzterschienene) Nummern gratis und franco senden.

Collection Spemann

Band 35 enthält:

Preis des gebundenen Bandes 1 Mark, franco per Post M. 1.25 Pf.

Der Leuchtturm am Michigan und a. *Erzählungen von Balduin Möllhausen. Mit einer Einleitung von Th. Fontane.*

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 30. December 1882. Band XXII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Verfassungsfrage in der Budgetdebatte des deutschen Reichstags. Von Karl Baumbach. — Eine slavische Schule in Wien. Von X. Wiener. — **Literatur und Kunst:** Gedichte in Prosa. Von Iwan Turgenjeff. Aus dem Russischen von Wilhelm Lange. — L. Anzengrubers kleinere Schriften. Von Wilhelm Bolin. — Granada. Von F. Reber. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Ein Schwabenstreich. Lustspiel in vier Acten von Franz v. Schönthan. Von Z. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Ein ungedrucktes Gedicht von Gottfried Kinkel. — Inserate.

Die Verfassungsfrage in der Budgetdebatte des deutschen Reichstags.

Von Karl Baumbach.

Während die erste Lesung des Reichshaushaltsetats bisher ihren Schwerpunkt regelmäßig in einer Kritik der Politik des leitenden Staatsmanns und in einer Erörterung ihrer Wirkungen auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der Nation zu haben pflegte, trat dies Moment in der diesjährigen dreitägigen Budgetdebatte des Reichstags einigermaßen zurück gegen die Verfassungsfrage über Inhalt und Umfang des Budgetrechtes selbst. Die Idee einer sogenannten facultativen zweijährigen Budgetperiode hatte greifbare Gestalt gewonnen. Denn neben dem Etat für das Finanzjahr 1883/84 wurde der Volksvertretung gleichzeitig der Voranschlag der Einnahmen und der Ausgaben des Reichs für das nächstfolgende Jahr unterbreitet.

Der Reichstag hat dies Ansinnen, eine zweijährige Budgetperiode für das Reich thatsächlich einzuführen, zurückgewiesen. Nur 43 Stimmen aus der deutschconservativen Fraction fanden sich für den Antrag „Minnigerode", welcher auf eine commissarische Berathung einzelner Theile jener calculatorischen Fiction gerichtet war, wie der Etat pro 1884/85 von Herrn Rickert genannt wurde. Die überwiegende Mehrheit von 224 Abgeordneten votirte ablehnend; ein Resultat, welches man mit der Ablehnung des Quittungsstempels, der Wehrsteuer und des Tabakmonopols zusammenstellen könnte.

Daß diese Niederlage an der Regierung wie an den Regierten ohne erheblichen Eindruck vorübergehen wird, hängt mit der Eigenart unserer politischen Zustände zusammen. Aber man hätte dieselbe vielleicht vermeiden sollen und jedenfalls vermeiden können. Denn erst im Jahre 1881 hatte der Reichstag die Einführung der zweijährigen Budgetperioden im Wege einer Verfassungsänderung abgelehnt, und bei der Parteiconstellation des Hauses konnte es der Regierung nicht zweifelhaft sein, daß es noch weniger gelingen werde, jene Maßregel durchzusetzen, wie der Abgeordnete Hobrecht sagte, „mit Umgehung der Verfassung".

Ob eine solche Umgehung der Verfassung in dem vorliegenden Fall versucht sei, oder ob sich die Regierungsvorlage nicht vielmehr in dem Rahmen der Reichsverfassung bewege, dies war der eigentliche Kernpunkt der ebenso wichtigen als interessanten Frage.

Daß die Reichsregierung noch im vorigen Jahre einen anderen Standpunkt eingenommen hatte, daß sie damals zur Herbeiführung der zweijährigen Budgetperiode eine Aenderung der Verfassung für nöthig hielt und dies in den Motiven der damaligen wiederholt eingebrachten Vorlage ausdrücklich erklärte, wurde im Laufe der Discussion von mehreren Rednern betont. Der Abgeordnete Dr. Windthorst bezeichnete dies als dasjenige Argument, welchem ein generelles Verständniß im Volke gesichert sei. Dagegen argumentirte Herr Schatzsekretär Burchard an der Hand der Etatsdenkschrift folgendermaßen: Der Artikel 69 der Reichsverfassung lautet: „Alle Einnahmen und Ausgaben des Reichs müssen für jedes Jahr veranschlagt und auf den Reichshaushaltsetat gebracht werden. Letzterer wird vor Beginn des Etatsjahres nach folgenden Grundsätzen durch ein Gesetz festgestellt." In dem Etat für das eine Finanzjahr 1884/85 sind die Einnahmen und Ausgaben des Reichs für ebendieses Jahr veranschlagt; dieser Etat wird vor Beginn des Etatsjahrs 1884/85 festgestellt werden, und somit ist der Art. 69 der Verfassung gewahrt, wenn die Reichsregierung jetzt mit dem Etat pro 1883/84 auch denjenigen für das nächste Finanzjahr vorlegt. So Herr Schatzsekretär Burchard.

Daß man mit dieser Deduction auch für die gleichzeitige Vorlegung der Etats für 3, 4, 5 und mehr Jahre hinaus plaidiren könnte, liegt auf der Hand. Würde es im Art. 69 statt der Worte „für jedes Jahr" nur heißen „jedes Jahr" oder „jährlich", so wäre jeder Zweifel beseitigt. Aber mit Recht wies der Abg. Rickert auf den Wortlaut des Art. 71 der Verfassung hin, wonach die gemeinschaftlichen Ausgaben des Reichs in der Regel für ein Jahr zu bewilligen sind und nur in besonderen Fällen auch für eine längere Dauer bewilligt werden können. Dazu kommt, daß im Art. 72, dem jährlichen Etat entsprechend, die jährliche Rechnungslegung über die Verwendung der Reichseinnahmen vorgeschrieben ist. Ebenso wurde von den Abgeordneten Rickert und v. Bennigsen auf einzelne Reichsgesetze hingewiesen, in welchen die jährliche Feststellung des Reichshaushaltsetats klar und deutlich anerkannt ist, so im Reichsbankgesetz und im Gesetz über den Reichsfestungsbaufonds.

Könnte aber trotz alledem noch ein Zweifel darüber bestehen, ob die Verfassung in der That eine einjährige Finanzperiode mit jährlicher Feststellung des Etats vorschreibt, so würden diese Bedenken durch die Entstehungsgeschichte des Art. 69 wohl beseitigt werden können. Denn nach den Verhandlungen im constituirenden Reichstag des norddeutschen Bundes im Jahre 1867 war es unzweifelhaft die Intention der Majorität dieser Körperschaft, die einjährige Budgetperiode und die jährliche Feststellung des Etats in die Verfassung aufzunehmen. In dem Entwurf der letzteren, wie er von den verbündeten Regierungen vorgelegt, war nämlich ein förmliches Budget überhaupt nicht vorgesehen, vielleicht aus Abneigung gegen das Institut der Budgetdebatten. Nach dem damaligen Regierungsentwurf (Art. 65)

Digitized by Google

sollten vielmehr, abgesehen von dem Aufwand für Landheer und Marine, die gemeinschaftlichen Ausgaben des Bundes im Wege der Bundesgesetzgebung und, sofern sie nicht eine einmalige Aufwendung betreffen würden, für die Dauer der Legislaturperiode, also für den Zeitraum von drei Jahren, festgestellt werden. Der nunmehrige Art. 69 verdankt seine Entstehung einem Amendement „Miquel", welches ein förmliches Budget mit einjähriger Budgetperiode zum Gegenstand hatte. Die Bestimmung, daß der Bundes-(Reichs-)haushaltsetat „vor Beginn des Etatsjahres" festzustellen sei, wurde in dies Amendement um deswillen mitaufgenommen, weil sich der Mangel einer solchen Vorschrift in der preußischen Verfassung fühlbar gemacht hatte. In der Sitzung vom 8. April 1867 sprach der Abg. Erxleben für die dreijährige Budgetperiode und brachte ein Amendement ein, welches an die Stelle der einjährigen Budgetperiode des Antrags „Miquel" die dreijährige Finanzperiode setzen wollte. Dem stehen dann die Ausführungen der Abgeordneten Scherer und Miquel gegenüber, welche für die einjährige Etatsperiode plaidirten, des Abg. Bethusy-Huc, welcher ebenfalls für die „einjährige Budgetverhandlung" eintrat, und des Abg. Dr. Friedenthal, der die „Jährlichkeit des Budgets" als die Grundlage einer geordneten Finanzwirthschaft bezeichnete. Nach diesen Verhandlungen ist der Miquel'sche Antrag damals nicht anders als dahin aufgefaßt worden, daß die preußische Verfassungsinstitution der jährlichen Feststellung des einjährigrn Budgets in die norddeutsche Bundesverfassung aufgenommen werden solle, aus welch letzterer sie nachmals in die gegenwärtige Reichsverfassung überging.

Die Jährlichkeit des Reichsbudgets ist denn auch in den wissenschaftlichen Bearbeitungen des Reichsstaatsrechts anerkannt; wie z. B. Rönne ausdrücklich bemerkt, daß das Gesetz über den Reichshaushaltsetat, beziehungsweise dieser Etat selbst in jedem Jahre erneut zwischen den gesetzgebenden Factoren des Reiches vereinbart werden müsse. Diese Stelle aus Rönnes deutschem Staatsrecht citirend, hatte nun Herr v. Bennigsen ausdrücklich gebeten, daß man ihm irgend welche Autoritäten gegenüber stellen möge, welche die Frage anders beurtheilten. Der Führer der Nationalliberalen provocirte die Vertreter der Reichsregierung, indem er ausrief: „Einen Menschen mögen Sie mir nachweisen aus den Verhandlungen des Jahres 1867, in denen die Reichsverfassung und dieser Artikel beschlossen wurde, einen Staatsmann, einen Politiker, einen Rechtslehrer mögen Sie mir nachweisen, welcher bis zu dem Augenblick, wo diese Vorlage an den Reichstag gekommen ist, jemals den Art. 69 so ausgelegt hat, als ob in ihm nicht vorgeschrieben wäre, daß der Etat alljährlich festgestellt werde!"

Ein solcher Rechtslehrer existirt nun allerdings, wie Herr v. Bennigsen in der nächsten Sitzung selbst constatirte. Im November d. J., also kurz vor dem Wiederzusammentreten des Reichstags, ist die zweite Abtheilung des dritten Bandes des Staatsrechts von Laband erschienen, in welcher sich folgende Bemerkung findet: „Der Natur der Sache nach verbietet sich nun allerdings die Aufstellung eines Voranschlags für eine noch ferne Wirthschaftsperiode, und die bisherige Praxis hat ausnahmslos daran festgehalten, in jedem Jahr nur den Etat des nächstfolgenden Jahres festzustellen; dem Wortlaut der Reichsverfassung würde es aber nicht widersprechen, wenn in einer Sitzungsperiode des Reichstages die Etats der beiden folgenden Jahre in zwei besonderen, je ein Etatsjahr betreffenden Gesetzen festgestellt würden." Wie Herr Burchard in der Sitzung am 11. December erklärte, hat der Bundesrath „gerade im Hinblick auf diese Ansicht eines der ersten Rechtslehrer um so weniger Bedenken getragen, von der Auffassung ausgehen zu müssen, die ihn geleitet hat bei der gleichzeitigen Vorlage der beiden Etats". Aber mit Recht ist von Herrn v. Bennigsen wie von Herrn Windthorst darauf hingewiesen worden, daß Dr. Laband ausdrücklich hervorhebt, daß der Wortlaut der Reichsverfassung dem gleichzeitigen Einbringen zweier Etats nicht entgegen stehe. Eine andere Frage ist es aber doch, ob der Sinn der fraglichen Verfassungsbestimmung dies zuläßt, und ob es, um mit dem Abg. v. Bennigsen zu reden, „nach Sinn und Absicht, nach dem Inhalt, dem Zusammenhang, der Entstehungsgeschichte, der Erläuterung und der Praxis der Reichsverfassung" statthaft sein würde, den Etat für mehrere Jahre im Voraus festzustellen. Dabei ist es übrigens auch bemerkenswerth, daß ebenderselbe Staatsrechtslehrer in zwei früheren Schriften die Jährlichkeit des Budgets ausdrücklich anerkennt. In einer Abhandlung über das Budgetrecht nach den Bestimmungen der preußischen Verfassungsurkunde (Berlin 1871) citirt Herr Laband den Art. 99 der preußischen Verfassungsurkunde, welcher also lautet: „Alle Einnahmen und Ausgaben des Staats müssen für jedes Jahr im Voraus veranschlagt und auf den Staatshaushaltsetat gebracht werden. Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt." Dann wird der Art. 69 der norddeutschen Bundesverfassung citirt „als im Wesentlichen gleichlautend", und dazu Folgendes bemerkt: „Infolge dieser Bestimmungen wird alljährlich ein Gesetz, betreffend die Feststellung des Haushaltsetats des preußischen Staats und ein Gesetz, betreffend die Feststellung des Haushaltetats des norddeutschen Bundes erlassen." Ebenso sagt Dr. Laband in Hirths Annalen (1873, S. 527): „Die Wirthschaftsperiode des Reichs ist verfassungsmäßig auf ein Jahr bestimmt worden; es muß daher jedes Jahr ein Etat festgesetzt werden." Ob Herr Laband, wie Dr. Windthorst meinte, neuerdings „schon unter dem Eindruck der kommenden zwei Etats, beziehungsweise einer zweijährigen Budgetperiode" geschrieben hat, darüber würde freilich nur der Autor selbst Auskunft geben können.

Jedenfalls ist der überwiegenden Majorität des Reichstags der Beweis von der Zulässigkeit der facultativen zweijährigen Budgetperiode nicht erbracht worden. Daß sie zu ihrem ablehnenden Votum außerdem noch durch gewichtige Gründe der Zweckmäßigkeit geleitet wurde, bedarf hier nur der Erwähnung. Von durchschlagender Bedeutung war nächst der Verfassungsfrage für Viele wohl das politische Moment, das Streben, der Volksvertretung des deutschen Reichs den berechtigten politischen Einfluß zu erhalten, welcher zumeist in dem ungeschmälerten Budgetrecht wurzelt; wie der Führer des Centrums in seiner drastischen Weise sich ausdrückte: „Die Herren sagen freilich, man komme ja doch alle Jahre zusammen. Meine Herren, das ist eine Illusion: wenn man nicht das Budget in der Tasche hat, dann kann man fortgejagt werden zu jeder Stunde, aber so lange man den Knopf auf dem Beutel hat, spricht man mit."

Eine slavische Schule in Wien.

Von X. Wiener.

Die Slavisirung Wiens ist mit einemmale auf die Tagesordnung der öffentlichen Discussion gesetzt worden. Den Anlaß dazu gab die Genehmigung der Errichtung einer czechischen Privatvolksschule durch den Verein „Komensky", eine Vereinigung von Privatleuten zur Gründung czechischer Schulen in der alten deutschen Kaiserstadt, die nach dem großen Pädagogen Amos Comenius, dem einstmals vielverfolgten und weitgereisten Bischof der böhmisch-mährischen Brüdergemeinde aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ihren Namen hat. Gegen diese czechische Privatschule, beziehungsweise gegen die Bewilligung ihrer Errichtung im zehnten Bezirke Wiens — einem neuen Stadttheile, in welchem die czechische Einwanderung einen ungeheueren Percentsatz slavischer Bevölkerung abgelagert hat — protestiren der Gemeinderath der Reichshauptstadt, der Ortsschulrath, der Bezirksschulrath und der Landesschulrath in gleicher Weise. Die Gründer dieser Schule berufen sich auf den Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes, ferner auf die große Anzahl eingewanderter und dort seßhaft gewordener Czechen, verlangen die Behandlung des czechischen Idioms als Landessprache oder landesübliche Sprache in Niederöstreich und in Wien und lassen keinen Augenblick darüber Zweifel bestehen, daß es sich ihnen überhaupt nur um den Anfang, um die principielle Entscheidung handelt und daß die slavische Agitation, die ihre Wellen nun bis in das

Digitized by Google

Weichbild von Wien hineingespült hat, entschlossen ist, wenn ihr der Boden zugestanden wird, ihn weiter und weiter zu occupiren. Auf deutscher Seite hat diese anscheinend so geringfügige Angelegenheit einen wahren Sturm, eine ungeahnte Aufregung hervorgerufen, umsomehr als vom Standpunkte des formalen Rechtes die Entscheidung des Ministeriums nicht gut anzufechten ist. Desto eindringlicher sprechen die Rücksichten der Culturpolitik, der Bedürfnisse des Staates, der Staatsverwaltung und der bisherigen Tradition. Daher denn auch die merkwürdige Erscheinung, daß Behörden wie der Landesschulrath, in welchem 7 Beamte und 5 Schulinspectoren neben dem Statthalter und seinem Stellvertreter ihren Sitz haben, dem Unterrichtsministerium dringend empfehlen, diese Verordnung zurückzunehmen. Es ist eben die Furcht, ein Präjudiz zu schaffen und das principiis obsta, welches in dieser Angelegenheit die Richtung gibt. Nicht mit Unrecht weist man darauf hin, daß es ja nicht die Eltern der Kinder sind, sondern ein Verein von Agitatoren, welche diese Schule ins Leben rufen wollen; die autonomen Schulbehörden heben hervor, daß der vorgelegte Lehrplan dem § 4 des Reichsvolksschulgesetzes nicht entspreche, daß der deutsche Sprachunterricht in demselben nicht genügende Berücksichtigung finde und daß das Lehrziel in der deutschen Sprache unmöglich erreicht werden könne; daß die dort ausgebildeten Schüler gar nicht befähigt sein werden, ihre weitere Ausbildung in Wien fortzusetzen und dgl. mehr. Sprechen so nun die fachmännischen Autoritäten, so ist vollends die Stimmung der verbitterten politischen deutschen Kreise eine erregte, weil in diesen Kreisen die Besorgniß herrscht, die slavische Bewegung jetzt nach Wien verpflanzt, die slavische Agitation jetzt in Wien selbst ihre Ziele verfolgen zu sehen, und weil leider im deutschen Lager die Erkenntniß von der geringen Widerstandskraft besteht, welche speciell die Wiener Bevölkerung, ganz unähnlich der deutschen Bevölkerung in den gemischtsprachigen Ländern, die gewohnt ist, den nationalen Kampf energisch zu führen, den deutschfeindlichen Einflüssen entgegenzusetzen pflegt. Diesmal aber scheint es, daß die Stimmung der Wiener keine vorübergehende, daß die Erbitterung wirklich eine nachhaltige und die Erkenntniß von der Bedeutung der Gefahren, welche Wien und speciell das Deutschthum Wiens bedrohen, eine allgemeine oder mindestens eine mehr verbreitete ist.

Es läßt sich nicht verkennen, daß diese czechische Privatvolksschule eine Aufregung hervorzubringen vermochte, welche der ganze große, mehr als dreijährige Kampf der liberalen deutschen Partei, die parlamentarischen Reden und Kämpfe, die deutschen Parteitage, die Wahlreden und Rechenschaftsberichte der Abgeordneten, die unausgesetzten Darlegungen der unabhängigen Presse, der Appell an Wiens politischen Charakter aus den Provinzen, der Hinweis auf Wiens Vergangenheit und mehr als tausendjährige deutsche Geschichte wie auf seine Stellung in der Gegenwart und auf die innige Wechselbeziehung der Reichshauptstadt zu einer centralistisch angelegten Staatsverfassung und Verwaltung nicht zu erzeugen im Stande waren. Merkwürdig aber wahr! Wien schien trotz aller Reden und Vorstellungen in seiner Indolenz zu verbleiben, mit charakterloser Selbstironie sein trauriges Schicksal zu bespötteln, mit falscher Gemüthlichkeit („Leben und leben lassen!") all' die Umwälzungen ringsumher ruhig geschehen zu lassen und mit seiner übelberufenen Aristipp'schen Moral, die nur im Lebensgenuß die Erfüllung der Daseinspflicht sieht, den Refrain jenes alten Wienerischen Couplet's zu wiederholen: „An urd'ntlichen Weaner schenirt so was nit!" Dem besorgten, ehrlichen Patriotismus kehrte es den Rücken und stolz und verblendet pflegte es zu sagen: „Der Weaner geht nit unter!" Vergebens wurde die Solidarität aller Deutschen Oestreichs hervorgehoben und gepredigt; vergebens wurde auf den Parteitagen gegenüber den mit Rußland liebäugelnden Czechen, den auf die Wiederherstellung des alten Polens sinnenden Polen und gegenüber den ewigen Denunciationen: die Deutschen seien der „Preußenseuche" verfallen — von den Deutschen in der Provinz die Parole ausgegeben: „Wir gravitiren nach Wien!" Aus Wien kam kein kräftiges Echo. Vergebens wurde die Bedeutung des Kampfes der Deutschen Böhmens, Mährens und Krains alltäglich vorgeführt; immer fand der Officiosus den richtigen Weg zu der Eitelkeit des Wieners, dem er die Unmöglichkeit versicherte, dem Deutschen das Prestige zu nehmen, und niemals wurde ohne Erfolg an die „Billigkeit", an die „Gerechtigkeit" der Wiener gegen die anderen Nationalitäten appellirt, wie ja heute noch die czechische Presse die Angst der Wiener vor den slavischen Schulen bespöttelt, um sie desto sicherer zu machen. Heute noch versucht die officiöse Presse den Wienern beizubringen, wie ja das Deutschthum nicht die geringste Gefährdung zu befürchten habe, wie die Annahme einer Gefahr das Deutschthum der Hauptstadt beleidigen hieße, wie denn auch der Schade, nicht deutsch zu lernen, auf Seite der czechischen Kinder sein werde u. dgl. mehr. Schon seit langem haben die Statistiker von der riesenhaften Zuwanderung slavischer Elemente gesprochen. Andere haben auf die in Wien erstandenen slavischen Zeitungen und auf das Treiben der slavischen Vereine hingewiesen. Man hat häufig den Satz citiren hören, daß Wien eigentlich die größte czechische Stadt sei! Wer auf solche Symptome aufmerksam machte, galt bis vor kurzem noch als ein eingefleischter Pessimist, als „Angstmeier", als ein Naiver, der dem „Zeitungslärm" Glauben schenke. Nun etabliren sich in Niederöstreich czechische Schulen; jetzt wird gar eine solche am Sitze des deutschen Kaisergeschlechts der Habsburger gegründet. Ein czechisches Organ, „Pokrok", kündigt es ganz deutlich an, daß der ersten czechischen Schule bald eine zweite, ja bald zehn solche Schulen folgen werden; so läßt der Führer der Czechen, Rieger, verkünden, und wir zweifeln keinen Augenblick an dem Ernste dieser Prophezeiung. Denn in allen diesen Dingen handelt es sich stets nur um den ersten Schritt. Der czechischen Volksschule folgt dann mit unerbittlicher Consequenz die czechische Mittelschule und endlich die czechische — Universität. Wir haben das Alles in Prag erlebt und die Erfahrung gemacht, daß nationale Forderungen, wenn sie nicht a limine abgewiesen werden, wie es kürzlich im deutschen Reichstage bezüglich der Geschäftssprache des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen geschah, bald unabweisbar werden.

Es handelt sich ja nur um eine Privatvolksschule! So beruhigen die officiösen Schreiber. Aber sofort entsteht die Frage: Wo werden die czechisch unterrichteten Kinder geprüft? Es gibt keine deutsche Volksschule, die sie mit Recht und Gerechtigkeit prüfen kann, und so wird entweder eine öffentliche czechische Volksschule zur Prüfung der Privatschüler gegründet oder es werden an die bestehenden deutschen Schulen des zehnten und bald auch eines anderen Bezirkes deutsche Lehrer, die des Czechischen kundig sind, zur Prüfung herangezogen werden müssen. Dadurch werden zweisprachige, utraquistische Lehrer nothwendig und so die „Auchdeutschen" in den Besitz der Lehrerstellen gelangen. Haben ja doch die Czechen überall in Böhmen mit dem Utraquismus begonnen, bevor sie es wagen konnten, rein czechische Schulen zu gründen und zu fordern. Im Erlasse des Ministeriums an den Landesschulrath wird geradezu erklärt, daß diese Kinder keineswegs verpflichtet seien, an einer bestimmten Schule mit einer bestimmten Unterrichtssprache sich der Prüfung zu unterziehen. Damit ist die Sache von vornherein entschieden. Czechische Kinder werden an einer czechischen Schule jedenfalls nur czechisch geprüft werden können. Diese Schule wird die Regierung bezeichnen. Sie wird zunächst einer czechischen Schule das Oeffentlichkeitsrecht geben müssen und die czechisch Ausgebildeten werden dann in ihren Bezirken gewissenhaft für das Weitere sorgen. Ist das Deutsche nicht Unterrichtssprache, sondern lernen, wie in diesem ministeriell gebilligten Lehrplane, die czechischen Schüler der neuen slavischen Volksschule deutsch erst im dritten Jahre und zwar nur als einen einzelnen Unterrichtsgegenstand — etwa wie ein Realschüler französisch oder englisch lernt — so ist damit schon gesagt, daß der Schüler es überhaupt nicht erlernt.

Die Sache hat aber ihre ganz ernste Perspective und das Bild einer solchen ist nicht allzu schwer zu zeichnen. Die czechische Schule wird allgemach eine slavische Generation erziehen, welche alle autonomen Behörden mit ihren nationalen Anwälten besetzen

Digitized by Google

wird. Der zehnte Bezirk kann wie leicht bald einen czechischen, wenn auch im Amtsverkehr noch deutsch radebrechenden Bezirksvorstand aufweisen, auch einen Urczechen in den Gemeinderath und in den Landtag entsenden. In den anderen Bezirken wird man hübsch fein mit den „Gerechten", „Neutralen", Farblosen anfangen und dann die Farbe immer stärker auftragen. Wenn erst einmal das Princip gebrochen ist, ergeben sich alle Consequenzen von selbst. Ist einmal das Czechische im zehnten Bezirke herrschend, werden die Gassen- und Straßenaufschriften allgemach deutsch und czechisch lauten und Herr Prazak als Justizminister wird landsmannschaftlich ersucht werden, wie es ja die große Ausdehnung des neuen Bezirkes erheischt, dort ein Bezirksgericht zu etabliren, das angewiesen werden wird, neben der deutschen auch die „ortsübliche" czechische Sprache bei den Verhandlungen zu gebrauchen — womit die niedere Justizpflege slavisirt ist. Ist das Slaventhum in Wien derart organisirt, dann wird bei den demnächstigen Wahlen ein und der andere Reichsrathsabgeordnete in Wien aus czechischen Kreisen hervorgehen und der Wiener Czeche auch noch geloben, für die weitere Czechisirung Wiens zu sorgen. Das ist nicht etwa ein Faschingstraum. Wer die Anfänge der Bewegung in Prag gesehen, sie seitdem verfolgt, wer das Anwachsen dieser Bewegung ins Auge gefaßt, der wird für das Deutschthum Wiens nicht ohne ernste Sorge sein. Wie nach und nach das Deutschthum in den gemischten Bezirken ganz untergegangen, wie das Deutschthum in der Hauptstadt Böhmens ganz mundtodt gemacht wurde, das vor 25 Jahren dort noch ganz allein herrschend war — das ist eine der älteren Generation vollkommen bekannte geschichtliche Thatsache. Vor 25 Jahren war Prag eine reindeutsche Stadt und Brünn, die Hauptstadt Mährens, woselbst das Czechenthum ein ungeheures Anwachsen in der letzten Zeit aufweist, noch vor 15 Jahren! In den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts gab es keine Presse, kein Theater, keine Schule, keine Literatur slavischer Zunge in den ehemaligen deutschen Bundesländern Böhmen, Mähren und Schlesien! Und heute? Immer aggressiver, stürmischer, unduldsamer, terroristischer tritt die slavische Propaganda auf, der gegenüber das temperamentslose, ruhige, auf seine geistige Ueberlegenheit und auf die Wirksamkeit der Staatsidee pochende, jeden Schein von Gewaltthätigkeit und Einschüchterung perhorrescirende deutsche Element überall im Nachtheile ist. Hätte man jemals 20,000 jener Gesellen aus der Hefe des Volkes von den verdächtigen Gründen Wiens nach Prag verpflanzen können, die Scenen von Kuchelbad oder die Gewaltthätigkeiten gegen die deutschen Studirenden, die heute an der Tagesordnung, wären unmöglich. Der deutschen Intelligenz und dem deutschen Kapital fehlt, in allem Ernste gesprochen, zur Seite ein deutscher Pöbel, welcher der Widerpart des czechischen sein könnte. So ungleich sind die Verhältnisse, die, wo die Masse zu Tage tritt, stets zu Ungunsten der Deutschen sich entscheiden. Wäre Demagogie der Deutschen Sache, so würden jene Proscriptionen und Bedrohungen zur Zeit der letzten Volkszählung nicht möglich gewesen sein, auf Grund welcher nun Listen entstehen, aus denen man slavischerseits ziffermäßig und mathematisch genau den Nachweis vom Niedergange, ja von dem Verschwinden des deutschen Elementes liefert. So wollen ja die Czechen 240,000 an der Zahl in Wien seßhaft sein, und sie wären demnach berechtigt zu behaupten, daß Wien die größte slavische Stadt in Oestreich ist?! Die Folgerungen, welche die czechische Agitation daraus zieht, ergeben sich von selbst.

Schon vor längerer Zeit wurden czechische Schulen in Wien von dem Grafen Harrach urgirt; heute wird das Verlangen an die Gemeinde Wien erneuert und es wird jetzt öfters herantreten. Es geht nicht mehr an, vornehm von den „czechischen Ziegelschupfern" in arger Verblendung keine Notiz zu nehmen, und es ist erfreulich, zu sehen, daß, wenn auch spät, endlich doch ein ernster Zug an der Physiognomie der Wiener Bevölkerung wahrnehmbar und endlich auch im Wiener Gemeinderathe man sich des Ernstes der Lage bewußt geworden ist. Die Wiener Gemeinde kann an der Thatsache des riesenhaften Anwachsens der slavischen Bevölkerung im Weichbilde der Stadt nicht mehr stillschweigend vorübergehen, sie muß sich im Gegentheile damit ernstlich beschäftigen. Ihr Programm darf bei dem Proteste gegen eine czechische Privatvolksschule nicht stehen bleiben, sondern es muß systematisch die Assimilirung dieser Immigranten und die Absorption dieser slavischen Elemente ins Auge gefaßt werden, soll das Deutschthum in Wien nicht zerstört werden und Wien noch fürder die große, deutsche Kaiserstadt bleiben.

Zu derselben Zeit, wo die Angelegenheit der Errichtung der slavischen Volksschule in Wien allgemein verhandelt wurde, stand auf der Tagesordnung des deutschen Reichstages der Antrag über die Geschäftssprache des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen. Nothwendig ergab sich hier eine Parallele, die gar nicht von der Hand zu weisen war, und die Entscheidung der Mehrheit des deutschen Reichstages für die deutsche Geschäftssprache hätte von einem tiefen Eindrucke sein müssen auf die politisch denkende Bevölkerung in Wien. Doch hat nicht auch der deutsche Reichstag seinerzeit das anmaßende Begehren, französische Reden im Reichstage zu gestatten, so kräftig zurückgewiesen, daß es nicht mehr wiederholt wurde? Im Wiener Reichsrathe dagegen, dessen Geschäftssprache die deutsche ist, wurden kürzlich die Verhandlungen der Session wieder aufgenommen und dabei ereignete es sich, daß in der Eröffnungssitzung die in den Ergänzungswahlen neu gewählten Abgeordneten der Reihe nach in czechischer, polnischer, ruthenischer und kroatischer Sprache das Angelöbniß leisteten. Ist das nicht ein Uebermuth der schlimmsten Art, wenn man bedenkt, daß dieselben Abgeordneten dann monatelang an Berathungen in deutscher Sprache theilnehmen, Referate anhören und erstatten? Wenn Staatsbedürfnisse geltend gemacht, wenn Forderungen der Selbsterhaltung eines Staates vor Allem aufrecht erhalten werden, so ist das Culturpolitik zu nennen, und einer solchen dürfte sich Niemand entschlagen, der im Rathe der Krone von Oestreich oder im Magistrate der deutschen Reichshauptstadt sitzt. Im Wiener Gemeinderathe ist aber der Referent des städtischen Schulwesens, ein Herr Gugler, für die slavische Volksschule in öffentlicher Sitzung eingetreten, und er ist der ständige Referent des Wiener städtischen Schulwesens geblieben!

Wird der Boden der Vertheidigung der einheitlichen deutschen Schulverfassung Wiens und Niederöstreichs verlassen, dann ist es um die Einheitlichkeit der Schule überhaupt geschehen, und die Bevölkerung Wiens löst sich bald in eine Gruppe von nationalen Bezirken auf. Der böhmischen Schule würde in nicht zu langer Zeit die ungarische, italienische, serbische, slovenische, rumänische folgen, Wien würde dann in eine Anzahl von Colonien zerfallen und aus der deutschen Kaiserstadt würde ein Alexandrien, eine Karawanserei. Weshalb kommen die Czechen nach Wien? Deshalb, um in der Stadt zu bleiben, sich mit ihrem Wesen und Sein und ihren Traditionen zu verschmelzen. Die Kinder czechischer Eltern mögen also auch hier deutsch lernen, so wollen es die Eltern. Das slavische Idiom, welches angeboren und anerzogen, in der Familie gepflegt wird, wird deshalb nicht leiden, wenn die Unterrichtssprache dieser Kinder in der Schule, wie sie die Schulverfassung, der Charakter, das Wesen und die Geschichte der Stadt vorschreibt, die deutsche bleibt.

Immerhin ist endlich Gesinnung und Stimmung in die Wiener Bevölkerung gekommen, und so geringfügig der Anlaß ist, es läßt sich nicht mehr leugnen, daß wenn irgendwie auf der gewonnenen Basis weiter gearbeitet wird, Wien noch im Stande sein kann, die Führung in Deutschöstreich zu übernehmen, die es bisher nicht gehabt hat, da die Stärke der Deutschen Oestreichs bisher immer an der Peripherie und nicht im Centrum lag — mit ein Hauptgrund für den Niedergang der Macht des Deutschthums in Oestreich.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Gedichte in Prosa.

Von Iwan Turgenjeff.

Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.

Ein Gespräch.

„Weder die Jungfrau noch das Finsteraarhorn hat je ein Menschenfuß betreten!"

Die höchsten Gipfel der Alpen ... Eine ganze Kette steiler Abstufungen ... Das Herz der Gebirge.

Ueber den Bergen ein blaßgrüner, heller, stummer Himmel. Durchdringende heftige Kälte; fester, funkelnder Schnee; und aus dem Schnee empor ragen die finstern, eisbedeckten, wetterumbrausten Felsblöcke.

Zu beiden Seiten des Horizonts erheben sich zwei ungeheure Riesen: Die Jungfrau und das Finsteraarhorn.

Und die Jungfrau spricht zu ihrem Nachbar: „Was hast du mir Neues zu sagen? Du kannst deutlicher sehn ... Was geht da unten vor?"

Einige tausend Jahre rauschen vorüber: eine einzige Minute. Und zur Antwort donnert das Finsteraarhorn: „Dichte Wolken verhüllen die Erde ... Warte!"

Wiederum schwinden Jahrtausende: eine einzige Minute.

„Nun, und jetzt?" fragt die Jungfrau.

„Jetzt seh ich; dort unten ist noch Alles wie es war: buntscheckig und klein. Die Wasser sind blau, die Wälder schwarz und grau die langweiligen Steinhaufen. Und um dieselben herum wimmelt es noch immer von Käferchen — von jenen Zweifüßlern, die noch nicht ein einziges Mal weder dich noch mich zu beschmutzen vermochten."

„Sind das die Menschen?"

„Ja, die Menschen."

Tausende von Jahren vergehen: eine einzige Minute.

„Nun, was jetzt?" fragt die Jungfrau.

„Es scheint, die Käferchen haben sich vermindert," donnert das Finsteraarhorn; „es ist da unten heller geworden; die Wasser haben sich zusammengezogen, die Wälder sind gelichtet."

Abermals ziehen Tausende von Jahren dahin: eine einzige Minute.

„Was siehst du jetzt?" sagt die Jungfrau.

„Um uns herum, hier in der Nähe scheint es rein geworden zu sein," antwortet das Finsteraarhorn; „allein dort in der Ferne, in den Thälern bemerke ich noch immer Flecke, seh ich wie früher sich etwas bewegen."

„Und jetzt?" fragt die Jungfrau nach weiteren Jahrtausenden — einer einzigen Minute.

„Jetzt ist Alles gut," antwortet das Finsteraarhorn; „wohin ich auch blicke, überall ist es vollständig weiß und rein ... Allüberall unser Schnee, Schnee und Eis. Alles ist erstarrt. Jetzt ist es ruhig und gut."

„Gut," wiederholt die Jungfrau. „Allein nun habe ich genug mit dir geschwatzt, Alter. Jetzt müssen wir schlafen."

„Schlafen."

Und die Bergriesen schlafen; und es schläft der grüne helle Himmel über der auf ewig verstummten Erde.

Die Alte.

Einsam schritt ich über eine weite Ebene.

Plötzlich vernahm ich leise vorsichtige Schritte hinter mir ... Es folgte mir Jemand.

Ich blickte mich um und gewahrte eine kleine, gekrümmte alte Frau, die ganz in graue Lumpen gehüllt war; nur ihr Gesicht blickte unter denselben hervor: ein gelbes, verschrumpftes, spitznasiges, zahnloses Gesicht.

Ich näherte mich ihr ... Sie blieb stehen.

„Wer bist du? Was willst du von mir? Bist du eine Bettlerin? Verlangst du ein Almosen?"

Die Alte antwortete nicht. Ich neigte mich zu ihr nieder und bemerkte, daß ihre Augen beide mit jenem halb durchsichtigen weißlichen Häutchen bedeckt waren, wie man es an gewissen Vögeln beobachten kann: ihre Augen werden dadurch vor dem allzu hellen Licht geschützt.

Allein bei der Alten war dieses Häutchen nicht beweglich, auch bedeckte es die Augensterne ... woraus ich schloß, daß sie blind sei.

„Verlangst du ein Almosen?" fragte ich noch einmal. „Warum folgst du mir?"

Doch die Alte gab noch immer keine Antwort, sondern zuckte nur kaum merklich zusammen.

Ich wandte mich von ihr ab und ging meines Weges weiter.

Da hör' ich abermals diese leisen gemessenen, gleichsam verstohlenen Schritte hinter mir.

„Wieder dieses Weib!" dachte ich; „warum mag sie mich nur so verfolgen?" Doch fügte ich in Gedanken sofort hinzu: vielleicht hat sie sich, da sie nicht sehen kann, verirrt und jetzt folgt sie dem Geräusch meiner Schritte, um zugleich mit mir an einen bewohnten Ort zu gelangen. Ja ja, so ist's."

Allein nach und nach bemächtigte sich meiner eine seltsame innere Unruhe: es wollte mir scheinen, als ob mir diese Alte nicht blos folge, sondern mich auch lenke, als ob sie mich bald nach rechts, bald nach links stoße, und als müßte ich ihr unwillkürlich gehorchen.

Doch ich schreite weiter ... Aber da gewahre ich vor mir auf dem Wege einen schwarzen, sich erweiternden Punkt ... eine Art Grube ... „Ein Grab!" zuckt es mir durch den Kopf. „Dahin also stößt sie mich!"

Ich wende mich jäh um. Wiederum steht die Alte vor mir ... aber jetzt kann sie sehen! Sie blickt mich mit großen, boshaften, unheilverkündenden Augen an — mit den Augen eines Raubvogels ... Ich schaue ihr fest ins Gesicht, in die Augen ... Wieder dieses trübe Häutchen, wieder diese leblosen stumpfen Züge ...

„Ach!" denk' ich, „diese Alte ist mein Schicksal — jenes Schicksal, vor dem es kein Entrinnen gibt!"

„Kein Entrinnen! Kein Entrinnen! ... Das ist ja Wahnsinn! ... Man muß es versuchen!" Und ich wende mich zur Seite, schlage eine andre Richtung ein.

Schnell schreite ich dahin ... Aber wie bisher hör' ich wieder leichte raschelnde Schritte hinter mir, nahe, immer näher ... Und vor mir erscheint abermals die dunkle Gruft.

Noch einmal wende ich mich seitwärts ... Wiederum hinter mir dasselbe Rascheln und vor mir derselbe drohende Fleck.

Und wie ich mich auch winde und drehe gleich einem gehetzten Hasen — es hilft Alles nichts, nichts!

„Halt!" denk' ich. „Ich will sie zu täuschen suchen! Ich bleibe, wo ich bin!" — und ich setze mich augenblicklich an die Erde.

Die Alte steht einige Schritt hinter mir. Hören kann ich sie nicht, aber ich fühle ihre Nähe.

Mit einem Mal sah ich vor mir in der Ferne denselben schwarzen Fleck: da schwimmt, da kriecht er auf mich zu!

O Gott! Ich blicke mich um ... Die Alte sieht mich fest an, und ein höhnisches Lächeln verzerrt ihren zahnlosen Mund ...

„Kein Entrinnen!"

Eine morgenländische Sage.

Wer kennt nicht in Bagdad den großen Dschjaffar, die Sonne des Weltalls?

Einstmals, vor vielen, vielen Jahren, als er selbst noch ein Jüngling war, lustwandelte Dschjaffar in der Umgebung von Bagdad.

Plötzlich drang ein heiserer Schrei an sein Ohr: irgend Jemand rief verzweiflungsvoll um Hülfe.

Dschjaffar zeichnete sich vor seinen Altersgenossen durch

Digitized by Google

Ueberlegung und Besonnenheit aus, aber sein Herz war mitleidsvoll, und er vertraute auf seine Stärke.

Er folgte der Richtung, aus welcher der Schrei gekommen, und gewahrte einen gebrechlichen Greis, der von zwei ihn plündernden Räubern an die Stadtmauer gedrückt wurde.

Dschjaffar riß sein Schwert aus der Scheide und stürzte sich auf die Bösewichte. Den einen tödtete er, den andern jagte er in die Flucht.

Der befreite Greis fiel seinem Retter zu Füßen und, den Saum seines Gewandes küssend, sagte er: „Tapferer Jüngling, deine Großherzigkeit soll nicht unbelohnt bleiben! Dem Aussehen nach bin ich ein armer Bettler, aber eben nur dem Aussehen nach. Kein gewöhnlicher Mann bin ich! — Komm morgen in aller Frühe auf den Hauptmarkt; ich werde dich am Springbrunnen erwarten, und du wirst dich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen."

Dschjaffar dachte bei sich: „Dem Aussehen nach ist dieser Mann allerdings ein Bettler, indessen nichts ist unmöglich. Warum sollte ich nicht einen Versuch machen?" — und er erwiederte: „Wohl, mein Vater, ich werde kommen!"

Der Alte schaute ihm ins Auge und entfernte sich.

Am folgenden Morgen, als es kaum zu dämmern begann, begab sich Dschjaffar auf den Marktplatz.

Mit dem Ellenbogen auf das Marmorbecken des Springbrunnens gestützt, erwartete ihn der Greis schon. Schweigend nahm er Dschjaffar an der Hand und führte ihn in einen kleinen Garten, der auf allen Seiten von hohen Mauern umgeben war.

Mitten in diesem Garten stand auf einem kleinen grünen Platze ein Baum von ungewöhnlichem Aussehen.

Er glich einer Cypresse, nur war sein Laub von lasurblauer Farbe.

Drei Früchte — es waren Aepfel — hingen an den dünnen, nach oben gebogenen Zweigen: der eine war mittelgroß, länglich, von milchweißer Farbe; der zweite groß, rund und grellroth; der dritte klein, runzelig und gelblich. Ein leises Rauschen ging durch den Baum, obwohl es windstill war. Ein klagender feiner, gleichsam gläserner Ton war es; es schien, als ob der Baum Dschjaffars Nähe fühlte. „Jüngling!" begann der Greis, „pflücke nach Belieben eine von diesen Früchten, und wisse: pflückst und verzehrst du die weiße, dann wirst du der weiseste der Menschen sein; pflückst und verzehrst du die rothe, dann wirst du reich sein, wie der Jude Rothschild. Pflückst und verzehrst du die gelbe, dann wirst du allen alten Weibern gefallen. Entschließe dich und zaudre nicht! In einer Stunde verwelken die Früchte, und der Baum selber versinkt in den stummen Schoß der Erde."

Dschjaffar ließ das Haupt sinken und wurde nachdenklich. „Was ist hier zu thun?" sagte er halblaut, als ob er mit sich selbst zu Rathe ginge. „Wirst du allzu weise, dann wirst du vielleicht nicht mehr leben wollen. Wirst du reicher als alle Andern, dann werden dich Alle beneiden; am besten ist's, ich pflücke und esse den runzlichen Apfel."

Das that er denn auch; der Alte aber lachte mit seinem zahnlosen Munde und sagte: „O weisester aller Jünglinge! Du hast das beste Theil erwählt! Was soll dir der weiße Apfel? Du bist auch ohnehin weiser denn Salomo. Auch des rothen Apfels bedarfst Du nicht — auch ohne ihn wirst du reich sein. Nur wird deinem Reichthum der Neid nicht gesellt sein."

„Sage mir, o Greis," versetzte Dschjaffar zusammenfahrend; „wo wohnt die ehrwürdige Mutter unseres gottbegnadeten Kalifen?"

Der Greis verbeugte sich bis zur Erde und zeigte dem Jüngling den Weg.

Wer kennt nicht in Bagdad die Sonne des Weltalls, den großen, berühmten Dschjaffar?

Der Sperling.

Ich kehrte von der Jagd zurück und ging durch die Gartenallee. Mein Hund lief voraus. Plötzlich verzögerte er seine Schritte und begann zu schleichen, als witterte er vor sich ein Wild.

Ich blickte die Allee hinunter und gewahrte einen jungen Sperling mit gelbem Schnabelrande und jungem Flaum auf dem Kopfe. Er war aus dem Neste gefallen — ein kräftiger Wind schüttelte die Birken der Allee — und unbeweglich saß er nun da, indem er die kaum hervorgewachsenen Flügelchen hülflos von sich streckte.

Langsam näherte sich ihm mein Hund, als sich plötzlich vom benachbarten Baume ein alter, schwarzbrüstiger Sperling losriß, wie ein Stein gerade vor seiner Schnauze niederstürzte und ganz zerzaust und verstört mit verzweifeltem, kläglichem Gekreisch einige Male gegen den weitgeöffneten, mit großen Zähnen besetzten Rachen lossprang.

Er wollte sein Junges retten, er schirmte es mit seinem eigenen Körper ... sein ganzer winziger Leib bebte vor Schrecken, sein Stimmchen ward wild und heiser, er starb hin, er opferte sich!

Welch ein gewaltiges Ungethüm mußte der Hund ihm scheinen! Und gleichwohl vermochte er nicht dort oben auf seinem sicheren Aestchen zu verbleiben. Eine Gewalt, welche stärker war als sein Wille, riß ihn hinweg.

Mein Tresor blieb stehen und wich dann zurück. Offenbar mußte auch er jene Gewalt anerkennen. Ich rief den verdutzten Hund zu mir und entfernte mich mit einem Gefühle der Ehrfurcht.

Ja, lachet nicht, ich empfand wirklich Ehrfurcht vor diesem kleinen heldenmüthigen Vogel, vor dem leidenschaftlichen Ausbruch seiner Liebe.

Die Liebe, dachte ich, ist stärker als der Tod und die Todesangst. Nur durch sie, nur durch die Liebe erhält und bewegt sich das Leben.

Die Nymphen.

Ich stand vor einer herrlichen, im Halbkreis sich hinstreckenden Bergkette; junger grüner Wald bedeckte sie vom Gipfel bis zum Fuße. Blau und klar schimmerte über ihr der südliche Himmel. Die Sonnenstrahlen spielten in der Höhe; in der Tiefe, vom Grase halb verdeckt, murmelten eilige Bächlein. Und eine alte Sage kam mir in den Sinn, wie nämlich einst, im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt, ein griechisches Schiff übers ägäische Meer fuhr.

Es war um die Mittagszeit ... Der Wind ruhte. Und plötzlich rief Jemand in der Höhe zu Häupten des Steuermannes deutlich die Worte: „Wenn du bei jener Insel vorbei segelst, dann rufe mit lauter Stimme: der große Pan ist todt!"

Der Steuermann staunte und erschrak. Als jedoch das Schiff an der Insel vorbeifuhr, da gehorchte er und rief: „Der große Pan ist todt!"

Und sogleich erhob sich als Antwort auf seinen Ruf längs des ganzen Ufers (und die Insel war unbewohnt) ein lautes Seufzen und Stöhnen, und langgezogene Klagelaute erschollen: „Todt, todt ist der große Pan!"

Diese Sage also fiel mir ein, und ein sonderbarer Gedanke fuhr mir durch den Sinn: Wie, wenn auch ich jetzt riefe? Beim Anblick meiner jauchzenden Umgebung aber konnte ich an den Tod nicht denken, und so rief ich denn aus allen Kräften: „Erstanden, erstanden ist der große Pan!"

Und sogleich — o Wunder! — erscholl als Antwort auf meinen Ruf im ganzen weiten Halbkreis der grünen Berge ein freudiges Lachen, erhob sich fröhliches Reden und Klatschen. „Er ist erstanden, Pan ist erstanden!" lärmten jugendliche Stimmen. Alles vor mir begann plötzlich zu lachen, heller als die Sonnenstrahlen in der Höhe, lustiger als die spielenden Bächlein, die unterm Grase murmelten. Das eilige Stampfen leichter Schritte ward hörbar, durchs grüne Laubwerk schimmerte das Marmorweiß wollener Gewänder und die lebensvolle Röthe nackter Körper ... Es waren Nymphen, Dryaden und Bacchantinnen, die von den Höhen ins Thal herniedereilten.

Plötzlich sind sie an allen Ecken erschienen, Locken wallen von ihren göttlichen Häuptern nieder, die wohlgestalteten Hände tragen Kränze und Cymbeln — und Gelächter, helles olympisches Gelächter eilt und wogt mit ihnen dahin.

Digitized by Google

Ihnen voraus schreitet eine Göttin. Sie ist größer und schöner als alle — von der Schulter hängt ihr der Köcher, in der Hand hält sie den Bogen, und über dem wallenden Lockenhaar schimmert eine silberne Mondsichel.

Diana — bist du es?

Aber plötzlich macht die Göttin Halt, und sogleich folgen ihr all die Nymphen. Das helltönende Lachen erstirbt. Ich sah, wie plötzlich tödtliche Blässe das Antlitz der verstummenden Göttin bedeckte; ich sah, wie ihre Füße versteinerten, wie in unaussprechlichem Schmerz ihr Mund sich öffnete und die Augen, in die Ferne starrend, sich weiteten. Was hatte sie erblickt, wohin schaute sie?

Ich wandte mich nach der Richtung, nach welcher sie schaute . . .

Am äußersten Rande des Himmels, dort hinter dem Gürtel der flachen Felder glänzte wie ein feuriger Punkt das goldene Kreuz auf dem weißen Kirchthurm einer christlichen Kirche . . . Dieses Kreuz hatte die Göttin erblickt.

Ich hörte hinter mir einen schrillen, langen Seufzer, dem Beben einer gesprungenen Saite vergleichbar, und als ich mich wieder umwandte, sah ich von den Nymphen nicht eine Spur. Wie früher grünte der weithin sich dehnende Wald, und nur hie und da wurde, allmählich verschwindend, im dichten Gezweig etwas Weißes sichtbar. Waren es die Gewänder der Nymphen oder stieg vom Thalgrunde ein Nebeldunst auf — ich kann es nicht sagen.

Aber wie leid that es mir um die verschwundenen Göttinnen!

Maścha.

Als ich in Petersburg lebte — viele Jahre sind seitdem verflossen — ließ ich mich, so oft ich einen Miethskutscher nahm, mit demselben stets in ein Gespräch ein.

Namentlich unterhielt ich mich gern mit den Nachtkutschern, armen Bauern aus der Umgegend von Petersburg, welche in der Hoffnung auf einen bescheidenen Verdienst mit ihren kleinen ockerbestrichenen Schlitten und ihren armseligen Rößlein nach der Hauptstadt kommen.

Da fuhr ich wieder einmal mit einem solchen Kutscher . . . Es war ein Bursch von zwanzig Jahren, hochgewachsen, von kräftigem, stattlichem Aussehen. Er hatte blaue Augen und rothe Wangen. In geringelten Büscheln drang das blonde Haar unter der tief in die Stirn herabgezogenen geflickten Mütze hervor . . . Und wie hatte er nur diesen zerrissenen kleinen Kittel auf diese Riesenschultern bekommen!

Allein das rothe, bartlose Gesicht des Kutschers erschien mir finster und traurig.

Ich knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Auch aus seiner Stimme hörte ich tiefe Traurigkeit heraus.

„Was fehlt dir, Freund?" fragte ich. „Warum bist du so niedergeschlagen? Drückt dich vielleicht irgend ein Leid?

Der Bursch antwortete nicht sogleich.

„Ja, Herr, ja," erwiederte er endlich. „Und zwar ein Leid, wie es nicht schlimmer werden kann. Meine Frau ist gestorben."

„Und du hattest sie sehr lieb — diese deine Frau?

Der Bursch wandte sich nicht nach mir um; er neigte nur ein wenig den Kopf.

„Ja, Herr, ich liebte sie. Acht Monate sind schon verflossen . . . aber vergessen kann ich sie nicht. Beständig nagt's mir am Herzen . . . Und was brauchte sie zu sterben? Sie war so jung, so gesund! . . . Da auf einmal rafft die Cholera sie hin."

„Und war sie auch gut?"

„Ach, Herr!" entgegnete der Aermste mit einem schweren Seufzer. „Und wie herzlich lebten wir miteinander! Und sie ist ohne mich gestorben. Als ich hier erfuhr, sie sei schon beerdigt, eilt' ich sofort nach Hause, in mein Heimatsdorf. Als ich ankam, war schon Mitternacht vorbei. Ich trete in die Hütte, bleibe mitten in der Stube stehn und sage leise: „Maścha, Maścha!" Nur das Heimchen zirpt . . . Da fang ich an zu weinen, setze mich auf die Diele und schlage gewissermaßen mit dem Ellnbogen auf den Boden . . . O, du unersättlicher Schoß der Erde! . . Du hast sie verschlungen . . verschlinge nun auch mich! . . . Ach, Maścha!"

„Maścha!" fügte er dann plötzlich in gedämpftem Ton hinzu. Und ohne die Zügel aus den Händen zu lassen, wischte er sich mit dem Aermel die Thränen aus den Augen, zuckte die Achseln — und sprach kein Wort mehr.

Als ich aus dem Schlitten stieg, gab ich ihm ein kleines Trinkgeld. Er machte mir eine tiefe Verbeugung, nahm mit beiden Händen die Mütze ab und fuhr dann langsam weiter über die gleichmäßige Schneefläche der einsamen Straße, über welcher der graue Nebel des Januarfrostes hing.

Kohlsuppe.

Einer alten Wittwe raffte der Tod den einzigen, zweiundzwanzigjährigen Sohn dahin — er war der erste Arbeiter im Dorf.

Die gnädige Frau, die Besitzerin dieses Dorfes, hörte, welches Leid die Wittwe betroffen, und suchte sie am Tage der Beerdigung auf.

Sie fand sie zu Hause.

Mitten in der Stube vor dem Tische stehend, schöpfte sie mit langsamen gleichmäßigen Bewegungen dünne Kohlsuppe aus einem verräucherten Topf und führte den Löffel ununterbrochen zum Munde.

Das Gesicht der Alten war trübe und abgemagert, die Augen roth und geschwollen; aber sie hatte eine feste, gerade Haltung, wie in der Kirche.

„Mein Gott!" dachte die gnädige Frau. „In einem solchen Augenblick kann sie noch essen . . . welch rohe Empfindungen haben doch all diese Leute!"

Und die gnädige Frau erinnerte sich, wie sie vor einigen Jahren, da sie ihr neunmonatliches Töchterchen verloren, vor Gram es abgelehnt hatte, eine sehr schöne Villa in der Nähe von Petersburg zu miethen, und den ganzen Sommer in der Stadt geblieben war! . . . Und die Alte aß noch immer von ihrer Kohlsuppe.

Endlich vermochte die gnädige Fran nicht mehr an sich zu halten.

„Tatjana!" sprach sie. „Um Gottes willen! Ich bin erstaunt! Du hast deinen Sohn also gar nicht geliebt? Du hast nicht einmal den Appetit verloren? . . . . Wie kannst du nur diese Kohlsuppe essen!"

„Mein Wassja ist todt," entgegnete leise die alte Bäuerin, und von Neuem rollten ihr bittre Thränen über die eingefallenen Wangen. „Aber die Kohlsuppe kann ich doch nicht verkommen lassen: sie ist ja gesalzen."

Die gnädige Frau zuckte nur die Achseln — und entfernte sich. Sie bekam ihr Salz billig.

Zwei Reiche.

Wenn man mir den reichen Rothschild rühmt, der von seinen ungeheuren Einkünften Tausende hingibt, damit Kinder erzogen, Kranke geheilt, Greise gepflegt werden, — so rührt mich eine solche That und ich lobe sie.

Allein trotz meiner Rührung und meines Lobes kann ich nicht umhin, einer armen Bauernfamilie zu gedenken, welche eine verwaiste Verwandte in ihr elendes Häuschen aufnahm.

„Nehmen wir das Käthchen zu uns", sprach die Frau. „Zwar werden wir unsere letzten Groschen für sie hingeben müssen — aber nicht umsonst, sie wird uns unsere Suppe salzen . . ."

„Und wenn sie das auch nicht thut — wir nehmen sie dennoch," entgegnete ihr Mann.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Rothschild und diesem Bauer!

Digitized by Google

Ein Besuch.

Ich saß am offenen Fenster ... früh, ganz früh am Morgen des ersten Mai.

Der Himmelsrand hatte sich noch nicht geröthet; aber er war schon erblichen, und die dunkle laue Nacht begann sich bereits abzukühlen.

Der Nebel hatte sich noch nicht erhoben, kein Lüftchen regte sich; alle Gegenstände zeigten dieselbe Farbe; ringsum tiefes Schweigen — aber schon ließ die Natur ihr baldiges Erwachen ahnen, und die dicke Luft verbreitete einen scharfen feuchten Thaugeruch.

Plötzlich flog durch das offene Fenster unter leichtem Rauschen ein großer Vogel zu mir ins Zimmer.

Ich erbebte und blickte mich um ... Es war kein Vogel, es war eine beflügelte kleine Frauengestalt in enganschließendem, langherabwallendem Gewande.

Sie war ganz grau — ein perlmutterartiges Grau; nur die Innenseite der Schwingen zeigte das zarte Roth der sich entfaltenden Rose; ein Maiglöckchenkranz umfing das wirre Gelock des kleinen Köpfchens, und unter der schönen, ovalen Stirn wiegten sich, gleich den Fühlern des Schmetterlings, in ergötzlicher Weise zwei Pfauenfedern.

Sie flog einigemal im Zimmer umher; ihr kleines Gesicht lächelte; aber auch die großen, schwarzen, hellen Augen lächelten.

Durch die fröhliche Ausgelassenheit des launenhaften Fluges wurde der demantartige Glanz derselben ein wenig gemildert.

Sie hielt den langen Stengel einer Steppenblume in der Hand: „Königsscepter" nennen sie die Russen — und in der That, sie glich einem Scepter.

Schnell über mich hinfliegend, berührte sie mein Haupt mit dieser Blume.

Ich stürzte auf sie zu ... Aber sie war schon zum Fenster hinausgeflattert — sie flog wieder von dannen ...

Im Garten, im heimlichsten Versteck eines Fliedergebüsches empfing eine Taube sie mit ihrem ersten Girren — und dort, wo sie in der Ferne verschwand, begann der milchweiße Himmel sich langsam zu röthen.

Ich hatte dich erkannt, Göttin Phantasie! Zufällig kamst du zu mir — auf deinem Gange zu einem jungen Dichter.

O Poesie, Jugend, Frauen- und Mädchenschönheit! Nur auf einen Augenblick vermögt ihr meinem Leben Glanz zu verleihen — in früher Morgenstunde zu Beginn des Frühlings!

L. Anzengrubers kleinere Schriften.

Von Wilhelm Bolin.

Wenn ein professioneller Recensent von einigem Ansehen einen gehörigen Posten eigenhändiger Kritiken beisammen hat und sie in Buchform bringt, womit er, je nach Umfang oder Inhalt des Gelieferten, eine beliebige Literaturgeschichte, literarische Porträts und dergleichen in die Welt setzt, findet er und sein Anhang dies ganz in der Ordnung, sei die betreffende Darstellung noch so unvollständig und willkürlich, sein Urtheil stellenweise noch so schief und unzuverlässig, und möge eine unbefangene Kritik an seinem Elaborat noch so viel auszusetzen haben. Läßt sich aber ein dichterisch thätiger Autor beikommen, seine in verschiedenen periodischen Organen zerstreuten Beiträge zu einem Buch zu vereinen, so belieben obgedachte Rhadamantusse sehr häufig ein Langes und Breites über die Zulässigkeit eines solchen Verfahrens zu reden und thun dabei so, als richte sich der Maßstab des literarisch Statthaften nicht nach der Qualität des Gebotenen, sondern danach ob ein literarisches Erzeugniß der Buchform würdig sei oder nur das der Tagesliteratur gehörende flüchtige Dasein verdiene. Die gebildete Leserwelt indessen unterscheidet nur zwischen gelungenen und mißrathenen literarischen Leistungen, gleichviel ob solche unmittelbar in Buchform erscheinen oder diese erst annehmen, nachdem sie zuvor in Zeitschriften und sonstigen derartigen Publicationen sichtbar gewesen. Und wer, der großen Zahl dieser Leser angehörend, einen Autor lieb gewonnen, dem genügt das Erscheinen von dessen Leistungen in periodischen Organen nur für die erste vorläufige Kenntnißnahme, und wenn die meist nach vielen Richtungen hin zerstreuten Beiträge zu buchlicher Handlichkeit gesammelt ihm vorliegen, wird er eine solche Gabe besonders freudig begrüßen, sei es daß er von früher her ihm zusagende Bekannte durch Wiederlesen aufs Neue genießt oder auch für ihn selbst völlig Neues findet, indem er bei der Unzahl gegenwärtig concurrirender Unterhaltungsblätter seinem liebgewordenen Autor nicht überall hin folgen kann, wo dieser eine eventuelle Verwendung seiner Erzeugnisse gefunden.

Ein solcher Autor ist für Jeden, der heute noch Sinn für gesunde und echte, originelle und wahrheitsvolle Darstellung hat, der östreichische Dichter Ludwig Anzengruber, von dem uns nicht weniger denn vier Sammlungen in verschiedenen Zeitschriften und Kalendern bisher erschienener erzählender Schriften vorliegen. Vorwiegend als Dramatiker bekannt und geschätzt und nach der Seite hin wohl am glücklichsten beanlagt, hat er jedoch auch als Erzähler ein verdienstvolles Ansehen erworben. Es handelte sich früher um einen Cyclus ländlicher Gemälde, worin Anzengruber ebenso unübertrefflich ist wie in seinen unter Dorfbewohnern spielenden Dramen. In den neuen kleineren Schriften, die wir heute namhaft zu machen haben, entfaltet der Autor, neben dieser wunderbar ansprechenden Seite seines Talents, seine reiche Begabung auch nach andern Seiten hin; und sollten diese etwa nicht alle auf gleicher Höhe mit seiner bisher bekannt gewordenen Thätigkeit stehend befunden werden, wird unter dem erst jetzt Dargebotenen immerhin Bedeutendes oder doch der Beachtung Würdiges anzuerkennen sein, zumal dadurch die Eigenart unseres Dichters in ihrer Gesammtheit zur Geltung gelangt.

Es sind zunächst zwei kleinere Büchlein anzugeben, von denen das eine, „Bekannte von der Straße" betitelt, schon 1881 (Leipzig, Verlag von R. F. Albrecht) erschien, das andere, „Kleiner Markt" benannt, dagegen zu den jüngsten Weihnachtspublicationen gehört. Beide Sammlungen bestehen vorwiegend aus Studien und skizzenhaft gehaltenen Bildern aus dem städtischen Kleinleben. Die sichere Zeichnung und lebenstreue Schilderung treten hier ebenso hervor wie der liebenswürdige Humor und die sittlich tiefe Lebensanschauung des Verfassers. Seine städtischen Figuren üben freilich nicht jenen unwiderstehlichen Zauber aus, der seine ländlichen Gestalten auszeichnet; denn Anzengrubers Dörfler nehmen, sobald er die ganze Fülle seines Farbenreichthums über sie ausbreitet, in der Auffassung des Lesers eine so absolute Lebensbestimmtheit an, daß man den Eindruck thatsächlich stattgehabten Verkehrs mit ihnen hat. Diese dichterische Vollendung haben seine städtischen Figuren — die er übrigens ausdrücklich als „Bekannte von der Straße" vorführt — allerdings nicht, wiewohl sie doch interessiren und auch eine innigere Theilnahme erwecken, wenn der Verfasser, wie es in der größeren Erzählung „Sein Spielzeug" (Kleiner Markt S. 16—60) der Fall, seiner Darstellung eine größere Breite gibt, um mit einer tiefergreifenden Schilderung abzuschließen, die an Großartigkeit dem Besten der dichterischen Literatur überhaupt gleichkommt. In eben diesem Büchlein findet man, außer einigen sinnigen Gedichten und dem originellen Märchen „Aus der Spielzeugwelt", worin ein philosophisches Problem wunderbar anschaulich symbolisirt und gedeutet wird, auch eine gar anmuthige Geschichte aus dem Bauernleben, „Hartingers alte Sixtin", womit der Dichter unfehlbar die Herzen derer gewinnen wird, denen seine Zeichnungen städtischer Verhältnisse und seine zum Theil kecken Gedichte nicht ganz zusagen sollten.

Werthvoller sind allerdings die beiden andern, dem Umfang wie dem Inhalt nach auch bedeutenderen Sammlungen, welche fast ausschließlich dem Gebiet des Ländlichen angehören. Diesem versteht der Dichter einen wahrhaft unerschöpflichen Reiz abzugewinnen, wie wenn er mehr dort als im Städtischen zu Hause

Digitized by Google

wäre. Das eine dieser Bücher erschien im ersten Halbjahr 1882 in der bekannten Collection Spemann, worin Anzengrubers „Feldrain und Waldweg" eine der werthvollsten Zierden ist. Sechs kleinere, aber dabei lebendig und ansprechend gehaltene Bilder — darunter zumal das launige „Treff-Aß" und das liebliche Idyll vom „starken Pankraz und der schwachen Eva" — gruppiren sich um die größere Erzählung „Der Einsam'", welche sowohl in Erfindung und Durchführung, wie in Charakteristik und künstlerischer Gestaltung von einer vollendeten Meisterschaft ist. Diese rührende Geschichte eines armen Burschen, der wider seinen Willen zum Verbrecher geworden und nach ausgestandener Zellenhaft ein harmloses, von der Welt abgezogenes Büßerleben führt, aus dem er, im erhabensten Sinne tragisch, durch die kleinlichsten Verhältnisse herausgerissen wird und ihnen zum Opfer fällt, gehört zum Originellsten und Bedeutendsten, was die neuere deutsche Erzählungskunst aufzuweisen hat. An die prachtvolle Hauptfigur, selbst eine der gelungensten Schöpfungen unseres Dichters, reihen sich zahlreiche scharf ausgeprägte Gestalten, auch die flüchtigst auftretenden mit sicherer Hand gezeichnet, die mehr hervorragenden, darunter namentlich zwei Dorfgeistliche und der Gemeindevorsteher, von einer überaus prägnanten Individualität, in deren Gemüth dem Leser ein tiefer Einblick erschlossen wird. Das Ganze entrollt sich vor Einem mit jener unwiderstehlichen Lebendigkeit, wie echte Bühnenwerke bei angemessener Darstellung sie erzielen, — ein Eindruck, der vorliegendenfalls sehr erklärlich, da wir die Leistung eines Dramatikers von wahrhaftem Beruf vor uns haben, welche uns zugleich belehrt, wie nahe Drama und Novelle beieinander liegen.

Ein gar köstliches und originelles Buch bildet die vierte noch zu erwähnende Sammlung, welche „Launiger Zuspruch und ernste Red'" betitelt und bei M. Schauenburg in Lahr verlegt ist. „Kalender-Geschichten" nennt sie der Autor, nicht nur weil selbige zuerst in verschiedenen Kalendern veröffentlicht worden, sondern auch weil eine solche Publicationsweise dem Erzähler eine besondere Aufgabe stellt, welche er ausdrücklich dahin bestimmt, daß man das Dargebotene „gern des Oefternlieſt, wo über das letzte Wort hinaus Gedanken sich fortspinnen und Gefühle nachklingen". Der Erzähler hat also einen lehrhaften Zweck, indem seine Leistung „jedem Leser mehr oder minder nahe gehen" soll und die vorgetragene Meinung so eingekleidet sein, „daß sie ehrlichen Leuten zu Kopf und Herzen spricht" und sie zu eigenem Nachdenken anregt. Natürlich kann — wie es auch thatsächlich geschehen — unter so allgemeiner Bestimmung dessen, was die Kalender-Geschichte soll, diese Erzählungskunst im Interesse sehr zweifelhafter Tendenzen betrieben werden. Hier ist es das Naturell und die gesammte Geistesrichtung unseres Dichters, welche die Gediegenheit der ven ihm erzielten Belehrung verbürgt. Seine durch und durch gesunde Lebensanschauung und sein freimüthiger Wahrheitssinn veranlassen ihn zu einer ebenso entschiedenen Feindschaft aller Verlogenheit und Eigensucht, wie zur liebevollsten Rücksichtsnahme auf Ueberzeugungen, so weit sie aufrichtig und mit wahrhafter Charaktertüchtigkeit gepaart, so daß Jeder, dem es um Förderung echter Menschlichkeit und geläuterter Sittlichkeit unter den von des Tages Mühen unmittelbar Betroffenen zu thun ist, es nur als ein Glück preisen kann, daß ein so hochbegabter Schriftsteller sich der wichtigen Aufgabe der Kalender-Belletristik unterzogen. Fern von jeglicher Aufklärerei wirkt unser Dichter dennoch für entschiedene Freisinnigkeit, wie sie auf gediegenem Wissen und ernsthaftem Erfassen der Lebensbeziehungen fußt. Hierin sind besonders die Märchen der vorliegenden Sammlung bemerkenswerth. Unverkennbar lehrhaft gehalten, gehen sie landläufigen Vorurtheilen innerhalb des geschichtlich und dogmatisch Gültigen zu Leibe, wobei jedoch die Grundbedingungen sittlicher Gemeinschaft und einer auf Herzensreinheit zielenden Religiosität ebenso gewahrt sind wie die Forderungen dichterischer Schönheit und künstlerischer Anmuth. Mit großem Geschick ist dies in dem Märchencyclus durchgeführt, dessen sechs schlichte aber sinnvoll und launig erzählte Geschichten dem prächtigen Steinklopferhanns — jener wunderbar gelungenen Gestalt aus Anzengrubers unübertrefflicher Bauernkomödie „Die Kreuzelschreiber" — in den Mund gelegt sind, und zwar im Zusammenhang mit einem hübsch erfundenen Rahmen von Nebenfiguren und Begebenheiten, an welche die verschiedenen Märchen sich knüpfen. Die Belehrung, die unser Dichter durch diesen seinen Anwalt unter die Leute bringen will, geht allerdings in einer der werkheiligen Kirchlichkeit und der ihr entsprechenden Denkart durchaus entgegengesetzten Richtung, aber desto bestimmter dringt er auf Arbeitstüchtigkeit und redliches Pflichterfüllen, auf Achtung für fremdes Eigenthum und für die Vortheile der Culturentwicklung. Besondere Aufmerksamkeit wendet der Verfasser auch den Unglücklichen zu, die durch größeres oder geringeres Verschulden dem strafenden Arm des Gesetzes verfallen, und die eigens dieser Frage gewidmeten zwei letzten Kalendergeschichten, spannend in der Erfindung und lebendig in der Darstellung, verdienen Beachtung wegen der Sicherheit, womit der Dichter das verdammliche Wollen und Thun zu verdeutlichen und den betreffenden Persönlichkeiten doch die volle Theilnahme des Lesers zuzuwenden weiß, indem derselbe unwillkürlich sich fragen muß, ob er, in die gleiche Lage wie der Unglückliche versetzt, nicht etwa ebenso leicht wie dieser fehlen würde.

Wer unsern Autor irgend kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, wird sicherlich nicht verabsäumen, den nun erschienenen kleineren Schriften eine eingehende Kenntnißnahme zu widmen. Aber auch allen denen, welche um unsern Verfasser kaum dem Namen nach gewußt, möchten wir die hier besprochenen Sammlungen, namentlich die beiden zuletzt angeführten, als einen Born der angenehmsten und lehrreichsten Unterhaltung empfehlen. Was er bei jeder seiner Kalendergeschichten bezweckt, daß man sie nämlich „gern des Oefternlieſt, weil sie, über das letzte Wort hinaus, Gedanken erregt und im Gemüthe nachklingt", gilt eigentlich von allen seinen Erzählungen: sie werden Einem durch Wiederlesen besonders werth, obschon dies verschieden ausfällt, je nach deren Umfang und künstlerischer Bedeutung. Immer aber findet man die gleiche Ursprünglichkeit und Frische der Auffassung, die nämliche Männlichkeit der Gesinnung und die ebenso sichere Gewalt des Ergreifens durch die nur echten Dichtern verliehene Seelenkundigkeit, überall die nämliche Anschaulichkeit der Schilderung bei stetem Meiden aller Weitschweifigkeit und jedweden Wortgepränges. Mit einem offenen Sinn für Leid und Weh, das dem Weltverläſtern ebenso fern steht wie der ekelhaften Schmerzwollüstelei, verbindet unser Dichter ferner noch einen kernigen Humor, so durch und durch gesund und lebenskräftig und mit einer solchen Fülle von Witz und treffender Pointirung ausgestattet, daß ihn stellenweise sogar ein Voltaire darum beneiden könnte.

Granada.

Von F. Keber.

(Schluß.)

Ein prächtiger Portalbau, dem ursprünglichen Eingang in den Myrthenhof gegenüber, führt quer durch einen Corridor mit reicher Muldendecke aus reizender Holzvertäfelung (Antisala de la Barca) in den sog. Saal der Gesandten, den mächtigen Empfang- und Festsaal des Palastes. In einem schon früher bestehenden Festungsthurm (Comaresthurm von einem Orte bei Malaga genannt) hineingebaut, setzt dieser Saal im Gegensatze gegen den übrigen Palast durch seine enormen Mauerdicken in Erstaunen. Mit welchem Geschick aber ist diese durch den äußeren Zweck des Festungsthurmes gebotene Schwerfälligkeit überwunden! Die neun Fensterausschnitte erweitern sich nämlich nach innen zu förmlichen Gemächern von unaussprechlichem Reiz, da jedes durch das vermittelst eines Säulchens doppeltgetheilte Balkonfenster mit einem wunderbaren Landschaftsbilde abschließt. Ergießen diese Ausschnitte ausgiebiges Licht auf den Fußboden und den Versammlungsraum überhaupt, so spenden die oberhalb sich hinziehenden kleinen Bogenfester davon nicht zu viel, so daß die

Digitized by Google

obere Partie der sehr hohen und von unten bis oben mit prachtvollen Teppichmustern decorirten Wände sammt der reizenden Cedernholzdecke in phantastischem Dunkel liegt. Gerade hier aber fühlt sich der Beschauer veranlaßt, auch künstliche Beleuchtung bei nächtlicher Raumbenutzung wesentlich mit in Rechnung zu ziehen, wie sie in der orientalischen Architektur immer eine große Rolle spielt.

Der stattliche Repräsentationssaal war zwei Jahrhunderte hindurch Zeuge ebenso prächtiger wie bedeutungsvoller Empfänge. Seit die Fäden der Geschicke des arabischen Spaniens in der Alhambra zusammenliefen, fehlte es nicht an Huldigungen, an Hülfesuchenden, an Ambassaden von Fez und Marokko und selbst von christlichen Fürsten. Wie auf dem Platz Bibarrambla in Granada häufig christliche Ritter mit maurischen buhurdirten und erstere sogar für die Unschuld einer verleumdeten Prinzessin der Alhambra mit den Waffen in die Schranken traten, so näherten sich wohl auch häufig abenteuernde spanische, französische und deutsche Ritter dem Throne des granadischen Königs, schon um die weltberühmte Schönheit seiner Residenz zu schauen. Es wäre interessant, die Reiseaufzeichnungen des tirolischen Ritters Oswald von Wolkenstein publicirt zu sehen, welcher längere Zeit am Hofe zu Granada verlebte, und vielleicht in diesem Saale im Wettkampfe mit arabischen Dichtern und Sängern seine älplerischen Weisen zur großen Belustigung der Mauren und zum verliebten Entzücken der Damen erschallen ließ.

Tragisch mußte der Empfang des Cardinals D. Pedro Gonzalez de Mendoza am 2. Januar 1492 und die damit verbundene Abschiedsaudienz König Boabdils gewesen sein, wunderbar dagegen die darauffolgende Huldigung der christlichen Könige, wo sich castilische Ritterlichkeit und maurische Pracht mit begeistert gehobener Stimmung verband. Unscheinbarer zwar, aber folgenreicher war der wenige Wochen spätere Empfang des Columbus, welcher gleichfalls in diesem Saale stattfand und zur entscheidenden Zusage bezüglich der Entdeckungsfahrt führte.

Wie man von dem vorgelegten Corridor (Antisala de la Barca) links zu der sogenannten Moschee, einem von Isabella in eine Hauskapelle umgewandelten nicht allzu bedeutenden Saalbau gelangte, so führt vom Comaresthurm aus rechts ein Corridor mit offener Säulenloggia zu einem kleinen ganz in Renaissance umgebildeten Pavillon, Tocador de la Reyna, Schmuckzimmer der Königin genannt. Wir verweilen bei diesem zierlichen Kiosk trotz entzückender Aussicht so wenig, wie bei dem Brunnenhof Lindaraja, zu welchem von der Loggia aus eine Treppe herabführt, oder bei den benachbarten Bädern, sondern wenden uns sofort zum zweiten Haupttheil des Palastes, der eigentlichen Königswohnung.

Seit der Haupteingang des Löwenhofes durch den Palastbau Karls V. zerstört worden ist, gelangt man in diesen Theil des maurischen Königsschlosses nunmehr durch eine Seitenthüre des Myrthenhofes. Wer kennt nicht den von seinem Brunnen genannten Hof, diesen zu den bekanntesten Baudenkmälern der Erde gehörigen Wunderraum! Ich gestehe, Herzklopfen empfunden zu haben, als der Custode den Eintritt in denselben ankündigte. Das einmal von Angesicht zu schauen, was man schon in tausend Nachbildungen gesehen, wovon man in Poesie und Prosa gelesen, worüber man so oft gesprochen und geschwärmt, ist immerhin eine Art von Erreichung eines Sehnsuchtszieles, die Niemand kalt lassen kann.

Der erste Eindruck jedoch war der der Kleinheit, der Enttäuschung hinsichtlich der Dimensionen, welche alle aus den Reproductionen und selbst aus den photographischen gewonnenen Vorstellungen Lügen strafte. Der Myrthenhof ist wenigstens von größerer Längserstreckung und wirkt auch durch die dreistöckige Eingangswand wie durch den hoch und kräftig über die Schlußwand emporragenden Comaresthurm in seinen Maßen bedeutend. Freilich auch unorganisch, da der Gegensatz der leichten Palastarchitektur gegen den schweren Befestigungsbau nicht ganz verwischt werden konnte, wie auch sonst etwas noch nicht voll Entwickeltes in dem Bau liegt, der auch nach den vorherrschenden Inschriften älter ist und von dem Vorgänger Muhammeds V., des Erbauers des Löwenhofes, herrührt.

Von solcher Unsicherheit und nicht völlig gelösten Gegensätzlichkeit ist hier keine Rede, wie aus einem Guß stellen sich die Baugruppen der drei Haupttheile in das gegenseitige Verhältniß. Sieht man von der Ueberhöhung ab, welche Karl V. der Gemächerbenutzung wegen auf den Pavillon der Eingangsseite setzen und mit zusammengeborgten maurischen Fragmenten nebst seinem Säulenwappen verzieren ließ, so wünschte man sich nirgend etwas höher oder niedriger, länger oder breiter. Und welch erlesener Geschmack herrscht in der ganzen Anordnung: in dem Säulenreichthum der beiden vorspringenden Pavillons, in den wechselnden Phantasieschnitten der ungleich breiten Scheinarchivolten, in den Teppichmustern der Wände, den Fayencelambris der sogenannten Azulejos, deren mattfärbige bläuliche Muster das ältere Goldschmelzmosaik (Fesifisa) verdrängt haben, in den vorspringenden Dächern mit buntglasirten Hohlziegeln, wie sie jetzt nach den wenigen erhaltenen Resten mit großem Geschick allmählich wieder erneuert werden, dazu in der übrigens vielen arabischen Schlössern eigenen Löwenfontaine, welche ihre Hauptgarbe zu dem tropischen Firmamentausschnitt emporsprüht, um mit dem verschwebenden im Sonnenstrahl irisirenden Dunste die Luft bis in die Gemächer hinein zu kühlen. Und gerade das Zurückbleiben hinter gewohnten Palastdimensionen vollendet den Reiz dieses unbeschreiblichen Schatzkästchens schon vor der Heranziehung der dessen Fächer bildenden Säle. Mit einem Blick zu umspannen wirkt es in unsagbarer Harmonie wie ein Tisch voll von jenen herrlichen Werken Nürnberger und Augsburger Renaissancemeister, welche eine fürstliche Tafel so unübertrefflich auszustatten vermögen. Und schließt man nach längerer Betrachtung auf einen Moment die Augen, so klingt der Eindruck nach wie ein Gondel-Concertino in einer venezianischen Mondnacht, weich und leise, und voll von traumhaft schwärmerischem Genuß. Ich konnte ein Gedicht des Königs Al Motamid von Sevilla nicht wiederlesen, ohne mich aufs Lebhafteste in den Löwenhof zurückversetzt zu fühlen.

Es lautet nach Graf Schacks Uebersetzung (Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien) wie folgt:

O grüße, Freund, mein Silves mir und frage seine Fluren,
Ob sie der Freundschaft noch gedenk, die wir einander schwuren!
Auch meinem Liebling, dem Palast Seradschib, bringe Grüße;
Die Zeit, die ich in ihm verlebt, vergeß ich nie, die süße.
Noch seine Schönen, lauschend durch des Harems Vorhangfalten,
Noch seine Marmorlöwen, die das Brunnenbecken halten!
Wie manche Nacht verbracht' ich dort, umhaucht von milden Lüften,
Mit einem Mädchen, schlank von Wuchs und üppigweich von Hüften!
Wie oft mit einer blühenden Maid, an deren Arm die Spange
Hell schimmerte, als ob an ihm die Mondessichel hange,
Spielt ich die Nacht am Strome dort, bald Küsse mit ihr tauschend,
Bald aus dem Becher Weines mich, den sie mir bot, berauschend.
Zur Zither sang sie mir ein Lied in unsres Küssens Pausen,
Hoch schlug mein Herz dabei, als hört im Kampf ich Lanzen sausen;
Und o der Lust, wenn sie zuletzt, wie aus der Knospenhülle
Die Blüthen brechen, vor mir stand in weicher Glieder Fülle.

Die ganze Schönheit entfaltet sich jedoch erst durch den Blick vom Innern der an drei Seiten gegen den Hof geöffneten Säle. So von den im Fond befindlichen drei untereinander verbundenen Räumen, welche zusammen die wenig zutreffende Bezeichnung des Saals des Tribunals oder der Gerechtigkeit tragen. Die feine Spitzenarbeit an den Bogenverbindungen verleiht hier dem Deckenwerk einen ganz besonderen Reiz. Mehr interessant als decorativ wirksam sind dann drei Deckengemälde oder vielmehr an den Decken ausgespannte Malereien auf Leder, als die drei einzigen Monumentalgemälde arabischer Kunst, welche sich überhaupt erhalten haben. Geben wir übrigens auch zu, daß die Bildnisse der zehn granadischen Könige an der Decke des Mittelschiffes specifisch arabische Arbeit sein können, so sind die Darstellungen der beiden Seitennischen sowohl inhaltlich wie nach der Darstellungsweise unverkennbar unter abendländischem Kunsteinfluß entstanden. Die ritterlichen wie Minnescenen weisen jedenfalls auf den Contact mit dem christlichen Ritterthum, Tracht

Digitized by Google

und Architektur sind überwiegend dem christlichen Europa entnommen. Wenn wir also auch hierin, wie bezüglich der Anfänge des granadischen Baustiles, von unserer Hauptquelle, den Studien des Grafen Schack abweichen, so geschieht dies nach reiflicher Erwägung dieser schwierigen und in manchem Betracht nicht unwichtigen Frage.

Anziehender und ausdrucksvoller ist die auf der rechten Seite des Löwenhofes liegende sog. Halle der Abencerragen. Die mächtigen Flügelthüren, in den wunderlichen Angelköpfen hängend, zeigen eine den Deckenvertäfelungen verwandte Cedernholzarbeit von höchstem Reichthum der geometrischen Figuren, einst noch gehoben durch reiche Vergoldung und Bemalung, die jetzt allerdings fast ganz verschwunden ist. Der quadratische Saal erweitert sich zur Rechten und Linken in zwei Säulenalkoven, darüber aber erhebt sich eine Polygonalkuppel in Holzgerüst, die sternförmig ansteigend zu einer höchst phantastischen Stalaktitenbildung Gelegenheit gibt. Die Flecken in dem marmornen Brunnenbecken in der Mitte werden schon vom 16. Jahrh. an für Blutspuren einer unterdrückten Palastrevolution erklärt, doch bleibt es unklar, ob hier nicht, wie Schack wahrscheinlich gemacht hat, zwei Thatsachen zu einer Sage zusammengeflossen sind. Nach dem landläufigen Berichte soll sich König Ab ul Hassan an dem mächtigen Geschlechte der Abencerragen, von welchem ein Mitglied der Verführung von des Königs Schwester, andere hochverrätherischen Einvernehmens mit christlichen Rittern geziehen wurden, dadurch gerächt haben, daß er es insgesammt in die Alhambra lockte, und dort in der Halle, die seitdem den Namen jenes unglücklichen Geschlechtes trug, enthaupten ließ. Ist auch an solch blutiger Hinterlist und an der Methode der Ausrottung ganzer Familien in der arabischen Geschichte nichts Auffälliges, da die Massenenthauptung der Aufrührer im Palast zu Toledo jedenfalls noch weit grauenhafter war, so scheint doch der Zusammenhang vielmehr der zu sein: Ab ul Hassan hatte, wie der im 16. Jahrhundert schreibende Granadiner Marmol Carvajal berichtet, in wahnsinniger Liebe zu der Renegatin Zoraya (Isabel de Solis) seine Gemahlin Aischa verstoßen, und einige ihrer Söhne an einem Brunnenbecken neben dem Löwenhofe enthaupten lassen. Seinen Hauptzweck, den Kindern der Zoraya die Nachfolge zu sichern, verfehlte jedoch der verblendete König, indem es der unglücklichen Aischa gelang, ihren Erstgebornen Abu Abdallah (Boabdil) dadurch zu retten, daß sie ihn an zusammengeknüpften Frauenkleidern zum Comaresthurm hinabließ, so daß der Prinz, wie es scheint unter Beihülfe der Abencerragen, nach Guadix entkam. Ob nun diese Parteinahme Folge einer vorausgegangenen blutigen Vergewaltigung einiger Abencerragen, oder die Ursache einer nachfolgenden war, und welche Rolle unter den Motiven die Verführungsgeschichte der Prinzessin und der Landesverrath der Abencerragen spielt, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls bildet die Sage eine schauerliche Staffage zu den anscheinend nur für Genuß und Lust geschaffenen Räume der Königsburg.

Von höchster Schönheit endlich ist das Innere, wie der Blick nach dem Hof in dem sogenannten Saal der zwei Schwestern an der linken Langseite des Hofes, ohne Zweifel dem Hauptwohngemach des Königs. Ist auch von den reichen Teppichmustern der Wände wie fast überall nur das farblose Gipsrelief übrig, so ist doch die Pendentifüberführung der Vierecks ins Achteck am Kuppelansatz, wie die Kuppel selbst überaus prachtvoll, wenn auch hier gleichfalls kein eigentliches Kuppelgewölbe vorliegt, sondern Alles nur Holzgerüst mit Gipsüberzug ist. Das gedämpfte Licht, welches durch die Kuppelfenster fällt, läßt in die beiden Alkoven zur Rechten und Linken, die dem Raum den Namen der zwei Schwestern gegeben haben, nur ein Halbdunkel gelangen, welches dem Zweck der beiden Schlafnischen in hohem Grade entsprechend erscheint. Ueberaus reizend endlich ist der der Eingangsseite des Saales gegenüber angefügte kleine Kiosk (Gemach der Infantinnen genannt), welcher in den bis auf den Fußboden herabreichenden Doppelfenstern den Ausblick auf das schon erwähnte kleine Brunnengärtchen der Lindaraja vermittelt. Ich versage mir um so leichter jeden schwärmerischen Erguß über den Zauber dieses Juwels orientalischer Baukunst, als ich den Saal selbst in einer seiner poetischen Inschriften sprechen lassen kann, wie sie Schack in trefflicher Uebersetzung (II. 376) gibt:

Hier ist der Saal, der herrliche, mit jedem Schmuck erfüllte!
Verborgne Reize hat er viel und andre unverhüllte;
Ihn grüßt des Himmels Zwillingspaar mit freudigem Erstaunen,
Ihm naht der Mond, ein Liebeswort ihm in das Ohr zu raunen,
Die Sterne stiegen gern herab aus ihren lichten Zonen,
Anstatt im Himmel wünschten sie in diesem Saal zu wohnen!
Gern unter deine Sklavenschaar, Herr, möchten sie sich reihen,
Und in den bunten Höfen dir voll Ehrfurcht Dienste weihen.
Die Halle, des Palastes Zier, sprich, kann sie sich der hellen
Milchstraße nicht, der schimmernden, an Glanz zur Seite stellen?
Als Prachtgewand bekleidet sie dies Schloß, und wie beschämen
Nicht ihre Farben, reich an Glanz die Teppiche von Yemen!
Wie viel der Säulen ringsumher, die leuchtend aufwärts ragen,
Wie viel Arkaden siehst du rings, von jenen leicht getragen!
Du glaubst, es rollten um dich her die lichten Himmelssphären,
Indeß die Sonnenstrahlen sie mit erstem Schein verklären.

Ich verweile nicht mehr bei den übrigen Resten der Alhambra, dem Haus des Sanchez (Mirador del Principe), dem Thurm der Gefangenen, dem Thurm der Infantinnen u. s. w. In schlechtgehaltenen Privatgärten und ländlichen Anbauten verborgen, bieten sie auch weniger landschaftliche Reize durch die ihnen mangelnden Aussichtsstellen. Auch die jetzt in eine Kirche umgewandelte Moschee ist ein unerfreuliches Zerrbild, welche weder das eine noch das andere klar erkennen läßt, wie es mit den meisten Adaptirungen zu geschehen pflegt. Man eilt um so unbefriedigter von ihnen weg, als man sich nur durch ganz Bedeutendes den immer zu kurzen Aufenthalt im Palaste selbst verkümmern lassen möchte.

Selbst der Besuch des berühmten Generalife hinterläßt den herrlichen Eindruck, von welchem man liest, nur dann, wenn man es vor dem Alhambra-Schlosse besichtigt und namentlich den herrlichen Blick über Stadt und Land nicht schon vom Glockenthurm, dem Saal der Gesandten oder dem Tocador de la Reyna aus genossen hat. Es ist eine etwas höher als die Alhambra gelegene Villa auf einem nur durch eine schmale Thalspalte von jener getrennten, ziemlich steil abfallenden und mit dichter Vegetation bedeckten Bergrücken. Unmittelbar nach 1319 von König Abul Walid gebaut, wie aus den Inschriften hervorgeht, trug es den seltsamen Namen Dschennat al arif, Garten des Baumeisters, der schon im 16. Jahrhundert bei abendländischen Beschreibern in Gnihalariffe, jetzt in Generalife verballhornt erscheint. Daß der Name auf einer Inschriftstelle über dem Eingangsbogen ins Innere beruht:

„Sinnreich hat die Hand des Künstlers seine Wände so gestickt,
Daß man glaubt, es seien Blumen, was das Auge dort erblickt."

wage ich nur zu vermuthen, nicht zu behaupten. Jedenfalls ist die Natur und die intime Benutzung der Situation der Vegetation und des auf das schmale Plateau herabschießenden Felsenquells immer die Hauptsache gewesen, auch ehe noch die grausamen Unbilden durch Abbruch, Modernisirung und rohe Uebertünchung der Ornamente, die nicht einmal die Marmorkapitäle verschont haben, über den Bau hereingebrochen sind. Nach meinem Geschmack würde die maurische Ruine als solche poetischer und malerischer wirken, als die daraus aufgestutzte modernen Zwecken und Bedürfnissen angepaßte Villa, welcher namentlich die schlechtgemalte Ahnengalerie der Besitzer seit dem Fall von Granada, d. h. seit dem Renegaten Cidi Yaya Alnayar (Don Pedro Granada) keinen künstlerischen, am allerwenigsten aber einen passenden Schmuck gewährt. Auch dem verkünstelten Brunnenwerk im Garten zog ich den Blick von der quellenumrauschten Höhe des Belvedere-Pavillons oder die in majestätischer Melancholie ragende Cypresse vor, an deren Fuß die Sage den Fehltritt der Prinzessin mit dem Abencerragen verlegt.

Generalife war übrigens nur eines der zahlreichen Lustschlösser, welche von weitläufigen Gärten umgeben das Bergland,

Digitized by Google

dessen hervorragendste Zunge die Alhambra bildet, in einen abwechselungsvollen Zaubergarten verwandelt hatte. Durch Zerstörung der belebenden Aquäducte sind dieselben, wie Dar al harza, Alijares und Dar ul wad (Casa de las gallinas) verödete oder überwucherte Schutthaufen geworden.

Die Stadt selbst ist minder reich an hervorragenden arabischen wie anderen Baudenkmälern, als die in dieser Beziehung reichste und interessanteste Stadt Spaniens, nämlich Toledo. Auch gebietet die letztere über eine Schönheit der Lage und Formation und durch den hier grandios gekrümmten Tajo über ein Flußpanorama, wie es Granada versagt ist, freilich auf Kosten der Vegetation, die Toledo und Umgebung fast gänzlich fehlt. Auch der lange bewahrte maurische Charakter der Wohngebäude verschwindet jetzt beinahe gänzlich unter moderner Restauration. So ist die Bivarrambla (Bab ar Raml, Thor des Sandes) die alte Turnierstätte, auf welcher unter den gastlichen Naßriden nicht selten die Speere christlicher Ritter an maurischen Panzern splitterten, erst in unserem Jahrhundert vollständig modernisirt worden. Das Elvirathor reicht an Bedeutsamkeit keineswegs an die überdies herrlich gelegene Puerta del Sol in Toledo, und auch die noch übrigen Façadenreste oder das Minaret von S. Juan de los Reyes sind nicht von erheblicher Bedeutung. Am interessantesten war mir eine Karavanserai, deren schöner Portalbau wohl erhalten ist, während das Innere ganz im Schmutz der modernen Benutzung versunken erscheint.

Die in gothisirender Renaissance erbaute großräumige Kathedrale aus Karls V. Zeit aber findet in der ähnliche Tendenz zeigenden Kathedrale von Malaga eine baukünstlerisch höher stehende Analogie und leidet stark an den Ungeschlachtheiten und Geschmacklosigkeiten, wie sie allen Bauten des düsteren Kaisers und seiner nächsten Nachfolger anhaften. Mehr fesselte mich der rechts anstoßende ältere Kathedralenbau, ein jetzt durch den Namen Capilla real ausgezeichnetes spätgothisches Werk aus der Zeit unmittelbar nach der Einnahme von Granada durch Ferdinand und Isabella, deren Monogramme und Wappen wie an allen spätgothischen Werken Spaniens in endloser Wiederholung bis in die Gesimsbalustrade emporklimmen. Freilich nahm mich dort beim Eintritt in erster Reihe ein wunderbares flandrisches Triptychon ganz in Anspruch, welches, links ziemlich hoch an einem Seitenaltar angebracht, nähere Besichtigung unabweisbar machte, und vorerst alle meine Gedanken auf die Beschaffung einer Leiter concentrirte. In der That handelt es sich in dieser Kreuzigung, Grablegung nnd Auferstehung um eines der schönsten und größten Werke Memlings, den Hauptarbeiten des Meisters im Johannes-Hospital zu Brügge vollkommen ebenbürtig, von welchem jedoch die Kunde wenigstens noch nicht in weitere Kreise gedrungen zu sein scheint. Erst nachdem ich mich der kostbaren Entdeckung in der Weise des ungläubigen Thomas vergewissert, konnte ich mich den Eindrücken der Architektur und namentlich jener Prachtgräber widmen, welche an künstlerischer und historischer Bedeutung zu den interessantesten der Welt gehören.

Ich hatte eben Gelegenheit gehabt, die weltberühmten burgundischen und castilischen Grabdenkmäler im Schloß zu Dijon und in der Karthause von Miraflores bei Burgos zu bewundern, die zu den kunstvollsten Schöpfungen der üppigsten Spätgothik gehören. Den Eindruck dieser überbieten nun freilich die nicht minder reichen und prachtvollen Renaissance-Sarkophage Granadas nicht. Toskana besitzt viele Sculpturen, welche diese wenigstens an charakteristischer Bedeutung übertreffen, wie denn auch fraglich bleibt, ob sie wirklich von Torrigiani herrühren. Aber interessantere Persönlichkeiten findet man wohl selten in Fürstengrüften nebeneinander ruhend, wie hier in den völlig schlichten, mit rostigen Eisenbändern zusammengehaltenen Bleisärgen, welche unter den Denkmälern aufgereiht sich lediglich durch die gekrönten Namenschiffern unterscheiden. Isabella, gleich groß als Frau und Königin, keusch, fromm und einfach, bei aller Strenge gegen sich mild und opferwillig gegen Andere, verständig, thatkräftig und der wunderbaren Erfolge würdig, durch welche sie das kleine castilische Reich über ganz Spanien ausgedehnt und durch die Erwerbung Centralamerikas sogar über zwei Welten erstreckt hatte. Daneben ihr kluger und ritterlicher, der Ueberlegenheit Isabellens gegenüber jedoch fügsamer Gemahl Ferdinand V. von Aragonien, dessen Schwert ebenso wie Isabellens Krone und Scepter in der Kapelle bewahrt wird. Weiterhin der unglückliche Sprößling ihrer Ehe, der einzige, welcher Isabella überlebte, Johanna, vermählt mit dem Sohne des deutschen Kaisers und der schönen und vielbegehrten Erbin von Burgund, und somit dem muthmaßlichen Erben eines großen Theiles von Europa. Und endlich dieser selbst, Philipp der Schöne, den Johanna so abgöttisch geliebt, wie er es gewiß nicht seiner Treue wegen verdiente. Welche Schicksale stellten die jetzt so friedlich nebeneinander ruhenden Bewohner dieser Särge einst gegenüber! Denn Ferdinand war mit seinem Eidam zerfallen, und da er es nicht verhindern konnte, bis dieser nach dem Tode Isabellens 1504 sofort Castilien übernahm, suchte er wenigstens Aragon den Habsburgern dadurch zu entreißen, daß er sich mit Germaine de Foix, einer Nichte Ludwigs XII. von Frankreich vermählte, die indeß seine Hoffnung auf Nachkommenschaft nicht erfüllte. Doch erhielt er, als Philipp 28jährig bald nach seiner Schwiegermutter starb, wenigstens noch die Regentschaft über Castilien bis zum Heranwachsen seines erstgeborenen Enkels, des nachmaligen Kaisers Karls V., der den Trübsinn seiner Mutter und die Herrschergaben seiner Großmutter in sich vereinigt zeigte. Philipp fand nicht gleich nach seinem Tode seine bleibende Ruhestätte. Denn die über ihren Verlust in völligen Wahnsinn gerathene Wittwe entnahm seinen Sarg wieder der Gruft von Miraflores, setzte den Leichnam in prächtigen Kleidern in ihr Gemach und harrte seines Wiedererwachens, ja sie führte ihn selbst auf ihren nächtlichen Reisen mit sich, um unablässig beobachten zu können, ob er noch schlummere. Und wie lange mußte dann, als die fortschreitende Verwesung endlich die Beisetzung erzwungen hatte, die Unglückliche harren, bis sie wieder mit ihm vereinigt wurde! Denn erst 1555, mithin kurz vor dem Tode ihres großen Sohnes, erlöste sie der Tod aus ihrer geistigen Umnachtung. — In solche Erinnerungen versunken, empfand ich doppelt die wohlthätige Verklärung, mit welcher die Kunst ihre Fittige über menschliche Geschicke breitet: nur Größe und Liebreiz festhaltend, wie hier an den vier in königlichem Schmuck auf den Marmorsarkophagen ruhenden Gestalten, in ernster Würde die Männer, in holder Weiblichkeit die Frauen, welche die schönen Köpfe sanft nach der Seite neigen.

Die Tage fliehen. Die bleichen Vorboten des Octobermorgens kämpften noch mit der Nacht, als wir wieder am kahlen Bahnhofe standen. Doch wie ein erfrischendes Bad wehte bald thaukühl der junge Tag zum Waggonfenster herein, und herzerfreuend lachte die Sonne am andalusischen Himmel, als wir die Höhe des Bergrückens erreicht hatten, der den letzten Blick auf Granada gestattet — unweit von der Stelle des Padul, wo Boabdil beim Abzuge nach den Alpujarras zum letzten Male weinend hielt, um von seinem Lande Abschied zu nehmen. Lange noch mußte ich des als Namen jener Stelle bis auf den heutigen Tag erhaltenen „ultimo sospiro del moro" gedenken, und erst die neuen Bilder, welche die schöne Fahrt nach Malaga entfaltet, konnten das sympathische Gefühl zurückdrängen. Ueberboten freilich wurden die granadischen Eindrücke nicht mehr, nicht durch die Ueppigkeit der Vega von Malaga, oder durch den imposanten Hafen der alten Karthager, Cartagena, oder durch den langgestreckten Garten Catalonien mit der blühendsten Stadt Spaniens, Barcelona. Selbst als die deutsche Zunge wieder klang, konnte ich mich, dicht in meinen Plaid gehüllt, der vergleichenden Gedanken nicht erwehren, welche die Alpen neben die Sierra Nevada, unsere Felder und Wiesen neben die Feigen-, Granaten- und Olivengärten am Genil, die frostigen Nebel der Heimat neben den ewigen Frühling Granadas setzten.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Ein Schwabenstreich.

Lustspiel in vier Acten von Franz v. Schönthan.

Es gehört zu den dankbarsten aber auch billigsten komischen Motiven, einen von der poetischen Tarantel gestochenen Spießbürger auf die Bühne zu stellen, um bei dieser Gelegenheit nicht nur den seine überzähligen Verse scandirenden Dilettantismus, sondern auch die zünftigen Klassiker und solche, die es sein wollen, auszulachen. So erweitert sich der beliebte Scherz über die Dichteritis zur allgemeinen literarischen Satire. Das Schlimme ist nur, daß dabei auch wenig respectirliche Bemerkungen über das an sich gewiß ehrenwerthe Dichterhandwerk der Berufenen zu fallen pflegen, woraus der jedem geistigen Genuß abholde Philister einen Triumph seiner praktischen Engherzigkeit ableiten zu können glaubt. Dem Bühnendichter selbst, der einen solchen Stoff behandelt, droht jedoch dabei eine Gefahr. Ist er zu literarisch, so riskirt er, nur den Leuten, welche „zum Bau" gehören, verständlich zu sein und sein Publikum dadurch zu verkleinern, will er zu populär sein, so verfällt er leicht in die Charge, welche nur ein Zerrbild der Wirklichkeit ist und die „wenigen Edlen", um mit Klopstock zu reden, befremdet. Franz von Schönthan hat mit seiner neuen Komödie, die im Wallnertheater zur Aufführung kam, die Klippe geschickt zu vermeiden gewußt. Er zeigt uns den die Muse kitzelnden Philister von der harmlos lustigen Seite, unterdrückt jeden wohlfeilen Witz über das Dichten an sich und bleibt in seiner Charge allgemein verständlich und immer liebenswürdig und gefällig.

Der erste und hauptsächlichste Schwabenstreich, um den es sich hier handelt, ist eben die Marotte des Gutsbesitzers Friedrich Lörsch, ein Dichter werden zu wollen, ein allerdings pyramidaler Einfall, der keineswegs seiner eigenen Zirbeldrüse entsprungen ist. Seine sonst starkgeistige und hauskreuzartige Eheliebste, die er einst als holde Braut in gereimter Ungereimtheit besungen, hat in ihm nachträglich ein bedeutendes Talent entdeckt und will dasselbe zu europäischer Berühmtheit anerkannt sehen. Leider bedient sie sich dabei nicht des besten Mittels. Sie sorgt vor Allem für den Abdruck seiner Gedichte in einer obscuren Zeitschrift für dichtende Obdachlose, welche bereitwillig auf das Honorar verzichten und obendrein durch ausgiebige Abonnements das Blatt über Wasser halten. Und so wird denn auch Friedrich Lörsch Mitarbeiter und Dutzendabonnent der „Duftenden Blätter", welche von Herrn Dr. Winkelberg mit bekannter Meisterschaft redigirt werden. Daß dieser Herausgeber namentlich die kaufmännische Seite seines Handwerkes vortrefflich versteht, beweist er in seinem Verkehr mit Lörsch. Er läßt sich von diesem neuen Mitarbeiter seine Schulden bezahlen, nimmt auch dankbar Speise und Trank entgegen, und weiß ihn sammt seiner Familie zur Uebersiedelung nach Berlin zu bewegen, um so die milchende Kuh mehr in der Nähe zu haben. Aber der allzu straff gespannte Bogen zerspringt. Winkelberg führt den angehenden Dichter in die Walhalla, in die Wiener Cafés, hinter die Coulissen des Opernhauses und in andere reichshauptstädtische Vergnügungslokale (!). Herrn Lörsch gefällt dies ausnehmend und seiner Frau wird geschickt bedeutet: der zukünftige Romandichter müsse eben das Leben in corpore vili studiren, und die Nachtseiten der Gesellschaft lerne man bekanntlich nicht am Tage kennen. Zuletzt gehen aber dem Dichter wider Willen die Augen auf. Ein Poet pflegt doch sonst einen bedeutenden Gedanken zu haben; ihm ist aber während dieser langen Zeit rein gar nichts eingefallen. Also, calculirt er, bin ich kein Dichter, man mag sagen, was man will. Wenn aber der Herausgeber der „Duftenden Blätter" dies trotz alledem behauptet, so ist er einfach ein Freibeuter schlimmster Art, der dort hinauszugehen oder hinausgegangen zu werden verdient, wo der vorsorgliche Zimmermann das Loch gemacht hat. Und Herr Winkelberg wird also richtig hinausgewiesen, worauf Herr Friedrich Lörsch, nicht berühmt aber geheilt, mit seiner weltstadtmüden Familie wieder zu den Penaten heimwärts zieht.

Allein man begeht in diesem Stücke noch andere Schwabenstreiche. Frau Lörsch, geb. Zinkewitz, möchte nicht nur aus ihrem Manne einen großen Dichter machen, sondern obendrein noch ihre ältere Tochter mit ihrem Mann entzweien und ihre jüngere an einen Fürsten verheirathen, der sich, wie sich beim letzten Actschluß herausstellt, keineswegs in das Bild des Mädchens, sondern in dasjenige ihres schwarzlockigen Pudels verliebt hat. Drei Schwabenstreiche also für einen! Und sogar der Raisonneur des Stücks, Herr von Schwyburg, beweist die Richtigkeit seines Axioms, daß jeder Mensch einmal früher oder später seinen Schwabenstreich machen muß, an sich selbst, indem er zwischen Thür und Angel in ein leeres Zimmer hinein einen Heirathsantrag macht.

Ein frisches Talent, das sich namentlich im Erfinden komischer Situationen und in der Verwendung gewisser Requisiten zur Herbeiführung drolliger Scenen bewährt, spricht aus dem ganzen Werk. Von verwandten Werken G. v. Mosers u. A. unterscheidet sich der „Schwabenstreich" schon durch den literarisch gebildeten Ton, der darin vorherrscht. Schönthans Figuren reden geistvoll witzig, manchmal auch poetisch, und ihre schönen Redensarten glauben wir ihnen. Nur selten fällt er aus dem feineren Lustspielton, z. B. wenn sich die weltstädtischen Sybariten den uralten Theaterscherz erlauben, sich im Opernhaus als Statisten zu verkleiden, oder bei der jähen Verwandlung der vordem noch ganz in der Ländlichkeit aufgegangenen Provinzler in echte Berliner und in der nicht minder raschen Bekehrung und Buße des vermeintlichen Poeten. Mit solchen Sprüngen versöhnen dann wieder vollständig jene allerliebsten Scenen, wo Schönthan sich seinem Uebermuthe hingibt. Der zweite Actschluß ist ein kleines Meisterwerk. Des „Dichters Töchterlein" hat ihren gegenüber wohnenden Anbeter durch Beleuchtung ihres Fensters und einen groß gedruckten Theaterzettel des Solocherzes: „Komm her!" zu sich herüber gelockt, aber wie er wirklich erscheint, da erfaßt das allein zu Hause weilende Mädchen eine große Angst. Doch sie weiß einen Ausweg. Sie öffnet die Thüre des Nebenzimmers halb und bittet den lieben Eindringling, er möge leise sprechen, denn ihre kranke Mutter sei nebenan und höre Alles. Folgt eine gedämpfte Liebeserklärung, die aber beide Theile so gewaltig echauffirt, daß sie sich die vorgeblich für die Mutter bestimmten Eisumschläge heimlich selbst auflegen. Am Ende stürmt das Mädchen fort, allein der Liebhaber ist schnell entschlossen. Da ja die Mutter doch Alles gehört haben muß, so will er nicht länger hinter dem Berge halten. Er nähert sich der halbgeöffneten Thüre und wiederholt laut und vernehmlich seine Erklärung, als plötzlich die Thüre hinter ihm aufgeht und die vermeintlich Kranke in Hut und Mantel von ihrem Ausgang zurück erscheint. Das Entsetzen des hinters Licht geführten Liebhabers ist komisch genug, um nicht nur einen effectvollen Actschluß zu ermöglichen, sondern auch um den Zuschauer mit zwei etwas schleppenden Aufzügen, in denen die Handlung nicht vorwärts kommt, zu versöhnen und den Erfolg des ganzen Stückes zu entscheiden. Gespielt wurde ausgezeichnet.

Z.

Opern und Concerte.

Die letzten Wochen des Jahres haben viel Interessantes, aber wenig Neues gebracht, und nur die Symphonie von Klughardt, von der wir später sprechen werden, bewog uns, noch vor Jahresschluß einen Artikel zu bringen. Das „Wagner-Theater" endete mit dem fünften oder sechsten Cyclus und brachte noch einige Extra-Walkyre-Vorstellungen; die königliche Oper führte nach einem Jahre Pause „Tristan" wieder vor; zu gleicher Zeit gastirte Pauline Lucca daselbst, und versetzte wie immre alle Theaterfreunde in Aufregung. Wir haben der genialen Sängerin in diesen Blättern im verflossenen Jahre eine lange Besprechung gewidmet, auf die wir zurückweisen. Jetzt ist nur zu erwähnen, daß sie in der „Widerspänstigen Zähmung" als Kathrine sich in einer neuen Rolle gezeigt und eine ganz ausgezeichnete, echt künstlerische, alle anderen bisherigen weit überragende Leistung geboten hat. Wir glauben nicht, daß irgend eine Sängerin sie in dieser Rolle erreicht, geschweige denn übertrifft. Der Uebergang vom unbändigen Trotze zum unwilligen Nachgeben bis zur hingebenden Liebe war gesanglich wie in Darstellung vollendet wiedergegeben: die Kenner theilten das Entzücken des Publikums.

Zwei große „gemischte" Concerte, das eine im Victoria-Theater für die Leidenden am Rhein, das andere (Matinée) für den königl. Opernchor im Opernhause, haben allgemeines Interesse erregt. In beiden wurde „Das Versprechen hinter'm Herd" aufgeführt, dort glänzte als „Nandl"

Digitized by Google

die — Reicher-Kindermann (die am selben Abende mit Niemann den ersten Act der Walkyre ausführte), hier die liebenswürdige geniale Wegner. Wir können beiden Künstlerinnen dasselbe unbedingte Lob ertheilen, daß sie in anderen Rollen unvergleichlich Besseres leisten; die großartige Reicher-Kindermann (die wenigstens als geborene Baierin den Dialect richtig spricht) fürchtete sich zu viel Nandl zu sein, die geniale liebenswürdige Wegner fürchtete es zu wenig zu sein, jene hielt zurück, diese übertrieb, — und so wars bei beiden — — „halt nix" (eben nichts). — In ersterwähntem Concerte trat auch ein neuer Pianist auf, Hr. d'Albert, dem großes Getöse aus Weimar voranging. Der sehr junge Mann hat eine erstaunliche Technik und auch Feuer; für die Études symphoniques von Schumann, die er neben der Berceuse von Chopin spielte, fehlte ihm die künstlerische Reife; die Polonaise von Chopin, die er noch angekündigt hatte, fiel aus, weil das Publikum nicht die Ruhe zeigte, in einer auf 3 Stunden berechneten gemischten Vorstellung ein ganzes Clavierconcert-Programm extra durchzumachen, und der Arrangeur des Abends sich bewogen fühlte, durch Winke aus der Coulisse ihn von weiterem Vortrage abzuhalten. Ein endgültiges Urtheil über seine jedenfalls bedeutenden Leistungen kann erst nach einem von ihm zu veranstaltenden Concerte gefällt werden. In der Opernhaus-Matinée sang Pauline Lucca Lieder und bewies neuerdings, daß sie eine geniale dramatische Sängerin ist, dem wahren Liede aber ferner steht.

Wir haben nunmehr mit Vergnügen der Symphonie von Klughardt zu gedenken, die in einem der Abendconcerte der Königlichen Capelle vorgeführt ward und allgemein gefallen hat. Nicht ohne Zagen waren wir in die Soiree gegangen, um daselbst eine neue Composition zu hören, da die Erfahrungen der letzten Jahre wohl geeignet waren, uns mißtrauisch zu stimmen. Die herrliche, aus den besten Künstlern gebildete Königl. Kapelle ist durch die Leitung dieser Concerte in eine ganz abschüssige Bahn gebracht worden. Die Programme zeigen alljährlich dieselben alten Ouverturen von Ali-Baba, den „Freischütz" u. dgl., die man in der Oper hundertmal gehört hat, dieselben ermüdenden Symphonien von Haydn und Beethoven; und wenn einmal eine neue Composition eines Lebenden gebracht wird, so ist es entweder eine solche, die schon von vielen anderen Orchestern mit Erfolg vorgeführt ward, oder solche, die — andere Orchester nicht vorführen, weil sie zu unbedeutend sind. Eine vor einiger Zeit gebotene Symphonie war geradezu kindisch zu nennen, die Wahl erschien unbegreiflich. Um so angenehmer waren wir von der Klughardtschen überrascht. Sie ist zwar nicht als ein ganz eigenartiges Werk zu bezeichnen, aber so frisch, so lebhaft in den Motiven, so natürlich und doch so künstlerisch gearbeitet, daß man Freude daran haben konnte. Der erste Satz ist der schwächste, und das ist in unseren Augen ein großer Vortheil, da in den meisten Symphonien der Neuzeit der große Theil des Gedankenkapitals bereits im ersten Satze ausgegeben ist. Das Adagio ist sehr schön, die Motive zeugen von tiefer Empfindung, die Durchführung ist meisterhaft zu nennen. Das menuettartige Scherzo und das Finale sind voll interessanter melodiöser und harmonischer Momente, und von frischer Bewegung und Steigerung. Das Publikum zeigte sich auch von Satz zu Satz angeregter, und nach dem Finale erscholl ein stürmischer Beifall, wie er sehr selten in jenen Räumen und bei einer neuen Composition zu hören ist. Dem trefflichen Hofkapellmeister Radecke, der in diesem Concert an der Stelle des Herrn Oberkapellmeister Taubert dirigirte, dankte das Publikum für die ausgezeichnete Führung des Orchesters durch lebhaftesten Hervorruf. H. Ehrlich.

Notizen.

Der Reichstag wurde bei der diesmaligen Wiederaufnahme seiner Winterarbeit nicht überaus freundlich von Auflösungsgerüchten begrüßt, die ihn jedoch nicht aus der Fassung brachten, auch bald wieder zerstoben sind. Dem Zwillingsetat, wie ein liberales Blatt das sonderbare Opus einmal getauft hat, konnte das deutsche Parlament keinen Geschmack abgewinnen, war vielmehr der Meinung, daß jeder Tag seine Plage habe und legte deswegen das künftige Budget respectvoll aber entschieden bei Seite. Das Land konnte daraus wieder die Beruhigung schöpfen, daß die Wahrung seiner constitutionellen Vorrechte sich in guten Händen befindet. Daß der Reichstag keine systematische Opposition verfolgt, sondern, wo es darauf ankommt, seiner vaterländischen Aufgabe auch an der Seite der Regierung gerecht wird, hat die Ablehnung des bekannten elsaß-lothringischen Antrages wegen der Sprachenfrage bewiesen, die uns die sonst unausbleibliche französische Befriedigung über ein deutsches Votum erspart hat, von dem Schaden ganz abgesehen, welchen eine andere, wenn auch nur demonstrative, und angesichts der Dispositionen des Bundesraths wirkungslose Abstimmung in den Reichslanden selbst hervorgebracht haben würde. Hier waren also Regierung und Majorität in erfreulicher Weise einverstanden. Die Abgeordneten, sowohl des Parlaments, wie auch der preußischen Kammern, haben sich inzwischen unbeschadet der Weihnachtsferien in Berlin gewiß so wohnlich wie möglich eingerichtet. Die deutsche Residenz wächst ja auch von Jahr zu Jahr an Ausdehnung, großstädtischem Comfort und politischer Bedeutung. Dabei will sie sich nicht büreaukratisch gehorsam, oder gar im feudalen Sinne conservativ umstimmen lassen, sondern bleibt nach wie vor liberal. Bei den letzten Stadtverordnetenwahlen, hauptsächlich veranlaßt durch das gesetzmäßige zweijährige Ausscheiden eines Drittels der Mitglieder, haben bekanntlich in der ersten und zweiten Abtheilung ausschließlich die liberalen Candidaten obgesiegt, während in der dritten Abtheilung nur etwa zwei bis drei sogenannte conservative Candidaten durchkamen, und zwar in Bezirken, die schon bis jetzt ähnlich gewählt hatten. Es war dies ein deutliches, charakteristisches Memento für die Herren zur Rechten, was passiren würde, wenn die vielberufene Auflösung der Stadtverordnetenversammlung nun wirklich bald oder später eintreten sollte. Berlin hat also seinen Standpunkt, wie es sich geziemt, fest behauptet, was die Reichstagsmitglieder in ihrer überwiegenden Mehrzahl wohlthuend angemuthet haben wird. Diese werden auch sicherlich die neue Hamiltonsche Sammlung mit großem Interesse in Augenschein nehmen und ihre Freude daran haben, daß wir mehr und mehr Sehenswürdigkeiten aufweisen und es auch in dieser Beziehung mit Paris und London bald aufnehmen werden. Rom allerdings, wie oft bemerkt, wird schon durch seine monumentalen Erinnerungen aus der antiken wie aus der ersten christlichen Zeit einen nie zu erreichenden Vorrang behaupten. Hier muß Berlin schon der Concurrenz entsagen. Hoffentlich werden wir es auch in der polizeilichen Unsicherheit ihm nicht gleichthun wollen. Was vor Kurzem hier am Orte einem Attaché der italienischen Botschaft in der Nähe des Thiergartens passirte, als er gegen Mitternacht aus einem Club Unter den Linden nach Hause ging und räuberisch angefallen wurde, das mochte freilich in ihm seltsame heimatliche Anklänge wachgerufen haben. Aber eine Scene, wie sie einem englischen Diplomaten und dem seitdem verstorbenen Componisten der Oper Carmen, Herrn Bizet, am Tiberufer widerfuhr, dürfte sich doch bei uns nicht leicht ereignen. Der Musiker bat einen seine Cigarre rauchenden Herrn, welchem er spät Abends auf der Straße begegnete, um Feuer. Dieser blieb erschrocken stehen, und als nun gar der in einen Mantel gehüllte Engländer mit derselben Bitte hinzutrat, schrie der Römer laut auf: Madonna mia, che paura! und suchte das Weite. Mit solchen romantischen Zwischenfällen werden wir nicht sobald prunken können und sicherlich auch kein besonderes Verlangen danach tragen. Nach Conferenzen und Congressen gelüstet es uns ebenfalls nicht mehr. Der Reichskanzler soll sich wenig danach sehnen, und mit der ägyptischen Conferenz haben ohnehin bis jetzt nur einige auswärtige Sensationsblätter in stiller Zeit ihr Dasein gefristet. Von einer Revision des Berliner Friedens, die vielleicht anständigerweise an demselben Orte stattfinden müßte, wo das Originalwerk das Licht der Welt erblickt hat, ist nur in den phantastischen Spalten des russischen Golos und ähnlicher Organe die Rede gewesen. Die ägyptische Frage bleibt jedenfalls wie keine andere eine Fundgrube für journalistische Spiegelfechtereien, und ihre baldige Lösung würde deswegen von zahlreichen Blättern ohne Zweifel lebhaft bedauert werden.

* * *

Neumanns Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. Mit Ravensteins Specialatlas von Deutschland. (Bibliographisches Institut in Leipzig 1882.)

Dieses Werk des bekannten Geographen und Statistikers, kein bloßes Ortschaften-Verzeichniß wie andre, ist nicht nur dem Geschäftsmann und Beamten ein äußerst praktisches Nachschlagebuch, das ihnen über sämmtliche Post-, Eisenbahn- und Telegraphenstationen sowie über die Gerichtsbarkeit stets die zuverlässigste Auskunft ertheilt, sondern jedem Lehrer ein nothwendiges Hülfsbuch und jedem Gebildeten, weil

Digitized by Google

es alle topopraphischen Namen, die Berge, Seen, Flüsse und die Provinzen, Bezirke, Kreise ꝛc. ꝛc., aufführt und stets Geschichte, Industrie, Handel und Gewerbe ausgiebig berücksichtigt, ein werthvolles Hausbuch, das man gern seiner Bibliothek einverleibt. Mit dem dazukommenden Ravenstein'schen Atlas und seiner Fülle von Plänen, Tabellen, Karten ꝛc. wird es ein geographisch-statistisches Handbuch des neu erstandenen Reichs, wie wir es bis jetzt noch nicht besaßen. Alle Angaben beruhen auf den neuesten und zuverlässigsten Quellen; die Pläne und Karten sind sämmtlich neu gestochen, die ganze Ausstattung ist eine vorzügliche.

* * *

Molières Tartuffe. Geschichte und Kritik von Wilhelm Mangold. Oppeln, Frank.

Mangold bietet hier eine sehr gründliche Untersuchung über den Bildungsgang des Dichters und die religiösen Verhältnisse der Zeit und verfolgt die Geschichte des merkwürdigen Meisterstückes und aller seiner Nachahmungen und Uebersetzungen bis auf unsere Tage. Als ein Molièrist à outrance erweist sich der Verfasser darin, daß er die unstreitig schwächste Seite des Lustspiels, die Lösung, nicht so unbedingt verwirft. Mangold sieht den Kernpunkt derselben in Tartuffes Entschluß, Orgon selbst beim Könige zu denunciren, welcher aber den Denuncianten und alle seine früheren „Schändlichkeiten" längst kenne und daher auch bestrafen werde. Woher kommt aber dem Könige so plötzliche Wissenschaft?... Das Buch eignet sich besonders für solche Leser, die sich in Molière hineinarbeiten wollen.

Offene Briefe und Antworten.

Ein ungedrucktes Gedicht von Gottfried Kinkel.

Im Januar 1879 wurde im Züricher Theater, dessen Direction damals Herr Joseph L'Hamé führte, Kinkels Drama „Nimrod" aufgeführt. Am Tage nach der ersten Aufführung sandte Kinkel an Herrn L'Hamé, derzeitigem Oberregisseur des deutschen Stadttheaters in Milwaukee, Ver. Staaten von Nord-Amerika, das hier abgedruckte, bisher noch nicht veröffentlichte Gedicht. Dasselbe wurde uns von Milwaukee zugeschickt und lautet:

Der edlen Klinge Toledaner Stahl
Ruht thatlos doch im Waffensaal,
Erst wenn des Fahnenschmieds erfahrne Hand
Ihr fest den guten Griff verband,
Dann sprüht sie Flammen durch das Schlachtgefild!
Das ist des Dichters und des Mimen Bild:
Was frommt, daß fein das Schwert der Dichter schliff?
Zum Blitz erst wird es durch des Mimen Griff!

Gottfried Kinkel.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind zu adressiren

An die Redaction der „Gegenwart"
Königin Augusta-Strasse 12.
Berlin W.

Inserate.

Jeder Buchhändler schmunzelt, jede Postanstalt freut sich, denn

Kobold ist da!

Er bringt ausser vielen Text-Zeichnungen auch colorirte Illustrationen, sämmtlich von Künstlern ersten Ranges.
Er erscheint natürlich Freitags. — Quartalpreis selbstverständlich 3 *M.*

Collection Spemann Band 36 enthält: *Demokritos* oder *Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen* von Karl Julius Weber. Ausgew. u. eingel. v. Paul Moritz.
Preis des gebundenen Bandes 1 Mark. Franco per Post M. 1. 25 Pf.

Meine wahrhaft schön singenden
Kanarienvögel
werden in einer Verpackung versandt, bei der Hungern, Dursten, Erfrieren der Vögel unmöglich ist.
R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz.

Cacao-Vero,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao. 1 Pfd. = 100 Tassen. Preis: per 1/1 1/2 1/3 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 80 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

PRUSIAS von Ernst Eckstein. Neuer Roman aus der römischen Geschichte. Horers Familienblatt bisher Deutsches Familienbl. Preis pränumerando M. 1.– in Heften zu 50 Pf. Probenummern gratis franko. Verlag von J. H. [illegible] Berlin SW.

Interessanteste Wochenschrift.

Deutsches Montags-Blatt.

Diese durch und durch **originelle** literarisch-politische Wochenschrift, welche die **hervorragendsten** deutschen Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält eine Fülle geistvoll geschriebener Artikel, die ein treues Spiegelbild der politischen, literarischen und künstlerischen Strebungen unserer Tage darstellen. Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erscheinung in Wissenschaft, Politik, Kunst und Leben findet im **„Deutschen Montags-Blatt"** unparteiische und erschöpfende Behandlung, während die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart in elegantester Form interessante Beleuchtung erfahren. Belletristische Feuilletons und Humoresken sorgen für die Unterhaltung der Leser.

Diese literarisch-politische Zeitschrift ersten Ranges, welche am **zeitungslosen** Tage, dem Montag, erscheint, verbindet die Vorzüge einer unterhaltenden und anregenden **Wochenschrift** mit denen einer wohlinformirten, reich mit **Nachrichten** aus erster Quelle ausgestatteten **Zeitung**, und so entspricht das **„Deutsche Montags-Blatt"** in seiner Doppel-Natur einem **entschiedenen Bedürfniß des gebildeten Lesepublikums**, wofür die große Verbreitung den besten Beweis liefert.

Alle **Reichspostanstalten und Buchhandlungen** nehmen Abonnements zum Preise von **2 Mark 50 Pf.** pro Quartal entgegen. Zur Begegnung von Verwechselungen verweise man bei Postbestellungen auf **Nr. 1352** der Post-Zeitungs-Preisliste pro **1883.** **Probenummern** versendet **gratis** und **franco** die Expedition des **„Deutschen Montags-Blatt", Berlin SW.**

Digitized by Google

Neues Abonnement beginnt im Januar.

Wochenschrift für

Politik, Litteratur, Kunst u. Wissenschaft.

Reichhaltigste deutsche Wochenübersicht. Das Neueste und Interessanteste aus allen Gebieten. Enthält das Wissenswerteste aus neuen Büchern und Broschüren, aus allen grösseren Zeitungen und Zeitschriften aller Parteien.

Wöchentlich 32 Folioseiten.

Verlag von J. H. Schorer in Berlin, S.W.

Das

ECHO

Beste Zeitung für Vielbeschäftigte und für Deutsche im Auslande.

Preis vierteljährlich M. 2.50 oder fl. 1.63 Ö.W. = Fr. 3.35.

Man abonniert auf der Post und in den Buchhandlungen.

Mit Kreuzbandversendung nach dem Weltpostgebiet 4 M. oder fl. 2.30 Ö.W. = 5 Fr.

Nach Ländern ausserhalb des Weltpostvereins M. 5.50 vierteljährlich.

Probenummern gratis und franko.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne und klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke ꝛc.), mit 4 Photographien nach Kiesel, Murillo, Grützner, Franz Hals, ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direkt von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen.

In unserem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Gedichte

von

Hans Hopfen.

Kl. 8. in Prachtband 6 Mark, in Liebhaberband 10 Mark.

Berlin W., Kronenstr. 17.

Allgem. Verein für Deutsche Literatur.

Im Verlage von **E. Kempe** in **Leipzig** erschienen:

Caesar, übersetzt von Franz Violet.
Herodot, übersetzt von Prof. J. Maehly.
Plutarch, übersetzt von Dr. Paul v. Boltenstern und Dr. H. Stoessell.
Sallust, Tacitus, übersetzt von Dr. Victor Pfannschmidt.
Thucydides, übersetzt von Prof. Dr. Eyssenhardt.
Xenophon, übersetzt von E. Flemming.

Die grossen historischen Meisterwerke des klassischen Alterthums in musterhafter, sorgfältigster Uebertragung, elegant ausgestattet.

Etwa 130 Hefte à 50 ₰ oder 18 Bände à 4 M. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Von der Tacitus-Uebersetzung sagt das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“ 1881 No. 24:

„Wir tragen kein Bedenken, diese Uebersetzung für die beste zu erklären, die uns von klassischen Prosawerken bekannt ist.“

Aehnlich viele andere Urtheile. — Gleiche Sorgfalt ist auf die übrigen Autoren verwandt. — Bestellungen und Abonnements nehmen alle Buchhandlungen an. —

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der feige Wandelmar.

Ein erzählendes Gedicht nach einer altdeutschen Sage von **Hans Hoffmann.**

brosch. M. 2.—, eleg. in Lwd. geb. M. 3.—

Aus dem reichen Schatz altdeutscher Heldensagen des XIII. Jahrhunderts greift der Dichter eine der reizvollsten Episoden heraus: die, vom frischesten Humor durchwehte Geschichte von Jarl Iron und seiner Wisendjagd. Ohne jedoch den vergeblichen Versuch zu machen, die alte Sage in ihrer ursprünglichen Gestalt zu reconstruiren, macht er unbesorgt von dem Recht des Dichters Gebrauch, die eigne Phantasie den überlieferten Stoff umspielen, durchflechten und erweitern zu lassen, und weiß in solcher Art aus den Bruchstücken der Tradition ein rundes und volles Ganze herauszuarbeiten, sich dennoch wohl hütend, von dem kecken Humor und dem kräftigen Waldgernch der altsächsischen Lieder etwas aufzugeben.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Herm. Hettner's Morgenroth

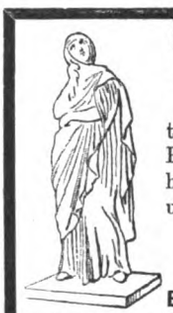
1847—1851

von **Jac. Moleschott.**

In hocheleg. Ausstattung gedr. m. Schwab. Schrift, eleg. geheftet M. 3.—, in Prachtband m. roth oder Goldschnitt M. 4.50.

Der berühmte Physiologe bietet diesmal eine Gabe schönwissenschaftl. Inhalts, von hohem literarischen Interesse. Vorzügliches Weihnachtsgeschenk. Bei Einsendung des Betrags franco per Post durch Unterzeichneten.

Gießen. Verlag von **Emil Roth.**



Tanagra-Figuren.

Katalog mit 20 Illustrationen dieser „köstlichsten Publicationen des Kunsthandels“ versendet gratis und franco

Fritz Gurlitt,
Kunsthandlung.
Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Das „Ausland“,

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

beginnt am 1. Januar 1883 unter der Leitung von Professor Dr. **Friedrich Ratzel** in **München** seinen sechsundfünfzigsten Jahrgang. Das **„Ausland“** wird von jetzt an Illustrationen, Karten und Pläne überall da bringen, wo das Verständniß des Textes es erheischt und wird dadurch, wie auch durch die beständige Erweiterung seines Mitarbeiterkreises und die Bereicherung und Vertiefung der seit dem letzten Jahre eingeführten, bewährten Abschnitte „Notizen“ und „Kleinere Mittheilungen“ seiner Aufgabe, eine **Uebersicht des Wissenswerthen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde und eine vollständige Chronik aller Fortschritte auf diesem Gebiete** zu sein, immer näher kommen.

Preis pro Quartal 7 Mark,
bei directer Zusendung unter Kreuzband M. 8.30.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Im Verlage von **Heinrich Minden,** Dresden und Leipzig, erschienen soeben:

Ungeschminkte Briefe

von

Friedrich Haase.

Preis in elegantester Ausstattung M. 1.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages direct von der Verlagshandlung.

Im Verlage von **Heinrich Minden,** Dresden und Leipzig, erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

„Es“

und

Andres

von

Baron von Roberts.

Preis eleg. broch. M. 3.—, in Originalband M. 4.—

„Es“ ist die unter 750 Bewerbern mit dem ersten Preise gekrönte Novellette. „Andres“ schliesst sich ihm würdig an.

Redaction und Expedition, Berlin W., Königin Augusta-Str. 12. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

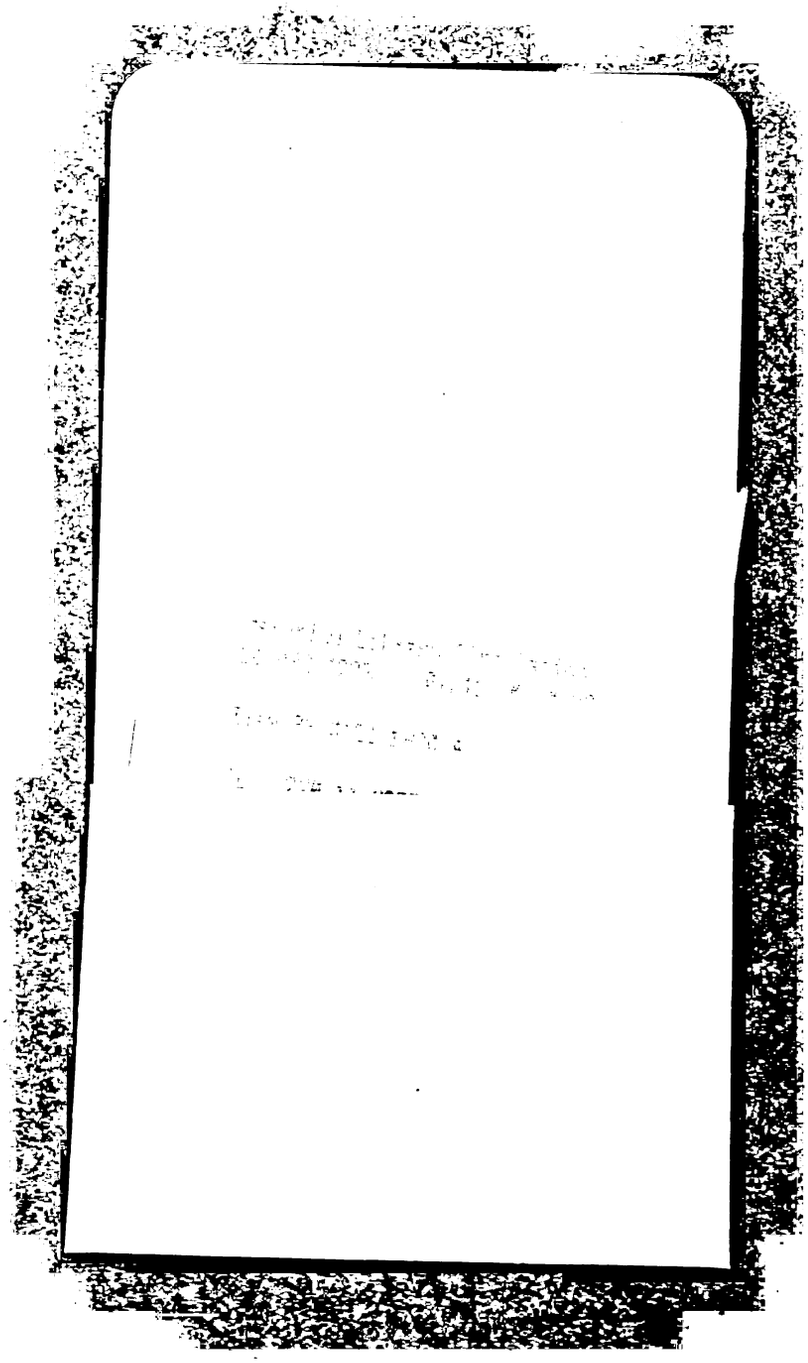
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

89012118204

Digitized by Google



Digitized by Google

89012118204

b89012118204a